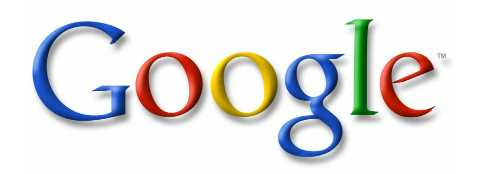
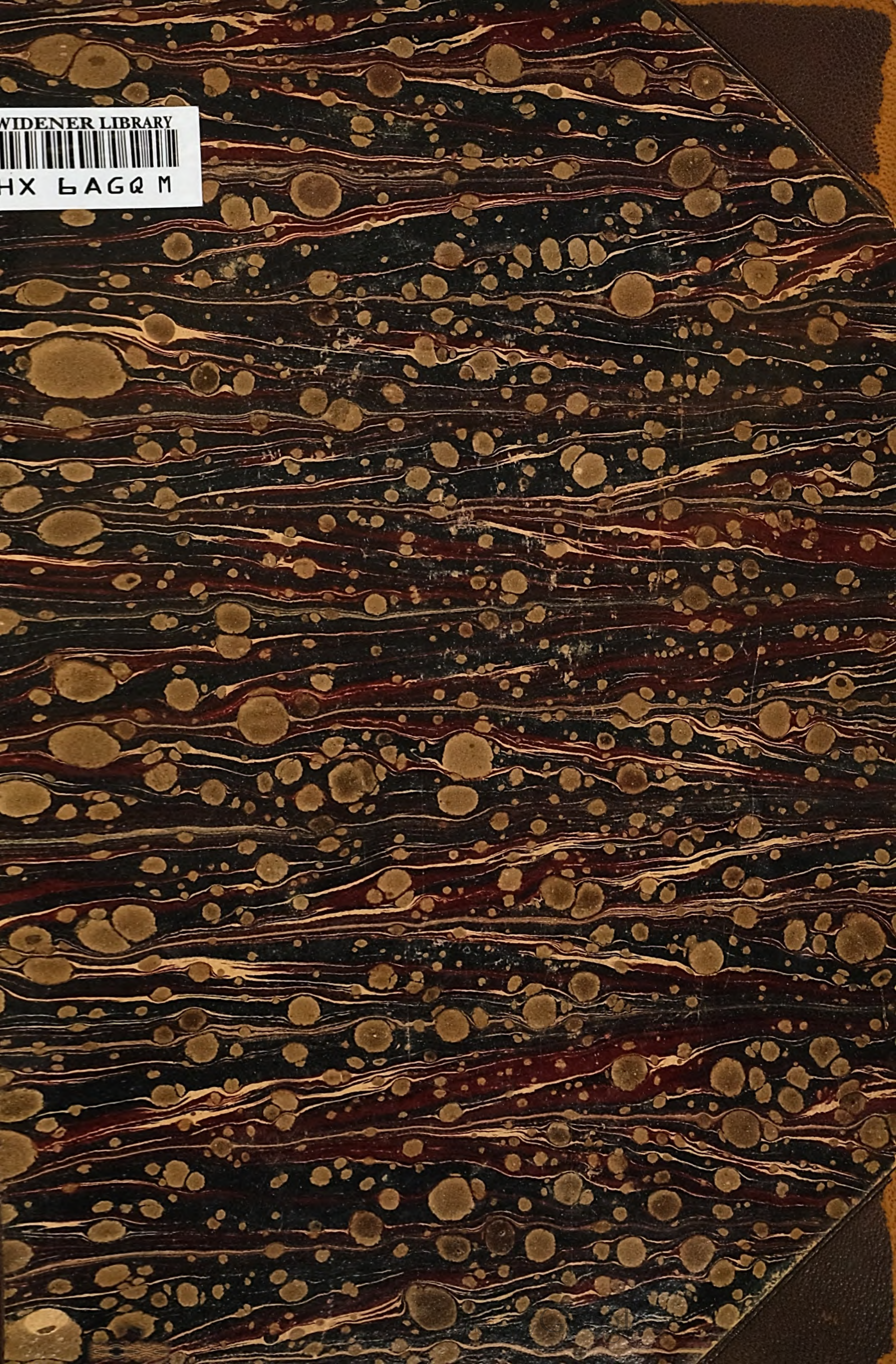



WIDENER LIBRARY
HX ҌAGQ M


SIGILLUM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV·ANG·
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS

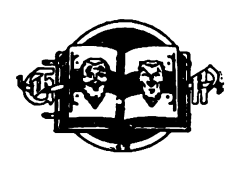
Der Türmer

Kriegsausgabe

Herausgeber: J. E. Freiherr von Grotthuß

Achtzehnter Jahrgang · Band II

···· (April bis September 1916) ····



Stuttgart

Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer

Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

Novellen und Skizzen

Aufsätze

Besprochene Schriften

Türmers Tagebuch

Literatur

Bildende Kunst



Musik

Auf der Warte

Kunstbeilagen und Illustrationen

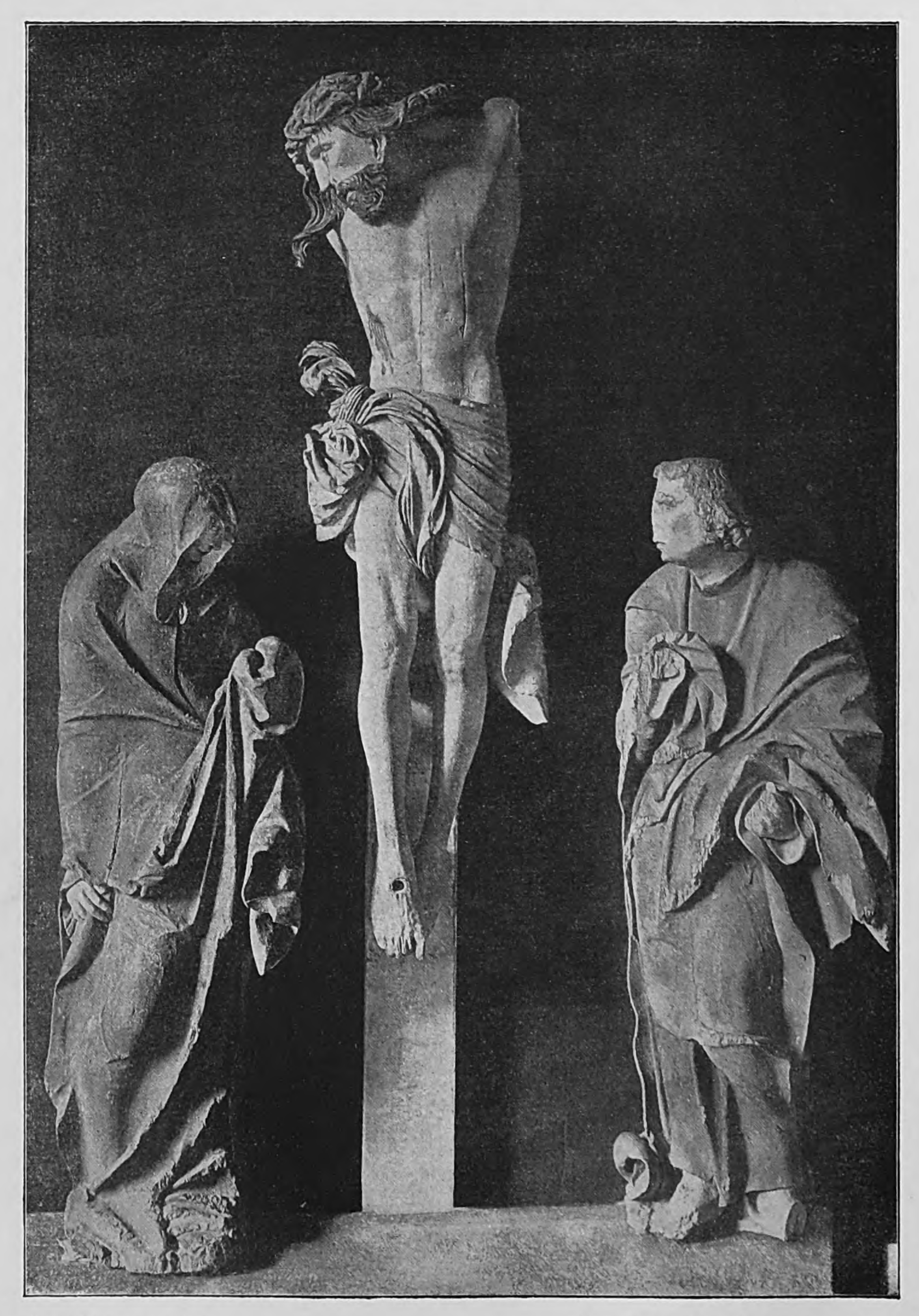
Notenbeilagen

Briefe

Auf den Beilagen.







Kreuzigungsgruppe — Darmstadt, Großh. Landesmuseum

Beilage zum Türmer

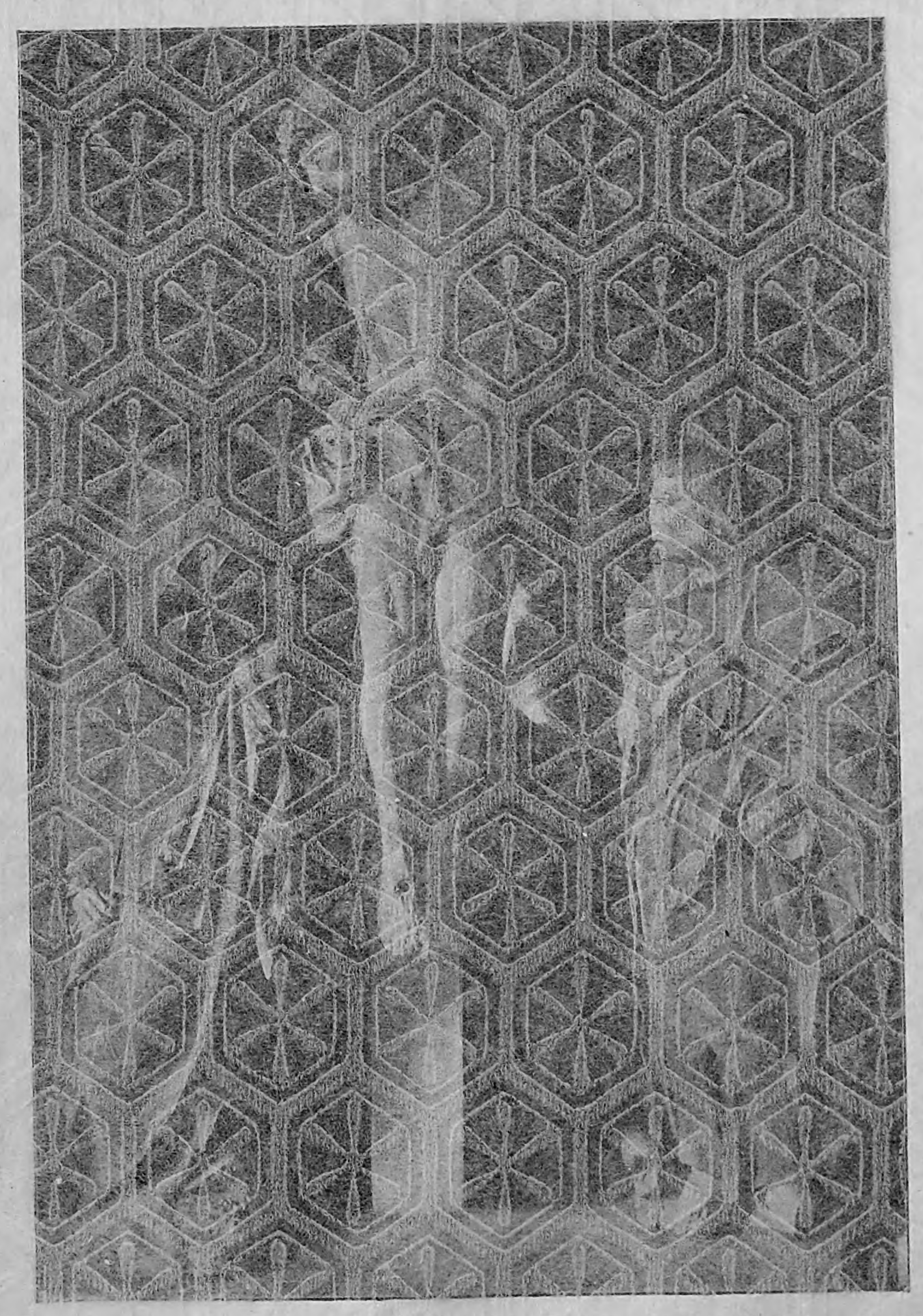


XVIII. Jahrg. Erstes Aprilheft 1916 Heft 13

Fragen an Deutschlands Zukunft

Von J. E. Freiherrn von Grotthuß

Wie ist doch dieser Krieg unserem Volke über den Kopf gekommen! Auf „Weltkultur“ und „Weltwirtschaft“ hatten wir unsere Sache gestellt. Wenn man uns irgendwo durch eine „offene Tür“ mit durchschlüpfen ließ, freuten wir uns wie die Kinder. Als es dann mit Worten nicht weiter ging und die Wirklichkeiten ihr Recht forderten, waren wir mit einem Male von der ganzen schönen „Weltkultur“ und noch schöneren „Weltwirtschaft“ abgeschnitten, waren wir sogar aus der farbentrunkenen Liste der „Kulturvölker“ gestrichen. Die „offene Tür“ wurde uns nicht nur vor der Nase zugeschlagen, sondern wir mußten auch alles, was außerhalb unseres eigenen Hauses sich befand, dahinter lassen. Was wir mit unermüdlichem Fleiße, mit Opfern, die uns niemand ersetzen wird, in langen Jahrzehnten geschaffen hatten, blieb draußen, wurde eine leichte Beute der Räuber —: Kolonien, Schiffe, bewegliche und unbewegliche Güter. Und das Schmachvollste: unser teuerstes, unser eigenes Volksgut, Millionen unserer über den ganzen Erdkreis verschwendeten Brüder. All die Arbeit, all das geistige und wirtschaftliche Kapital, das unser Fleisch und Blut in den Aufbau und die Fugen der fremden Staaten gemauert hat, wird heute gegen uns gestemmt, ist in den Dienst unserer Feinde gestellt. Hunderttausende, Millionen Deutscher müssen auch noch persönliche Knechtsdienste für den Feind im Kampfe gegen uns leisten. In den amerikanischen Munitionsfabriken



Kreuzigungsgruppe — Darmstadt, Großh. Landesmuseum

Beilage zum Türmer



XVIII. Jahrg. Erstes Aprilheft 1916 Heft 13

Fragen an Deutschlands Zukunft

Von J. E. Freiherrn von Grotthuß

Wie ist doch dieser Krieg unserem Volke über den Kopf gekommen! Auf „Weltkultur“ und „Weltwirtschaft“ hatten wir unsere Sache gestellt. Wenn man uns irgendwo durch eine „offene Tür“ mit durchschlüpfen ließ, freuten wir uns wie die Kinder. Als es dann mit Worten nicht weiter ging und die Wirklichkeiten ihr Recht forderten, waren wir mit einem Male von der ganzen schönen „Weltkultur“ und noch schöneren „Weltwirtschaft“ abgeschnitten, waren wir sogar aus der farbentrunkenen Liste der „Kulturvölker“ gestrichen. Die „offene Tür“ wurde uns nicht nur vor der Nase zugeschlagen, sondern wir mußten auch alles, was außerhalb unseres eigenen Hauses sich befand, dahinter lassen. Was wir mit unermüdlichem Fleiße, mit Opfern, die uns niemand ersetzen wird, in langen Jahrzehnten geschaffen hatten, blieb draußen, wurde eine leichte Beute der Räuber —: Kolonien, Schiffe, bewegliche und unbewegliche Güter. Und das Schmachvollste: unser teuerstes, unser eigenes Volksgut, Millionen unserer über den ganzen Erdkreis verschwendeten Brüder. All die Arbeit, all das geistige und wirtschaftliche Kapital, das unser Fleisch und Blut in den Aufbau und die Fugen der fremden Staaten gemauert hat, wird heute gegen uns gestemmt, ist in den Dienst unserer Feinde gestellt. Hunderttausende, Millionen Deutscher müssen auch noch persönliche Knechtsdienste für den Feind im Kampfe gegen uns leisten. In den amerikanischen Munitionsfabriken

fertigen Tausende deutscher Hände die Mordgeschosse, mit denen ihre Brüder zerfleischt werden. Ungezählte Tausende Deutscher müssen in anderen Ländern ähnliche Dienste gegen ihr Vaterland verrichten. Andere Tausende werden durch Hunger und Martern langsam gemordet.

Es war ja „alldeutscher" Größenwahn, von der Welt etwas anderes zu verlangen, als die „offene Tür" zur „Weltkultur" und „Weltwirtschaft" — natürlich, wie sich's — für uns! — von selbst versteht: über die Hintertreppe, denn der bevorrechtete eigenmächtige Zugang war „nur für Herrschaften". Wenn aber die „alldeutschen Narren" sich erkühnten, dieses doch nicht für so selbstverständlich zu halten, schämte man sich ihrer und schüttelte, sich entschuldigend, die Lästigen als „eine Handvoll Illusionspolitiker" ab, die von unseren vornehmen Gönnern doch ja nicht ernst genommen werden möchten! Noch im Weltkriege, Ende April 1915, fühlte sich ein „prominenter" Vertreter unserer „Weltkultur" und „Weltwirtschaft" zu der Erklärung berufen, das Deutsche Reich erstrebe kein höheres Ziel, als „die Möglichkeit zu erhalten, den Überschuß seiner Bevölkerung nach dem Auslande mit Erlaubnis der auswärtigen Regierungen abzugeben"!

Nur ein so leichtgläubiges, mit schaumschillernden Kulturphrasen einzuseifendes Volk konnte sich so lange in dem Wahne wiegen, es genüge schon, Werte zu schaffen, um sie auch zu behalten; man brauche einen Besitz nur rechtmäßig erworben zu haben, um auch im Besitz zu bleiben. Was im bürgerlichen Leben jedem Deutschen als sträflicher Leichtsinn gegolten hätte: eine Arbeits- oder Kapitalsleistung aufzuwenden, ohne sich den unantastbaren Besitz der Gegenleistung durch alle nur erreichbaren Mittel zu sichern, — dagegen hatte man im Verkehr mit fremden Völkern keine ernsthaften Bedenken. Bürgten uns doch die Anständigkeit, das Rechtsgefühl der fremden Regierungen, schlimmstenfalls (dann aber todsicher!) die Verträge, die wir mit ihnen geschlossen hatten. Es ist die gleiche heillose, unverantwortliche Selbsttäuschung, wie der Glaube der Pazifisten an ein papierenes „Völkerrecht", das weiter reichte, als der jeweilige gute Wille derer, die es zu Papier gebracht haben. Beschämend ist es, immer wieder die Binsenwahrheit herausstellen zu müssen, daß ein Recht nur so weit reicht, als ein Richter da ist, der nicht nur das Urteil fällt, sondern auch die Macht hat, es zu vollstrecken.

Weltkultur (ein anmaßendes Wort für „Zivilisation"!) und Weltwirtschaft sind internationale Bedürfnisse, keine nationalen Ziele. Es kann nicht das nationale Ziel eines Volkes sein, in der Weltkultur und Weltwirtschaft aufzugehen, sondern zuallererst als Volk mit ausgeprägter Sonderart sich selbst tüchtig zu machen, durchzusetzen und zu erhalten. Denn nur dann kann es auch das Kulturgut der Menschheit bereichern, wenn es eigene Werte aus seiner eigenen Art heraus erzeugt und in den Dienst der Gesamtheit stellt. Die nationale Forderung, die ein Volk an die Gesamtheit zu richten hat, kann also nicht die sein, daß die anderen ihm gnädig gestatten mögen, sich in ihrer „Weltkultur" und „Weltwirtschaft" auflösen zu dürfen — denn darauf läuft's doch hinaus! —, sondern daß sie ihm das Recht einräumen, seine eigene Art zu entwickeln und die Stellung, die ihm kraft seiner Gaben und Leistungen gebührt, frei und stolz einzunehmen und zu behaupten.

Dieses Recht ist aber so lange kein Recht, sondern eine unwürdige Selbsttäuschung, als das Volk nicht über die Macht verfügt, sich die Freiheit seiner Betätigung und Entwicklung selbstherrlich zu erzwingen, wo sie ihm verweigert wird. —

Wir wollen „Freiheit der Meere" — wie stolz das klingt! Aber auch das ist, so einfach hingelegt, mit Verlaub, eine Phrase. Erinnert nebenbei gelinde an jene demonstrierenden deutschen Kleinstaatrevolutionäre, die, von Serenissimus väterlich befragt, was sie denn eigentlich wollten, nur verdutzt zu stammeln wußten: „Was ... was — die andern auch wollen." Freiheit der Meere werden wir nach dem Kriege so weit haben, wie wir sie vor dem Kriege gehabt haben, und das unabhängig von allen Verträgen, — solange Frieden ist. Im Kriege aber nur so weit, als wir über die Macht verfügen, sie zu schützen oder durchzusetzen, — und das wiederum unabhängig von allen Verträgen.

Werden wir diese Machtmittel, die allein uns eine Freiheit der Meere verbürgen können, in diesem Kriege erringen? — Daß England seine Seeherrschaft einbüßt, wäre auch dann nicht wohl anzunehmen, wenn wir im Gesamtkriege einen entscheidenden, d. h. eingestandenen Sieg davontrügen. Auch aus einem verlorenen Kriege wird England noch mit einer gewaltigen Überlegenheit seiner Seerüstung hervorgehen. Aber — für wie lange? Der Nimbus ist einmal hin! Und es lassen sich nach dem Kriege Mächteverbindungen denken, die auch über die Friedenszeit hinaus einen solchen Druck auf England ausüben können, daß zum mindesten einer so bedingungslosen Gewaltherrschaft, wie England sie in diesem Kriege — noch! — sich leisten konnte, etliche Daumschrauben angelegt würden. Was diese Herrschaft bedeutet, haben ja nun auch die neutralen Staaten an ihrem eigenen Leibe ausgiebig erfahren, und wenn sie jetzt mit ihren Gefühlen aus leicht zu verstehenden Gründen noch zurückhalten, so werden sie, wenn erst die Leibes- und Lebensgefahr für sie vorüber ist, wohl auch die entsprechenden Lehren aus ihren Erfahrungen ziehen. Amerika freilich dürfen wir nicht in diese Rechnung stellen, jedenfalls so lange nicht, als den Regierenden und Maßgebenden in den Vereinigten Staaten nicht die Erkenntnis aufgegangen ist, daß es für sie noch näher liegende und wichtigere Aufgaben gibt, als die hingebende Wahrnehmung und Vertretung großbritannischer Interessen. Es ist eine Frage, die auch für unsere Diplomatie ihre Reize haben müßte, ob und inwieweit Japan nicht geneigt wäre, die Machthaber in den Vereinigten Staaten einer solchen Erkenntnis näher zu bringen.

Dieser Krieg hat uns vor Augen geführt, daß auch die stärkste Seemacht nicht imstande ist, eine entsprechend starke Landmacht auf die Knie zu zwingen. Englands Handelssperre hat uns wohl Atembeklemmungen zu verursachen, nicht aber die Kehle zuzudrücken vermocht. Mich dünkt, diese Lehre sollte für uns eine Richtlinie sein. Aus der Quelle, die uns bisher gespeist und tüchtig gemacht hat, sollen wir auch fürder unsere Lebenskraft schöpfen, und diese Quelle ist eben unsere Landmacht. Unserer Landmacht danken wir's, daß wir nicht nur der furchtbarsten Ansammlung feindlicher Kräfte widerstehen, nicht nur zu den kühnsten Schlägen ausholen, unsere Fahnen weit in Feindesland hineintragen, Königreiche erobern konnten —: aus ihr haben wir auch die Erze geschürft, das eiserne Band

zu schmieden, das sich schützend und drohend um unsere Küsten legt, und noch darüber hinaus zielsichere feurige Pfeile in die Weltmeere zu schnellen. Mögen sie nur höhnen nach Herzenslust —: doch fürchten und — bewundern sie „die Flagge schwarz-weiß-rot“!

Um eine stärkere Seemacht zu werden, müssen wir eine noch stärkere Landmacht werden. So geht der Weg auch zur größeren Seemacht durch eine größere Landmacht. Nehmen wir an, der Krieg hätte uns im wohlverwalteten engen Verbande mit jenen Gebieten angetroffen, die wir in Rußland erobert haben, dazu noch Livland und Ehstland. Allein die Ostseegebiete Rußlands decken reichlich ein Drittel der Bodenfläche des Deutschen Reiches. Würde dann auch nur von einem ernstlichen Mangel an Lebensmitteln und manchen anderen Vorräten die Rede sein können? — Millionen Deutscher, weitere Millionen der deutschen Wirtschaft und Kultur Gewonnener kämpften und schafften dann auf unserer Seite. Was ein solcher Besitz für uns bedeutete, das läßt sich ja auch nicht entfernt nach dem abmessen, was er für Rußland nur bedeutete und bedeuten kann, das diese Gebiete immer nur tückisch niedergehalten, nie gefördert hat. Es bedeutete etwa eine Land- und Machtvergrößerung des Deutschen Reiches um eine Reihe Bundesstaaten von dem Gewicht Bayerns oder Württembergs oder Sachsens. Die $2^1/_2$ Millionen deutscher Siedler, die jetzt im russischen Elend Rußlands Dank ernten, bevölkerten und bebauten dann mit ihren kinderreichen Familien das Land; 12 bis 15 Kinder sind bei ihnen keine Ausnahmen. Andere wären ihnen aus unserer Reichsenge zugezogen und hätten — dort — auch kinderreiche Familien gegründet. Denn im weiten, fruchtbaren Siedlerlande sind auch die Menschen fruchtbar oder sie werden es wieder. Welche prachtvollen, verheißenden Musterbeispiele haben baltische Großgrundbesitzer mit den 20 000 deutschen Kolonistenfamilien aus dem Innern Rußlands geschaffen! Mit ihren zahlreichen Kindern bedurften diese deutschen Bauern keiner fremden Arbeitskräfte. Mit ihrem eigenen Nachwuchs standen sie bald als freie Besitzer auf freiem Grunde.

Im Mutterboden ruht unsere Kraft, aus dem Schoße der Erdenscholle nur erneut und verjüngt sie sich. Handel und Industrie müssen sein, darüber ist kein Wort zu verlieren. Aber auch Handel und Industrie müssen sich aus dem Mutterboden erneuern, denn sie verbrauchen die Menschen. Industriearbeiter in der dritten oder vierten Geschlechterfolge sind schon eine Seltenheit. Und — bei aller Hochachtung vor diesen Berufen —: ein reines Händler- und Industrievolk zu werden, ist nicht deutsche Sendung. Es wäre der Untergang unseres Volkes.

Wir können nicht alles auf einmal, darüber müssen wir uns in jedem Belange klar werden. Wir können nicht gleichzeitig eine England ebenbürtige Seemacht und eine noch größere Landmacht werden. England wird nach dem Kriege immer noch Trümpfe genug in der Hand behalten. Aber wir können Gegentrümpfe in unsere Hand bekommen und dadurch unser Spiel ganz bedeutend verbessern. So bedeutend verbessern, daß wir den letzten Trumpf auszuspielen haben! — Auch dieser Krieg wird eine Etappe bleiben, aber, so hoffen wir zu Gott und daran wollen wir alle unsere Kraft setzen —: eine Etappe zu unserem Aufstiege und zu Englands Niedergang. Das englische Weltreich werden

wir in diesem Kriege nicht über den Haufen werfen, aber wir werden es in seinen Grundfesten erschüttern und zum Wanken bringen, und ob es dann jemals wieder aus diesem wankenden Zustand heraustritt, das ist eine Frage, die England allen Grund hätte an seine Zukunft zu richten. Auch der Heilige Krieg ist so wenig ein Kinderspiel, wie Englands grausame, blutige und habgierige Völkerknechtung ein Kinderspiel war. Die Brandfackel des Dschihad ist in den Mammonstempel des britischen Weltreichs geschleudert, aber es ist nicht eine Fackel, die an einer Stelle zündet und dort rasch zertreten werden könnte, — es sind Millionen unsichtbarer, ungreifbarer Zünder, die sich an Millionen Stellen einbrennen und glimmen, glimmen, glimmen, bis einst der Tag kommt, wo die wütende Lohe in tausend Flammenzungen emporschlägt. Die Geister, die Englands Frevelmut gerufen hat, wird es nicht mehr los; die einzigen, die sie zu bannen vermochten, hat es selbst zum Kampf auf Tod und Leben verbrecherisch herausgefordert. Es hat wohl nicht geahnt, daß der „dumme Michel" ein so starker Geisterbeschwörer ist; es hätte aber wissen sollen, daß der Umgang mit Geist und Geistern niemals Michels schwächste Seite war. Waren wir dem biederen Vetter als „Romantiker" denn nicht sehr liebe und nette Leute? Nun wohl, wir machen auch heute noch in Romantik, nur haben wir sie eben, unseren veränderten Bedürfnissen entsprechend, ein wenig modernisiert.

Auch der Tag wird kommen, wo England uns lieber als Stütze an seiner Seite, denn als Mauerbrecher sich gegenüber sehen wird. Darüber würde dann zu reden sein, wenn es so weit gekommen ist. Dann aber in der hellen, kühlen, von allen Gefühlseinschlägen freien Einsicht, daß wir zwar alle Möglichkeiten in unsere Rechnung stellen sollen, aber nicht allen Möglichkeiten gleichzeitig nachlaufen dürfen, daß wir zwischen den gegebenen Möglichkeiten wählen müssen. Wir werden weder im Kriege die ganze Welt niederwerfen, noch dürfen wir nach dem Kriege die ganze Welt zu Feinden haben. Damit soll nun aber beileibe nicht jenem einfältigen Ansinnen Vorschub geleistet werden, daß wir durch werbendes Entgegenkommen und „beschämende" Großmut feurige Kohlen über den Häuptern unserer Feinde (fast möchte man in diesem Sinne sagen: unserer Lieben!) sammeln sollten, um die Feinde von heute in Freunde von morgen zu verzaubern. Die „feurigen Kohlen" würden sie nicht brennen, aber uns, und unser Freund wird für absehbare Zeit nach dem Kriege keiner unserer Feinde sein, um so weniger, je glimpflicher wir sie haben davonkommen lassen. Es kann sich also bei unserer Wahl nur um die kühle Abwägung und Gegenüberstellung handeln: welcher von unseren Feinden für uns die größere, die Lebensgefahr auf die Dauer bedeutet, und wie wir diese Gefahr abwenden; welcher sich unseren nächsten Zielen am unerbittlichsten in den Weg stellen wird, und wie wir dem begegnen. Es wird sich dann vielleicht ergeben, daß in der Antwort auf die eine Frage auch die auf die andere schon enthalten ist. Dazu gehört aber allem zuvor, daß wir unsere nächsten und ferneren Ziele selbst klar erkannt und scharf aufs Korn genommen haben. Wie dies ohne Erörterung der Ziele geschehen könnte, bleibt zunächst freilich ein Rätsel, es sei denn, daß die Erleuchtung über Nacht käme.

Welches Ziel wir aber auch verfolgen wollen, wir werden nicht umhin kön-

nen, die Lehre vom „europäischen Gleichgewicht“ aus Englands Händen in die unseren zu nehmen. Nicht, um das frevelhafte Spiel, das England, der große Roßtäuscher, so lange damit getrieben hat, fortzusetzen, sondern einfach, um uns nicht übertölpeln und überrumpeln zu lassen. Wir werden also darauf bedacht sein müssen, selbst die Karten zu mischen und das Spiel anzusagen, nicht um uns als Einsatz spielen zu lassen. Das müssen und dürfen wir tun, denn unser Spiel ist immer ein ehrliches gewesen, so ehrlich, daß wir bald — selbst verspielt worden wären! Wir dürfen nicht einseitig sein und auch die Grundsätzlichkeit nicht auf die Spitze treiben. Wir werden also, auch nachdem wir eine Wahl getroffen haben, Verstärkungen unserer politischen Stellung zu jeder Zeit und überall dort nutzbar machen müssen, wo wir sie finden, ja wir werden ihnen sogar mit suchenden Augen nachgehen müssen. Unser zeitweiliges Zusammengehen mit der einen oder anderen heute uns feindlichen Macht zu dem einen oder anderen nächst zu erreichenden Zwecke darf uns nicht verleiten, nun etwa in ihr einen dauernden Weggenossen durch dick und dünn oder gar Freund und Bruder zu sehen, in solcher Gemütsverfassung uns vor seinen Karren spannen zu lassen. Immerhin aber sollte die Stellung, die wir zu den einzelnen Mächten nach dem Frieden einnehmen wollen, auch auf unsere Stellung bei den Friedensverhandlungen mitbestimmend einwirken. Wozu freilich wiederum die Voraussetzung ist, daß eine solche Stellung schon vor den Friedensverhandlungen vorgesehen wird. Denn wir wollen doch nicht nur hinter den Kriegsereignissen herlaufen, sondern aus der Gesamtlage den Willen und die Vorstellung ableiten, auf die wir die Welt unserer deutschen Zukunft gründen. Auf solchem Grunde wird dann auch die „Freiheit der Meere“ aus dem Londoner Nebel früherer und künftiger „Seekriegs-Deklarationen“ heraustreten und bestimmtere Umrisse gewinnen.

Auch England hat einstmals die Freundschaft des Deutschen Reiches zu schätzen gewußt. Das war, solange wir im Einvernehmen mit Rußland gewissen Einfluß auf die Richtung der auswärtigen russischen Politik hatten. Wir waren damals in der Lage, die Spitze der russischen Politik gegen England zu biegen. Das wußte England und deshalb hütete es sich, es mit uns zu verderben. Bismarck hatte diesen Trumpf in der Hand, und er sorgte dafür — durch den deutsch-russischen Rückversicherungsvertrag —, daß er ihn in der Hand behielt. Der Ablauf des Rückversicherungsvertrages fiel in die Zeit nach Bismarcks Entlassung, Kaiser Alexander III. beantragte in Berlin die Erneuerung, der Antrag wurde von der deutschen Regierung (Caprivi) abgelehnt. Mit diesem Abschnitt vollzog sich die völlige und grundsätzliche Abkehr der russischen Politik von Deutschland, es kam die russisch-französische Verbrüderung in Kronstadt, das russisch-französische Bündnis. In die so geschaffene und von ihr verständnisvoll geförderte Lage verstand es eine bewundernswert hellsichtige, aber auch großzügige englische Diplomatie ihren Haken einzuschlagen und, trotz aller klaffenden Gegensätze zu Rußland, als Dritter im Bunde diesen Bund zum ausschließlichen und kaum noch verhüllten Werkzeuge seiner Einkreisungspolitik gegen Deutschland zu machen.

Welchen Lauf die europäische Politik genommen hätte, wenn das von Bismarck gepflegte Verhältnis zu Rußland fortgesetzt und der Rückversicherungs-

vertrag erneuert worden wäre, läßt sich natürlich heute nicht bestimmen. Es muß aber immer mit den nicht voraussehbaren Möglichkeiten einer angeblich (auf die Dauer auch tatsächlich) unvermeidlichen Entwicklung gerechnet werden, die eintreten können, wenn diese Entwicklung für eine längere Zeitspanne zum Stillstand gebracht wird. Kräfte werden ausgeschaltet, andere, gegensätzliche Kräfte treten an deren Stelle und bemächtigen sich ihres Wirkungskreises. So läßt sich wohl annehmen, daß die Entwicklung der Dinge sich nicht in der Gestalt vollzogen haben würde, wie es geschehen ist, und daß Europa eine Katastrophe von dem Umfange, wie wir sie erlebt haben und noch erleben, — vielleicht — erspart geblieben wäre. Die Möglichkeit läßt sich jedenfalls ebensowenig bestreiten, wie das Gegenteil beweisen; von einer gewissen Wahrscheinlichkeit aber wird man wohl reden dürfen. Auf der anderen Seite ist unbedingt sicher, daß der Zusammenstoß mit Rußland auf die Dauer nicht zu vermeiden war. Wäre der regierende Zar auch ein so aufrichtiger Freund Kaiser Wilhelms II. gewesen, wie Alexander II. der persönliche Freund Kaiser Wilhelms I. war, verfügte er auch über einen eisernen Herrscherwillen, — es hätte noch Zeit darüber hingehen können, aber keine noch so engen Bande dynastischer Freundschaft hätten Rußland auf die Dauer verhindert, seine Massen gegen unsere Grenzen zu wälzen. Auch nicht das in Deutschland mit so viel Harmlosigkeit wie bierbehaglicher Selbstgefälligkeit stets aufgetrumpfte „Fehlen widerstreitender Interessen“ —: „Rußland hat doch kein Interesse“ usw. Rußland ist eben das „Land der unbegrenzten Unmöglichkeiten“, das „Land ohne Maßstäbe“; seine wahren Herrscher sind die sogenannte „Gesellschaft“, die „Intelligenz“, die „liberale“ Bourgeoisie, mit dem faulen, konzentrisch um sich fressenden „Kern“ einer scham- und treulosen Bureaukratie (Tschinownikentum), und diese Klassen sind bis auf das Mark von einem Haß gegen alles Deutsche durchgiftet, dem der Reichsdeutsche nur mit stumpfer Verständnislosigkeit gegenübersteht. Das russische Problem liegt also tiefer.

Es gibt nur eine Möglichkeit, die russische Gefahr abzuwenden und mit Rußland in Frieden, ja in Freundschaft zu leben, das ist die gewaltsame Zurückdrängung Rußlands vom Westen mit gleichzeitiger und dauernder Ablenkung nach dem Osten, die Errichtung einer mit den Mittelmächten im engsten Verbande stehenden, dabei einen vermittelnden Übergang zwischen westlicher und östlicher Kultur und Wirtschaft bildenden Grenzscheide und Grenzwacht. Damit wären die Reibungsflächen zwischen Deutschland und Rußland tatsächlich ausgeschaltet und einem späteren freundlicheren Verhältnisse die Wege geebnet. Rußland könnte dann nicht mehr daran denken, in Deutschland einzubrechen, und es würde bald von seinen angestammten östlich-asiatischen Interessen, von denen es künstlich abgelenkt worden ist, derart in Anspruch genommen sein, daß es kaum noch unwiderstehliche Reize darin finden könnte, sich wieder dem ihm von Grund aus unsympathischen westlichen Kulturgebiet zuzuwenden. Hat denn Rußland überhaupt seine westlichen Gebiete (über Rekrutenaushebung und Steuereinziehung hinaus) sich nutzbar gemacht? Die Ostseehäfen, die Eisenbahnverbindungen, das ganze Wirtschaftsleben der baltischen Provinzen hat es geflissentlich hintangehalten, — mit

den Zuständen in Polen und Litauen wissen ja auch unsere Feldgrauen nun Bescheid. Schon wird die Verlegung der Zarenresidenz nach Moskau in ernste Erwägung gezogen, also schon Petersburg ist, trotz „Petrograd“, zu „westlich verseucht“. Nie hat sich der russische Mensch in den Westgouvernements heimisch gefühlt. Und was bedeutet für russische Raumbegriffe und Ausdehnungsbedürfnisse das bißchen Westen! Wenn einer in halben oder ganzen Kontinenten denkt, dann ist es der Russe. Wie kommt ihm doch bei uns alles so klein und kleinlich vor!

Es spricht vieles dafür, daß Rußland, wenn es schon sein muß, sich mit dem Verlust seiner Ostseeprovinzen abfinden würde. Das ganze baltische Industriegebiet ist „evakuiert“, die Rigaer Fabriken werden in Ostrußland und in Sibirien angesiedelt, das ganze Verfahren gegen die unglücklichen Provinzen sieht nicht danach aus, als ob mit ihnen, als mit einem sicheren Eigenbesitze, noch gerechnet werde. Nach dem Einmarsch der Deutschen konnte man in russischen Blättern lesen, Rußland könne schlimmstenfalls den Verlust jener Gebiete verschmerzen, diese Meinung könne man häufig, auch in amtlichen Kreisen, hören. Wenn nun noch gewisse Voraussetzungen hinzukämen — ein „Tauschobjekt“? Das müßte geboten werden. Es gehörte freilich zu einer solchen schiedlichen Auseinandersetzung mit Rußland eine großlinige deutsche Politik, eine Politik, die aufs Ganze geht und ganze Arbeit macht. Wir müßten Rußlands Ausdehnungsdrang nach dem Osten nicht nur freie Bahn geben, sondern es noch geradezu darin unterstützen, ihm bei dieser Unternehmung den Rücken steifen. Aber wäre das *unser* Schade? Ich denke doch: „*England ist der Feind*“ —? Je unheimlicherer Schrecken England in die Glieder fährt, um so erfreulicher, um so ersprießlicher für uns. Es wird dann anderwärts so dringend beschäftigt sein, daß ihm für uns nur ein gemäßigtes Interesse noch übrigbleibt. Es wird dann vielleicht — etwas spät — sein freundvetterliches Herz für uns entdecken. Wir werden dieses Herz zu den übrigen Herzen legen (wir haben ja eine Sammlung davon), es sonst gebührend zu schätzen wissen, bei seiner Schätzung aber nur *unsere* Wohlfahrt zu Rate ziehen. Ohne überschäumende Liebeswallungen, wie wir sie uns früher und noch einen Augenblick vor Ausbruch des Krieges geleistet haben, aber auch ohne überflüssigen „Haß“, der nur den Blick für die Wirklichkeiten des Lebens und den kühl und sicher zu beschreitenden Weg verdunkelt.

Ich kann es nicht eindringlicher einprägen als Wilhelm Blankenburg im „Größeren Deutschland“: „Als *Wirklichkeitspolitiker* wird sich beim Friedensschluß *nicht* der Staatsmann erweisen, welcher, der (mißverstandenen!) Forderung des *Tages* Rechnung tragend, lediglich den Stempel setzt unter die Feststellung des beendeten Kriegszustandes und unter diplomatische Abmachungen, die vielleicht auf ein paar Jahrzehnte vorreichen, sondern welcher in weiser Erkenntnis der Geschicke und der Lebensbedürfnisse seines Volkes das Friedensinstrument sub specie, wenn auch nicht gleich aeternitatis, so doch wenigstens saeculorum handhabt. Mehr oder weniger bewußt durchdringt jetzt jeden Deutschen die Empfindung, *daß wir zum letzten Male die Entscheidung über die Zukunft des germanischen Mitteleuropas in der Hand halten, daß, was wir jetzt der Minute ausschlagen, keine Ewigkeit wieder zurückbringt.* Je

länger wider alle Voraussicht der zähe russische Widerstand andauert, um so mehr wächst im deutschen Volke das Verständnis für die Ewigkeitsgefahr aus dem Osten, vor deren schauriger Größe die gewiß nicht zu unterschätzenden Bedrohnisse des Westens oft geradezu geringfügig erscheinen wollen. Aus ist es mit dem frommen Köhlerglauben, ein geschlagenes Rußland werde im Gefühl seiner Schwäche, vielleicht gar seines Unrechtes, sich nunmehr dem Jahrzehnte erfordernden inneren Wiederaufbau und Ausbau zuwenden und dann etwaige Ausbreitungsbedürfnisse nach Osten hin kehren, wo es unter Asiens Horden als Einäugiger unter Blinden die Rolle eines halbeuropäischen Kulturträgers spielen mag. Wir wissen jetzt, daß das sagenhafte Testament Peters des Großen dem Russenvolk und seiner moskowitischen Regierung weiter zum Fluch werden wird, daß das geburtenstarke Land in wenigen Jahren sich physisch völlig wiederhergestellt haben wird, daß seine fruchtbare Schwarzerde eine ums Doppelte und Dreifache dichtere Bevölkerung ernähren kann. Trotz aller Trostgründe, daß gewiß die Qualität über der Quantität stehe, wird der Vaterlandsfreund, der in Jahrhunderten und Erdteilen zu denken gelernt hat, sich ernster Sorge nicht entschlagen, wenn er sein inneres Auge richtet auf das Dreihundertmillionenvolk von 1950 oder 2000, auf das einheitlich über 23 Millionen Quadratkilometer zusammenhängende größte Weltreich vom Pripet zum Amur, vom Schwarzen zum Weißen Meer, von Finnland bis Korea. Gedenkt er dann gar unseres Geburtenrückgangs und der urdeutschen Not, des Mangels an Land, so kann es gar nicht anders sein, als daß ihm der Ernst dieser Schicksalsstunde Herz und Gewissen erschüttert. Noch sind wir Hammer statt Amboß, noch können wir unser Schicksal schmieden ..."

Gelänge uns eine reinliche Scheidung mit Rußland, die aber ebensosehr eine militärische Macht- wie eine politische Kraftfrage ist, so würde nicht nur der Haß gegen uns abflauen, wir würden mit Rußland auch besser auskommen als mit England. Mit Fremden lassen sich leichter Geschäfte machen als mit Verwandten, und die Engländer sind nun einmal unsere Verwandten, mag noch so leidenschaftlicher Widerspruch von hüben und drüben dagegen aufbegehren. Das ist sehr natürliche, aber doch eben Leidenschaft, ist — wie so vieles andere im Kriege — zum Teil auch Maske. Denn die Engländer halten uns ernsthaft ebensowenig für ein Volk blutdürstiger Scheusäle und „Barbaren", wie wir die Engländer für eine Nation halten, die sich, ein paar Ausnahmen vielleicht abgerechnet, aus lauter Meuchelmördern und Henkern zusammensetzt. Der Engländer ist auch kein „Krämer", aber ein hartgesottener „Individualist" und Egoist. Er kann es uns nicht verzeihen, daß wir eine ihm ebenbürtige Macht geworden sind, gleiche Rechte im Welthandel beanspruchen und ihm seinen angenehmen Lebenszuschnitt „versaut" haben. Er schätzt uns als Einbrecher in sein Allerheiligstes, in seinen bis dahin unbestrittenen Machtbereich, den er von Geburt an und durch Geschlechter hindurch als sein rechtmäßiges Erbe, sein natürliches und göttliches Recht zu betrachten gewohnt ist. So langgepflegte Gewöhnungen abzulegen ist schwer, ist bitter, und, der einen dazu zwingt, — „der Feind". Erst wenn die Engländer sich annähernd in dem Maße sozialisiert haben, wie wir, werden sie uns besser verstehen lernen.

Und so will es ein hartes Gebot der Vorsehung, daß wir uns auch als Lehrmeister und Erzieher der Engländer bewähren. Auf die Strümpfe zur Sozialisierung haben wir sie bereits gebracht. Auch darin liegt ein nachdenklicher Sinn dieses Krieges.

Weil wir aber Verwandte sind, außer anderen germanischen Nationen vielleicht die einzigen Völker von ausgesprochen männlicher Artung, eben darum werden wir wohl immer ein jeder seine eigenen Wege gehen. Wir sind uns, wenn wir uns einmal ein Ziel gesetzt haben, an stählerner Willenskraft und zäher Ausdauer viel zu ähnlich, als daß bei unserem Wettbewerb harte Zusammenstöße auf die Dauer auszuschalten wären, — solange England noch glaubt, uns niederzwingen zu können. Es ist an uns, ihm diesen Glauben abzugewöhnen, und es wird sich wohl zu einem anderen bekehren müssen. Denn Englands Sonne hat ihren Zenith überschritten und neigt sich mählich gen Abend. Es hat in jugendlicher Geschmeidigkeit manchen heftigen Sturm überstanden, aber es ist heute kein Jüngling mehr, hat schon bedenkliche asthmatische Beschwerden und etzliches Reißen. So erscheint sein Krieg gegen uns als ein letztes Aufraffen der Kräfte, die man schwinden fühlt und die man noch, ehe es zu spät ist, ausnutzen möchte, um seinen gefährdeten Besitz in ein beschauliches Alter hinüberzuretten. Hysterische Alterszüge weist England auch in den Entartungserscheinungen auf, wie sie sich in den — völlig zwecklosen — Schandtaten gegen unsere U-Boot-Leute oder in der selbstentehrenden öffentlichen Belobigung der feigen Niedertracht jenes Lumpenkapitäns offenbaren, der kaltlächelnd wehrlose Schiffbrüchige elend ertrinken läßt. Stolzes England, du hattest gewiß schon mancherlei auf dein Stiergewissen genommen, aber so tief, so erbärmlich tief warst du noch nie gesunken!

Und doch —: wenn schon aus inneren und äußeren Anzeichen, wie aus dem Gesetze aller geschichtlichen Entwicklung auf einen Abstieg Englands geschlossen werden darf, — Abstiege und Aufstiege großer Reiche und Völker vollziehen sich nicht von heute zu morgen. Gottes Mühlen mahlen zwar trefflich fein, aber sie mahlen langsam. Hüten wir uns, Englands Machtwillen zu unterschätzen! Und — lernen wir von ihm! Der Engländer, sagt Chamberlain, hat die Anlage, sich schon durch bloße Willenskraft Gehorsam zu erzwingen. „Er besitzt die wunderbare Kunst, auch aus dem, was ihn beschränkt, Kraft zu schöpfen; daher das Abgerundete, Auf-sich-selbst-Gestellte.“ Nur ein Mittel gibt es, den englischen Herrenwillen in Schranken zu weisen: „Ihm gegenüber muß sich eine andere Willenskraft aufrichten, eine gewaltige Kraft, gegen welche die englische überall anrennt und sich die Knochen bricht ... Nicht mit Unrecht war der Engländer gewohnt, sich als Herr der Welt zu fühlen. Dieses Gefühl beruhte nicht — jedenfalls nicht in erster Reihe — auf der Anzahl der mittelbar und unmittelbar angegliederten Geviertmeilen und der fast an die halbe Milliarde reichenden Menschenschar, die sich zur englischen Oberhoheit bekennt, vielmehr auf dem Bewußtsein der inneren Kraft, der Kraft des Willens, die einem kleinen Inselvolk die Unterjochung eines Drittels der gesamten Menschheit möglich gemacht hat. Im Verhältnis zum Reich ist selbst die englische Flotte klein. Diese Herrschaft Britanniens ist auf innerer Grundfeste aufgebaut gewesen: auf Stoßkraft und Haltekraft des Wollens, auf

Fleiß, auf kühnem Wagegeist, auf rücksichtsloser Konsequenz. Der Engländer ist vor keiner Grausamkeit, vor keiner Unmoralität zurückgeschreckt, ist aber auch selber vor keinem Wagnis, vor keinem Tode zurückgebebt; es gab nichts, was er nicht wagte; Jünglinge von einigen zwanzig Jahren haben — als bestellte ‚Berater' asiatischer Fürsten — allein unter Millionen ‚Farbiger', von Haß und Mordsucht rings umgeben, ganze Reiche verwaltet, umgestaltet und nach und nach unter englische Herrschaft gebracht. Über diese englische Weltherrschaft mag man denken, wie man will — immerhin ist folgendes sicher: über eine so unerhörte Entwicklung des kosmischen Gewalt, genannt ‚Mensch', vermag einzig eine noch mächtigere Entwicklung der selben Gewalt zu siegen, und das wird nur eine sein können, bei der das charakteristische Organ des Menschen — der Geist — nach allen Seiten tiefere Wurzeln geschlagen hat und infolgedessen sich üppiger entfaltet. Ohne Willen läßt sich bei uns Menschen nichts machen; einem ebenso starken Willen wie dem seinen, gepaart mit reiferem Geiste, muß der Engländer notwendig unterliegen."

Warum sollen wir für unsere Ziele das nicht können, was dieses „kleine Inselvolk" gekonnt hat? Nur einen Grund gäbe es zu solchem „Nichtkönnen": daß uns das Selbstvertrauen fehlte, daß wir zaghaft seien; daß wir zwar den Willen zu jedem kriegerischen Heldentum aufbrächten, nicht aber zu den letzten politischen Folgerungen; daß uns jene selbstbewußte Voraussetzung des Engländers mangelte: einem starken Willen sei nichts unmöglich. An der Überlegenheit unserer geistigen Rüstung zweifeln wir selbst nicht, — wollen wir den Siegespreis verlieren, weil wir England an Willenskraft unterlegen waren? Das ist die Frage, die unsere deutsche Zukunft an uns richtet, und vor der es kein Ausweichen gibt.

Wenn wir vom britischen Leuen nicht immer und allerorten umschlichen und angefallen werden wollen, müssen wir ihn uns zähmen. Unser Volk in Waffen muß dabei die beste Arbeit tun und tut sie mit Aufopferung. Es ist aber zuviel verlangt, daß das Schwert die ganze Arbeit leiste. Neunzehn Monate steht es nun im Feuer, und noch darf nicht darüber geredet werden, wofür es kämpft. „Freiheit und Sicherheit" des Vaterlandes sind Voraussetzungen, die sich von selbst verstehen, und über die daher am besten gar nicht geredet würde. Denn unser Volk ist wohl nicht in den Krieg gezogen, um sich in einem unfreien und ungeschützten Vaterlande zurückzufinden. Wenn wir aber diese Selbstverständlichkeiten immer wieder mit großem Pathos uns und aller Welt versichern, so macht das bald den Eindruck, als ob wir sie eben nicht für so selbstverständlich hielten, uns nur selbst Mut zusprechen und für alle Fälle decken wollten. Würden — umgekehrt — wir nicht auch auf innere Unsicherheit unserer Feinde schließen, wenn sie sich darauf beschränkten, immer wieder zu versichern, sie hätten keine anderen Kriegsziele als „Freiheit und Sicherheit"? Wo aber hört man dergleichen bei unseren Feinden? Deren Regierungen wissen ganz genau, daß sie ihre Völker nicht jahrelang in Stimmung erhalten könnten, wenn sie ihnen keine anderen „Kriegsziele" als Siegespreis setzten.

Es scheint manchen Geistern noch immer nicht ins Bewußtsein gedrungen zu sein, vor welche Aufgaben wir eigentlich gestellt sind, welche gewaltigen welt-

geschichtlichen Probleme der Lösung harren, der Lösung doch wohl nicht zuletzt durch uns. Man traut seinen Augen kaum, wenn man sehen muß, welche kleinbürgerlichen Maßstäbe an ein Geschehen angelegt werden, wie es die Menschheit grundstürzender und neuschöpferischer kaum jemals erlebt hat. Eine neue Welt ist im Werden, das Metall zu neuen Gebilden im Fluß, und alle sind Schmiede. Wir aber sind die Schmiede von Deutschlands Zukunft. Begreift's doch, was das bedeuten will! Kann da für kleinliche Empfindlichkeiten, für Ängste und Fürchte noch Raum sein? Oder für Fragen, wie wir künftig unseren innerpolitischen Hausrat verteilen wollen: ob Schulzen zwei Sitzgelegenheiten eingeräumt werden und Müllern nur eine, oder umgekehrt? Ob der Hausverwalter mehr für Müllern oder für Schulzen als Mietspartei ist? Daß doch euch alle der Schützengraben sich langte, damit ihr endlich merkt, in welcher Zeit ihr lebt, und euch die Lust am Stänkern vergeht, ihr heillosen Schwätzer!

Fragen recken sich auf in Riesengröße: Wie werden wir uns mit England auseinandersetzen? Wie mit Rußland? Wie sollen wir uns zu dem einen und zu dem andern stellen? Mit welchem könnten wir am ehesten zu einer Verständigung gelangen und auf welcher tragfähigen Grundlage? Von welchem haben wir die nächste Gefahr nach dem Kriege zu gewärtigen? Haben wir Mittel an der Hand, den einen oder anderen, ohne selbst Opfer zu bringen, in unser Interesse zu ziehen oder doch zu „desinteressieren"?

Es ist mir aus bekannten Gründen weder möglich, noch kann es meine Aufgabe sein, hier auf Einzelheiten einzugehen. Aber um den Kurs, den unser Schiff steuern soll, zu bestimmen, ist schon etwas getan, wenn wir zunächst einmal die Tiefen der Gewässer ausgemessen haben, die wir befahren müssen. Halten wir fürs erste einmal fest, daß Rußland auf die Dauer, England aber jetzt unser gefährlichster Gegner ist. Es lassen sich schon daraus weittragende Schlüsse ziehen; wenn wir sie aber ziehen, dann müssen sie auch weittragende sein. Mit den Halbheiten kommen wir nun einfach nicht mehr durch, es sei denn, daß wir über ein kleines nach dem Frieden oder in noch währenden Friedensverhandlungen wieder zum Schwerte greifen wollten! England ist jeder Verrat zu Englands höherem Ruhme zuzutrauen, und wehe uns, wenn unsere Wachsamkeit sich auch nur einen Augenblick einschläfern läßt!

Wenn nun aber auch jede Politik Schiffbruch erleiden muß, die es nicht versteht, über den Tag hinaus zu arbeiten, so darf doch keine Politik den Boden der Tatsachen verlassen und auf bloße Zukunftsaussichten, seien sie noch so verheißende, ja nicht einmal auf Wahrscheinlichkeiten gegründet und aufgebaut werden. Es ist nun auf den politischen Meinungsmarkt ein Wort, ein Gedanke geworfen worden, in dem viele geradezu den politischen Stein der Weisen erblicken —: „Mitteleuropa". Der Gedanke ist bestechend, mehr als das, er ist vielleicht der fruchtbarste, der in den letzten Jahrzehnten aufgetaucht ist. Er birgt Zukunftsmöglichkeiten, an denen nicht vorübergegangen werden darf. Als erstes und greifbares Ziel erscheint, bei aller Wahrung der beiderseitigen Selbständigkeit und Hoheitsrechte die denkbar innigste Verbindung, sagen wir getrost Verbrüderung des Deutschen Reiches mit Österreich-Ungarn. Das ist ein so außer Frage stehendes Ziel, daß

es sich von selbst versteht. Das nächste ist die Anschweißung Bulgariens und der Türkei an diesen Bund. Die Gemeinsamkeit der wirtschaftlichen, nicht weniger das Fehlen widerstreitender Interessen sollte dieser Verbindung Festigkeit und Dauer verbürgen. Sie könnte als ein Machtgestirn ersten Ranges auch genug Anziehungskraft ausüben, um noch andere Staaten zum Anschluß zu bestimmen. Und da wäre der Gedanke an die germanischen Staaten des Nordens, Schweden, Norwegen, Dänemark und Holland, der nächstliegende und natürlichste.

Ich kenne den Einwand und unterschätze ihn nicht: daß diese Staaten, mit Ausnahme Schwedens, uns wenig gewogen sind, ja vielleicht in der Mehrheit ihrer Bevölkerung nichts weniger als gewogen. In Norwegen selbst ist das Wort geprägt worden und im Umlauf: „Der mächtigste Mann Norwegens ist der britische Gesandte.“ Und von Dänemark stellt ein Schwede in „Stockholms Dagblad“ fest, daß man sich dort als unabhängige Nation „selbst aufgäbe“. In allen Schichten herrsche ausgesprochene Abneigung gegen Deutschland, nicht aber wegen „Südjütlands“, sondern weil Deutschland den ruchlosen Krieg angefangen habe, weil deutsche Truppen in Belgien furchtbare Greuel verübt hätten. Man glaube in Dänemark dies alles: „weil England so stark ist, daß es gefährlich wäre, anders zu glauben“. Über den Untergang des Luftschiffes „L. 19“ habe man in Dänemark Freude empfunden. — Das ist heute so, unter dem englischen Druck und der englischen Suggestion von Deutschlands doch unvermeidlicher Niederlage und folgender Aufteilung. Es soll auch nicht geleugnet werden, daß alte Abneigungen gegen uns und Neigungen zu England mitwirken. Muß das aber immer so bleiben? Werden diese Völker auch einem unterlegenen England ihre, wohl heute schon nicht immer ganz freiwilligen Sympathien bewahrt haben? Diesem England, das ihnen so handgreiflich zu Gemüte geführt hat, wie seine heiße Liebe zu den „kleinen Staaten“ in Wirklichkeit sich bewährt, und was es zu bedeuten hat, seiner übermütigen und schonungslosen Willkürherrschaft zur See schutzlos preisgegeben zu sein? Sollten sie nach solchen Erfahrungen nicht das Bedürfnis fühlen, sich einer Mächteverbindung anzuschließen, deren im Siege bewährte Kampfkraft durch den Zuwachs dieser Königreiche zu einer überwältigenden gesteigert würde? Seltsam bedeutungsvoll berührt es, daß der gleiche Gedanke von einem leitenden Staatsmanne der entgegengesetzten Windrichtung ausgesprochen wurde. Es ist kein anderer als der bulgarische Ministerpräsident Radoslawoff, der die Linie mit den betonten Worten gezogen hat: „Von Skandinavien bis Bagdad“. Niemand wird diesen Staatsmann für einen vorlauten Jüngling halten.

Indessen haben wir es hier mit den werbenden Gedanken zu tun, die von den Anhängern der Mitteleuropa-Politik vertreten werden. Diese stützen sich auf den heute bestehenden Vierbund: Deutschland, Österreich-Ungarn, Bulgarien, Türkei. Durch diese Verbindung glauben sie auf die „Freiheit der Meere“, insbesondere der Nordsee, nicht mehr unbedingt angewiesen zu sein, da sie zu einem guten Teile durch den Eisenbahnverkehr auf dem Landwege und durch die Schifffahrt auf der Donau ersetzt, der Schwerpunkt sozusagen von der Nordsee auf das Mittelländische Meer verlegt werden würde. Nun können sie sich aber doch der Einsicht nicht verschließen, daß dieser „Ersatz“ immerhin recht fragwürdig und eigent-

lich kein Ersatz wäre, auf die „Freiheit der Meere“ nicht verzichtet, die Seetyrannis Englands auch durch den Vierbund nicht gebrochen werden kann. So muß die „Freiheit der Meere“ am Ende doch erst errungen werden, und — sieh, das Gute liegt so nah. Nichts leichter: die Freiheit der Meere „erringt“ man ganz einfach durch Verständigung mit England! Das Ei des Kolumbus. Daß uns das nicht früher eingefallen ist! Man könnte zwar einwenden, dazu brauchten wir den Vierbund nicht, brauchten wir mit England und der ganzen Welt nicht erst Krieg zu führen. Aber man nimmt's halt mit, man kann nie Hasen genug auf einmal jagen, und wenn man dann keinen erlegt, sind — die Hasen schuld. Wie deutsch ist doch das Märchen vom „Hans im Glück“, der sich an dem, was er glückhaft gefunden hat, nicht genügen, von allem, was er bei andern sieht, blenden läßt, nach überallhin die Hände ausstreckt und schließlich, der arme Narr! — mit leeren Händen heimkehrt.

Kann denn kein Gedanke in gerader Linie zu Ende gedacht werden? Was die Zukunft bringen wird, mag die Zukunft bringen, jetzt geht's gegen England, der Vierbund ist aus dem Kampfe gegen England geboren und soll ein Kampfmittel und eine Drohung gegen England bleiben. Er verliert seine Anziehungskraft für die anderen Staaten, ist für sie entwertet in dem Augenblicke, wo der englische Falschspieler von der Partie ist. Entscheidend für ihren Anschluß muß der Wunsch sein, beim Vierbunde Rückhalt und Schutz gegen England zu finden. Hat sich der Vierbund aber mit England „verständigt“, so liegt es für die anderen doch viel näher, sich auch mit England zu „verständigen“, und zwar unmittelbar mit England. Und sollten sie noch irgendwelche Bedenken haben, so wird England schon dafür sorgen, daß ihnen das „viel näher“ liegt. Es wird, sobald es sich nur mit dem Vierbunde „verständigt“ hat, auch mit Liebe dahin wirken, daß es bald die Führung in diesem Bunde an sich reißt, ihn zu einem Werkzeuge seiner bewährten Hauspolitik umdreht, indem es die einzelnen Glieder einzeln bearbeitet und den einen und anderen zu sich herüberzieht. Dann dürfen wir uns zwar rühmen, die Sache erfunden zu haben, England aber sich der glücklichen Nutznießung erfreuen. Ein Ritt ins alte romantische Land —: „Blau blüht ein Blümelein.“

Wir dürfen schon sicher sein, daß England, auch ohne „Verständigung“ mit uns, seine stärksten Künste spielen lassen wird, den Vierbund auf einen Drei-, Zwei- und schließlich Einbund abzumontieren. Darf man die englische Politik für so dumm kaufen, daß sie das alles nicht versuchen würde? Gewöhnen wir uns doch endlich ab, immer nach uns selbst zu urteilen, die wir dergleichen schon aus Anstandsgefühl nicht täten, welches aber manchmal schon mehr sträfliche Dummheit ist. Dürfen wir überhaupt unsere Zukunft auf anderes, als auf die eigene Kraft gründen? Keine Frage, wir haben das volle Vertrauen zu unseren Bundesgenossen, die freudige Zuversicht, daß unser Bündnis sich auch über den Krieg hinaus in Treuen fest bewähren wird. Aber — Bulgarien und Türkei sind nicht Deutsches Reich, — auch Österreich-Ungarn ist es nicht; der Suezkanal und Ägypten grenzen an türkisches, nicht an deutsches Gebiet, und was die Zukunft in ihrem Schoße noch birgt, weiß kein Mensch. Stellen wir also den Bund als Aktivposten in unsere politische Rechnung ein, so tun wir das Richtige; bauen wir aber unsere ganze

Politik darauf, so bauen wir auf Möglichkeiten, die zwar Wahrscheinlichkeiten, aber keine Gewißheiten sind, und verlassen den Boden der Tatsachen.

Nichts ist in der Politik unmöglich, nie darf ein Politiker „niemals" sagen, darum auch nicht, daß wir mit England nicht auch einmal in ein freundlicheres Verhältnis kommen könnten. Nur dürfen wir uns nicht dem geringsten Zweifel darüber hingeben, daß es England heute mit seinem Vorhaben, uns mindestens zu ohnmächtigen Krüppeln und Bettlern zu schlagen, durchaus Ernst ist; welche ehrliche Absicht bei der Eigenart der englischen Seele freilich nicht ausschließt, daß es sich mit uns mehr oder minder willig vertragen würde, wenn ihm unsere Überlegenheit eben nichts anderes übrig ließe. Je fühlbarer für englische Dickfelligkeit, je rücksichtsloser wir ihm solche Überlegenheit zu Leibe führten, um so eher würde es sich zu einer Art Hochachtung und Bewunderung für uns durchmausern, vielleicht sogar zu einer gewissen Wertschätzung erwärmen. Aber das sind Fragen der Zukunft, kann sich nur aus den Tatsachen, aus einer erst zu schaffenden Lage heraus entwickeln. Und ganz zuletzt werden wir solche „Erwärmung" durch unsere beliebten „feurigen Kohlen" herbeiführen! Nur rücksichtsloser Gebrauch aller uns zur Verfügung stehenden Machtmittel kann uns England einmal zum „Freunde" machen. Es wird just in dem Augenblicke unser „Freund" werden, in dem wir es nicht mehr nötig haben. Nicht früher und nicht später. Wie es unser „Freund" war, als wir, Rücken an Rücken mit Rußland, es nicht brauchten, England aber uns. Wer England nachgelaufen ist, dem hat es noch immer die Kehrseite gezeigt; wer als Bedürftiger Englands Schwelle betritt, der darf seiner ehrlichen Geringschätzung und Verachtung sicher sein. Nirgends gilt Armut so als Schande, wie in England. Es gibt für den Engländer keine größere Schande. Gentleman ist nur, wer ein Bankkonto hat.

Unsere Flotte hätte, trotz ihrer zahlenmäßigen Unterlegenheit, gegen England Schläge führen können, die dem ganzen Kriege entscheidende Wendungen geben konnten. Was sie daran gehindert hat, ist die wahrhaft jämmerliche geographische Gestaltung unserer Küste mit ihren Ausgängen in die Nordsee, eine Gestaltung, wie sie auch nicht ungünstiger für uns ausfallen konnte, wenn England selbst sie vorgeschrieben hätte. Glaubt jemand im Ernste, daß wir eine Abhilfe dieses für uns schreienden Notstandes, für England nicht zu überbietenden Vorteils und Vorsprungs durch Englands freundliches Entgegenkommen, also durch „Verständigung" mit einem ungebändigten England erreichen werden? Etwa eine Verlängerung unserer Küstenfront durch Häfen an der Nordsee in der Richtung Calais?

Es ist kaum oder nur zu sehr verständlich, daß der verheißende Berlin-Bagdad-Zug auf den falschen englischen Strang entgleisen konnte. Gewisse Politiker glauben einfach nicht, ohne England selig werden zu können, verschwommene Vorstellungen von „westeuropäischer Kulturgemeinschaft" halten sich da mit realeren Bestrebungen und Sehnsüchten die Wage — „Weltkultur" und „Weltwirtschaft"! Müßten sie sich nicht selbst sagen, daß sie auch von ihrem Standpunkte aus die Sache vom verkehrten Ende anfangen, wenn sie ihren Bau auf England als Eckstein stützen, England also sozusagen seine Unentbehrlichkeit im voraus schriftlich

geben? Was dieses natürlich mit größter Hochachtung vor der politischen Gerissenheit der deutschen Schlauberger erfüllen und zu einem herzhaften Einschlagen in die dargebotene Hand bestimmen wird!

Heben wir den Zug aus dem falschen Gleise und geben ihm die Richtung nach Norden, dann spricht manches dafür, daß er sein Ziel auch erreichen wird. Eine nord- und südgermanische Gemeinbürgschaft, der die Staaten mit gleichen Bestrebungen sich angliedern, ein jeder aus freier Wahl, in unverkümmerter Selbständigkeit und Rechtshoheit —: warum sollte das ein Traum, ein Phantasiegebilde bleiben? Gründete es sich nicht viel fester auf Wirklichkeiten als jene so elend in die Brüche gegangenen Freundschafts- und Bündnisgebilde? — Die vielen Voreingenommenheiten gegen uns müssen wir von uns aus zu überwinden beginnen. Es ist bei Mißverständnissen unter Verwandten am Vermögenderen, dem minder Vermögenden entgegenzukommen. Daß dabei von einem Sich-Anbiedern oder -Aufdrängen nicht die Rede sein kann, daß wir im Gegenteil vornehmste Zurückhaltung üben müssen, die aber im gegebenen Falle ehrlichen Händedruck nicht ausschließt, braucht von mir wohl nicht erst betont zu werden. Wir können den germanischen Verwandten schon in einem Hauptstücke näher rücken, indem wir unsere Nationalitätenpolitik einer grundsätzlichen Überprüfung unterziehen. Wenn deutschblütige Elsässer von der Sorte der Wetterlé und Genossen sich als wildgewordene Franzosen entleeren, das Deutschtum verschandeln und verraten, so gehören sie, aber schnell, hinter Schloß und Riegel, dürfen dann aber auch nicht von Statthaltersgattinnen — Blumen ins „Kittchen“ geschickt bekommen. Der törichten Schikaniererei der Dänen muß aber ein Ende gemacht werden. Es darf nicht wieder vorkommen, daß weltberühmten Forschern Vorträge in dänischer Sprache verboten oder daß Dänen heimatlos von Ort zu Ort gehetzt werden, und das sind nur ein paar Stichproben. Derartige Betätigungen polizeilichen Erfindungsgeistes, die aber nur lächerlich und aufreizend wirken, haben uns unendlich geschadet. Nicht nur in Dänemark. Es zeugt auch von nichts weniger als volklichem Sinn und gesundem Rasseempfinden, im Dänen nur den lästigen „Fremden“ zu sehen. Der Däne ist, mag's ihm auch sauer werden, unser germanischer Vetter, und wir üben keine werbenden Reize aus, wenn wir den Mangel solchen Empfindens durch rohe Gewalt ersetzen.

Wie grausam rächt sich doch diese Verkennung natürlicher Gemeinschaften, gottgegebener Wirklichkeiten! Was machen unsere Feinde uns allein dadurch zu schaffen, daß sie überall außerhalb ihrer Landesgrenzen nicht nur den lebendigen Zusammenhang mit ihrem eigenen Volkstum zu erhalten, sondern auch noch unser deutsches Blut aufzusaugen, oder gegen uns auszuspielen wußten! Man denke nur an die Franzosen in Belgien, die Engländer in Amerika. Wie anders hätte sich die ganze belgische Frage gestalten können, wenn wir in Deutschland dem Kampfe der Vlamen um ihr niederdeutsches Volkstum gegen die „Verfranschung“ nicht mit so beschränkter Gleichgültigkeit, so höduhafter Blindheit gegenübergestanden hätten! 86 Jahre führen die Vlamen diesen erbitterten Kampf! Blüchers Scharen wurden als die Befreier des Vlamentums von der französischen Unterdrückung in Belgien bejubelt und bekränzt; noch 1870 feierten die Vlamen

die deutschen Siege als ihre eigenen. Stammt doch aus dieser Zeit der überströmende Brudergruß: „Wie sollen wir euch danken, o deutsche Brüderschar!" Was die Deutsch-Amerikaner uns heute sein könnten, wenn wir uns in engerer Fühlung mit ihnen zu erhalten gewußt hätten, davon ist wohl manchem guten Reichsdeutschen — zu spät! — eine Ahnung aufgedämmert. Aber wir haben sie nicht nur nicht zu uns herangezogen, wir haben sie — als Bindestrichamerikaner! — auch noch zurückgestoßen. Wir wollten nur Amerikaner, keine Deutsch-Amerikaner kennen, wir überschlauen „Realpolitiker"! Um der „Freundschaft" der Roosevelt- und Wilsonleute willen. Was wäre wohl geworden, wenn die Deutschen in Österreich, trotz der „neutralen" Fühllosigkeit, die unser steifleinener Reichsphilister auch ihnen als gewitzter „Realpolitiker" entgegenhielt, nicht Deutsche und damit der Kern, das feste Rückgrat der österreichischen Monarchie geblieben wären? Um sich eine Vorstellung davon zu machen, was solche unnatürliche Entfremdung von Gliedern einer Volksfamilie bedeuten kann, braucht man nur einen Blick auf die Schweiz zu werfen, wo der Bundesrat schon Mühe hat, auch nur die Neutralität der Eidgenossenschaft gegen die Umtriebe der Welschen zu schützen, trotzdem doch zwei Drittel der Schweizer Bevölkerung Deutsche sind! Das Deutschtum in den baltischen Provinzen Rußlands ist für die meisten im Mutterlande erst durch unsere Feldgrauen in Kurland entdeckt worden, die gar nicht genug staunen können, daß dies ein russisches Gouvernement sein soll und nicht ein deutsches Thüringen ist. In Livland und Estland liegen aber die Dinge genau so.

Dieser Sünde gegen den heiligen Geist unseres Volkes werden wir uns — will's Gott! — nun nicht mehr schuldig machen. Heute noch das Gegenteil annehmen, hieße an unserer Zukunft verzweifeln. Aber es gibt noch anderes, was wir uns gut und gerne abgewöhnen können, ohne Schaden zu nehmen an unserer Seele. Wo Rauch, ist auch Feuer. So gewiß die Pestilenz der gegen uns aufgebotenen Verleumdung gen Himmel stinkt, so gewiß der Himmel keinen Regen hat, den Tätern diese Schande abzuwaschen, so wenig dürfen wir uns darum in Selbstgerechtigkeit verlieren und uns einbilden, daß bei uns nun alles schön und gut war. Es scheint dazu eine gewisse bedenkliche Neigung aufzukommen, die zu keiner Zeit weniger angebracht wäre als in dieser, und die wir nicht erst ins Kraut schießen lassen dürfen. Müssen wir doch auch im währenden Kriege gegen übelste Erscheinungen ankämpfen, die sich nicht auf den gemeinen Raff- und Wuchergeist, diesen Schandfleck auf einem strahlenden Ehrenschilde, beschränken. Es gibt noch andere, weniger rohe, die aber die Wärme und Freudigkeit des vaterländischen Geistes um so mehr gefährden, je weniger sie zu greifen sind. So sehr sich Trommel und Krückstock im Aufbau der preußisch-deutschen Geschichte als nützliche Instrumente zu ihrer Zeit bewährt haben mögen, so reichen sie doch nicht für alle Zeiten und nicht für alles. Ganz allgemein gesprochen: der furchtbare Weltensturm mußte uns in die Glieder fahren, damit wir dazu erwachten, daß die Welt doch etwas weniger einfach und noch etwas anderes war, als ein projiziertes Preußen-Deutschland.

Der freudigen Mitarbeit aller Kräfte im ganzen Volke wird es bedürfen, das Deutschland, das durch den Krieg hindurchgegangen sein wird, nach innen

und außen tüchtig zu erhalten. Nach innen haben wir in den letzten Jahrzehnten Großes geschaffen, nach außen haben wir versagt. Wir waren durch Bismarck nicht nur verwöhnt, sondern auch gewöhnt, das Gebiet unserer Auslandspolitik als eine Art „Poseidons Fichtenhain" zu betrachten, in den wir kaum „mit frommem Schauder" einzutreten wagten, und dann auch nur bei Haupt- und Staatsaktionen. Diese Gewöhnung, die uns nebenbei keinerlei gesundheitliche Beschwerden verursachte, glaubten wir auch nach dem Ausscheiden des Großen in aller Seelenruhe fortsetzen zu dürfen. Wir kannten es eben nicht anders, glaubten in den Händen der „Berufenen" alles aufs beste aufgehoben und scherten uns sonst einen Pfifferling darum. Wir wollen hier die Frage ganz auf sich beruhen lassen, ob die „Berufenen" auch immer berufen waren — aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Nehmen wir an, sie *seien* berufen gewesen. Dann war es Vermessenheit, Leistungen von ihnen zu erwarten, wie sie nur das gottbegnadete Genie in Zwischenräumen von Jahrhunderten einmal zu vollbringen vermag. Mit der machtvoll einsetzenden Entwicklung des Reiches, der anschwellenden Bevölkerung, der riesenhaften Vermehrung der wirtschaftlichen, sozialen, kulturpolitischen Betriebe und Arbeitsgebiete erhöhten sich nicht nur die Anforderungen an die verantwortlichen Männer, — diese waren auch auf die Mitwirkung der Vertreter immer zahlreicherer Volkskreise angewiesen. Auf der anderen Seite zog wiederum die sich ausbreitende Demokratisierung und Sozialisierung des gesamten öffentlichen Lebens einen nicht geringen Teil der Verantwortung von den Schultern der Regierung auf die des Volkes und seiner Vertretungen. Und das nicht nur auf innerpolitischem Gebiete, sondern auch auf dem außenpolitischen. Denn es ist an sich schon Unsinn, beide auseinanderhalten zu wollen. Genügt doch, um sich dessen bewußt zu werden, ein Blick auf die Wechselwirkung zwischen Handel und Industrie auf der einen und Auslandspolitik auf der andern Seite, wie sie bei der Entstehung und Führung dieses Krieges offen zutage liegt. Es darf auch nicht vergessen werden, wie sehr eine kraftvolle Betätigung unserer Auslandspolitik durch die langjährigen Widerstände gehemmt werden mußte, die den so bitter notwendigen Forderungen für Heer und Flotte hartnäckig entgegengestellt wurden. Hätte die Regierung das Volk zu den Fragen der Auslandspolitik mehr hinzugezogen, das Volk an diesen Fragen mehr teilgenommen, — es wäre für beide, die ja nur ein Ganzes sind, besser gewesen. Unser Kaiser hätte dann vielleicht nicht zehn lange Jahre gegen den Stumpfsinn ankämpfen brauchen, dem seine Flottenpläne damals noch ziemlich allgemein begegneten, und eine wachsame, freudig mitarbeitende öffentliche Meinung hätte mehr Einfluß auf die auswärtige Politik gewinnen können. Südwestafrika und Kamerun wären heute in unseren Händen, wenn der Reichstag nur etwas weniger spießbürgerlich um jeden Mann und jeden Groschen gemarktet hätte!

Bismarck hatte Deutschland in den Sattel gehoben und er hatte auch darin recht: Deutschland *konnte* reiten. Aber es gab außer der Reichsschöpfung noch ein anderes: die deutsche *Weltstellung*. Das Deutsche Reich war organisches Gebilde, aus seiner Geschichte heraus gewachsen; Erz aus dem eigenen Urboden, im Feuer geläutert, fest gehämmert. Die überragende Weltstellung aber, die das

Reich unter Bismarck tatsächlich behauptet hat, war ein ganz persönliches Kunstwerk des Meisters, in dieser Auswirkung von seiner Person nicht zu trennen, — war ein Stück von ihm selbst. Und mit dem Meister stieg auch sein Werk ins Grab. Was davon blieb, war der Nimbus. Und selbst dieser Abglanz hielt die Diebe und Wegelagerer, die rings um das Reich herumlungerten, noch in achtungsvoller Entfernung. Bis auch der Nimbus schwand ...

Da war die Zeit der Neider und Nager gekommen, Eduards goldenes Zeitalter. Dem alten Fuchs waren die Trauben nun nicht mehr zu sauer. Die Dreistigkeit und Schamlosigkeit kannte bald keine Grenzen mehr. Die Gassenjungen und die Hunde der internationalen Gasse, genannt „Weltpresse“, glaubten ihre Notdurft auf uns verrichten zu dürfen. In den Tagen von Algeciras und Agadir war der Ton dieser Presse nicht viel anders als heute. Die Gasse war eben damals schon Gasse.

Daß uns der Krieg nicht erspart bleiben konnte, mußten wir selbst wissen; daß er uns nicht erspart bleiben werde, haben Wachende oft genug vorausgesagt. Aber sie wurden als aufdringliche Schwachköpfe lässig beiseite geschoben oder von oben herab ob ihrer unberufenen Dreistigkeit abgekanzelt. Wie die Schulbuben. Und waren doch die wachend Wissenden, die treuen Warner.

Aber wir wollten davon nichts sehen und hören. Jeden Mißklang in unseren auswärtigen „Freundschaften“ — alle waren Freunde — empfanden wir nur als Geschäftsstörung, die einfach nicht vorkommen durfte. Nur keinen „Schlag ins Kontor“. Mochte uns von der anderen Seite zugemutet werden, was da wolle —: wir brauchten ja nur nachzugeben, und die „Freundschaft“ war wieder im Lot. Gestehen wir's nur: wir wollten Geld verdienen und unsere Ruh' haben. Wir hatten sie. Heute kostet sie uns mehr, als wir je verdient haben, und nicht nur Geld. Heute müssen wir in ein paar Kriegsjahren auslöffeln, was wir brockenweise in Jahrzehnten haben anstehen lassen, müssen wir unsere Weltstellung mit Opfern erkämpfen, wie — Hut ab! — nie ein Volk sie mit so viel stiller Größe geopfert hat.

Gönnen wir nun wenigstens der internationalen Gasse nicht auch noch das belustigende Schauspiel des guten, dummen, großen Jungen, der ja gar nicht geglaubt hat, daß die Welt so gemein sein kann, und der auch heute in seiner gottverlassenen Dummheit noch nicht recht glauben will, daß das alles auch wirklich so ernst gemeint sei, und daß die andern ihm nicht reuig und beschämt in die Arme sinken werden, wenn er nur hübsch artig und bescheiden ist und ihnen zur Versöhnung Mutterns Frühstücksstulle anbietet.

Über eines sollte man sich bei uns doch endlich klar geworden sein: so wenig es in unserer Macht gelegen hat, den Krieg zu verhindern, so wenig liegt es heute in unserer Macht, ihn zu beenden. Haben wir es denn nicht alle selbst miterlebt, was unser Entgegenkommen uns genützt hat? Um Haaresbreite, und wir waren rettungslos in den Abgrund gestürzt! Österreich-Ungarn war auf unsere Einwirkung hin an der Grenze angelangt, über die hinaus es nicht konnte, — wir wären allein geblieben auf weiter Flur. Wenn unser Kaiser irgendeine Möglichkeit gesehen hätte, den Krieg zu verhüten, ohne geradezu Ehre und Bestand

des Reiches preiszugeben, so hätte er es unbedingt getan. Sollen wir jetzt den gleichen Versuch noch einmal machen? Nur, um es schwarz auf weiß zu haben, daß wir damit unsere Lage nur verschlechtern, den Krieg nur verlängern? Nicht einmal dem Versuchskaninchen wird ja zugemutet, daß es sich aus Liebe zur Wissenschaft, freiwillig, auf den Versuchstisch hinlegt. Daran zweifeln, daß den Gegnern nur ganz ungeheuerlich der Kamm schwellen, sie sich „fürchterlich erdreusten“ würden, wäre nur berechtigt, wer auch in einem bürgerlichen Handel oder Rechtsstreit seine Forderungen durch freiwillig herangebrachte Zugeständnisse an die Gegenpartei durchzusetzen vermeinte.

Solange die Gegner selbst ihr Spiel nicht verloren geben, ist kein Gedanke daran, daß wir sie davon überzeugen und durch Entgegenkommen auch nur zu diesem Zugeständnis bestimmen. Dem Zugeständnis müßte aber doch notwendig die Einsicht vorausgehen, daß dem so ist. Auf welcher Grundlage können wir verhandeln, wenn nicht auf der auch von ihnen vorauszusetzenden, daß ihr Unternehmen, Deutschland zu überwältigen und zu erniedrigen, gescheitert und aussichtslos sei? Wer da glaubt, daß wir mit unseren Anschauungen und unseren Gründen die Gegner entscheidend beeinflussen könnten, der müßte folgerichtig auch unterstellen, daß sie mit unseren Augen sehen und mit unseren Gedanken denken. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als die Gegner vor Tatsachen, vor eine Lage zu stellen, die so eindeutig ist, daß sie durch keine Brille anders gesehen werden kann, als sie in Wirklichkeit ist. Diese Tatsachen und diese Lage zu schaffen, gibt es nur das Mittel, das unser Hindenburg, der es wohl wissen und auch verantworten kann, uns an die Hand gegeben hat: „Nicht nur durchhalten — siegen!“ Es hat nicht den geringsten Zweck, hemmt nur die eigene Kraft und entfernt vom selbstersehnten Ziele, an dem Unabänderlichen zu rütteln und Notwendigkeiten zu beplärren. Die guten Leute, die es nicht lassen können, sollten sich doch sagen, daß sie sich damit nur ins eigene Fleisch schneiden. Mag es uns noch so bitter ankommen, — mit Ach und Weh schafft man keine Notwendigkeiten aus der Welt, aber man findet sich um so früher und um so vorteilhafter mit ihnen ab, je entschlossener und frischer man ihr Gebot erfüllt.

Die Wahrheit ist: wir sind noch lange nicht durch. Überschätzen wir trotz unserer glänzenden kriegerischen Erfolge nicht unsere Lage! Wenn etwas uns zum Verhängnis werden könnte, so wäre es Selbsttäuschung. Machen wir uns lieber auf Schlimmes gefaßt. Wenn wir ihm unseren ganzen Willen entgegensetzen, dann wird auch das Schlimmste nur ein vorübergehendes Ereignis bleiben. Denn wenn wir den unerschütterlichen, nur immer trotziger sich aufreckenden Willen haben, dann haben wir auch die Kraft zum Siege, dann werden wir auch siegen, oder unsere ganze tausendjährige Geschichte von der Zertrümmerung des römischen Weltreiches, durch den Dreißigjährigen Krieg, die „Einkreisung“ des alten Fritzen und das napoleonische Joch hindurch, bis zur Kaiserkrönung im Spiegelsaale zu Versailles wäre ein fader und grausamer Witz der Weltgeschichte! Beißen wir bei jedem Ungemach die Zähne zusammen und sagen wir: „Nun erst recht!“ Das ist die Haltung, die unser würdig ist, die wir dem Feinde zeigen sollen, die allein ihm Achtung einflößt und — Furcht. Zeigen wir ihm, daß wir auch furcht-

bar und immer noch furchtbarer sein können. Wir haben unsere Unterseeboote und Zeppeline, sie haben noch lange nicht ihre Künste erschöpft. Gebrauchen wir sie als ein Volk, das um sein Dasein ringt, und das man morden will. Je unbarmherziger ein Krieg geführt wird, um so barmherziger ist er, sagt wieder unser Hindenburg, und er hat immer recht. Und dieser große, starke Kriegsheld hat ein frommes Kindergemüt. Würde man einen Arzt für barmherzig halten, der, um seinen Kranken zu „schonen", stundenlang an ihm mit dem Messer herumbohrte, statt mit ein paar kräftigen Schnitten schnell ganze Arbeit zu machen? —

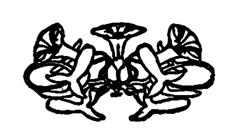
Schweres steht uns noch bevor. Im Kriege, nach dem Kriege. Nicht alle Blütenträume werden reifen, und hinter den Herbst der kommenden Ernte dieses Krieges werden sich wieder und wieder Winterschnee und Lenzgrün und Sommergold breiten. Andere werden kommen, neue Ernten in unsere Scheuern zu schaffen —:

> Wo immer kühne Fechter
> Sinken im blutigen Strauß, —
> Es kommen neue Geschlechter,
> Die fechten ihn ehrlich aus.

Der Krieg ist gewiß ein großer Lehrmeister, aber auch ein großer Vergesser. Er vergißt die stilleren Beziehungen und Zusammenhänge, die hüben und drüben sich knüpfenden Fäden, die, wenn ihr Netz auch fein und zart ist, wie Spinngewebe, so doch unzerreißbar wie Stahl. Ein aufgewühltes, tobendes Meer, brüllt uns der Krieg die großen, einfachen, vergessenen Wahrheiten ins Ohr. Aber er überbrüllt auch andere Wahrheiten, die doch ebenbürtige sind, die so sanft zu uns reden, wie die Stimme Jesu, und doch das letzte Wort sprechen. Das leise Rauschen der unterirdischen Quellen hören wir im Kriegsgetöse nicht. Und doch sind sie nicht verstummt, doch rinnen sie unsichtbar weiter und halten die geheimen Gänge offen von Land zu Land, von Volk zu Volk. Und bald sprechen sie wieder zu uns. — Dauerte der Krieg noch mehrere Jahre, — wie wenig Lobredner blieben ihm dann noch übrig ...

Aber nicht weich machen will ich. Nein, hart! Hart für den Kampf, der zum Leben so notwendig ist, wie das Leben zum Kampfe. Bereit sein ist alles, das aber ist der Sinn: Im Kampfe zum Frieden, im Frieden zum Kampfe. Denn nicht auf prunkvolle Paläste wird sich der Friede der Welt wie eine Gralstaube niedersenken, — nur in heißen Kämpfen errungen kann ein Friede werden, der, wenn auch nicht ewig, so doch nicht allen Ränken und Räubern preisgegeben ist. Errungen von einem Bunde Starker und Friedfertiger, behütet von ihrem allezeit bereiten blanken Schwert.

Daß unser Deutschland, hoch in Ehren, mit seinen heiligen Opfern diesen Hort auf dem Blutacker der Menschheit errichte, das walte Gott!



Was der Tod geschieden — — — —

Ein Traum

Von Isa Madeleine Schulze

Das war ein heimlich Schreiten heut' —
Sechs Schritt ringsum — das war die Welt,
So dicht und weiß war weit und breit
Mit Nebelduft das Land umstellt. —

Gedämpft der eignen Schritte Klang,
Und jedes welke Blatt, das fiel,
Ein Traumgebild nur, das versank
In diesem Meer, so weich und kühl.

Kein Vogelschrei — kein Menschenwort!
Nur Dämmergrau'n im stillen Raum! —
So schritt ich einsam fort und fort
Von Heim und Haus in stummem Traum; —

Und ging im Traum an lieber Hand
Durch grauer Wege mattes Licht
In fernes Land — in fremdes Land; —
Wohin es ging — ich wußt' es nicht.

Und trug doch Sorge nicht, noch Leid —
Und war nicht zag' und war nicht bang; —
Wir gingen durch die Ewigkeit
Und gingen stillen heil'gen Gang. —

Es war ein Traum, doch wenn der Tod
Mich mild in seine Schleier hüllt
Und mir der Erde Lust und Not
Versinkt — dann wird der Traum erfüllt.

Dann deckt sein Schleier alles Leid
Und dämpft und stillt, was grell und laut; —
Von weißer, weicher Einsamkeit
Sind wir umschirmt — sind wir umbaut. —

Wir wandern wieder Hand in Hand —
Und wandern fort von Heim und Haus
In fernes Land — in fremdes Land,
Weit in die Ewigkeit hinaus.



Die Tante

Von Fritz Müller

Unsre Tante Käthi muß schon als Tante auf die Welt gekommen sein. Ich wenigstens kann mir nicht vorstellen, daß sie einmal keine Tante gewesen sein soll. Und wenn sie einmal, mitten heraus aus ihrer sorgenden Arbeit in meinem Elternhause, den Erzähl- und Märchenfinger aufgehoben hätte — lächelnd, gütig lächelnd, wie es ihre Art war: „Ja ja, Kinder, auch eure Tante Käthi ist einmal ein junges Mädchen gewesen, ja ja ...“, so hätten wir sie zwar nicht ausgelacht, aber geglaubt hätten wir's ihr auch nicht. Sondern mit dem schweigenden und leisen Mißtrauensvorbehalt, der in Kindern nach dem zehnten Jahre aufsteigt, hätten wir diese Jungemädchengeschichte als eine der vielen Märchen gebucht, womit die Tante uns von je genährt hat.

Denn solange ich denke, ist unsre Tante Käthi immer zwischen sechzig und siebzig Jahren alt gewesen. Immer hieß es, wenn Besuch kam, oder wenn wir Briefe an die übrige Verwandtschaft schrieben: „Ja, ja, die Tante Käthi geht jetzt auch schon stramm auf die Siebzig zu ...“ Das „stramm“ war keine Übertreibung. Sie schlich nicht, sie schlurfte nicht, sie hatschte nicht, sie ging immer ihren festen Schritt durch ihren und unsern Alltag. Ein fester Schritt durch hochgemute Feste, feste Schritte durch den Widerhall von Unglücksschluchten sind schlecht und recht. Der Schritt jedoch, der durch den Alltag nicht zermürbt wird, der ist mehr.

Außer dem Schritt hatte die Tante Käthi noch etwas Besondres: die glatte Haut. Da war kein Fältchen. Sie duldete nichts Schlaffes. Machte das Alter aus dem Kopf ein Köpflein, so hatte sich die Haut dem anzupassen, immer glatt und straff. Auch die Haut hielt Schritt.

Dieser Schritt — manches junge Blut, das unsrer Tante Wege kreuzte, hatte Mühe, mit ihrem Schritte Schritt zu halten.

Und schließlich war sie sehr für frische Luft. Niemand im Hause hat die Fenstergriffe öfter rechts herum gedreht, als Tante Käthi. Schritt und Haut und frische Luft, damit hörten die Besonderheiten auf. Was blieb, war Güte und Arbeit, Arbeit und Güte um und um. Da war kein Stück im Haus, vom Tintenzeug am Schreibtisch bis zum Wassertrögchen im Kanarienvogelkäfig, worüber ihre Ordnungshand nicht an die tausendmal gestrichen wäre.

Aber wie das immer ist mit Leuten, die in unsrem Dienst für uns besorgt sind — wir sind's nicht genug für sie. So daß uns eines Tags der Hausarzt dran erinnern mußte:

„Was ich sagen wollte — Fräulein Käthi wird nächstens siebzig, nicht wahr? Was halten Sie davon, ihr das Gewerkel nunmehr abzunehmen?“

„Gewerkel?“

„Ja, ich meine, sie hätte sich den Ausruhabend schon verdient.“

„Hat sie sich beklagt, Herr Doktor?“ fragte Mutter erschreckt. Als ob die Tante hätte klagen können!

„Nein, das nicht. Aber wenn sie so weiterwurschtelt, arbeitet sie sich schnurgerad ins Grab“, sagte der Doktor ein wenig schroff. „Soviel ich weiß, hat sie Anspruch auf einen Platz im Altersheim Neukirchen —“

„Ach, Herr Doktor, da hält es unsre Tante Käthi niemals aus.“

„Gut, dann setzt sie bei euch selber in den Ruhestand; ’s ist Zeit jetzt, sollt’ ich meinen.“

So kam es, daß Tante Käthi zur Feier ihres Siebzigsten in den zwangsweisen Familienruhestand versetzt wurde. Sie ließ es sich gefallen, wie man sich ein Theaterstück gefallen läßt. Man sitzt ein paar Akte lang behaglich im bezahlten Sessel und schaut seinem eignen Leben zu, das sich auf der Rampe abspielt. Nach dem letzten Akte aber reckt man sich, gähnt ein wenig und geht geschmeidig wieder an sein eignes Tagewerk.

Die vorgeschriebenen fünf Akte dauerten bei Tante knapp so viele Tage. Dann reckte sie sich in ihrem wohlverdienten Lehnstuhl, vergaß jedoch aufs Gähnen, machte das verwilderte Tintenzeug auf Vaters Schreibtisch zurecht, wischte die Kommode, ordnete die Zeitungen, rollte den Teppich fürs Klopfen zusammen, füllte das Wassertrögchen im Vogelhaus frisch und hielt es gegen das Licht:

„Mir scheint, das hat schon einen Sprung. Ich werde ein neues besorgen müssen.“

„Wie, Freilein?“ schrie die neue Stütze aus der Küche herein. „Soll ich wieder was fier Sie dun?“

Tante dachte bei sich, daß in dem „Wieder“ die ganze Widerhaarigkeit des neuen Mädchens läge, und sagte:

„Sie für mich? I, Gott bewahre!“ Und von da ab nahm sie ihr täglich ein Stück Arbeit nach dem andern sachte aus der Hand. Erst heimlich, damit es Mutter nicht bemerke. Aber wie es aufkam, war es schon zu spät. Sie hatte ihr Reich wieder erobert und ging und werkelte in Amt und Würden den lieben, langen Tag bis in die späte Nacht.

„Aber Leute,“ wiederholte der Doktor seinen Spruch, „sie arbeitet sich ja schnurgerad ins Grab!“

„Herr Doktor, gegen die Tante Käthi können wir nicht an.“

„Dann kann’s das Altersheim in Neukirchen, da hilft nun nichts!“ Sein schwerstes Geschütz fuhr er gegen Tante auf, er wetterte und schalt und hieß sie geradezu einen Neidhammel, der so in seine Arbeit verschossen sei, daß er sie keinem andern gönne — auch nicht, wenn die Zeit erfüllet sei. Hier sprach der Doktor biblisch. Einem erzürnten Moses gleich, der die Gesetzestafeln drohend hob, trieb er unsre Tante Käthi unerbittlich in das Altersheim Neukirchen.

Der Lehnstuhl vom siebzigsten Geburtstag wanderte mit ihr. Dann der Vogelkäfig mit dem Kanarienvogel. Dann noch dies und das, was man greifen, sehen oder wiegen konnte. Das war gut zu entbehren bei uns zu Haus. Was aber Unwägbares, Ungreifbares, Unsichtbares mit ihr fortgewandert war, das lastete auf uns wie in einem Trauerhause.

Gut, daß zwei Tage später der Weltkrieg ausbrach. Ich könnte das „Gut“ in diesem Satz auch weglassen, weil es gotteslästerlich erscheint, den Weltkrieg

gegen eine in Pension gegangene Tante Käthi auszuspielen. Aber gedacht haben wir das schandbare „Gut“ damals dennoch, als uns die Tante-Käthi-lose Leere gallig packte und wir die hereinbrechende weltgeschichtliche Brandung als einen Umstellhebel des Gemüts empfanden.

Neukirchen lag an keiner Bahn. Tante Käthi ist mit einem Wagen hingekommen, denn zu Fuß wär's an die dreizehn Stunden gut gewesen. Und von Neukirchen selber wieder ab im Zickzack lag das Altersheim.

„Ihr habt mich gut aus der Welt hinaus versteckt“, sagte sie grimmig.

Im Altersheim hatte sie Zimmer Nummer 117. Ein Garten war da, Berge waren da, ein See war da, freie Vögel waren da — lauter Dinge, die Tante Käthi bei uns niemals hatte. Sie wurde gut empfangen und besser noch gehalten. Vielleicht hatte sie das schönste Zimmer im ganzen Altersheim. Wenn man das Erkerfenster öffnete — ein Rechtsumgriff am Fenster war ihr erstes —, jubilierte ein Sommerschwall herein.

Die Oberin machte ihr am ersten Tage schon einen liebenswürdigen Besuch. Verneigende Schwestern wurden ihr vorgestellt. Die angesehensten Insassinnen des Heims lächelten mit milden Gesichtern in Zimmer Nummer 117 herein. Alle Fingerlang gab es eine brave Mahlzeit oder einen noch braveren Kaffee. Gute Bücher, nicht nur geistliche, wurden ihr auf den Tisch gelegt. Und ganz am Ende hieß es:

„Fräulein Käthi, wünschen Sie sonst noch was?“

„Sonst noch was? Sonst noch was?“ wiederholte sie wie träumend, richtete sich straff und sagte: „Ja, ein bißchen was zu arbeiten.“

„Sie meinen Beschäftigung?“

„Nein, Arbeit meine ich.“

„Die Arbeit machen die Schwestern, aber wenn Sie ein Geduldspiel mit Frau Rat von Nummer 43 machen wollen ...“

Solches Leben hielt die Tante Käthi an die sieben Tage aus. Sie alterte dabei um sieben Jahre. Die ersten Runzeln meldeten sich im glatten Tantenangesicht. Den ersten schlürfenden Schritt tat sie zum Geduldspiel hin und vom Geduldspiel weg.

Am achten Tag erfuhr sie durch einen Zufall, daß der Weltkrieg ausgebrochen sei. Eins der allerletzten Wellchen dieser Flut hatte sich ins Altersheim Neukirchen verlaufen und machte sich daran, in den krümelig gewordenen alten Herzen, die mit der Welt da draußen abgeschlossen hatten, zu versickern, wie im gelben Gartenkies. Und war nicht wenig erstaunt, wie die Insassin von Nummer 117 aus dem müden Wellchen Gischt schlug, daß es zischte:

„Gebt mir eine Karte, Schwester!“

„Hier ist eine illustrierte Karte mit der Vorderansicht unsres Heims.“

„Eine Landkarte will ich.“

„Im Altersheim haben wir keine Landkarten von Frankreich und Rußland, Fräulein Käthi. Und bis wir sie angeschafft hätten, ist vielleicht der Krieg schon vorbei.“

„Ich meine eine Karte von der Neukirchner Umgegend.“



„Ja, da ist eine kleine da, Fräulein Käthi.“

Im Zimmer 117 studierte eine Greisin eine Karte, bis die Augen brannten. Auf den Anstaltsgängen tuschelte es lächelnd: „Die von Nummer 117 verfolgt den Weltkrieg auf der Neukirchner Umgebungskarte, hihihi ...“

An diesem Tage prasselten in den Vogesen die ersten großen Schlachtenschläge der kämpfenden Völker aufeinander. Unterdessen ging im Altersheime alles seinen alten Gang. Der Kaffee dampfte wie sonst, das Geduldspiel versickerte im Zeitensand wie sonst, die Oberin machte ihren Abendrundgang wie sonst, klinkte wie sonst diskret die Türen ein wenig auf:

„Wünsche gute Nacht, Frau Rat ..., wünsche gute Nacht, Frau Sekretär ..., wünsche gute Nacht, Fräulein Käthi ...“

Der Kanarienvogel in Fräulein Käthis Zimmer schmetterte eine Antwort, und beruhigt klinkte die Türe wieder zu. Ja, wenn die Oberin den Kanarienvogel verstanden hätte: „Ich bin allein — ganz allein — die Tante Käthi ist fort — fort bei Nacht und Nebel ...!“

Unterdessen wanderte eben diese Tante Käthi mit festem Schritt ihre dritte Wegstunde ab.

Als die Anstaltstüre hinter ihr lag und sie daran denken mußte, daß sie heute abend dem Geduldspiel mit der Frau Rat ausgekommen war, besann sich die Zeit, strich im Gesicht der Tante die eilig aufgepappten sieben Jahre wieder aus, bügelte die eingeschlichene Falte wieder zurück.

Indessen ging der abendliche Weg durch Dörfer, wo des großen Krieges Opferflammen rein auf allen Gassen brannten. Die Kinder sah sie bis in die sinkende Nacht Soldaten spielen. Mit spät einrückenden Reservisten ging sie lange Strecken fest im Schritt.

„Na, Mütterchen, wohin die Reise?“

„Heim, Kinder, heim.“

„Ist's noch weit?“

„Ach, es geht.“

Sie sangen Soldatenlieder. Die Siebzigjährige bewegte dazu die Lippen. Lächeln tat sie diese ganze Nacht nicht. Nur ihre Augen glühten von den Opferfeuern weitum im Land. Und es ward ihr unbeschreiblich wohl.

Niemand hielt sie auf. Alle Dinge der Natur bemühten sich zu ihren Diensten. Sacht schob sie der Wind im Rücken. Die Bäume gingen dunkelrauschend ihren Ehrenwachenweg zu beiden Seiten. Die Landstraßen rollten sich ihr von selbst entgegen. Die Brücken falteten, ja und Amen sagend, ihre Hände unter den Füßen der Wandernden über den Gewässern. Die Sterne leuchteten mit Macht.

Die ganze Nacht ist sie durchgewandert. Am Morgen war sie so frisch, wie der Morgen selber. Es war ein Wunder.

„Ei, Mütterchen, was habt Ihr noch für rote Bäcklein!“ sagte der Händler im Dorf, bei dem sie im Vorübergehen ein kleines Glasschüsselchen kaufte.

„Ist auch ein Wunder,“ sagte sie scherzend, „wenn man dabei ist, vom Altersheim das erste Wort zu löschen. Sagt, was bleibt dann?“

„Das Heim“, sagte der Händler erstaunt.

Als die Tante wieder in unsrer Stadt ankam, war es zehn Uhr morgens. Um neun Uhr war die neue Stütze fortgegangen. Sie müßte Knall und Fall zu ihren Eltern zurück, hatte sie gesagt, die brauchten sie jetzt selber. Und bald darauf kam ein Nachbar voller Freude: sie hätten ihn zuerst nicht nehmen wollen, trotzdem er doch schon siebzig mitgemacht habe, aber eben habe man ihm geschrieben, er solle sich auf der Regimentskanzlei einfinden. Sie hätten vielleicht doch etwas für ihn.

„Ja, ja, die Siebziger kommen doch wieder zu Ehren!" schloß er strahlend den Bericht gerade in dem Augenblick, als ein Bub von der Straße hereingelaufen kam: „Eire Dande kommt — eire Dande kommt wieder!"

Da stand sie schon im Türrahmen und hatte ein kleines Glasschüsselchen in der Hand.

„Grüß Gott, Kinder!" sagte sie. „Da bin ich wieder — ich habe ein neues Schüsselchen für den Käfig mitgebracht, weil das alte rinnt." Und schritt pfeilgerad auf die Stelle im Zimmer zu, wo sonst der Vogelkäfig immer war, der jetzt im Altersheim Zimmer 117 hing.

„Und die neie Stitze is auch fort, Dande Kädi", sagte unser Jüngster plötzlich.

Tante Käthi hielt auf ihrem Gang zum nicht vorhandenen Vogelkäfig ein.

„Na, das trifft sich ja dann gut, daß ich wieder eingerückt bin", sagte sie so gleichmütig wie möglich.

„Ja, ja, ich sag's ja," wiederholte der Nachbar, „jetzt kommen die Siebziger wieder zu Ehren."

Und nur Mutter hielt die Tante fest und doch fast angstvoll bei den alten Händen und sagte:

„Ach, liebe Tante Käthi, aber der Doktor —"

„Was ist mit dem Doktor?"

„Der hat gesagt — hat gesagt, wenn du bei uns bliebest, so tätest du dich — tätest du dich ins Grab arbeiten."

„Aber Kinder, das tun wir ja im Grunde alle, wenn wir unsern Platz ausfüllen. Könntet ihr euch etwas Beßres wünschen?"

Die Heide · Von Paul Ernesti

Die Heide ist so kühl und grau
Wie eine frühverwelkte Frau.
Du fühlst mit jedem Wanderschritt,
Was sie in jungen Jahren litt.

Nur einmal, wenn der Sommer steht
Am Wald und winkt der Welt ade,
Steigt über das versunkne Weh
Des Lebens brausende Gewalt.

Auf Brüste ihr und Wangen fliegt
Und Lenden ein verspätet Rot.
Sie aber neigt das Angesicht.
Hörst du ihr leises Weinen nicht,
Als spräche sie von Lieb' und Tod
Ein alt Gedicht?



Die Vier vor Gott

(Aus dem Talmud)

Ballade von Börries, Freiherrn v. Münchhausen

Aus Judäas weißem Straßenstaube
Spottet Rabbi Ascher in die Laube,
Darin Ben Akiba Tröstung spendet
Einer Witwe, deren Sohn im Hüttenfest geendet:

„Rabbi, laßt das Weib den Toten klagen,
Haare raufen und die Brüste schlagen,
Wenn ihr uns zu lange lasset warten,
Schließt womöglich sich vor Euch des Paradieses Garten.“

Und er eilt den Freunden nach, von denen
Rabbi ben Asaï sprach voll Sehnen:
„Da uns Gott den Blick auf sich vergönnte,
Wünsche ich mir nur, daß ich am Glanze sterben könnte!“

Aber Rabbi Soma grübelnd sagte:
„Aller Rätsel Lösung, die ich wagte,
Was ich tastete mit blinden Händen, —
Ach, ein Schauen wird mein Forschen wunderbar vollenden!“

Und des Paradieses erzne Riegelschienen,
Alpha und Omega, lösten sich vor ihnen,
Und die Pforten sprangen langnachdonnernd auf:
Hallelujadurchjubelte Ewigkeit leuchtete auf!

Rabbi ben Asaï sah in Bangen
Nach dem Thron, aus dem die Strahlen sprangen, —
Tränen stürzten, und im Händeheben
Überselig schüttete er aus sein armes Leben.

Rabbi Soma, forschungsdurstverschmachtet,
Hat auf Gottes Hände nur geachtet,
Die bedächtig ewige Rätsel binden
Und die Knoten lässig lösen und sie klar entwinden.

Als er jubeln wollte: „Ausgeirret!“
Grade da ward ganz sein Geist verwirret. —
Aber Rabbi Ascher grub indessen
Aus dem Silbersand ein goldnes Rebenreis vermessen.

Wie er spöttelnd sprach im Kopferheben:
„Ohne Wurzeln kann auch sie nicht leben!“
Sprang ein roter Weinquell aus dem Sande,
Und ein Cherub schob verächtlich ihn aus Gottes Lande.

Durch die Tore, die ihn von sich spieen,
Ben Akiba schritt mit müden Knieen,
Und er sah das Paradies in Frieden
Und ist friedlich und freiwillig gleich daraus geschieden.

„Gott geschaut zu haben, würde mich gereuen,
Weil ich Mensch bin, muß ich Menschliches betreuen,
Als mir Gott den Blick auf sich vergönnte,
Gab er mir nicht, daß ich ihn nun auch verstehen könnte,

Sagt er einmal ‚Hephata‘ zu meinem Leibe,
Bet' ich, daß die Seele ewig vor Ihm bleibe,
Aber heute muß mich Gott entschulden:
Weil ich Mensch bin, muß ich Menschen helfen Kummer dulden!“



Einige Widersprüche bei dem Engländer von Besitz
Von Paul Dehn

Er schwärmt für die Freiheit aller Menschen, übt aber, wo er kann, eine drückende Herrschaft.

Er hält sich für freier als irgend ein anderes Volk und fügt sich unerbittlichen gesellschaftlichen Fesseln.

Er lügt nicht, liebt aber den Cant und den Bluff.

Er ist aufrichtig, nur nicht als Politiker.

Er verabscheut den Krieg als barbarisch und führt die meisten Kriege.

Er bekundet christliche Demut, glaubt aber an die natürliche Überlegenheit seines Volksschlages über alle anderen Völker.

Er reist und handelt in aller Welt, versteht aber keine fremde Sprache und will von anderen Völkern nichts lernen.

Er aburteilt über alle Völker und kennt sie nicht.

Er ist ein guter Patriot, aber nur mit dem Mund und allenfalls mit dem Beutel.

Er betrachtet die Arbeit als ein Übel, ist aber beständig auf seine Bereicherung bedacht.

Er liebt die Bequemlichkeit und betreibt den Sport mit heißem Bemühen.

Er gibt sich als Träger höchster Kultur und ergötzt sich an Boxerkämpfen.

Er hält kein Versprechen, ausgenommen in Sportsachen.



Die Straße als Aufgabe

Von Karl Nötzel

1.

Von jeher war die Straße unser aller Erzieherin. Sie wäre es weit mehr, wenn wir in ihr nicht das zu erblicken gewohnt wären, was unvermeidlich ist, oder was uns zerstreuen soll. So fehlt uns die richtige Seeleneinstellung. Sie müßte reine Aufnahmebereitschaft sein wie vor einem Dichterwerk. Es ist ja auch eigentlich auf der Straße alles so wie im Gedicht: göttlicher Zufall in sinnvolle Beziehung gebracht zur Menschenseele — so scheint es uns wenigstens, wenn wir mit der Seele leben, während wir durch die Straßen wandeln. Heute dichtet die Straße ein Heldenlied ohne Ende. Nie zeigte sie uns so viel Mitmenschen, die sich eben jetzt innerlich abfinden mit dem großen Bruder des Lebens, dem Tode: bereit, ihm entgegenzuschreiten, oder zurückgekehrt von dort, wo sie ihm Tage, Wochen und Monate von Angesicht zu Angesicht gegenüberstanden. Morituri te salutant! Solche, die sterben werden, grüßen uns. Das heißt vielmehr: wir möchten sie alle grüßen. So verwandt kommen sie uns vor. In der Nachbarschaft des Todes vergessen ja die Menschen die Vorsicht vor ihresgleichen, zu der Lebens- und Leidenserfahrung sie so früh schon erzog. Es wird da leichter, in ihren Gesichtern zu lesen. Mühelos und auf den ersten Blick finden wir das, was uns da eigentlich angeht: Einsamsein und Ausgang aus der Einsamkeit.

Was bedeutete uns sonst ein Trupp singender Soldaten? Frohe Jugend, an der wir unsere Freude hatten. Heute ist das eine Schar solcher, über denen sichtbar der Todesengel schwebt, die ihn alle sehen wollen, und über die er seine Macht verlor, weil sie Wertvolleres, Köstlicheres erleben als das, was ihm unterliegt. Wir schauen auf sie in ergriffener Feierlichkeit, denn wir wissen: Diese Menschen werden nie mehr so zusammengehen, auf viele, so viele von ihnen wartet schon das Grab in fremder Erde!

Dann die andern, die Verwundeten: den Arm in der Binde, am Stock oder auf Krücken schreiten und humpeln sie über die Straßen, und wir sehen es auf den ersten Blick: damals, als sie jede Minute bereit sein mußten zum Sprung in das große Unbekannte, damals ging ihnen ein ganz neues Licht auf: Unsagbar winzig, fast frevelhaft klein erscheint ihnen jetzt alles das, was den Menschen vom Menschen trennt. Was ihnen aber jemals ward an Wohlwollen oder auch nur an freiwilliger Rücksicht, das erhält auf einmal ganz gewaltige, symbolische, fast kosmische Bedeutung. Jetzt wissen sie, daß sie es nicht bewußt genug erlebten, daß sie Gedanken schuldig blieben dem Leben und Liebe den Mitmenschen. In diesem Sinne ward jetzt eben alles umgekramt, was in ihrer Erinnerung lebte. Wohl ist das eine Arbeit, die die Stirne kraus zieht, zumal sie ungewohnt ist, aber doch schwebt die Freude über ihr wie etwas, das unausbleiblich ist, wenn auch in weiter Ferne. Gewiß, die überwiegende Mehrzahl aller dieser in schlichtes Grau Gekleideten haben vollauf die Unbarmherzigkeit des Lebens erfahren, wo der Arme der Krän-

tung gar nicht entgehen kann, weil bezahlte Arbeit nun einmal nicht reinlich zu trennen ist von persönlicher Knechtschaft. Aber sie alle erlebten doch auch Rücksichten — wenn auch vor allem nicht ihrer Person, vielmehr ihrem Stande geltende, im Staatswillen sich äußernde. Auch dafür ist aber die Erkenntlichkeit jetzt erwacht: es ist, als sähen sie vor sich auch die unbekannten Wohltäter ... Nie fühlten sie sich ja mehr eines mit dem Ganzen. Alle ursprüngliche Vornehmheit ihrer Seele wagt sich ans Tageslicht. Unzerstörbare Dankbarkeit für das, was wohlwollte, großmütiges Vergessen des Übelgewollten, alles das strahlt uns heute auf Schritt und Tritt entgegen, aus tausend Gesichtern von in schlichtes Grau Gekleideten, die da über die Straßen humpeln an Stöcken oder auf Krücken, oder die gefahren werden im Rollwagen. Ja, ich sah Blindgeschossene, Krankenschwestern führten sie, und ihr Antlitz, darin das Licht erloschen war für ewig, strahlte dennoch in seltsam ergreifendem Glanze!

2.

So sind wir aber nun einmal ins Leben verwachsen, so sehr ist unser aller Sein eingerichtet zu rastlosem Aufstieg zu Gott: auch kein erhebender Eindruck, kein heißes Stolzempfinden auf unsere vielgeprüfte, unüberwindliche Rasse wird uns, ohne daß auch sogleich schon Schulderkenntnis und Reue in uns aufsteigt. Auch hier, vor diesen Augen, aus denen längst schon jeder Vorwurf floh, packt uns etwas an, was peinlich ist und herzzerreißend. Lange hat es gewährt, bis wir es uns einzugestehen wagten: Spricht nicht aus allen diesen ergriffenen, erwartungsvollen Gesichtern, aus denen so zum Fassen deutlich ein frohes Bereitsein strahlt zu jedem Entschuldigen (keinen noch so schwer Verwundeten wird man treffen, der nicht sein ganz besonderes Glück bei seiner Verwundung gepriesen hätte!), spricht da nicht unverkennbar die Freude — sich endlich einmal gleichgeachtet zu wissen von allen andern! Nichts Demütigendes, gar nichts Entwürdigendes liegt in dieser Freude. Auf den ersten Blick erkennt man, daß die Selbstachtung dieser Menschen nicht im geringsten gelitten hatte unter der früheren Nichtbeachtung — es freut sie nur die endliche Gleichachtung: sie nahm ihnen eine Last von der Seele: nichts erträgt sich ja schwerer, zumal für die einfache Seele (die sich noch nicht betrügen ließ vom Leben, noch nicht stolz ist auf ihre Ketten und sich ihretwegen überlegen vorkommt wie die Seele der Weltleute), als das Bewußtsein, daß es Orte gibt, wo unsere menschliche Teilnahme verschmäht werden würde: unser Wohlwollendes will ja nun einmal keine Schranken anerkennen unter Menschen. Die Großen haben es leicht, gütig zu sein ... aber auch die kleinen Leute möchten der Aufnahme ihrer Güte gewiß sein ...

Wenn wir erst einmal das Peinliche überwunden haben an dieser neuen Erkenntnis — so können wir ihr nachdenken bis hinab in unendliche Tiefen und wiederum hinauf zu schwindelnden Höhen der Verheißung. Es ist aber zunächst ein Weg durch Demütigungen: unser unbeherrschtes und unbeaufsichtigtes Ich, wie wir es schalten und walten ließen im Trottelgang der süßen Gewohnheit des Lebens, offenbart sich uns hier auf einmal in Wirkungen, die wir weder ahnten noch wollten. Hineingeboren und hineinerzogen erkennen wir uns da in menschentrennende Vorurteile, die uns blind machten im Menschenall für das, was wir

da eigentlich suchten. Freilich, es zeigt sich da auch gleich ein Ausweg, wenn wir ununterbrochen Selbstaufsicht üben wollen.

Diese Scharen von Krüppeln und Verwundeten, die, strahlende Wißbegier und nie endende Verwunderung im Blicke, am Stock und auf Krücken die Straßen der Großstadt durchwanken und sich wie zu neuem Leben geweckt vorkommen, durch die ihnen werdende ungewohnte und unerwartete Teilnahme und Beachtung — ihnen gehen eben jetzt ganze Geisteswelten auf. Ihres Aufdämmerns Zeuge zu sein, ist wohl das Ergreifendste, was einem Menschen werden kann, und gehört zu den Erlebnissen, von denen „Bekehrung“ auszugehen pflegt. Heute kann uns allen solches Erlebnis werden. Wir brauchen bloß offenen Auges durch die Straßen zu gehen ... Wir steigen nunmehr von Gipfeln herab zu etwas, was uns jetzt fast wie Ebene vorkommt und uns doch sonst so über alles wertvoll erschien, wenn wir dabei noch auf eines aufmerksam machen: Wem jetzt der Sinn danach stände, der Wirkung unseres gesamten geistigen und künstlerischen Schaffens auf ganz einfache — und das sind die freien, noch nicht vergewaltigten — Seelen nachzuspüren, der könnte wichtige Aufklärungen erhalten. Das sei aber bloß angedeutet zum Hinweis auf die Unerschöpflichkeit der Aufgabe, vor die uns heute die Straße stellt — nie war sie mehr berufen, unser aller Erzieherin zu sein.



Wenn Friede wird · Von Helene Brauer

Sieh, das erträume ich für dich und mich:
Ein Rosenstrauch an grünen Gartensteigen,
Und unter eines Birnenbaumes Zweigen
Ein Dämmern abendkühl und feierlich.

Da werden wir mit stillen Augen sehn,
Wie sich die sonnversengten Rosen heben,
Der Stunde Tau demütig zu erleben,
Und wie die Blätter immer leiser wehn.

Und Sterne blinken, im Geäst verirrt,
Und winken lächelnd wie in fernen Zeiten,
Daß du vergessen mögst das wilde Streiten
Und deiner Wunde Schmerzen stille wird.

Ein letzter Möwenschrei schwirrt her vom Strand,
Daß nur noch tiefer dann das Schweigen werde,
Und deines Lebens lastende Beschwerde
Nehm' ich dir leise aus der heißen Hand.





Carmen Sylva

Ohne den üblichen Weihrauch und doch mit nachfühlendem Verständnis gedenkt Dr. Bruno Wille in der „Frankfurter Zeitung" der heimgegangenen Dichterin auf dem rumänischen Königsthrone. Sein Nachruf gewinnt noch durch den warmen Ton persönlicher Erinnerung. Dr. Wille war in Bukarest und Sinaja Hauslehrer eines Knaben von Dr. Kremnitz, dessen Gattin, Frau Mite Kremnitz, als Mitarbeiterin und vertraute Freundin von Carmen Sylva bekannt ist. Es ist vielleicht mehr noch der ausgeprägte Mensch, als die Dichterin mit der Königskrone, die uns hier fesselt:

Obwohl als Fürstin Wied im Rheinschlosse Monrepos ziemlich einfach erzogen, war Carmen Sylva nicht ganz frei von jener Sehnsucht, die den Bayernkönig tragisch heimgesucht hat; ich meine die romantische Sehnsucht, dem Reich der Träume durch Herrscherwort Wirklichkeit zu verleihen und sich gegen die Welt unerwünschter Tatsachen durch phantastische Behänge abzusperren. Schon als Kind soll Elisabeth von Wied auf Gestaltung des Lebens nach der eigenen Gefühlsweise so leidenschaftlich gehalten haben, daß sie unerfüllte Wünsche als ganz bittere Eingriffe in ihre persönliche Freiheit empfinden konnte. Nachdem Fürst Karl von Hohenzollern, der sie durch den preußischen Kronprinzen Friedrich kennen gelernt hatte, die gegenseitige Liebe zur Ehe gestaltet und Elisabeth auf den Thron von Rumänien geführt hatte, schien ihr Glück vollkommen, zumal sie Mutter eines Töchterchens wurde. Aber das „Sonnenkind" wurde ihr vierjährig durch ein Scharlachfieber entrissen, und vergebens sehnte sich seitdem Carmen Sylva nach Mutterschaft. Auch im höfischen und staatlichen Leben blieben die Enttäuschungen nicht aus, zumal die Deutsche in den ersten Jahren den Rumänen als „die fremde Frau" galt. So gewann im Gemüt der Königin ein weltschmerzlicher Zug Geltung. Zu bekämpfen wußte sie ihn durch strenges Halten auf Pflichterfüllung, durch unermüdliche Arbeit auf den vielen Gebieten ihrer Begabung. Wähne niemand, diese Märchenfürstin habe sich tatloser Träumerei ergeben! Den Hofjungfern war sie eine straffe Erzieherin, und wenn sie diese Töchter rumänischer Häuptlinge, die nach heimischem Herkommen eher auf müßiges Vergnügen als auf Arbeit bedacht waren, zum Spinnen und Nähen, zum Haushalten und zu kunstgewerblicher Arbeit anhielt, hatte sie etwas von jener Frau Holle, die im Märchen eine Goldmarie belohnt, eine Pechmarie abstraft. Ebenso organisatorisch wie diplomatisch wußte sie ihre Umgebung nützlichen Zielen dienstbar zu machen ...

Allen Künsten brachte Carmen Sylva schwärmerische Liebe entgegen — sie spielte gut Klavier, sie sang und schlug dazu die Harfe. Ich sehe noch, mit welcher Hingabe sie dem Geigenmeister Wilhelmi lauschte, wie treuherzig sie dann dankte, so daß er entzückt war über die Echtheit ihres Verständnisses.

In unversiegbarer Glut behauptete sich Carmen Sylvas Schönheitssinn auf dem Gebiete der Poesie. Schon als Mädchen soll sie eifrig die Gabe betätigt haben, Verse in spielender Erfindung hervorzuströmen. Ich gestehe, daß ich sie für ein Talent der Improvisation halte — was nicht ohne weiteres eine Herabsetzung zu sein braucht, da beispielsweise auch Rückert ein improvisatorischer Vieldichter war. Ihr impulsives Gemüt konnte anmutige Verse im Tone lieber Vorbilder überraschend flott hinwerfen, während ihr tiefere Schöpferkraft, zäh ringende Eigengestaltung ziemlich versagt blieb. Als sie einmal der Kaiserin von Österreich begegnete, sprach sie aus dem Stegreif, ohne daß ein vorbedachter Plan vorgelegen hätte, indem sie Blumen überreichte, ein formgewandtes, ideenschönes Gedicht. Ähnlich sind wohl die meisten ihrer Verse entstanden, auch ihre Märchen und Romanarbeiten. All ihr Dichten hielt sie für Eingebung, war wenig aufgelegt zu planendem Schaffen und nachbesserndem Feilen.

Die Mitarbeiterin ihrer Romane war Mite Kremnitz, mit der sie eine künstlerische Einheit zu bilden glaubte; hierauf weist das Pseudonym hin „Dito und Idem", „einunddasselbe" bedeutend und zugleich unter Verschiebung weniger Buchstaben, die Personennamen Dido und Mite. Wohl bestätigte Mite Kremnitz, die kluge Frau von Bukarest, auch bei diesem gefährlichen Zusammendichten ihre psychologische Kraft, in Menschen und Verhältnisse einzudringen und ihre Gestalten mit unerbittlicher Folgerichtigkeit durchzuführen. Wohltuend hat sie die mehr gefühlsmäßige Art Didos ergänzt und dem krausen Phantasie-Eppich oft Anhalt, Form und Ziel gegeben ...

Wie Mite Kremnitz hat auch der König Carol in wohltuender Ergänzung auf Carmen Sylva eingewirkt. Er war ein nüchterner Staatsmann und tatkräftiger Soldat, zugleich eine sittlich ideale Natur, gütig und von makelloser Lebensführung, gerecht, schlicht und haushälterisch, ein weiser Vater des ihm anvertrauten Volkes. Mochten es die französelnden Großen des Landes übelnehmen, daß er keine üppigen Jagden und Prunkfeste gab, mochten sie ihn „le roi banquier" nennen — Carol verachtete oberflächliche, vergnügungssüchtige Schwätzer, er wußte, daß dem Lande Zucht und Ordnung, vorbildliche Echtheit und Sammlung aller Kräfte not tat. An der Seite Carols war Carmen Sylva mit Güte für die notleidende Menschheit nach besten Kräften tätig, und es ist bezeichnend, daß sie bis zu ihrem Tode dem Plane geweiht blieb, für dreißigtausend blinde Rumänen die Blindenstadt „Vatra luminosa" (Leuchtender Herd) zu schaffen. Auf solche Weise hat sie die „Krone des Lebens" wohl doch eher als Mensch und Fürstin denn als Dichterin erlangt.

Aber wenn man an ihre Kunst nicht gerade mit Maßstäben der Atelier-Ästhetik und Literaturgeschichte herantritt, sondern in schlichter Herzlichkeit, so wird man Carmen Sylvas Stimme im deutschen Dichterwalde lieb gewinnen. Hat sie doch so vielen edeln Regungen der Menschenbrust Ausdruck verliehen. Deutsche Romantik, Eichendorff, Scheffel hat ihre Tonart bestimmt, später das fremdartig fesselnde Volk mit seiner schwermütigen Landschaft und Poesie ...

Carmen Sylva wußte zu resignieren wie Goethe, als er die Nachtlieder des Wanderers erlebte. Als ein sturmmüder Wanderer im Abendrot resignierte die Königin-Dichterin mit wehmütig lächelnder Weisheit:

So schön ist's, alt zu werden,
Als würde man wieder Kind,
Als ginge man sorglos auf Erden,
So ruhig, wie Kinder sind.
Als wären sehr weiß die Wände
Und alle Vorhänge weiß,
Als ruhten fleißige Hände,
Als tickte ein Ührlein leis.
Als wäre man ganz ein andrer,
Ein Freund, den man gut gekannt,
Ein sturmermüdeter Wandrer
Am leuchtenden Abendstrand.

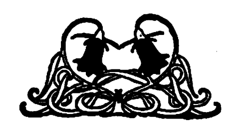


London

London ist das Zentrum des größten Kreises der Welt. Es kommen die meisten Leute dorthin, um auf alle Arten Lärm zu machen (was man eine Großstadt nennt). Die Leute sind verschieden gefärbt; sie werden von London gebleicht. London ist die größte Assimilationsmaschine der Welt. Indische Prinzen und russische Juden werden in den Trichter geschüttet, unten kommen zwar nicht angelsächsische Weltbeherrscher heraus, aber indifferente Wesen mit dem Stempel: Made in England. Der indische Prinz wird zu einem Gentleman gemacht, das heißt zu einem Menschen, der alles Englische berufsmäßig göttlich findet. So, jetzt kann er nach Indien zurückgehen, dort weiter Cricket spielen und in den Zwischenpausen Millionen Menschen so regieren, daß ein Londoner Klub mit ihm zufrieden ist.

Russische Juden pflegen zähere Braten zu sein als indische Prinzen, aber auch aus ihnen versteht London das nationale Durchschnitts-Roastbeef zu bereiten. Es ist unglaublich, wie leicht sich an den Zugewanderten ein gewisser oberflächlicher Anglisierungsprozeß vollzieht. Fixe Ideen stecken an, und das Engländertum ist nichts als ein Komplex von fixen Ideen. Fixe Idee, daß man zum Frühstück bestimmte Gerichte zu essen hat. Fixe Idee, daß man die Welt zu erlösen bestimmt ist. Fixe Idee, daß die Erwähnung des Wortes „Hosen" unmoralisch ist und daß ein anständiger Mensch das Wort „verdammt" nicht in den Mund nehmen darf. Vor allem die fixe Idee, daß England immer und überall recht hat, daß der ganze dicke Kodex englischer fixer Ideen heiliger ist als jede Bibel. Die englische Gentry hat, nicht zu ihrem Klassenschaden, diesen Kodex in die Welt gesetzt, und siehe, er zermalmte die Welt zu Brei. Jeder Negerprinz kann in einer Stunde den perfekten Engländer spielen, wenn er nur so tut, als glaube er an ein Dutzend fixe Ideen. Natürlich, die paar Dutzende wirklicher Engländer, die wirklichen Beherrscher der Welt, lachen heimlich über den Aberglauben, der von ihnen ausstrahlt. Aber sie wissen sehr gut, daß sie gerade durch die Macht dieses Aberglaubens die Welt beherrschen. Es ist wie mit dem Islam, der jetzt so ungeheure Fortschritte macht: er ersetzt die kompliziertesten Heidentümer durch drei, vier einfache Riten und Glaubenssätze. Der schwärzeste Nigger, der sich diesen Riten und Glaubenssätzen unterwirft, wird plötzlich Mitglied einer gewaltigen Weltorganisation und distinguiert wie der vornehmste Araber, der edelste Haussa. Ebensoleicht kann man in die nicht minder vornehme Weltorganisation der Angelsachsen eintreten; drei, vier leichte Riten genügen (zum Frühstück Speck mit Spiegeleiern essen, täglich Sportberichte lesen, den Sabbat heiligen). Dieser erfolgreiche Klub ist nicht exklusiv. Das erklärt den fortwährenden Zustrom von neuen Mitgliedern. In dieser Welt von heute rotiert eine ungeheure Maschine. Sie saugt Menschen aller Rassen auf und gibt Angelsachsen wieder. Das Herz, die innerste Motorenkammer dieser titanischen Assimilationsmaschine, heißt eben London. In London wird alles Metall der Welt umgeprägt und bekommt den angelsächsischen Stempel. —

So Richard A. Bermann in seinem Buche „Irland" (Berlin, Hyperionverlag).



Der Sturmglöckner Tirols

Sei gegrüßt, Tirols eiserne Lerche! Ein brausender Sturmwind wettert, eine Lohe schlägt aus Wallpachs Dichtung. Welch eine Kraft der Liebe und des Hasses! Hei Leben, das da jauchzt im Männerkampf und in der Frauenliebe! „Sommersturm“ heißt eines von Wallpachs Büchern. Der Name ist Wahrzeichen für den Mann.

„Mitstreiter“: so wurde Wallpach einst von Adolf Pichler genannt, dem „Achtundvierziger“, der dereinst die schwarz-rot-goldene Fahne der akademischen Legion gegen die italienischen Feinde getragen hat. Und der Nestor setzte hinzu: „Dieser Junge überragt die alten Genossen!“

Das Land der Firnen ist reicher an Wildbächen der Dichtung, als die weite Ebene ahnt. Schon in der gefahrvollen Zeit des Vormärz schrieb Hermann von Gilm die „Jesuitenlieder“. Die Allgemeinheit kennt leider nur sein Volkslied gewordenes „Allerseelen“. Ein Schaarlied klingt heute von den Bergschroffen: „Tiroler Adler, warum bist du so rot?“ Von Joseph Senn stammt dieses Lied der Fahne, von dem unglücklichen Freiheitssänger, der an Metternich zerbrach. Ihn ruft ein Gedicht Wallpachs auf:

„Ein Bettler in des Hungers Fron
Warst du, o Senn, — und ein Genie.“

Zerschellt an der feindlichen Mauer des freien Geistes ist der kühne Joseph Mayr, der 1907 im Innsbrucker Armenhaus starb und „Trotz Acht und Bann — Freiheitslieder des verfemten Tiroler Dichters“ hinterließ. Glücklicher als jene ersten Kämpfer und ihnen im heiligen Eifer verwandt, wuchs das junge Dichtergeschlecht heran: der Lyriker Anton Renk — er starb als Jüngling, aber seine Gedichte, die die Bergwelt spiegeln, waren Bekenntnisse eines reifen Menschen; der Romandichter Heinrich von Schullern; der Dramatiker Franz Kranewitter, der die zwei treuen Rebellen Michael Gaißmayr und Andreas Hofer aus seinem eigenen gut tirolischen Rebellenblut weckte; und Karl Schönherr: dem Lande Tirol hat er den lautesten Dichterruhm heimgebracht.

Glied einer so erlauchten Kette ist Artur von Wallpach, der streitbare Minnesänger. Wie einst Herrn Walters, des Bozener Landsmannes, so klingt auch seine Harfe den drei Sternen: dem freien Weltgeist, der süßen Frau und dem großen Vaterland. „Er ist kein Epigone“, sagte Altmeister Adolf Pichler von ihm. Und Anton Renk pries „die mächtige und bewußte Unbotmäßigkeit seines Empfindens“ und die stürmische Leidenschaft, die von einer grenzenlosen Pflicht der Liebe überzeugt sei und Bangigkeit, Feigheit und Mode verwerfe.

Wahlsprüche sind an die Pforten der Wallpachschen Bücher angeschlagen. Seinem „Sturmglock“-Buch gibt der Freiherr vom Stein den Glockenruf: „Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland — ich bin auch nur ihm und nicht einem Teile desselben von ganzem Herzen ergeben.“ Die Gedichte des Tirolers sind dieses Gedankens hundertstimmiges Echo! Das Motto zum „Sommersturm“, dem Liederbuch einer Liebesleidenschaft, die dem Hohn und Haß der Menschen trotzte, hat Max Stirner geliehen: „Der Jüngling stoßt die Welt zurück in tiefster Weltverachtung.“ Aber diese Welt, die Wallpach haßt, ist die „Frau Welt“, die schon der Vogelweider verdammte, die Welt der Heuchler und der engbrüstigen Neider. Der anderen, der freien Gotteswelt, jauchzt die inbrünstige Lebensbejahung Wallpachs zu, die „wilde Gottestrunkenheit verzückter Thyrsosschwinger“. Er prägt den Spruch: „Das freie Weib und der freie Mann, kein Opfer und keine Gnade!“ Vor dem Buch „Kreienfeuer und Herdflammen“ stehen Goethes Worte: „Die Flamme lodre durch den Rauch!“ — und hier reift Wallpachs Seele zu dem Erkennen: „Gott ist in mir, ich bin in Gott.“ In diesem Buch steht der wildjauchzende Hymnus an Pan, aber auch das Gedicht „Begrenzung“:

Ob rauh, ob hold die Stunden,
Ich stehe fest und still.
Längst ist die Sucht verschwunden,
Die alles haben will.

Durch immergleiche Tage
Geht unbemerkt die Zeit,
Doch keiner bringt mir Klage,
Rings webt Unendlichkeit.

Dies ist mein einzig Sorgen,
Nicht Glück und Ehr' der Welt:
Ein Leben, das verborgen
Des Ewigen Kraft durchquellt.

In Wallpach erstarkt nun auch das soziale Gefühl und findet heftigen Ausdruck. Das Gedicht „Tischfrage" verhöhnt die gesellschaftlichen Sorgen der Reichen und schließt:

„O, quell empor aus Elendskammern,
Du schriller Hilfeschrei nach Lohn,
Des ungestillten Säuglings Jammern,
Der Massen haßerstícktes Drohn!
Was wissen die, die euch zertreten,
Wie Hunger durch die Adern loht —
Sie überdrüssig der Pasteten,
Und ihr voll Gier nach trocknem Brot!"

Von den deutschen Vaterlands- und Tiroler Heimatsgedichten — sie vor allem haben Wallpachs Namen beflügelt — ist geschichtlich zu berichten, daß die meisten von ihnen nach dem Erstdruck der Beschlagnahme durch den österreichischen Staatsanwalt verfielen. Das geschah damals, als der Deutschgedanke in Österreich den Staatshütern noch für verdächtig galt und zumal in Tirol die dunklen Mächte besonderen Schutz genossen. Es gab jedoch ein Mittel, die gefangenen Lieder zu befreien. Im Wiener Reichsrat wurden sie zum Gegenstand parlamentarischer Anfragen gemacht und, dort mit vollem Wortlaut vorgelesen, durch dieses Verfahren „immunifiziert". Der Gegendruck hatte nun allerdings zur Folge, daß sich manchem nachgewachsenen Liede der Stempel des Tageskampfes, der Parteipolitik aufdrückte. Solche Gelegenheitsverse welkten mit ihren Gelegenheiten. Daneben aber stehen Gedichte, die nicht erlöschen. Gedichte, in denen Begeisterung zur Sehergabe ward. Schärfer hat keiner Englands feindseliges Wesen erkannt, als Wallpach — und das schon vierzehn Jahre vor dem Weltkrieg! Was Tirols Dichter sehnten und ahnten, es wurde symphonische Einheit in Wallpachs Gedicht „Tirol" (1893). Von dem einfältig frommen Naturkind erzählt es, und wie in eine allzu lange Kindheitsnacht allmählich des Wissens Sonnenpracht drang. Es schildert eines armen Volkes unendliches Mühen um des Lebens Notdurft, im Kampf mit den Elementen. Doch nie habe dieses Volk der Freiheit vergessen, nie Verrat gekannt, und, treu dem Erbe seiner blonden Gotenahnen, sei es seinen Führern in Gefahr und Tod gefolgt. Das Lied rauscht auf:

„Vom Blachfeld von Calliano, blutgetauft,
Wo es Venedigs Leu'n in Sand gerauft,
Bis zum Berg Isel, wo der Siegesflug
Des Korsenadlers blutig niederschlug,
Wo für Alldeutschland es das erstemal
Zum großen Rachekrieg gab das Signal, —



Nahm es des Südlands Mark in seine Hut,
Verspritzte es sein freies Bauernblut.
Noch ist es muskelstark und nervenfrisch,
Ein unberührter Teil im Volksgemisch,
Ist ein Reservetrupp, den aufgespart
Das Schicksal hat, für künft'ge Zeit bewahrt —
Vielleicht für den entscheidend letzten Stoß
Im Kampfe um des deutschen Volkes Los."

* * *

Am 6. März war Artur von Wallpach fünfzig Jahre alt geworden. Dieser Quell brausender Jugend, fließt er nun mit sanfterem Gefälle durch ein behagliches Daseinsgefild? Seine Lieder haben den kecken Sporn, den Hall und Schall frühen Wagemuts nicht verloren! Sie erhalten mir das blonde Bild des Jünglings lebendig, wie ich es zuletzt mit leiblichen Augen gesehen.

Es ist an die dreißig Jahre her. Damals waren wir junge Leute, am bergumrankten Musensitz zu Innsbruck, und miteinander eng verbunden. Es glühte noch kaum ein Morgenrot der neuen Zeit über dem Inntal. Der alte Mann freilich, den wir in schäbigem Gewand durch die Straßen humpeln sahen, den Berghammer in der einen, den Alpenstock in der andern Faust, der wußte mehr als andere. Der sah das Kommende und sprach es aus in innig-schlichter Dichtung. Der Herr Professor Adolf Pichler war's, der Dichter, der wetterharte, herzensweiche. Aber wir Jungen! Wir nahmen sorglos den vollen Becher und bekränzten ihn. Was wußten wir von der ringenden Menschheit, von kommenden Geschicken, — von uns selbst ...? Doch wenn der jubeltolle Freundeskreis einmal eine ernstere Stunde hatte, dann konnte es wohl geschehen, daß wir uns unsere Sünden gestanden, unsere Gedichte vorlasen. Auch Wallpach stand heimlich am Amboß. Trefflicher Jungschmied, bald, bald nach jenen Tagen blitzten die Schwerter deiner Esse!

Freund der Jugend, wo finden dich heute meine Grüße? Wo denn anders, denn in Krieg und Kampf! Deutschlands und Tirols singender Schwertfeger ist kein d'Annunzio! Sein Schwert ist Wahrheit.

Steht eine Burg ob Klausen, nahe an der Trauben- und Blütenstadt Bozen. Walter von der Vogelweide und Luther ritten und schritten einst den Burgweg empor. Gaißmayr rief hier zum Bauernkrieg auf, Peter Haspinger schwang hier das Kreuz wider die Franzosen. Hier, wo „smaragden durch die Enge des Eisacks Welle sprüht", hauste der Dichter Wallpach. Als nun der ruchlose Treubruch geschah und der felsigen Mark der Einbruch welscher Räuberscharen drohte, stieg der Burgherr von Angern zu Tal. Eine freie Standschützenkompagnie zu Innsbruck wählte ihn zu ihrem Hauptmann. An der Spitze seiner Getreuen hält er Wacht auf ragender Bergeshöhe, nahe dem ewigen Eis, hoch über der bewohnten Erde. In der Stunde, in der er auszog in Kampf und Todesgefahr, schrieb er auf dem Bahnhof zu Innsbruck die Worte hin:

„Kein Bube ist so feig und schlimm,
Daß ihm das Herz nicht immer schrie:
Zur Hacke greif! Den Stutzen nimm!
Schlag tot, schieß tot, zermalme sie!
Parole sei und Feldgeschrei:
Die Heimat ungeteilt und frei!"

Hermann Kienzl



Als Rußland unser Erbfreund war

Herr Sassonoff hat in seiner letzten „großen" Rede von der angeblichen Absicht Deutschlands gesprochen, ein germanisch-muselmanisches Reich zu gründen, also ein „Kalifat von Berlin". Und weiter sprach er davon, daß das Preußentum nicht immer die Sympathien Deutschlands gehabt habe. Herr Sassonoff, meint dazu die „Vossische Zeitung", hat ganz recht: „Das Preußentum hat in der Tat nicht immer die Sympathien Deutschlands gehabt, — jenes Preußentum nämlich, das keine höhere Aufgabe zu kennen schien, als Rußland Liebesdienste zu leisten und auf jede Selbständigkeit gegenüber dem Willen des Zaren zu verzichten. Als Preußen durch Müffling den Frieden von Adrianopel zustande brachte, als es Rußland beim Polenaufstande Hilfe lieh, als es durch Entsendung von Truppen an das Kalischer Lustlager zur Verherrlichung des ersten Nikolaus beitrug, als es auf russisches Verlangen Friedrich von Raumer wegen gelegentlicher Äußerungen zugunsten Polens zur Rechenschaft zog und die Rücksicht auf Rußland den Spielplan der Berliner Hofbühnen bestimmte: damals fand das Preußentum wenig Beifall im deutschen Vaterland, aber Wohlgefallen vor den Augen der echt russischen Leute und ihres Gebieters — immer freilich nur, wenn Preußen nicht etwa Miene machte, das Gängelband zu lösen und eigene Wege zu wandeln.

Als Friedrich Wilhelm IV. zu Beginn seiner Regierung ein paar freiheitliche Ansprachen hielt, runzelte Nikolaus drohend die Stirn. Als die Provinzialstände des Großherzogtums Posen zusammentraten, erklärte der Zar, Zugeständnisse an die Polen — das heute von Sassonoff umschmeichelte ‚Brudervolk' — seien von der Zustimmung Rußlands abhängig. Als die ostpreußischen Stände die Einberufung einer allgemeinen Landesvertretung anregten, zur Erfüllung des gesetzlichen Versprechens von 1815, ließ Nikolaus verkünden: ‚Ich will keine konstitutionellen Körperschaften an meinen Flanken zu Berlin und Wien.' Als der Sturmwind von 1848 dennoch den Absolutismus hinwegfegte, verschickte Kaiser Nikolaus eine Denkschrift über die preußischen Angelegenheiten, in der er über Preußen ganz anders spricht als jetzt Herr Sassonoff über den ‚unerbittlichen Egoismus und den raubgierigen Appetit', die des Preußentums kennzeichnende Grundzüge seien. Nicht tadelnd, sondern rühmend sagte Nikolaus: ‚Die Geschichte bezeugt, daß Preußen seine Größe dem kriegerischen Geist seiner Herrscher, ihren Siegen und dem militärischen Sinn zu danken hat ... Alles atmete einen militärischen Geist, weil jedermann durch die Armee gegangen war ...' Wenn jetzt aber der König erklärt habe, Preußen solle fortan in Deutschland aufgehen, so sei es unerklärlich, wie eine wesentlich militärische, von durchaus eigenartigen Interessen und Überlieferungen beherrschte Monarchie plötzlich ihre Vergangenheit verleugnen und künftig diejenige des übrigen Deutschlands annehmen solle, ‚mit dem Preußen weder nähere Beziehungen noch erweislich gemeinsame Interessen hat'. Der Zar rät dem Prinzen von Preußen, sich gegebenenfalls an die Spitze des ersten Armeekorps zu stellen und nach Berlin zu marschieren. An den Kommandierenden General dieses Korps, den Grafen Dohna, der auf königliche Weisung im Herbst den russischen Manövern beiwohnen mußte, wandte sich der Zar mit der plötzlichen Frage: ‚Ihnen gefallen meine Truppen? Nun wohl, sie sind zu Ihrer Verfügung, wenn Sie an Ihrer Spitze gegen das meuterische Berlin ziehen wollen.' Worauf der General erwiderte, daß ein preußischer General nie anders als auf Befehl seines Königs marschiere. Aber als die preußischen Truppen in Schleswig-Holstein kämpften, nötigten russische Drohungen zum Rückzug und zum Waffenstillstand von Malmö, und als dem König die deutsche Kaiserkrone angetragen wurde, da erklärte Nikolaus die Einigung Deutschlands für einen Kriegsfall und redete er von den preußischen Ministern als von ‚Banditen, die seines Schwagers Umgebung bildeten'. Und als diese Banditen seinem Wunsch gemäß entlassen und die Märzzugeständnisse Schritt um Schritt rückgängig gemacht und die Demütigungen von Olmütz bekannt geworden und der selig-unselige Bundestag wieder-

hergestellt war, ganz gewiß, da war das Preußentum, das dieses russische Joch trug, alles eher als beliebt und volkstümlich in Deutschland.

Es war eine Zeit des tiefsten sittlichen und politischen Verfalls, die Zeit, in der des Königs Vorleser der Berichterstatter des Zaren war und von ihm die schmeichelhafte Eröffnung empfangen durfte: ‚Schneider, Sie und ich sind eigentlich die einzigen wahren Preußen.' Der kleine von diesen einzigen Preußen verherrlichte den großen in der Presse, wofür der große sich gestattete, seinen Schwager von Preußen dem Hofgesinde gegenüber gelegentlich als ‚roi poltron' zu bezeichnen, bei unliebsamen Berliner Zeitungsartikeln mit dem Erscheinen von Kosaken zu drohen und Leute in Deutschland, die keine Begeisterung für Juchten und Knute zeigten, hinter Schloß und Riegel bringen zu lassen. ‚Wir gehören zu Rußland', sagte Graf Finckenstein im Februar 1854, und für eine große preußische Partei schien dieser Satz politisches Programm. In demselben Monat wurde ein preußisches Staatsgeheimnis, der Mobilmachungsplan, dem Petersburger Hof verraten, und als der Verräter ermittelt wurde, entschuldigte er sich mit seinem guten Glauben und der Meinung, ‚daß zwischen uns und den Russen ja keine Geheimnisse mehr bestünden'. Als eine geheime Denkschrift Bunsens, des Gesandten in London, über die russische Politik dem König zur Kenntnis gebracht wurde, gelangte am Abend desselben Tages eine Abschrift in die Hände des russischen Gesandten. Der König selbst sollte seinem ‚alten Nic' versprochen haben, das ‚Fagott zu blasen', falls die russische Trommel gerührt werden sollte. Und als Hinckeldey, der nicht unbedingt russisch war, nach der wiederholten Beschlagnahme russenfeindlicher Artikel auch einmal einen über die Maßen russischen Aufsatz der ‚Kreuzzeitung' unterdrückte, da konnte man erleben, daß dieses Blatt die Preßfreiheit verlangte, während es sonst mit Thadden-Triglaff den Galgen daneben hatte aufrichten wollen. Man muß nachlesen, welche Zustände damals in Preußen herrschten, wie der nordische Schutzherr, der ‚europäische Rennebohm' der preußischen Politik die Wege wies, und wie diese Abhängigkeit ‚seinerzeit nicht wenig zur Entfremdung zwischen Preußen und dem unabhängig denkenden Teile der deutschen Nation und dem abfälligen Urteil über das »Paschalik Berlin« beigetragen ...' So schrieb Eckardt 1880 in seinem Buch über Berlin und St. Petersburg.

Das ‚Paschalik Berlin' hieß es einst, und die deutschen Fürsten wurden des Zaren Unterknäse genannt. Dieses Preußentum, das keine Sympathien in Deutschland genoß, war ganz nach dem Herzen jener Moskowiter, zu deren Nachfahren Herr Sassonoff gehört und redet. Jenes Preußentum konnte und sollte auch militärisch sein, unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß es sich zum Werkzeug Rußlands mache, etwa wie neuestens Serbien. Ein Preußentum dagegen, das 1878 Österreich-Ungarn nicht in den Rücken fallen wollte, selbst auf die deutlichsten russischen Kriegsdrohungen hin, das mit der habsburgischen Monarchie ein Bündnis schloß, nach der Newa hin rief: ‚Das Saldo der Dankbarkeit ist beglichen', um Freundschaft nicht mehr werben wollte, das Preußentum, das die deutsche Einheit vollendet hatte und festigte und seinen Verbündeten in der Schicksalsstunde nicht verräterisch im Stich ließ: dieses Preußentum freilich, das kein ‚Paschalik Berlin' mehr kennt, kann bei Herrn Sassonoff so gut wie bei Herrn Asquith nur die einzige Sehnsucht nach Ausrottung hervorrufen.

‚Es muß ein für allemal zur Machtlosigkeit gezwungen werden', sagt der eine; ‚die militärische Herrschaft Preußens muß gänzlich und endgültig vernichtet werden', sagt der andere. ‚Wenn es anders käme, wären alle Opfer der Verbündeten vergebens.' Es *wird* anders kommen; Mühe und Arbeit und Opfer und Reden *werden* vergebens sein. Denn Preußen und Deutschland sind eins und einig, alle törichten Versuche, Zwietracht zu säen, sind eitel. Der Witz vom Kalifat von Berlin wird allenfalls im geflügelten Büchmann einen Platz finden; darüber hinaus hat er so wenig zu bedeuten, wie die russische Kennzeichnung des Preußentums. Aber das ist Gemeingut aller Deutschen: Preußen und Deutschland dürfen nun und in Zukunft kein ‚Paschalik Berlin' werden, keine Satrapie des Moskowitertums und seiner Verbündeten."

Nordfrankreich in neutraler Beleuchtung

Der große schwedische Schriftsteller, ja Dichter und Franzosenfreund August Strindberg hat ein kluges Buch über die französischen Bauern geschrieben, „Unter französischen Bauern" (München 1912, Georg Müller). Bei seinen Fahrten nach Nordfrankreich fallen ihm sofort die blonden Haare, die blauen Augen und die breiten vierschrötigen Gestalten der Bauern auf, die so gar nichts Französisches an sich haben. Während die Normannen als die Brüder seiner eigenen nordischen Vorfahren schon erheblich nachgedunkelt sind, wenn sie auch zum Teil sich noch das germanische Gepräge erhalten haben, so erscheinen die Bewohner des französischen Flanderns, also Kammerichs (Cambrai), Artrichts (Artois) und Seeflanderns ihm ganz deutsch, was er freilich scherzhafterweise dahin ausdrückt, daß man in Ryssel (Lille) in Belgien, England oder Schweden zu sein glaube. Er kennt die deutsche Geschichte nicht und weiß daher nicht, daß es sich um ein altes deutsches Grenzland handelt. Die Schilderung ist aber zu bezeichnend, als daß ich mir versage, sie hier anzuführen: „Auf der nächsten Station steigen aufgedunsene blonde Herren mit roten Backen und hellen Bärten, flachsblauen Augen und dicken Nasen in den Zug. Es ist die Heimat des Bieres, und wir machen bald im Hauptort Lille halt,-nachdem wir eine Allee von Schornsteinen passiert haben.

Lille ist eine schwarze Stadt; aus dunklem Ziegel aufgebaut, verdunkelt vom Steinkohlenstaub, Schornsteinrauch. Trotzdem sie nordisch, flandrisch und englisch ist, trägt sie Spuren der spanischen Herrschaft. Eine Straße heißt noch Rue de Puéblo und viele spanische Erinnerungen hängen an öffentlichen Plätzen und Gebäuden. Als Nation ist Frankreich recht alt, als Staat ziemlich jung. Vor dem Jahre 1000 bestand es nur aus Ile de France. Bis 1300 vergrößerte es sich mit Normandie, Champagne, Berry und Languedoc. Bis zum Ende des Mittelalters kamen Picardie, Anjou, Burgund, Orléanais, Poitou, Aunis und Saintouge, Angoumois, Guyenne, Lyonnais, Dauphiné, Provence hinzu. Von der Renaissance bis 1600: Limousin, Béarn, Comté de Fois. Erst während des 17. Jahrhunderts wurden Flandern, Artois, Elsaß, Franche-Comté, Nivernais, Auvergne, Roussillon erworben; während des 18. Jahrhunderts: Lorraine, Corsica, Comtat d'Avignon und Venaissin; während des 19. Jahrhunderts: Savoyen und Nizza. Frankreich hat also sein Land zusammenerobert von Spaniern, Engländern, Flandern, Deutschen und Italienern. Darum fehlt Einheit und Eintracht, und das eigentlich Französisch-Französische ist nur in Paris aufzufinden.

Hier in Lille glaubt man in Belgien, England oder Schweden zu sein. Von Rassenhaß ist sehr wenig zu merken, und man trifft gemütliche, fette, hellhäutige Menschen, sieht Pferde mit dicken Hälsen, groben Fellen und haarigen Gelenken, als seien sie aus Rubens Gemälden geschnitten."

Obwohl Strindberg ein Dichter ist, so ist er doch bei aller literarischen Berühmtheit ein großer Geschichtskenner. Seine geschichtlichen Essays beweisen seine tiefgründige Beschäftigung mit der Geschichte, besonders seines Landes. Daß er trotz der engen Beziehungen Schwedens das ganze Mittelalter und die ganze Neuzeit hindurch bis zum Wiener Kongreß so wenig deutsche Geschichte kennt, daß er nicht weiß, daß Flandern ein altes niederdeutsches Land ist, erscheint wunderbar. Aber noch seltsamer ist es, daß er viele Genossen seiner Unkunde in Deutschland selbst besitzt, ja sogar unter den Gelehrten. Unser Geschichtsunterricht ist eben nicht auf eine nationale Belehrung zugeschnitten, sondern treibt vielmehr Bildungsblüten weltbürgerlicher Art.

Was hat es genützt, daß der Kaiser dieser Überschätzung der alten Griechen und Römer in unserem Geschichtsunterrichte seinerzeit entgegengetreten ist? Fast alles ist beim alten geblieben. Jetzt ist freilich wieder ein Erlaß zur Bevorzugung unserer eigenen Geschichte ergangen,

aber die Schule versteht es mit großem Geschick in durchaus undeutscher, aber leider auch wieder echt deutscher Weise die fremde Geschichte vor der eigenen zu bevorzugen. Außerdem fehlt unserer geschichtlichen Bildung der große Zug und die Kenntnis des großen nationalen Zusammenhanges. Daher sind uns Belgien und Französisch-Flandern ein vollkommen fremdes Land bis zum Krieg gewesen. Wir wissen nicht, daß der südliche Teil der Südniederlande, die wir ungeschichtlich Belgien nach französischer Erfindung nennen, viel später als Elsaß in die Hand Ludwigs XIV. gefallen ist. Wer weiß noch, daß das Fürststift Lüttich bis zum Jahre 1801 zum Deutschen Reich gehört hat, und daß Stein und alle Patrioten im Jahre 1813 die Wiedergewinnung dieser französischen Niederlande auch wallonischer Zunge mit Ungestüm forderten? Es schien selbstverständlich, daß auch das heutige Belgien mindestens in den alten deutschen Bund wieder zurückkehrte. Andererseits dürfte die Schilderung Strindbergs über Nordfrankreich, die aus den siebziger Jahren stammt, doch recht zeitgemäß sein. Unsere Feldgrauen werden uns die Richtigkeit seiner Beobachtung bestätigen. Hoffentlich vergessen aber unsere Staatsmänner dann nicht, die naheliegende Folgerung daraus zu ziehen.

Kurd v. Strantz



Unsere Helferin Botanik

Daß die Wissenschaft, die Goethe am Karlsbader Sprudel im Kreise schöner Frauen übte, und die er in seiner poetischen Metamorphosenlehre verklärte, die Wissenschaft, die Rousseau eine Trösterin auf seinen einsamen Wanderungen war, heute eine besondere Bedeutung für den Krieg haben sollte, ist wohl nicht jedermann selbstverständlich. Ein Zweig der Botanik steht ja zwar allgemein in höchster Wertschätzung weit und breit in jetziger Kriegszeit, wie auch jüngst an dieser Stelle berührt wurde, nur wird er nicht mehr als „Teil der Botanik" empfunden, das ist die Bakteriologie. Die Bakteriologie ist von Haus aus ein rein botanisches Fach. Das wußte Robert Koch noch sehr wohl, als er sich mit seinen ersten Entdeckungen an Ferdinand Cohn, den damaligen Botaniker in Breslau und tüchtigen Bakteriologen, wandte, und ihn als ersten zu Rat und Urteil heranzog. Alle biologischen Grundlagen, alle Kenntnisse über Grundfragen vom Bau und Leben der Bakterien wurden und werden noch heute von Botanikern erforscht. Namen erster Botaniker, wie de Bary, Alfred Fischer, Arthur Meyer u. a. erscheinen auch an der Spitze der Bakteriologie. Nur der Teil der Bakteriologie, der ja heute gerade das besondere Interesse besitzt, und der sich mit den menschlichen Krankheitserregern beschäftigt, die jetzt sogenannte medizinische Bakteriologie, ist aus naheliegenden Gründen den Botanikern mehr und mehr entglitten und durchaus in die Hände der Mediziner übergegangen, wobei allerdings die Untersuchungsmethoden immer noch ganz biologische, den Botanikern jederzeit ganz zugängliche geblieben sind. Ob diese scharfe Trennung glücklich war, soll hier nicht entschieden werden.

Die Bakterien sind zweifellos besonders organisierte pilzliche Organismen; aber auch eigentliche Pilze, wie Schimmelpilze, Soorpilze, dann die Aktinomyzeten oder Strahlenpilze, zu denen die Erreger der Tuberkulose bekanntlich in naher Beziehung stehen, spielen ja in der menschlichen Pathologie schon selbst eine Rolle. Pilze sind jedoch beispielsweise auch die Hefen. Und da hat erst vor kurzem eine Entdeckung, die durchaus auf dem Boden pflanzenphysiologischer Untersuchungen steht, für unsere Ernährungsfrage während des Krieges eine besondere Bedeutung gewonnen, die Eiweißanreicherung durch Hefe. Diese Entdeckung ist von so großer Bedeutung, daß jetzt alle bekannten und noch bekannt werdenden Methoden auf diesem Gebiet für Kriegsdauer staatlich beschlagnahmt sind. Wir begnügen uns also mit der Feststellung dieser Entdeckung.



Die Ernährungsfrage leitet auf ein Gebiet über, auf dem die Botanik das Größte geleistet hat. Die Grundernährung bilden ja doch immer die Pflanzen. Und wenn auch der Bauer das Getreide säet und erntet, wenn auch unsere staatlichen Einrichtungen für den starken Anbau von Getreide gesorgt haben, das Zustandekommen der Ertragshöhe geht doch auf rein botanisches Wissen zurück. Als unser Kaiser vor einigen Jahren bei dem Besuch seiner Güter in Ost- oder Westpreußen auf die Bedeutsamkeit einer Getreideneuzüchtung hinwies, die den Ertrag seiner Güter erheblich vermehrte, wurde von mancher Seite ein Vorwurf erhoben, da es sich in diesem Falle gerade um keine eigentliche Neuzüchtung handle. Das ist heute durchaus gleichgültig, die besondere Betonung der allgemeinen Wichtigkeit einer solchen ertragreichen Neuzüchtung aus dem Munde des Kaisers überhaupt ist von Wert. Und auf diesem Gebiet hat die Botanik in den letzten Jahrzehnten auf Grund der so erstaunlich schnell sich entwickelnden modernen pflanzlichen Vererbungslehre und auf Grund unserer pflanzenphysiologischen und morphologischen Kenntnisse geradezu Bewundernswertes geleistet. Ertragssteigerungen in ungeahntem Maße haben sich erreichen lassen, und das ist's, was uns heute den Ansturm von außen aushalten läßt.

Ist also ein großer Teil unserer Nahrungs- und Genußmittel pflanzlichen Ursprungs — man denke nur an unsere Mehle, an Kaffee, Kakao, Tee, die meisten Gewürze u. v. a. —, so wissen wir heute nur zu gut, wie wichtig schon im Frieden eine staatliche Prüfung solcher Nahrungsmittel auf Reinheit und Güte ist. Nun erst im Kriege! Mancherlei Nahrungsmittel sind zurzeit nicht so reichlich vorhanden, wie im Frieden. Der Mangel aber erzeugt das Bedürfnis, dem Mangel abzuhelfen. Die verschiedensten Wege werden dabei eingeschlagen. Die Preise sind erheblich gesteigert. Ein geringer minderwertiger Zusatz bringt für den Erzeuger oder Verkäufer erheblichen Vorteil. Der Ankauf wird in Riesenmengen betrieben, zum Teil, wie das bei der ungeheuren Organisation des Heeres nicht anders sein kann, von nicht fachmännisch unterrichteten Kräften. All das legt zweifellos eine ganz besonders eindringliche Nachprüfung der Nahrungsmittel nahe. Diese geschieht aber für sehr viele Fälle in erster Linie auf botanisch-anatomischem Wege. Wenn ein Kaffee mit minderwertigen Stoffen versetzt wurde, so gibt die mikroskopische Kontrolle Aufschluß; wenn im Kakaopulver Schalen mit vermahlen wurden, zeigt das die botanisch-anatomische Untersuchung. Die Vermischung verschiedener Mehlsorten wird auf gleiche Weise festgestellt usw. So wachsen die botanischen Methoden, im Brote den Zusatz von verschiedenen Mehlsorten festzustellen, zur Zeit des K-Brotes wie Pilze aus der Erde und mehren sich von Tag zu Tag.

Natürlich gehört zu solchen Untersuchungen eine sehr eingehende Schulung. Ist diese aber vorhanden, so führen sie in kürzester Zeit zum bindenden Ergebnis. Man wird hiernach ermessen können, wie die Heeresverwaltung bei großen Ankäufen durch rechtzeitiger Untersuchung Riesensummen ersparen kann. Es erscheint allerdings dem Verfasser, als sei diese Kriegsarbeit der Botanik während der Kriegszeit noch nicht voll ausgewertet worden.

Aber damit ist die Kriegsarbeit der Botanik noch nicht erschöpft. Die Handelsbeziehungen sind zu einem großen Teil abgebrochen. Vielerlei pflanzliche Erzeugnisse aus fernen Weltgegenden sind heute nicht oder schwer zu beschaffen. So ist es auch bei manchen besonders wichtigen pflanzlichen Heilmitteln. Wendet sich da auch, wenn es an die Frage des Ersatzes geht, der Blick vor allem auf die chemischen Präparate, so ist die Chemie doch bei weitem nicht in der Lage, überall Ersatz zu leisten. Man muß pflanzliche Ersatzdrogen aus dem Inlande beschaffen, oder, soweit möglich, die sonst aus der Ferne bezogenen Heilmittel durch Anbau der sie liefernden Heilpflanzen im eigenen Lande zu gewinnen suchen. Hier ist es wieder der botanisch geschulte Pharmakognost, welcher die nötige Hilfe zu bringen hat. Er weist mit Hilfe seiner Kenntnis der Lebensbedingungen der einzelnen Pflanzen, ihrer Inhaltsstoffe usw. auf den lohnenden Anbau hin und leitet die geeignete Ausbeute.

Diese wenigen Beispiele mögen genügen, den Leserkreis des Kriegstürmers auf die Kriegsbotanik hinzuweisen. Die Botanik hat in Kriegszeiten ihr zartes Gewand ausgezogen; als scientia amabilis tritt sie uns nur noch an Feiertagen entgegen, Werktags ist sie eine praktische Wissenschaft, wie ihre Schwester, die Chemie. Ein solcher Werktag aber ist der Krieg.

Prof. Dr. Ernst Lehmann

„Die toten Augen“ der blinden Seelen

Auch wenn nicht die Gefahr bestünde, daß Eugen d'Alberts Oper „Die toten Augen“ ihren Weg über die deutschen Bühnen machen und viele Theaterabende belegen wird, müßte das am 5. März von der Dresdner Hofoper herausgebrachte Werk eingehender besprochen werden. Ist es doch der typische Vertreter eines Geistes, den wir so gern als den Geist vor dem Kriege bezeichnen und durch diesen Krieg überwunden glauben möchten. So leicht aber tritt die Genesung nicht ein. Der starke, wenn auch nicht von wirklicher Freude belebte Erfolg, den das Werk bei der Uraufführung fand, zeigt, daß der in ihm waltende Geist noch immer zu locken und zu verführen vermag, daß die Augen des Verstandes nicht hell genug, das Empfinden der Seelen nicht stark genug ist, um den Trug der Gedanken und Empfindungen dieses Werkes zu erkennen und den Betrug des eigenen Gefühls gewahr zu werden. Gerade die Verschwommenheit aber wird solchen Werken auch dort äußerlich und innerlich Eingang verschaffen, wo bei klaren Gefühlen und Erkenntnissen die Ablehnung sicher wäre.

Auf dem Titelblatt steht: „Die toten Augen. Eine Bühnendichtung von Hanns Heinz Ewers und Marc Henry. Musik von Eugen d'Albert.“ Der Bezeichnung „Oper“ oder „Musikdrama“ ist geflissentlich aus dem Wege gegangen, aber nicht aus Bescheidenheit, wie außer der Wahl des Wortes „Bühnendichtung“ das Geleitwort zeigt, das Ewers wider alle Gewohnheit dem Textbuch beigibt. Der selbstgefällige Ton ist solchen Rittern vom ehemaligen Überbrettl ja geläufig. In seinem Boden aber wurzelt diese Bühnendichtung.

Es ist gerade in diesen Tagen lehrreich, sich daran zu erinnern, daß es noch keine zwanzig Jahre her sind, seitdem der Pariser Marc Henry sich an die Spitze der sogenannten „jungen Münchner Bewegung“ stellen konnte und von jenen Kreisen, die auf dem deutschen Parnaß gleichzeitig Hausherren- und Hausknechtsdienste sich anmaßen, als Führer der „Elf Scharfrichter“ eine eingreifende Bedeutung für das deutsche Kunstleben zugesprochen erhielt. Selbiger Marc Henry hat 1897 einen Einakter „Les yeux morts“ geschrieben. Während Herr Henry an der Spitze der „Elf Scharfrichter“ Europa durchreiste, wurde bei ihm zu Hause gepfändet, dabei eine Truhe, „die alles enthielt, was er je im Leben geschrieben hatte“, darunter auch jene Dichtung. Der lustige Henry nahm den Fall tragisch und glaubte sich an der Menschheit dadurch rächen zu können, daß er fortan nicht mehr dichtete. Leider war sein Rachegefühl nicht so glühend, daß er nun auch über seine früheren Dichtungen geschwiegen hätte. Vielmehr erzählte er eines Tages Hanns Heinz Ewers von der verlorenen Dichtung, deren Idee Ewers so schön fand, daß dieser ihm fortab keine Ruhe mehr ließ, bis er ihm endlich „aus Kristiania ein neues Scenario schickte, das den Inhalt der verlorenen Dichtung kurz wiedergab. Freilich war sie für die Bühne völlig unmöglich, war doch der Träger der Hauptrolle kein anderer als Jesus von Nazareth, dem ja leider die Zensur wohl in tölpelhaften Bauernspielen, aber nicht in den schönsten und tiefsten Kunstschöpfungen aufzutreten gestattet. Dazu schrie die Idee der Dichtung nach Musik; nur Musik, schien mir, konnte restlos die tiefsten Möglichkeiten ausschürfen. Aus der verlorenen lyrischen Dichtung sollte jetzt ein Drama wachsen, das auch von der Bühne herab tief ergreifen sollte ... Die lyrische Einheit mußte zerrissen werden, um einer dramati-

schen Spannung Raum zu geben.“ Ewers klagt dann noch über den Mißbrauch, den andere mit dieser „vogelfreien Idee“ getrieben hätten, und meint zum Schluß: „Möge sie nun mit Eugen d'Alberts Musik nach langen Jahren und manchen Wirrnissen den Platz einnehmen der ihr gebührt!“

Die Idee ist in der Tat schön, um so schöner, je mehr sie aller Umhüllung entkleidet wird: Des Menschen Glück liegt nicht in dem, worin der Mensch es sucht. Oft ist eine Gnade des Geschicks, was der beschränkte Sinn des Menschen als Fluch empfindet. Diese Idee ist uralt und war auch schon „vogelfrei“ für Herrn Marc Henry, dem nicht einmal ihre Nutzanwendung auf den Blinden so ursprünglich zu eigen gehört, daß Herr Ewers mit so giftigem Hochmut über die anderen zu schimpfen brauchte. Hier kommt es tatsächlich nur darauf an, ob es dem Künstler gelingt, für diese aus philosophisch religiösem Empfinden geborene, von der Erfahrung bestätigte Erkenntnis eine sinnfällige und überzeugende Erscheinungsform zu finden.

Marc Henry bemühte dazu Jesus von Nazareth auf die Bühne und bewies damit eine Verständnislosigkeit für das Wesen Jesu Christi, die uns bei einem Cabaretier seines Schlages weiter nicht überrascht. Es wundert uns auch nicht, daß Herr Hanns Heinz Ewers, der Verfasser gekünstelt schauriger und natürlich schlüpfriger Geschichten, dessen Lebensarbeit zumeist einer von Alkohol, Kokottenparfüm und Snobismus gewürzten „Vergeistigung“ des großstädtischen Nachtlebens gehörte, diesen Mißbrauch der Persönlichkeit Christi auf eine Stufe gesteigert hat, auf der sich Mangel an Verständnis und Ehrfurchtslosigkeit zu innigem Bunde begegnen.

Der „Dichter“ hat ein Vorspiel für nötig gehalten, um das Ganze ins Symbolische zu erheben. Es ist immerhin kennzeichnend, wie anspruchslos der sich so verfeinert gebärdende Ästhetizismus ist, wenn es sich um „Vertiefung“ handelt. Zu einem einsamen Hirten gesellt sich ein Schnitter, der vor „Kummer und Sehnsucht“ seufzt. Er leidet „am Verlangen nach einem, das entfernt ist“. Der Hirte kennt derartige Gefühle nicht; in seine geruhsame Freude bringt aber der Knabe eine Störung, als er ihm mitteilen muß, daß ihm das jüngste Lämmlein verloren gegangen. Da lernt der Hirt erfahren, was Kummer ist und Sehnsucht, denn es ist nicht der verlorene Wert, sondern der Gedanke an die Not des einsam irrenden Lämmleins, der ihn hinaustreibt ins nächtliche Gebirge, das verlorene zu suchen.

So wird das Publikum, soweit es nicht ganz begriffsstutzig ist und nicht jede Erinnerung an die biblischen Gleichnisse verloren hat, fürsorglich zum Brunnen hingeleitet, in dem die Quellen des tiefsten Erlebens aufsteigen.

Dieses Vorspiel wurde bei der Aufführung in Dresden weggelassen. Vielleicht hat es d'Albert gar nicht komponiert, weil es äußerlich zu sehr an die Eingangsszenen seines „Tieflands“ erinnern würde. Dem eigentlichen Stück ist eine Charakteristik der Personen vorgedruckt, die wir gläubig hinnehmen müssen, denn aus dem Stück selbst bewahrheitet sich die hier gegebene Charakteristik keinesfalls. So heißt es von dem Römer Arcesius: „Äußerlich sehr häßlich, hinkend, da ein Bein zu kurz. Eine Schulter ein wenig zu hoch, unansehnlich, häßlich im Gesicht, bartlos, schwarzhaarig. Innerlich gut, edel, voll heißer Liebe zu Myrtocle. Hochgebildet, leidenschaftlich heiß im Temperament.“ Man vergesse nicht: „Innerlich gut, edel und hochgebildet.“

Von dem kleinen Platze, auf dessen Mitte ein Brunnen steht, haben wir den Blick auf die Zinnen Jerusalems. Das römische Landhaus zur Linken bewohnt Arcesius, der verkümmerte, häßliche Römer, der ein wunderschönes, blindes Griechenmädchen Myrtocle zu seiner Gattin gemacht hat. Der Rausch sinnentrunkener Flitterwochen glüht in den Gesprächen des äußerlich so ungleichen Paares. Schwüler als die Luft des heißen Palmsonntages, an dem die Handlung spielt, ist die Stimmung dieser Liebe. „Deiner Stimme Klang hüllt mich ein, wie ein warmer Regen im Mai“, versichert Myrtocle dem von ihrer Schönheit trunkenen



Gatten. „Deiner Finger Druck hüllt mich ein wie ein weicher Mantel im Bad", und noch einmal später wird von diesem Einhüllen gesprochen: „Wie hüllt mich deiner Sehnsucht Mantel ein." Man sieht, mannigfach sind die bildlichen Vorstellungen von Herrn Hanns Heinz Ewers gerade nicht. Aber „gebildert" muß werden.

Dazu gehört auch das Einbeziehen von Vorstellungen aus der Sagenwelt. Myrtocle, die sich den Gatten von unsagbarer Schönheit träumt, jammert über ihre toten Augen, die seine Schönheit nicht sehen können. Nur um ihn zu erblicken, möchte sie sehen. Seltsamerweise begründet sie das mit dem Märchen von Amor und Psyche. Die Bedeutung dieses Liedes wird musikalisch unterstrichen, indem sein Thema leitmotivisch verwertet wird. Nun verliert Psyche den Geliebten, als es ihr gelingt, ihn zu sehen. Warum sehnt sich Myrtocle nach diesem Geschick?

Doch man darf wohl mit der Logik Verliebter nicht rechten. Wir wollen es auch hinnehmen, daß Myrtocle, die mit dem feinen Tastsinn der Blinden jede Blume erkennt, nicht auch die Mißgestalt des buckligen und hinkenden Gatten gefühlt haben soll. Schwerer wiegt, daß dieser uns als hochgebildet, innerlich gut und edel geschilderte Mann die Gattin in ihrer trügerischen Vorstellung beläßt und nicht danach strebt, ihre Liebe zu verinnerlichen. Einmal freilich wehrt er bescheiden ab: „Kein Sterblicher ist so schön, wie der Liebe Gott." Aber als nun der wirklich bildschöne römische Centurio Galba den Arcesius zum Rate des Landpflegers Pontius entbietet, flammt angesichts der kurzen Trennung die Liebesglut aufs neue stark empor und hüllt beide in den Mantel ihrer brünstigen Glut. (Herr Ewers wirkt ansteckend.) Unfrei nach Casanova versichert Arcesius seinem Weibe die in den Memoiren des Venezianers hundertmal vorkommenden Sätze: „O Myrtocle, dein schöner Leib ist der Altar, auf dem den ewigen Göttern ich meine Opfer bringe!" Und dann wieder: „Der Priester bin ich, der das Heiligtum zur allerschönsten Schönheit treulich hütet." Dann endlich reißt er sich los. Aber auch Myrtocle weiß offenbar in der Phraseologie der Helden der Erotik Bescheid. Denn als jetzt ihre Dienerin Arsinoe einen Korb mit Blumen bringt, läßt sie die roten Hibiskus ins Schlafgemach bringen. „Stell' sie zu Häupten des Lagers — da mögen sie schauen meiner Liebe Träume." Und von den Hyazinthen behauptet sie, „sie duften wie schöner Frauen Leib".

Ich muß dieses für mein Gefühl schleimige Gerede hier anführen, um die für eine ganze Richtung unseres neuzeitlichen Opernschaffens charakteristische Mischung geiler Erotik mit verstiegener Rhetorik und, wie hier das Folgende zeigt, verwaschener Religiosität zu kennzeichnen. Richard Straußens „Salome" hat hier die Führung, auch Max Schillings' „Mona Lisa" gehört hierher, von zahlreichen nicht zu Erfolg gekommenen Werken zu schweigen.

Ein ägyptischer Wunderarzt, der Myrtocle einen Heiltrank aufschwatzen will, wird von der schon oft Betrogenen von dannen gejagt. Dann aber berichtet ihr Arsinoe, was sie von den jüdischen Frauen am Brunnen vernommen. Heute ziehe in Jerusalem ein Jesus aus Nazareth ein. Er sei „ein Mensch, der Mitleid habe mit anderen Menschen". Er würde Myrtocle sehend machen können, wie er schon manchem Blinden geholfen habe. Und schon naht von allen Seiten das jüdische Volk mit Kranken und Gebrechlichen, weil hier der Prophet vorüberziehen soll. Die gespannte Erregung der Masse ergreift auch die Griechin, und als nun Maria von Magdala im Volke erscheint und ihren Glauben an Jesus verkündet, drängt sich Myrtocle zu ihr. „Ich will sehen." Auf Marias Frage warum antwortet sie: „Schön ist mein Gatte, und alle ihn erschauen, nur ich darf's nicht, ich, die ihn heißer liebt als je ein Weib! — Und darum will ich sehen!" Wohl verkündet Maria, daß nicht an den Augen des Lebens Glück hänge. Die darob empörten Juden, daß ein Fremder sich an ihren Propheten herandränge, beschwichtigt sie durch das Gleichnis vom guten Hirten. Maria von Magdala scheint irgendeine Beziehung zwischen dem Inhalt dieses Gleichnisses und Myrtocles Lebenswunsch zu finden. Während der Jubel der Menge steigt, entspinnt sich zwischen den beiden folgendes Gespräch: Maria: „Ich will dich zu ihm führen! — Gedenke doch der Worte: Entsagung ist der Leiden-

den Tugend." — Myrtocle: „Entsagung war mein ganzes Leben! — Ich will sehen!" — Maria: „Du mußt verzichten auf dein eigen Glück, um deiner Nächsten Glück zu retten, der Nächsten, die du liebst!" — Myrtocle: „Weil ich so heiß den Gatten liebe, gerade darum will ich sehn!" — Maria: „So will ich dich zu ihm führen, liebe Schwester. — Er ist gekommen in die Welt, ein Licht, daß, wer an ihn glaubt, nicht in Finsternis bleibe! — Glaubst du an ihn?" — Myrtocle: „Ja! — — Wenn Sehnsucht und Hoffnung schon Glaube ist!

In der Tiefe unten zieht Jesus mit seinen Jüngern vorbei. Wie wir aus den Ausrufen der zurückgebliebenen Juden erkennen, tut Jesus an Myrtocle das Wunder. In die allgemeine Stille schallt seine Stimme: „O Weib, wahrlich, ich sage dir: ehe die Sonne zur Neige geht, wirst du mir fluchen!"

Es gibt wahrhaftig Leute, sogar berufsmäßige Kritiker, die in dieser Stelle einen künstlerischen Höhepunkt erblicken. Ein gerissener Theatereffekt ist die plötzliche Stille nach dem vorangehenden Toben entschieden. Aber gerade diese Stille ermöglicht das Verständnis der Worte, und da sollte doch die Benebelung des Verstandes zerreißen und blitzgleich einem jeden der blasphemische Aberwitz dieser Wundertat Christi aufgehen. Selbst wenn Maria von Magdala nicht nur der Typus der Reue, sondern auch der Beschränktheit wäre, würde sie empfunden haben, daß Myrtocles Verlangen nach Heilung ihres Gebrechens nur von Selbstsucht eingegeben ist, also aufs schroffste dem widerspricht, was Jesus, dessen Verkünderin sie ist, verlangt. Aber noch schlimmer ist der Standpunkt, den Jesus einnimmt: „Myrtocle, du bist durch Maria von Magdala ausgezeichnet empfohlen, und so will ich denn das Wunder tun und dich sehend machen. Aber wahrlich, ich sage dir, ehe die Sonne zur Neige geht, wirst du mir fluchen!" Es ist wirklich eine hanebüchene Zumutung, einem christlich deutschen Publikum eine derartige blöde Karikatur der Wundertätigkeit Jesu hinzustellen und einem dann obendrein noch einzureden, das sei tiefsinnige Dichtung.

Die Untauglichkeit des Objekts, das sich Jesus für seine Wunderkraft gewählt hat, zeigt sich denn auch sofort. Myrtocle ist durch die ihr gespendete Gnade so im Tiefsten erschüttert, daß sie auf die Bühne gestürzt kommt mit dem Rufe: „Ein Spiegel!! Ein Spiegel!!" Nachdem sie dann hinlänglich ihre Schönheit bewundert hat, eilt sie ins Haus, sich zu schmücken. „Ich will mich schmücken für ihn — schön will ich sein für den Geliebten, wenn in dieser Nacht Eros die Fackeln zündet —"

Arcesius weiß von der Heiltat, die seinem Weibe widerfahren ist, noch nichts, als er jetzt mit dem Centurio Galba zurückkehrt. Galba will Abschied nehmen für immer, seine hoffnungslose Liebe zu Myrtocle in der Ferne zu vergessen. Da bringt Arsinoe die frohe Botschaft, daß ihre Herrin sieht. Arcesius ist zerschmettert. Nun ist sein Glück zu Ende. „O schöne tote Augen — ihr waret das Geheimnis unseres Glücks, der einzige Grund, auf dem unsere Liebe wuchs." — Also der „innerlich gute und edle" Arcesius hat dauernd das Gefühl gehabt, daß sein Glück auf Myrtocles trügerischer Vorstellung von seiner Schönheit beruht.

Nun naht die geschmückte Myrtocle, ihren schönen Gatten zu suchen. Sie erblickt den stattlichen Galba, er nur kann der Gatte sein. Sie stürzt auf ihn zu: „Geliebter Freund, in deine Arme drängt mein junger Leib!" Immer heftiger dringt sie auf den Erstarrten ein: „Ich lese — dein Verlangen — deinen Wunsch — und alle heiße Liebe! — Liebster, komm!" Ihrer Glut vermag Galba nicht zu widerstehen, aber als er ihren Kuß erwidert, springt Arcesius, der sich bislang zur Seite gehalten, mit einem Aufschrei rasender Wut hervor, stürzt sich auf Galba und würgt ihn zu Tode. (Die Musik veranschaulicht mit voller Orchesterkraft das Krachen der einzelnen Halswirbel.) „Mörder! Tier!" schreit Myrtocle dem entweichenden Ungetüm nach.

Mühselig nur vermag Arsinoe die Verzweifelte zu überzeugen, daß der Getötete nicht ihr Gatte ist. Schwerer noch wird ihr die Mitteilung, daß der Mörder ihr Gatte Arcesius sei. Nun flucht sie wirklich dem Manne, der sie sehend gemacht hat, und Jesus hat, wie es sich für

einen Propheten ziemt, recht behalten. Myrtocle aber, die nach der dem Buch vorangesetzten Charakteristik „zärtlich, sanft, aber auch wieder zu tragischer Größe fähig“ ist, hat nun das letztere zu erweisen. Es fällt ihr Maria von Magdalas Wort ein: „Man muß verzichten auf das eigene Glück, um das der anderen zu retten. Sein Glück opfern für die Nächsten, das ist des Mannes Lehre, der mir das Licht gab.“ Und nun bringt sie es fertig, sich selber rein äußerlich zu belügen. Durch die Sonne blendet sie ihre Augen aufs neue, und als Arcesius nun heimgeschlichen kommt, versichert sie ihm, sie habe ihn nicht gesehen. Belügt sie nur ihn, belügt sie sich selbst? — jedenfalls steigt der alte brünstige Dunstnebel wieder empor. „Deiner Stimme Klang hüllt mich ein wie ein warmer Regen im Mai. — Deiner Finger Druck hüllt mich ein wie ein weicher Mantel beim Bad!“ — Nachdem die beiden ins Haus gegangen, vollzieht sich des Tiefsinns würdiger Schluß: über die leere Bühne schreitet in schwarzem Mantel ein Hirt, der ein weißes Lamm — in Dresden war es ein ausgewachsenes Schaf — auf der Schulter trägt. —

Bei der Erstaufführung in Dresden hat dieser Schluß entschieden einen Teil des Publikums vor den Kopf geschlagen. Der Beifall hatte zunächst nichts von jener wie von selbst ausbrechenden Gewalt, die den wirklich echten und großen Erfolg kennzeichnet. Aber die Vorstellung war ausgezeichnet. In den Rollen der Myrtocle und des Arcesius boten Helene Forti und vor allem Friedrich Plaschke in Gesang und Darstellung so Hervorragendes, daß sich schon deshalb kein Widerspruch geltend machte. Jene eigentümliche Erregung, die Uraufführungen auszeichnet, einte sich der Neugier auf den Komponisten, der geschickt mit seinem Hervorkommen zögerte. Und wenn dann erst der Vorhang in die rechte Heb- und Senkbewegung gekommen ist, so entsteht jenes Dutzend der Hervorrufe, das der geschäftige Telegraph eine Viertelstunde später nach allen Richtungen hin verkündet.

d'Albert ist der rechte Komponist, um einem solchen Stoff zu einem derartigen Theatererfolg zu verhelfen. Ich habe auf Eugen d'Albert für die deutsche Opernbühne immer Hoffnungen gesetzt, nicht für wirklich bedeutsame Werke, aber für gute Gebrauchsopern, die wir unbedingt nötig haben. Tiefere Bedeutung hat unter den dreizehn Opernwerken, die er mit großem Fleiß in wenig mehr als zwanzig Jahren geschaffen hat, nur die kleine „Abreise“, die gewissermaßen den Stil einer neuzeitlichen fein humoristischen Spieloper gab. Seither ist er immer geschickter, aber in den Mitteln immer weniger wählerisch geworden. Im neuen Werke geht er rücksichtslos auf Theaterwirkung aus. Richard Strauß und Puccini geben die Mittel für das Grausige und die Erotik. Das musikalisch wichtige Liedchen von Amor und Psyche steckt ganz in der Operette. Ein übler Schmachtlappen ist Marias Erzählung des Gleichnisses vom guten Hirten. Aber das Orchester klingt voll und farbig, und die Stimmen können in breit hingelegter Kantilene schwelgen. So ist die sinnliche Wirkung der Musik auf eine oberflächliche Zuhörerschaft gewährleistet; sie hat denn auch bei dieser Uraufführung die bei Opern oft beobachtete Wirkung getan, die Urteilskraft und das Denkvermögen der Zuschauer einzulullen.

Die Dresdner Hofoper ist die arbeitsamste unter den deutschen Bühnen. Innerhalb weniger Wochen hat sie auch jetzt im Kriege zwei Neuheiten herausgebracht. Aber sowohl Kaskels „Schmiedin von Kent“, wie d'Alberts neues Werk sind im Stoff, in der Gesinnung und ganzen seelischen Einstellung allem starken und tieferen, allem deutschen Fühlen fremd. Unter solchen Umständen entartet Fleiß zu Geschäftigkeit, und eine Tätigkeit, die für unser Kunstleben ein Segen werden könnte, wird ihm zum Fluch. **Karl Storck**



Das Christusideal in der altdeutschen Plastik

Moses und Mohammed verbieten die Darstellung Gottes. Die Berichte des Alten Testaments gestatten zwar der Phantasie, sich von Gott ein menschhaftes Bild zu machen, nicht aber dem bildenden Künstler, es greifbar zu gestalten. Moses hört den Herrn; er sieht ihn nicht. Er verhüllt sein Antlitz, weil er sich fürchtet, ihn anzuschauen. Nun setzt das Vernehmen von Worten zwar sofort die Vorstellung eines menschlichen Mundes voraus; aber Mosis Furcht bezeugt zugleich, daß Moses etwas über menschliche Erscheinung Erhabenes und vielleicht Furchtbares erwartete. Ebenso denkt sich der Psalmist ein menschliches Wesen, wenn er ruft: Neige dein Ohr zu mir! oder: Warum wendest du deine



Kruzifix Braunschweig, Dom

Hand ab? aber seine Schilderung geht ins Ungeheuerliche, nur mehr entfernt Menschenähnliche, wenn er sagt: Dampf ging aus von seiner Nase und verzehrend Feuer von seinem Munde, daß es davon blitzete ... Des Erdbodens Grund ward aufgedeckt, Herr, von deinem Schelten, von dem Odem und dem Schnauben deiner Nase (18. Ps.). Das ist ein Gewittergott, der mit den Bildungen der Wolken seine Formen wechselt. Solche dichterische Bilder entziehen sich in ihrer gewollten Unbestimmtheit der plastischen Darstellung.

Erst das Griechentum vermittelte die göttliche Erscheinung der Kunst; denn „das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit".

Mit der Menschwerdung Gottes beginnt die Gottesdarstellung. Freilich gab es schon vorher Götterbilder. Die ganze Großplastik der Griechen ist religiös. Aber es sind Götter, nicht Gott. Die erhabene Geistigkeit göttlichen Wesens in menschlicher Gestalt wird erst in dem Augenblick künstlerischer Gegenstand, da Jesus Christus in das Reich der Kunst tritt.

Dieser Vorgang vollzog sich nicht rasch. Das Christentum mußte erst eigene Kultur ansetzen und sich in ihr festigen, bis es zur Lösung künstlerischer Aufgaben schreiten konnte. Die sogenannte frühchristliche Kunst ist Spätantike. Erst das Eindringen in den Norden, die mächtige Verbündung von Germanentum und Christentum, den beiden Jugendgewalten, die das greise klassische Altertum stürzten, bereitete die Grundlage für die christliche Kunst.

Jesus Christus ... Er ist das Licht und die Wahrheit, das Bekenntnis und der Fortschritt, die Gesittung und die Macht. Er ist die Kultur, die jene des Altertums ablöst. In seinem Zeichen siegen die Völker. In seinem Zeichen gewinnt Europa die Vormachtstellung über die alten Weltteile. In seinem Zeichen wächst Europas Herzvolk frühlingsstark seiner Bestimmung entgegen.

Alles strömt in diesem Namen zusammen: Frömmigkeit, Heldentum, Wissenschaft, Aberglaube, Kunst, Askese, Politik, Kirchenmacht. Allem ist Er Waffe und Schild.

Der Name, der der Kultur des Mittelalters ihre Prägung gibt, kann in der Kunst nichts andres als deren Hauptgegenstand sein, und es ist für die Tiefe der deutschen Kunst bezeichnend, daß die eindringlichsten Christusdarstellungen ihr angehören. Mag Raffaels Sixtina ihr reiner Ruhm bleiben! Aber die ganze italienische Kunst hat keinen Christus, der sich jenem Dürers, Grünewalds oder Rembrandts vergleichen ließe.

Das sind Schöpfungen der Malerei. Man meint meist Malerei oder Graphik, wenn man von nordischer Kunst spricht. Die altdeutsche Plastik hat noch nicht den Ruhm, den sie verdient. Gerade darum lohnt es sich, in ihr dem Christusproblem nachzugehen.

* * *

Das erste Werk unserer Betrachtung ist das eichenholzene Kreuz im Braunschweiger Dom aus dem 12. Jahrhundert. Der lebensgroße Christus hängt mit einem langärmeligen Rock bekleidet, mit schnurgerade ausgestreckten Armen, am Kreuz. Entsprechend der strengen Horizontale der Arme bildet der Körper eine ebenso strenge Vertikale, aus der nur der lange, schmale Kopf ein weniges abweicht. Die Figur verbildlicht somit das Wahrzeichen des Christentums: das Kreuz. Es handelt sich hier nicht um den historischen Vorgang auf Golgatha, sondern um die symbolische Verkörperung der göttlichen Liebestat. Auf die reale Möglichkeit des Hängens am Kreuz ist darum kein Wert gelegt. Die Last des Hängens zieht nicht von den angenagelten Händen herunter. Die Schultern straffen sich in voller Kraft, die in den wie zum Segnen oder Umarmen gebreiteten Händen ausströmt. In den ernsten, erhabenen Zügen spiegelt sich der mächtige Wille, das trinitarische Geheimnis von Wollen und Müssen aus Liebe. Das Antlitz entspricht nicht dem Typus, der sich später als „Christuskopf" herausbildete. Es hat etwas Altes. Der festgeprägte Mund, die zielbewußt blickenden ernsten Augen, die Gelehrtenstirne geben dem Kopf einen Ausdruck von Würde, Willenskraft und Gedankenhaftigkeit. Das ist Logos, die Vernunft, das zweite Prinzip des dreieinigen Gotteswesens.

In dieser ruhevollen Erscheinung ist keine andere Bewegung als das Laufen der vielen

„Ich bin das Leben ...“

Der Gekreuzigte bleibt in der Christusdarstellung des hohen Mittelalters das herrschende Motiv. Auf den Lettnerbauten erhebt er sich oder noch höher — das sogenannte Triumphkreuz — in der entrückten Dämmertiefe des Chores. Erst im späten Mittelalter tritt der Reich-



Beweinung — Frankfurt a. M., Städtische Skulpturensammlung

tum der Motive auf: Jesus auf der Eselin, Jesus am Ölberg, Jesus als Schmerzensmann, Jesus im Grabe, der tote Jesus auf dem Schoße seiner Mutter. Die letzte Darstellung, die sogenannte Beweinung, entstand gegen das Ende des 14. Jahrhunderts und erfreute sich rasch allgemeiner Verbreitung. Es ist ein der gemütvollen religiösen Poesie des Volkes entsprechender Gedanke: die Rückkehr des Sohnes in den Schoß der Mutter. Das tragische Gegenstück zu dem heitern Motiv von Mutter und Kind. Unendlich die Fülle der Abwandlungen hier und dort! Wie die Künstler sich der Schilderung nicht genug tun konnten, wie die Mutter Maria

Der Gegensatz wirkt furchtbar. Thron und Gewand werden zur Parodie. Diese Himmelskönigin ist ja ärmer als das elendeste Bettelweib! Ihre Züge sind vom Schreien verzerrt, ihr Körper ist erschöpft und verfallen. Und welchen Ausbund des Jammers hält sie in den Armen, einen verschrumpften, kümmerlichen Körper, dem der Todeskrampf alle Würde genommen hat. Er ist über und über mit klebendem Blute befleckt. Das Blut ist an den scheußlichen Wunden zu dicken Zotteln erstarrt. Der blutüberströmte Kopf hängt erstarrt hintenüber. Der Mund klafft. Die gebrochenen Augen stehen offen! Hier herrscht kein Friede. Wir fühlen nichts als das Entsetzen der Mutter, die ihren Sohn in diesem traurigen Zustande wieder findet. Und was sagt uns dieser Christus? Mit furchtbarer Wahrhaftigkeit bekennt es — hierin ein Vorläufer Grünewalds! — der Künstler: dies ist der Gott der Armen und der Bedrängten, der menschliche Schwachheit angenommen hat und in den Abgrund menschlichen Elends hinabgestiegen ist, um die Welt zu erlösen.

Eine Generation später faßt ein anderer Künstler, der Meister der aus Lorch a. Rh. stammenden Beweinung der Städtischen Skulpturensammlung zu Frankfurt a. M., das Motiv von einer ganz andern Seite. Zunächst versetzt er die Szene ganz ins Bürgerliche. Maria ist eine schlichte Frau aus dem Volke. Sie trägt die zeitgemäße Bürgertracht. Ihr Schmerz hat das Beherrschte, wie es sich oft bei Frauen zeigt, in deren Leben das Tragen und Dulden zu stiller Gewohnheit geworden ist. Der Gram hebt sie auch nicht über den Alltag hinaus. Auf ihrer Stirn stehen die tausend kleinen täglichen Sorgen. Sie vergißt über Golgatha nicht ihre Wäsche, ihre Küche, ihren Garten. Aber der Augenblick des Alleinseins mit dem toten Sohn ist doch ein erschütternder. Da hören wir das jammervolle Wort der Marienklage: O weh, ich hab' mein herzliebes Kind verloren! Der Tote ist voll edler Würde. Er sieht recht wie ein Studierter aus. Wie muß er der Alten ganzer Stolz gewesen sein! Das ist volkstümliche Auffassung. Kein überlieferter Jesus. Keine Bibelfigur. Sondern wie sich das Volk einen Mann denkt, der mit zwölf Jahren schon im Tempel lehrte und dann im ganzen Land predigte und die gelehrten Leute beschämte, bis sie ihn kreuzigten ...

Solche ganz persönliche Jesusdarstellungen, die uns die erhabene göttliche Gestalt in schlichter Weise menschlich nahe bringen, sind im späten Mittelalter sehr häufig. Aus solchen Gestalten wächst dann allmählich ein Typus heraus ...

Die Künstler des 15. Jahrhunderts sind nicht mehr so theologisch wie ihre hochmittelalterlichen Vorgänger. Die reformatorischen Zeitideen treiben auf ein praktisches Christentum hin. Logos verschwindet, der Zimmermannssohn tritt auf. Der Mann, der aus dem Volk kommt und für das Volk stirbt. Der Tröster der Armen, der Enterbten und Bedrängten, der kleinen Leute. Der Wanderprediger im schlichten Kleide und mit langem, lockigem Haar. Mit dem Motiv der Beweinung ist dieser Jesus aufgetaucht. Nun reitet er auf der Eselin in der Prozession; nun kniet er vor der Kirche in einer Nische zwischen den vorspringenden Pfeilern am Ölberg; nun schreitet er an der Kirchhofsmauer gebeugt unter der Last des Kreuzes. So wird er ans Kreuz genagelt und stirbt daran. Mit brechendem Liebesblick schaut er sterbend auf die Gemeinde herab. Das ist der Christus Herlins (Nördlingen, Georgskirche). Sein Antlitz ist von Leiden schmal geworden. Schwer drückt die Dornenkrone. Ihre Spitzen bohren sich in die reine Stirne, an der das Blut dünn heruntersickert. Über den Hals herab bildet das Blut schon eine Straße von Tropfen. Schon beginnt das Versagen des Körpers. Die Augen werden trübe, der Mund öffnet sich. Der Augenblick des Sterbens ist da. Aber er hat nichts Schreckliches. Die fliehende Seele lebt noch wie die feurige Kraft der Abendsonne über einem scheidenden Tage mit schönem Leuchten in diesem edlen, friedvollen Antlitz. Sie leiht ihm den ergreifenden Ausdruck schrankenloser barmherziger Liebe.

Die Spätgotik ist für die Kunst eine Phase der Verinnerlichung. Wir gewahren äußerlich ein Niedersteigen von dem großen, erhabenen Pathos der Plastik des 13. Jahrhunderts. Die Formen werden kleiner. Die überlebensgroßen Skulpturen verschwinden; die kleinere Altar-



Adam Kraft, Rebeckſches Epitaph Nürnberg, Frauenkirche

figur wird allgemein. Als Material überwiegt Holz gegen Stein. Aber in dieser für die nähere Betrachtung geschaffenen Kunst bricht in höherem Maße die Seele durch, die Sprache des Herzens.

Das 16. Jahrhundert bringt hierin keine Steigerung mehr. Die Formen gehen wieder ins Große; aber es sind meist bloß größere Verhältnisse, kein größerer Stil. Die künstlerische Größe der Zeit liegt in den Werken der Malerei und Graphik. Was Dürer in seinen Passionsfolgen, was Grünewald in seinen Kreuzigungen der Welt gab, das waren Offenbarungen, denen die Plastik nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen hatte. Wir sehen sie daher in der Bildung der Typen wie der Motive vielfach in Abhängigkeit von der Malerei geraten. Auf die gesamte fränkische Skulptur wirkt Dürer. Der Christus der berühmten Kraftschen Kreuzwegstationen hat uns nichts Neues mehr zu sagen, wenn wir die Passionen Dürers kennen. Wir stellen an ihm nur gerne fest, daß er sich als volkstümlicher Typus einbürgert. Es ist der zähe, kernige, deutsche Held, der Menschenschlag der Generation Luthers, für die die Ideale des Mittelalters zu verblassen beginnen.

Von Adam Kraft stammt übrigens auch ein andrer Typus, der ungleich zierlichere Gott-Sohn der Krönung Mariä auf dem Rebeckschen Epitaph in der Frauenkirche zu Nürnberg. Nicht ohne Koketterie hat er über den nackten Körper den Mantel geschlungen, so daß auf ihn der Ausdruck „nackt in Kleidern" wohl angewendet ist. Dieser „Christus" ist ein echtes Kind des Modegeschmacks. Man versteht ihn nur im Zusammenhang mit der damaligen Stutzermode, den weiten Brustausschnitten, kurzen Ärmeln und gebrannten Locken.

Es ist der Christus der eleganten Welt, der Schöngeist, der Minneheld, der Erbe Apolls. Ihn haben in gesteigerter Zierlichkeit und mit hinreißendem Temperament Hans Baldung Grien und Hans Burckmair gemalt. Baldungs interessanter Christus vom Hochaltarwerk des Freiburger Münsters wurde dann für die ganze oberrheinische Schnitzerzunft, also wiederum für die Plastik, vorbildlich.

Relief und Schnitzaltar sind jetzt die Hauptgebiete der Großplastik. Außerdem, besonders im rhein-mainischen Gebiet, kommen große Friedhofskreuzigungen allgemein auf. Mächtige Kreuzigungsgruppen mit Christus, den Schächern, Maria, Johannes, Magdalena in überlebensgroßen Gestalten. Eine der schönsten derartigen Gruppen, heute im Darmstädter Museum, stammt aus Mosbach bei Aschaffenburg. Auch ihr Vorbild ist in der Malerei zu suchen, und zwar bei Matthias Grünewald. Es handelt sich nicht um wörtliche Entlehnung, wohl aber um Geist vom gleichen Geist. Man kann wohl sagen: Wäre Grünewald nicht gewesen, wäre diese Kunst nicht entstanden. Das sind nicht bloß große, das sind groß empfundene Formen. In flutenden Wogen wallen die schweren Massen der Gewänder von Maria und Johannes. Mit sichrer Kraft ist der Körper des Erlösers durchgebildet. Die Muskeln springen kräftig aus. Licht und Schatten hat auf ihnen sein spielendes Leben. Die Arme sind sehr straff gespannt. Der Kopf liegt in scharfem Profil zur Seite. Er wendet sich — ein neues Moment! — vom Beschauer ab! Wohin ist die sanfte Liebe entflohen, das minnende Erbarmen der früheren Heilande? Die Stürme des sterbenden Mittelalters haben einen neuen Christus geboren, einen zornigen Gott, der Gericht halten wird, einen Gott, der des Daseins Jammer bis zur Selbstentgottung, bis zu dem furchtbaren Schrei: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? durchgekostet hat. Das ist der Christus Grünewalds, das ist der Christus des unbekannten Meisters der Mosbacher Kreuzigung. Eine furchtbare Leidenschaft spricht aus ihm. Wir stehen erschüttert vor diesem Werk, dem Bekenntnis einer stürmischen, von den heißen Kämpfen ihrer Zeit aufgepeitschten Seele.

Stilistisch spricht hier die Gotik ihr letztes, der Barock sein erstes Wort. Seelisch vollzieht sich der Bruch mit der Gefühlswelt des Mittelalters.

* * *

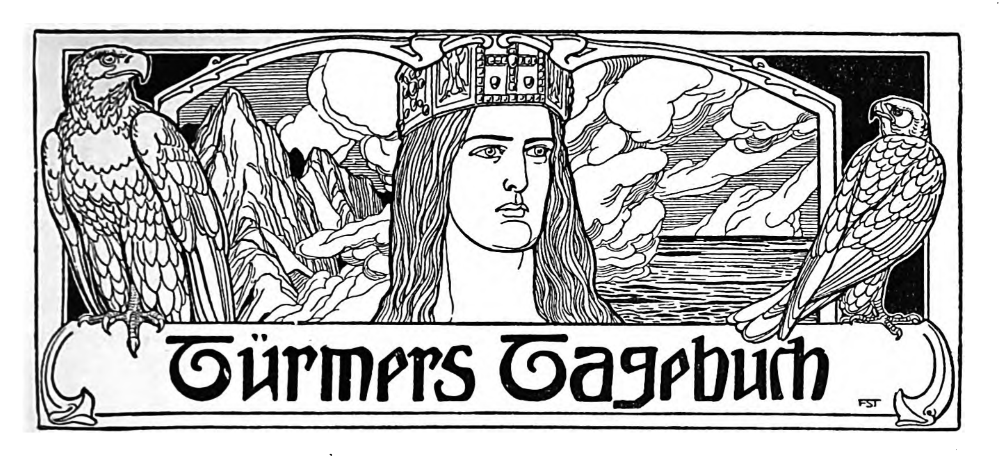
Jesus Christus ... Sein Antlitz wechselt im Wandel der Zeiten. Jede Epoche hat ihren eigenen Christus wie jedes Jahr seinen eigenen Frühling.

Und jeder Mensch hat seinen eigenen Christus. Vielgestaltig wie der Seele Leiden und Ringen ist ihr Heiland. Im letzten Grunde ist die Vorstellung von Christus eine Art Selbstbildnis. Es sei kein Leiden zu klein, es habe etwas von dem göttlichen Leiden an sich, sagt Tauler. Die Christusdarstellungen der großen Künstler sind alle Selbstbildnisse, Selbstbekenntnisse. Das göttliche Leiden wird ihnen zum Gleichnis des eignen. Sie graben ihre Erfahrungen, ihre Enttäuschungen, ihren Zorn oder ihren Glauben an die Menschheit in die Züge ihres Gottes.

Aber dann geschieht ein Wunderbares: aus den rein persönlichen Einzelschöpfungen schimmert unversieglich ein Allgemein-Typisches hervor. Sie alle sind geworden und gewachsen aus der gemeinsamen christlichen Kultur heraus, und es bleibt der Triumph dieser Kultur, daß die Bekenntnisse der Herzen sich finden in dem einen Namen.

Mela Escherich





Der Krieg

Wir alle, im Reiche wie in Österreich-Ungarn, wir wußten es auch vor dem Kriege, daß wir einander die Treue halten würden. Wir wußten auch, daß unser Bündnis tiefer verankert war, als nur in den Verträgen unserer Regierungen. Aber was dann über uns gekommen ist, als die Schicksalsstunde schlug, das war doch etwas ganz anderes, als nur das Bewußtsein gegenseitiger Pflichterfüllung, das war das Erleben einer heiligen Schicksalsgemeinschaft, die nicht mehr nach mein und dein fragte, die wie ein Naturgesetz nur noch sich selbst kannte.

War es nicht Deutschlands Schicksal, um das in Galizien und in den Karpathen, nicht Österreich-Ungarns Schicksal, um das in Belgien und Frankreich gerungen wurde? Es hat so wenig Sinn, hier nach mein und dein zu fragen, wie wenn eine Einzelperson mit sich selbst über ihre eigenen Rechte und Pflichten hadern wollte. Was uns heute bindet, das ist kein Vertrag mehr, mit Diplomatentinte gefertigt, das ist ein Pakt, den unsere Völker mit ihrem Blute geschrieben und gesiegelt haben, das ist Blutsbrüderschaft. Diese Schicksalsgemeinschaft, die so viele Jahre als blasse, nicht einmal unangefochtene Theorie in Zeitungen und Büchern vegetierte, sie ist uns ein Erlebnis geworden, wie es die Weltgeschichte zwischen staatlich nicht vereinten Völkern und Nationen nie gesehen hat. Ein Erlebnis und das will sagen: die Vollziehung einer Notwendigkeit.

Wenn das nun eine Notwendigkeit war und ist —: wo dämmert auch nur von ferne eine Möglichkeit, daß es nicht eine Notwendigkeit bleiben wird? Der kommende Frieden kann viele Möglichkeiten schaffen, nur die eine nicht: daß in immer nur übersehbarer Zukunft ein Zustand eintreten könnte, in dem des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns Bestand nicht genau so aufeinander angewiesen wäre, wie heute. Alle Kunst der Diplomatie, alle Verträge, alles Völkerrecht sind machtlos gegen das Naturgesetz des Wettbewerbs der Kräfte, und immer wird nach dem Gesetze der Anziehungskraft das größere Machtgestirn die kleineren Sterne in seine Bahnen zwingen. Nur Staaten oder Staatengemeinschaften, die sich zu der Macht politischer Zentralsonnen vergrößern oder verdichten, dürfen

hoffen, daß ihnen nicht Körperteile abgerissen werden, bis sie selbst ein Spiel der stärkeren werden.

So ist diese Schicksalsgemeinschaft für uns keine Frage mehr. Sie ist eine Tatsache, eine gebieterische Tatsache, deren eherne Gebote wir erfüllen müssen. Und eine brennende Tatsache, aus der wir unsere unzerbrechliche Rüstung für die Zukunft schmieden müssen, solange das Edelmetall noch im Glühfluß ist, soll es, erkaltet, nicht zu einem ungeheuren Sarge für unsere unerhörten Opfer werden. Wir dürfen es nicht bei dem Erlebnis bewenden lassen: das gemeinsame Erleben muß in eine Lebensgemeinschaft münden.

Ja, aber wie kann das geschehen?

Diese Frage nach dem Wie, nach der Form, ist für schwache Seelen und kleine Geister immer der Vater aller Hindernisse gewesen, wenn es galt, einen schöpferischen Gedanken beglückende Tat werden zu lassen. Würden wir aber auch nur ein großes Kunstwerk, auf welchem Gebiete immer, unser nennen, wenn die Künstler vor der Mühsal zurückgescheut wären, den spröden Stoff unter ihre Idee zu zwingen, bis es die strahlenden Züge der göttlichen trägt? Ich sage: der ist kein Künstler, den solche Mühsal schreckt und nicht mit heiligem Feuer erfüllt; und das ist kein Wille, dem um den Weg bange ist. Jedem echten Gedanken sind, wie dem Kinde im Mutterschoße, die Linien seiner Entwicklung angeboren: es ist der Geist, der sich den Körper bildet.

Wenn nur der Geist lebendig ist, — an der Form kann und wird es ihm nicht fehlen. Der Geist aber — nun, Brüder, wir dürfen wohl auch heute, nur in ganz anderem Sinne noch, sagen und singen: „Der Geist lebt in uns allen!" Aus fernen schwarz-rot-goldenen Tagen klingt das Wort zu uns herüber, und es ist so wahr geblieben, wie die Wacht am Rhein heute und immerdar auch die Wacht an der Donau ist.

* * *

Die Politik ist öfter andere Wege gegangen. Es gab eine Zeit, auch nach 1879, wo bei uns im Reiche eine Haltung beobachtet werden konnte, die es sich zur Aufgabe machte, in dem russisch-österreichischen Verhältnis das Zünglein an der Wage zu spielen und, wie diese Politik von L. Raschdau im „Tag" richtig gedeutet wird, „auf diese Weise bei aller Festhaltung an unserem Bündnisverhältnis, den europäischen Frieden zu bewahren". Das gehört nun der Vergangenheit an, die Tatsachen haben ihr Machtwort gesprochen.

„Niemand wird bestreiten, daß in der Wertschätzung Österreich-Ungarns sich durch diesen Krieg eine tiefe Wandlung vollzogen hat. Das feindliche Ausland erlaubte sich früher an dieser Macht seine Experimente wie an einem Corpus vile. Die Einmischungen, die sich die französische Politik in den nationalen Streitfragen Zisleithaniens, in Prag und Wien etwas verhüllt, die russische Politik in Galizien und Böhmen ganz unverhüllt gestattete, ließen erkennen, wie man dort über die Festigkeit der Donaumonarchie dachte, und die Duldung dieser Machenschaften bewies, wie im Lande selbst das Mißtrauen in die eigne Kraft und eine gewisse Gleichgültigkeit das Staatsgefühl zu erschüttern anfing. Diese gefährliche Entwicklung ist durch den Krieg aufgehalten, sie ist hoffentlich für immer in

das Gegenteil verkehrt worden, und dieser Wandel wird um so stärker und nachhaltiger sein, je inniger das Vertrauensverhältnis ist, das mit dem nordischen Verbündeten besteht und durch die Feuerprobe gegangen ist. Auch dieses Vertrauen hat vor dem Kriege nicht durchaus bestanden. Noch kürzlich hat der frühere Minister Graf Andrassy, der Sohn des berühmten Staatsmanns, in einem inhaltreichen Artikel der ‚Neuen Freien Presse', in dem er die enge Verbindung zwischen den beiden Kaisermächten als festes Programm hinstellte, in vorsichtiger Weise darauf hingewiesen, daß vordem das Bündnis der beiden Großmächte schon einmal bedroht gewesen sei. Er hat damit auf den vielberufenen Rückversicherungsvertrag hinweisen wollen, der einst zwischen Deutschland und Rußland bestanden. Es ist ja richtig, daß man in Österreich-Ungarn und selbst in Deutschland, wenigstens in gewissen Kreisen, darin eine Abwendung von unsrem Bündnis von 1879 hat erblicken wollen. Das ist ein Irrtum, und es wäre wohl nützlich, daß mit diesem Verdacht einmal gründlich aufgeräumt würde. Der Rückversicherungsvertrag, über den man heute wirklich nicht mehr im Flüsterton zu sprechen braucht, ist der Wiener Regierung von Anfang an bekannt gewesen und hat stets einen Charakter getragen, der die Mitwirkung und Teilnahme unseres Verbündeten nicht nur nicht ausschloß, sondern sie geradezu voraussetzte. Es dürfte einer Persönlichkeit wie Graf Andrassy wohl nicht schwer fallen, sich von der Richtigkeit dieser Tatsache zu überzeugen. Im übrigen aber kann man dem Grafen nur Dank wissen, daß er so freimütig sein politisches Glaubensbekenntnis ablegte: ‚Der ungarische Staat', schrieb er, ‚kann seinen Charakter und Bestand nur behalten, solange der deutsche Stamm stark ist', und den weiteren Satz: ‚Der natürliche Bundesgenosse des Ungarn ist das deutsche Element in Österreich und darüber hinaus das Deutsche Reich.'"

Wenn auch über die Bedeutung des deutschen Volkstums in Österreich für die österreichisch-ungarische Monarchie wie für das Deutsche Reich heute weniger denn je ein Zweifel obwalten kann, so ist es doch ganz nützlich, daß ihm seine Unabkömmlichkeit gerade von so berufener ungarischer Seite bestätigt wird. In der Tat kann diese Bedeutung der Deutschösterreicher gar nicht überschätzt werden. Aber sie haben noch eine politische Sonderaufgabe. Hermann Ullmann umschreibt sie in der Monatsschrift „Der Panther" (Leipzig, Pantherverlag): „Die Deutschösterreicher haben der Anwalt Mitteleuropas in Österreich zu sein, und damit dort, wo eigentlich Mitteleuropas schwerste und wesentliche Aufgaben liegen.

Mitteleuropa ist im Gegensatz zu den anderen Machtgebieten, neben die es treten soll, vor allem gegenüber dem englischen und amerikanischen, ein Erzeugnis kultureller Durchdringung, eigentlicher Kolonisation. Das englische Empire zivilisiert bloß, beherrscht wirtschaftlich, läßt selbständige Kulturen innerhalb seines Machtbereichs unberührt und ungepflegt, stellt eine Wirtschafts- und Zivilisationsgemeinschaft dar, die innerlich sehr Ungleiches und Unvereinbares durch gemeinsame Interessen oder schlechthin durch Macht zusammenhält. Die amerikanische Gemeinschaft hat es nirgends mit alten Kulturen, mit selbständigen Sondergebilden zu tun, ist traditionsloser und hemmungsloser Neubau auf völlig unbestelltem Boden. Mitteleuropa hat eine gewaltige Fülle und Kraft alter Kultur und Sonder-

art verschiedenen Ursprungs und verschiedener Färbung zu einem Zusammenwirken nach der gleichen geistigen und materiellen Richtung zu verarbeiten. Der Grund zu Mitteleuropa wurde gelegt im Zeitalter der deutschen Kolonisation des Ostens im 12. und 13. Jahrhundert; seine gestaltende Idee wurde geschaffen im Kampfe gegen ein rationalistisch-französisches Universaleuropa in den Freiheitskriegen und im deutschen Idealismus; und sein entscheidender Kampf mit der feindlichen Weltwirklichkeit wird in diesem Kriege ausgefochten vom Bund Deutschland-Österreich-Ungarn-Bulgarien-Türkei. Die äußere Gefahr Mitteleuropas ist das englische Imperium; seine größte innere Aufgabe, sein Lebenskonflikt und zugleich sein Lebensmittelpunkt ist der deutsch-slawische Gegensatz, den Rußland zum Konflikt zwischen Asien und Mitteleuropa verstärkt. Hier liegt die gewaltige weltpolitische Aufgabe Deutschösterreichs: es hat in erster Linie zu hindern, daß die innere Spannung Mitteleuropas, die zugleich ein Stück seiner kulturellen Überlegenheit bedeutet, zur äußeren, zunächst örtlichen, dann weltpolitischen Gefahr wird. Es hat die westslawischen Kräfte, soweit sie irgend dafür reif sind, für Mitteleuropa fruchtbar, soweit sie dem widerstreben, für Mitteleuropa unschädlich zu machen. Es hat der Hauptträger des Berufs der Donaumonarchie zu sein, den der Grazer Geograph Sieger so klar umschrieben hat: Erfüllung des geographischen Raumes der österreichisch-ungarischen Monarchie mit der deutschgearteten Kultur Mitteleuropas ...

Immer wäre auf reichsdeutscher Seite zu bedenken: zivilisatorisch hat Deutschland unzweifelhaft fast nur zu geben; kulturell aber ebensoviel zu empfangen. Zu dem Urbild des mitteleuropäischen Deutschen, der zur sicher gegründeten, nicht mehr dilettantisch ziellosen Weltpolitik reif sein wird, wird der Deutschösterreicher nicht wenig aus Eigenem beizusteuern haben. Es gibt zwar keinen eigenen ‚österreichischen Kulturcharakter', der etwa den ganzen Menschen in seiner geistigen Vollpersönlichkeit bilden und binden könnte. Aber es gibt eine bestimmte Summe besonderer österreichischer Erfahrungen, Erlebnisse, Ideale, die der Deutschösterreicher dem Gesamtdeutschtum zur Verarbeitung vermitteln kann und soll.

Ich will hier nicht von den angeborenen Eigengaben sprechen, welche die deutschösterreichischen Stämme der Fülle deutscher Mannigfaltigkeit hinzuzufügen haben seit alters her. Die Naturnähe der bayerisch-österreichischen Älpler; die ‚Musik' und Empfindungsfülle des Niederösterreichers und Südmähren, des Steiermärkers und Kärntners; die schwere, durch alle Gegenreformationsverwüstung nicht ausgerottete Bauernkraft des Oberösterreichers und Salzburgers, die kolonisatorische Rastlosigkeit und zuchtvolle Zähigkeit des Nordböhmen, des Nordmähren, des Schlesiers, die schon südlich durchtränkte und dabei altgermanisch urtümliche Hochgebirgsmannheit des Tirolers; nicht zu reden von all den alten, zähwüchsigen Kolonisationsinseln in fremdem Gebiet: dies alles ist ja durch vielfache Auswanderung und geistigen Austausch schon immer für das Gesamtdeutschtum fruchtbar geworden. Ebenso wie die immer reiche künstlerische und wissenschaftliche Begabung erstaunlich vieler einzelner aus den neun Millionen in Österreich, neben welche die zwei Millionen aus Ungarn treten. Ich möchte nur von dem sprechen, was diese alle als Österreicher zu bieten haben, durch die geistig-

seelische Haltung, die sie als Bürger dieses immer als Problem empfundenen Staates gewonnen haben. Damit ist schon etwas Wesentliches bezeichnet, das besonders gegenüber dem Reichsdeutschen hervortritt: ein besonderes Verhältnis zum Staat wie er ist, als geschichtliche Wirklichkeit und als Träger von Institutionen.

Der Gedanke der Volkheit gründet sich fest auf dem Erlebnis des deutschen Volkstums, d. h. einer durch Ursprung, Geschichte, Sprache, Kultur geeinten natürlichen Gemeinschaft. Und der Staat erhält jene sittliche Kraft, durch die er den ganzen Menschen sich zu eigen macht, durch die er aber auch in die Mitverantwortung eines jeden Bürgers gehört, eben dadurch, daß er die Volkheit, das zur sittlichen, unendlichen Aufgabe gesteigerte Volkstum vertritt. Klar heißt es denn auch bei Fichte: ‚Aus allem geht hervor, daß der Staat als bloßes Regiment des menschlichen Lebens nichts Erstes und für sich selbst Seiendes, sondern daß er bloß das Mittel ist für den höheren Zweck der ewig gleichmäßig fortgehenden Ausbildung des rein Menschlichen in dieser Nation.‘

Deutschland konnte nun freilich nicht nach diesem Idealbild geschaffen werden, aber immerhin hat dieses Ideal, ein Erzeugnis aller deutschen Kulturkräfte, nicht nur der im heutigen Reich vereinten, bei seiner Schöpfung mitgewirkt. Als die Schöpfung vollbracht war, kam aber — natürlicherweise — eine Zeit der Erschöpfung: man blieb im Erreichten stecken und vergaß den viel mehr fordernden Ursprung. Gewiß, die Volkheit brauchte, wollte sie als Ideal wirken, auf dem Wege zu ihrer unendlichen sittlichen Aufgabe zunächst das politisch-konkrete Ziel eines deutschen Kernstaates. Nun vergaß man, daß jene Aufgabe bestehen blieb; daß sie, wie sie überstaatlich, d. h. in einem Zustand staatlicher Zersplitterung der Nation entstanden war, auch jetzt noch überstaatlich, d. h. auch außerhalb des Kern- und Teilstaates wirken mußte. Daß sie nicht mit dessen Sonder- und Eigenaufgaben sich deckt.

Mit dieser eigentümlichen Einschrumpfung der ursprünglichen deutschen Volkseinheits- und Gemeinschaftsidee, wie sie im Deutschen Reich sich vielfach vollzog, standen in Zusammenhang viele schwerste Mängel des öffentlichen Bewußtseins. Die Begriffe ‚völkisch‘ und ‚national‘ verloren ihren Inhalt, wurden weiten Kreisen zur Phrase, an der man sich berauschte oder die man ohne tieferes Verständnis des Irrtums bekämpfte. Man nannte breite Schichten deshalb, weil sie sich kritisch zum Bismarckstaate stellten, unnational und schloß sie damit, wider ihren Willen, von der Volkheit aus; eine Ungerechtigkeit, die viel von der Verbitterung der inneren Kämpfe verschuldet hat. In den rein politisch-technischen Gegensatz der Meinungen wurde (da die Volkheit ja eine sittliche Gemeinschaft bedeutet) eine sittliche Wertung hineingetragen, die den inneren Streit vergiftete.

Und wie man für den Staat schlechthin, nicht wie er sein sollte, sondern wie er war, die sittlichen Wertungen der ursprünglichen Volksidee in Anspruch nahm, so auch für das soziale, wirtschaftliche, kulturelle System, das ihn trug. Die Mittel zur Verwirklichung der unendlichen Aufgabe: staatliche Macht, soziale Ordnung und Gliederung, wirtschaftliche Kraft, kulturelle Stetigkeit, wurden zu heiligen Zwecken. Das aber erzeugte wiederum einen rationalistisch bornierten Wider-

stand, der seinerseits mit den Mitteln auch die letzten absoluten Zwecke angriff. Auf der einen Seite eine Überspannung der sozialen Gegensätze, Streberei in hoher Blüte, das berüchtigte ‚Drängeln' nach oben, Erfolgsucht, Aufgehen im Äußerlichen; wirtschaftliche Rücksichtslosigkeit, Gewinngier, hemmungsloser Kapitalismus; kulturelle Unfruchtbarkeit mit äußerem Prunk, Talmiglanz, protzenhafter Fassade; und dies alles oft bis zum Ekel verfälscht durch die Übergoldung mit ‚nationalem' Pathos. Auf der anderen Seite ein rationalistischer Radikalismus, der sich nicht genug tun konnte im Verneinen. Noch ein Jahr vor dem Kriege fühlten wir es bei Gelegenheit der Feiern von 1813: wir steckten in der Phrase bis zum Ersticken. Freilich gab's auch schon einen gesunden Widerwillen dagegen, der sich bereits an vielen entscheidenden Stellen zur Heilung des Übels entschlossen hatte. So aber, wie wir im Innern uns fühlten, wirkten wir auch nach außen hin: voll einer gewaltigen Energie, die ihrer selbst, aber nicht ihres Zieles bewußt ist, und die gerade durch ihre Richtungslosigkeit alle in Furcht versetzte und gegen uns aufbrachte. Wir konnten ja kein Programm nach außen haben, da wir im Innern eben erst mit all unserer Energie begannen, zu einem neuen Bild unser selbst, das unserer alten Wesenheit und den neuen Lebensbedingungen zugleich entsprach, uns durchzuarbeiten. Diese Unsumme inneren Ringens konnten unsere Feinde nicht verstehen, auch wenn sie gewollt hätten.

In Österreich erhielt sich nun mehr von jener älteren deutschen Wesenheit, ebenso wie überall außerhalb des Reiches, an vielen Stellen der ‚Diaspora'. Die ‚Zurückgebliebenheit' in vielen Dingen bedeutete zugleich Erhaltung älterer Werte. Das Verhältnis zum Staate war freier geblieben; über oder neben ihm wirkte die Volkheit als Kulturgemeinschaft und Aufgabe. Es fehlt auch nicht an sozialer Streberei, wirtschaftlicher Skrupellosigkeit, kulturellem Parvenütum; denn auch in Österreich gab's moderne industrielle Entwicklungen und Gründerjahre. Aber einmal in viel geringerem Maße, und dann wurden, was die Hauptsache war, derlei Erscheinungen nicht nationalstaatlich geheiligt, sondern mit aller (oft mit zu großer) Duldsamkeit beim Namen genannt. Massenideologien und -suggestionen herrschten nicht in so großen Ausdehnungen; so konnten die Ideale im kleinen und beim einzelnen besser gedeihen. Um so besser, als sie in der staatlichen Wirklichkeit so wenig Möglichkeit zur Betätigung, daher auch so wenig Gelegenheit zur Verfälschung fanden. So wurden sie freilich auch oft übersteigert und verstiegen: zur weltfremden Spielerei in allzu weiter Entfernung von den Notwendigkeiten des Staates, zur schlaffen Träumerei, zum ästhetischen Genußmittel, fast nach slawischem Muster. Aber in der Gegenwirkung gegen solche unerfreuliche Erscheinungen erstand auch an vielen Stellen eine innere Zucht der Gesinnung und seelisch-sittlicher Haltung, ein Wahrhaftigkeitsstreben und Gemeinschaftsgefühl von so feiner Verantwortlichkeit, wie an wenigen Stellen des Reiches.

Dazu kam eine besondere geistesgeschichtliche Entwicklung in den letzten fünfzig Jahren. Das naturwissenschaftlich-technische Denken, das in Deutschland so stark einwirkte, hat in Österreich das ‚geisteswissenschaftliche' lange nicht in dem Maße und auf so lange Dauer zurückgedrängt. Vielfach natürlich zu großem Nach-



teil; bei der neuerlichen Rückkehr des deutschen Denkens zu einem neuen, realistisch bereicherten Idealismus doch auch zum Gewinn.

Zur geringeren inneren Bindung durch den Staat und durch die mechanisierende wirtschaftliche Entwicklung kam auf der anderen Seite die vielfache Berührung mit den Problemen der Assimilation, der Angleichung fremder, noch naturnäherer Völker, der Auseinandersetzung mit ihnen, die Vielfältigkeit der Rassenmischungen und Rassenkreuzungen und damit der inneren wie äußeren Erfahrungen. Je weniger Verantwortlichkeit dieser Zustand für die Massen und die Geführten bedeutete, desto mehr Einsamkeit und Verantwortung für die bewußten Einzelnen und wahrhaft zur Führerschaft Strebenden. Daher denn diese Überfülle eigenwüchsiger Begabungen im einzelnen, bei so schmerzlicher Unfähigkeit der Massen, diesen Begabungen Widerhall und Gefolgschaft zu bieten. So ward das urdeutsche Problem, der einzelne und die Masse, Persönlichkeit und Organisation, Führerschaft und Demokratie hier in einer Vielfältigkeit und Ungebundenheit der Erfahrungen durchgeprobt und -geprüft, wie kaum irgendwo in Deutschland; zudem an einem Stoff, der für alle deutsche Kolonisationsarbeit Urbild ist. Und gerade weil in Österreich die Gefahr so groß war, die Aufgabe werde die zur Lösung Bestellten verschlingen, der Stoff den Geist überwältigen, die Form zerbrechen; gerade weil hier Assimilieren und Assimiliertwerden ineinanderfließen und die Fragen der Kolonisation bis zur gefährlichsten Verfeinerung und Schwierigkeit gediehen sind, gerade deshalb sind auch hier alle Grenzen solcher Kolonisation abgemessen, alle ihre Möglichkeiten gekostet und versucht, ist eine Vorarbeit für das Gesamtdeutschtum geleistet, die dieses für seinen Weltberuf nutzen muß, wenn es nicht edelste Vorteile seiner Geschichts- und Weltlage vergeuden will. Was fehlt, um diese Vorarbeit zu nutzen, ist überall nur ein kleines Mehr an Kraft, Form, Zucht, Geist, Idee der deutsch gewachsenen Art; und dieses Mehr ist aus dem Überschuß reichsdeutscher Kraft, Teilnahme, staatlicher Zucht so leicht zu entnehmen ...

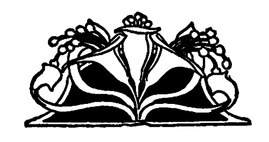
Man muß im Felde gesehen haben, was österreichische Offiziere zu leisten hatten: immer mit den Schwierigkeiten von mindestens drei oder vier Sprachen kämpfend, immer vermittelnd, ordnend, oft der einzige lebendige Antrieb mitten in einer zwar willigen, aber willenlosen Masse, selten so vom selbständigen Wollen aller getragen, so von umsichtigen Unterorganen unterstützt wie der reichsdeutsche Offizier, viel einsamer in seiner Stellung, trotz der leichteren Kameradschaft nach oben und unten, und viel weniger von unmittelbarem Widerhall seiner Leistung belohnt als der Reichsdeutsche. Und gerade durch diese Einsamkeit und diese äußere Lohnlosigkeit, diese Unscheinbarkeit seiner Hingabe so besonders liebenswert.

Nirgends kann man die Fehler der Tugenden auf beiden Seiten, der reichsdeutschen und der österreichischen, besser studieren als im Felde. Und der lockende Traum von einer innigeren Vermählung der beiden Menschenarten stellt sich überall ein. Das reichsdeutsche Selbstvertrauen, das so oft wie Auftrumpfen aussieht, obwohl es doch nichts ist als die Frische einer Tüchtigkeit, die sich in einer Gemeinschaft geborgen weiß, — und die österreichische Überbescheidenheit, die so ungern an sich glaubt, um nur ja nicht in ein falsches Pathos und in doch wieder enttäuschte

Hoffnungen zu geraten; diese deutsche Zucht, die sich gelegentlich hohler Selbstzweck ist — so gut ist sie eingeübt, um eines selbstverständlichen höheren Zweckes willen —, und die österreichische Liebenswürdigkeit, die so leicht von den Untüchtigen mißbraucht werden kann, um unangenehmer Arbeit auszuweichen, und die damit auch den Tüchtigen oft in unverdienten Mißkredit bringt; diese deutsche Beschränktheit in sich selbst, die so viel Kraft verschafft und den Fremden so abstößt, und die österreichische innere Vielsprachigkeit des Wesens, die zwar manchmal zu viel verzeiht, aber jedenfalls viel Notwendiges versteht — wenn diese Mängel und Tugenden, die sich so herrlich ergänzen, ineinanderflössen! Welche neuen Möglichkeiten, welche unermeßliche Erweiterung und Vertiefung des deutschen Wesens, welche Erlösung noch ungebrauchter deutscher Kräfte, welche Steigerung des Wirkens in der Welt gäbe das!

Die letzten Jahrzehnte waren ausgefüllt mit einem tastenden und arbeitshastigen Suchen nach dem Bild des Deutschen, nach dem alle sich bilden könnten; nach einer Vermählung der alten ewigen Ideale von 1813 und der neuen Lebenserfordernisse dieses Jahrhunderts; nach dem deutschen Antlitz und dem deutschen Stil. Der Krieg hat uns, was wir suchten, im Vorbeirasen des Weltgewitters gezeigt. Allmähliche, treue, großzügige und eindringliche Erziehungsarbeit muß folgen, um das Bild festzuhalten.

Die Gebote dieser Erziehung werden sich zum größeren Teil mit denen erschöpfen lassen, die sich hier im Bereich unserer Schilderung aufdrängen: bringt das Deutschtum außerhalb des Reichs, namentlich in Österreich, mit dem Reichsdeutschen in engere Verbindung! Macht die Reichszucht für die Aufgaben der Volkheit fruchtbar und führt das innere Leben dieser Gesamtaufgaben dem staatlichen Reichssystem zu! Bereichert den deutschen staatsbürgerlich erzogenen Menschen durch den volksbürgerlich erzogenen; lenkt den staatlich geübten Deutschen auf die Pflichten der Kolonisation und kräftigt den Kolonisationsdeutschen staatlich! Laßt aus der Vermählung beider den mitteleuropäischen Deutschen wachsen! Nur über ihn, nicht über den deutschen Reichsegoisten, der sich von der Volkheit und den Grundlagen deutscher Kraft löst, führt der Weg zum Weltdeutschen."





Was es uns eintrug

Durch Jahr und Tag", schreibt die „Tägliche Rundschau", „haben wir wichtige Belange unserer Kriegführung zur See, haben wir unsere braven U-Boot-Leute gefährdet aus politischen Rücksichten auf Amerika. Wir haben gesehen, was es uns eintrug: immer neue Anmaßung, immer neue Forderungen. Wir sind jetzt am Ende damit, und — Hand aufs Herz! — wer wünschte heute diese Epoche des Zugestehens, des Zurückweichens, der ungelohnten Aufopferung wichtiger Interessen und Erfolgmöglichkeiten nicht ungeschehen? Wer ist heute nicht der Überzeugung, daß ein starkes und entschlossenes Zurückweisen amerikanischer Ansprüche von Anfang an unseren Interessen nützlicher gewesen wäre als das, was wir miteinander erlebt haben?"

Die „Deutsche Tageszeitung" aber (vom 3. März d. J.) sieht sich zu folgender Mitteilung veranlaßt: „Wir sehen uns seit gestern nicht mehr in der Lage, wie bisher über die Fragen des Unterseehandelskrieges uns äußern zu können."

*

Die Taktik

Ein Mitarbeiter im Auslande, der mit neutralen, aber vom Vierverbande beeinflußten Staatsmännern Fühlung hat, schreibt an die vom Reichstagsabgeordneten Dr. Hugo Böttger herausgegebenen „Deutschen Stimmen":

„Daß wir die ‚Barbaren' sind, weiß seit dem 1. August 1914 alle Welt. Alle Welt weiß auch, daß Kaiser Wilhelm der Heerführer der Barbarenhorden ist. Aber was nicht alle Welt weiß, das ist der tiefere Beweggrund, der die gesamte Ententepresse veranlaßt, gerade unseren Kaiser in den schlimmsten Zerrbildern zu zeigen und ihn darzustellen als den im Blut watenden Zerstörer der Kultur. Halten die Ententestaatsmänner den Kaiser wirklich für so blutdürstig und barbarisch? Mit nichten! Sie wissen sehr genau, wie ehrlich er bestrebt war, den Frieden zu erhalten. Sie wissen sehr genau, wie fern ihm jede Neigung zu brutaler, barbarischer Kriegführung liegt. Aber gerade deshalb erscheint keine Ausgabe der führenden Ententeblätter, ohne den Kaiser persönlich als barbarischsten der Barbaren in Wort und Bild zu schildern! Die Absicht ist nicht nur, ihn vor der Welt zu verunglimpfen — die eigentliche und tiefere Absicht ist, direkt auf das Gemüt des Kaisers und auch auf seine unmittelbarsten Ratgeber zu wirken, ihnen zu suggerieren, sie müßten den Kaiser vor solchen Darstellungen bewahren, müßten die deutsche Kriegführung zu der denkbar humansten gestalten, müßten Abstand nehmen von der Nutzung scharfer Kriegsmittel. Das ist der leitende Grundgedanke, das ist die Taktik der Ententepresse. Vor der breiten Öffentlichkeit beschimpft und verdächtigt man die deutschen Barbaren und ‚brandmarkt' Kaiser Wilhelm als den barbarischsten Barbaren. Hinter verschlossenen Türen gibt man den Neutralen zu verstehen, man sei des weichen Gemütes des Kaisers sicher; er werde es nicht zur vollen Entfaltung der deutschen Kriegsmittel kommen lassen, Deutsch-

land werde daher nie den vollen Sieg erringen, und die Neutralen stünden sich demgemäß viel besser an der Seite der Entente, die von ihren Kriegsmitteln rücksichtslosesten Gebrauch macht. Bisweilen lüften in einem unbewachten Augenblick der Offenherzigkeit neutrale Staatsmänner die Maske und geben zu erkennen, wie fest sie auf diese Taktik der Entente bauen. Sie lassen die ententefreundliche Presse im eigenen Lande mit der gleichen Waffe arbeiten, die ihnen aus dem Arsenal der Entente geliehen ist. Auch dort werden dem Kaiser die brutalsten Neigungen nachgesagt, nur um die Entente zu unterstützen in dem Bemühen, die Waffen der deutschen Kriegführung abzustumpfen und dadurch den vollen deutschen Sieg zu verhindern. Und zynisch geben sie dann den Deutschen zu verstehen: Ihr könnt wohl den guten Endausgang für euch erzwingen, aber ihr werdet es nicht — denn euer Kanzler wird verhindern, daß euer Kaiser als der schlimmste der Barbaren auf die Nachwelt komme ... Von solchen Rechnungen muß einmal Kenntnis gegeben werden, damit der Deutsche weiß, was er von dem ganzen ‚Barbaren'-Geschrei zu halten hat und welche Gedanken in Wahrheit dahinter stecken. Diese Wahrheit verkünden, heißt doch wohl, den Ententeleuten diese Waffe aus der Hand schlagen!"

*

Wird's helfen?

Herr Asquith hat bekanntlich bei seiner Verurteilung des deutschen Volkes in Grund und Boden eine rühmliche Ausnahme gelten lassen: jene „mutigen zwanzig Männer", die ihrem Vaterland im Daseinskampfe, ihren Brüdern im Feuer die Mittel zur Verteidigung verweigert haben. Daraufhin wendet sich der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Wolfgang Heine in der „Internationalen Korrespondenz" mit einer letzten beschwörenden Mahnung an die „Zwanzig" der sozialdemokratischen Minderheit:

„Werden die Sonderbündler nun endlich einsehen, daß Deutschland ein fürchterliches Geschick droht, falls es nicht alle Kräfte zur Abwehr anspannt, alle Mittel für diesen Zweck bereitstellt, daß der Sieg noch nicht errungen, unser Land noch nicht gesichert, der Friede noch nicht von dem guten Willen der deutschen Regierung abhängig ist?

Werden die unter den Zwanzig, die man noch das Recht hat, deutsche Sozialdemokraten zu nennen, endlich zur Besinnung kommen, wenn sie lesen, daß Asquith sie wegen ihrer mutigen Tat ihrer Verweigerung der Kriegskredite lobt? Derselbe Asquith, der den Vernichtungskrieg gegen Deutschland ankündigt? Werden sie noch immer glauben, daß ihre Aktion dem Frieden diene, nachdem der gehässigste Bekämpfer des Friedens sie gefeiert hat? — Werden sie nun endlich zur Einsicht kommen, daß, was sie im Namen des Klassenkampfes ins Werk setzen, der deutschen Arbeiterklasse den ärgsten Schaden bringt und deren schärfsten Feinden nützt?

Wenn sie noch Augen haben zu sehen und Ohren zu hören, so müssen sie jetzt begreifen, daß sie in einem Irrtum befangen waren, als sie die einheitliche Aktion der Partei in so wichtiger Stunde lähmten."

Die „Zwanzig" haben es in der Hand durch die Tat zu beweisen, ob sie nur in einem „Irrtum" befangen waren, oder das Asquithsche Lob ehrlich verdient haben. Wenn si[e] nicht den Beweis des Gegenteils liefer[n] wird an dem Spruch des deutschen Volks übe[r] sie nicht mehr zu rütteln sein, wohl aber He[rr] Asquith den Ruhm beanspruchen dürfen, si[ch] doch wenigstens in einem seiner Urteile nic[ht] geirrt zu haben. Gr.

*

Ein guter Gedanke

Sogar ein glänzender Gedanke. Die ne[...] als aktivistisch in der übrigen Presse ge[...] totgeschwiegene schwedische Zeitschrift „Sver[...] Lösen" bringt (nach der „Frankf. Ztg.") [...] ihrer letzten Nummer einen Aufsatz, der [...]bedingt Beachtung verdient. Er beklagt [...] gänzliche Fehlen einer schwedischen Gesan[...]schaft in Bukarest und führt im Ansch[...] hieran aus: „Wenn wir eine enge Fühl[...] mit irgendeinem Lande nötig haben, so [...] es Rumänien. Rumänien und Schwei[...]

flankieren Rußland. Rumänien besitzt in Bessarabien eine Irredenta, Schweden in Finnland. Und von den noch übrigen neutralen Staaten in Europa sind Schweden und Rumänien die einzigen, die auf Grund ihrer militärischen Quellen und ihrer strategischen Lage von entscheidender Bedeutung für den Ausgang des Krieges werden können. Wir müssen uns hier in Schweden an den Gedanken gewöhnen, daß ein bindendes Übereinkommen zwischen uns und Rumänien, gemeinsam an der Seite der Zentralmächte gegen Rußland aufzutreten, genügen würde, um Rußland auf die Knie zu zwingen. Dazu ist es noch nicht einmal sicher, daß wir das Schwert ziehen müssen. Die bloße Drohung eines verabredeten Zusammenwirkens mit Rumänien wäre vielleicht schon hinreichend, um zugleich unsere nationalen Wünsche zu verwirklichen und die Welt jenem Frieden näher zu bringen, nach dem sich alle sehnen. Schweden würde dann einen unblutigen Sieg gewinnen und die Politik der aktiven Neutralität durch einen glänzenden Triumph gekrönt werden."

Ein Gedanke, der auch von unserer, des Vierbundes Seite aufgegriffen und unterstützt werden sollte. Es lohnte der Mühe!

*

Englische Stirn und — anderes

Stirn haben die Engländer, das muß ihnen der Neid lassen! So hat es Herr Bonar Law fertig gebracht, in einer Londoner Versammlung das große Wort auszusprechen: es dürfe nie wieder (!) vorkommen, daß England von Deutschland angegriffen werde! „Und doch", faßt ihn Karl Peters in der „Neuen Gesellschaftlichen Korrespondenz" bei den Lügenbeinen, „wußte er sowohl wie seine gesamte Hörerschaft ganz genau, daß nicht Deutschland England, sondern umgekehrt England Deutschland angegriffen habe. Ja, daß im Grunde er selbst, Bonar Law, der Urheber dieses ganzen Krieges sei. Auf seine Veranlassung fand in den letzten Tagen des Juli 1914 jene Sitzung der Konservativen im Hotel Cecil statt, in welcher sie den Liberalen anboten, sie im Parlament unterstützen zu wollen, falls sie in dem Konflikt zwischen Rußland-Frankreich und Deutschland auf die Seite der ersteren Mächte treten wollten. Darauf faßte Sir Edward Grey den Mut, an Deutschland den Krieg zu erklären, trotzdem letzteres ganz übertriebene und beinahe unwürdige Zugeständnisse machen wollte, um ihn zu vermeiden. Vielleicht aber waren gerade diese der Grund, weshalb man es in England für am sichersten hielt, jetzt gegen Deutschland zu schlagen. Eine genaue Abschätzung der Kraftverhältnisse konnte man ja damals an der Themse gar nicht haben, und man nahm Deutschland für das, für was es sich selbst hielt. Wir dürfen nie vergessen, daß man im Auslande allgemein geneigt ist, anderen Mächten nicht Motive der Humanität, sondern nur solche der Furcht unterzulegen. In Deutschland wußte man augenscheinlich im Sommer 1914 noch nicht, daß England den ganzen Krieg überhaupt vorbereitet hatte und deshalb gar nicht beiseite bleiben konnte ... Unsere falsche Rechnung mit Italien und England stempelt das letzte Menschenalter ab, während die britischen und französischen Lügen dem gegenwärtigen Kriege seine Kennzeichnung geben."

*

Spreekt uw Taal!

Was heißt das? Ein elsässischer Feldgrauer, der in Flandern dient, erzählt es in der „Kriegszeitung für das XV. Armeekorps":

„Ich brauche ein vlämisch-deutsches Wörterbuch und betrete den freundlichen Laden. Beim Suchen nach einem geeigneten Werkchen fällt mein Blick auf die ausgestellten ‚Andenken'. Zwischen Broschen aus belgischen Münzen finde ich eine solche in der Form eines Wappenschildchens mit der Aufschrift: Spreekt uw Taal! Da mir die Bedeutung dieser Mahnung im ersten Augenblick nicht einleuchten will, bitte ich die eifrig und liebenswürdig bedienende flachshaarige Tochter des Geschäftsinhabers um Aufklärung. Und da erklärt sie mir in gutem Hoch-

deutsch, das sie von der deutschen Soldatenkundschaft erlernt hat, mit steigender Begeisterung von dem alten Kampf der Vlamen gegen die französierten Wallonen, wie ihr guter Vater schon seit Jahren für die vlämische Sache streite und wie dringend nötig es sei, das von der welschen Seuche so stark bedrohte Grenzgebiet zu schützen vor sprachlichen Einflüssen und fremden Sitten. Ihre Wangen sind glühendrot geworden, und die hellblauen Augen durchdringen mich förmlich, als sie am Schluß ihrer Worte fragend meint: ‚Ist es nicht eine Schande, seine Muttersprache zu verleugnen?‘ Auch wenn sie nicht in so überzeugendem Tone zu mir geredet hätte, mußte ich ihr doch in diesem letzten Punkte ohne weiteres zustimmen. Und jetzt verstehe ich den Sinn des Wappenspruches: Spreekt uw Taal!“ 8.

*

Ein Genosse über den „Vorwärts“

In der von Parvus (Dr. A. Helphand) herausgegebenen Halbmonatschrift „Die Glocke“ (München, Verlag für Sozialwissenschaft) fällt Johann Leimpeters über das sozialdemokratische „Zentralorgan“ a. D. folgendes Urteil:

„Welchen Vorteil hätte unsere Parteipresse aus der Aufhebung des Verbots des Bahnhofsverkaufs ziehen können, gegen das wir seit Jahren gekämpft haben! Der ‚Vorwärts‘ ist längst wieder aus den meisten Bahnhofsbuchhandlungen verschwunden, in denen er im Anfang des Krieges in Haufen auslag, und das nicht etwa infolge von behördlichem Druck. Das ‚Zentralorgan‘ der größten Partei Deutschlands konnte sich im freien Wettbewerb nicht einmal gegen politisch ganz unbedeutende Zeitungen halten! Und warum nicht? Man wird einwenden: Die Arbeiter kaufen keine Reiselektüre! O ja, auch die Arbeiter kaufen während der Kriegszeit Zeitungen, aber ein führendes Parteiblatt müßte sich den Zuspruch auch anderer Kreise längst erworben haben. Man kauft eine Zeitung ihres Inhaltes wegen, und da wünscht das Volk Nachrichten, Aufklärung über den Stand des Krieges und verlangt von den deutschen Zeitungen die Unterstützung in diesem fürchterlichsten Existenzkampf. Der ‚Vorwärts‘ tut das gerade Gegenteil! Ich habe beim Lesen des ‚Vorwärts‘ stets das Empfinden gehabt, als habe unser Zentralorgan die Aufgabe, die Interessen des englisch-russischen Imperialismus zu vertreten. Den ‚Vorwärts‘ zu lesen, ist sogar für einen deutschen Sozialdemokraten eine Tortur, für einen deutschen Nichtsozialdemokraten einfach eine Unmöglichkeit!“

*

Herrn Neissers Japaner

Zur Frage: „Sollen wir Ausländer von unseren Hochschulen fernhalten?“ bestätigt Dr. med. Dreuw im „Volkserzieher“ u. a., „daß allein an der Charité in Berlin 23 japanische Assistenten tätig waren“. Wie viele Ausländer mögen da wohl überhaupt von den Brüsten der großen alma mater Germania gesäugt worden sein! „Von Medizinalrat W. Kreißmann-Sonneberg (S.-M.) wurde im ‚Ärztlichen Vereinsblatt‘ diese Frage angeschnitten. Er sprach von der Erbitterung der einheimischen Ärzte, denen die Japaner die Gelegenheit zur Assistentenausbildung wegnahmen, über die Nachgiebigkeit der Professoren, von ihrem mangelnden Nationalbewußtsein; er deutete als Ursache dieser Ausländerbevorzugung Eitelkeit und andere schöne Eigenschaften an; ähnlich sei es mit der deutschen medizinischen Literatur bestellt, die von japanischen und ausländischen in schlechtem Deutsch geschriebenen Arbeiten wimmelte, während — wie ich selbst häufig erfahren habe — den einheimischen der Raum nicht gewährt wurde.

Demgegenüber betonte Professor Neisser (Breslau), besoldete japanische Assistenzärzte habe es bisher nie gegeben, höchstens bei hochbegabten sei eine Ausnahme gemacht worden; die Japaner hätten fleißig gearbeitet; sie hätten stets die Kosten für die Arbeiten selbst getragen und Institutsgebühren bezahlt. Aber für die in seinem Institut von Aus-

ländern ausgeführten Arbeiten sei ein Deutscher nie und nimmer zu finden gewesen; diese Arbeiten hätten monatelanges völliges Sichhingeben erfordert, und es wäre ganz begreiflich, daß Inländer bis auf verschwindende Ausnahmen hier versagten. (!) Studenten hätten nicht die Zeit und die jungen Ärzte kein Geld. Daher müsse die Regierung den Deutschen ebenso Stipendien zahlen, wie es die ausländischen machten. (Ein Kommentar zu der Neisserschen Auffassung erübrigt sich. Sonst müßte man unparlamentarisch werden.)

Die Japaner hätten zwar keine selbständigen Leistungen aufzuweisen, aber mit unermüdlicher Geduld und Fleiß nach deutscher Methodik wissenschaftliche Arbeiten verfaßt (!). Wenn Professor K. ‚darüber die Schamröte ins Gesicht gestiegen sei', so könne er (Prof. Neisser) ihm nicht helfen, und ‚er hätte sich dann das Rotwerden erspart'. Er solle die japanischen Arbeiten einmal lesen. Wir könnten stolz sein, daß aus der ganzen Welt die Ausländer zu uns kämen; wir dürften die einzelnen oft wahrhaft vornehmen Mitglieder der fremden Nationen nicht für die Haltung ihrer Regierung verantwortlich machen; wir dürften keine Chauvinisten sein. Aber trotzdem wäre zu erwägen, ob die Gastfreundschaft nicht eingeschränkt werden müsse. [So, so? D. T.] Neisser selbst würde Japaner nicht wieder einstellen. [Ach was? D. T.], jedoch solle die Erörterung über diese Frage bis nach dem Kriege verschoben werden."

Nun eben — nach Tische. Wenn wieder, wie man hofft, alles zum Alten zurückkehrt.

Es wurde dann die nur in Deutschland mögliche Tatsache (!) festgestellt, daß ein Deutscher von einer deutschen Klinik abgewiesen wurde, weil an dem selben Tage ein zweiter Japaner angestellt wurde, so daß der Deutsche sich an das Ausland wenden mußte, der Japaner aber des Deutschen Platz in Deutschland einnehmen durfte. —

Wie muß doch ein solches Gebaren das Volk, das es übt und duldet, verächtlich machen! Denke man einmal nur an die einfache Vorstellung, die sich z. B. dem Franzosen aufzwingen mußte, wenn er durch die Straßen der deutschen Reichshauptstadt ging und dort überall lesen durfte: „Grand Restaurant" „Grand Hôtel", „Coiffeur", „Modes" — ach, es hat ja kein Ende! Gr.

*

Was wir von Belgien zu erwarten hätten

In seiner Schrift „Belgische Neutralität und schweizerische Neutralität" (Zürich 1915) kommt Eduard Blocher zu dem Ergebnis, „daß Belgien erstens erstaunlich wenig Vaterlandsliebe kennt". Angesehene wallonische Parteiführer haben es nicht einmal, sondern wiederholt erklärt: „Eine ungeheure Anzahl von Wallonen wäre sogleich froh, zu Frankreich zu gehören." ... „Wir lieben Frankreich als unser wahres Vaterland und wir werden bei jeder Gelegenheit unsere französische Vaterlandsliebe beweisen und für unsere französische Nationalität Zeugnis ablegen." Belgier konnten also unwidersprochen erklären, es gebe kein belgisches Vaterland, die Annexion durch Frankreich sei das erstrebenswerte Ziel. Was danach Deutschland von einem in seinen früheren Zustand zurückversetzten Belgien zu erwarten hätte, bedarf wohl keiner Erläuterung.

*

Die Harmsworth-Presse

wird in der „Lese" (Loeb) einer Beleuchtung unterzogen. Es ist ein furchtbares Kapitel! Man mache sich klar, was dieses Trustwesen bedeutet: wöchentlich erscheinen unter „Lord Northcliffes" Oberleitung mehr als 30 Millionen Exemplare Zeitungen und Zeitschriften! Das Tagesblatt „Daily Mirror" hat eine Auflage von 850 000 Exemplaren; in ähnlicher Höhe bewegen sich die Ziffern der andren Blätter. Jährlich verbraucht die Harmsworth-Presse für etwa 20 Millionen Mark Papier.

Die übrige Presse gab sich zwar Mühe, den seit 1896 („Daily Mail") durch Eingehen auf die niedrigen Instinkte der Masse wirkenden Emporkömmling zu beleuchten. Aber da kam das Krügertelegramm. Blitzschnell erkannte Herr Alfred C. Harmsworth die Lage, und

In seinem Blatt begann eine wütende Deutschenhetze. „Das Gift, das die ‚Daily Mail‘ damals verspritzt hat, ist nie wieder aus dem englischen Volkskörper entfernt worden ...“ Harmsworth rieb sich die Hände; der Deutschenhaß brachte ihm Millionen; er war fortan eine Macht im englischen Zeitungswesen. „Was er in seiner Tageszeitung flüchtig ausstreute, das ließ er in neubegründeten oder aufgekauften Wochenblättchen oder Magazinen eindringlicher in die Gemüter seines wachsenden Leserkreises einhämmern; und was diese Magazine bis zum heutigen Tage an dummer, aber auch böswilliger Deutschenverhetzung geleistet haben, davon macht man sich keine Vorstellung.“ In einem Mr. Arthur Pearson erwuchs ihm zwar ein Konkurrent („Daily Express“), der niedrigste Sensation und Lügentelegramme nicht verschmähte und nach und nach eine Reihe großer Blätter in seine Hand brachte, zuletzt den altangesehenen „Standard“. Aber Harmsworth hatte durch Lord Rothschild Beziehungen zu Hofkreisen angeknüpft. „König Eduard, der an Gerissenheit selbst die gerissenen Geschäftsleute in die Tasche steckte, sah alsbald, wie wichtig die Unterstützung des großen Zeitungsmagnaten für die Verbreitung seiner politischen Grundsätze werden konnte. Harmsworth wurde bei Hof empfangen; und um diesen mächtigen Mann dauernd und blindlings seinen Wünschen und Zielen gefügig zu machen, erhob er ihn 1905 in den Peersstand mit dem Rang eines Baronets. Aus Mr. Alfred Harmsworth wurde Lord Northcliffe!“

O ihr alten, stolzen angelsächsischen Lords! Das habt ihr euch in den blutigen Schlachten der Bürgerkriege auch noch nicht träumen lassen!

Es wäre übrigens interessant, genau zu erfahren, welchem Stamm dieser Lord dem Blute nach eigentlich angehört. Z.

*

Ein altes Zeitungsblatt — ?

Man schreibt uns aus Straßburg im Elsaß:

Beim Räumen fiel mir heute ein altes Zeitungsblatt in die Hände, ein deutsch geschriebener Ausschnitt mit der französischen Überschrift: „Grande Soirée Litéraire et Musicale.“ Dieser Bericht lautet also: „Gestern abend war der große Saal der ‚Réunion-des-Arts‘ in der Feggasse bis auf den letzten Platz gefüllt. Der ‚Cercle des Annales‘, die ‚Société Dramatique‘ und die ‚Revue Alsacienne‘ hatten gemeinschaftlich einen großen literarischen und musikalischen Gesellschaftsabend veranstaltet, dessen Vorsitz Madame Adolphe Brisson zierte, die liebenswürdige Gattin des Herausgebers der weltbekannten Wochenschrift ‚Annales politiques et litéraires‘. Madame Adolphe Brisson leitete den Abend mit einer ‚Conférence‘ ein, in der sie über das Wesen und Sein des ‚Cercle des Annales‘ und das Zustandekommen der Abendunterhaltung in sympathischen, geistreichen Worten sprach, deren herzliche Wirkung nicht zuletzt in dem Ausdruck edler Weiblichkeit lag, der jedem ihrer Worte entströmte. Wieviel schöner war ihr Bild, als einer der vielen Suffragetten, die man heute als öffentlich redende Frau zu sehen gewohnt ist! Den rein musikalischen Teil bestritt ein Schwesternpaar, Mlles. Laurent, ein Gestirn, das man als direkte Parallelerscheinung der Damen Mabel and May Harrison ansprechen möchte. Man spielte für Cello eine Elegie von Fauré und das ‚Allegro appassionato‘ von Saint-Saëns, für Violine eine Romanze von Huë und eine Sarabande und Tamburin von Leclair, alles sehr sympathische Salonkompositionen, die auch im Saale ihre Wirkung nicht verfehlten und den beiden jungen Künstlerinnen reichen Beifall und Lorbeer eintrugen. Was aber der Höhepunkt des Abends war, ein alle Veranstaltungen dieses Winters überstrahlender Stern der Abendunterhaltung, das waren die Rezitationen von Herrn Mounet-Sully, des Altmeisters französischer Deklamationskunst ... Mlle. Marguerite Deval führte sich uns in eigenen Schöpfungen vor, deren Witz und Treffsicherheit einen schlagenden Erfolg hatten. Auch eine ‚Chanteuse‘ war für den Abend gewonnen. Eine wunderschöne Griechin, Madame Sorga, die namentlich in den von

Ravel gesetzten griechischen Volksliedern, Brévilles stimmungsvollen ‚Chansons du Calkdji sur le Bosphore‘, dem als Zugabe gesungenen griechischen Kinderlied und dem Russischen Volkslied wärmsten und wohlverdientesten Beifall fand. Ein Abend, auf den die Veranstalter mit Stolz blicken dürfen.“

Welche Veranstalter? In welcher französischen Stadt geschah denn dies eigentlich? — In gar keiner französischen Stadt: vielmehr in der deutschen Stadt Straßburg! Und das Zeitungsblatt ist gar nicht alt: denn es trägt als Datum den 19. Mai 1912!

Spricht dieser Bericht nicht Bände über die französische Propaganda, die vor dem Krieg im Elsaß an der Arbeit war?! Und zugleich über die — Duldsamkeit der deutschen Regierung?!

*

Dumme Fremdwort-Verdeutschungen

Gegen dieses Übel wenden sich Darlegungen eines Herrn Walter Borgius. Seine Belege sind sehr erweiterungsfähig, und sein Vorgehen ist um so verdienstlicher, als die bei Kriegsausbruch aufrauschende deutsche Welle manchen Widerstand umgeworfen hat, der sich bisher noch gegen geschmacklose Verdeutschungen, auf bessere wartend, zur Wehre setzte.

Beschränktheit und Zelotismus sind eine alte Ehe. So manche unduldsamsten Hetzer gegen das Fremdwort gehören nur selber jener Halbbildung an, die tatsächlich alles in Fremdwörtern denkt und für die Sinnwerte der deutschen Sprache schon das Gefühl verloren hat. Sie bedürfen des Wortes Hauptschriftleiter, weil sie sich nur einen Chefredakteur vorstellen können, aber nicht einfach den Leiter einer großen Zeitung. Zur politischen Versammlung gehört ihnen der x-mal auf den roten Zetteln gelesene „Referent“, und so wird ihnen auch aus dem Redner, der lediglich seine höchst persönlichen Ansichten vorbringt, ein Berichterstatter.

Wenn wir zur deutscheren Sprache kommen wollen, so ist es, einseitig angewandt, der verfehlte Weg, daß man uns für Fremdwörter, die oft recht zufällig zu ihrer Gebrauchsbedeutung gelangt sind, eine sklavische Übersetzung aufdrängen will. Weil litera Buchstabe heißt, ist deswegen der Sinn von Literatur doch nicht etwa Schrifttum! Und muß es denn immer ein versteiftes Wort sein, durch das man das Fremdwort ersetzen will? Ich habe wohl eine Adresse, doch weder eine „Aufschrift“ noch eine „Anschrift“, und würde mir beides sehr kräftig verbitten.

Man soll das, was man deutsch sagen oder schreiben will, von vornherein im ganzen Zusammenhange deutsch denken, dann braucht man nicht die hölzern erquälten Übersetzungen. Und findet man irgendwo nicht gleich das passende deutsche Wort und will doch das Fremdwort vermeiden, so bilde man den Satz im Ganzen um. Man kann sagen: ich wohne da und da, die Übersetzung von Adresse ist niemals notwendig.

Dies alles soll nun nicht bestreiten, daß auch die Verdeutschungsbüchlein ihren helfenden Wert haben, wenn sie ihrem Zweck auf gebildete und denkende Art gewachsen sind. Ein solches, ganz billig und sehr vernünftig, stets die durchdachte, bewegliche Auswahl bietend, ist das des Konstanzer Gymnasialprofessors Otto Eichhorn, „Los vom Fremdwort“, soeben 1915 bei Johs. Blanke in Emmishofen erschienen. Ed. H.

*

Die Verwandlung in die Fratze

wäre ein ganz passender Sammeltitel für eine hysterische Gruppe von Jüngsten, die auch während des Krieges ihre Geschlechtlichkeit stilistisch austobt. Sie haben sich um „weiße Blätter“ gesammelt, was gar kein übler Witz ist. Ein Stern der Richtung erhielt von einer geistesverwandten Gruppe den sogenannten Fontane-Preis, den er an einen Artgenossen weitergab. Der letztere, aus Prag stammend, hat seine Erzählungskunst durch ein Buch „Die Verwandlung“ bekundet. „Als Gregor Samsa eines Morgens aus unruhigen Träumen erwachte, fand er sich in seinem Bett zu einem ungeheuren Ungeziefer verwandelt. Er lag auf seinem panzerartig harten Rücken und sah, wenn er den Kopf ein wenig

hob, seinen gewölbten, braunen, von bogenförmigen Versteifungen geteilten Bauch“ usw. Kurz, dieser Handlungsreisende ist in eine Art Tausendfüßler, eine Riesenwanze, ein gedunsenes, klebriges Ungetüm verwandelt. Wie er nun im Zimmer herumkriecht, wie sich die Umgebung entsetzt, wie er endlich krepiert — das wird auf 72 Seiten in ausführlicher Kleinmalerei geschildert. Ein Einfall also, der etwa für eine Seite des „Simplizissimus“ allenfalls ausreicht; eine Burleske ohne Sinn und — — oder doch? „Die Verwandlung ins Fratzenhafte“? „Die Verwandlung ins Viehische“?! Steckt da irgendwo die Symbolik?

Auf der Leibbinde des Buches stehen die fetten Worte: „Der Fontane-Preis für den besten Erzähler 1915“ ...! O gesunder Fontane, für eine Fratze dieser unappetitlichen Art herhalten zu müssen! 8.

*

Ernst oder Spaß?

Ein übler Ehereformer stellt in der Grazer „Tagespost“ folgende Frage: „Warum soll der Mann, der in fremden Ländern neue Menschen und Dinge geschaut, der in den langen, schlaflosen Nächten im Lazarett über sein eigenes Geschick und die entscheidenden Mißgriffe seines Lebens zum erstenmal gründlich und befruchtet von neuen Anschauungen nachgedacht hat, nicht nach der Heimkehr ein neues Leben an der Seite einer neuen Gattin beginnen dürfen, nachdem die bisherige, wie seine jetzige bessere Erkenntnis ihm zeigt, die eigentliche Urquelle seines Elendes gewesen? Warum soll der heimkehrende Krüppel seine junge Gattin nicht zu neuer Ehe freigeben dürfen? Warum soll die heimgebliebene Gattin nicht den Lebensgefährten ehelichen dürfen, den sie erst in der langen Zeit der Abwesenheit des Gatten gefunden hat?“

Derartige Sätze kann nur ein grundsatz- und gewissenloser Epikuräer niedergeschrieben haben. Mit dem wirklichen Leben haben sie nichts gemein. Auch für das eheliche Leben war der Krieg ein Erzieher und hat so manches Ehepaar, das sich nicht mehr recht verstand, fester zusammengekittet.

Ein Buch vom Kriege, aber ...

Im Buchhändler-Börsenblatt prangt eine zwei Seiten große Anzeige des Buches: „An der Front! Zu Gast bei Deutschlands Heldensöhnen. Von Willy Doenges, königlich sächsischer Hofrat, Oberleiter der sächsischen Staatszeitung.“ Da stehn die Sätze: „!! Ein Buch vom Kriege, aber kein Kriegsbuch!! Keins der Hunderte von Büchern, die uns — in Gedichten, Feldpostbriefen, Plaudereien, Novellen, Romanen — in steter Wiederholung Rekognoszierungen, Vorpostenscharmützel, Gefechte und Schlachten schildern!! !! Vielmehr ein Buch — das erste seiner Art —, in dem ein Mann von Welt und Kultur und abgeschliffenster Bildung uns von den grauen Jungens da draußen erzählt ... und von dem Feindesland, das sie lachenden Mundes sich untertan gemacht ... usw. Und das vergötterte Idol unserer Heldenjungens, der Sieger von Longwy und der Ardennenschlacht, der nahm die Widmung an!!“

Echter Monumentalstil. Material: Schmalz. Ganghofer wird vor Neid bersten. Dem Herrn Hofrat aber wünschen wir, daß er unsern grauen Jungens in die Hände gerät, nachdem sie von ihm gelesen, wie sie „lachenden Mundes“ das Feindesland sich untertan gemacht haben. Sie werden ihm dann noch etwas ganz anderes abschleifen, als die Bildung. o.

*

Mehr geschichtliche Bildung!

„Die Königin der Wissenschaften“ hat der Leipziger Pädagoge Gaudig einmal die Geschichte genannt. Aber anerkannt als solche ist sie längst noch nicht allerseits. Dürfen wir hoffen, fragt Prof. Dr. Strecker im „Vortrupp“, daß der Krieg zu ihrer besseren Einschätzung beitragen wird? Es wäre gewiß zu wünschen. Etwas einseitig hat unsere Zeit sich an die Hochschätzung der Naturwissenschaften und der Technik gewöhnt. Wir wollen dieser Hochschätzung durchaus nichts abbrechen. Und wenn man sieht, was die Technik im jetzigen Kriege für uns bedeutet, wird erst recht nicht zu befürchten sein, daß sie im

Urteil des Volkes etwas verlieren könnte. Um so eher und ohne Gefahr, mißverstanden zu werden, darf man aber wohl eben deshalb daran erinnern, daß die Technik uns zwar die Mittel zur Kriegführung in die Hand gibt, daß aber der Zweck des Krieges auf anderem Gebiete liegt, und zwar letzten Endes auf geistigem Gebiete. Ein Volk kämpft vor allem um die Möglichkeit, seine innerliche Eigenart, sein ganzes Seelenleben frei erhalten und frei entfalten zu können. Damit aber ist eine Aufgabe gestellt, mit deren Erörterung und Klärung eben die Geschichte es zu tun hat. Nur ein wahrhaft geschichtlich gebildetes Volk wird in vollem Umfange erkennen, wofür es eigentlich kämpft. Und nur ein Volk mit Übung im geschichtlichen Denken wird auch die Mittel und Wege richtig wählen, auf denen es zur Behauptung seiner materiellen wie geistigen Existenz gelangt. Wenn in weiten Kreisen des deutschen Volkes vor dem Kriege das Verständnis für alle Fragen der auswärtigen Politik bedauerlich gering war und in vereinzelten Köpfen das auch zurzeit noch zu sein scheint, so ist der Grund dafür tatsächlich in dem Fehlen einer rechten geschichtlichen Bildung zu finden. Zur Vertiefung des geschichtlichen Sinnes kann und muß deshalb künftig viel geschehen.

*

Sehnsucht nach metaphysischem Gehalt

bricht jetzt erstaunlicherweise manchmal selbst in liberalen führenden Blättern deutlich durch. Das sind verzeichnenswerte Erscheinungen. So heißt es in einem großen Aufsatz der „Frankf. Ztg.“ (Stössinger):

„Für das Wichtigste in der modernen Kunst kann man die Bemühungen um eine geschlossene Form und das Bedürfnis nach einem geistigen, womöglich metaphysischen Inhalt ansehen. Man braucht nur zurückzudenken, wie sich unsere Dichter, seitdem es wieder eine in der Intelligenz wurzelnde Dichtung gibt, also seit dreißig Jahren etwa, entwickelt haben, um diese Wandlung zu erkennen. Hauptmann war noch Naturalist und durfte nicht geistreich sein. Seine Natur gestattete es ihm leider, diese Forderung mühelos zu erfüllen. Hofmannsthals Lyrik war ein Stück erlebte Weisheit, aber bei der Lektüre des ‚Prediger Salomonis‘ erlebt. George und Rainer Maria Rilke ringen bereits um eine eigene religiöse Weltanschauung. Beide haben ein lyrisches Werk geschaffen, das in einzelnen Stücken gedichtete Religionsphilosophie sein will; George im ‚Stern des Bundes‘, Rilke im ‚Stundenbuch‘. In allen diesen Bemühungen sehe ich nur die Sehnsucht nach einem metaphysischen Gehalt. Jeder versucht auf seine Weise einen Ersatz für das noch nicht Geschaffene aus dem Vorhandenen zu pressen ...“

Wörtlich einverstanden! Wenn dann aber nachher — Laotse herangeholt wird, dieser unendlich schwer verständliche ferne Religionsstifter, so überkommt uns ein Lächeln. Gibt es wirklich keine näheren Brunnen, um den Durst nach metaphysischem Gehalt zu stillen?!

Z.

*

Redende Geburtsziffern in Kurland

Nach den vorliegenden offiziellen Daten des kurländischen Konsistoriums ist die Geburtenziffer der Letten in den letzten zehn Jahren von 25 auf 19,7 pro Mille zurückgegangen. Wenn wir diese Zahl, rechnet Dr. Paul Rohrbach, auch auf 20 pro Mille abrunden, beträgt der Geburtenüberschuß der Letten nur 1 pro Mille, da ihre Sterblichkeit 19 ausmacht! Der Geburtenrückgang der Letten ist also derselbe, wie in Frankreich; die Sterblichkeit dagegen viel größer. Was schon für Frankreich verhängnisvoll ist, bedeutet für das Ein-Millionen-Völkchen der Letten, wenn die Entwicklung anhält, nicht nur das Ende überhaupt und irgendwann, sondern eine in ganz absehbarer Zeit bevorstehende völlige Auflösung, — dasselbe Schicksal, das vor ihnen schon den Liven zuteil wurde.

Wer die lettischen Verhältnisse kennt, den werden diese Zahlen und Tatsachen nicht überraschen. Wohl nirgends hat in den letzten Jahren die Landflucht so verheerende Fol-

gen gezeitigt, wie gerade unter den Letten. Umsonst erhoben die national-lettischen Zeitungen, wie „Rigas Awisis“ beschwörend ihre Stimmen und warnten vor der immer größere Dimensionen annehmenden Abwanderung der Landbevölkerung in die Städte, vor allem nach Riga. Die dieser Erscheinung zugrunde liegenden wirtschaftlichen Ursachen wogen schwerer, als die nationalen Instinkte. Das Land entvölkerte sich rapid, und die gesunden Kräfte des Volkes wurden durch Großstadt und Fabriken aufgesogen und zugrunde gerichtet. Sehr gründliche Kenner der lettischen Verhältnisse sagten schon vor acht Jahren voraus: „Nach 50 bis 60 Jahren gibt es kein lettisches Volk mehr; was dann noch übrigbleibt, sind hoffnungslos dem Untergang geweihte Trümmer!“

Es waren nicht allein nationale Gesichtspunkte, die den deutschen Großgrundbesitz veranlaßten, die von der russischen Regierung in ihrer Existenz bedrohten deutschen Kolonisten aus Südrußland nach Kurland zu verpflanzen. Nationale Motive wirkten allerdings entscheidend mit, um einen Völkertransport von solchen Dimensionen zu bewerkstelligen, wie er in den letzten Jahren trotz den wachsamen Augen der Regierung stattgefunden hat, aber die wirtschaftlichen Grundlagen dieser Bewegung waren ebenfalls durch den Arbeitermangel auf dem Lande gegeben. Sehen wir nun, wie sich diese deutschen Kolonistenfamilien im Laufe dieser Jahre in Kurland akklimatisiert haben. Die offiziellen Daten des kurländischen Konsistoriums geben eine unzweideutige und zugleich fast verblüffende Antwort: Die Geburtenziffer der deutschen Kolonisten in Kurland erreicht 72 pro Mille! Sie übertrifft also bei weitem selbst Rußland, das bisher nur mit etwa 60 pro Mille berechnet wurde! In den zwei Millionen deutscher Bauern in Rußland haben wir also die am reichsten und stärksten fließende Quelle deutscher Volkskraft in der Welt.

Augenblicklich wird in Petersburg ein „Bureau zur Beratung und Unterstützung deutscher Kolonisten, die aus Rußland ausgewiesen werden“, begründet. Unter diesem humanen Deckmantel sollen die deutschen Kolonisten — ganz nach Analogie der polnischen Bauern-„Flüchtlinge“ — systematisch in Sibirien angesiedelt werden, und zwar — was das Entscheidende ist — nicht in geschlossenen Massen, sondern einzeln. Wer sich von ihnen nicht zur Annahme dieser „freundlichen“ Unterstützung der Regierung entschließt, dem bleibt eben nichts anderes übrig, als zu verhungern!

Sollte der Frieden keine andere Lösung dieses Problems bringen, so ginge uns der an Geburtenüberschuß kräftigste Volksstamm, den wir besitzen, für immer unrettbar verloren!

*

Schattenbilder

Das Wort sei einmal so verstanden, daß es auf Schatten hinweist als Begleiterscheinung des Lichtes. Von einem alten Türmerleser erhielten wir folgenden Brief: „... Zwei Nachbarsfamilien. Der Ernährer der einen (bisher kinderlos) junger mittlerer Beamter; der Ernährer der anderen im Frieden kleiner Geschäftsmann in den besten Jahren (2 Kinder). Die Lebensführung beider war im Frieden etwa ein und dieselbe. Beide sind seit Kriegsbeginn im Felde, der mittlere Beamte mit mehrmonatlichem, der kleine Geschäftsmann mit einwöchentlichem Urlaub. Letzterer ist Wehrmann, ersterer ist vor einiger Zeit Offizier geworden. Weil er schon sechs Monate vor seiner Beförderung Offizierdienste verrichtete, bekam er für diese Zeit Leutnantsgehalt nachbezahlt, ungefähr 1800 *M*. ‚Dieser Betrag reiche gerade für die Deckung der Kosten des Herrenzimmers ihres Mannes‘, so erzählte die junge Frau Leutnant der Frau des jetzigen Wehrmannes, in Friedenszeiten kleineren Geschäftsmannes.

Nebenbei bemerkt, bestand das Weihnachtsgeschenk der jungen Frau Leutnant aus einem kostbaren, aus Rußland von ihrem Manne gesandten Pelz. — Die jetzige Frau Wehrmann weiß sich mit ihren zwei Kindern und ihrem Einkommen von: Unterstützung der Frau 9 *M*, Unterstützung für die zwei Kinder zusammen



12 ℳ, Sold deren Mannes 15,90 ℳ, zusammen 36,90 ℳ kaum durchs Leben zu schlagen."

Ein Einzelfall, gewiß. Aber es ließen sich sicher tausend ähnliche beibringen, die recht nachdenksam stimmen. Der Krieg ist als sozialer Umkehrer und Gleichmacher, wenigstens soweit das Moralische in Betracht kommt, mit Recht gepriesen worden. So schmerzhaft es in tausend Fällen sein mag, so unsinnig es vom Friedensstandpunkte aus vielfach wirkt, vom Gesichtspunkte der allgemeinen menschlichen Erziehung kann es nur von Nutzen sein, wenn einmal die befehlen dürfen, die sonst gehorchen mußten, und jene, die für gewöhnlich „frei" waren, sich unterordnen müssen. Auch daß der Erwerb vielfach verschoben worden ist, wirkt oft als ausgleichende Gerechtigkeit, wie sie sich alle sozialen Träumer gelegentlich vorgestellt haben. Man denke sich im oben mitgeteilten Fall an Stelle des kleinen Geschäftsmannes einen reichen, fetten, der in Friedenszeiten über Einnahmen verfügte, die vom höheren Standpunkte aus in keinem Verhältnis zu seiner Arbeitsleistung standen. Wie hochmütig pflegen solche Leute auf die „armen, hungrigen" Beamten herabzublicken, wie pflegt ihnen nichts zu teuer zu sein, wo sie dem Bauche oder äußerem Kleiderluxus frönen! Nun kommt der Krieg und dreht das Rad um einige Speichen weiter. Soll man sich da nicht darüber freuen, daß mager und fett einmal vertauscht werden? Sollte man nicht, wie es das Märchen oft verheißt, davon eine Besserung für die Zukunft erhoffen?

Ich glaube, der nüchterne Lebensbeobachter wird leider trotz aller Verehrung für die ins Märchengewand gekleidete Weisheit nicht allzuviel Hoffnung hegen, oder doch jedenfalls die Erkenntnis gewinnen, daß wir alle Arbeit daranzusetzen haben, diese sozialen Lehren des Krieges zur Steigerung des sozialen Fühlens auszunutzen. Wenn wirklich der Gedanke des Dienstes an die Gesamtheit, der allein den Krieg erträglich macht, zur Herrschaft gebracht würde, dann würde damit auch der Geist der Liebe mächtig, und der schüfe in jenen Fällen, in denen Unschuldige leiden müssen, den heilenden Ausgleich. Ich wundere mich oft, wenn ich Kriegspredigten lese, aus dem Felde wie von daheim, wie selten ihr Stoff aus dem wirklichen Leben gewonnen ist. Und doch bietet gerade dieses so unendlich viel Gelegenheit zu lebendigem Christentum.

K. St.

*

Für die kommende Abrechnung

Der französische Schriftsteller Paul Marguerite, ein Sohn des aus dem Kriege 1870/71 vielgenannten französischen Generals, nennt uns in seinem jüngst erschienenen Buche (selbstverständlich: „Gegen die Barbaren") „disziplinierte Apachen des Vandalismus". Hinter dem Menschenantlitz lauere bei uns das wilde Tier, das immer bereit sei, sich in bestialischer Wut auf die wirklichen Menschen zu stürzen, um sie zu zerfleischen. Wie dürfe man die Deutschen, die auf einer tieferen Stufe stünden als Gewohnheitsverbrecher und blutdürstige Epileptiker, zu den zivilisierten Völkern rechnen? Mit demselben Recht könne man dem Höhlenbär nachsagen, daß er Gott anbete, oder Wölfen, die sich in verhungerten Scharen umhertrieben, daß ihnen das Gefühl des Schönen, des Guten, des Gerechten innewohne. Wohl fühlten die Barbaren sich nur in einer Atmosphäre wilder Zerstörung; für alle Zeiten wären sie dem Fluch verfallen als eine schändliche Rasse, die von Rechts wegen noch auf allen vieren kriechen müsse, und für die es nur die eine gerechte Strafe gäbe: bei lebendigem Leibe zerstückelt und den Hunden zum Fraß vorgeworfen zu werden. Deutschland zittere schon vor der Geschichte, die es röchelnd an den Schandpfahl nageln werde.

Der dies von sich gibt, ist einer der angesehensten Schriftsteller, einer der „besten" Söhne Frankreichs! Es ist wohlfeil, hier von „Irrsinn" zu reden. Irrsinnig sind sie nur im Haß gegen uns. Dann freilich — „Epileptiker".

*

Ein Wort zur Heldendarstellung in Jugendbüchern

In der Sammlung: „Mein Vaterland. Deutsche Jugendbücher zur Pflege der Vaterlandsliebe, herausgegeben von Dr. Gottlob Mayer bei Ad. Bonz & Komp., Stuttgart“ hat als 23. Bändchen Arth. Achleitner unter dem Titel: „Große Zeit erfaßt den ganzen Menschen“ sechs Kriegsepisoden veröffentlicht, die, wie schon der Name des Verfassers verbürgt, nicht nur zu den relativ besten dieser Sammlung gehören, sondern auch wirklich an und für sich gut und gewißlich für Schülerbüchereien empfehlenswert sind. Um so peinlicher war ich daher berührt, als ich darin auf eine Stelle stieß, die ich wörtlich hier folgen lasse, damit jeder, unbeeinflußt, sie auf sich wirken lassen kann. Sie steht a. a. O. S. 51 und lautet:

„Einer der schneidigsten, im Feuereifer dazu noch witzig, der Musketier A. Sattler von der 10. Kompagnie. Ließ ein Franzmann vor Schreck über das schwäbische Ungestüm sein Gewehr fallen, so rief der ulkfreudige Sattler dem Franzosen zu: ‚Hock di' 'na!‘ (Setze dich hinzu!) Wer von den stürmenden Landsleuten diesen witzigen Ruf hörte, lachte hellauf und rannte dem nächsten, ob solchen Heiterkeitsausbruchs verblüfften Blaufrack das Bajonett in den Leib.“ —

Ich habe den bis vor kurzem als Jugendlesestoff so vielgeschmähten K. May ganz gelesen, eine solche Stelle aber in allen seinen Bänden nicht gefunden. Soll sich hier Achleitner nicht geirrt und statt eines tapferen Schwaben nicht eher einen Schwarzen oder Farbigen gesehen haben, wie er seinem Gegner unter einem Heiterkeitsausbruch das Bajonett in den Leib rannte?

Es wandten sich schon die namhaftesten kritischen Zeitschriften Deutschlands gegen die Herabwürdigung, die mit den Kriegsehrenzeichen, z. B. dem Eisernen Kreuz, in Handel und Gewerbe getrieben wird. Gibt es aber ein größeres Unrecht, das wir zu Hause begehen können, als wenn wir uns an der Gesinnung derer vergreifen, welche die ernsten Taten unserer Tage draußen schaffen? Ich hatte schon Gelegenheit, mit manchem zu sprechen, der von der Front kam, Offizier und Gemeinen, und es waren auch Träger des Eisernen Kreuzes darunter, also keine von den verzagtesten, und habe mir auch schon Sturmangriffe von ihnen schildern lassen. Aber ich habe Gott sei Dank bis heute keinen darunter getroffen, der mir erzählte, er hätte unter einem Heiterkeitsausbruch dem Gegner das Bajonett in den Leib gebohrt. Ernst, sehr ernst sprechen alle von solchen Augenblicken, als sei's ein Sakramentsempfang. In jedem, gehörte er nun zu den Weitergebildeten oder nicht, fand ich eine so tiefe Auffassung von solchen Geschehnissen, daß ich mich jedesmal im Innern freuen konnte, gottlob, zur Verrohung wird dieser Krieg unsere Mannschaft nicht führen, und keinem von allen wird etwa später das Messer lockerer in der Tasche sitzen als vorher.

Können wir ein Gleiches auch von unserer Jugend sagen? Hat hier der Krieg nicht doch ein wenig zur Verrohung beigetragen, selbst wenn wir zahlreiche Zeitungsklagen über dieses Thema nicht überschätzen? Und sind da wirklich derartige Schilderungen, wo der Held mit einem Heiterkeitsausbruch dem Gegner das Messer in den Leib bohrt, die richtige Nahrung für das Vorstellungsleben der Jungen? Hier fehlt nur noch die Illustration! Ist so etwas nicht ein Unrecht gegen beide, gegen Kämpfer und Schüler? Soll sich die Jugend solch eine herabwürdigende Vorstellung vom Helden machen? Soll sie selber solch ein Held werden wollen?

Es ist überflüssig zu bemerken, daß ich durch diese Zeilen nicht etwa obgenanntes Bändchen verurteilen will, sondern daß sie viel weiter und allgemeiner gelten. Ich schloß sie nur an jenen Abschnitt an, da er mir für vieles, was in dieser Richtung gesündigt wird, typisch erschien, ohne daß ich gegen die gesunde Frische, mit der die Unsern vorwärts gehen, und gegen deren Darstellung auch nur das leiseste einwenden möchte.

E. B.

Allzu untertänigst

In diesen Wochen ist das erste Album „Feldgrau im Weltkriege 1914—15“ verschickt worden mit der Bitte, Mitglieder für den Verein „Feldgrau“ zu werben. Aus den beiden Begleitschreiben möchten wir einige Sätze hervorheben.

„Dem Verein ‚Feldgrau 1914/15‘ ist die freudevolle Genugtuung widerfahren, daß Seine Kaiserliche und Königliche Hoheit der Kronprinz sich bewogen gefühlt haben, über die Verteilung der aus dem Betriebe des Werkes verfügbar werdenden Mittel, die bei der Deutschen Bank in Berlin hinterlegt werden, Höchstselbst Bestimmung treffen zu wollen.“ —

„Das in unserem Aufruf erwähnte Goldne Buch, von welchem wir ein Schema hier beifügen, wird mit den Namen, Adressen und den gezahlten Beiträgen sämtlicher Mitglieder unseres Vereins Sr. Kaiserl. Hoheit dem Deutschen Kronprinzen durch den unterzeichneten Vorstand überreicht als Denkstein der Opferwilligkeit des deutschen Volkes für ewige Zeiten.“

Seinen Hausbedarf an Kriecherei mag jeder nach eigenem Ermessen decken, und daß bei dem Werben um Wohltätigkeit mit der Eitelkeit eine widerliche Berechnung getrieben wird, sind wir nachgerade gewöhnt. Aber wenn wir unter den Unterzeichnern dieser Begleitschreiben die Namen trefflicher Männer sehen, so möchten wir doch zu ernsthafter Erwägung geben, daß diese Tonart bei aufrechten Deutschen dem monarchischen Empfinden mehr schadet als alle „umstürzlerische“ Hetzerei. -o-

*

Sprachaffentum

Die sprachliche Ausländerei, erklärt Prof. Dr. Eduard Engel, besteht durchaus nicht bloß in der Fremdwörterei! Sie durchdringt den ganzen deutschen Sprachkörper, denn sie fließt nur aus einer Quelle: aus dem Mangel an sprachlichem Stolz, sprachlichem Ehrgefühl, sprachlichem Bedientum. Maßgebend ist die Sprache der Ausländer, und das geht bis in die feinsten Verästelungen des Sprachgeäders.

Es gibt ein berühmtes deutsches, vordem englisches Schiff, das der junge Held Mücke in den Hafen des Ruhmes gesteuert hat, und sich dazu. Wie sprechen wir's? Ajescha, nicht anders, und so sollen wir's ja sprechen. Aber wie schreiben wir's? Gehorsam den Geboten englischer Aussprache und Rechtschreibung: Ayesha. Wer nicht Englisch gelernt hat, also die weit überwiegende Mehrheit der Deutschen, muß Ayesha aussprechen: Aiesa und sich gefallen lassen, von Sprachkundlern ausgelacht zu werden. Die Engländer machen das anders: sie geben unsre Schiffsnamen schriftlich getreu wieder, sprechen sie aber englisch aus, wogegen nichts zu sagen ist. Die „Ajescha“ jedoch ist ein deutsches Schiff geworden und muß der deutschen Rechtschreibung folgen.

Vor einigen Tagen hörte ich einen angesehenen Berliner Bühnenkünstler Fenizelos sagen, und ein neunkluger Zuhörer lachte ihn aus und meinte, es müsse heißen Wenizélos. Der Mann heißt Wenisélos, nicht anders. Sintemalen aber die Engländer und Franzosen das griechische W durch ihr V wiedergeben, so folgen wir Deutschen gehorsam den Engländern und Franzosen und schreiben ihnen ihr V nach, obwohl im Deutschen V = F ist. Und weil die Engländer und Franzosen das griechische weiche S durch ihr Z wiedergeben, so schreiben wir als folgsame Deutsche auch ein Z, obwohl es eben Z gesprochen wird. Der Künstler, der Venizelos wie Fenizelos sprach, war durchaus in seinem Recht; im Unrecht sind nur die deutschen Ausländerer, die Venizelos schreiben, weil die Engländer und Franzosen solchermaßen tun.

*

Unverständiger als die Tiere

In seinem „Wunderlichen und wahrhaften Gesichte Philanders von Sittewald“ sagt Johann Michael Moscherosch (geb. 1601, † 1669): „Welches unvernünftige Tier ist doch, das dem andern zu gefallen, seine Sprach oder Stimm nur ändere? Hastu je

eine Katz, dem Hund zu gefallen, bellen, ein Hund der Katze zu lieb mauchzen hören? Nun sind wahrhaftig in seiner Natur ein teutsches festes Gemüt und ein schlipfferiger Welscher Sinn anderst nicht als Hund und Katzen gegen einander geartet, und gleichwohl wolltet ihr unverständiger als die Tiere ihnen wider allen Dank nacharten? Hastu je einen Vogel blärren, eine Kuh pfeiffen hören? nnd ihr wollet die edle Sprache, die euch angeboren, so gar nicht zu obacht nemmen in ewerem Vaterland, Pfui dich der schand!"

*

Das Medusenhaupt

Der Berichterstatter des Stockholmer „Aftonblad" schildert die Eindrücke, die er in Paris empfangen hat, mit dem sichtbaren Bemühen, diesem Haupte der Franzosen, wo immer nur möglich, freundliche Züge abzugewinnen. Schließlich muß es sich aber doch als ein Medusenhaupt enthüllen: „Über Paris hängt ein schwarzer, unheimlicher Schatten — und das ist der Haß. Frankreichs Aufgabe in diesem Kriege ist ja an und für sich eine derartige, daß sie genügend sein könnte, dem französischen Volke die nötige Stimulanz in diesen Tagen der Prüfung zu geben. Der Feind steht im Lande, und Frankreich kann seine ganze Kraft an dieser einen Front einsetzen und dort die besten und stärksten seiner Truppen versammeln. Aber statt dessen hat sich ein Haß im französischen Volke eingefressen, ist man vor Haß rein trunken, so daß jetzt das ganze Volk vom Wahnsinn des Hasses ergriffen zu sein scheint. Und dieser Haß kann sich zu einem neuen Geschwür am französischen Volkskörper entwickeln, wenn nicht die gesunde Vernunft innerhalb des Volkes siegt. Da Frankreich in den Deutschen nur feige Deserteure, Frauenschänder und Kindesmörder sehen will, so müßte die französische Nation sich mit Schrecken und Angst fragen, wohin denn dieser Haß, der so lange gegen den Feind genährt worden ist, diese Rachegedanken, von denen Frankreich über 40 Jahre erfüllt war, geführt hätte, wenn ein französisches Heer in Deutschland eingebrochen wäre!

Ich war in Ostpreußen, unmittelbar nach der Befreiung des Landes von den Russen, als man dort überall noch die Opfer der Plünderung, des Mordes und der Gewalttaten sah. Trotzdem versuchten die deutschen Offiziere bei jeder Gelegenheit, dem Feinde und dessen Führern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. ... Aber in Frankreich rast man auch jetzt noch immer gegen den Feind, und kein Verbrechen ist schwer genug, das man ihm nicht zur Last legte. Und dieser grenzenlose Haß und diese unglaublichen Beschimpfungen wenden sich nicht nur etwa gegen einzelne Deutsche. Alles, was überhaupt deutsch ist, ist ‚boche', und die unglaublichsten Beleidigungen und Beschimpfungen werden gegen den deutschen Hof und seine nächste Umgebung ausgestoßen. Ich habe mi eigenen Augen Bilder gesehen, die den Deutschen Kaiser in schwerster Form beleidigen.

Einer Verteidigung der deutschen Arme und des deutschen Volkes auf solche Beleidigungen bedarf es nicht, denn ein solche Wahnsinn straft sich selbst. Ich könnt sonst Zeugnis dafür ablegen, welchen Eindru ich von deutschen Truppen während de blutigen Vormarsches in Feindesland ge wonnen habe, wie ich selbst mit deutsche Landsturmleuten zusammengewesen bin, di aus den abgebrannten Häusern ihrer Heima geschändete Leichen ihrer Lieben au gruben und trotzdem die Hand nicht erhoben ja noch nicht einmal ein Schimpfwor den gefangenen Russen ins Gesicht schleu derten, unter denen vielleicht manche waren die an diesen Greueln beteiligt gewesen.

Das hindert aber nicht, daß es unter un gewisse Leute gibt, die noch immer an ein „Versöhnung" mit den Franzosen glauben wie sie ihnen gegenüber ja auch von ihre eigenen Minderwertigkeit (als Deutsche) i stillen überzeugt sein mögen. Jahrzehntelan hat man es dem Volke in Büchern und Ze tungen, von Kathedern und Amtsesse suggeriert, — jetzt müssen die Schlünde ein Weltzusammenbruchs das große Wecken do nern!

*

„Deutsche Kleinkunst"

Der Wandrer, der den Kurfürstendamm zu Berlin-Charlottenburg hinaufgeht, fühlt plötzlich einen Stich im Auge. Neben den kreuzbraven Häusern des achtziger und neunziger Baustils mit ihren breiten Treppenaufgängen und stumpfsinnigen Loggias erblickt er so ziemlich an der Ecke der Uhlandstraße ein schreiend gelb bepinseltes Bauwerk, das auf den ersten Blick als ein geeignetes Objekt für das neue Gesetz über die Verschandelung der Landschaft erscheint. Es ist das Gebäude der alten Sezession, aus dem die Jüngeren unter lautem Hallo ihren Exodus nahmen, und gehört eigentümlich dem Herrn Paul Cassierer, dem bekannten Kunstverleger und Mäzen der jungen Richtung, so wie sie vor rund zwanzig Jahren vor Deutschland hintrat. Tritt man näher hinzu, liest man am Eingang Riesenplakate: „Deutsche Kleinkunst-Bühne". Ursprünglich hieß es nur: „Deutsche Kleinkunst", und man hat sich erst entschlossen, das abzuändern, als zu viele Passanten hereinkamen, um sich die „Deutsche Kleinkunst"-Ausstellung anzusehen. Was aber bietet nun die „Deutsche Kleinkunst-Bühne"? In einem bar-artigen Raum, in dem der Sekt in Strömen fließt, ist ein Podium an die Wand gequetscht. Dort sieht und hört man den Zwergkomiker Ulpts und den Zauberkünstler Ali Baba, der schon zu unserer Jugend ein Meergreis war. Ein Tänzerpaar aus Galizien zeigt in Tangoverrenkungen sog. Tanzreformen. Eine ausgediente Provinzsoubrette brüllt uns entgegen, daß der Lenz da sei. Ein Klamottenhumorist aus Neutomischl erzählt jüdische Witze. Und so fort. Als „Impresario" dieser famosen Truppe aber, die zuletzt von Zigeunermusik abgelöst wird, amtiert einer jener Allerweltsschieber, die das Stammpublikum des „Café Lebenslänglich" bilden und uns ewig im unklaren darüber lassen, ob sie aus Krakau oder Kragujewac stammen. Die „künstlerischen" Darbietungen sind ein blutiger Hohn auf alles was Kunst heißt. Und das darf sich in deutschen Landen ungestraft „Deutsche Kleinkunst-Bühne" nennen? Es scheint so. Ri.

Deutschland und Shakespeare

Mit einem Aufsatz unter dieser Überschrift im neuen (51.) Bande des Jahrbuches der deutschen Shakespeare-Gesellschaft schlägt Gerhart Hauptmann offene Türen ein, wenn er die Frage stellt: „Ist der Kultus des Dichters, den eine englische Mutter geboren hat, in Deutschland fortan noch erlaubt?"

Diese Frage wurde keineswegs von deutschvölkischer Seite aufgeworfen, etwa in der Absicht, Shakespeare als Angehörigen eines feindlichen Staates von den deutschen Bühnen zu verbannen. Ein derartiges Verlangen ist nirgends in Deutschland laut geworden. Vielmehr ließ bald nach Beginn des Krieges ein Berliner Theater an einige Tagesgrößen die Umfrage ergehen, ob die deutschen Bühnen in dieser Zeit des vaterländischen Bewußtwerdens noch Shakespearische Stücke spielen dürfen.

Eine gute Antwort auf diese überflüssige Frage hat der alte Goethe gegeben. Er betont in den Gesprächen mit Eckermann, daß vieles von der Größe Shakespeares seiner großen, kräftigen Zeit angehört und daß eine solche staunenerregende Erscheinung in dem England von 1824 nicht möglich sei. Vollends undenkbar wäre in dem heutigen England das Erstehen eines Shakespeare. Was schon Goethe vor hundert Jahren hervorhob, daß Shakespeare von den Deutschen besser geschätzt wird als von den Engländern, gilt heute in erhöhtem Grade.

Shakespeare ist in Deutschland nicht angegriffen worden, Hauptmanns Verteidigung war sonach überflüssig. Auch denkt niemand an eine geistige Abschließung Deutschlands, von der Hauptmann nur spricht, um seiner Polemik ein Ziel zu schaffen. Immerhin sei daran erinnert, daß nach unwidersprochenen Zeitungsberichten Gerhart Hauptmann, als er in einem Berliner Theater Schillers „Wilhelm Tell" inszenierte, das ihm offenbar bedenklich erscheinende schöne Wort: „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an" streichen zu sollen glaubte!

*

Nationale Leisetreter

Inmitten der noch immer fortdauernden gröblichen Beschimpfungen und Verleumdungen der Deutschen und des Deutschtums durch englische, französische, italienische, russische und amerikanische Zeitungen und Politiker haben einige deutsche Hochschullehrer und Schriftsteller an Eltern und Lehrer einen Aufruf erlassen und sie im Namen eines „wohlverstandenen Patriotismus" davor gewarnt, „in die Kinderseelen nationale Gehässigkeit irgendwelcher Art hineinzutragen", nachdem „Haß, Rachedurst, Verachtung und Schadenfreude gegenüber den feindlichen Nationen und eigener nationaler Hochmut eine so erschreckende Ausdehnung gewonnen" haben, und ersucht, nach Kräften im entgegengesetzten Sinn zu wirken.

Es ist nicht deutsche Art, andere Völker zu beschimpfen und zu verleumden. Bis zum Ausbruch des Krieges bekundeten die Deutschen im großen und ganzen keine besondere Abneigung gegen irgendein anderes Volk, obwohl die Gehässigkeit und Kriegstreibereien der englischen, französischen und russischen Presse begründeten Anlaß dazu geboten hätten. Nach Kriegsausbruch hatte aber das Deutsche Reich und Volk von seinen Feinden so arge Beschimpfungen, Verleumdungen und Rechtsbrüche zu erdulden, daß die Eltern und Lehrer die heranwachsende Jugend unmöglich darüber in Unkenntnis lassen konnten. Es wäre wahrheitswidrig und verkehrt, Vorgänge wie die Behandlung deutscher Verwundeter in Frankreich oder die Ermordung deutscher Unterseebootsbesatzungen in England abzuschwächen oder zu vertuschen.

Wenn man liest, wie in Frankreich und fast noch mehr in England deutsche Art mit falschen, heuchlerischen und tückischen Beschuldigungen verfolgt, wie dort schon die Jugend im Elternhause in Schule und Kirche (Näheres bei Dehn, England und die Presse; Hamburg 1916) mit Haß und Verachtung gegen die Deutschen erfüllt, ja vergiftet wird, so wird man nicht bestreiten, daß Eltern und Lehrer in Deutschland mindestens darauf bedacht sein müssen, das nationale Bewußtsein zu stärken und den nationalen Stolz zu erwecken. Das nationale Hochgefühl, das die Deutschen nach dem Verlauf des großen Krieges zeigen können, soll nicht niedergedrückt, sondern muß gehoben werden. Und berechtigt ist auch deutscher Zorn über das niedrige Gebaren der Feinde.

Der Aufruf der nationalen Leisetreter ist an eine falsche Anschrift gerichtet und muß von deutscher Seite als eine ganz unangebrachte Kundgebung zurückgewiesen werden. Wer den nationalen Hochmut bekämpfen will, möge sich zuvörderst an diejenigen Völker wenden, die für die Deutschen keine anderen Bezeichnungen mehr haben als: Barbaren, Hunnen, Boches u. dgl. m.

*

Ein Kinderliedchen

Aus der Gegend von St. Quentin wird der „Frankf. Ztg." von einem Kriegsteilnehmer ein Kriegs-Kinderliedchen mitgeteilt, das die Dorfkinder dort auf der Straße singen. Es ist „deutsches Französisch" und lautet

Malheur la guerre
Papa la guerre
maman malade
nix pommes de terre
toujours militair
malheur la guerre.

Es könnte wohl komisch klingen, wär's nur nicht so unsäglich traurig ...

*

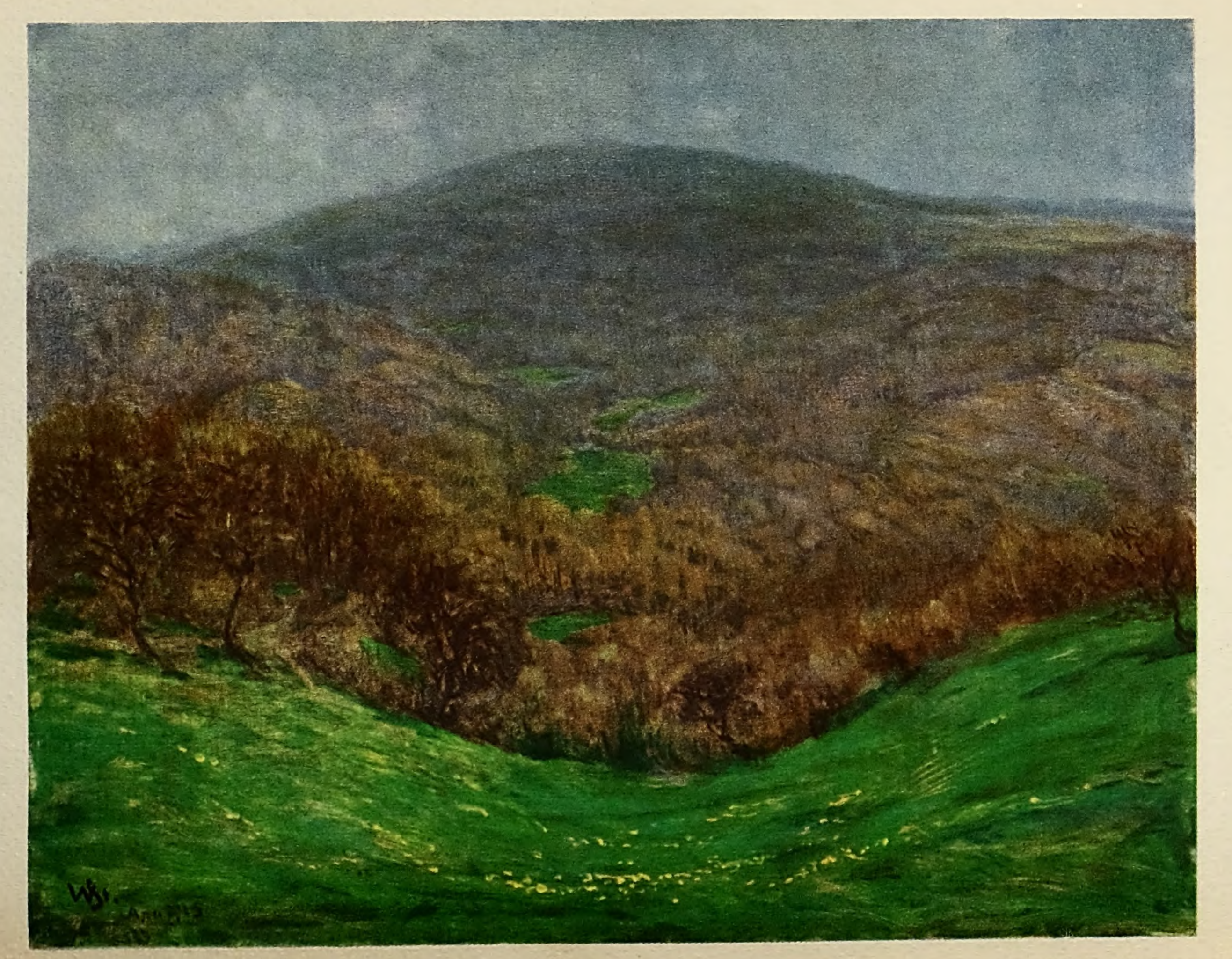
Sinnig!

„Kriegs-Andenken-Zentrale Emil Casp. Müller, Köln, Großhandlung, Komödienstraße 3, Fspr. A 1764. Hübsche Neuheit. Gesetzl. geschützt. Soldatenmützen aller Waffengattungen in Email als Brosche."

Die Anzeige stammt aus der „Kölnischen Zeitung". Im Vorderteil wird sicher auch da wacker gegen den „Kriegsschund" geschimpft. Aber im Hinterhaus, da hört das Verantwortungsgefühl auf.

O.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart



Erster Frühlingstag

W. Steinhausen



XVIII. Jahrg. Zweites Aprilheft 1916 Heft 14

Tod und Unsterblichkeit

Von Friedrich Lienhard

Am Himmelfahrtstag des vorigen Jahres erreichte mich die Nachricht vom Heldentod eines geliebten Bruders. Ich brauchte den ganzen schweren Tag, bis die bittere Tatsache verarbeitet war.

Dann zog eine heitre, feste Ruhe ein. Und der Geist des gutgearteten, sonnigen Gesellen umwehte mich spürbar lebendig. Mit den Worten „Nur Mut, Mut, Kameraden!" war er als erster aus dem Schützengraben gesprungen, beim Sturm auf die Farm van Heule, und sofort von mehreren Kugeln kanadischer Söldner tödlich getroffen worden.

Sollte nun diese seelische Schwungkraft vernichtet sein?

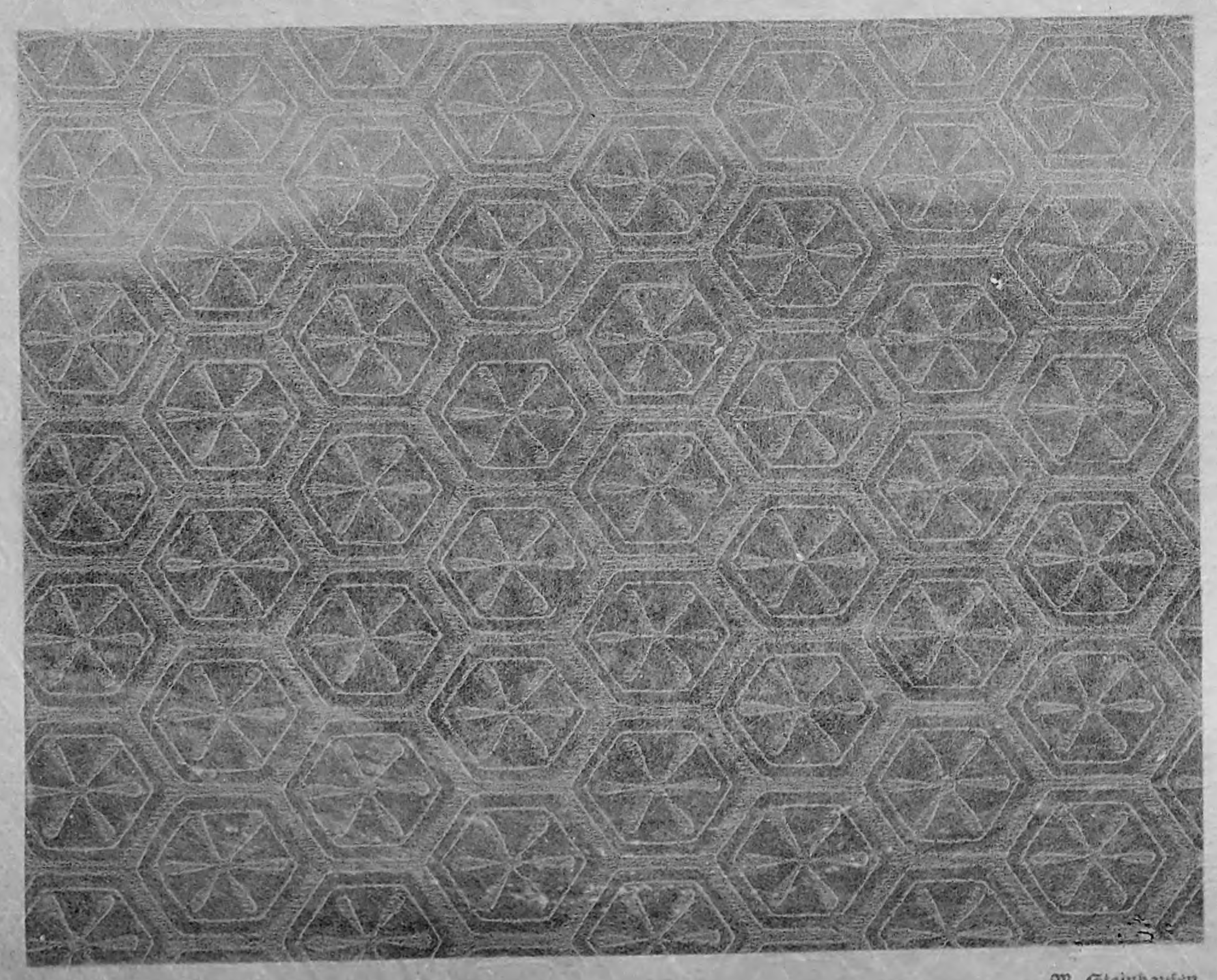
So ergab sich von selber eine Nachprüfung meines längst schon selbstverständlichen Glaubens an Unsterblichkeit.

Die Seele dieses braven Jungen schien aus Sonnenstoff gewirkt. Er war eine völlig giftfreie Natur. Wohin war dieser Edelstoff entwichen? Irgendwie in der Sonne oder im Licht muß doch wohl das Geheimnis der Unsterblichkeit stecken.

Dies war der nächstliegende Gedanke.

Was ist denn nun aber das Licht? Was wissen wir von ihm?

Seine Herkunft müssen wir schlechthin kosmisch nennen; Lichtgeheimnis ist Sonnengeheimnis. Ohne die Macht der Sonne wären wir samt unsrer Erde ein Eisklumpen. So aber pulst die Sonnenkraft in unserem Blut, in den Säften der



W. Steinhausen

Erster Frühlingstag



XVIII. Jahrg. Zweites Aprilheft 1916 Heft 14

Tod und Unsterblichkeit

Von Friedrich Lienhard

Am Himmelfahrtstag des vorigen Jahres erreichte mich die Nachricht vom Heldentod eines geliebten Bruders. Ich brauchte den ganzen schweren Tag, bis die bittere Tatsache verarbeitet war.

Dann zog eine heitre, feste Ruhe ein. Und der Geist des gutgearteten, sonnigen Gesellen umwehte mich spürbar lebendig. Mit den Worten „Nur Mut, Mut, Kameraden!" war er als erster aus dem Schützengraben gesprungen, beim Sturm auf die Farm van Heule, und sofort von mehreren Kugeln kanadischer Söldner tödlich getroffen worden.

Sollte nun diese seelische Schwungkraft vernichtet sein?

So ergab sich von selber eine Nachprüfung meines längst schon selbstverständlichen Glaubens an Unsterblichkeit.

Die Seele dieses braven Jungen schien aus Sonnenstoff gewirkt. Er war eine völlig giftfreie Natur. Wohin war dieser Edelstoff entwichen? Irgendwie in der Sonne oder im Licht muß doch wohl das Geheimnis der Unsterblichkeit stecken.

Dies war der nächstliegende Gedanke.

Was ist denn nun aber das Licht? Was wissen wir von ihm?

Seine Herkunft müssen wir schlechthin kosmisch nennen; Lichtgeheimnis ist Sonnengeheimnis. Ohne die Macht der Sonne wären wir samt unsrer Erde ein Eisklumpen. So aber pulst die Sonnenkraft in unsrem Blut, in den Säften der

Pflanze, in den Wassern der Erde und den Wolken des Himmels. Alle Lebenswechsel, Ebbe und Flut, Jahreszeiten, Geburt und Tod — sind ein Kommen und Sichzurückziehen der geheimnisvollen Kräfte von Licht und Wärme.

Ist es anders mit der sonnigen Seele jenes jungen Helden?

Nein! Tatsächlich wissen wir für das Leuchten und Wirken der Menschenseele keinen schöneren Vergleich als das Gleichnis des Lichtes oder der Sonne. Aber „erklären" können wir weder Sonne noch Seele.

Denn nicht das Licht als solches ist ja das große Rätsel, und wenn wir's in alle möglichen Strahlen suchend zerlegen. Sondern das Rätsel ist eben das Verhältnis zwischen kosmischem Licht und planetarischem Stoff: zwischen Sonne und Erde. In diesem Wirkungsverhältnis steckt das Geheimnis der Lebensbewegung.

Demnach ist das Leben nimmermehr etwas, das nur aus dem Planeten erklärt werden könnte, ebensowenig wie nur aus dem Licht. Die Lebensbewegung ist großartiger. Das Leben ist ein

kosmisches Rätsel.

* * *

Schon haben wir nun den Blick freier. Es ist uns, als ob ein Alp von uns abfiele. Materialismus hat hier keine Macht mehr. Wir sind dem Staub entwichen und aufgerückt in das Bewegungsgeheimnis. Wir sind selber in Bewegung geraten.

Wenn Erde und Sonne zwei aufeinander wirkende Pole sind, so ist es ja sinnlos, nur den einen Pol nach dem Lebensrätsel zu durchwühlen: etwa die Erde. Und diese Sinnlosigkeit begeht der Materialismus, der mit Zergliederung des Stoffes bis hinab in Eizelle und Protoplasma das Lebenswunder erforschen zu können meint.

Haupt hoch! Dieses gebückte Hinabstarren bedeutet Erstarrung, bedeutet Wühlen im Staub, indes das freie Licht in seiner kosmischen Beweglichkeit dem Forscher auf dem Rücken tanzt.

Das Geheimnis des Lebens ist nicht hier noch dort, sondern besteht eben in der freien Bewegung. Das Verhältnis zwischen Sonne und Erde ist nichts Starres, sondern ein Fließen und Fluten. Licht flutet wirkend herüber und erzeugt in der Erde rückstrahlende Kraft. Die Erde antwortet durch schöpferische Gärung; die Erde gerät unter der genialen Befruchtung durch die Sonne in schöpferischen Zustand.

Aber dieses fließende Lichtleben durchflutet auch den Menschen, der sich ein Weltbild zu schaffen bestrebt ist. Er steht selber in diesen Strömen und Wirkungen. Will er also den schöpferischen Lebensprozeß zwischen Sonne und Erde kongenial nachfühlen, so muß in ihm selber der schöpferische Zustand mächtig werden. Nur das Geniale in uns kann dem Genie verstehende oder bewundernde Antwort geben: nur die Sonne in uns antwortet der Sonne draußen.

Demnach muß der Mensch selber des schöpferischen Zustandes fähig sein, wenn er den Licht- und Lebensprozeß erlebend einfangen will. Denn das Verhältnis zwischen Erde und Sonne ist Schöpfertum. Kein kühler Klügler oder Erklärer wird diesem genialen Lebensvorgang, der sich tagtäglich übergewaltig in

und um uns abspielt, verstandesmäßig gerecht. Licht und Leben sind nichts, was man „erklärt“. Nur mit schöpferischen Organen kann dieses Schöpfertum erlebt und erliebt werden.

Was in dieser Weise mitfühlend und nachschaffend in uns gärt und arbeitet und uns dem Geheimnis näher bringt, ist wieder nur, auch in uns selber,

schaffendes Licht.

* * *

Dieser im Menschen arbeitenden Lichtkraft, die uns befähigt, ein Weltbild zu gestalten, geben wir einen besonderen Namen. Wir Menschen sind durch diese Kraft eine einzigartige Erden-Erscheinung. Kein Tier hat Bibliotheken, Wissenschaften, Künste, Religionen; kein Tier besitzt das Vermögen der Sprache und der damit verbundenen Denkformen. Alles um uns her ist dumpf und gebunden. Der Mensch allein löst sich frei heraus und gibt der Umwelt Namen und formt die Erde um. Und zwar tut er das vermittelst jener besonderen in ihm wirkenden Kraft.

Staunten wir schon über das geheimnisvoll das Weltall durchströmende und die Erde schöpferisch durchdringende Licht, so staunen wir noch mehr über diese viel feinere Sonne in unsrem Innern.

Wir nannten diese besondre Kraft „schaffendes Licht“. Es ist damit nichts erklärt. Das Wort drängte sich uns nur im Zusammenhang mit unsrer Lichtbetrachtung auf die Lippen. Wir spüren diese Kraft als dem Lichte verwandt; wir haben keine feinere Bezeichnung, die uns aus dem Bereich des Sinnlichen zugänglich wäre.

In Wahrheit aber ist dieses besondre menschliche Vermögen offenbar dem sinnlichen Licht überlegen. Denn mit diesem wunderbaren Vermögen treten wir ja untersuchend auch den Lichterscheinungen gegenüber.

Demnach ist diese in uns Menschen wirkende Kraft, die ich als „schaffendes Licht“ bezeichnet habe, nicht gleichbedeutend mit dem allgemein die Welt durchströmenden sinnlichen Licht. Denn die allgemeine Lichtkraft setzt sich in der Welt in Triebkraft um und lebt schaffend im Erdboden wie in Tier und Pflanze. Das aber ist noch nicht die besondre Kraft, die wir meinen.

Diese Kraft, mit der wir Menschen das Weltbild formen und auch dem Licht frei gegenübertreten, nennen wir vielmehr

Geist.

* * *

Jetzt sind wir auf der Höhe unsrer Betrachtung.

Das Geheimnis des Lebens ist nicht nur das Licht; ein viel höheres Geheimnis ist der Geist.

Der Geist, mit dem ich dies alles denkend niederschreibe, mit dem ich die Sprache bilde, mit dem ich auch das Wort „Licht“ zu formen vermag: ist das letzte und höchste Geheimnis alles Daseins.

Weshalb ist es nötig, dies überhaupt erst festzustellen? Weil wir mit der Denkrichtung der Gegenwart in die Sackgasse geraten sind. Man hat unter dem Einfluß der empirischen Wissenschaften zu sehr die äußere Natur, den Stoff, die

Materie angestarrt; man hat den Menschen derart in die Reihe der übrigen Lebewesen eingeschoben und hinabgedrückt: daß die einzigartige Kraft, die wir Geist nennen, erniedrigt und verwischt wurde. Überall in der Natur ist Geist, sagen diese Leute — und sagen damit eine Plattheit. Denn es ist ja Willkür, Triebkräfte Geist zu nennen. Natürlich wird es niemandem von uns einfallen, das Weltall für „geistlos" zu halten. Unvermerkt wird aber mit jenem Vermengen von Triebkraft und Geistkraft, von Lebewesen im allgemeinen und Menschengeist im besonderen, Taschenspielerei getrieben. Es ist Phrase, wenn behauptet wird, der Geist des Menschen sei nur eine stufenweise höhere Tierheit; wir wissen das nicht; wir wissen nicht, ob sich das Wunder des Geistes aus irgend etwas Niederem „entwickelt" habe oder ob er nicht vielmehr — was mir wahrscheinlicher ist — aufgeblitzt und hereingeblitzt ist, als Ort und Stunde günstig waren. Wird es etwa einem Menschen von Vernunft und Weitblick einfallen, das Genie zu „erklären"? Aber der Materialismus ist ehrfurchtslos genug, das Wunder des Geistes hinabdrückend zu vermengen mit den Triebkräften der Natur.

Selbst die höchste Naturkraft, das Licht, ist noch nicht Geist. Das Licht ist ein schönes, ja das schönste Sinnbild oder Symbol des Geistes. Der Geist ist vergleichbar dem Lichte. Nur vergleichbar — weiter nichts. Wie das Licht aufblitzt und hell macht, so blitzt erhellend auf der Geist. Jene Lichtkraft bleibt Geheimnis der Körperwelt, die Geistkraft aber Geheimnis der geistigen Welt. Dies ist kein „Dualismus", kein Zwiespalt: es ist ein Zusammenwirken. Da wir selbst Mitwirkende sind, also eingewoben in das große Schauspiel, können wir das letzte Wort darüber nicht sprechen. Wir haben jedoch eben in unsrem Geist ein besondres Vermögen, uns bis zu hohem Grade über die Naturvorgänge zu erheben. Dieses freimachende Ahnungsvermögen nennen wir

Glauben.

* * *

Jetzt unterbrechen wir einen Augenblick unser Emporschreiten aus dem Materialismus auf die freie Bergeshöhe des Geistes und des Glaubens. Wir schauen uns um, was denn andre, etwa ein Meister dichterischen Denkens wie Goethe, über Licht und Geist geäußert haben.

Da tönt uns ein Wort ins Ohr, das uns beweist, wie Meister Goethe auf rechter Spur hinter den Welträtseln her war. Es ist das Wort „Farbenlehre". Diesem wichtigen Gegenstande hat der große Dichter Lieblingsstudien gewidmet.

Da heißt es bedeutsam gleich in der Einleitung: „Das Auge hat sein Dasein dem Licht zu danken. Aus gleichgültigen tierischen Hilfsorganen ruft sich das Licht ein Organ hervor, das seinesgleichen werde; und so bildet sich das Auge am Lichte fürs Licht, damit das innere Licht dem äußeren entgegentrete."

Eine Fülle von Tiefsinn und großzügiger Anschauung in wenigen Worten! Das mächtig den Kosmos durchströmende Licht wird hier als die augenschaffende Kraft bezeichnet; aber — daneben wird ein „inneres Licht" angenommen und deutlich vom „äußeren" unterschieden. Das ist genau dasselbe, was wir in unsrem obigen Gedankengang vom Licht zum Geist dargelegt haben.

Dann stellt Goethe das Wechselverhältnis zwischen Licht und Auge — Sonne und Erde, Gott und Menschheit — in dem berühmten Vierzeiler fest:

„Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken?
Lebt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?"

Wieder steckt eine ganze Weltanschauung kristallhaft zusammengedrängt in der Klarheit dieser vier Zeilen. Wie die Sonne zur Erde, so steht die Gottheit zur Menschheit in entsprechendem Verhältnis. Oder: wie das Licht zum Auge, so verhält sich der Geist, der das All durchflutet und den wir als Gott empfinden, zum Geist, der ihm in unsrem Innern gottsuchend entgegenkommt. Unser inneres Licht antwortet im Auge dem äußeren Licht; unser inneres Göttliches antwortet in unsrem Geistorgan dem Göttlichen der ganzen Menschheit und des ganzen Weltalls.

So kommt Goethe im Gespräch mit Riemer (3. Dezember 1808) zu den schönen und einleuchtenden Worten: „Licht, wie es mit der Finsternis Farbe wirkt, ist ein schönes Symbol der Seele, welche mit der Materie den Körper bildend belebt. So wie der Purpurglanz der Abendwolke schwindet und das Grau des Stoffs zurückbleibt, so ist das Sterben des Menschen. Es ist ein Entweichen, ein Erblassen des Seelenlichtes, das aus dem Stoffe weicht."

Damit haben wir in zwangloser Weise den Zugang gefunden zu unsrem Hauptproblem: zu

Tod und Unsterblichkeit.

* * *

Ist schon das Licht eine kosmische Kraft, so muß die unendlich feinere Kraft des Geistes noch viel mehr kosmischer Art sein. Zwar reicht das Wort Kosmos hier nicht mehr aus; das Sinnliche ist gesprengt: wir sind aufgestiegen in das Sinnbildliche und benutzen das Wort „kosmisch", um das Unfaßbar-Unendliche des Geistes gegenüber unsrem begrenzt körperlichen Planeten-Standort anzuzeigen. Der Kosmos als Sternen-All ist ja immer noch gegenständlich; im Geist aber durchdringt uns eine zuständliche Wesenheit, wo Zeit und Raum nicht mehr ausreichende Bezeichnungen sind.

Aber die Astronomie vermittelt uns immerhin am besten die Größenstimmung der Unendlichkeit und der damit verbundenen Ehrfurcht. Sie rechnet mit „Lichtjahren" von überwältigenden Fernen. So soll — um uns in die Stimmung zu versetzen, sei diese Abschweifung erlaubt — der Stern Kanopus im Schiff Argo, den einige für etwas wie eine Zentralsonne des Weltalls halten, mindestens fünfhundert Lichtjahre von unsrem Sonnensystem entfernt sein und die Leuchtkraft unsrer Sonne etwa vierundfünfzigtausendmal übertreffen. Unerfaßliche Maße, wenn man — mit neuester Forschung — annimmt, daß die Durchschnitts-Glutentemperatur unsres Fixsterns etwa 5600 Grad Celsius aufweist! Wollten wir die Entfernung des Kanopus von uns in Vergleich zur Entfernung Erde—Sonne auf ein Papier aufzeichnen, und wählten wir als Einheit den Abstand der beiden

letztgenannten Körper selbst, den wir einen Millimeter groß machten — welcher Millimeter also zwanzig Millionen Meilen Entfernung Sonne—Erde bezeichnen würde —, so müßten wir uns nach einem Blatt Papier umsehen, das etwa dreißigtausend Kilometer lang wäre. Das sind Verhältnisse, denen unser planetarisch begrenztes Gehirn nicht gewachsen ist. Aber sie erwecken in uns den Begriff Unendlichkeit.

Und so wollen wir uns nicht verlieren an das äußere Gewimmel der Sterne, deren wir mit bloßem Auge etwa fünftausend sehen, deren es aber in Wirklichkeit etwa anderthalb Milliarden sind — wir wollen uns nur an dieser Sinnenleiter emporheben zu großzügigen Maßen.

In diesem bedingten Sinne wenden wir den Begriff „kosmisch" mit Recht auf den Geist an. Der Geist ist nicht erklärbar aus den Gesetzen nur des Erdballs; denn diese Gesetze der Lebenserscheinungen weisen schon im äußeren Licht weit über den Erdball hinaus. Der Mensch als Geist erst recht ist vielmehr nur zu erfassen als

kosmisches Wesen.

* * *

Sollte nun dieses kosmische Wesen vernichtbar sein? Ist es denkbar, daß ein so wundersames Gebilde, wie es die Persönlichkeit etwa eines Goethe ist, wieder in nichts verpufft? Können wir uns denn, selber durchglutet von Licht und Geist, ein Nichts überhaupt vorstellen?

Alle großen Meister und alle Religionen haben in der Menschheit je und je das Bewußtsein lebendig erhalten, daß ein Etwas in uns unsterblich und unvernichtbar ist. Das tiefste Ahnen der Menschenseele hat diesen mannigfach geformten Überlieferungen je und je beistimmend geantwortet. Nur Zeitalter, die an das Sinnliche und Gegenständliche so verloren sind, daß sie selber sich schließlich als Gegenstände empfinden, wagen es, materialistische Leugnungen jener großen Lebensauffassung zu verfechten. Und so wird es alsdann nötig, eine Gewißheit, die als selbstverständlich unausgesprochen in uns glüht, dieser Plattheit gegenüber ausdrücklich neu zu formen.

Deutlich gibt Meister Goethe seiner Überzeugung Ausdruck (Eckermann 2. Mai 1824): „Ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Art. Es ist ein Fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit; es ist der Sonne ähnlich, die bloß unsren irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet."

Und an andrer Stelle (11. März 1828): „Jeder außerordentliche Mensch hat eine gewisse Sendung, die er zu vollführen berufen ist. Hat er sie vollbracht, so ist er auf Erden in dieser Gestalt nicht weiter vonnöten, und die Vorsehung verwendet ihn wieder zu etwas anderem."

Ebenso zu Kanzler Müller (26. Januar 1825): „Ich wüßte auch nichts mit der ewigen Seligkeit anzufangen, wenn sie mir nicht neue Aufgaben und Schwierigkeiten zu besiegen böte. Aber dafür ist wohl gesorgt. Wir dürfen nur die Planeten und Sonnen anblicken; da wird es auch Nüsse genug zu knacken geben."

Diese und ähnliche Äußerungen — z. B. das Gespräch mit Falk an Wielands Begräbnistag (1813) — wollen nicht als „Beweise" dienen. Es gibt in so fein-

gespinstigem Gedankengebilde keine mathematischen Beweise. Diese Ahnungen oder Gewißheiten bilden sich in unsern Tiefen und leben in uns — leben so tatsächlich wie etwa Freundschaft, Liebe, Glauben, Hoffnung als reale Mächte und Tatsächlichkeiten in uns lebendig wirken. Schlägt ein überlegener Geist Töne dieser Art in den rechten Worten an, so sagt etwas in uns allen Ja dazu und Amen. Und dieses Etwas kann so stark sein, daß es Menschen umwandelt, daß es selbst auf dem Scheiterhaufen Jubelgesänge des ewigen Lebens auf die Lippen drängt.

Also haben wir es hier, wie die Geistesgeschichte der Menschheit deutlich darlegt, nicht mit einer Spielerei oder Illusion zu tun, sondern mit einer innermenschlichen

tatsächlichen Gemütsmacht.

* * *

Nun ist aber diese Gemütsmacht, die als Geist und Glauben den Menschen durchglutet wie Licht und Wärme, nicht etwa eine unbestimmte Sehnsucht nach einer fernen Seligkeit, die erst nach dem Grabe beginnt. Sind wir Geist, so sind wir es hier und überall. Durchdringt der selige Geisteszustand, den wir Harmonie oder Himmel nennen, das ganze Weltall und arbeitet, wirkend wie die Sonne, in uns Menschen herein: so ist es Rückfall in Materialismus, wenn wir Himmel oder Seligkeit als etwas „Jenseitiges“ an einen „fernen Ort“ über den Wolken verlegen.

Wer aus dem Gegenständlichen in das Zuständliche emporgedrungen ist, der weiß und erlebt, daß er hier schon jederzeit in den Himmel eintreten kann, sobald er sich den Verwirrungen entringt. Das hat Fichte, der Philosoph der Tat, mit Entschiedenheit betont. „Das wahrhaftige Leben ist durch sich selber selig“, sagt er; nur „das Scheinleben ist elend und unselig“ (Anweisung zum seligen Leben, 1806). „Nicht erst nachdem ich aus dem Zusammenhange der irdischen Welt gerissen sein werde, werde ich den Eintritt in die überirdische erhalten; ich bin und lebe schon jetzt in ihr ... Das, was sie Himmel nennen, liegt nicht jenseits des Grabes; es ist schon hier um unsre Natur verbreitet, und sein Licht geht in jedem reinen Herzen auf“ (Bestimmung des Menschen, 1800).

Nicht weniger deutlich wiederholt er diese einleuchtenden, ihre Richtigkeit durch ihre bloße Prägung beweisenden Gedanken in einem dritten Buche („Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“, 1806): „Die Religion erhebt ihren Geweihten absolut über die Zeit als solche und über die Vergänglichkeit und versetzt ihn unmittelbar in den Besitz der Einen Ewigkeit ... Jene Befürchtungen vom Untergange im Tode und jene Bestrebungen, einen künstlichen Beweis für die Unsterblichkeit der Seele zu finden, liegen darum tief unter ihm. In jedem Momente hat und besitzt er das ewige Leben mit aller seiner Seligkeit, unmittelbar und ganz; und was er allgegenwärtig hat und fühlt, braucht er sich nicht erst anzuvernünfteln.“

Es liegt also nur an unsrem dumpfen Zustand, wenn wir dieses Wandeln im Reich Gottes nicht zu erreichen, nicht zu erleben vermögen.

Mit derselben Ruhe und Gegenwärtigkeit spricht der betagte Wilhelm von Humboldt über die Unsterblichkeitsfrage (Briefe an eine Freundin, 24. Dezember 1829): „Wenn man an den Tod zu denken empfiehlt, so ist das eigentlich nur gegen den Leichtsinn gerichtet, der das Leben wie eine immer dauernde Gabe ansieht.

Davon ist ein in sich gesammeltes Gemüt schon von selbst frei. Die aus dem Vertrauen auf eine Allgüte und Allgerechtigkeit entspringende Zuversicht, daß der Tod nur die Auslösung eines unvollkommenen, seinen Zweck nicht in sich tragenden Zustandes und der Übergang zu einem besseren und höheren ist, muß dem Menschen so gegenwärtig sein, daß nichts sie auch nur einen Augenblick verdunkeln kann. Sie ist die Grundlage der inneren Ruhe."

In diesem Zustande der inneren Ruhe sind Fichte und Humboldt, weil in ihnen das Vertrauen die lebendige Grundkraft ist. Wir bitten um diese Kraft, indem wir das Reich Gottes gleichsam herabflehen: „Dein Reich komme" — wie wir um das Licht und seine Wirkungen, um gut Wetter, um Glück und „Segen von oben" bitten. Wir bitten, das Gute, Wahre, Schöne möge in uns Einzug halten und das Enge zum Ewigen erweitern.

Die Erweckung dieser Vergegenwärtigungskraft ist die einzige Möglichkeit, die Unsterblichkeit zu „beweisen". Schiller hat es in die Worte geprägt:

„Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron!"

Das Bewußtsein des Göttlichen und damit des Unsterblichen wird also nicht „bewiesen", sondern in uns angezündet.

Es muß eine Durchleuchtung oder Erweiterung unsres sittlichen Willens — wir nannten es früher „Schöpfertum" — mit dem Drang nach Erkenntnis Hand in Hand gehen. Willen und Erkenntnisdrang müssen sich mit Ewigem füllen, müssen sich erweitern zum

kosmischen Bewußtsein.

* * *

Wie geschieht das?

Es geschieht genau so, wie der Lehrling zum Meister wird. Wer kein Pfuscher bleiben will, der geht zunächst einmal bei den anerkannt Großen der Menschheit in die Schule und zieht sich an der Kraft ihrer durchgeistigten Sprache aus dem Alltag empor in die geistige Sphäre. Er läßt sich, genau so, wie die Pflanze das Licht einsaugt, bestrahlen von ihrer Geistes-Sonne und Herzens-Wärme. Er wählt sich Führer und Lehrer.

Dann merkt er in sich Veränderungen unter diesem Einfluß. Das Geistige in ihm fängt an, dem einwirkenden Geistigen zu antworten und — wie die Erde unter der Bestrahlung der Lenzsonne — in schaffende oder zunächst nachschaffende Lebensbewegung zu geraten.

Das ist auf allen Gebieten der Kunst und der Weisheit ein allbekannter Vorgang. Man übertrage ihn nur auch auf dieses wichtigste Gebiet: auf die Frage nach dem Sinn des Daseins überhaupt!

Die Griechen und Ägypter hatten darüber ihre „Mysterien", die befruchtend auf Kunst, Philosophie und Lebensführung einwirkten. Indische Weisheit hat eine ungeheure Literatur auf diesem Gebiete geschaffen. Das Mittelalter schuf seine Klöster; durch unser deutsches Denken zieht sich mit großer Verinnerlichungskraft die sogenannte „germanische Mystik".

Dies alles war und ist nicht etwa törichte Spekulation, mit der sich menschliches Denken immer wieder an den ewigen Rätseln wundgestoßen hat. Nein, es sind immer neue Ausdrucksformen der einen Gewißheit. Einst soll es für die griechischen Einzuweihenden ein unvergeßlicher Anblick gewesen sein, wenn nach all den unterirdischen Schrecken und Prüfungen das „große Licht von Eleusis“ beruhigend und klärend aufleuchtete. So geht der stets aufs neue notwendige Kampf um das Licht immer durch die Jahrtausende der Menschheit. Fichte sagt es einmal (Anweisung zum seligen Leben): „Das göttliche Dasein ist schlechthin durch sich und schlechthin notwendig Licht: das inwendige nämlich und das geistige Licht. Dieses Licht, sich selbst überlassen bleibend, zerstreut und zerspaltet sich in mannigfaltige und in unendliche Strahlen und wird auf diese Weise in diesen einzelnen Strahlen sich selber und seinem Urquell entfremdet. Aber dasselbe Licht vermag auch durch sich selbst aus dieser Zerstreuung sich wieder zusammenzufassen und sich als Eines zu begreifen und sich zu verstehen als das, was es an sich ist: als Dasein und Offenbarung Gottes.“

Immer wieder geht durch die ganze Chronik der menschlichen Geisteskämpfe diese erhabene Grundgewißheit, aufleuchtend und den Mitmenschen bewußt werdend durch einzelne führende, fackelschwingende Persönlichkeiten.

Einen aber vor allen nennt die führende Menschenrasse „das Licht der Welt“. Hier ganz besonders wittert jene Ewigkeitsluft, die wir als „kosmisches Bewußtsein“ bezeichnet haben. Aus keinem hat jemals mit so gelassener Selbstverständlichkeit das Bewußtsein des Unsterblichen geleuchtet wie aus der unvergleichlichen Erscheinung des

Jesus Christus.

* * *

Mit den ersten Worten des Johannes-Evangeliums sind wir in dieser Ewigkeitsluft.

„Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Dies war im Anfang bei Gott. Alle Dinge sind durch dasselbe gemacht, und ohne dasselbe ist nicht Eins gemacht, was gemacht ist. In ihm war Leben, und das Leben war das Licht der Menschen. Und das Licht scheint in der Finsternis, und die Finsternis hat's nicht begriffen ...“

Da haben wir, in der denkbar erhabensten Verbindung mit dem Geist, wieder unser Leitwort „Licht“.

In diesem Bezirk kommt ein Bezweifeln oder ein Ängstlichsein nicht mehr auf. Diese Persönlichkeit ist „vom Vater gesandt“: „Ich bin von ihm, und er hat mich gesandt.“ Er bleibt eine kleine Zeit bei den Menschen: „Und dann gehe ich hin zu dem, der mich gesandt hat.“

Das ist wunderbar einfach und in seiner Einfachheit von bezwingender Größe. Nichts von Unsterblichkeitsbeweis, nichts sogar von paulinischem Jubel über den besiegten Tod: nur eine schlicht-erhabene Feststellung. Man kann sich das gar nicht buchstäblich, anschaulich, kindlich genug einprägen! Genau wie das Licht aus der Sonne kommt, so kommt hier der Lichtsohn aus der väterlichen Geistsonne und taucht in Gestalt des Jesus von Nazareth in die Materie ein. Er zündet seine Er-

wählten mit Seelenfeuer an und zieht sie mit sich empor in den Zustand der Reinheit, den er das „Reich Gottes" oder das „Königreich der Himmel" nennt.

Ich lerne das Licht nur kennen und an das Licht nur glauben, wenn ich es leuchten sehe und wärmen spüre. Und ich lerne Liebe, Glauben, Hoffnung und verwandte Kräfte des Göttlichen nur kennen, lieben und in mich aufnehmen, wenn sie mich anstrahlen in gottbegnadeten Lichtmenschen, deren Geistes- und Herzensflamme zu mir herüberbrennt und meine eigene zum Erglühen bringt.

Dieses Göttliche aber und seine ansteckende Wirkung kann durch ein Wort wie „Entwicklung" nicht mehr bezeichnet werden. Es walten da andre Gesetze. Wir müssen eine andre Prägung finden, die dem blitzhaft oder lichtmäßig wirkenden Vorgang gerecht wird. Dieses Göttliche kann nur gewonnen werden durch

Übertragung.

* * *

Damit sind wir am Ziel unsrer Gedankenreihe, die ja ihrem inneren Wesen nach nur abgebrochen, nicht abgeschlossen werden kann.

Am äußersten Ende der Gespräche Goethes mit Eckermann (11. März 1832) steht ein Wort, das unsre Betrachtung über Licht und Geist wundervoll zusammenfaßt. „Dennoch halte ich die Evangelien alle vier für durchaus echt, denn es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging und die so göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so sage ich: Durchaus! Ich beuge mich vor ihm als der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren, sage ich abermals: Durchaus! Denn sie ist gleichfalls eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind, und alle Pflanzen und Tiere mit uns."

Diesen Vergleich zwischen Christus und Sonne äußerte Goethe wenige Wochen vor seinem Tode. Schöner könnten wir unsre Betrachtung nicht abrunden.

Erlösung · Von F. W. Wagner

Umspielt von sanften Winden,
In einem stillen Tal,
Im Schatten grüner Linden
Will ich Erlösung finden
Von meiner tiefen Qual.

Ich steh' gleich einem Kinde
Staunend, daß es noch gibt:
Rauschen der Blätter im Winde
Und, geschnitten in diese Rinde,
Der Name der, die mich liebt.

In Schmerzen, Blut und Wunden,
In Kampfnot und Gefahr
War es mir ganz entschwunden —
Nun hab' ich wieder empfunden,
Was seliges Glück einst war.



Die Wandlung

Von J. Spier-Irving (München), z. Zt. im Felde

Einer ging, — er, der des Krieges Härte und seine Schrecken gekostet, dessen Leben schon verspielt war in mancher Stunde, — und saß unter denen, die er früher so oft gesucht.

In einer Stätte des Vergnügens war er. Sie nennen es Kabarett. Dort sammeln sich die, welche Vergnügen benötigen und Abwechslung in dieser Zeit des Kriegs.

Und der da saß, staunte ... Früher war er oft doch in diesem Raume gewesen. Und keiner hatte freudiger gelacht wie er. Keiner hatte mehr wie er geliebt, die Tänze leichtgeschürzter Frauen zu genießen ... Die Scherze witzsprudelnder Spaßmacher zu hören ... Und sein Ohr blieb öde dieses Mal ...

Er hatte das Lachen vergessen? Oder war er ein andrer geworden? — Konnte er früher bei diesen Tönen und Worten sich erlustigen? —

Ihm graute vor dem Zerrbild des Leutnants, das ein fetter Mann im Frack dort oben mit schallendem Pathos pries ... Die Menge applaudierte ... Er, der da saß, fühlte Kälte über sich rieseln ...

Und er sah um sich ... Lachende Frauen. Herrlich frisiert, gepudert und bemalt ... Mit lockendem Blick. Ihre Zähne glitzerten. Ihre Augen waren feurig, und sie ließen ihre Blicke kühn umhereilen. — Ihr Körper war mit seidnen dünnen, verräterischen Hüllen bedeckt, und ihre durchbrochnen Strümpfe ließen weißes Fleisch vorwitzig werben ... Und mit heißem Körper lagen sie da ... Männer an ihrer Seite. Männer mit feuchter Haut, eingepanzert in hohe Kragen, mit spiegelnden Lackschuhen, mit Ringen an den Fingern, goldnen Bändern an den Handgelenken ... Und wie ein schwüler Dunst lastete es über dem Saal ...

Die Frauen lachten gierig, und die Männer atmeten schwer und ungeduldig.

Wein funkelte in Gläsern, und Pfropfen knallten.

Die Stimmung rauschte und wogte; wie ein bindendes Fluidum der Genußanbetung packte es alle.

Der da weilte, erschrak ...

„Wo bin ich? Träume ich? Oh ... wo bin ich?“

Der lustige Augenaufschlag einer schwarzen Frau, die mit kaum bedecktem Busen am nächsten Tisch saß, brachte ihn zurück zu sich.

Er zwang sich zu bleiben.

Aber in ihm nagte die Unruhe.

„Wo sind sie, die Kameraden? ... Im Graben. Vielleicht gerade im gräßlichen Minenfeuer der Feinde? Vielleicht überhagelt sie tödlich die Artillerie mit Granaten und Gasbomben? ... Unterstände stürzen ein, Brave werden verschüttet, zertrümmert in Fetzen. Blut rinnt. Schreie ... gurgelnde Laute des Todes ... Und ich sitze hier? Unter diesen Gefühlsarmen? ...

Er riß sich auf ... Zahlte ... Ging ...

* * *

Er war wieder in seinem Graben. Bei seinen Leuten. Zwei Wochen später. Und er empfand es als Wohltat. Wohler wie je zu Hause dehnte sich seine Seele hier. —

Die Feinde beschütteten das Gelände mit Artillerie. Und oft zitterte der Unterstand im Wirbel der Detonationen, wie wenn ein örtliches Erdbeben ihn hin und her würfe.

Mit ihm saß ein junger Kamerad dort beim schwachen Lichte der Kerze.

Und der seufzte schwer. So weh; so traurig.

— Eine warme Freundeshand legte sich auf seine ...

„So sag' deinen Kummer. Was trägst du allein? Und zermürbst dich daran? Ich sehe es seit Tagen. Vertrau'!"

„So höre, Freund!" Der junge Offizier beherrschte sich und raffte sich auf. Eine Träne stand in seinem Auge. Und es war, wie wenn ein heiliger Wille im Raume hing. Das Getöse der Beschießung schienen sie nicht mehr zu vernehmen.

„So höre, Freund! ... Mein Kummer ist schwer. Sieh ... ich bin verheiratet. Meine junge Frau ist schön. Schwarz und groß. Stark und eigen. Kein Püppchen. Rauh zuweilen. Und wieder von rührender Schwäche ... Sie ist meine Qual ... Ich bin fern ... Und sie ist zu Hause. In der Großstadt ... Sie ist umworben. Die Männer sind ihr alle untertan ... Und sie ist derart, daß sie Bewunderung einsaugt, wie Elixier des Lebens. — Sie ist stark. Nicht daß ich glaube, sie sei schlecht und hintergehe mich. Aber sie ist ein Wesen, das Licht, Freude, strahlende Helligkeit benötigt ... Und ich weiß, sie selbst schreibt es, daß sie nun sitzt in den Stätten der Freude. Sie sitzt in Kaffeehäusern, sie besucht die Orte der Vergnügungen, wenn auch immer in der Gesellschaft von Zuverlässigen. Denn sie kann ohne das nicht sein ..."

„Nun, und ...? Wenn du ihr vertraust?"

In diesem Moment prallte mit elementarer Wucht eine schwere Granate nebenan irgendwo nieder. Der Unterstand zitterte in seinen Grundfesten. Das Licht erlosch. Und Steine und Erde fielen herab.

... Das Licht wurde wieder entzündet.

Sie beachteten das Geschehnis scheinbar nicht.

„Wenn ich ihr vertraue? Gewiß; ich vertraue ihr. Aber ... fühlst du denn nicht das Grauenhafte der Gegensätze? Sieh! Konnte nicht dieses Geschoß genau so gut unsren Unterstand fassen, ihn verschütten, uns zu Brei zermalmen?"

„Gewiß; nun ja, das ist Kriegerslos!"

„So? ... Ja ... Aber die Vorstellung, daß in diesem Moment, in dem dergleichen vielleicht mal geschieht, meine junge, meine angebetete Frau — denn ich bete sie an — im Kreise ihrer, wohl auch meiner Freunde sitzt, lachend, genießend, trinkend, plaudernd und voller Genußfreude, und mich, mich Fernen zerreißt die Granate?"

Er verbarg sein Gesicht in den Händen. Ein Schauer schüttelte ihn ...

Der andre fühlte eine kalte Faust ihm die Gurgel schnüren ...

„Wahrlich, furchtbar ist die Vorstellung ... Aber sieh, gesegnet sind wir, die wir des Krieges Erlebnis spürten. Wir sind die Geweihten, ob wir Opfer werden oder nicht ... Wir erhalten die Prägung für die Zeit, welche uns noch

zu leben vergönnt ist ... Sie sind schwach, die zu Hause. Menschen mit primitiv gebliebenen Instinkten. Sie sind nicht durch das Feuer der Läuterung gegangen."

„Ja, ja ... ich weiß es. Wir, die Auserlesenen, wir sind die Gesegneten. Aber müssen sie denn so sein, die zu Hause? Müssen sie unsre Schicksale vergessen? Müssen sie diese Vergnügungen haben, während wir verbluten? Habe ich sie, die ich liebe, nicht gebeten, sich meiner zu erinnern, in allem ihrem Tun meine jetzige Lage zu bedenken? Und hat sie nicht geantwortet, daß ich doch nicht verlangen könne, sie solle sich jahrelang einsperren? Sie brauche doch als junges Wesen etwas Ablenkung, etwas Zerstreuung! Und wahrlich ... ich konnte ihr so unrecht nicht mal geben. Aber trotzdem ... Können wir nicht doch Entsagung verlangen? Sind wir es nicht wert? — Oh, es ist so traurig. Diese unvereinbaren Gegensätze!"

Der andere saß und war voll Güte.

„Ja, es ist traurig. Du hast recht ... Aber sieh, die Welt ist unvollkommen. Wir, wir erleben den Krieg täglich. Immer wieder prägt sich das Eherne, die Tragik ein. Wir können kaum abflachen ... Aber im Heimatland ... Sie erleben den Krieg aus Nachrichten. Aus dem Lesen, aus der Unterhaltung. Und versteh: diese Vorstellung allein kann auf die Dauer nicht stark genug sein, ein mildes Entsagen, eine Askese uns zulieb zu erhalten. Die Vorstellung wird flacher, erlahmt, verliert Eindringlichkeit, und die Gewohnheit stumpft den Menschen. Er laviert unmerklich hinein ins alte Fahrwasser. Und nach und nach ... er ist da, wo er vor dem Krieg gewesen ... Sieh, so sind die Menschen da drinnen. Nicht alle. Gewiß. Aber die meisten ..."

„Ja, du hast recht ... Ich muß mich abfinden, so schlimm es auch ist, so schwer die ewig quälende Vorstellung auch lastet ... Ja; ich könnte ihr zuliebe auf alles verzichten. Auf Jahre hinaus. Nichts könnte mich hinauslocken aus dem Tempel, in dem ich der Liebe zu ihr diene."

„Ja ... Wir sind ja die Seligen. Wir haben zu entsagen. Wir haben wahren Wert vom Scheinwert zu trennen gelernt. Wir haben das Grauen gespürt und die leise Berührung des Todes so oft, daß uns das Leben nur seine Vorbereitung dünkt. Wir sind wie die Ritter des Grals, die Wahrer der großen Werte ... Nicht Fremde sind wir geworden in der Welt, nur Schwere, Würdige ... Aber nicht alle können so sein."

„Du hast so recht. Aber was kann ich tun, wenn mein Herz sich quält, wenn solch düstre Bilder sich türmen?"

„Sei stark; sei der Gute und Große. Sie ist ein Weib, ein Geschöpf der Triebe. Und sieh, es kann nicht anders sein, als daß alle diese Stätten der Freuden, die uns keine Freuden mehr sind, sich wieder füllen. Denn die Menschen müssen alle leben. Spaßmacher und Tänzerinnen, Wirte und Kuppler. So ist das Dasein. Es zwingt die Verhältnisse unter sich!"

„Das alles ist klug. Und doch, mein Herz klagt sie an ..."

„Viele werden leiden wie du. Tröste dich. Und sieh deine Schickung. Die erkoren zur Prüfung, sie sind die über der Menge ... Und wenn das Herz Ruhe gewinnt, nach und nach, dann füllt es das Glück des Wissens, des Verzeihens."

„Ich danke dir." Sie drückten sich warm die Hände ...

Das Artilleriegetöse war verloschen. Sie waren dessen wirklich nicht bewußt geworden.

Und der andre ging ... In seinen Nachbarunterstand, um zu warten, um auszuharren, um das Vaterland zu schützen, so seine Kräfte es vermochten.

Noch lange saß er beim Schein der unruhigen Kerze. Und dachte nach ... Und fühlte so tief mit seinem lieben Kameraden ...

Der aber wälzte sich noch ruhelos auf hartem Lager ... Und sein Herz krampfte sich in Sehnsucht nach ihr. Wo mochte sie sein?? — — Bis endlich ein wirrer Schlummer ihn vergessen ließ ...

„Wir sind die Seligen im Erlebnis des Kriegs", so sagte der andre leise, wie zu sich. „Wir tragen Leid und wir tragen die Gewalt der tiefen Freude, und wir weiten das Herz und wachsen hinauf ... Der Krieg, er heischt uns als Opfer, ob wir fallen, ob wir leben bleiben ... Und er öffnet die Tiefen unsrer Seele, stößt Tore auf zu lichten Fernen und prägt uns um für immer ... Durch Leiden ..."

Und dann löschte er die Kerze ... Und schloß die Augen ...



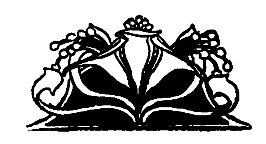
April · Von Else v. Holten

Schon hat im Birkenholz ein Fink gelacht.
Die feinen Zweige hängen wie Korallen
Im Blau. Durch aufgetaner Himmel Hallen
Segelt und bläht sich schwerer Wolken Fracht.

Noch liegt das Eis im Panzerkleid zur Wacht
Vor einer lichtbegoßnen Wiesenrunde.
Dort riß der Sonnenstrahl mit heißem Munde
An Morgennebeln. Sie ist grün erwacht;

Es pulst und pocht von neuerstandnen Säften.
Sie rühren an die dunklen Blätterwiegen
Und drängen lichtwärts mit vereinten Kräften,

Sie steigen hoch in schlanken Birkenschäften
Und kämpfen, bis des Frühlings Fahnen fliegen
Und Sieg auf Sieg an lichte Farben heften.



Politische Zeitlosigkeiten
Von Ed. H.

Quand on veut faire des omelettes, il faut casser les œufs.
Wenn man Eierkuchen backen will, muß man die Eier schon zerbrechen.

Graf v. Pahlen

Ein Krieg ist köstlich gut,
Der auf den Frieden dringt;
Ein Fried' ist schändlich arg,
Der neues Kriegen bringt.

Fr. v. Logau

In Gefahr und großer Not
Bringt uns der Mittelweg den Tod.

Fr. v. Logau

On ne perd les États que par timidité.
Länder verliert man nur durch Zaghaftigkeit.

Voltaire

Nichts ist kläglicher als sich dem Teufel umsonst ergeben.

A. W. Schlegel.

Schrittweise zurückweichen ist oft schlimmer als ein Sturz.

Marie v. Ebner-Eschenbach

Macht und Recht unterscheiden sich von einer Stunde zur andern; aber wenn man ihnen Jahrhunderte gibt, sich darzustellen, wird man sie ein und dasselbe finden.

Carlyle

Jemand, der es darauf anlegt, in allen Dingen moralisch gut zu handeln, muß unter einem Haufen, der sich daran nicht kehrt, zugrunde gehen.

Macchiavelli

Je lebendiger die Gesamtheit eines Volkes ihre Mitverantwortung an den Handlungen des einzelnen fühlt, um so höher und gesicherter ist ihr sittliches Niveau.

Georg v. Örtzen

Wenn Politik und Patriotismus im Streit sind, hat immer die Politik unrecht.

G. v. Örtzen

Läßt man die Leute laufen, so laufen sie einem zu. Sie laufen einem fort, so man ihnen nachrennt.

G. v. Örtzen

Es gibt eine Art Bescheidenheit, welche nahe betrachtet nichts anderes als den Bettschirm vorstellt, hinter welchem der schläfrige Wille heuchlerisch seine Trägheit verbergen möchte.

G. v. Örtzen

Der Doktrinär stellt die Sonne nach seiner Studierlampe.

G. v. Örtzen

Vincere scis, Hannibal, victoria uti nescis.
Siegen verstehst du, Hannibal, den Sieg gebrauchen nicht.

Maharbal an Hannibal, nach Livius' Erzählung

In der Behauptung einer großen Sache unter Widerwärtigkeiten und Gefahren bildet sich der Held.

Leop. Ranke

Die Welt verachtet den Schwachen, denn sie bewundert die Kraft, — noch wenn sie die Kraft zum Bösen ist. Björnson

Allzu ängstliche Klugheit ist schädliche Schwäche. Moltke

Es hat noch niemand etwas Ordentliches geleistet, der nicht etwas Außerordentliches leisten wollte. Marie v. Ebner-Eschenbach

Wer an Wunder glaubt, vollbringt sie; wen nach großen Taten gelüstet, der geht gewiß in kleinlichen Sorgen und Dingen nicht unter. Das Große hat in der Weltgeschichte immer das Kleine besiegt. E. M. Arndt

Im Völkerleben pflegt eine Dankespflicht, als eine Beeinträchtigung des nationalen Stolzes, eher zu einem stillen Grolle als zu echter Freundschaft zu führen. H. v. Sybel

Kühnen und Wagenden steht ungesehn das Glück bei, plötzlich ist etwas geraten. Jakob Grimm

Der Ausgang gibt den Taten ihre Titel. Goethe (nach Aristophanes)

Der Rang, welchen eine Nation unter den Völkern einnimmt, entscheidet sehr häufig auch über die Beachtung ihrer Leistungen und Geistesfrüchte von seiten der Welt. Döllinger

Mögen die Federn der Diplomatiker nicht wieder verderben, was das Volk mit so großen Anstrengungen errungen! Blücher



Das Oster-Gnadenschiff · Von Karl Engelhard

Die Sonne geht in Sprüngen,
Es wallt und hallt das Meer;
Ein jauchzendes Verjüngen
Fließt gülden vor ihr her.
Hoch über Flußgestade
Bis auf ins schneeige Land
Hat Gottes Ostergnade
Bogen des Lichts gespannt...

Geschwommen seh' ich kommen
Von Osten her ein Schiff;
Es winken alle Frommen
Ihm zu von Kliff und Riff.
Der Welle sanfter Wille
Trägt es auf ruhigem Gleis;
Herfährt es wunderstille,
Gleich einem Schwan so leis.

Das Schiff kommt reich beladen:
Von Gott gesendet ist.
Es bringt uns großen Gnaden,
Den Heiland Jesus Christ.
Er kommt zu uns gefahren
Mit starker Liebesgewalt;
Inmitten heil'ger Scharen
Steht seine Huldgestalt.

Nun steigt er aus — und segnend
Erobert er die Welt:
Wer, willig ihm begegnend,
Ihm dar sein Wesen hält,
Den dünket solchem Glücke
Fortan kein anderes gleich —
Und fährt mit ihm zurücke
Einst in sein Himmelreich.



Die Pforte des Paradieses

W. Steinhausen

Beilage zum Türmer

Zarathustra als Ehemann

Von Askan Schmitt



Erstes Stück: Der Weg ins Triviale. Eines Abends belauschte Zarathustra zwei seiner Jünger und hörte dabei seinen Namen nennen. Daraus merkte er, daß von ihm die Rede war, und lauschte weiter. Da hörte er die Worte: „Trivial ist er niemals, unser Meister."

„Zum ersten Male", sprach darauf Zarathustra zu sich selber, „erlebe ich es heute, daß ein Jünger recht über mich hat. Aber sein Rechthaben braucht kein Rechtbehalten zu sein. Denn wie sagt das Volk? ‚Was nicht ist, kann ja noch werden', sagt das Volk." Also beschloß Zarathustra, trivial zu werden.

„Wie werde ich reich?" fragen die Vielzuvielen, oder „Wie werde ich glücklich?" fragen sie, oder „Wie werde ich energisch?" Aber Zarathustra fragte: „Wie werde ich trivial?" Fragte sich lange vergeblich, bis Märchenweisheit ihm Antwort gab. Bis ihm Antwort gab das Märchen von einem, der auszog, das Gruseln zu lernen, es aber gar nicht lernen konnte, bis er eines Tages heiratete, und da war's auf einmal gegangen.

Deshalb sprach Zarathustra eines Morgens zu seinen Füßen also: „Manchen Weg führtet ihr mich schon, o meine wanderfreudigen Wanderfüße. Nun führt mich heute einen Weg, den ich als den verbotensten aller Wege bisher stets er- und verachtete, führt mich ins Triviale, o meine Füße, die ihr von heute ab heißen sollt: Zarathustras Freiersfüße."

Zweites Stück: Die drei Jungfrauen. Zuerst kam Zarathustra zur ersten Jungfrau.

„Weißt du, wer ich bin?" fragte er sie.

„Du bist der weise Meister," sprach die Jungfrau, „dessen Körper viel tausend Meter höher haust als anderer Menschen Körper, und dessen Geist viel Polarsternhöhen höher schwebt als anderer Menschen Geister. Du bist Zarathustra."

Da verließ Zarathustra die erste Jungfrau, denn sie war ihm zu gebildet.

Dann kam Zarathustra zur zweiten Jungfrau.

„Weißt du, wer ich bin?" fragte er sie.

„Haben wir", sprach die Jungfrau, „schon einmal Schweine miteinander gehütet, daß Sie gleich Du zu mir sagen?"

Da verließ Zarathustra die zweite Jungfrau, denn sie war ihm zu korrekt.

„Eine Gebildete habe ich bis jetzt gefunden und eine Korrekte", seufzte Zarathustra. „Wann aber finde ich Zarathustras Gefährtin?"

So kam Zarathustra zur dritten Jungfrau.

„Weißt du, wer ich bin?" fragte er sie.

„Nein", sprach die Jungfrau.

„Endlich", jauchzte Zarathustra in seinem Inneren, „habe ich eine Dumme gefunden." Und sagte ihr, wer er war, und daß er heiraten wolle, und zwar sie, und fragte sie, ob sie auch wolle, und zwar ihn.

„Ja", sprach die Dumme.

„Na also!“ sprach Zarathustra.

Drittes Stück: Zarathustras Flitterwochen. Nachdem Zarathustra Hochzeit gefeiert, führte er sein Weib heim. Seine Heimführung aber war eine Hochführung.

„Du wohnst sehr hoch“, sprach Zarathustras Gefährtin, während sie anstiegen.

„Daran gewöhnt man sich“, sprach Zarathustra. „Die höchste Höhe ist mir gewohnteste Gewöhnung und die höchste Wohnung die gewöhnlichste.“

Während sie weiter anstiegen, schlug sich auf einmal Zarathustra vor den Kopf und fragte sich halblaut: „Was mag aus den Tieren geworden sein, während ich unten war?“

„Du hast Tiere oben? Das hab' ich ja gar nicht gewußt. Was für Tiere sind es, Lieber?“

„Ein Adler und eine Schlange.“

„Die Tiere werden doch hoffentlich ihr Fressen gehabt haben, während du fort warst?“

Da lachte Zarathustra sein innerstes Zarathustra-Lachen in sich hinein und sprach zu sich selber: „Daran erkenne ich Zarathustras wahre Gefährtin. Die Gebildete würde jetzt gesagt haben, der Adler wäre das stärkste Tier und die Schlange das klügste. Die Korrekte würde gefragt haben, ob die Tiere stubenrein wären. Doch die Gefährtin Zarathustras fragte nach dem Notwendigen. Wer so weiß, was den Tieren not ist, weiß auch, was dem Manne not ist. O ich Zarathustra im Glück!“

Nach etlicher Zeit kam den beiden aufwärts Wandernden die Schlange entgegen, und man sah es dem klugen Tiere an, daß es sich freute, weil Zarathustra geheiratet hatte. Gleich darauf rauschte es mächtig über den Häuptern der beiden aufwärts Wandernden, und der Adler ließ sich auf Zarathustras linker Schulter nieder.

„Fürchtet sich Zarathustras Weib vor Zarathustras Vogel?“ fragte Zarathustra seine Gefährtin, die einen kleinen Schrei ausgestoßen hatte.

„Ach nein,“ antwortete sie, „ich war nur so erschrocken. Denn einen so großen Vogel habe ich noch nie gesehen.“

Dann kamen beide an in Zarathustras Einsiedelei, die seit diesem Tage umgewertet wurde in eine Zweisiedelei. „Denn zur Philosophie“, sprach Zarathustra, „habe ich jetzt die Liebe gesellt. Philosophie plus Liebe: also lautet nun Zarathustras Dualismus.“

Auch Jünger stiegen wieder einmal hinan zu Zarathustra. Denn sie hofften jetzt Lehren der Weisheit über das Verheiratetsein von ihm zu hören, wie sie früher Lehren der Weisheit über die Weiber von ihm gehört hatten. Zarathustra aber sprach zu ihnen: „Über das Verheiratetsein zu sprechen geziemt einem Verheirateten noch weniger als einem Unverheirateten.“ Da verließen die Jünger Zarathustra, und er hörte noch, wie sie beim Absteigen unter sich sagten: „Gar nichts mehr los ist mit dem Meister, seit er verheiratet ist.“ Da freute sich Zarathustra, daß seine Jünger schon wieder einmal anderer Meinung über ihn geworden waren.

Seine Philosophie aber gab Zarathustra weiter — wie er es aus seiner Junggesellenzeit her gewöhnt war — in laut gesprochenen Monologen von sich.

„Stundenlang", sprach daher einst Zarathustras Gefährtin, „könnte ich dir so beim Sprechen zuhören. Denn alles, was du sagst, klingt ja so wunderschön. Es ist nur zu jammerschade, daß ich kein Wort davon verstehen kann."

„Weil wir verschiedene Sprachen sprechen", sprach Zarathustra.

„Wir sprechen doch beide Deutsch", wandte Zarathustras Gefährtin ein.

„Aber ich spreche Hochdeutsch", sprach Zarathustra.

„Ich doch auch", sprach Zarathustras Gefährtin.

„Wenn Zarathustra sagt," sprach Zarathustra, „er spräche Hochdeutsch, so will er damit nicht sagen, er spräche Hochdeutsch. Sondern der Sinn meiner Worte war: Ich spreche die Sprache der Höhe, du aber und das Volk, ihr sprecht die Sprache der Tiefe."

„Ei, so lehre mich doch die Sprache der Höhe, Lieber," sprach Zarathustras Gefährtin, „denn eine Frau muß doch ihren Mann verstehen können."

Auf diese Worte seiner Gefährtin versank Zarathustra in ein tiefes und langes Nachdenken und sprach danach zu ihr also: „Du sollst mich verstehen lernen, aber auf einem anderen Weg, als du wolltest. Nicht ich werde dich die Sprache der Höhe lehren, sondern du sollst mich die Sprache der Tiefe lehren. Sodann werde ich dir meine Philosophie in deine Sprache übersetzen."

Also nahm Zarathustra Sprachunterricht bei seiner Gefährtin und sprach danach zu sich selber: „Es sollte künftig kein Philosoph mehr zum Volke reden dürfen, er habe denn zuvor eine Sprachlehrerin geheiratet."

Viertes Stück: Der Besuch aus der Tiefe. Es klopfte. „Herein," rief Zarathustra, „wenn's kein Nietzscheaner ist."

Ein einfach und anständig gekleideter Fremder trat ein und sprach: „Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle: Rendant Ellermann aus Lerchenhausen. Ich befinde mich, wie alljährlich um diese Zeit, auf meinem Sommerurlaub im Hochgebirge, denn wenn man das ganze Jahr über im Flachland leben muß, kommt einem zuweilen eine unwiderstehliche Sehnsucht nach hohen Gebirgen an. Da mich dies Jahr mein Weg gerade in Ihre Gegend führte, nahm ich mir die Freiheit, Ihnen, unserem berühmten Zeitgenossen, meinen Besuch zu machen. Ich werde Sie nicht lange stören, denn einem Philosophen von Ihrer Bedeutung soll man nicht seine kostbare Zeit stehlen."

„Die Zeit", sprach Zarathustra, „ist nur ein irrealer Begriff, und irreale Begriffe können mir jederzeit gestohlen werden. Bitte, nehmen Sie Platz."

„Hochinteressant," sagte der Rendant Ellermann, „was Sie mir da eben bemerkten. Ich sehe daraus, daß Sie über das Zeitproblem mit Kant übereinstimmen, also Kant nicht völlig ablehnen, wie neulich in Lerchenhausen behauptet wurde."

„Also man spricht noch von Kant und mir im Flachland von Lerchenhausen?" sprach Zarathustra.

„Aber natürlich!" sagte der Rendant Ellermann. „Überhaupt — um Mißverständnissen vorzubeugen — wenn ich eben von Lerchenhausen als von Flach-

land sprach, so war das nicht etwa bildlich, sondern nur wörtlich gemeint. Geistig ist Lerchenhausen durchaus kein Flachland, sondern es herrscht im Gegenteil ein äußerst lebhaftes geistiges Leben bei uns. Auch Sie haben viele begeisterte Anhänger unter den Lerchenhausenern."

„Das freut mich zu hören", hätte darauf Zarathustra beinah gesagt, sagte es aber nicht, denn zu einer direkten Lüge war er noch nicht trivial genug geworden. So gab es eine kleine Gesprächspause.

„Die Einsamkeit, in der Sie hier leben," nahm dann der Rendant Ellermann wieder das Wort, „gewährt Ihnen gewiß als Philosophen einen ganz besonderen Reiz."

„So sehr einsam", sprach Zarathustra, „ist es schon gar nicht mehr, denn der lästigen Neugierigen, die mich sehen wollen, gibt es mancherlei. — Bitte, behalten Sie Platz, Herr Ellermann, die Anwesenden sind natürlich ausgenommen."

„Na, ich weiß aber doch nicht —" sagte der Rendant Ellermann.

„Nur kein Mißtrauen!" sprach Zarathustra. „Hören Sie lieber, was ich neulich erlebte, und Sie werden mir zugeben, daß es auch unwillkommene Besucher gibt. Kommt also der Interviewer eines führenden Blattes zu mir. Inquiriert mich wie ein Untersuchungsrichter. Läßt sich auch meiner Frau vorstellen. Guckt in jede Ecke unserer Behausung wie ein Detektiv. Gebe ihm trotzdem jede gewünschte Auskunft, denn — du lieber Gott — man will doch nicht direkt unhöflich sein. Als der Kerl aber aus unserem Schlafzimmer gar nicht herauszubringen war und dort etwas zu suchen schien, stieg mir doch die Galle ins Blut und ich sagte: ‚Das notwendige Gefäß, das Sie offenbar vermissen, steht tagsüber hinter jenem Bretterverschlag. Sie brauchen es also wirklich nicht mit in Ihrem illustrierten Artikel über Zarathustras Heim abzubilden.' Sagt der Kerl: Nein, das, was ich dächte, hätte er nicht gesucht, sondern etwas anderes: er hätte doch mal so was gehört — von der Peitsche. Da tat es mir aber wirklich leid, daß ich keine bei der Hand hatte. Sehe ich aus wie ein Frauenprügler? Oder meine Frau wie eine, die sich prügeln läßt? — So ein Preßbengel!"

„Ohne Zweifel", sagte der Rendant Ellermann, „liegt hier eine entschiedene Taktlosigkeit vor. Gleichwohl werden Sie für einen unwürdigen Vertreter nicht die gesamte Presse verantwortlich machen, die nun einmal ein unentbehrlicher Kulturfaktor ist. Was wäre das deutsche Volk ohne seine Presse?"

„Denselben Gedanken", sprach Zarathustra, „habe ich auch schon einmal gehabt. Auch bin ich nicht ungerecht, sondern weiß, daß es auch außerhalb der Presse taktlose Menschen gibt. Denn hören Sie, was mir weiter kürzlich geschah. Kommen zwei Leutchen zu mir, die sich für meine Ehe interessierten. Begreiflich. Aber was interessierte diese Leutchen bei meiner Ehe besonders? Ob sie eine im Sinne des Bürgerlichen Gesetzbuches legitime Ehe wäre!"

„Ah," sagte der Rendant Ellermann, „gewiß ein paar Mucker aus einem Sittlichkeitsverein."

„Keine Ahnung," sprach Zarathustra, „sondern im Gegenteil. Ein modernes junges Ehepaar war es. Von den ganz Modernen, wissen Sie, die ihre Verheiratung in der Vossischen Zeitung unter dem Stichwort ‚Freivermählte' anzuzeigen

pflegen. Kamen also ganz aufgeregt zu mir und sagten, ein ungeheuerliches Gerücht durchbebe das Land: Zarathustras Ehe wäre standesamtlich. ‚Stimmt auch!‘ sagte ich. Wollten sie mir natürlich nicht glauben, und die junge Frau rief: ‚Der Meister höhnt uns.‘ Da zeigte ich ihnen die Papiere. Da waren sie ganz verdattert. Ich aber prägte an diesem Tage die folgende, bisher ungedruckte Sentenz: Man kann auch mit einer legitimen Frau in einem ethisch unanfechtbaren Verhältnis leben.“

„Eine sehr schöne und den Geist edelster Objektivität atmende Sentenz“, sagte der Rendant Ellermann. „Darf ich Gebrauch davon machen?“

„Gewiß dürfen Sie“, sprach Zarathustra. „Aber — warten Sie mal — in der bisherigen Fassung könnte die Sentenz doch zu Mißverständnissen bei den Modernen führen. Formulieren wir also so: Man kann auch mit seiner eigenen legitimen Frau in einem ethisch unanfechtbaren Verhältnis leben.“

Der Rendant Ellermann notierte gewissenhaft und sagte dabei: „Um diesen Besuch bei Ihnen, Herr Zarathustra, wird man mich in Lerchenhausen beneiden.“

„Das darf nicht sein,“ sprach Zarathustra, „denn den Neid hat Goethe für das schlimmste Laster gehalten, und man ist doch — wenn ich recht unterrichtet bin — sehr für Goethe in Lerchenhausen. Sagen Sie also den Lerchenhausenern, Goethe hätte den Neid verboten und Zarathustra hätte das Verbot bestätigt. — Wollen Sie den Lerchenhausenern außerdem auch noch etwas von Zarathustra allein sagen?“

„Aber gern“, sagte der Rendant Ellermann.

„So sagen Sie ihnen,“ sprach Zarathustra, „sie möchten nicht zu genial sein.“

„Verzeihen Sie, Herr Zarathustra,“ sagte der Rendant Ellermann, „aber ich glaube, das würde man für Ironie halten.“

„Wer sagt Ihnen denn,“ sprach Zarathustra, „ob nicht vielleicht Zarathustra die meisten Zarathustra-Stellen nur ironisch gemeint hat?“

„Aber, Herr Zarathustra,“ sagte der Rendant Ellermann, „dann wären Sie ja nur ein besserer Till Eulenspiegel.“

„Dieser Zarathustra-Auffassung“, sprach Zarathustra, „begegnet man äußerst selten. Gleichwohl will ich heute nichts Weiteres zu ihren Gunsten sagen. — Den Lerchenhausenern aber will ich nicht nur zurufen: ‚Seid nicht zu genial!‘ sondern sie auch lehren, wie man das macht, nicht zu genial zu sein. Verkündigen Sie also folgendes: Was aber rät Zarathustra den Lerchenhausenern? Dreierlei rät Zarathustra den Lerchenhausenern. Zum ersten: Ihr sollt euren Frauen treu bleiben, denn das gehört sich nicht anders. Zum zweiten: Ihr sollt pünktlich eure Steuern bezahlen, denn der Staat braucht das Geld. Zum dritten: Ihr sollt einmal ein Jahr lang nicht Nietzsche zitieren, denn es geht auch ohne das.“

„Nunmehr“, sagte der Rendant Ellermann sich erhebend, „bleibt mir nur noch übrig, Ihnen für die schöne und anregende Stunde, die Sie mir schenkten, meinen verbindlichsten Dank auszusprechen.“

„Wollen Sie wirklich schon gehen, Herr Ellermann?“ sprach Zarathustra.

„Es ist die höchste Zeit,“ sagte der Rendant Ellermann, „denn pünktlich um ein Uhr ist Table d'hote unten.“

„Dann freilich“, sprach Zarathustra, „darf ich Sie nicht länger aufhalten. Leben Sie wohl, Herr Ellermann.“

„Leben Sie wohl, Herr Zarathustra,“ sagte der Rendant Ellermann, „und behalten Sie mich in einem freundlichen Andenken.“

„Sie mich auch!“ sprach Zarathustra.



Wir Toten sind noch nicht tot . . .

Von Hans Ehrenhard

Was wir uns gewünscht mit heißem Verlangen,
Wofür wir gekämpft mit fiebernden Wangen,
Gezittert, gebebt,
Wir haben es nimmer erlebt.
Wir mußten fort von den andern
Hinab in den modrigen Schrein;
Nun ist zu Ende das Wandern
Und wir sind für immer allein. — —
Still liegen wir, still und bang
Und der Tod, der Tod wird uns lang,
Und das Herz ist uns voll von Kummer und Sorgen
Vom Morgen zum Abend und wieder zum Morgen;
Denn immer noch martert uns unbewußt
Die Angst um euch, ihr Brüder, die Brust,
Die Angst um Deutschlands heilige Not.
O, wir Toten sind noch nicht tot! — —

Und tönt uns zu Häupten ein Klingen
Wie von Glockengeläute und Singen,
Wie von Kindermund
Ein Lachen in festlicher Stund',
Dann wissen wir all, daß entschieden
Die lange, die endlose Schlacht,
Daß Sieg und goldenen Frieden
Sie den kämpfenden Brüdern gebracht. — —
Still liegen wir, selig und still,
Weil so schön uns erfüllt ist Wunsch und Will',
Der Wunsch, der unser einziges Streben,
Für den wir freudig das Letzte gegeben.
Dann ist es Zeit, dann schlummern wir ein
In den Massengräbern, im Totenhain;
Wenn Deutschland erlöst aus heiliger Not,
Dann sind wir Toten erst tot. — —



Die innere englische Gefahr

In einem Leitaufsatze „Die englische Krankheit" lenkt die „Deutsche Tageszeitung" die öffentliche Aufmerksamkeit auf Erscheinungen und Umtriebe, die so peinlich-seltsam wirken und so scharfes Aufpassen verdienen, daß sie an dieser Stelle an die große Glocke gehängt seien:

Männer der „nüchternen Überlegung", der „Kulturpolitik", kurz, einer Kategorie, welche hier nicht selten gezeichnet worden ist, haben beinahe seit Beginn des Krieges die sogenannte warnende Stimme erhoben, um eindringlich zu warnen, daß nicht ein unmoralischer Haß gegen Großbritannien im deutschen Volke Platz greife, welcher später eine Annäherung der beiden „so nahe verwandten Kulturvölker und ihnen die Erfüllung ihrer großen Mission für die gemeinsamen Ziele der Menschheit" (was ist das?) erschweren, wenn nicht unmöglich machen müßte. Dieses Lied ist ebenso bekannt wie seine Melodie. Wir können heute mit Befriedigung feststellen, daß in der breiten Masse der Bevölkerung ein der Wirklichkeit angemessenes Maß der Erkenntnis für England als die von rücksichtslosem Vernichtungswillen gegen das Deutsche Reich erfüllte Macht im Wachsen ist. Diese Erkenntnis hat sich erfreulich ausgebreitet und vertieft. Durch diese begrüßenswerte Erscheinung darf man sich aber nicht über die Tatsache täuschen lassen, daß die englische Krankheit besonders in verschiedenen Kreisen der höheren deutschen Gesellschaftsschichten nicht nur nicht verschwunden ist, sondern verheerender wütet als je. Spottete Bismarck 1870 und später über die deutschen Kreise, welche das „Mekka der Zivilisation" Paris nicht beschossen wissen wollten, so könnte man heute freilich mit mehr Besorgnis und Beschämung als Spott sagen, daß selbst während dieses englischen Vernichtungskrieges gegen uns England das „Mekka der Selbsterniedrigung" für Kreise in Deutschland darstellt, deren Einfluß man nicht unterschätzen darf. Auch heute noch „imponiert" diesen Männern und Frauen, die Deutsche sind und sich auch Deutsche nennen, das englische Wesen. Sie empfinden das unbezwingliche Bedürfnis, man könnte es beinahe ein masochistisches nennen, sich dem englischen Wesen anzupassen, ihm zu schmeicheln und sich ihm zu unterwerfen. Ihnen imponiert alles, die englischen Formen der Lebensführung, des Verkehrs und der Geselligkeit, das Äußere überhaupt, der Sport, das Teetrinken, die tägliche Lebensführung und Zeiteinteilung, nicht zum wenigsten die bequeme und von Elendigkeiten des äußeren Lebensdaseins unberührte Lebensführung der bemittelten Klassen, die äußere Sicherheit, der man sich so gerne unterwirft, und die man dabei so gerne nachahmen möchte. Kurz, das alles ist genau so wie in den siebziger Jahren. Seitdem hat sich die deutsche Bevölkerung enorm vermehrt, und prozentual mag infolgedessen die Zahl dieser Englandanbeter geringer geworden sein. Absolut gezählt, ist sie sicherlich nicht geringer geworden. In diesen Kreisen hört man von Anfang des Krieges an, wie frevelhaft es sei, Luftangriffe gegen englische Städte zu unter-

nehmen. Besonders damals, als London gelegentlich mit Bomben beworfen wurde, waren die deutschen Kulturvettern außer sich vor Entrüstung. Sie sind, wie nicht gesagt zu werden braucht, gegen jede rücksichtslose Kampfbetätigung Großbritannien gegenüber. Sie empfinden jede rücksichtslose Kennzeichnung englischen Wesens und englischer Handlungen wie eine Schmach gegen die Kultur und wie eigenen Schmerz. Sie sind überhaupt sehr empfindlich, sehr formell, sehr ästhetisch, sehr zart, sie haben, auch wenn es dem Geschlechte nach nicht zutrifft, etwas ausgesprochen Weibliches. Sie besitzen eine an das Religiöse grenzende verehrende Vorstellung von der Unermeßlichkeit der britischen Macht und empfinden es als eine Anmaßung, die sich bestrafen müsse, daß Deutschland nicht den britischen Wünschen Folge geleistet habe, sondern Krieg führe. Sie finden, daß das Deutsche Reich unter Bedingungen, welche Großbritannien uns auflege, Frieden schließen müsse. Sonst werde es sicher schlecht enden, und Deutschland habe sich das dann selbst zuzuschreiben.

Diese Gesinnungen bleiben nicht im stillen Kämmerlein verborgen, sondern werden eifrig und emsig propagiert, sei es durch Briefe — sehr interessante Briefe — ebensowohl wie mündlich. Ohne das Maß der Mitwirkung des seiner physischen Natur nach als männlich zu bezeichnenden Teiles dieser „Kreise", wie wir sie weiter nennen wollen, zu unterschätzen, wäre das Bild doch zu unvollständig, wollte man nicht die hervorragende Rolle der — auch physisch betrachtet — weiblichen Mitwirkenden in das gebührende Licht setzen. Man muß, glauben wir sogar, das weibliche Geschlecht hier als führend bezeichnen. Da sind in erster Linie die englisch geborenen und die ihrer Abkunft nach vorwiegend oder bis zu einem gewissen Grade englischen Damen. Durchweg bildet jede von ihnen ein Kraft- und Wirkungszentrum für Propaganda im englischen Sinne. Wir brauchen nicht zu bemerken, daß diese Propaganda eine antideutsche und deshalb nicht nur eine verwerfliche, sondern angesichts der bekannten deutschen Eigenschaft gerade jetzt, gerade in diesem deutschen Daseinskampfe gegen England und seine Gehilfen eine höchst gefährliche ist. Man macht sich in Deutschland wohl meist keine Vorstellung davon, eine wie wirksame Tätigkeit die englische oder halbenglische Frau mit ihren beinahe immer zahlreichen deutschen Nachläufern und Nachläuferinnen jetzt auf deutschem Boden entfaltet. Sie arbeiten unauffällig, aber um so emsiger, wie die Feldmäuse in einem Weizenfelde. Sie kennen die deutschen Schwächen und Angriffspunkte genau und verfügen in vollem Maße über die praktische britische Erbweisheit der Behandlung von Menschen, die sie schwach wissen oder schwach glauben.

Wir glauben diese minierende Arbeit des englandfreundlichen und englischen Elementes, wie es hauptsächlich durch Frauen vertreten wird, nachdrücklich hervorheben zu müssen. Sie sind viel gefährlicher, als vielleicht im allgemeinen angenommen wird, und zwar nicht nur durch ihre Eigenschaften, sondern besonders durch die Gesellschaftskreise, in denen sie

leben, und durch die Beziehungen, welche sie haben. Von Ausnahmen, die gewiß vorhanden sein mögen, sprechen wir nicht; sie bestätigen, wie immer, die Regel. Durchweg betrachtet, sind sie aber die Hauptträger der knochenerweichenden englischen Krankheit in Deutschland. Wir möchten nicht verfehlt haben, auch hieran heute zu erinnern und auf ein im Sinne des Wortes schleichendes Übel aufmerksam zu machen, welches schlimm ist. Je schärfer sich die Aufmerksamkeit der Deutschen auf die Träger und die Herde der Krankheit richtet, desto eher wird man hoffen können, daß sie eingedämmt und schließlich erstickt werde.



Und wieder kam der Frühling...

Von Hugo Waldhier

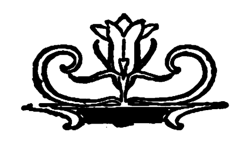
Und wieder kam der Frühling geflogen
Und spannte nach altem Herrscherrecht
Ein klingendes Lerchenliedergeflecht
In den blaßblauen Himmelsbogen.

Und seine segnenden Sonnenfinger
Verscheuchten die träge Winterruh'
Der träumenden Erde und lockten im Nu
Vieltausend buntfarbige Wunderdinger.

Brautzeit der Erde...! Kaum zu verstehn,
Daß irgendwo gellende Eisenkeulen
Den lachenden Lerchenhimmel durchheulen
Und schmetternd zur Tiefe niedermähn...

Daß irgendwo Wesen dem Todesgraun —
Wie hundertjährige welke Greise
Dem nahen Ziel ihrer Erdenreise —
In voller Jugend entgegenschaun.

Und daß sie erblassen und hilflos sterben
Und noch im Tode mit ihrem Blut
Die prangende Frühlingskinderbrut
Tränken und färben...





Tirpitz

Am 14. März dementierte das Wolffsche Bureau das Gerücht, daß der verschärfte U-Boot-Krieg gemäß der Denkschrift vom 8. Februar nicht durchgeführt oder aufgeschoben würde, und schloß mit der Versicherung: „Er ist im vollen Gange." Unter dem 15. März genehmigte der Kaiser das Abschiedsgesuch des Staatssekretärs von Tirpitz, das ihm am 12. März vorgelegt worden war, nachdem Wolff am 13. mittags gemeldet hatte, daß Herr v. Tirpitz seit einigen Tagen erkrankt sei, und am 15. abends die Einreichung des Abschiedsgesuches, ohne Hinzufügung des Krankheitsgrundes, mitgeteilt hatte.

Nach diesen Feststellungen fährt Otto Hoetzsch in der „Kreuzzeitung" fort:

Der Rücktritt des deutschen Reichsmarineministers, mitten im Weltkriege und bevor die deutsche Marine ihre letzten und höchsten Proben hat ablegen können, ist ein Ereignis von größter Bedeutung. Mit Schmerz und Erschütterung sehen wir diesen Mann von seinem Posten scheiden; es ist keine Übertreibung, wenn wir sagen, daß die Gefühle, die sein Rücktritt in uns aufwühlt, nur mit denen zu vergleichen sind, als Otto v. Bismarck, auch um die Iden des März, von seinem Lebenswerke schied. Von allen Seiten wird dem Staatssekretär der Dank für seine Lebensarbeit, oft in leidenschaftlichen Tönen der Liebe und Verehrung, dargebracht. Scheidet doch in ihm der älteste Minister aus dem Amte, das er fast 19 Jahre, getragen von dem Vertrauen seines Kaisers, seit dem Juni 1897 verwaltet hat. Aber nicht die Länge, sondern der Inhalt seines Lebenswerkes rechtfertigen das Bedauern und den Dank der Nation bei seinem Rücktritt. Denn Admiral v. Tirpitz war ein wahrhaft schöpferischer Minister seines Herrn und seines Staates, und das können nur wenige Staatsmänner der letzten Jahrzehnte von sich sagen.

*

Tirpitz hat auf die Anregung und im Auftrage Kaiser Wilhelms die deutsche Flotte geschaffen. Wir maßen uns kein Urteil über die mancherlei technischen Fragen, die mit seinem Rücktritt wieder berührt wurden, an; die Hauptstreitfrage, ob Hochseeschlachtschiff oder U-Boot, wird heute auch in England scharf erörtert, und erst, wenn überhaupt, mit dem Ausgange des Weltkrieges ihre Entscheidung finden. Uns genügt, daß Tirpitz neben dem Aufbau der Hochseeschlachtschiffe, in dem er 1908 dem Übergange Englands zum Dreadnoughtbau folgte, das U-Boot nicht vernachlässigt hat. Das hat der Krieg zur Überraschung des Auslandes, auch zur Überraschung weiter Kreise Deutschlands, gezeigt. Im engen Rahmen, der ihm finanziell gezogen war, hat er vorsichtig und bestimmt den Aufbau der Marine auf technisch völlig gesicherter Grundlage durchgeführt und seinen Mitarbeitern, Offizieren und Matrosen, zugleich diesen bewundernswerten Geist der stürmischen Angriffslust wie der Disziplin eingehaucht, der die jüngere Waffe ebenbürtig neben die Landarmee gestellt hat.

Und wie war Tirpitz im Anfang durch die Stimmung in Deutschland gegenüber einer deutschen Flotte behindert! Man kann sagen, daß eine solche Stimmung in den neunziger Jahren überhaupt gar nicht vorhanden war. Dem Erfordernis, das der Flottengründungsplan Stoschs ausgesprochen hatte, war in der gesetzten Zeit nicht nur nicht entsprochen worden, der Bestand der Flotte war sogar darunter zurückgegangen; die Flotte hatte, wie es Fürst Hohenlohe am 6. Dezember 1897 ausdrückte, im ersten Vierteljahrhundert des Reiches „von der Hand in den Mund" gelebt. Und als Tirpitz sein Amt antrat, stellte die Begründung zum ersten Flottengesetz fest, daß „die Marine mit ihrem heutigen Schiffsbestand nicht in der Lage sei, deutsche Interessen im Auslande so kraftvoll zu vertreten, wie dies zu Anfang der achtziger Jahre möglich war". Diese Unterlassung war erst nachzuholen und gegenüber einem Reichstage, der zunächst gegen alle „uferlosen" Flottenpläne war, worunter man im Grunde jede Vermehrung der deutschen Kriegsflotte verstand. Als Tirpitz 1912 seine letzte Flottenvorlage vorlegte, hat er fast keinen Widerspruch im Reichstag mehr gefunden; er verfügte über eine fast bedingungslose Zustimmung, er war der Minister geworden, dem vom Parlament die allergeringsten Schwierigkeiten gemacht wurden.

Getragen hat ihn dabei von Jahr zu Jahr mehr die Stimmung im Lande, in dem die Flotte immer volkstümlicher wurde. Aber diese Popularität hat zum großen Teile auch erst Tirpitz selbst geschaffen, mit einem Geschick in der Gewinnung der öffentlichen Meinung, in der Behandlung der Presse, das von keinem einzigen der übrigen Ressorts auch nur entfernt erreicht worden ist und seinesgleichen nur in der meisterhaften Art der Bismarckschen Behandlung dieser Dinge hatte.

Durch diese Erfolge wuchs die Stellung des Großadmirals von Jahr zu Jahr über die Grenzen seines Ressorts hinaus. Nicht viele machten sich klar, als im vorigen Jahre der Wechsel in der Leitung des Admiralstabes eintrat, daß damit die Stellung des Staatssekretärs formell gar nicht berührt wurde, daß er formell nur Marineminister war, neben dem der Chef des Admiralstabes ebenso selbständig steht, wie der Generalstabschef neben dem Kriegsminister. Formell war das alles so, tatsächlich aber war Tirpitz die Verkörperung der Marine schlechthin, allen übergeordnet, alle mit seinem Geist erfüllend, alle bestimmend. So nahm er denn auch als Ressortminister im Kreise aller Minister eine Stellung ein, wie sie unter dem neuen Kurs nur noch einer gehabt hat, der Finanzminister v. Miquel. Und darum reißt sein Rücktritt eine Lücke, die auch durch den Tüchtigsten nicht voll ersetzt werden kann, weil es eine so überragende Persönlichkeit nur einmal in einer Behörde gibt.

*

Tirpitz war aber nicht nur Schöpfer der Marine, der Schmied der Waffe, die sich im Weltkriege zur See bewähren sollte. Man hat ihn jetzt mit dem Namen des Roons der Marine geehrt, aber selbst das erschöpft sein Lebenswerk nicht. Diese Persönlichkeit hebt sich vielmehr erst richtig auf dem Hintergrund des gesamten deutschen Flottengedankens ab. Tirpitz wurde, indem er die Aufgabe übernahm, eine deutsche Kriegsflotte zu schaffen, zugleich der Träger bestimmter weltpolitischer Gedanken, mit denen in den letzten Jahren des versunkenen Jahrhunderts sich das deutsche Volk erfüllte. Denken wir heute zurück an die Jahre etwa zwischen dem Erwerb von Kiautschau und dem Ende des Burenkrieges, in denen wir uns mit voller Freude und Zukunftssicherheit in die neue Ära der Weltpolitik hineinwarfen, in denen wir alle die großen Gedanken und Ausblicke begeistert in uns aufnahmen, die in der Agitation für die deutsche Flotte uns damals entgegengetragen wurden! Die Schwierigkeiten, die die Deutschland nun einmal auferlegte Vereinigung von Welt- und Kontinentalpolitik mit sich bringen mußte, sah man damals weniger, übersah man gar oft.

Kaiser Wilhelm hatte am 18. Januar 1896 vom größeren Deutschland gesprochen, und in unmittelbarer Folgerichtigkeit sprach er dann in Hamburg das Wort aus: „Bitter not

ist uns eine starke deutsche Flotte!" Aber es war nicht die Flotte schlechthin, für die „uferlose" Pläne gemacht und durchgesetzt werden sollten. Sondern der Mann, den der Kaiser zur Durchführung des Werkes berief, sah diese „waffenmäßige Großmachtpolitik" (nach dem Bismarckschen Ausdrucke) in einer ganz klaren Begrenzung und Zielrichtung und deshalb war er von vornherein nicht nur technischer Organisator, sondern auch Träger eines bestimmten politischen Zieles und Willens. Als die zweite Flottenvorlage eingebracht wurde, führte er aus, daß „die deutsche Marine dem größten Gegner gegenüber so eingerichtet sein müsse, daß der Verteidigungskrieg in der Nordsee in der Seeschlacht möglich ist; sie rechnet mit überseeischen Konflikten mit europäischen Mächten (die werden in Europa entschieden), mit überseeischen Konflikten mit außereuropäischen Mächten von großer Seemacht (dafür ist auf die heimische Schlachtflotte zurückzugreifen) und mit dem Auslandsdienste zur Vertretung der deutschen ausländischen Interessen und gegen halbzivilisierte Staaten von geringer Seemacht". Mit den Gesetzen vom 10. April 1898 und 14. Juni 1900, die diese Gedanken durchführten, wurde daher die Flotte nicht nur, wie der Zentrumsführer Lieber sagte, aus einem Mechanismus ein Organismus, sondern erhielt sie auch neue Aufgaben, aber in fest umgrenzter Bestimmung ihres Zweckes und ihrer Verwendungsmöglichkeit. Offensichtlich konnte jener größte Gegner auch in einer Zeit, da die Beziehungen zwischen Deutschland und England noch freundlich waren, nur England sein, und auf dieses war Umfang und Kampfrüstung einer deutschen Flotte von vornherein eingestellt.

Konnten wir je die Größe der englischen Flotte erreichen? Natürlich hat Tirpitz niemals daran gedacht, was auch für die spezifische Aufgabe Deutschlands zur See gar nicht nötig war. Aber in jenen seinen Worten ist der Kern seines marinepolitischen Systems ausgesprochen, den man als den Risikogedanken für den englischen Gegner bezeichnet. Was der bedeutet, weiß heute jedes Kind. Schon durch ihr Vorhandensein fesselt die deutsche Flotte den weitaus größten Teil der englischen Hochseeflotte in den heimischen Gewässern, und diese hat bis heute das Risiko nicht auf sich genommen, die offene Seeschlacht zu wagen, zu der sie durch ihre überlegene Streitkraft in der Lage wäre, weil sie genau nach dem Tirpitzschen Gedanken die unausbleiblich dann eintretenden Verluste nicht riskiert und in ihren Folgen für die gesamte englische Seeherrschaft fürchtet. Wie Fürst Bülow immer und immer wieder betonte, war Sinn und Zweck der neuen deutschen Flotte nur defensiv. Hat sich dieser Defensivgedanke in seiner technischen Durchführung durch den Admiral v. Tirpitz nicht im Kriege auf das glänzendste bewährt? Sind nicht dadurch automatisch (ohne Unterschätzung Helgolands und der Küstenbefestigungen) unsere Küsten vor jeglichem feindlichen Angriff geschützt geblieben? Wer im Rückblick auf die Leistungen der deutschen Marine im Weltkriege die zweifelnde Frage erhebt, ob sie geleistet habe, was man von ihr erwartete, soll sich fragen, ob mehr als diese Leistungen zu verlangen und zu erwarten war. Kaiser Wilhelm hat jedenfalls, beim goldenen Dienstjubiläum des Admirals am 24. April 1915, das voll anerkannt mit dem Telegramm: „Mit berechtigtem Stolz können Sie auf Ihr Lebenswerk blicken, dessen Bedeutung der gegenwärtige Krieg in das hellste Licht gesetzt hat."

Erst im Kriege selbst — und das ist vielleicht der beste Beweis für die Defensive, die Friedensabsicht des deutschen Flottenwerkes — ist die Marine zur Offensive übergegangen, indem sie das U-Boot zum Angriff auf die Küste und die Verkehrsadern des Gegners, also auf das Herz seiner Machtstellung benutzte, das mit den anderen Mitteln des Seekrieges zu erreichen unmöglich war. Ehe die letzten Entscheidungen dieser Offensive gegen England fielen, hat der Meister sein Werk verlassen müssen.

Verkörperte Tirpitz in der Marine den weltpolitischen Gedanken, daß sich Deutschland in der Weltpolitik gegen England behaupten, sichern, gegebenenfalls durchsetzen müsse, verkörperte er damit, und je länger, desto mehr, auch diesen Gegensatz selbst. Mit Recht hat darum England, weil Tirpitz sein Werk nicht als Selbstzweck ansah, sondern unter dem Ge-

sichtspunkt bestimmter politischer Zwecke und Möglichkeiten schuf, diesen Mann als seinen eigentlichen Gegner betrachtet. In Zeiten, als es schien, daß zwischen Deutschland und England günstigere Verhältnisse herbeigeführt werden könnten, stand daher er für England als Haupthindernis im Wege. Er hat auch die englischen Sirenenklänge von einer Beschränkung der Rüstung zur See, auf die Deutschland im Ernst ja niemals eingehen konnte, hingehalten und wirkungslos gemacht. So hat das deutsche Volk, als der Krieg mit England da war, in dem Minister seiner Marine vor allen anderen den Hauptträger dieses weltgeschichtlichen Gegensatzes gesehen, der den kriegerischen Zusammenstoß mit England von sich aus nicht gefördert, aber sein Kommen wohl im Innern immer als unausbleiblich angesehen hat. Wer heute bei uns ängstlich erwägt, ob wir ohne Tirpitz und ohne die Flotte den Krieg mit England hätten, der hat die ganze Flottenbewegung nur gedankenlos mitgemacht und vergißt, daß schon die junge Flottenbewegung mit dem Kriege Englands gegen die Buren parallel ging, der die beginnende Entfremdung hüben wie drüben schon den Massen zu Bewußtsein brachte. Können wir ohne Weltpolitik leben oder nicht? Die Antwort auf diese Frage ist bereits vor zwanzig Jahren gefallen, sie wird jetzt im Krieg mit den Waffen gegeben, und wir danken Gott, daß wir dazu die Waffe zur See haben, ohne die die weltpolitische Begeisterung nur Festredenphrase war. In den Zeiten, da alle diese Gedanken zum ersten Ausdruck kamen, sprach einmal der Staatssekretär v. Bülow von den Lebensinteressen, die Deutschland im fernen Osten habe, und Fürst Herbert Bismarck, der damals dem Reichstage angehörte, entgegnete darauf, daß Deutschland Lebensinteressen nur in Europa habe. Heute sehen wir, daß es gar nicht möglich ist, diesen Gegensatz so auszusprechen; es ist kein Zufall, sondern auf das tiefste in Lage und Schicksal Deutschlands begründet, daß gerade die politischen Kreise Deutschlands, die auf das energischste und lebhafteste die deutsche Heimatpolitik verfechten, heute die entschlossensten Vertreter des Kampfes gegen England bis zum siegreichen Ende sind.

Wann wurde Jesus gekreuzigt?

Oft hört man die Frage aufwerfen: weshalb ist Ostern ein bewegliches Fest, und warum feiert man es nicht an dem wahren Todestag Jesu? Die Antwort lautete dann stets: weil man Ostern an einem Sonntag feiern will, und der Todestag Jesu, ja nicht einmal sein Todesjahr bekannt sind.

Seit kurzer Zeit gilt aber letzteres nicht mehr. Die Streitfrage wurde nämlich durch Stentzel in ganz unanfechtbarer Weise gelöst, indem er seine Untersuchungen lediglich auf Grund feststehender astronomischer und geschichtlicher Tatsachen vornahm und dabei auf Grund der biblischen Angaben untersuchte, was sich mit letzteren machen läßt. Danach kam er zu folgenden unanfechtbaren Schlüssen:

Jesus wurde am 14. Nisan des jüdischen Kalenders, dem Rüsttag oder Vorsabbat zu dem Massôt-Fest, im 19. Jahre der Regierung des Kaisers Tiberius, unter dem Konsulat des Ser. Sulpicius Galba, und im 4. Jahr der 202. Olympiade, entsprechend dem 3. April des Jahres 33 des julianischen Kalenders, an einem Freitag, in der Mittagsstunde auf dem Hügel Gulgoleth bei Jerusalem gekreuzigt, am beginnenden 15. Nisan, dem großen Sabbat des Massôt-Festes, d. h. ebenfalls am Freitag, den 3. April 33, abends zwischen 6 und 8 Uhr, vom Kreuze genommen und im Felsengrabe des Joseph von Arimathia im Garten am Fuße des Hügels Gulgoleth beigesetzt. An demselben Tage verdunkelte in den ersten Nachmittagsstunden ein Gewittersturm die Gegend von Jerusalem; an demselben Tage ging auch gegen 6 Uhr abends der vom Erdschatten bedeckte Mond noch teilweise verfinstert über Jerusalem auf, während am

selben Abend noch ein heftiges Erdbeben Jerusalem und seine Umgebung erschütterte. (Eine natürliche Folge des Einwirkens der Syzigien auf das Innere der Erde.)

Die Art und Weise, wie Stentzel zu seinen Schlußfolgerungen gelangte, ist sehr scharfsinnig und unanfechtbar. Von den Jahren 29—35, die doch allein nur in Betracht kommen können, ist es einzig und allein nur das Jahr 33, an dem der Passah-Vollmond auf einen Freitag fiel. Dazu kommt noch, daß die einzige Mondesfinsternis (unter 9, die zwischen den Jahren 29—33 fielen) jene vom 3. April war, die sich zur Osterzeit ereignete. (Den Irrtum einer Sonnenfinsternis weist Stentzel überzeugend nach.) Was die in den Evangelien erwähnte mehrstündige Finsternis anbelangt, so erklärt sie sich auf natürliche Weise durch die Annahme eines ungewöhnlichen Gewittersturmes, der oft Begleiterscheinung von Erdbeben und Finsternissen ist, und der auch durch die von Stentzel angeführten Angaben des sogenannten „Essäer-Briefes" und des „Benan-Briefes" bestätigt wird. Dies ist aber nur nebensächlich. Die Hauptsache liegt in der astronomischen Begründung. Daß diese unanfechtbar ist, wird niemand leugnen können, der Stentzels Buch „Jesus Christus und sein Stern" (mit 16 Tafeln und Geschichtstabelle) gelesen hat.

Prof. Dr. Leo Brenner

Helmut von Mücke — Xenophon von Athen

„Ayesha" — „Anabasis"

Was es mit der „Ayesha" des Helmut von Mücke, dem Landungszug des Kaiserlich Deutschen Kriegsschiffs „Emden", für eine Bewandtnis habe, wußte man schon, ehe neuerdings das Buch dieses Namens durch die Zeitungen angekündigt wurde. Dem Buch und dem Mann seinen Platz und Rang in der Weltgeschichte und Weltliteratur weiter zu sichern, dazu dürfte eine solche Gegenüberstellung, wie sie in unserer Überschrift erscheint, etwas Günstiges beitragen. Wenn freilich die Welt — was Gott verhüte! — mit ihrer Geschichte und Literatur nach dem Krieg noch englischer würde als zuvor, dann wäre Mückes Ayesha besorgt und aufgehoben: die Kriegsfahrt dieser fünfzig deutschen Helden wäre dann so eine Fabel wie die Argonautenfahrt, und was dem Xenophon von Athen mit dem Heldenbuch seiner Anabasis durch einzelne fachkritische Stimmen geschehen ist, das müßte sich Helmut von Mücke vom Gesamtchor der englischen Lügenpresse gefallen lassen: die Leugnung seiner Glaubwürdigkeit. Aber wie Xenophons Bericht vom Rückzug der Zehntausend aus dem Innern des feindlichen Perserreichs aller äußeren Anfechtung doch durch seine Gesundheit und Lebensfülle trotzt, so müsse auch noch in später Zukunft die Wunderkunde aus dem Munde Mückes vernommen werden von seiner kühnen Heimfahrt mit seinen fünfzig Getreuen im Kriegsjahr 1915.

Unwillkürlich geht der Blick zwischen Ayesha und Anabasis (eigentlich Katabasis) hin und her und fühlt sich zu Vergleichungen eingeladen. Halb Landweg halb Seefahrt hier wie dort, nur daß die Griechen nach Erzwingung des Landweges und mit Erreichung des Meeres das Schlimmste hinter sich hatten, unsere Fünfzig in umgekehrter Folge nach den Gefahren der langwierigen Seefahrt erst vor die gesteigerten Hindernisse und Beschwerden des Landwegs gestellt sind, des Zuges durch die arabische Wüste. Verluste an Weggenossen bei den einen wie andern durch Feindesüberfälle und durch Erschöpfung, dann hier wie dort Aufopferung aller Habe in der höchsten Not mit Ausnahme von Waffen und nötigster Nahrung, nur um das Leben zu retten; beiderseits mühsame Verständigung durch Dolmetscher, kluge Verhandlung mit Häuptlingen, listiges Ausweichen bei unliebsamen Begegnungen; im Bedarfsfall Verwandelung von Fußvolk in Berittene; vornehmlich aber, was uns bei den Zehntausend des Xenophon von jeher auf Schritt und Tritt besonders ergötzt hat: alle die Beispiele vom

Geschick des gesitteten Menschen, sich trotz anfänglicher Entblößung in der Wildnis durchzuhelfen und auszustatten, — diese Robinsonade auch durch die ganze Geschichte der Ayesha hingeflochten, wenn da zunächst unsere Leute schon Kleidermangels halber so ziemlich nackt ihres Weges dahinfahren, wenn sie sich dann in ihrem unzulänglichen Findlingsschifflein heiter genügsam einrichten, den Regen als Trinkwasser abfangen, aus einem Trödel ihre Signale und ihre Phantasieflagge gewinnen, ihrem Schiff einen täuschenden Namensausweis erborgen und aufmalen, wenn sie, um des eindringenden Wassers im Schiffbauch Herr zu werden, erst die Kolben alter Pumpen mit Hosenlappen dichtsetzen müssen, hinwiederum aber in Ermangelung von Waschzeug die Wolkenbrüche jenes Himmelsstrichs in Schaukelbäder verwandeln, Bäder— beiläufig: wo bleiben die bei Xenophons wasser- und badelustigen Griechen?

Dem vergleichenden Leser und Hörer entgeht es nicht, daß die „Ayesha" doch in manchem gar es der „Anabasis" zuvortut. Rechnet der Krieg von heute bekanntlich mit größeren Verhältnissen, als die früheren waren, so ist auch für die Ayesha bei aller Kleinheit der Mannschaft die Wegstrecke mindestens die doppelte, und es sind die Abenteuer dreifach gruselig. Des Wetters Tücken mit Frost auf Gebirgeshöhe, mit Glühhitze in der Wüste, mit Wolkenbruch und Meeressturm bis zum nächtigen Schiffbruch hat unserm deutschen Häuflein doch ganz anders mitgespielt, als etwa der ungewohnte Schneefall dem Griechenheer. Und die sieben Bücher der Anabasis wissen von keiner so grausigen Lage, als es jene war, da die Fünfzig durch Tage und Nächte hindurch in engem Wüstenlager und bitterem Mangel, umlauert und beschossen von Räuberhorden, den Sendlingen des argen Englands, auch noch durch allerlei Ungeziefer, insonderheit durch Massen der daumenlangen schwarzen Mistkäfer heimgesucht und um ihre letzte Ruhe, nur eben nicht um die Besinnung gebracht wurden.

Hat uns zur Gegenüberstellung der beiden Bilder Ayesha und Anabasis die Menge ähnlicher Züge eingeladen, nicht minder verdienen wichtige Unterschiede erkannt und ergründet zu werden. Breit und gemächlich fließt der Redestrom bei Xenophon dahin, in knapper Fassung und sichtlichem Vorwärtsdrang schreiten die Worte Mückes an uns vorüber. Und doch hat man von Land und Leuten Arabiens bei Mücke ebensoviel erfahren, als bei Xenophon von den Zuständen armenischer Völker. Xenophon verzeichnet gern alles, was rundum im Dunkel des Feindeslandes erhellt wird, wenn er seine altmodische Fackel hochhält; Mücke sucht die Umgebung mit dem modernen Scheinwerfer ab und greift um so schärfer das heraus, was über sein und seiner Leute Schicksal demnächst entscheidet. Verschieden wie die Art der Beobachtung ist eben auch die Sinnesart selbst, und hier drängt sich ein Wort vom „Geist der Zeiten" auf: Wenn Mücke dem Sturm ausweicht durch Berechnung der Wind- und Meeresströmungen, so sucht Xenophon den Windgott durch Opfer zu beschwichtigen. Der Grieche läßt sich von Vorzeichen und Träumen und Opferbefund leiten, und so vergißt er am erreichten Ziel auch nicht, den Göttern den Zehnten von seiner Beute als Dank darzubringen. Beute zu solchem frommen Opfer stand ja unseren fünfzig deutschen Helden schon gar nicht zu Gebot; aber man könnnte mit den Bibelworten fragen: Ist keiner von ihnen, der Gott die Ehre gebe? Es geht anscheinend recht gottverlassen unter ihnen zu. Daß sie bei der Bestattung des Kameraden die kirchliche Feier andeuten, ist alles, was derart vorkommt. Und doch, wenn wir die Frömmigkeit, die Pietät eigentlichsten Sinnes hüben und drüben, bei diesen Deutschen und bei jenen Griechen, gegeneinander abwägen, welche Wagschale hat mehr Gehalt und Gewicht? Zwist und Unmut unter der griechischen Mannschaft, Mißtrauen, Vorwürfe, Undank gegen die Führer, Mißverständnisse auch unter den Führern selbst ziehen sich neben vielen Zügen von männlichem Mut und menschlichem Reiz durch die Katabasis jener Leute hin, die eben von Anfang bis Ende nicht durch Pflichtgefühl und Staatsordnung zusammengehalten werden, sondern durch die bloße Not der Fremde. Bei unseren Fünfzig dagegen kameradschaftliche Hilfsbereitschaft und Selbstverleugnung durchweg, vertrauender Gehorsam der Mannschaft gegen die Führer, bei den Führern das Bewußtsein der Verantwortlichkeit fürs Wohl der Mann-



schaft und die Gewißheit der Hingebung dieser Mannschaft an die Führer; daher ein Zusammenwirken, das über die Zufälligkeit und Hinfälligkeit des persönlichen Daseins erheben müßte, selbst wenn es keine Bürgschaft des Erfolges gegen die Übermacht in sich trüge. Mit der Gesinnung und Haltung, wie wir sie bei den Griechen der Anabasis finden, wären die Leute der Ayesha verloren gewesen! Diese Fünfzig aber, die gerettet sind, wollen ja nur gerettet sein, um sich so bald wie möglich wieder in den Dienst und Kampf fürs Vaterland zu stellen. Das ist der fromme Sinn, ist die „Pietät“, worin ursprünglich jede Pflichterfüllung gegen Gott, Vaterland, Eltern, Brüder begriffen ist. Sie haben wenig Zeit und Anwandlung zu frommer Andacht gehabt, diese Leute der Ayesha, aber wie eine Andacht überkommt es uns, die Leser, wenn Kapitänleutnant Mücke sein und seiner Leute Heldenwerk krönt und seine Vollmacht in die Hände seines Admirals zurückerstattet mit den ebenso schlichten wie frommen Worten: „Melde gehorsamst Landungszug der ‚Emden‘ zur Stelle.“ **Professor P. Feucht**



Woher stammt das Wort „boche“?

Die bisherigen Erklärungen und Ableitungen (z. B. aus caput) wirken durchweg wenig überzeugend und weit hergeholt. Wahrscheinlicher wirkt für mich eine Erklärung, in der mich ein „Warte“-Beitrag des 2. Januarheftes des Türmers: „Französischer Kindermund“ (S. 575) bestärkt. Das Wort „boches“ ist dort mit Barbaren, Wilde, Spione, Verräter, Diebe, Banditen, Henker als gleichbedeutend zusammen genannt. Die letzten beiden Worte, ergänzt durch „Schinder“, „Abdecker“, erscheinen als die treffendste Übersetzung, und zwar aus folgendem Grunde:

Ein französischer Oberst, Lamé Fleury (1797—1878), widmete sich nach seinem Abschiede aus der Armee der Jugendschriftstellerei. Seine geschichtlichen Erzählungen vor allem sind in Frankreich sehr beliebt. Sein bedeutendstes Werk: „Cours d'Histoire racontée à la Jeunesse“ schließt ab mit einer „Histoire de France“, in welcher der Abschnitt „La Démence de Charles VI“ für unsern Zweck wichtig ist. Im Jahre 1407 wird der Herzog Louis von Orléans durch Kreaturen des Herzogs Johann von Burgund ermordet. Es wird bekannt, daß Herzog Johann Urheber der Tat ist, und dieser bekennt sich zu ihr. Er lebt einige Zeit zurückgezogen in Burgund, kehrt dann aber trotz der vielen Feindschaften, die er in Paris hat, in die Hauptstadt zurück. Hier hält er seine Gegner in Furcht und Schrecken, indem er die Schlächter (Metzger) der Stadt, die er als Parteigänger gewinnt, bewaffnet. Wörtlich heißt es weiter: „Ces hommes, accoutumés à répandre le sang, devinrent la terreur des gens paisibles; et on leur donna le nom de ‚Cabochiens‘ et ‚d'Écorcheurs‘ (= Schinder, Abdecker!), parce qu'ils avaient pour chef un misérable appelé Caboche, qui faisait le métier d'écorcheur de bêtes.“

Diese „cabochiens“ sind ihrer vielen Morde wegen in Paris sehr gefürchtet gewesen. Die Geschichtsdarstellungen Fleurys sind der gegen uns kämpfenden Generation der Franzosen wohlbekannt, der Name „caboche“ im Sinne von „Schinder“, „Abdecker“ also wohl auch. Liegt da die Annahme weit, daß „boches“ aus „caboche“ entstanden ist? Die Erklärungen, die mir bisher zu Gesicht gekommen sind, sind mehr oder weniger gezwungen und „weit hergeholt“, diese hier erklärt ein schwer erklärbares Wort aus einem alten Eigennamen, der nach der Zeit der Abfassung der Fleuryschen Geschichte gerade den heutigen Franzosen geläufig sein muß. Gleichzeitig zeigt sie, welche Bedeutung eigentlich hinter diesem Worte steckt, das den Deutschen schon so viel Kopfzerbrechen machte. **H. Lindemann**



Marie von Ebner-Eschenbach

War auch die Heimgegangene die erste unter Österreichs und Deutschlands Dichterinnen, waren wir auch gewöhnt, in liebevoller Andacht zu ihr emporzuschauen: — wo so viel Jugend, die uns Unendliches versprach, hingemäht wird, — was will da der Tod einer alten Frau besagen?

Und doch, gedenkt ihrer Gabriele Reuter im „Tag“, scheint die Erde ärmer geworden, seit diese eine Gestalt nicht mehr auf ihr weilt. Denn sie war mehr, weit mehr als eine bedeutende Frau, als eine gemütstiefe Dichterin. In ihrer so charakteristischen Bescheidenheit nannte sie einst in einem Privatbrief eine Anzahl Schriftstellerinnen und zählte bei einer jeden eine besondere künstlerische Fähigkeit auf, die sie in weit höherem Maße besitze als sie selbst. Gewiß — man mußte zugeben: ihr so objektives Urteil war richtig. Aber sie, Marie Ebner-Eschenbach, vereinte alle die genannten künstlerischen Fähigkeiten, vielleicht gedämpfter oder maßvoller, doch in sich zu einer selten glücklichen Verbindung. Ich möchte sagen, sie besaß von jeder gerade so viel, wie ihr Lebenswerk benötigte, um zu einer einheitlichen Reife zu gedeihen. Keine schreiende Farbe, kein jäher Ton von wilder, aufrührerischer Kraft störte diesen geschlossenen Ring edelsten Könnens.

In der Selbstbeschränkung im Stoff und in der Art der Darstellung wurde sie zu der Meisterin, der kaum eine Schwäche mehr nachzuweisen war, weil alles, was sie schrieb, aus ihrer eigensten Natur emporblühte — weil sie der Welt kein Wort sagte, das nicht ganz und gar sie selbst: Marie Ebner-Eschenbach war. Und wenn wir nun erschüttert über ihren Hingang trauern, so ist es nicht, weil eine Künstlerin schied, deren Werke ja uns doch bleiben —, sondern weil ein Mensch die Erde verlassen hat, der in sich den Begriff „Harmonie“ verkörperte. Harmonie — das ist inmitten der grauenhaften Zerrissenheit, die durch unsere Seelen geht, wie das Ideal einer fernen Vergangenheit. Aber es muß, durch die heiße Sehnsucht von Millionen Herzen empfangen und geboren, auch wieder das Ideal und die Erlösung unserer Zukunft werden. Und wir sehen in Marie Ebner-Eschenbach das vollendete Vorbild der geistig hochstehenden, künstlerische Werte schaffenden weiblichen Persönlichkeit, die dabei doch nicht um Haaresbreite über das Frauenhafte hinausgeht und ihr Leben lang Herzensgut, milde Weisheit und innige Gemütswärme von sich ausstrahlt.

Der Gang ihres Daseins kam einer glücklichen Naturanlage zu Hilfe. Auf dem mährischen Schlosse Zdislavic wuchs die kleine mutterlose Komtesse Dubsky auf in einer Welt guter, gesunder Kinderfreuden. Ihre Begeisterungsfähigkeit umfaßte mit großer Hingebung nicht nur die zweite, sondern auch eine dritte Gattin ihres Vaters. Sehr früh schloß sie eine friedliche Neigungsehe mit einem ihr von Kindheit an bekannten Vetter. So trat sie niemals aus dem Kreis ihrer Familie, behielt ihre Kinderheimat bis ins hohe Greisenalter. Nie trat die Sorge um das tägliche Brot ihr nahe, nie die nervenzerstörende Leidenschaft der Sinne. Auf umhegter, vornehmer Höhe durfte sie stehen und von hier aus die Welt betrachten.

Und doch lebte ein Dämon in der Brust dieses frischen, herzlichen Geschöpfes, der ihr keinen Augenblick innerer Erschlaffung gönnte — der Dämon ihrer Kunst.

„Sprich nicht davon, Marie, so vergeht's vielleicht“, riet ihr die Schwester in bezug auf den peinlichen Drang zum Dichten.

„Ich kann das Dichten nicht aufgeben, und wenn ich seine Liebe darüber verlöre“, gesteht sie während ihrer Brautzeit einer alten Erzieherin ...

Lange mußte sie in stiller, zäher Treue ringen, ehe der Erfolg ihr zuteil wurde. Ihre ganze Jugend hindurch gab es nur ein Ziel für sie: der Sieg auf der Bühne. Der blieb ihr versagt. Auch ihre ersten Prosaerzählungen, in dem schlichten, mehr behaglichen als blenden-

den Stil, handelnd von bescheidenen und eigentlich uninteressanten Menschen, gebrauchten geraume Zeit, um ein größeres Publikum zu gewinnen. Es sind Kleinodien von künstlerischer Vollendung, diese Dorf- und Schloßgeschichten aus dem mährischen Lande — aber man braucht innere Gelassenheit, Sammlung, Muße, um dieser diskreten, so ruhig auftretenden Kunst nahezukommen. Eigentlich erst, wenn man mehr von der Ebner liest, wenn sie als ein Ganzes zu wirken beginnt, wird die Bewunderung für das einzelne stärker und stärker. Es erschienen die großen Romane: „Unsühnbar", „Das Gemeindekind", „Glaubenslos". „Unsühnbar" ein unübertrefflich wahrheitsvolles Bild der österreichischen Aristokratie, „Das Gemeindekind" eine Schilderung des mährischen Bauernlebens, wie es wenige gibt ...

Marie Ebner ist fast niemals ironisch. Zur Ironie wird der Humor derer, die nicht genügend lieben. Nur einmal ergreift sie der ehrliche Zorn über Kaltherzigkeit und Übermut ihrer Standesgenossen so stark, daß sie zur Waffe der Ironie greift, in jenem meisterhaften, knappen, erschütternden Kulturbildchen, dem sie den Titel gab: „Er läßt die Hand küssen". Dann gibt es noch eine unter den Erzählungen, in denen sie hart und schonungslos verurteilt, in der die Dichterin auf der Seite des Vaters steht, der seine schöne Tochter ungewarnt — und er hätte warnen können — niederschießen läßt. Weil er sie von der Erde tilgen will, nachdem er unter tausend Schmerzen erkannt hat, daß sie in ihrer kalten, gefallsüchtigen Grausamkeit das böse Prinzip schlechthin bedeutet — das Schädliche, wie auch die Ebner sie und alle ihresgleichen benennt.

Unter ihren Aphorismen findet man den Ausspruch: „Wie weise muß man sein, um immer gut zu sein." Wer dieses Wort prägte, der kennt den tiefen Unterschied zwischen der heiligen Güte und der flachen Gutmütigkeit, die so oft mit ihr verwechselt wird. In der kleinen Geschichte „Der Muff" behandelt sie mit köstlichem Spott die Schwäche, von der sie sich selbst nicht frei weiß. In der Generalin, die der frierenden Bettlerin ihren Muff schenkt, um dessentwillen die Arme dann als Diebin gelten muß, erkennen wir deutlich die gütigen Züge der Dichterin wieder.

Der Humor der Ebner verdiente ein eignes Kapitel. Er ist das Lächeln einer klugen, vornehmen Frau über das wunderliche Leben und die wunderlichen Menschen. Ein Lächeln, das niemals zum lauten Lachen wird, das auch selten nach dem alltäglichen Rezept für Humor von sentimentalen Tränen begleitet ist — das eben nur wie ein flüchtiges Leuchten in den Augen aufblinkt, um die Mundwinkel huscht, gleich wieder verschwindet und doch einen weichen, heiteren Zug auf dem ernsten Gesicht zurückläßt ...

Eine Reihe wundervoller Charakterköpfe und liebenswürdigster Gestalten zieht in ihren Werken an uns vorüber und bleibt unserer Erinnerung unvergeßlich. Zumeist sind es die Bescheidenen, die vom Schicksal Vernachlässigten, die sie also erhöht; eine derbe, treue Magd, einen alten jüdischen Kreisarzt, eine kleine Uhrmacherin, zwei alte wunderliche Junggesellen, die Freiherren von Gemperlein und noch viele, viele andere.

Es ist beinahe selbstverständlich, daß das Landkind, das trotz aller geistigen Verfeinerung in Marie Ebner steckt, ein besonderes Verständnis für die Tierwelt besitzt. Ihre Tiergeschichten: „Krambambuli", „Die Spitzin", „Der Fink" sollten denn auch in keinem Lesebuch mehr fehlen, als Offenbarungen eines tiefen, wundervollen Gemütes wie als schönste Beispiele eines klassischen deutschen Stils.

Und mehr noch — viel mehr noch von den Schriften der Ebner sollte unserer heranreifenden Jugend in die Hand gegeben werden. Denn diese kinderlose Frau hat die jungen Herzen verstanden wie wenige. Eine fröhliche Schar von Neffen und Nichten wuchs um sie her auf, die sie wie eine Mutter liebte, deren Aufblühen oder frühem Sterben sie mit bebendem Herzschlag lauschte. Die zarte Erzählung „Die arme Kleine" ist eine Frucht solcher Beobachtungen. Und ihr eigenes Kinderleben — gibt es eine gesundere und feinere Lektüre für unsere Töchter als dieses gemütstiefe Buch?

Marie Ebner-Eschenbach steht als Dichterin und Persönlichkeit auf der Grenzscheide zweier Zeitalter. Manches in ihrem Werk mag veralten und vergehen — aber der Geist, der es durchleuchtet, der bleibt ewig! Möge er weiter unserer Frauenwelt und vielen unserer Söhne den Weg weisen zur Harmonie und zur Güte.



Der steinerne Gast

Der Entstehungsgeschichte und Bedeutung des steinernen Gastes für das Don-Juan-Drama geht Siegmund Feldmann in der „Voss. Ztg." nach. Er greift auf ein uraltes Lied zurück, das unter den Bergbewohnern der Provinz Leon verbreitet ist: „Ein Bruder Liederlich, der nur zur Kirche geht, um sich dort an die hübschen Mädchen heranzumachen, stößt auf dem Kirchhof mit dem Fuße an einen Totenkopf, den er im Übermut höflich auffordert, mit ihm zu Abend zu essen. Der Totenkopf — ‚er zeigt die Zähne, als würde er lachen' — antwortet: ‚Ich nehme an' und stellt sich, auf seinem Skelette baumelnd, zur festgesetzten Stunde ein. Nachdem er gesättigt ist, fordert er den jungen Mann auf, ihn zur nächsten Mitternacht in der Kirche zu besuchen. Der Jüngling kommt, und das Skelett zeigt ihm mit knöchernem Finger ein Grab: ‚Tritt hier ein, Hidalgo, tritt ohne Furcht ein. Hier wirst du in meinem Bette schlafen und von meinem Brot essen!'

Hier haben wir in einer balladesken Verkürzung das ganze Thema Tirsos—Don Juan als Dorfgeschichte. In dieser Fassung erscheint der Tote als Skelett, wie in Hunderten Legenden ähnlichen Inhalts; in hundert und hundert anderen erscheint er als Phantom, das unter den Händen zerrinnt, in den mannigfachsten Spielarten zwar, mit und ohne Leichentuch, aber immer in unirdischer Bildung, immer geheimnisvoll und nebelhaft, fremd unserer Anschauung, ohne jede Konsistenz des Lebens. So spuken die — geladenen oder ungeladenen — Gäste aus dem Jenseits auch in den ‚gelehrten' Abhandlungen des Mittelalters und des 16. Jahrhunderts, durch die schier zahllosen Thesaurusse der ‚denkwürdigen Begebenheiten', die Traktate der Geisterwelt die Kasuisten der ‚Christlichen Doktrin', durch alle Zauber- und Mirakelbücher. Die beunruhigte Phantasie, unablässig in das große Dunkel der letzten Dinge starrend, hatte darin nur Gespenster gesehen, die wohl durch ihre Schreckhaftigkeit zu überwältigen, aber nicht zu überzeugen vermochten. Sie hatte sich tausend Einbildungen, eine fabelhafter als die andere, geschaffen, sie hatte alle Möglichkeiten erschöpft, nur auf die eine war sie nicht geraten, die dem Tode das volle Leben, die feste Bindung durch die menschliche Form, die unangetastete Persönlichkeit ließ. Da kam der steinerne Gast; einer, der nicht als Schatten aus dem Grabe, sondern schwer und massig von seinem Sockel stieg, auf dem er die Jahre her, noch ein Zeuge alles Ereignens, mitten im Gewühle stand; einer, der keinen Glaubenswillen voraussetzte, weil er, eine Tatsache aus unwiderleglichem Marmor, leibhaftig vor den Augen stand; einer, unter dessen wuchtigen Tritten die Bretter fürchterlicher und auch viel wahrscheinlicher dröhnten als die Posaunen des Jüngsten Gerichts, die man nie wirklich vernommen hatte. Darauf war die Phantasie nicht vorbereitet. Sie fühlte sich durch einen unverhofften Einblick überrascht und bereichert. Die Menge war gebannt. Sie hatte den Don Juan unter den verschiedensten Namen fast bis zum Überdruß, sie hatte ihn aber nie einer Vergeltung gegenüber gesehen, die so mächtig zu ihren Sinnen und ihrer Seele sprach. Und sie lief dem Schauspiele zu wie einer Offenbarung."



Antaios

(Berliner Theater-Rundschau)

Antaios, der libysche Riese, dessen Kraft sich bei jeder Berührung mit Mutter Erde erneute, lieh Sinnbild und Namen einem Buche, das schon vor Jahren erschienen ist (im Verlag Braumüller, Wien) und wider Gebühr bisher wenig beachtet wurde. Ein merkwürdiges Buch, halb Erkenntnistheorie, halb Dichtung — und eine persönliche Einheit! Heute beginnt das Buch sich zu regen und die Geister anzulocken. Wie geschah's? Sein Verfasser, der Österreicher Artur Trebitsch (nicht zu verwechseln mit Siegfried Trebitsch, dem Shaw-Übersetzer!), trat ins Leben hinaus und hielt in Berlin eine Reihe von philosophischen Vorträgen. Ei der Tausend! Ein Philosoph, der aus der schwarzen Küche auf den Markt steigt! Die Zunft schüttelt die Köpfe. Bei Artur Trebitsch aber war's artgemäß, daß er sich an die Unvoreingenommenen wandte und daß er die unmittelbare Beziehung von Mensch zu Mensch den toten Buchstaben vorzog. Er ist nicht ein Agitator seiner selbst, wohl aber ein Mann, der helfen will und sich nicht damit begnügt, die Freuden der Erkenntnis zu genießen.

Zum Unterschied von Kant, der das „Ding an sich" außerhalb unserer Welt der Erscheinungen anerkennt, sagt Artur Trebitsch: Es gibt nur ein Urgegebenes alles Organischen: die Fähigkeit, ein „Eins" zu fassen, es psychisch zu erfassen. Bei der Pflanze ist es der von Goethe schon erkannte Vitaltrieb zur Einheit, das „Spüren-Können"; beim Tier der Instinkttrieb, das „Finden-Können"; beim Menschen der Denktrieb, das „Suchen-Können". Ursprüngliches menschliches Denken ist ein „Ins-Auge-Fassen", Fixieren, Erleben. Worte sind Fixationsergebnisse. „Der Mensch", heißt es im „Antaios", „tritt an das Leben heran mit offenen Sinnen, die dem Denken das Material zur Arbeit freudig zuströmen lassen. Alles, was er mit Aug' und Ohr und Tastgefühl erfaßt, wird ihm zum Ding, zu seiner primären Welt ... Der nächste geistige Prozeß zeitigt die Fähigkeit, diesen inneren Besitz in gemeinsamen Worten allen Menschen zugänglich zu machen. Von da ab zur so segensreichen und zugleich verhängnisvollsten Gabe der Kultur, das ist der Fähigkeit, erfaßte Einheiten in Worten weiterzugeben, ist nur ein kurzer Schritt. Mit diesem Schritt beginnt auch schon die tiefe Perversion, die in aller Kultur steckt. Denn nunmehr ist die psychogenetisch verkehrte und entartete Möglichkeit gegeben: daß nicht nur das bekannte Bild das Wort erzeugt und das Wort wiederum das bekannte Bild, sondern dort sind wir nun angelangt, wo das neue Wort im Gehirn ein unbekanntes oder doch kaum angedeutetes und flüchtig erhaschtes Bild erzeugt." Trebitsch nennt das Denken, das der Mensch aus eigenem sinnlichen Erleben gewinnt, das primäre; dagegen sekundär jede Denktätigkeit, die sich mit den schon von anderen gewonnenen, gewandelten und zurechtgelegten Denkergebnissen beschäftigt. Das Überwiegen des sekundären über das primäre Denken ist das Kennzeichen der Kulturmenschheit, der die „Begriffe", wie Speisen zubereitet, vorgesetzt sind, und die großenteils die antäische Berührung mit der Natur und das eigene Suchen, Erfassen, Erleben nicht mehr kennt. Der Mensch von heute ist in ein Netz von sekundären Vorstellungen eingesponnen. „Was er etwa an anschaulicher Denkkraft besitzen mag, wird gewandelt in die Fähigkeit glühender Phantasievorstellungen. Statt also die Welt, wie sie vor seinen Augen liegt, denkend zu erfassen, gewöhnt er sich immer mehr und mehr daran, durch Worte Bilder zu erzeugen, die unreal, aber darum um so leichter heraufzubeschwören sind."

Scheint mir auch Artur Trebitsch die Unentbehrlichkeit des sekundären Denkens zu unterschätzen — unentbehrlich ist es, weil kein Mensch alle Errungenschaften der Menschheit von Anbeginn noch einmal selbst erleben kann, um dann erst Neues zu finden! —, so birgt doch seine Unterscheidung zwischen primär und sekundär zwei Wahrheiten: Das wirklich schöpferische Genie kann nur ein Mensch mit großer primärer Denkfähigkeit sein — ein schauender, erfassender, erlebender Mensch; und ferner: Unser gepriesenes Kulturzeitalter krankt an

sekundärer Gedanklichkeit, an Lebensfremdheit und Verstiegenheit. Es ist die Blütezeit der „Jsmen". Was denn erhofft unser dunkles Sehnen von diesem Krieg, der manchen blassen Grübler beschämt? Daß er die Fenster der von Stickluft angefüllten engen Stube aufreißen werde! Eine teilweise Abkehr also von der allzu unfruchtbaren Geistigkeit. Der Himmel behüte uns aber vor dem ideenlosen Materialismus, wie er nach dem siebziger Kriege in die Halme schoß und in der Gründerperiode seinen schamlosen Ausdruck fand!

Artur Trebitsch ist, wenn wir es schon durchaus wieder in der ungenauen Sprache der Jsmen sagen müssen, nicht Materialist, sondern ein idealer Realist. Die Richtung seines Weges, der zurückführen will zu der gemeinsamen Quelle des Dings und der Idee, zum ursprünglichen Erleben und Gestalten, schlug Goethe ein, der sagte: „Es will mir immer scheinen, als ob die Idealisten nicht recht zur Materie — und die Materialisten nicht recht zur Idee herankämen!"

* * *

Der Typus des sekundären Menschen ist für Artur Trebitsch der Literat. Er, der die Welt nicht mehr mit eigenen Augen sieht. Trebitsch erweitert diesen Begriff, so daß nicht bloß die unfruchtbaren Geister, sondern auch gewisse vom Gestaltungsdrang bewegte Dichter und Künstler von ihm gedeckt werden. Gewisse Künstler und Dichter nämlich, die am Leben vorbei gestalten; die ein fremdes Material bilden und formen und im Gefühl innerer Leere mit bewußt arbeitendem Kunstverstand den Mangel des Besitzes selbsterlebter Bilder und Vorgänge ersetzen. Ein solcher Dichter oder Künstler sucht absichtlich die Dinge anders darzustellen, als sie bisher gesehen und dargestellt wurden. Er wird dazu getrieben von dem Wunsch, seine Vorgänger, deren Werke ihm vor allem vor Augen schweben, nicht nachzuahmen ... Eine zweite Erscheinung ist es, daß Dichter und Künstler von sekundärer Veranlagung ihren Mangel dumpf ahnen und ihn wettzumachen suchen, indem sie sich allzu bewußt und mit aller Denkkraft auf die Außenwelt stürzen. Da zwischen dieser und ihnen der feste Zusammenhang des Erlebnisses doch nicht besteht, bleibt an ihren Erzeugnissen ein Übermaß des Denkens bis in die kleinste Einzelheit wahrnehmbar; was sie schaffen, ob naturalistisch oder impressionistisch, ist nicht natürlich. Und schließlich gibt es sekundäre Dichter und Künstler, die machen aus der Not eine Tugend, verharren trotzig auf ihrer Art und verleugnen nicht, daß sie unfähig sind, in beständiger Beziehung zur Außenwelt zu schaffen. Das führt zum Stilisieren. Das Stilisieren befähigt den Künstler, zu schaffen, ohne daß er unter seiner falschen Stellung zur Außenwelt litte. Leiden? Jm Gegenteil! Er stellt sein Verkennen des Lebens als Exempel der höheren Kunst hin und findet bei den Lebensfremden Billigung und Anerkennung.

So Artur Trebitsch im „Antaios". Auch in diesen Lutherthesen gegen das Übermaß von Kunstverstand, von Wort- und Formkunst, steckt ein Übermaß. Wenn jeder Nachempfindung die Gültigkeit echter Empfindung abzusprechen wäre, dann wäre auch das Kunstwerk des primären Genies um den vollen Zweck seines Daseins gebracht, der nur sein kann, von Empfänglichen so nachempfunden zu werden, daß sie an ein eigenes Erlebnis glauben. Und gewiß löst das formende Wort Schönheiten aus, die durch sich und für sich selbst bestehen! Wahr aber ist ohne Zweifel auch für die Kunst das: „Jm Anfang war die Tat." Fehlen die Taten des Erlebens („Eingebungen" heißen sie beim Künstler und Dichter!) — und stellen sich an ihrer Stelle Nachahmungen, Konstruktionen, blendende Wortkünste ein, dann freilich ist von künstlerischer Schöpfung nicht mehr die Rede. Goethe, den wir den Harmonischen nennen dürfen, weil in ihm, dem naivsten Künstler, sich der vollkommenste Ausgleich zwischen primärem und sekundärem Denken vollzogen hatte, empfand geheimes Grauen vor den Brüdern Schlegel, dem lendenlahmen Geschlecht ausgezeichneter Kunstdenker ... Die Gattung Schlegel gedeiht heute üppig, in mannigfachen Spielarten und auch in solchen literarischen „Lagern", die der Romantischen Schule spinnefeind sind. (Am üppigsten freilich bei den Neuromantikern!)

Von Artur Trebitsch geht ein starker Erkenntnisdrang und ein reiner Wille aus, Echt und Unecht in der Kunst zu scheiden. Das tut not in unserem Wirrwarr der modischen Über-

schätzungen. Seine Sehnsucht nach dem reinen Quellwasser des dichterischen Erlebens ist manchem von uns vertraut. Auch der Nachempfinder, der oft an dieser Stelle in fremde Schöpfungen sich einzuleben strebte, glaubt ihr nicht das Herz verschlossen zu haben.

* * *

Schulbeispiele sekundärer Gedankenkunst sind mir die ganz auf theoretischer Absicht aufgebauten Dramen des Neuklassizisten (o heiliger Jsmus!) Paul Ernst. Welch eine achtenswerte Einsicht, und wie spärlich die biblische Beschattung! Hell ist seine konstruktive Dichtung wie Mathematik. Solch ein Kopf soll uns übrigens nicht unterschätzt werden! Zwar kann ich mich nicht entschließen, an Paul Ernsts 50. Geburtstag der Nation zu einem Schöpfer zu gratulieren; aber als zielbewußte Persönlichkeit hat sich der redlich Arbeitende seinen Rang im geistigen Deutschland erworben. Weit schlimmer steht's mit Karl Sternheim, dem Komödienschreiber. Hier sind von produktivem Geist kaum Spurn zu entdecken. Scheidewasser ist ein gutes Hausmittel des Satirikers; doch die Flur, mit Scheidewasser begossen, kann nicht grünen. An der Gemeinde, die Sternheims tote Komödien preist, läßt sich lernen, wie sehr das Verblüffen gerade den Abgebrühten imponiert! Kaum eine Rolle in Sternheims Lustspielen ist eine Gestalt. Blaßgrüne Kindlein sind's, von älteren und alten Rollen gezeugt. Aber sie tragen die Kleider nach neuestem Schnitt. Diesem Epigonen, der sich als Original gebärdet, fehlt sogar, was andere Sekundäre besitzen und zu täuschender Lebensähnlichkeit ausbilden: die Technik. Wenn je einer es verstand, aus seiner Armut Kapital zu schlagen, dann Sternheim! Weil er von der Natur nichts weiß, verhöhnt sie sein Stil, weil er ein Stück mit gesunden Gliedern nicht bauen kann, pocht er auf die Eigenart seines Unvermögens.

Schwieriger ist der Fall Herbert Eulenberg. Der Leidenschaft seines Gefühls, seinem Rhythmus entzieht sich keiner. Trotzdem ist es dem Dichter nur selten gelungen, der realen Außenwelt zu nahen. Zwischen ihr und ihm stehen die Erinnerungen an fremde Dichtungen, die Einflüsse der Vorbilder. Nur weil die Menschen von heute den Jean Paul und den Clemens Brentano sehr wenig kennen, dünkt ihnen Eulenbergs in Spirallinien endlos aufgezogene Empfindsamkeit, dünkt ihnen das Barocke seiner Romantik neu. Auch von Größeren sehen wir in seinen Dichtungen die Eindrücke der Pranken. Zumal von Shakespeare, dem Eulenberg geradezu das Räuspern abguckt. Und von Grabbe, dem er im Kegelspiel mit erratischen Blöcken nacheifert. Trotzdem! „Blaubart", „Leidenschaft", „Ein halber Held" — es sind Töpfe über lodernden Feuer, in denen ein starkes Gebräu aus eigenen und fremden Säften gischtet und zischt. Und „Belinde"! Erschreckend ist das Angelehnte, das Ausgeklügelte. Aber die Wogen der Liebesszenen sind nicht mit Farbstoff rot gefärbt, in ihnen schäumt Blut. Der Sud wird sich klären, so hoffen wir Freunde seit langem. Wird er? Solange nicht die fremden Elemente ausgeschieden sind, bleibt die Mischung trübe.

Man möchte vorübergehen an Eulenbergs „Münchhausen", den jetzt das Kleine Theater aufführte. Denn das Schauspiel ist ein Jugendwerk und hat als solches Anspruch auf Unselbständigkeit. Was aber zu stutzen zwingt: Eulenberg hat nach fünfzehn Jahren diese Mißgeburt noch für lebensfähig gehalten, hat ihr mit ein bißchen orthopädischer Behandlung die rachitischen Beine gerade zu strecken gemeint! Nicht einmal das gelang. Die Unförmigkeit ist geblieben, und was früher nach außen hin verbogen war, ist jetzt, nach der Neubearbeitung, nach innen verbogen. Das heißt: das nunmehr ein wenig gelichtete Dickicht der letzten Akte ist kaum bequemer zu durchdringen, denn die logischen Waldpfade sind von den ausgerissenen Baumstämmen verlegt. Noch immer ermüdet der Wanderer (der Zuschauer), legt sich hin und — schläft ein! Schwere Langeweile muß gähnen, wenn uns ein Stöfflein, das gerade für einen Akt reicht, von tiefsinniger Beredsamkeit auf fünf Akte ausgedehnt wird. Der kleine Stoff war so übel nicht: Münchhausen, der Abenteurer und Dichter-Lügner, kehrt, ein herabgekommener Ritter, im Schlosse seines Jugendfreundes ein. Dem dankt er viel, unter anderem das Leben. Es geschieht, daß des Freundes junge Frau den fahrenden Gesellen liebt — und

ihm wäre sie Glück und Hafen nach ruheloser Fahrt. Doch den Treuen soll er betrügen? Münchhausen, der Fabulierer, scheut die Lüge. Ihr nicht zu verfallen, schneidet er sich in bacchantischer Todesstunde mit dem Scherben eines Sektglases die Pulsader durch. Nichts ist hier von dem genialen Humor, der der festumrissenen Gestalt der Sage Leuchtkraft gibt, geblieben, als die sinnige Unterscheidung zwischen der Lüge des Mundes und der Wahrheit des Herzens. Im übrigen ist die Verwandlung des Bürgerschen Münchhausen zum Eulenbergschen so gründlich, wie der Gegensatz — im Sinne Schillers — zwischen naiver und sentimentalischer Dichtung. Ja, der neue Münchhausen strotzt von Sentimentalität, wie von Wasser ein vollgesogener Badeschwamm, sein Fußgelenk hat keine biegsamen Sehnen, er lügt nicht im Drang der seherischen Phantasie, betreibt vielmehr ein Lügengewerbe, mit dem er sich, wie ein Bänkelsänger auf Jahrmärkten, durchs Leben frettet. Armer Münchhausen, wie sehr hat man dich verkannt! Daß der Mann eigentlich nur ein Medium ist, auf das Eulenburg seine Lyrik abládt, macht ihn (obwohl er manches schöne Wort huckepack trägt!) nicht besser.

Ich kenne ein Lustspiel „Münchhausen“, das den alten Lügenfreiherrn an der Wurzel faßt. Es ist von Friedrich Lienhard.

* * *

Von Gerhart Hauptmann gilt es, daß ihm die antäische Berührung mit der Erde die beste Kraft wiederschenkt. An des Dichters in den späteren Problemdichtungen nicht immer bewahrte hohe Fähigkeit, zu schauen und zu erfassen, wird man erinnert, da seine naturalistischen Dramen der Reihe nach wiederkehren, von Reinhardt aus der Hinterlassenschaft des Dr. Otto Brahm übernommen. Aber diese Neu-Aufführungen — besonders die des „Biberpelz“ — ließen das Eindringen eines Zwischengliedes zwischen Dichtung und Wirklichkeit stärker empfinden, als einst im Brahmschen Lessingtheater. Das neue „sekundäre“ Element ist die selbstbewußte theatralische Wirkung. Der Gegensatz von einst und jetzt wurde verschärft durch die Mutter Wolffen der Else Lehmann, die eine lebende Reliquie jener selbstlosen, der Natur dienenden Schauspielkunst ist, die man heute schon als „alten Stil“ behandeln zu dürfen meint, und durch ihre effektvollere Umgebung. Bei der Wiederaufführung des „Fuhrmann Henschel“ jedoch herrschte das Bestreben, der klassischen Einfachheit dieser primären Menschenschau treu zu bleiben.

Eine Schauspielvorstellung im Zirkus Schumann soll hier nur deshalb gestreift werden, weil sie heilsam war. Heilsam, wie jede überstarke Betonung von Entartungserscheinungen, die in geschickter Vermummung dem öffentlichen Geschmack gefährlicher waren. Es kam einmal bei einer Shakespeare-Aufführung vor, daß das Publikum einer — Dekoration applaudierte ... Nun fand das aftertürkische Drama „Macbuleh“ der Frau von Hobe bei denen Beifall, die schöne Aufzüge, Teppiche, Kostüme, Kavalkaden, Beleuchtungszauber, Dolch und Donnerrede über alles zu schätzen wissen und die, wenn sie zum Schauspiel geladen sind, sich von den Zumutungen eines federfrohen Dilettantismus nicht weiter beleidigt fühlen. Warum soll Wohltätigkeit die Aufrichtigkeit beschränken? Ein zwiefacher guter Zweck wurde erreicht, wenn dem „Roten Halbmond“ eine reiche Einnahme zufloß und außerdem unserem Publikum einige beschämende Einsicht aufdämmerte. Denn es waren nicht gerade viele, die applaudierten.

Max Reinhardt hat seit langem nicht einen so schönen Sieg über seinen Theaterteufel errungen und so Vollkommenes uns geschenkt als mit dem „Macbeth“ des Deutschen Theaters. Die äußere szenische Anlage engte die Kunststücke der Drehbühne ein, sie hielt glücklich die Mitte zwischen nüchterner Stil- und ablenkender Illusionsbühne. Das Aufgebot guter Sprecher, die sich dem ernsten Willen des leitenden Geistes vollkommen fügten, gewährte dem Erlebnis einen würdigen Hintergrund. Und ein schöpferisches Erleben war der Macbeth Paul Wegeners sowohl, wie die Lady der Hermine Körner! Nicht die Sucht, zu neuern, ein wahres seelisches Erfassen führte zum Bruch mit der Überlieferung. Wegener hat seine eigene Macbeth-Gestaltung früherer Tage überwunden. Damals hatte er das tief ver-

ankerte Verhältnis dieses Mannes zu diesem Weibe mit einer fast brutalen und ziemlich taghellen Männlichkeit verkehrt. Jetzt begriff er das Verbrechen des Macbeth aus des Mannes erotischer Hörigkeit, war er des Menschenpaares schwächerer Teil, ein Wüterich aus innerer Ohnmacht, ein Nachtwandler von Anbeginn, des Chaos fürchterlicher Sohn. Und die Lady Macbeth der Hermine Körner, nicht mehr die Balladengestalt der Charlotte Wolter, nicht mehr umrollt von schwarzen Haaren, den Sturmglocken des Mannweibs, übte in blonder Schönhiet, als der „unbezwungene Stoff", wie sie Shakespeare nennt, die stärkste Naturgewalt über den Mann aus. Mörderische Machtgier ist in dieser Verkörperung mit Liebesfähigkeit gepaart, und die Fähigkeit zur Liebe ist der Urgrund und der Erfolg, aber auch das tragische Verhängnis der ruchlosen Frau. Befriet von Auslegung, erfühlt und erschaffen wurden uns Macbeth und sein Weib.

Auch in der Schauspielkunst ist nur der Schauende der wahrhaft Schöpferische.

Hermann Kienzl

Don Quijote

(Zum 23. April 1916)

Dreihundert Jahre sind an dem heurigen Ostertage verflossen, seitdem Miguel de Cervantes Saavedra in Madrid die Augen für immer schloß, die mit unvergleichlicher Schärfe Land und Leute seiner Welt gesehen hatten und doch noch schwach waren im Vergleich zur Schaukraft seiner Seele. Das Werk, das wir dieser seltenen Vereinigung untrügbarer Verstandesschärfe und ungehemmter Einbildungskraft verdanken, ist heute noch so wach und lebendig, wie damals, als es zu einem in der Literaturgeschichte unvergleichlichen Siege in die Welt trat. Allerdings gilt von diesem Buche „Der sinnreiche Junker Don Quijote von der Mancha", wenn von irgendeinem, der Vers des Hugo Grotius, den der alte Goethe also verdeutschte:

„Anders lesen Knaben den Terenz,
Anders Grotius.
Als Knaben ärgerte mich die Sentenz,
Die ich nun gelten lassen muß."

Ähnlich liegt es ja für jedes geniale Werk. Die Wirkungsdauer auf verschiedene in ihrem Geschmack verwandelte Zeitalter, sogar schon die Wirkungsmöglichkeit auf den verschiedenen Lebensstufen des einzelnen Menschen kann dem in sich immer gleich bleibenden Kunstwerk nur dadurch innewohnen, daß wir von verschiedenen Seiten an es herankommen, daß zu anderen Zeiten anderes in ihm gesehen und von ihm bekommen wird. Auch in dieser Hinsicht bewährt der Don Quijote von allen Literaturwerken eine fast einzigartige Kraft. Denn noch heute gilt, was im dritten Kapitel des zweiten Teiles der Bakkalaureus Sanson Carrasco in seiner heiteren Unterhaltung mit Don Quijote über die Aufnahme des ersten Teiles seiner wundersamen Geschichte berichtet: „Die Kinder nehmen sie zur Hand, die Jünglinge lesen sie, die Männer verstehen sie, die Greise rühmen sie; und kurz, sie ist in so vielen Händen, so von allen Klassen des Volks gelesen und gekannt, daß man keinen hageren Gaul auf der Straße sieht, ohne daß die Leute gleich sagen: Das ist ja Rosinante! Wer sich aber am meisten dem Lesen dieses Buches hingibt, das sind die Edelknaben: es gibt kein Vorzimmer bei vornehmen Herren, wo nicht ein Don Quijote zu finden wäre; wenn einer ihn hinlegt, nimmt ihn der andere gleich; diese fallen mit Ungestüm darüber her, jene fordern ihn zurück. Endlich bietet auch die besagte Geschichte den heitersten und unschädlichsten Zeitvertreib, der jemals bis zum heutigen Tage vorhanden gewesen; denn in dem ganzen Buche findet sich nicht ein unanständiges Wort, ja nichts, was dem ähnlich sähe, noch irgendein Gedanke, der etwas anders als ehrlich und von echtem Schrot und Korn wäre."





Er erfüllte nun seine Phantasie mit solchen Dingen, wie er sie in seinen Büchern fand. Buch I, Kap. 1

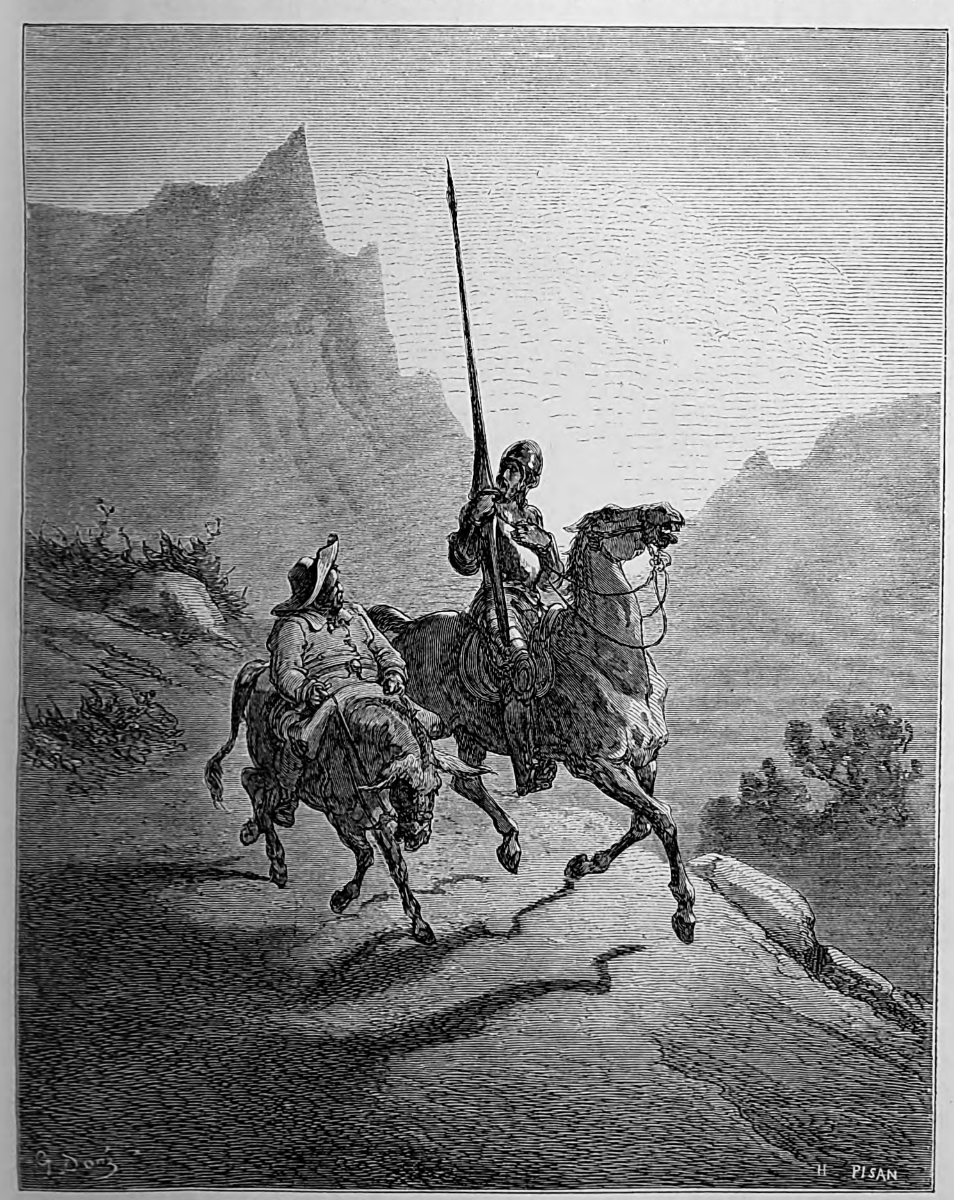
Aber das Eigentümlichste der Lebensgeschichte dieses Buches liegt auch darin, daß es nach der Absicht seines Schöpfers eigentlich eine aktuelle Tendenzschrift war, ein gegen ganz bestimmte Zeiterscheinungen gerichtetes Kampfbuch, das dabei in diesem Kampfe den vollkommensten Sieg errang, von dem die Literaturgeschichte zu berichten weiß. Wie eigenartig läßt sich hier unseres deutschen Dichters Wort: „Wer den Besten seiner Zeit genug getan, der hat gelebt für alle Zeiten" dahin abwandeln: Wer den Besten seiner Zeit genug getan, der lebt für alle Zeiten. Denn was für eine Zeit das Beste ist, muß zum Guten für alle Zeiten gehören.

In den Schlußzeilen des ein Jahr vor seinem Tode erschienenen zweiten Teiles seines Werkes bekennt Cervantes als sein Ziel das gleiche, das er zehn Jahre früher im Vorwort zum ersten Teil aufgestellt hatte: „Meine Absicht war keine andere, als den Abscheu aller Menschen gegen die fabelhaften und ungereimten Geschichten der Ritterbücher zu wecken, welche durch die meines wahren Don Quijote bereits ins Straucheln geraten und ohne Zweifel ganz zu Falle kommen werden.“ Diese klar aufgestellte Absicht des Dichters ist für den heutigen Leser nicht nur das schwerste, ja das einzige Hindernis, in das Buch hineinzukommen, es ist ihm auch fast unmöglich, sich eine solche Absicht als Triebkraft eines der wenigen Lebenswerke der Weltliteratur vorzustellen, ganz abgesehen von der merkwürdigen Tatsache, daß aus einem solchen begrenzten Antriebe ein so unbegrenzt wirksames Ergebnis herausgekommen sein sollte. Es hat darum, trotz der unmißverständlichen Aussage des Dichters, zu allen Zeiten an anderen Deutungsversuchen nicht gefehlt. Darin liegt ein Verkennen des genialen Wesens. Umgekehrt als das Talent, bei dem das Wollen leicht größer ist, als das Vermögen, wächst beim gottbegnadeten Genie aus einem kleinen Keime ein weltumfassendes Gebilde. Aber hier im Falle Don Quijote kommt hinzu, daß der heutige Leser nicht ahnt, welch kühnes Unterfangen dieses Unternehmen des Cervantes war. In dieser Hinsicht gilt für den Don Quijote, zu dessen unvergänglichen Schönheiten der Weg so leicht sich findet, in höchstem Maße die Verpflichtung: „Wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn.“

So „literarisch“ sich das Ziel des Cervantes anhört, so hatte er sich damit doch keineswegs eine literarische, sondern eine menschliche Aufgabe gestellt. Nicht gegen eine Buchgattung zog er mit seiner Phantasie zu Felde, sondern gegen eine Weltanschauung, eine Lebensmacht. Und diese war in Spanien über zweieinhalb Jahrhunderte eingewurzelt, als Cervantes gegen sie anzog. Denn seit 1330, wo etwa der ursprüngliche Amadis de Gaula (für Wales, richtiger als das übliche Gallien) in Spanien erschienen ist, war es das Lieblingsbuch dieser Nation geworden. Ludwig Braunfels, der weitaus die beste Verdeutschung des Don Quijote geschaffen hat, hat auch einen eindringlichen „kritischen Versuch über den Roman Amadis von Gallien“ (Leipzig 1875) veröffentlicht, in dem er mit umfassender Belesenheit diese heute ganz versunkene Literaturgattung vor uns erstehen läßt. Der Amadis „galt für das schönste, vollendetste aller Dichtwerke, und zugleich für das Lehrbuch der edlen Sitte, für den Katechismus, aus dem die Jugend zu wahrhaft ritterlichem Sinne erzogen werde, und der Mann echte Bildung und Tugend erlerne. Der Amadis war die ästhetische Bibel der höhern wie der niedern Stände in jenen südlich heißen Landen, wo der Tatendrang und die Phantasie gleich ungezügelt ins Leben stürmten. Er gewährte den Lesern die geistige Nahrung, deren ein jeder nach seiner vorherrschenden Neigung bedurfte; der Kampflustige fand in ihm das Vorbild eines unbesiegbaren Helden, der Liebende das Muster einer nie wankenden Treue, der Lehensmann — und welcher Herr vom Adelsstande war das damals nicht? — den Vasallen voll bewußter Ergebenheit, der sich selbst durch die blindeste Verkennung und Verfolgung nicht vom Könige abwenden ließ. Dazu vor allem ein tiefwurzelnder Rechtssinn, der im Gegensatz zu der üblichen Handlungsweise der Zeit jede Ungebühr haßte und befehdete, und der es namentlich als höchste Pflicht empfand, den Frauen stets zu augenblicklichem Schutz und Beistand bereit zu sein; und ein frommes Gemüt, das unter Anrufung Gottes und der geliebten Frau, die beide seinem vertrauensvollen Glauben fast gleich hoch standen, jeder Fährlichkeit ohne Bedenken ins Auge sah.“

Es ist heute kaum vorstellbar, daß dieser Ritterroman seine einzigartige Beliebtheit der — Naturwahrheit zu danken hatte. Für uns ist er jedenfalls das Gegenteil davon. Sehen wir aber genauer zu, so müssen wir zugeben, daß im Vergleich mit der vorangehenden ritterlichen Epik dieser ritterliche Roman nicht nur durch die Auflösung der Versform in die der Prosa dem wirklichen Leben genähert war, daß er vielmehr auch die Gestalten aus dem Typischen ins Individuelle zurückversetzte. Die ritterliche Epik hatte nur in der peinlichen Schilde-

rung des Drumherum bei höfischen Aufzügen u. dgl. ein Stück Wirklichkeit in die Welt der Mythe und Sage einzuschmuggeln gestrebt. Im Ritterroman dagegen waren die Empfindungen und Gespräche, wie sie in diesen Gesellschaftsschichten heimisch waren, und die Geschehnisse, wie sie sich jeder erträumte. Denn was von der Wirklichkeit abstach, war das Wunder, herabgemindert in unendlich mannigfaltiges Zauberwesen. An dieses aber glaubte man fest.



Da es früh morgens war, so trafen ihn die Sonnenstrahlen nur von der Seite und ermüdeten ihn nicht.
Buch I, Kap. 7

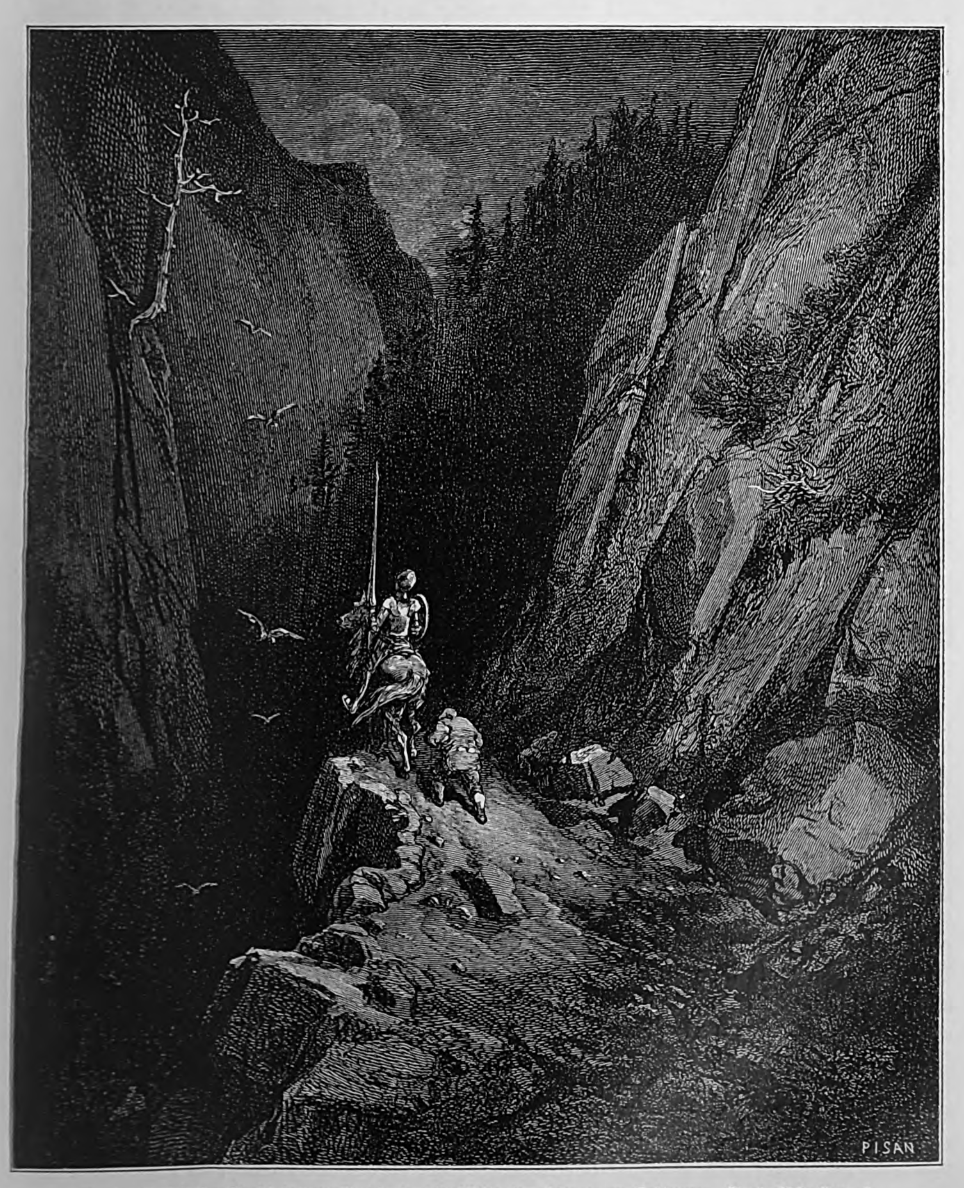
Wir wollen uns doch an die Grundlage unserer Faustdichtung erinnern und erwägen, daß diese im Deutschland des 16. Jahrhunderts liegt, um uns eine Vorstellung davon zu machen, wie sehr eine Welt auf den Glauben an unfaßbare und unerreichbare Kräfte angewiesen war, die noch nirgends den Schleier gelüftet hatte, hinter dem die Naturkräfte verborgen sind. Gewiß haben im Grunde auch wir erst ein Zipfelchen dieses Schleiers zu heben vermocht, aber des Menschen Art ist so, daß sie leicht ins Maßlose umschlägt. Und so fehlt uns heute — vielleicht auch nicht mehr ganz — zu sehr die Scheu vor dem Wunder, die damals alle so gefangen hielt. Dazu kam die ungefüge Wildheit des öffentlichen Lebens, in dem sich keine Macht stark genug erwies, die Kräfte zu bändigen und höheren Gesamtzwecken einzuordnen. Auch hier sei zur Parallele auf einen deutschen Mann verwiesen, auf Götz von Berlichingen, der, für nüchterne Augen ein Raufbold und Gewaltmensch, sich selber und poetischem Geiste zum Vertreter eines höheren Rechtsbegriffes werden konnte, zu einem Ausgleicher der tausendfältigen Ungerechtigkeit im Leben.

War der „Amadis von Gaula" ursprünglich nur ein Lesebuch kleiner Gesellschaftskreise, so änderte sich das, seitdem 1468 deutsche Buchdrucker die neue Kunst nach Spanien gebracht hatten. In den nächsten Jahren ist der Ritterroman aus drei Büchern bis auf vierzehn gewachsen, und neben dieser ursprünglichen Romanfamilie tauchte die neue des Palmerin auf, daneben eine Unzahl der verschiedensten Ritterromane, über die Cervantes an verschiedenen Stellen seines Buches ein ergötzliches Strafgericht hält. Das ganze Volk wurde von dieser Literatur förmlich besessen. Es war so viel aus dem Denken und Trachten der Zeit in die Werke hineingeschmuggelt worden, daß es nicht schwer hielt, die ganzen Bücher für eine Abspiegelung des wirklichen Lebens anzusehen, und so kam es bald dahin, daß nun die Romane umgekehrt auf das Leben einwirkten. Nichts schien gegen die zähe Lebenskraft dieser Literaturgattung helfen zu können. Nicht die mit der „Celastina" des Fernando de Rojas genial eröffnete Darstellung des wirklichen Lebens im Roman, auch nicht das etwas an die Vertreibung des Teufels durch Beelzebub erinnernde Mittel, den Ritterroman durch den Bettler- und Schelmenroman zu verdrängen, der mit des sprühenden Diego de Mendoza „Lazarillo" einsetzte. Gewiß wurden auch diese Bücher gelesen, aber mehr im verborgenen. Diese ganze wirkliche Welt erschien den höheren Geistern gar nicht mehr würdig ihrer Beschäftigung. Der Zauber der Ritterromane blieb so stark, daß selbst jene, die sie aus Staatsklugheit verbieten zu müssen glaubten, wie Karl V., sie heimlich zu ihren Lieblingen zählten. So half denn auch jener berühmte Erlaß der Cortes zu Valladolid 1555 nichts, der gegen diese „Lügenbücher" wetterte, „wie Amadis und alle seine Nachfolger, mit welchen sich Jünglinge und Mädchen beschäftigen, und deren abenteuerliche Erzählungen sie für wahr halten, so daß sie nicht mehr an die Lehren der Religion denken und stets im Stil dieser Bücher reden und schreiben".

Diese ungeheure Macht einer Literaturmode, an der gemessen der gewiß unheimliche und unheilvolle Einfluß der Detektivgeschichten und der ganzen heutigen Schundliteratur gering ist, konnte nur in einer Zeit entstehen, die verhältnismäßig wenig las und noch nicht Kritik gegen das Gedruckte besaß. Diese Großmacht aber muß man sich vorstellen, um zu begreifen, daß es auch einem glänzenden, hochstrebenden Geiste als herrlichste Lebensaufgabe erscheinen konnte, den Kampf gegen sie aufzunehmen, um auch zu ermessen, was dieser Kampf und erst recht der Sieg in ihm bedeutete. Was ganzen Geschlechtern als das Höchste und Schönste gegolten hatte, das sollte nun nichts mehr sein?! Und Cervantes hat einen vollen Sieg errungen. Sein Don Quijote, der in allen Kämpfen verbleut wurde, hat diesen schwierigsten herrlich bestanden. Was alle Verordnungen, was das Wort des Staates und der Kirche nicht vermocht hatte, das erreichte das Lachen. Die Wirkung dieses Buches ist der stärkste Beweis für die Behauptung, daß Lächerlichkeit tötet. Was drei Jahrhunderten das Ideal gewesen, wurde in wenigen Wochen durch dieses Buch zertrümmert. Seitdem 1605 der Don Quijote erschienen ist, sind keine neuen Ritterbücher mehr veröffentlicht und von den alten kaum noch

neue Ausgaben gedruckt worden. Was bis dahin lebendigste Literatur gewesen war, sank fast von Stunde an in die dunkelste Rumpelkammer der Literaturgeschichte.

Wie alle großen Siege, ist der des Cervantes, aber auch der des Don Quijote, durch den Mut zur Wahrheit gewonnen worden. Die zehn Geschlechter, die im Amadis das höchste Lebensbild erblickt hatten, waren zu feige gewesen, den Versuch zu machen, das, was sie als Ideal priesen, in die Wirklichkeit umzusetzen. Denn nichts anderes tut Don Quijote.



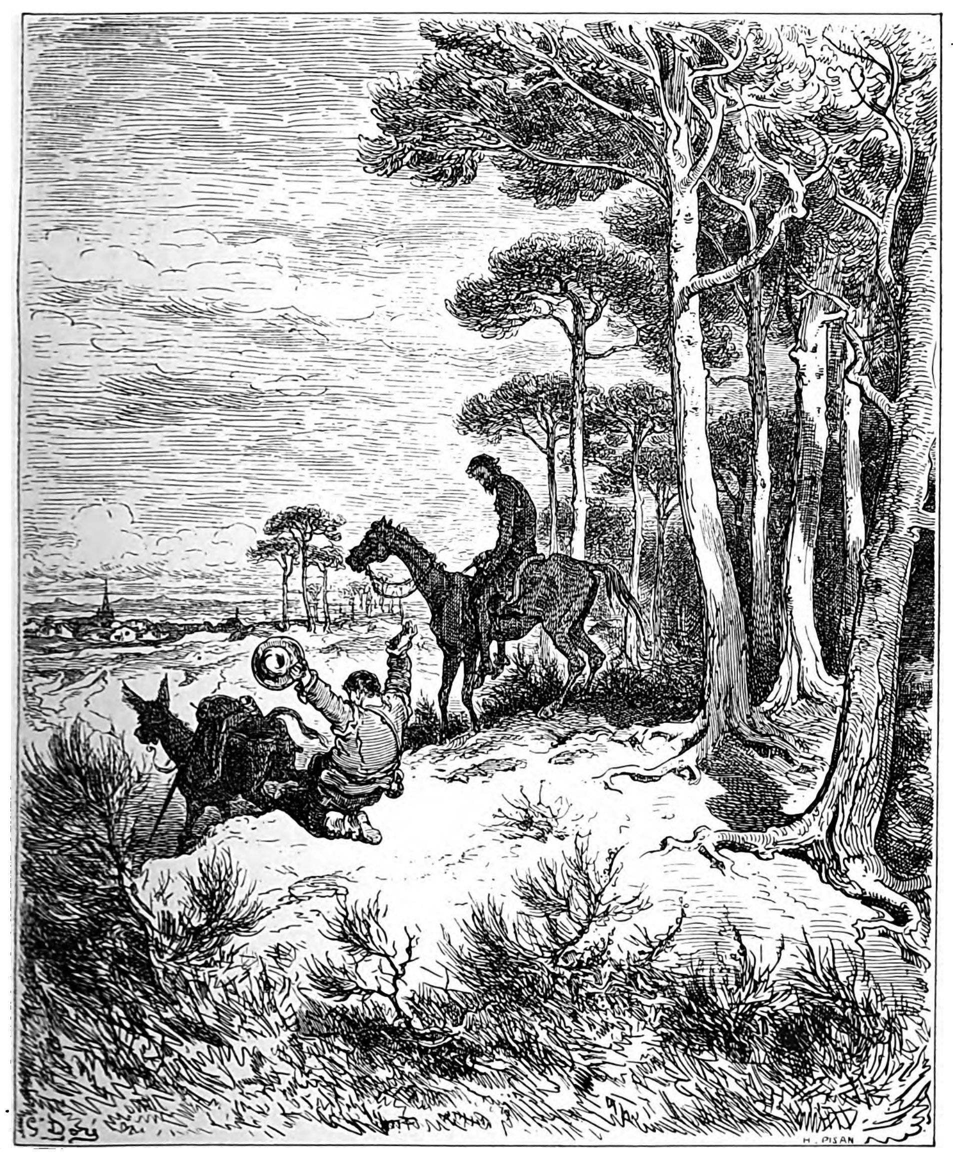
Noch in dieser Nacht kamen sie bis in die Mitte des schwarzen Gebirges. Buch III, Kap. 9

Er begnügt sich nicht mit der Bewunderung des alten Ritterideals; ihm erscheint es als höchste sittliche Pflicht, seinen Glauben zu betätigen und zu verwirklichen, was als das Erstrebenswerte aufgestellt wird. Daraus erwächst die ewig menschliche Bedeutung, der schöpferische Lebenswert, man möchte sagen: die ideale Schönheit des Ritters von der traurigen Gestalt. Er täuscht sich nicht über sich selbst. Don Quijote ist tapfer. Er ist voll reinster Güte und voll wahren Edelsinns. Ja noch mehr. Der Pfarrer hat ganz recht, wenn er (im 30. Kapitel des 1. Teiles) sagt: „Sieht man von den Albernheiten ab, die dieser wackere Junker vorbringt, wenn es sich um seine närrischen Einbildungen handelt, so sind all seine Äußerungen höchst vernünftig, sobald man mit ihm über andere Dinge redet, und bewähren in ihm einen hellen, heiteren Geist: so daß ein jeder ihn, vorausgesetzt daß man nicht an sein Ritterwesen rührt, für einen Mann von durchaus gesundem Verstande halten muß."

Was also Don Quijote zur närrischen Erscheinung macht, ist, daß die Außenwelt nicht so ist, wie er sie sich vorstellt. Seine Vorstellung beruht aber auf dem treuen Glauben an die Schilderung der Dichter. Darin lag die ungeheure Macht dieser Satire für die Zeitgenossen, denen so aufs lebhafteste vor Augen geführt wurde, wie das, was sie als höchste Verkörperung des Menschen ansahen, als Höchstleistung des Lebens priesen, bei jedem Schritt und Tritt mit dem tatsächlichen Leben in Widerspruch geraten und lächerlich werden mußte. Denn — und darin liegt vielleicht das Größte der rein dichterischen Leistung des Cervantes — er wird nirgends sentimental, und Don Quijote wirkt nicht tragisch. Warum nicht? Ist es denn nicht tragisch, wenn das an sich Gute und Tüchtige unfruchtbar bleiben muß wegen eines letzterdings unverschuldeten Wahnes? O um den goldenen Humor, der in diesem Werke noch viel stärker waltet, als die Komik. Wie könnte Don Quijote tragisch wirken, da er doch nicht unglücklich ist? Er ist im Gegenteil in all seiner Armut der reichste, in seiner Jämmerlichkeit der selbstbewußteste, bei all seinen Mißerfolgen der hoffnungsvollste Mensch. Sein Glaube macht ihn selig. Seine Phantasie ist stark genug, um aus der Enttäuschung, die das wirkliche Leben seiner Traumvorstellung bereiten will, eine neue Täuschung zu gestalten. Stellen sich die Riesen, die er zu bekämpfen vermeinte, als Windmühlen, die feindlichen Heere als Schafherden heraus, wie töricht ist der Mensch, der sich durch diese stumpfen Körperlichkeiten täuschen läßt! Es scheinen Windmühlen, es scheinen Schafherden. Das ist ja gerade das Werk der Zauberer. Wahr ist, was ihm seine Phantasie, seine innere Stimme zuerst sagte.

Was aber schafft die Möglichkeit einer solchen Glaubenskraft? Der Wille zum Guten, der Don Quijote erfüllt. Im Grunde ist er ganz selbstlos. In all seiner Armut erstrebt er nur ideale Güter. Es ist von höchster Meisterschaft, wie es Cervantes gelungen ist, hier eine Entwicklung zur Höhe in seinen Ritter hineinzubringen. Zunächst ist es auch bei ihm mehr Ruhmgier, die ihn hinaustreibt in die Welt, und die Möglichkeit, gleich früheren fahrenden Rittern zu Macht und Herrschaft zu gelangen, spielt stark in Don Quijotes Überlegungen herein. Bald aber ist es nur noch Sancho Panza, der diesen Gedanken in Don Quijote aufleben läßt. Denn in steigendem Maße stellt er sein ganzes Tun, sein ganzes Wesen in den Dienst des Guten, wie er es erkennt. Alle Selbstsucht fällt von ihm ab; er sieht die Welt voller Ungerechtigkeit und Schlechtigkeit, gewahrt überall die Mangelhaftigkeit des Irdischen. Gegen sie richtet sich sein Rittertum. Und als im zweiten Teil der großen Dichtung die Welt Don Quijote benutzen will, um sich an ihm ein „Amüsement" zu verschaffen, da wächst der traurige Ritter über die vornehmsten Gestalten um ihn herum empor durch seinen reinen, fast darf man sagen heiligen Willen zum Erlösertum.

Vielleicht war es nur dem spanischen Geiste möglich, auch auf dieser Stufe noch die Tragik zu vermeiden, dem spanischen Geiste, in dem die bewußte Ritterlichkeit so stark ist, daß sie dem Leben das Triebhafte nimmt und alles unter Überlegung stellt. Cervantes hat in ganz einzig dastehender Weise diese Hemmung des Triebes, gebrauchen wir das Fremdwort Reflexion, die sonst in aller Dichtung als Hemmung des Künstlerischen erscheint, zu einer Stei-



Tu' die Augen auf, erwünschtes Vaterland, und sieh, daß Sancho Pansa, dein Sohn, zu dir zurückkommt.
Buch XII, Kap. 7

gerung des künstlerischen Reichtums auszunutzen verstanden, indem er diese Reflexion vor jeder Tat zu einer Notwendigkeit machte, dadurch daß er Don Quijote den Sancho Panza zum Begleiter gab.

Nie ist ein ungleicheres Paar geschaffen worden, und niemals hat ein Paar so unzertrennbar zueinander gehört. Wie könnte es anders sein? Sind sie beide zusammen doch erst das Leben. Wie Don Quijote die Phantasie, ist Sancho Panza die Nüchternheit. Er

sieht alles, wie es wirklich ist. Wohl noch geringer. Und von der seinem Herrn im Übermaß verliehenen Gabe des Vergoldens, des Erhöhens, ist ihm auch nicht ein Titelchen beschieden. Aber gerade durch seine Nüchternheit wird er zum Diener des Phantasten und zum Sklaven der Narrheit seines Herrn. Es ist so echt, daß sich dieser Realist in die eine Hoffnung verbeißt, irgendwo einmal eine Statthalterei zu bekommen. Denn gerade weil er keine Phantasie, keine Schaukraft hat, vermag er den Trug der lediglich in der Phantasie Don Quijotes stehenden künftigen Herrlichkeit nicht zu erkennen. Er erkennt alle Irrtümer seines Herrn den nackten Tatsachen gegenüber, aber diesem Zukunftsbilde einer auch in der nüchternsten Seele verankerten Hoffnung auf eine bessere Zeit fällt er zum Opfer. Darum ist es sehr fein, wenn Don Quijote ganz am Ende des zweiten Teiles seinen nüchternen Trabanten mahnt: „Sprich einfach und glatt! Keine Sprichwörter mehr, Sancho, bei dem einzigen Gott! Du verlierst dich ganz in dem sicut erat." Das heißt: Du bist Sklave dessen, was einmal war. Aber nur, „was sich nie und nirgends hat begeben, das allein veraltet nie". Freilich, wenn Sancho Panza trotz aller Prügel, die auf ihn, den Realisten, in größerer Zahl niederhageln, als auf seinen Herrn, während er an dessen Stunden der Erhebung nicht teilzunehmen vermag, bei Don Quijote aushält, ist es doch geschehen, weil auf diese Weise auch in sein trübes Leben die Poesie hineingeschaut hat. Das wird ihm klar, als er nach der ersten Ausfahrt zu Hause seinem Weibe berichtet (1. Teil, 52. Kap.): „Ich kann dir nur so im Vorübergehen sagen, es gibt nichts Vergnüglicheres auf Erden, als wenn man ein angesehener Mann und Schildknappe eines fahrenden Ritters ist, der auf Abenteuer auszieht. Zwar wie man die Abenteuer findet, gehen sie zum meisten Teil nicht so nach Wunsch aus, wie der Mensch eben möchte, denn von Hunderten, auf die man stößt, pflegen neunundneunzig verkehrt und schief zu gehen. Ich weiß das aus Erfahrung, denn aus etlichen bin ich gewippt und aus anderen zerbleut davongekommen; aber trotz alledem ist es was Hübsches, wenn man die Vorfallenheiten an sich herankommen läßt und dabei Waldgebirge durchwandert, Forsten durchsucht, Felsen besteigt, Burgen besucht, in Schenken frei nach Belieben herbergt, und der Pfennig, den man da bezahlt, den soll der Teufel holen!"

Spürt man nicht an dieser Stelle Cervantes selbst, den Armen, vom Leben Geschundenen, wie er im Bewußtsein seines Phantasiereichtums sich selig und erhaben fühlt über alle Reichen und Mächtigen?

Man sitzt ihm auch sonst oft gegenüber, nicht nur, wo er gleich Dante Abrechnung hält mit Menschen seiner Zeit. Lieber ist mir der feine, überlegen und doch so gütig lächelnde Mensch, dessen Ironie nichts Zerstörendes hat, wie bei unsern Romantikern, wenn er sich in seinem Buche über dessen Gestalten mit uns kritisch auseinandersetzt. Auch da wächst er ins Ewige. Don Quijote findet es (im 3. Kap. des 2. Teils) unrichtig, daß der Verfasser seiner Lebensgeschichte in diese Novellen und Geschichten von dritten Personen eingeflochten habe, wo doch ein noch viel dickerer Band allein mit seinen Gesprächen zu füllen gewesen wäre. — Ja, diese Novellen. Zwischen die Welten der verschrobenen Phantastik und der beschränkten Nüchternheit stellt der Dichter diese edlen Gebilde einer gesunden Phantasie. Dabei zeigt er der durch die Ritterromane verbildeten Leserschaft sowohl die abenteuerliche Begebenheit aus dem wirklichen Leben, z. B. in der Geschichte des befreiten Maurensklaven, wie die feine Analyse seltsamer seelischer Triebe. Und in einer solchen Geschichte, im „bestraften Vorwitz", ist die feinste psychologische Bemerkung am Schluß als Kritik über sie angebracht, und zwar so, daß gerade dadurch das Einschiebsel zum innigeren Bestandteil des größeren Ganzen wird. — Welch ein Vergnügen, ein so königlich überlegenes Können zu beobachten! —

Cervantes fühlte wohl selber schon sein Ende nahe, als er sein großes Werk zum Abschluß brachte. Und da ihm das Leben wenig Sonne gezeigt, empfand er nicht das Dunkel des Todes, sondern die Lichtung, die er in die Lebenswirrnis bringt. So läßt er auch von Don Quijote vor dem Ende alle Trübung abfallen. Klar durchschaut der Sterbende, was Narretei

in ihm war, und damit ist aller Trug überwunden. Es bleibt nur noch der wahrhaft gütige Mensch. Um sein Lager stehen weinend, die bereits im Narren den Weisen gefühlt hatten, sie sind die Erben seines Besitzes. Ob es nicht für uns alle und zu jeder Zeit eine gewinnreiche Lebensaufgabe wäre, durch alle Narretei und Wirrnis der Erscheinungen hindurchzudringen, in der sichern Zuversicht, zu innerst auf einen guten Kern zu stoßen?! Nur der Optimismus trägt Siegeskraft in sich.

Karl Storck



Mozart oder Wagner

Bei der Erstaufführung von Weingartners „Dame Kobold"

Mit Felix Weingartners neuer Oper brauchen wir uns nicht eingehender zu beschäftigen, trotzdem sich drei Wochen nach der Darmstädter Uraufführung (24. Februar) im Deutschen Opernhaus zu Charlottenburg schon die zweite Bühne fand, auf der diese spanische junge Witwe ihre gezwungene Lustigkeit entfalten konnte. Das Werk besitzt nicht die musikalische Kraft, die über seine stoffliche Verworrenheit hinweghelfen könnte. Aber die Oper ist eine charakteristische Erscheinung in einer Entwicklung, deren klare Erkenntnis für das Gedeihen unseres Musiklebens unentbehrlich ist.

Mit Wagners 100. Geburtstage setzte es ein. Wer sich mit der Psychologie der modernen Kunstkritik abgegeben hat, konnte erwarten, daß bei dieser Gelegenheit einer allgemeinen Feier auch der „Fall" Wagner im Sinne des Widerspruchs erörtert werden würde. Und es war leider auch zu erwarten, daß es mit jener, einer inneren Würdelosigkeit entsprechenden Unehrerbietigkeit geschehen würde, vor der uns Deutschen immer die Röte der Scham und des Zornes ins Gesicht steigt. Der eigentümlich konservative Sinn, der jedem wahren Deutschen im Blute liegt und aufs innigste dem verwandt ist, was wir als „deutsche Treue" empfinden, mangelt begreiflicherweise jenen deutsch schreibenden Kunstkritikern, die durch ihr Blut, aber auf der anderen Seite auch durch die nicht von ihnen geschaffenen Gesamtzustände unseres Lebens dem Deutschtum gegenüber nicht das natürliche Kindesgefühl haben können, wie es dem rein Deutschblütigen von Natur eignet.

Ich begrüße es als ein Zeichen der Besserung, weil der Offenheit, daß wir jetzt häufiger jüdische Stimmen zu hören bekommen, die ihre Vorliebe für das Jüdische als etwas Natürliches betonen. Hat doch sogar der gewiß nicht mit Pietät belastete Siegfried Jakobson für Georg Hermanns „Jettchen Gebert" weiche Töne einer sentimentalen Anerkennung gefunden, weil ihn das „Milieu" so vertraut anmutete. Ich finde solche Gefühle durchaus berechtigt und freue mich, wenn sie offen ausgesprochen werden. Vielleicht ist es aber doch nicht zu unbescheiden, wenn auch die deutschen Staatsbürger nichtjüdischen Glaubens für ihre derartigen Gefühle eine gewisse Duldung beanspruchen. Hier aber beliebt gerade der jüdischen Kunstkritik eine so

verletzende Tonart, eine Ehrfurchtslosigkeit gegen Werte des deutschen Lebens, die schroffste Zurückweisung verdient und weiten deutschen Kreisen jene sachlich ruhige Beurteilung jüdischer Leistungen unmöglich macht, die von den Juden gerade jetzt so laut als eine Notwendigkeit unserer Zukunft gefordert wird.

Seitdem der „entzauberte" Emil Ludwig sein überdreistes Buch gegen Richard Wagner geschrieben hat, sind mir Dutzende und aber Dutzende größerer und kleinerer Ausführungen durch die Hand gegangen, in denen mit wegwerfendem, geringschätzendem und hämischem Ton über Wagner und sein Werk gesprochen wird. Das fällt ja natürlich auf die Urheber zurück. Aber man soll die Gefährlichkeit dieser gemeinen Art, anderen das ihnen Heilige zu vergrämeln und zu beschmutzen, nicht unterschätzen. Es gibt jedenfalls zu denken, daß alle diese Aussprüche von jüdischer Seite kamen, wobei ich natürlich nicht vergessen habe, daß auch unter Richard Wagners begeistertsten und leidenschaftlichsten Anhängern Juden gewesen sind. Es fällt mir auch nicht ein, die Überzeugung der betreffenden Kritiker anzuzweifeln, aber ich bekämpfe diese Art, die einmal von Meier-Graefe in zynischer Weise dargelegt worden ist, in einem in der längst entschlafenen Zeitschrift „Kritik der Kritik" erschienenen Aufsatze „In die Kiste". Die Kaltschnäuzigkeit, mit der hier jede „veraltete" Liebe aufgekündigt wurde, liegt in einer uns fremden Wesensart, desgleichen die eifernde und hitzige Aufstellung neuer Leitbilder.

Auf unserem Gebiete ist nun die Kraft, die gegen Richard Wagner ausgespielt wird, eine alte, eine Kunst, der gerade der Deutsche niemals die treue Liebe gebrochen hat, am wenigsten Richard Wagner selbst: nämlich Mozarts Musik. Trotz der beim schaffenden, für seine Auffassung kämpfenden Künstler verzeihlichen Einseitigkeit, mit der Richard Wagner Mozarts Opern ansah, fühlt man doch durch alle seine Ausführungen die wahre Liebe zum „Licht- und Liebesgenius".

Der Ruf: „Zurück zu Mozart" ist ja nicht neu. Immerhin konnte vor zehn Jahren, zur Zeit der Mozartgedenkfeiern, ein Buch erscheinen und damals viel Beachtung finden, dessen Titel „Mozartheuchelei" schon verkündet, daß sein Verfasser diesem Bekenntnis zu Mozart keine lebendige Kraft zuerkennen wollte. Der Ruf „Zurück zu Mozart" ist auch in der Tat ein Irrtum. In ihm läge das Eingeständnis, daß die Musik seither einen Irrweg gegangen ist. Gewiß gibt es Fanatiker, die das behaupten. Aber mit ihnen braucht man sich ebensowenig auseinanderzusetzen, wie mit jenen, die aus der Tatsache, daß die Musik von Beethoven zu Wagner nicht in der geraden Fortsetzung des Weges liegt, auf dem Mozart zu „Figaro" und „Don Juan" gekommen ist, diese Gipfelpunkte der Mozartschen Kunst für endgültig erledigt halten. Die Kunst ist fast so mannigfaltig, wie das Leben. Und wie in diesem alle wirklich lebendige Tat recht behält, so auch in der Kunst. Am Ende ist noch nicht einmal die Lebensdauer entscheidend für die Lebenskraft, wenngleich Goethe als Kennzeichen der Geniewerke hervorhebt, daß sie von Dauer sind. Gerade mit der Lebendigkeit des Kunstwerkes ist es ein eigen Ding. Von der bildenden Kunst ganz zu schweigen, wo wir die Wellenbewegung in der Wirkungskraft einzelner Kunstwerke und ganzer Richtungen am besten verfolgen können, zeigt auch die Musik mit ihrer enger umgrenzten Wirkungsdauer so auffällige Beispiele wie Joh. Seb. Bach, dessen Wirkung heute größer ist, als je zuvor.

Es ist darum auch töricht und vermessen, aus einer vielleicht statistisch festgestellten geringeren Aufführungsziffer von Werken eines Musikers innerhalb einer kurzen Frist auf eine Schwächung seines Werkes zu schließen, wie das jetzt vielfach in fast grotesker Weise bei einer Rundfrage der „B. Z. am Mittag" unter dem anmutigen Titel „Geht Wagner zurück?" geschehen ist. Um 1890 war Schiller für die wirklich „vorgeschrittenen" Literaturleute endgültig erledigt. Inzwischen sind jene Schillertöter allesamt mit ihrem Schaffen tot, wogegen Schiller so lebendig ist, wie nur je. Dabei ist es lehrreich, zu bedenken, daß das deutsche Volk auch damals seinen Schiller mit großer Liebe umfing. Nach meiner Überzeugung ist in diesem deutschen Volke die Liebe zu Richard Wagner noch im Wachsen begriffen, schon deshalb, weil weite Kreise

des Volkes erst jetzt Richard Wagner kennenlernen. Leider ist Wagner als Musikdramatiker viel mehr von der Gnade des Theaters abhängig, als Schiller. Denn die Zahl derer, die einem Wortdrama im Lesen beizukommen vermögen, ist unendlich größer, als die jener, die einen Klavierauszug überhaupt spielen können und denen er dann mehr gibt, als bloß Musik. Wenn also unser Theater durch seine wüst geschäftsmäßige Ausschlachtung der Zugkraft der Werke Richard Wagners das immerhin umgrenzte Opernpublikum vorübergehend mit Wagner übersättigt haben wird, so muß ganz von selbst die Zahl der Aufführungen seiner Werke zurückgehen. Es kommt noch hinzu, daß die Aufführungsbedingungen für ein Musikdrama viel schwerer erfüllbar sind, als für das gesprochene. Schon der äußere Aufwand ist durch Orchester und Chor viel umfangreicher. So bleiben die Musikdramen auf die Bühnen der größeren Städte beschränkt, und niemals wird hier das Volk als Ganzes in dem Maße mitsprechen können, wie etwa bei Schiller, dessen Werke sich die Jungmannschaft manches kleinen Dörfchens durch Aufführung zu eigen gemacht hat.

Nun liegen die Bedingungen für eine gute Aufführung einer Mozartschen Oper keineswegs wesentlich günstiger, als beim Musikdrama Richard Wagners, soviel einfacher auch der gesamte Apparat erscheinen mag. Soweit der Ruf „Zurück zu Mozart“ aus dem Verlangen nach einer „volkstümlichen“ Kunst erklungen war, wobei Melodie, geschlossene Liedform und übersichtliche Rhythmik als Elemente aller Volksmusik betont wurden, geschah es vom rein musikalischen Standpunkte aus und weniger im Hinblick auf das Theater als Unterhaltungsstätte breiterer Volkskreise. Diese „Mozartianer“ älteren Schlages sind vor allem Gegner der rein musikalischen Entwicklung, wie sie an die Namen Wagner und Liszt knüpft, und darum griffen sie auch mehr die moderne Sinfonik und das immer haltloser zerfließende moderne Lied an. Ihre Bekämpfung Wagners hat längst die Heftigkeit verloren, von der seinerzeit die ersten Aufführungen der Werke umtobt waren.

Diese ganze Art des Kunstkampfes ist nicht bedenklich, weil sie natürlich ist! Liebe zum Altgewohnten und Bekannten, Abneigung gegen das andringende Neue, Ungewohnte und damit unschön Wirkende, die sich zur Bekämpfung steigert, sobald das Neue den geliebten Besitz zu schmälern droht. Dagegen ist der neue Kampf gegen Richard Wagner eingegeben von der Übersättigung. Und der Ruf nach Mozart ist ein artistisches Feldgeschrei. Als „entzaubert“ bezeichnete sich seinerzeit Emil Ludwig, und die Mode Mozart liegt für diese Kreise dicht neben der Mode Biedermeier, der sich das Liebäugeln mit dem Rokoko, wenigstens soweit Literatur, Malerei und Zeichnung in Betracht kamen, aufs innigste verschwisterte.

Man brauchte diese Erscheinung nicht schwer zu nehmen, wenn nicht vor und jetzt neben ihr, vielfach damit sich vermengend, ein künstlerisches Verlangen und Streben herginge, für das man, wenn es eines Schlagwortes braucht, die Befreiung von Wagner wählen möchte. Darin liegt keine Bekämpfung Richard Wagners, sondern nur die Notwehr gegen eine Einseitigkeit, hervorgerufen durch den Mißbrauch und die falsche Einstellung der Kunst Richard Wagners in unser Leben. Wenn Wagner sein Musikdrama als Festspielkunst bezeichnete, so war das trotz des stolzen Wortes neben dem Anspruch auf das Höchste, gleichzeitig ein Sichbescheiden auf bestimmte Gelegenheiten. In der Verwirklichung Bayreuths hat Wagner nicht umsonst die Krönung seines Lebens gesehen; mit ihr hat er gezeigt, welche Stellung er seiner Kunst im Leben seines Volkes wünschte. Das ist weit entfernt von jener Überwucherung unseres ganzen musikdramatischen Lebens mit Richard Wagner, wie sie vom Geschäftstheater herbeigeführt worden ist. Niemand hat klarer ausgeführt, als Richard Wagner, daß auch für das künstlerische Empfinden des Menschen Festtage selten sind. Seiner Natur nach, und er vertritt damit das Wesen des deutschen Volkes, sah Wagner das Festliche im Großen, Gewaltigen, Übermenschlichen. So wächst naturgemäß seine Festtagskunst ins Übermäßige, Heroische. Wo wäre es Wagner eingefallen, zu verlangen, daß alle jene Tage, die keine Festtage sind, also weitaus die meiste Zeit des Jahres, ohne Kunst bleiben solle? Wenn diese riesigen Kunst-

werke — riesig nach den aufgeworfenen Problemen, den auftretenden Gestalten, den aufgewühlten Leidenschaften; riesig im Maß der Worte und der musikalischen Mittel; riesig auch in der Entfaltung des szenischen Apparates, der Dauer — in den Alltag hineingestellt werden, so büßen sie nicht nur ihre beste Wirkung ein, sie müssen selbst einer Verzerrung verfallen und erleiden die Wahrheit, daß vom Erhabenen nur ein Schritt ist ins Lächerliche. Die Lächerlichkeit liegt hier im schmerzlichen Widerspruch eines heroischen Tuns zum Kleinbetrieb des gewerblichen Ameisenstaates.

So sind es gerade aufrichtige Verehrer der Kunst Richard Wagners gewesen, die nach dieser Befreiung unseres Theaterlebens von der nicht durch Wagner, sondern durch die von ihm so grimmig bekämpften Übelstände unseres Geschäftstheaters bewirkte Belastung unseres Lebens mit seiner Kunst eintraten.

Seit 1898 habe ich immer wieder und an den verschiedensten Stellen darauf hingewiesen, wie bitter not uns nicht nur aus rein künstlerischen, sondern auch aus kunstethischen Gründen eine neue vornehme Spieloper tut. Ich bin nun nicht töricht genug, zu glauben, daß der Wille nach einer Kunstgattung das große Kunstwerk hervorzubringen vermag. Aber die Oper ist in einem so hohen Maße Gebrauchskunst, daß eine klare Erkenntnis der zu erfüllenden Forderungen und eine einsichtige Beherrschung der Mittel wenigstens diese Gebrauchswerke zu schaffen vermag. In der Blütezeit der Oper sind aus der genauen Kenntnis ihrer Lebensbedingungen sowohl für die ernste, wie für die komische Oper alljährlich eine Reihe brauchbarer Werke entstanden, die nach einiger Zeit wieder der Vergessenheit anheimfielen. Wir haben heute ein ähnliches Verhältnis auf dem Gebiete des Romans, auf dem alljährlich eine ganz ansehnliche Zahl von Werken geschaffen wird, die auch dem anspruchsvollen künstlerisch gebildeten Leser einige Stunden vornehmer, angeregter Unterhaltung zu bieten vermögen. Haben sie diese Aufgabe erfüllt, so mögen sie ruhig in Vergessenheit versinken. Was sie bewirkt haben, war nicht gering zu achten und ist im Haushalt der Kunst unentbehrlich.

Nun haben wir auch auf dem Gebiete der Oper einige Werke erhalten, die deutlich den Weg wiesen, auf dem zu dieser vornehmen Unterhaltungskunst zu kommen war. Das bedeutsamste stammt bezeichnenderweise aus der nächsten Umgebung Richard Wagners: es ist des Peter Cornelius „Barbier von Bagdad". Das Werk steht in der ursprünglichen Fassung von 1858 als ein Gebilde von höchster Stilreinheit, durchaus aus dem Geiste des Musikdramas Richard Wagners herausgeflossen, wie eine notwendige Ergänzung seiner Werke. Diese Kunst war dem Festspieldramatiker versagt, bei dem auch der Humor in der Welt der tragischen Ewigkeitskonflikte wurzelte (Meistersinger von Nürnberg). Während der treueste Apostel Wagners, Franz Liszt, und auch Wagner selbst das fühlten, hatte bezeichnenderweise das deutsche Geschäftstheater, sobald es sich Wagner ergeben hatte, für diese Kunst keinen Platz mehr. Und so kam und kommt sogar vielfach noch heute die reizvolle Schöpfung in einer ihrem Wesen widerstrebenden Verdickung zur Darstellung. Von anderer Richtung kam in diesem Ringen zur leichten Kunst Hermann Götz mit „Der Widerspenstigen Zähmung" (1874). Aber erst Verdis „Falstaff" (1893) bahnte der Erkenntnis für diese neue künstlerische Notwendigkeit den Weg. Verdis Meisterschöpfung hätte nun auch ein für allemal zeigen müssen, daß mit einem Zurück, und sei es zum höchsten Gipfel der Vergangenheit, nichts zu erreichen war. Weniger als der Achtzigjährige haben das natürliche Entwicklungsgesetz, daß ein einmal Erlebtes nicht ungeschehen gemacht werden kann, alle anderen gefühlt, die auf dem hier gewiesenen Wege bislang zu Schöpfungen gelangten, bei denen sich das Verweilen lohnt. Weder Ermanno Wolf-Ferraris Werke, die die Seele der alten Buffo-Opern in ein modernes Orchestergewand zu kleiden streben, noch Humperdincks Versuch, die französische Spieloper einzudeutschen („Heirat wider Willen"), noch auch d'Alberts „Abreise" oder Urspruchs, gleich Hugo Wolfs „Corregidor", zu wenig von dramatischem Blut erfüllter „Prinz wider Willen", haben nachwirkende Bedeutung zu gewinnen vermocht. Letzterdings verkennen sie alle, daß

wir nach dem Erlebnis Richard Wagner nie mehr auf den Standpunkt zurück können, die Oper als eine Gelegenheit zur Musik anzusehen, daß wir immer von ihr ein Drama verlangen werden.

Darin aber, daß er diese Forderung erfüllte, liegt auch die ungeminderte Lebensfähigkeit der Hauptwerke Mozarts. Es zeugt von einem ganz unbegreiflichen Verkennen auf kritischer wie kunstschöpferischer Seite, wenn jetzt der Name Mozarts für eine Bewegung herhalten muß, die in der Oper das Schwergewicht vom echt Dramatischen auf andere Elemente verlegen will.

Oskar Bie, dessen Bearbeitung von Mozarts „Gärtnerin aus Liebe“ unlängst im Berliner Königlichen Schauspielhause zur Aufführung gebracht wurde, schickt seinem Werke einen Prolog voraus, der mit den Versen anhebt: „Ich bin der Unsinn selbst, vertrauet mir. Ich bin die Oper, Pierrettens Kind.“ Man kann Mozarts Wollen und, was wichtiger ist, das von ihm Erreichte nicht grausamer verkennen, als wenn man gewissermaßen im „Unsinn“ die Lebensquelle der Gattung Oper sieht. „Ich seh' der großen Herrn und Damen Schmerzen und Leidenschaften in ein Nichts zerfließen. Ich wasche in Musik sie, bis von ihnen nichts übrig bleibt als süßer Duft und zarte Erinnerung an die Tollheit ihres Lebens. Am Puppenspiel erlabt ihr eure Weisheit.“ Weiß Gott, derartiges ist Mozart niemals eingefallen. Er ist als echter Künstler überhaupt niemals auf den Gedanken gekommen, daß der Widerspruch gegen alle Voraussetzungen der Wirklichkeit auch nur die geringste Bedeutung haben könnte für die innere Wahrheit des Kunstwerkes. Diese Wahrheit aber ist ihm nie und nimmer ein Spiel gewesen, niemals hat er durch seine Musik den wahren Lebensgehalt seiner Gestalten in ein Nichts zerfließen zu machen gestrebt, vielmehr hat ihm die Musik dazu gedient, diese Wahrheit zu vertiefen, dort, wo die äußere Erscheinung nur oberflächlich ist, den Urgrund aufzudecken. Ich könnte mich auf viele Stellen in Mozarts Briefen berufen, aber sie wirken schwach gegen seine Werke selbst, vor allem die beiden Meisterwerke „Figaros Hochzeit“ und „Don Juan“.

Felix Weingartners „Dame Kobold“, die zu all diesen Betrachtungen den Anlaß gegeben hat, wirkt gerade dadurch so lehrreich, daß man auf Schritt und Tritt fühlt, wie der Komponist Mozarts „Figaro“ als Vorbild vor Augen hatte. Alles Geschick, eine langjährige Erfahrung, ein ganz beträchtliches Können, haben aber Weingartner nicht dagegen geschützt, geradezu eine Karikatur dessen zu liefern, was Mozart als Oper vorschwebte. Zunächst und vor allem verkennt Weingartner, daß die Voraussetzung jeder Oper das Musikalische des Stoffes ist. Dieses Musikalische liegt nicht, wie eine vielverbreitete Anschauung meint, in der Romantik des Geschehens, sondern in der Lyrik, in der Möglichkeit, für alles Geschehen die treibenden Gefühlskräfte vor dem Zuschauer auszubreiten. Es gibt kein Geschehen, das musikalisch ist, aber das Empfinden dabei ist musikalisch mitzuteilen, und sobald es gelingt, dieses Empfinden als treibende Kraft der Geschehnisse sichtbar zu machen, ist die Vorbedingung für einen guten Operntext gegeben. In Mozarts „Figaro“ ist alles Empfindung, und die Unwirklichkeit seiner Opernwelt, dafür aber ihre Wahrheit als Welt der Musik, liegt darin, daß, wie in verwandtem Maße beim Drama des jungen Shakespeare, im Gegensatz zum klassischen französischen, die Überlegung ausgeschaltet ist. Alles Geschehen ist triebhaft, nicht verstandesmäßig. Der Verstand steht im Dienste der Triebe.

So sehen wir bei Mozart allenthalben das Bestreben, das so reich bewegte Geschehen in Empfindung aufzulösen, was er dadurch erreicht, daß er uns das seelische Leben aller wichtigen Personen viel reicher vorführt, als es für das im Drama selbst vorkommende Geschehen notwendig wäre. Wir spüren dadurch auch bei den lustigsten Gestalten des Werkes die tragische Unterschicht, und Figaro und Susanne kommen ebenso wie der Graf und die Gräfin zum Ausdruck ernstester, ja tragischer Empfindungen. Mozart ist gerade nach der Richtung hin ein so unvergleichlicher Dramatiker, daß selbst ein Stück wie die Eselsarie des Basilio, die ihm durch die äußeren Bühnenforderungen seiner Zeit abgenötigt war, von psychologischer Bedeutung wird. Gibt sie doch die innere Begründung für solche traurigen Charaktere, und durch sie wird

aus dem Intriganten Basilio ein Mensch, ein Opfer trauriger Lebensverhältnisse. Durch dieses Hinabsenken der Wurzeln aller Erscheinungen in eine tieferliegende Welt des Gefühls wird, was lediglich als Episode erscheint, zum wesentlichen Bestandteil des Dramas. Niemals stellt sich darum bei Mozart das Gefühl ein, daß eine Nummer um äußerer Wirkung willen eingefügt ist, während Weingartner im letzten Akt seines Lustspiels Frauenchöre, ja sogar einen Bauchtanz einschiebt, lediglich um noch ein Wirkungsmittel mehr auszuspielen. Natürlich, wie das beim Drama selbstverständlich ist, mit entgegengesetztem Erfolg.

So kann allerdings, richtig verstanden, Mozart zum Schutzgeist unseres heutigen musikdramatischen Schaffens werden, aber niemals in einem Gegensatz zu Richard Wagner. Denn beide sind in ihrer urdramatischen Einstellung zur Form des Musikdramas sich wesensverwandt. Die Unterschiede zwischen ihnen sind die des naiven und sentimentalischen Künstlers, des Lyrikers und Pathetikers. Für unser Leben, gerade für unser deutsches Leben, brauchen wir beide. Nicht Mozart oder Wagner kann darum die Losung heißen, sondern nur Mozart und Wagner.

Karl Storck



Zu unserer Notenbeilage

Hugo Daffner, der Komponist des schwungvollen Frühlingsliedes in der heutigen Notenbeilage, hat schon ein ausgedehntes Gesamtwerk hinter sich, und es soll darüber bei einem anderen Anlaß gesprochen werden. Heute einige Sätze über den Dichter dieses „Morgengrußes“: Michael Georg Conrad. Denn wir haben das Lied gleichzeitig als eine kleine Festgabe zum 70. Geburtstage dieses alten, echt bajuvarischen Kämpen gedacht.

Ja, auch der Türmer stellt sich zu diesem 5. April ein, obgleich er sicher mit Conrad oft die Klinge gekreuzt haben würde, wenn er vor 25 bis 30 Jahren bereits erschienen wäre, als der damals auf der Höhe des Lebens stehende Conrad von München aus seine literarischen Feldzüge ausfocht. Wir hätten damals Conrad bekämpfen müssen wegen mancher ästhetischen Theorien und um des Umwegs willen, auf dem er in der Fremde das Vorbild für unsere deutsche Literatur suchte. Wir hätten aber auch damals in ihm den ehrlichen Mann geachtet und die trotz allem urdeutsche Natur geliebt, so wie wir es jetzt beim Siebzigjährigen tun.

Wie raschlebig ist doch auch die Kunst unserer Zeit! Wie wirkt auf uns bereits alt und verblaßt, was vor einem knappen Menschenalter sich in Jugend reckte und auf Ewigkeitsgeltung pochte. Mit dem Namen Michael Georg Conrads und der von ihm gegründeten Zeitschrift „Gesellschaft“ ist die sogenannte deutsche Literaturrevolution der achtziger Jahre aufs engste verbunden, und es wäre heute schon möglich, diese so wild aufgeregte Zeit mit der ruhigen Sachlichkeit des Literaturgeschichtlers zu würdigen. Der Krieg läßt einem dazu keine Muße, und zwar gerade insoweit nicht, als man in geruhsamer Abgeklärtheit darüber sprechen könnte. Das mögen andere tun; mir brennen die Sorgen um unser zeitgenössisches Leben auch in der Kunst viel zu sehr im Herzen, als daß ich nicht in jeder Persönlichkeit, jeder Kunstfrage immer gerade das Zeitgemäße, das für uns „Aktuelle“ herausfühlte.

Und da scheint mir allerdings die Persönlichkeit, das Wollen und Wirken Michael Georg Conrads sehr lehrreich. Nicht sein Dichten. Ich glaube nicht, daß seine Romane uns heute oder gar unserer Zukunft noch viel geben können, wenigstens nicht als Kunstwerke. Conrads Kraft hat nie im Gestalten gelegen; sein künstlerisches Temperament, die unverkennbare Genialität seiner Natur verbrauchte sich ganz im Kampf für die Kunst. Aber auch in seinem Irren ist Conrad immer eine gerade, furchtlose, urgesunde Persönlichkeit, ein grunddeutscher Mann geblieben. Es ist sogar deutsch an ihm, daß er ein so begeisterter Vorkämpfer — Zolas werden

konnte. Was kein Franzose im Verfasser der Rougon-Macquart-Reihe sah, fühlte Zola in ihn hinein. Stellt er ihn doch unmittelbar neben Richard Wagner und erblickt in ihm „das verkörperte Gewissen seiner Nation, die helle Stimme der Vernunft, den Mann, der zum erstenmal wieder der in atemlosem Materialismus dahinkeuchenden Welt des 19. Jahrhunderts den heiligen Ernst und die Erlösungskraft der Kunst als der höchsten Aufgabe der zivilisierten Menschheit vor die Sinne und die Seele rückte. „Der Künstler als Erzieher und Wegleiter, der Künstler als Lebenserkenner und Zukunftsgestalter, das ist die neue naturalistische Auffassung von der Stellung und Bedeutung des Künstlerischen im Kulturstaate."

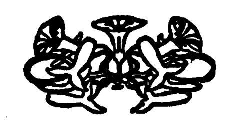
Wogegen hat Conrad gekämpft? — Gegen eine Kunst, die sich selbst genügte; gegen jene Künstler, die selbstgefällig den Nöten ihres Volkes sich abkehrten, die sich nicht mit der Welt kämpfend und ringend auseinandersetzten, sondern sich ein Weltlein nach eigenem Geschmack zurechtrückten und damit gar dem Idealismus zu dienen glaubten. Damals war es die Novellistik eines Heyse, die Butzenscheibenlyrik der Baumbach, Wolf und Genossen. Conrad sah in alledem, bei aller Gewandtheit der Kunsttechnik, das richtige Philistertum. Conrads künstlerischer Irrtum lag in der Wahl der naturalistischen Technik der kleinen Mittel. Er hatte den so hochverehrten Wagner nicht begriffen, dessen künstlerische Grundlehre war, daß für deutsche Kunst die Formgebung immer die Folge des Inhalts sein müsse. Wohl aber hat er aus seiner deutschen Seele heraus richtig gefühlt, daß alle Kunst lediglich um der Kunst willen, jegliches l'art pour l'art unbedingt dem Formalismus verfallen muß, daß es seelenlos ist und darum undeutsch. Wie würden sich unsere Ästheten und Symbolisten und Expressionisten dagegen sträuben, wollte man sie an die Seite der einst von Conrad bekämpften Münchner Dichterschule stellen. Und doch sind sie in ihrem Inneren nichts anderes, so grundverschieden das äußere Gewand ist, in das sie sich hüllen. Auch sie sind Drohnen für unser wahres geistiges Leben.

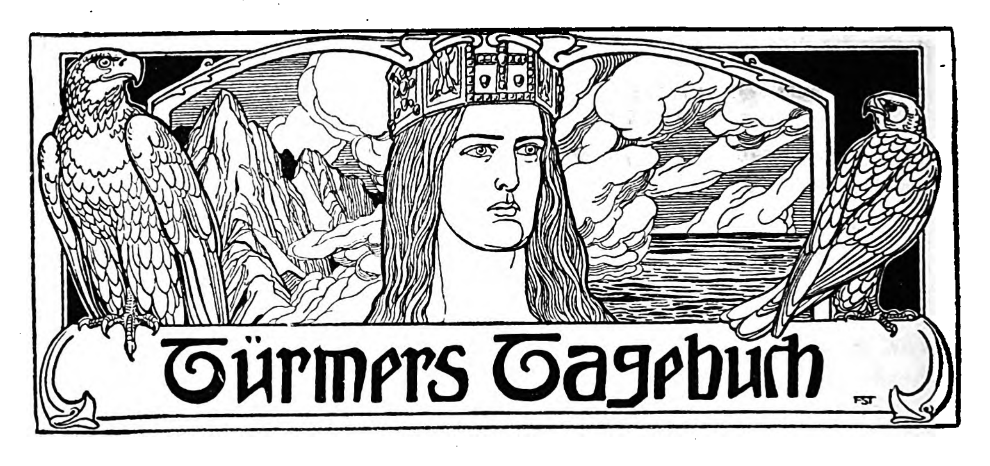
Aus diesem Gefühl heraus schätzt man aufs neue den tapferen Kämpen, der zuweilen von einer kaum erträglichen Derbheit und Rauhbeinigkeit werden konnte, aber doch immer jedes echt deutsche Gefühl für inneren Anstand, für Herzensreinheit bewahrte. Wie befreiend wirkte es, als er, der so leidenschaftlich für Zola eingetreten war, gegen jene, die diesen als Schmutzdichter verhöhnten, einen sich in seinen Kreis eindrängenden spekulierenden modernen Verfasser erotisch-laszíver Gedichte als „elendes Philisterschwein" abtat.

Nein, über die Grunddinge ließ sich dieser Deutsche durch die Form nicht täuschen. Und darum wollen wir auch heute hoffen, daß er mit seinem Vertrauen an die urdeutsche Kraft recht hat, das ihn selbst in seinem Roman „In purpurner Finsternis", in dem sich aller Ingrimm über die verderbliche Entwicklung seines Volkes zu einem öden Zukunftsbilde verdichtet hatte, an eine neue Wiedergeburt seines geliebten Volkes aus dem Geiste der reinen Kunst glauben ließ.

* * *

Waldemar von Baußnerns Lied „Gebet ans Volk" entstammt einem kleinen Liederheft „Empor mein Volk" (Leipzig, Eulenburg), das siebzehn Lieder enthält, die im August 1914 im Feuer der ersten Begeisterung entbrannt sind. Die Lieder sind längst bewährt. In vielen Tausenden ist das seinerzeit auch im Türmer gewürdigte Heftchen verbreitet, das ohne Namen des Komponisten die einstimmigen Melodien enthielt (Jena, Diederichs). Die jetzige Form eignet sich vor allem zum Singen im Hause. K. St.





Der Krieg

Vor dem Wiederzusammentreten des Reichstages schrieb der Abgeordnete Bassermann in den nationalliberalen „Deutschen Stimmen": „Unerschüttert ist unser Wille, den Krieg bis zu dem für uns notwendigen Ende zu führen. Groß, riesengroß sind die Opfer, und neue, die wir noch nicht überschauen können, werden hinzutreten. Das tapfere edle deutsche Blut schreit nicht nur nach Vergeltung, sondern mehr noch nach einer Sicherung des deutschen Landes gegen neuen frivolen Angriff. Das ist tausendfach von den besten deutschen Patrioten ausgesprochen und liegt fest in den deutschen Herzen verankert.

Papierne Garantien sind uns nichts nutze. Die eherne Notwendigkeit der Geschichte, die Pflicht im Kampfe ums Dasein schreitet über den Fetzen Papier hinweg, wie dies zu Beginn des Krieges von leitender Stelle ausgesprochen ist. (Eine — sehr gemißbrauchte Erinnerung. D. T.) Geschieht dies bei uns nur da, wo es um die Wurzeln unseres staatlichen Daseins geht, so gilt für unseren Todfeind England der reine Nützlichkeitsstandpunkt. England achtet, wo sein Vorteil in Frage kommt, keinen Vertrag, tritt das Völkerrecht mit Füßen, zertritt die Rechte neutraler Staaten, kämpft mit Lüge und Hunger, kennt kein Schamgefühl, bar jeden Idealismus' in Aufrechterhaltung und Ausdehnung der wirtschaftlichen Macht, der Seetyrannei, des alten Seeräuberstaates oberstes Gesetz. Es ist unverkennbar, wie in allen unseren Volksschichten die Überzeugung zum Durchbruch gekommen ist, daß wir in England den unerbittlichsten, unversöhnlichen Feind sehen müssen, den es gilt auf die Knie zu zwingen. Der feine Instinkt unseres Volkes hat dies klar erkannt und in elementarem Ausbruch alsbald bei Beginn des Krieges zum Ausdruck gebracht. Und heute geht ein heißes Sehnen durch unser Volk: rücksichtsloser Krieg gegen England, entschlossenes Abweisen unberechtigter amerikanischer Einmischung in unsere Kriegführung, kein zögerndes Erwägen, ob eine resolute Kriegführung zur See verstimmend auf den oder jenen neutralen Staat wirkt.

Die Frage beherrscht die Gemüter, ob wir das Mittel besitzen, England niederzuzwingen, und diese Frage ist zu bejahen. Wenn der rücksichtslose

U-Bootkrieg einsetzt, wenn wir die Insel absperren von der Zufuhr, dann wird das Gespenst der wirtschaftlichen Aushungerung, das England gegen uns heraufbeschwören wollte, das stolze Albion zum Erliegen bringen. Daß wir in unseren U-Booten das Mittel besitzen, das uns zum Ziele führt, dafür bürgt uns die sachverständige Autorität unserer Marine, unseres Tirpitz.

Wir sind auf dem rechten Wege. Die Initiative im Westen wird in Frankreich den falschen Wahn zerstreuen, daß wir uns auf die Defensive zu beschränken gezwungen seien. Der U-Bootkrieg aber ringt uns England nieder, und im Osten steht Hindenburg zu neuen Schlägen bereit. Nur deutscher Sieg kann diesen furchtbaren Krieg beenden. Es ist Illusion, zu glauben, daß uns heute Verhandlung einen annehmbaren Frieden bringen kann.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Reichstag die richtigen Töne der Energie finden wird. Es muß klar zum Ausdruck kommen, daß unser Volk nicht willens ist, sich durch Amerika die Waffe des U-Bootkrieges entwinden zu lassen. Um unser Dasein, um Macht und Zukunft geht dieser furchtbare Krieg. Wir werden ihn gewinnen, wenn wir mit rücksichtsloser Kriegsenergie, unter schonungsloser Anwendung aller uns zur Verfügung stehenden Mittel einsetzen. Schonung und Sentimentalität hat heute keine Berechtigung, und nur das deutsche Interesse, der deutsche Siegeswille darf uns beseelen.

Bei diesen Fluten von Völkerhaß, die sich über unser Vaterland ergießen, bei dem Kampfesruf unserer Feinde: vernichtet Deutschland, schart euch zusammen, um auch nach dem Kriege das besiegte Deutschland am Boden zu halten, seinen Handel nach dem Auslande unmöglich zu machen, grenzt es an politischen Idiotismus, als Frucht des Krieges eine politische Verbrüderung der Völker zu erhoffen. Wir haben in einer fünfjährigen Politik vor dem Kriege Illusionen nachgejagt und unsere Friedensliebe bis zum Überdruß betont. Was hat sich unsere Politik von der Zusammenkunft in Potsdam und Baltischport für unser Verhältnis zu Rußland erhofft! Als wir Marokko an Frankreich überließen, da erhoffte man Versöhnung mit Frankreich, und wie oft wurde uns erzählt, daß wir den Ausgleich mit England durch Verträge über Kleinasien und Afrika und damit eine Neuorientierung der internationalen Politik herbeiführen werden. Hoffen und harren! und darüber kam dieser furchtbare, von unseren Feinden auf das sorgfältigste vorbereitete Krieg. Und heute sind wir kuriert! Nur unser nationales Interesse darf uns leiten, und um diesem Genüge zu tun, bedarf es eines vollen Sieges.

Ein wesentliches Moment unserer Kriegführung ist das Vertrauen der Armee und des Volkes in die Führung. Der Name Hindenburg und seines Generalstabschefs Ludendorff, der Befreier Ostpreußens, ist in die Herzen jedes Deutschen eingegraben. Aber auch der Chef des Generalstabes, bei dem die Fäden der Operationen zusammenlaufen, hat es verstanden, sich allgemeines Vertrauen zu erwerben. Die Befreiung Galiziens, die Eroberung der westrussischen Festungen, der Feldzug in Serbien mit dem Endergebnis, daß Polen, Litauen, Serbien, Montenegro und Albanien in unseren Händen sind, daß der Donauweg frei und die Verbindung mit Bulgarien, der Türkei und Kleinasien hergestellt ist, sind Ruhmesblätter in der deutschen Kriegsgeschichte, auf denen [illegible] Name Falkenhayn

eingeschrieben ist. Und neben Hindenburg, Ludendorff und Falkenhayn, wieviel glänzende Namen, wie viele tüchtige Führer, vortreffliche Generalstabsoffiziere, die sich der Verehrung und des Vertrauens derer draußen und daheim erfreuen!

Und dasselbe gilt für die Marine: Tirpitz: der Name bedeutet die Geschichte unserer jungen Marine mit ihrer Schneidigkeit und tatenreichen Energie. Wenn wir heute bei dem Gedanken an eine rücksichtslose Führung des Krieges durch unsere Tauchboote unsere Herzen höher und schneller schlagen fühlen, da leitet uns dabei der Gedanke, daß der Gründer und Organisator unserer Marine, der Staatsmann mit dem klaren Blick, der wie kein anderer den Werdegang der internationalen Politik, wie sie in letztem Ende zu diesem furchtbaren Weltkriege führte, überschaut und immer von tiefstem Mißtrauen gegen Albion erfüllt war, diesen Plan mit Zähigkeit als denjenigen empfahl, der das stolze England niederzwingen wird. Dies Vertrauen in den Schöpfer unserer Flotte ist als moralischer Faktor nicht genug zu bewerten."

Es kam anders. — Zu den vielen Nachrufen bemerkt die „Deutsche Tageszeitung": „Man ist seit Jahren in Deutschland gewohnt, vom Flottengedanken, vom Flottengesetze, von der deutschen Flottenrüstung usw. zu sprechen. Auch in den Betrachtungen, welche dieser Tage in der Presse der Tätigkeit des zurückgetretenen Staatssekretärs gewidmet worden sind, finden wir dieses Thema variiert. Als Ausnahme müssen wir freilich einen Artikel des ‚Berliner Tageblattes' erwähnen, auf welchen einzugehen uns versagt wird. Prof. Hans Delbrück, das ‚Berliner Tageblatt' und die ‚Frankfurter Zeitung' haben bis jetzt über die bemerkenswerte Möglichkeit verfügt, Dinge schreiben zu können, auf welche wir nicht antworten durften. —

Der deutsche Flottengedanke und die — leider unvollendete — Flotte, wie sie sich in den Tirpitzschen Flottengesetzen charakterisieren, sind kein ‚Ding an sich', sondern bilden eine Seite der Erscheinungsform eines großen politischen deutschen Gedankens. Fürst Bülow sagt in seiner Anfang des Jahres 1914 erschienenen Abhandlung ‚Deutsche Politik': ‚Als ein Instrument nationalen Schutzes, als eine Verstärkung nationaler Sicherheit haben wir unsere Flotte geschaffen und sie anders nie verwandt.' Das Ziel, so sagt der Fürst an einer anderen Stelle, ‚konnte nur erreicht werden unter gleichzeitiger Überwindung erheblicher Schwierigkeiten sowohl auf dem Gebiete der auswärtigen, der internationalen wie der inneren, der nationalen Politik'.

Diese Sätze sind richtig, aber nicht ganz erschöpfend für die Bezeichnung jenes großen politischen deutschen Gedankens, dessen notwendige Folge die Tirpitzsche Flottenpolitik sein mußte. Wollen wir ihn, seinem Ursprunge nach, umschreiben, so muß es lauten: der politische Hintergrund des Flottengedankens seit den neunziger Jahren war die klare Erkenntnis und Besorgnis, daß das wirtschaftlich gewaltig aufstrebende seefahrende Deutsche Reich einer starken Flottenrüstung bedürfe, wenn es einerseits englischer Vasallenschaft, andererseits dem Schicksal entgehen wollte, welches Großbritannien seinen wirtschaftlichen Wettbewerbern und den Ländern, deren Besitz es zu haben wünschte, seit 350 Jahren bereitet hat. Die Periode der

Caprivischen Reichskanzlerschaft zeigte den Beginn einer deutschen Vasallenschaft nach dem Grundsatze, daß Deutschland der englische Festlanddegen sein und England mit seiner Flotte die deutschen Kolonien und Seeinteressen ‚schützen‘ sollte. Schon die Ereignisse der Jahre 1893 und 1894 zeigten, daß die großbritannischen Staatsmänner dieses Verhältnis der ‚Ergänzung‘ nur in Gestalt deutscher Botmäßigkeit als selbstverständlich anerkannten. Darauf brachten die nächsten Jahre die Reaktion. An Stelle seines parlamentarisch gescheiterten Vorgängers übernahm Admiral Tirpitz das Marinestaatssekretariat. Er übernahm es mit klarem und deshalb zielbewußtem Erfassen der maritimen Aufgabe an sich wie des ihr als Grundlage in jedem Sinne dienenden politischen Gedankens. Dieser Gedanke war: Unabhängigkeit von England, Schaffung einer ausreichenden Schutzflotte. Fürst Bülow hat in seiner erwähnten Abhandlung die Schwierigkeiten der deutschen Politik, die aus dieser Aufgabe erwuchsen, vieles Richtige gesagt. Seine Ausführungen bestätigen inhaltlich voll diese unsere These: mit dem Tirpitzschen Flottengedanken stand und fiel, steht und fällt die Politik der Unabhängigkeit des Deutschen Reiches und seiner Entwickelung von Großbritannien. Die auswärtige Politik des Deutschen Reiches, insbesondere deren Grundrichtung, war und ist mit der Flottenbaupolitik unauflöslich verbunden. In diesem Sinne war also der Tirpitzsche Flottengedanke ‚gegen England‘ gerichtet: er wollte durch Stärke zur See der deutschen Wirtschaftskraft Schutz und damit freie Entwicklung sichern und schaffen. Der geübte Blick der Briten hat dieses deutsche Ziel früh gesehen und ebenso schnell begriffen, daß Tirpitz die unveränderlichen Grundzüge großbritannischer Festlandspolitik erkannt hatte, daß er die Stetigkeit und Energie des Willens besaß, um die richtige Gegenpolitik zu treiben, daß er genügend politischen Scharfblick hatte, um sich durch die üblichen britischen Ehrlichkeits- und Freundschaftsphrasen nicht beirren zu lassen. Deshalb hat man den zurückgetretenen Staatssekretär des deutschen Reichsmarineamtes in England seit anderthalb Jahrzehnten inbrünstig gehaßt. In den Perioden der sogenannten ‚Verständigung‘, besonders während der letzten dieser Perioden, die bekanntlich bis zum Kriege anhielt, — erklärte denn auch die britische Presse einmal über das andere: Eine wahre, aufrichtige Freundschaft zwischen den beiden verwandten Nationen werde so lange nicht möglich sein, bevor der Feind Englands, der Großadmiral Tirpitz, aus dem Amte geschieden sei. In jenen Jahren schrieb der bekannte englische Marineschriftsteller Archibald Hurd ein dickes Buch über die deutsche Marine und mit seinen Kollegen ungezählte Artikel, um dem Deutschen Reiche zu beweisen, wie innig die englisch-deutsche Freundschaft werden würde, wenn der verderbliche Staatssekretär nicht mehr an seinem Platze wäre. Auch Lord Haldane, der edle Deutschenfreund, soll, wie englische Zeitungen damals andeuteten, im Jahre 1911 die Beseitigung des Staatssekretärs des Reichsmarineamtes zur Festigung deutsch-englischer Freundschaftsbande empfohlen haben. Im übrigen war Haldane damals, wie der deutsche Reichskanzler im August 1915 im Reichstage erzählte: ‚durch die bevorstehende Flottennovelle bedrückt. Ich fragte den englischen Minister, ob ihm nicht eine offene Verständigung mit uns, eine Verständigung, die nicht nur einen deutsch-englischen Krieg, sondern überhaupt

jeden Weltkrieg ausschließen würde, mehr wert sei als ein paar deutsche Dreadnoughts mehr oder weniger. Lord Haldane schien für seine Person dieser Ansicht zuzuneigen.' Vorher versicherte, wie der Reichskanzler sagte: ‚Lord Haldane mich des aufrichtigen Verständigungswillens des englischen Kabinettes.' —

Es ließen sich unzählige Beweise und Beispiele dafür anführen, wie der englische Haß gegen den Staatssekretär des Reichsmarineamts von Jahr zu Jahr immer giftiger wurde, und wie er sich in seinem durch die Lehren der großbritannischen Geschichte und jedes Jahr der jüngsten Vergangenheit nur erhärteten Erkenntnis nicht beirren ließ, daß zielbewußte unbeugsame Flottenpolitik die unausweichliche Grundbedingung deutscher Unabhängigkeit von Großbritannien sei. Das gilt auch weiter.

Unendlich viel wichtiger als anerkennende Rückblicke auf die vergangene Tätigkeit des Großadmirals von Tirpitz in der Marine und für die Marine ist, daß dieser, sein großer politischer Grundgedanke, im deutschen Volke lebendig und wirkend bleibe: Unabhängigkeit Deutschlands von Großbritannien in Gegenwart und Zukunft aus eigener Kraft. Das Erlöschen dieses Gedankens als einer beherrschend in Deutschland sich durchsetzenden Kraft würde die Erfüllung des Zieles bedeuten, welches im Herbst 1897 die englische Zeitschrift ‚Saturday Review' der britischen Nation setzte: ‚Germaniam esse delendam'."

Es ist ja auch nur ein deutsches Blatt, kein amerikanisches, die „Tägl. Rundschau", das sich also äußert: „Das Ausscheiden des von unseren Feinden am meisten gefürchteten, von dem gesamten deutschen Volke in Dankbarkeit verehrten Großadmirals v. Tirpitz aus seinem Amte ist von der Nation mit Bestürzung aufgenommen worden, nicht zum wenigsten deshalb, weil sie über die Ursachen nicht völlig aufgeklärt wurde. Da die Zeitungen heute ihre Aufgabe nur ungenügend erfüllen können und man von einem mündigen Volke, das so ungeheure Opfer gebracht hat, schlechterdings nicht verlangen kann, daß es nur gehorcht und glaubt, tritt die geredete Zeitung an die Stelle der peinlichst gesäuberten gedruckten, und unkontrollierbare Gerüchte, Erzählungen und Befürchtungen schaffen eine nervöse, unruhige Stimmung, der nur mit Offenheit und Vertrauen begegnet werden könnte. Wir haben seit Kriegsbeginn betont, daß die bei uns befohlene Handhabung der Zensur mit ihren Übergriffen in alle Gebiete des öffentlichen Lebens und ihrer Lähmung jedes starken Willens und jeder Begeisterung zu einer Gefahr werden muß, die mit jedem Kriegsmonate wächst, und daß es Zeit wird, sie auf ihr natürliches Maß, die militärische Zensur, zurückzudämmen. Diese Erkenntnis wird jetzt ganz allgemein geteilt; aber außer einigen trefflichen Reden im Reichstage und preußischen Landtage, nach denen die Zustände regelmäßig, soweit die Sache und nicht die Form in Frage kam, noch schlechter wurden, ist nichts geschehen. Vielleicht, daß diesmal der Reichstag einsieht, daß es sich nicht um eine Angelegenheit der Presse, sondern um eine der öffentlichen Meinung überhaupt und damit der inneren Kriegsbereitschaft handelt, und daß er darauf besteht, daß er nicht nur gehört wird, sondern seine Wünsche auch respektiert werden. ...

In dieser Auffassung haben die Nationalliberalen, die Konservativen, das Zentrum und die neugebildete Deutsche Fraktion Anträge im Reichstage gestellt,

die in mehr oder weniger deutlichen Worten eine rücksichtslose Kriegführung gegen England und uneingeschränkte Ausnutzung der U-Bootwaffe fordern. Von seiten der Regierung sind die nationalliberalen und konservativen Anträge mit einer auffallend abfälligen Bemerkung begleitet worden, die den Versuch einer Einwirkung auf die Entscheidung in der Kriegführung befürchtet. Das ‚Berliner Tageblatt', als neubestellter Thronwächter, sieht in ihnen einen überaus energischen Schritt zur Erweiterung der Reichstagsrechte und zur Einführung des parlamentarischen Regimes, und die ‚Bayerische Staatszeitung' spricht gleichfalls von einem Eingriffe in kaiserliche Rechte. Von alledem ist natürlich keine Rede. Wenn das ‚Berliner Tageblatt' in seinem merkwürdigen Liberalismus die einfachsten Begriffe verwechselt und das natürliche Recht des Reichstages, in einer politischen Frage von entscheidender Bedeutung seine Meinung zu sagen, als Angriff gegen die Rechte der Krone denunziert, so kann man darüber hinweggehen, da hinter den Anträgen der Parteien fast das ganze deutsche Volk steht und Anschuldigungen der Konservativen und Nationalliberalen, daß sie eine Parlamentsherrschaft anstreben, in ihrer Lächerlichkeit zusammensinken. Die ‚Bayerische Staatszeitung' aber —!"

In der „Vossischen Zeitung" wußte Georg Bernhard zu berichten, „daß ein bekannter Parlamentarier, der neuerdings vom Reichskanzler manchmal als persönlicher Kurier benutzt wird und sich deshalb einredet, ein Diplomat zu sein, seinen Einfluß in Süddeutschland geltend gemacht hat, um die Einberufung des Bundesratsausschusses für auswärtige Angelegenheiten diesmal zu verhindern". Jedenfalls habe er behauptet, daß er zu diesem Versuch beauftragt war. Nun hat aber der Ausschuß ungefähr zur gleichen Zeit, da der Staatssekretär des Reichsmarineamts — zur Disposition gestellt — aus der Sonne trat, dem Herrn Reichskanzler ein Vertrauensvotum erteilt, „das eilfertig in die Lande hinaustelegraphiert und durch das Präsidialblatt dieses Ausschusses, die ‚Bayerische Staatszeitung', noch besonders unterstrichen wurde. Somit hat nun die Reise des Leibparlamentariers, den der Reichskanzler nach München geschickt hatte, einen vollen Erfolg gehabt. Die Motive dieser Reise sind zwar dementiert, ihr Erfolg aber ist um so sichtbarer geworden. Ein Erfolg, dessen Wirken anscheinend auch noch in der Formulierung des bekannten Zentrumsantrages zu erkennen ist. Dieser Antrag wird demnächst den Reichstag gemeinsam mit den Anträgen beschäftigen, die in der gleichen Angelegenheit von dem größten Teil der Nationalliberalen und den meisten Mitgliedern der konservativen Fraktion gestellt worden sind.

Nach unserer Auffassung hätte der Reichskanzler mit seinem Urteil über die Angelegenheit ruhig warten können, bis er im Reichstag zu Worte kam. Wollte er das nicht, so standen ihm genug amtliche, halbamtliche und überamtliche Federn zur Verfügung, um seine Meinung zum Ausdruck zu bringen. Aber die Form, die der Herr Reichskanzler für seine Meinungsäußerung wählte, durfte er unter keinen Umständen anwenden.

Am letzten Freitag nach 12 Uhr Mitternacht — das Wolffsche Telegraphenbureau hatte bereits lange vorher in allen Redaktionen Dienstschluß angesagt — wurde durch dieses Telegraphenbureau eine umfangreiche amtliche

Meldung in die Zeitungen telegraphiert. Diese Meldung enthielt die Anträge der drei Fraktionen und — als integrierenden Bestandteil — nach der Mitteilung des konservativen und nationalliberalen Antrages den folgenden Zusatz: ‚Durch die Fassung dieser Anträge kann der schädliche Eindruck erweckt werden, als solle eine Einwirkung auf die Entscheidungen in der Kriegführung ausgeübt werden. Zur siegreichen Durchführung des Krieges brauchen wir, wie bisher, geschlossene und vertrauliche Einheit, und sie zu erhalten, ist der einmütige Wille des ganzen Volkes.‘

Zum Verständnis der Folgen dieser Wortfassung sei darauf hingewiesen, daß amtliche Zustellungen des Wolffschen Telegraphenbureaus, wenn sie überhaupt von den Blättern gebracht werden, ohne Auslassungen genau in der übermittelten Form veröffentlicht werden müssen. Die Redaktionen standen daher angesichts der amtlichen Veröffentlichung der Fraktionsanträge vor der Wahl, entweder ihren Lesern die Fraktionsanträge überhaupt nicht mitzuteilen, oder sie mit der amtlichen Kritik zu veröffentlichen. Wenn sie sie überhaupt nicht mitteilten, so verletzten sie ihre journalistische Pflicht, Anträge von Reichstagsfraktionen in Lebensfragen der Nation ihren Lesern mitzuteilen. Wollten sie sie aber bringen, so mußten sie sie mit dem amtlichen Zusatz veröffentlichen. ... Es war ihnen aber auch nicht etwa möglich, aus den Drucksachen des Reichstages die Anträge selbständig mitzuteilen. Denn diese selbständige Mitteilung unterlag der Zensur. Und es konnte gar kein Zweifel darüber bestehen, daß die Zensurbehörde die Veröffentlichung von Anträgen nicht erlauben würde, durch die ‚der schädliche Eindruck erweckt werden konnte, als solle eine Einwirkung auf die Entscheidungen in der Kriegführung ausgeübt werden‘. Nun wäre es an sich gar kein Unglück gewesen, die amtliche Mitteilung im Wortlaut zu veröffentlichen. Im Gegenteil, sie ist überaus charakteristisch. Schon wegen der eigentümlichen Lage, in die der Kanzler durch seine Erklärung die Zentrumsfraktion bringt. Wir halten sogar die Bestimmung, daß amtliche Nachrichten im Wortlaut veröffentlicht werden müssen, in Kriegszeiten für durchaus wünschenswert. Die Regierung hat ein Recht darauf, daß sie ihre Meinung dem Volke bekanntgeben kann. Aber selbstverständliche Voraussetzung für solche Bestimmung ist doch, daß die Presse die Möglichkeit hat, sich ihrerseits zu den Dingen so zu äußern, wie sie es für richtig hält. Die Presse wird zur Würdelosigkeit verurteilt, wenn man sie verpflichtet — oder in eine Zwangslage bringt, die einer Verpflichtung gleichkommt —, nach fremdem Diktat öffentliche Meinung zu machen. Wir meinen, daß dabei für die Zeitungen die Stellung, die sie der Regierung gegenüber einnehmen, gar nicht in Betracht kommt. Auch wer der Regierung und dem verantwortlichen Staatsmann Lob spenden will, wird es für unter seiner Würde halten, dieses Lob — ebenso wie den Tadel an die Adresse seiner Gegner — im Umdruck fertig geliefert zu erhalten. Eine selbständige Meinungsäußerung wird aber in diesem Fall nicht möglich, denn zu diesem Zwecke wäre man genötigt gewesen, auf Dinge einzugehen, deren Erörterung augenblicklich nicht zulässig ist.

Mit dieser Angelegenheit muß sich der Reichstag beschäftigen. Der Herr Reichskanzler hat allerdings bisher die Verantwortung für die Zensur vor

dem Reichstag abgelehnt. Er hat durch seinen Kommissar, Herrn Ministerialdirektor Dr. Lewald, erklären lassen, er sei dem Reichstag lediglich dafür verantwortlich, daß und wie lange der Belagerungszustand bestehe. Besteh aber einmal der Belagerungszustand, so liege die Zensur in den Händen der kommandierenden Generale, und diese handelten auf eigene Verantwortlichkeit. Er könne auf sie keinen Einfluß ausüben, und für ihre Handlungsweise keine Verantwortung übernehmen. Dieser Standpunkt des Kanzlers ist ebenso bequem, wie er die tatsächlichen Zustände in schiefer Beleuchtung erscheinen läßt. Es ist allerdings richtig, daß die Zensur von den Kommandobehörden ausgeübt wird. Diese Zensur ist zunächst eine rein militärische auch insofern gewesen, als sie sich auf militärische Nachrichten und Artikel beschränkt hat. Daß eine solche Zensur bestehen muß, ist selbstverständlich. Die gesamte deutsche Presse hat sich ihr ohne weiteres und willig gefügt. Allmählich ist diese Zensur dann auch auf außermilitärische Gebiete ausgedehnt worden. Sie hat vielfach rein politische Angelegenheiten aus dem Kreis der Betrachtungen in den Zeitungen ausgemerzt. Die grundsätzliche Berechtigung dieser Ausdehnung ist ebenfalls niemals in der Presse verkannt worden. Denn politische Erörterungen können militärische Wirkungen auslösen. ... Aber eins festzustellen ist doch von Wichtigkeit: Die meisten Fälle von Ausdehnungen der Zensur sind nicht etwa im Kopf unserer Generale geboren. Sie sind zunächst auf dem Wege des Antrags von den politischen Behörden der militärischen zur Erwägung gestellt und dann von diesen — vielleicht durchaus nicht immer gern — angenommen worden. Für den Erlaß der Zensurverfügung und für die Ausübung der Zensur auf Grund einer solchen Verfügung ist natürlich der betreffende kommandierende General, und zwar nur dem obersten Kriegsherrn, verantwortlich. Aber für die Anregung zu solchen Verfügungen sind die politischen Behörden, und zwar die einzelstaatlichen Minister ihren Landtagen, und — wenn es sich um Anregungen von Reichsämtern handelt — der Reichskanzler dem Reichstag verantwortlich.

Im Gegensatz zum Reichskanzler hat denn auch der preußische Minister des Innern im Abgeordnetenhaus eine Verantwortlichkeit für die Zensur in diesem Sinne für sich und seine Kollegen anerkannt. Es geht nicht an, daß der Reichskanzler dem Reichstage gegenüber einen anderen Standpunkt einnimmt. Schon deshalb nicht, weil sein bisheriges Verhalten geeignet ist, eine falsche Auffassung über die Stellung der militärischen Zensur hervorzurufen. Es besteht nämlich vielfach die Anschauung, als ob die deutsche Presse unter der Fuchtel der militärischen Zensur ächze. Das ist durchaus nicht der Fall. ... Zu wirklichen und sehr ernsten Beschwerden Anlaß gibt die Zensur immer nur da, wo sie sich nicht auf militärische Dinge beschränkt, sondern die Meinungsäußerung über politische Angelegenheiten beschneidet. Das tut sie aber fast nie aus sich heraus, sondern zum erheblichsten Teile auf Anregung politischer Behörden. Auch das Verbot von Zeitungen wäre vermutlich schon häufiger erfolgt, wenn die Militärbehörden allen Anregungen von politischer Seite Gehör geschenkt hätten.

Eine besondere Belastung erfährt das Vertrauensverhältnis zwischen den militärischen Instanzen und der Presse als Vertreterin der öffentlichen Meinung

aber dann, wenn auf der einen Seite unter Mitwirkung der politischen Behörden gewisse politische Fragen für militärische und daher für zensurpflichtig erklärt werden. Und wenn dann auf der anderen Seite plötzlich durch das behördlich überwachte Schweigen im Blätterwalde eine amtliche Stimme tönt und mit der Sicherheit dessen, dem nicht widersprochen werden kann, Meinungen verkündet und Zensuren austeilt. Für diese amtliche Stimme und ihre Äußerung kann der Herr Reichskanzler nicht den kommandierenden Generalen und gar der Obersten Heeresleitung die Verantwortung aufbürden wollen. ...

Gerade ein so diszipliniertes Volk wie das deutsche hat ein Recht darauf, zu erfahren, von welchen Gesichtspunkten aus und nach welchen Zielen hin entschieden wird. Darüber gerade aber erfährt man gar nichts. Diejenigen, die etwas wissen, dürfen es nicht öffentlich sagen, und die Folge davon ist eine unerfreuliche dumpfe Atmosphäre, die auf der öffentlichen Meinung lastet. ... Das Ergebnis des bisherigen Verfahrens ist nicht etwa eine Stärkung des Vertrauens zum Kanzler, sondern das Gegenteil. Denn: der Kanzler spricht nicht, die Presse kann auch mit der wünschenswerten Offenheit die Diskussion nicht führen. Die Folge davon ist, daß aus unverantwortlichen und trüben Quellen alles mögliche als Anschauung des Kanzlers verbreitet wird, was dieser vermutlich unbedingt als seine Auffassung von den Dingen ablehnen würde. Es gibt nun einmal bei uns in Deutschland eine ganze Reihe von Leuten, die es zwar für sehr bedenklich halten, daß waffenfähige Leute hinter der Front Begeisterung, Schaffensfreude und Zuversicht predigen, die es andererseits aber als höchst patriotisch preisen — unter dem Vorwand höchst einsichtiger Bedächtigkeit — das Gift des Zweifels, der Besorgnis und des Kleinmuts zu verbreiten. Solche Leute geben nun vor, daß ihre Auffassungen an einflußreichen Stellen geteilt werden. Sie scheuen sich nicht, mehr oder weniger offen zu erzählen, wie wenig auf technische Werturteile solcher Männer zu geben ist, die bisher im deutschen Volk für die Gebiete, auf denen sie nun plötzlich gar nichts mehr gelten sollten, als unantastbare Autoritäten galten. Diese Menschen verbreiten volkswirtschaftliche Auffassungen, die einem die Haare zu Berge treiben können. Und all das wird als Meinung einflußreicher und mitbestimmender Männer ausgegeben. Niemand kann es widerlegen. Und daher wird all das geglaubt. Das sind die Folgen des Schweigens.

Dieses rätselhafte Schweigen muß gebrochen werden. Das deutsche Volk sieht mit Bewunderung, welch hohes Maß von Klugheit und Energie militärisch unsere Heeresleitung erfolgreich zu kühnem Stoß vereint. Es will nunmehr von seinem Kanzler die Gewißheit hören, daß sein politisches Ziel mit derselben Klarheit ersonnen und mit der gleichen Energie verfolgt wird. ..."

Weiteres über diese Angelegenheiten zu sagen, wird sich später Gelegenheit und — Möglichkeit finden.





„Mehr denn unwürdiger Zustand"

Über ausländische Pressevertreter als Mittler zwischen der deutschen Regierung und dem deutschen Volke fällen die „Alldeutschen Blätter" folgendes Urteil:

„Wiederum ist es einem amerikanischen Journalisten (Herrn v. Wiegand) vorbehalten geblieben, das deutsche Volk über die Festigkeit des Entschlusses der deutschen Reichsregierung zu unterrichten, von einem bestimmten Zeitpunkt ab bewaffnete feindliche Handelsfahrzeuge als Kriegsschiffe zu behandeln, d. h. sie ohne vorherige Warnung torpedieren zu lassen. Wir müssen gestehen, daß wir es nachgerade als einen mehr denn unwürdigen Zustand empfinden, als Mittler zwischen der deutschen Regierung und dem deutschen Volke ausländische Pressevertreter eingeschoben zu sehen, und zwar Pressevertreter einer Macht, deren ganzes bisheriges Verhalten sie keineswegs als deutschfreundlich hat erscheinen lassen. Es liegt in einem solchen — im Auslande völlig unmöglichen — Verfahren zunächst einmal eine ganz unglaubliche Geringschätzung der deutschen Presse, und wir verstehen nicht recht, weshalb die großen Presseverbände als die gegebenen Stellen nicht längst gegen diesen vermutlich auf Hamannsches Konto zu setzenden Unfug vorgegangen sind. Für die Rolle der politischen Waschfrau sollte sich die deutsche Presse denn doch zu gut sein, und ihre bisherige Kriegsarbeit hat sicherlich einen andern Lohn als eine solche beschämende Behandlung verdient. Zum anderen bedeutet dieses Verfahren aber auch eine Rücksichtslosigkeit gegen das deutsche Volk selbst, und es erscheint überhaupt hoch an der Zeit, daß der Reichstag in seinem neuen Tagungsabschnitt sich einmal gründlich mit den ebenso merkwürdigen wie befremdenden Freiheiten beschäftigt, die besonders der amerikanischen Presse im Verlaufe dieses Krieges eingeräumt worden sind. Daß amerikanischen Pressevertretern die Benutzung der Nauener Funkenstation freigegeben wurde, um von dort die erste Meldung über den vorjährigen Konflikt Bethmann-Tirpitz ins Ausland zu geben, haben wir bereits früher erwähnt, und es würde ebenso vom Reichstage zu untersuchen sein, womit sich die amerikanischen Pressevertreter das Anrecht auf amtliche Blankotelegrammformulare erworben haben, die dann in Berliner Kaffeehäusern von Hand zu Hand verhökert worden sind. Wie betont, verdienen alle diese Dinge, über die nach dem Kriege eingehender und offener zu reden sein wird, einmal eine gründliche Beleuchtung seitens der parlamentarischen Körperschaften, und es wird dabei denn auch Gelegenheit zu der Frage gegeben sein, weshalb das deutsche Volk in einer Frage von höchster Wichtigkeit, deren Kosten es mit seinem Blute zu zahlen haben würde, die Absichten seiner Regierung lediglich durch die Vermittlung ausländischer Pressevertreter kennen lernen darf."

*

Irreführung

Das „Berliner Tageblatt" hatte in einer Erwiderung auf den Artikel Bassermanns (s. Türmers Tagebuch) erklärt, niemand könne über das Problem gewissenhaft urteilen, der es nicht in all seinen Vorbedingungen, seinen Möglichkeiten und Verknüpfungen kenne. Für folgenreiche Entschlüsse genügten nicht die bildhaften Vorstellungen, mit denen man ein sachfremdes Publikum entzücke. Wie der „Kreuzzeitung" mitgeteilt wird, „hat das Wolffsche Bureau diese Auslassungen drahtlich in der Provinz verbreitet, damit also den Versuch unterstützt, die Öffentlichkeit in den Glauben zu versetzen, als könnten die Anschauungen Bassermanns nur Leute teilen, die nicht über die nötige Sachkenntnis verfügten und die die einschlägigen Verhältnisse im Grunde genommen nicht beurteilen könnten. Als ehrliches Spiel können wir diese Art der Behandlung von Meinungsverschiedenheiten nicht ansehen. Sie kann die sachlichen Gegensätze nur verschärfen und vergiften. Die Presse, jedenfalls aber der Reichstag, werden eine solche Irreführung der Öffentlichkeit in diesem Falle unmöglich machen. Deshalb täte man besser, von vornherein dem Publikum reinen Wein einzuschenken und sich loyal auf den Boden sachlicher Auseinandersetzung zu stellen."

*

„Deutscher Wille"?!

Die „Tägliche Rundschau" schreibt:

„Die Frage der gehemmten oder freien Anwendung der U-Boot-Waffe, des ‚schärferen' oder rücksichtslosen U-Boot-Krieges, die Verabschiedung des Großadmirals Tirpitz und manche anderen Geschehnisse haben in der letzten Zeit auf die öffentliche Meinung gedrückt und mancherlei Verwirrung und Verärgerung hervorgerufen, die durch Verbote und entrüstete Vermahnungen nicht gebessert werden konnten. Offiziöse Artikel, wie sie in einzelnen Zeitungen und Zeitschriften, z. B. im heutigen ‚Kunstwart', der sich jetzt ironisch ‚Deutscher Wille' benennt, abgedruckt werden, vergiften diese Verärgerung nur, da sie dem deutschen Volke zumuten, dem Ringen um sein Dasein wie einem fremden Prozesse zuzusehen und im dreimal geheiligten beschränkten Untertanenverstande alles Heil unbesehen und undurchdacht von oben zu erwarten, während man bei anderen Völkern das Mitraten und Mittaten bei der Entscheidung ihres Geschickes für selbstverständlich befindet ..."

*

Die schützende Zensur

Der Reden sind genug gewechselt, meint die „Kölnische Volkszeitung"; jetzt müsse der Reichstag sich endlich zu Taten aufraffen: „Der Reichskanzler ist verantwortlich für die politische Zensur. Ihm und dem Auswärtigen Amte fallen die politischen Zensurverbote zur Last. An sie muß der Reichstag sich halten, wenn er die Aufhebung der politischen Zensur und die Zurückführung der Zensur auf die rein militärischen Angelegenheiten verlangen und durchsetzen will."

Dazu bemerkt die „Kreuzzeitung", daß die Neigung, durch Ausdehnung der politischen Zensur bestimmte Stellen gegen Kritik zu schützen, neuerdings wieder besonders scharf hervorgetreten ist. Das ist höchst bedauerlich, nicht bloß im Interesse der Presse, der dadurch schließlich jede Spur von Arbeitsfreudigkeit genommen wird, sondern auch für unser ganzes öffentliches Leben, in das dadurch ein Zug vergiftender Unwahrhaftigkeit hineingetragen wird."

*

„Berliner Tageblatt"-Politik

Die „Hamburger Nachrichten" weisen auf die Kundgebungen der konservativen und nationalliberalen Fraktionen hin und fahren dann fort:

„Das Volk, das mit Blut, Mut und Gut in diesem Krieg gemeinsam für sein Vaterland, für Kaiser und Reich einsteht, folgt auch mit wachen Sinnen allen Vorgängen und Zeichen, es kann sich nicht fatalistisch in sein Schicksal ergeben. Und die Schlech-

testen sind es wahrhaftig nicht, die statt bequemer Ergebung das Mitdenken und Mitsorgen wählen. Die Sorge wird vermehrt, weil in dieser Zeit Blätter wie das ‚Berliner Tageblatt' frohen Mutes und unbekümmert bald ein gutes Wort für unsere Feinde haben, bald allgemeiner Versöhnung und einem nachgiebigen Frieden das Wort reden, ihr Wesen treiben und die immer treu und zuverlässig erfundenen Vaterlandsfreunde unbehindert angreifen dürfen, ohne daß unter den gegebenen Verhältnissen eine Abwehr möglich ist. Die Politik des ‚Berliner Tageblattes' hat noch stets, solange es ein ‚Berliner Tageblatt' gibt, das Gegenteil von dem angestrebt, was dem Deutschen Reich ersprießlich war; wo sie befolgt ward, wie in der Caprivischen Zeit, hat sie ihren Unsegen klar erwiesen und mußte hernach unter erschwerten Umständen wieder rückgängig gemacht werden. Sollte sich jetzt das ‚Berliner Tageblatt' einer besonderen Gunst erfreuen, so muß wohl bedacht werden, daß der Krieg ein Rückgängigmachen und nachträgliches Verbessern nicht gestattet. Prof. Dietrich Schäfer schrieb noch jüngst: Das Urteil der Geschichte ‚würde hart, sehr hart lauten über den Irrenden'. Die Politik des ‚Berliner Tageblattes' hat noch immer in diesem Sinne geirrt.

Wir alle, mit den Männern, die den Beschluß der Abgeordnetenhaus-Kommission gefaßt und denen, die jetzt dem zurückgetretenen Staatssekretär v. Tirpitz ihre Dankbarkeit und ihr unwandelbares Vertrauen kundgetan haben, vergessen keinen Augenblick, was wir unserem Vaterland in dieser ernsten Zeit schuldig sind. Wir halten unsere Zuversicht stahlfest aufrecht, wir vertrauen unserer Obersten Heeresleitung und wollen dem Vaterlande gegeben wissen, was ihm zukommt ... ‚Mehr wie je kommt es darauf an, Geschlossenheit und Kraft zu zeigen!' sagte Staatssekretär Helfferich im Reichstag. Das ist ein Wort, das für alle ausnahmslos gilt. Geschlossenheit und Kraft zeigen! Man soll diese Geschlossenheit aber nicht entriegeln, indem man alle, die auch die Kraft fordern, als Sünder wider den heiligen Geist des Vaterlandes straft."

Fatalismus

Bekanntlich hat der Herr Reichskanzler dem Haushaltsausschusse des preußischen Abgeordnetenhauses die Befugnis abgesprochen, in Fragen der auswärtigen Politik, seien es auch Lebensfragen des deutschen Volkes, Beschlüsse zu fassen. Und er hat weiter Sorge dafür getragen, diese Ansicht durch eine Erklärung in der „Nordd. Allgem. Ztg." besonders zu unterstreichen und in weitesten Kreisen verbreiten zu lassen. Dem hält die „Kreuzzeitung" entgegen:

„Worauf es jetzt im Kriege ankommt, ist doch nicht, daß der Reichskanzler das, was er staatsrechtlich für richtig hält, nun auch unter allen Umständen zur Geltung bringt, sondern eben, daß soweit als irgend angängig, die Einigkeit und Einmütigkeit des deutschen Volkes und seiner Regierungen aufrechterhalten wird. Es will uns aber scheinen, als ob nicht bloß im Innern die Gesichtspunkte der Zweckmäßigkeit nicht die Berücksichtigung fänden, auf die sie in der Politik immer, zumal aber dann Anspruch haben, wenn ein Volk in einem so entscheidungsvollen Kampfe wie dem gegenwärtigen steht. Es liegt uns selbstverständlich fern, einer schrankenlosen Opportunitätspolitik das Wort zu reden. Wir wissen sehr wohl, daß es höhere Gesichtspunkte gibt, als die der Zweckmäßigkeit. Aber als solche wird man nur die des Gewissens und der Selbstachtung anerkennen können. Innerhalb dieses Rahmens werden wir unsere Beziehungen zu den auswärtigen Mächten rein nach dem Gesichtspunkte der Zweckmäßigkeit einzurichten haben. Läßt diese gute Beziehungen zu irgendeiner Macht wirklich als unerläßlich für die Durchführung unseres Existenzkampfes erscheinen, so müssen wir unsere Politik auch danach gestalten und dürfen es nicht dem ‚Schicksal' überlassen, ob es dennoch zum Bruche kommt. Ein solcher Fatalismus hat in der Politik keine Berechtigung. Brauchten wir jenen Bruch aber nicht so schwer zu nehmen, daß wir ihn unbedingt vermeiden müßten, dann läge auch kein Grund vor, die damit für uns gegebene Bewegungsfreiheit nicht in

vollem Umfange auszunutzen. Der Mittelweg zwischen beiden Alternativen würde unseres Erachtens nicht eine durch Zweckmäßigkeitsgründe bestimmte Politik, sondern eine jener Halbheiten sein, wie sie gewohnheitsmäßig zu Mißerfolgen führen."

*

Wie lange noch?

Wie lange noch, fragt der „Reichsbote", werden wir die landes- und volksverräterischen Unflätigkeiten, „Marke Liebknecht", dulden? — „Wenn der Abg. Liebknecht die Aufforderung an die Männer in den Schützengräben richtete, sie sollten ihre Waffen umkehren und gegen den gemeinsamen Feind richten, so ist das ebenso Hochverrat wie die freche Erfindung, der Mord von Serajewo wäre bei uns in den weitesten Kreisen als Gottesgeschenk empfunden! Angesichts dieser Maßlosigkeiten, die das vaterländische Interesse aufs schwerste schädigen, die einen Verrat am deutschen Volke gegenüber dem Auslande durch verleumderische Ausstreuung bedeuten, muß man doch fragen, ob denn die Immunität eines Abgeordneten unbegrenzt ist, ob sie nicht da aufhören muß, wo die Grenze zum Verbrechen liegt? Es genügt nicht, diesen Menschen als Paralytiker mit Nichtachtung seiner Geschwätze zu behandeln. Damit wird die schädliche Wirkung gegenüber dem Auslande nicht unterbunden, denn dort wird das, was er sagt, nicht als der Ausfluß eines kranken Hirns aufgefaßt. Wo soll schließlich die Grenze liegen in dem, was als zulässig auf der Parlamentsbühne gelten kann? Sollte etwa jemand auch noch durch Immunität geschützt sein, wenn er dem Feinde Pläne unserer Heeresleitung verriete? Es ist unbedingt nötig, daß diese Frage näher geprüft wird. Da leider Subjekte wie Liebknecht im Parlamente vorhanden sind, müssen die Grenzen für Dinge, die unter gesitteten und gesunden Menschen selbstverständlich sind, genauer bestimmt werden. Wer Verbrechen begeht auf der Rednertribüne des Parlaments, der darf dem Strafrichter nicht entzogen bleiben. Ist er aber in einem Zustande, daß er nur noch pathologisch zu nehmen ist, dann gehört er in eine Heil- oder Irrenanstalt. Es geht nicht an, daß er für alle guten Deutschen fortdauernd ein Ärgernis bleibt."

Um die Palme des Volksverrats ringt neuerdings mit Liebknecht sein Gesinnungsgenosse Haase. Erklärte er doch unverblümt im Reichstage: „So wächst in den proletarischen Massen das Gefühl, daß sie für Interessen kämpfen sollen, die nicht die ihrigen sind. Für die sozialistischen Arbeiter — das werden Sie begreifen — ist es ohnehin die herbste Tragik, gegen diejenigen die Waffen zu erheben, mit denen sie durch die Gemeinsamkeit der Leiden und durch die Solidarität des Strebens verbunden sind." Das, berichtet die „Kreuzzeitung", war einer der Gründe, mit dem er von der deutschen Regierung forderte, daß sie sofort Frieden schließe. Damit bezeichnete er also das, wofür das ganze deutsche Volk seit den Augusttagen 1914 mit seinem Herzblut einsteht, wofür Hunderttausende der besten deutschen Männer und Jünglinge ihr Leben gelassen und Millionen deutscher Männer jede Gefahr und jede Entbehrung willig auf sich genommen haben, als Interessen, die nicht die seinigen und diejenigen seiner Anhänger sind; er wagt die Behauptung, daß die sozialistischen Arbeiter mit den Feinden, gegen die wir kämpfen, durch die Gemeinsamkeit der Leiden und die Solidarität des Strebens enger verbunden sind, als mit dem deutschen Vaterlande. Damit haben er und seine Freunde sich von dem deutschen Volke in dessen schwerstem Daseinskampfe losgesagt. Gleichzeitig hat er dem Siegeswillen und der Siegeszuversicht des ganzen deutschen Volkes ins Gesicht geschlagen, als er von der Tribüne des Reichstages verkündete, nach den Erfahrungen dieses Krieges spräche alles dafür, daß auch unser Heer die Gegner nicht so schlagen werde, daß sie auf die Knie gezwungen werden können. An der Front wird solche Hasenherzigkeit nur Hohn und Spott ernten. Die Verantwortung aber dafür, daß solche Äuße-

rungen den Feinden Herz und Rücken stärken, die Dauer des Krieges um Monate verlängern und dem deutschen Volke weitere ungezählte Opfer an Gut und Blut kosten müssen, kann der Abgeordnete Haase mit seiner Fraktion niemals wieder von sich abwälzen."

*

Ein ungesundes und verderbliches Verhältnis

Die „Deutsche Tageszeitung" hatte auf die „bemerkenswerte Möglichkeit" hingewiesen, „über welche Prof. Hans Delbrück, das ‚Berliner Tageblatt' und die ‚Frankfurter Zeitung' bis jetzt verfügten: Dinge schreiben zu können, auf welche wir nicht antworten durften". — In der gleichen Lage sah sich die „D. T." einem Aufsatze der „Frankfurter Zeitung" über den Rücktritt des Großadmirals v. Tirpitz gegenüber: „Mit würdig abgeklärter Miene widmet es dem Großadmiral v. Tirpitz einen Kranz aus vergifteten Blumen. Wir sind auch hier nicht in der Lage, antworten zu können, ebensowenig auf ähnliche Ausführungen des ‚Berliner Lokal-Anzeigers', wollen aber diese ausdrückliche Hervorhebung der Tatsache nicht unterlassen. Der ‚Berliner Lokal-Anzeiger' und andere Blätter sprechen in dieser Zeit gern von der ‚schweren Schuld', die alle diejenigen auf sich laden, und von dem ‚Verbrechen am Vaterlande', das begehen würde, wer andere Ansichten als sie öffentlich verträte. Wir sind natürlich auch hier nicht in der Lage, Stellung zu nehmen, und müssen der Zukunft und der Geschichte die Entscheidung überlassen ... Wir begreifen aber, daß den beiden Blättern daran liegt, eine, wie Napoleon sagte, ‚fable convenue' (eine stillschweigend als Wahrheit anerkannte Fabel) zu schaffen und nach Möglichkeit zu verbreiten, um damit ‚dem Vaterlande zu dienen'. Wir und andere Organe der Öffentlichkeit sind außerstande, diese Stimmungsmache und vorgreifenden Geschichtsentstellungen korrigieren und ihnen entgegentreten zu können. Das ist ein ungesundes und verderbliches Verhältnis. Es liegt darin ein Moment und ein Verfahren, das sich über kurz oder lang schwer rächen muß, und zwar nicht zum Wohle des Ganzen, welches von diesen Blättern mit pharisäischer Salbung berufsmäßig betont wird."

*

„Nur die Tatsache"...

Zu der vom Wolffschen Telegraphenbureau verbreiteten, sich selbst als amtlich kennzeichnenden Erklärung gegen die bekannten Anträge der Parteien in der U-Boot-Frage bemerkt die „Kreuzzeitung": „Dies Verfahren ist ungewöhnlich, ja, wir glauben nicht zu irren, wenn wir sagen, in unserer parlamentarischen Geschichte bisher einzigartig. Daß diese eilfertige Kritik nützlich ist und dem vaterländischen Interesse dient, möchten wir bezweifeln. Es gilt von ihr unseres Erachtens dasselbe, was wir seinerzeit schon zu der Erklärung der ‚Norddeutschen Allgemeinen Zeitung' über den Beschluß des Haushaltsausschusses des Abgeordnetenhauses bemerkten. Wie damals erst durch jene Erklärung das Ausland gewissermaßen daraufgestoßen wurde, daß zwischen der Mehrheit der preußischen Volksvertretung und der Leitung der auswärtigen Politik des Reiches ein Gegensatz bestehe, so unterstreicht auch jetzt die amtliche Polemik des Wolffschen Bureaus den Gegensatz zwischen den Antragstellern und denjenigen Regierungsstellen, die man hinter jener Polemik zu suchen hat. Wäre es nicht würdiger gewesen, wenn man sich auf dem üblichen Wege gehalten und zunächst einmal die Begründung abgewartet hätte, die die Antragsteller ihren Anträgen zu geben beabsichtigten? Der amtliche Wolff befürchtet die Möglichkeit eines schädlichen Eindrucks, nämlich als solle eine Einwirkung auf die Entscheidungen in der Kriegführung ausgeübt werden. Zur siegreichen Durchführung des Krieges brauchten wir wie bisher geschlossene und vertrauensvolle Einheit, und sie zu erhalten sei der einmütige Wille des ganzen Volkes. Nun wird das Wolffsche Bureau die Antragsteller doch wohl oder übel

auch zum Volke rechnen müssen. Wie sie sich trotzdem veranlaßt gesehen haben, durch ihre Anträge eine Einwirkung auf die Entscheidungen der Kriegführung auszuüben, so tritt darin nur die Tatsache in Erscheinung, daß das an sich gewiß höchst erwünschte Vertrauen nicht mehr in dem erwünschten Maße vorhanden ist, wie es notwendig wäre, um von jedem Versuche einer solchen Einwirkung abzusehen. Dabei bemerken wir aber zur Vermeidung von Mißverständnissen, wie sie schon gelegentlich des Beschlusses des Haushaltsausschusses des Abgeordnetenhauses hervorgetreten sind, daß es sich hier nicht um die militärische Leitung der Kriegführung handelt. In diese sich einzumischen, liegt den Antragstellern, zumal aber den konservativen, die stets mit voller Entschiedenheit gegen jede parlamentarische Beeinträchtigung der Kommandogewalt des Kaisers gekämpft haben, durchaus fern. Alle Welt weiß auch, daß es nicht militärische, sondern politische Erwägungen sind, die bei der Gestaltung des U-Boot-Krieges in Frage kommen. Die auswärtige Politik aber untersteht, wie stets, so selbstverständlich auch zu Kriegszeiten der parlamentarischen Einflußnahme."

*

„Überschätzte Gefahren"

betitelt Georg Bernhard einen Aufsatz der „Vossischen Zeitung", in dem es heißt:

„Vielen sind erst neuerdings aus Anlaß der ‚Tubantia'-Affäre Zweifel daran aufgestiegen, ob in politischer Hinsicht wirklich das erreicht worden ist, was aus unseren großen Waffenerfolgen hätte herausgeholt werden können. Angesichts der zunächst aufgetauchten Vermutung, daß ein deutsches Unterseeboot die ‚Tubantia' zum Sinken gebracht hätte, haben die holländischen Blätter, aber auch die Zeitungen anderer kleiner neutraler Staaten eine Sprache geführt, die zeigt, daß unsere politische Vertretung in jenen Ländern das Gewicht unserer Waffenerfolge mindestens nicht verstärkt hat. War das eine Sprache gegenüber einer siegreichen europäischen Großmacht? Diese ungezogene Art zu reden ließ eher darauf schließen, daß man mit der deutschen Gewohnheit sicher rechnete, aus Abneigung gegen Verwicklungen manches einzustecken. Es ist leider sehr unwahrscheinlich, daß die Skandalmacher in den kleinen Staaten glauben, Deutschland gleiche dem gutmütigen Löwen, der im Bewußtsein seiner Überlegenheit die Mäuse auf sich herumspielen läßt. Wahrscheinlicher dagegen ist, daß sie aus unserem Verhalten gegenüber Amerika den Eindruck gewonnen haben, Deutschland fühle sich trotz aller militärischen Erfolge schwach und unsicher.

Die amerikanische Gefahr ist in unseren politischen Überlegungen immer außerordentlich überschätzt worden. Es ist selbstverständlich, daß man den Abbruch der Beziehungen zu einer mächtigen Nation, wie dem Volk der Vereinigten Staaten, nicht gering veranschlagen soll. Aber man soll die dadurch möglichen politischen Folgen auch nicht ins Phantastische vergrößern. Namentlich scheint es falsch, den Einfluß, den der Konflikt mit Amerika auf die Haltung anderer neutraler Staaten üben würde, zu überschätzen. Diese Wirkung wird ganz wesentlich davon abhängen, wann der Bruch erfolgt und wer ihn herbeiführt. Nichts ist falscher als der Glaube, daß dabei der Duldsamere und Friedfertigere am besten wegkommt. Den Neutralen wird schließlich der am meisten imponieren, der in zweifelhafter Situation die geistige Kraft hat, die Vorhand an sich zu reißen und die Gegner zu zwingen, Farbe zu bekennen."

*

Englands Gloriole

Die „Vossische Zeitung" stellt fest, daß der englischen Presse „als Beweisführung für die Schwäche der Zentralmächte und die Stärke Englands dient: daß Tirpitzens Entlassung ein Eingeständnis deutscher Schwäche gegenüber England sei (wir haben uns leider versagen müssen, diese Pressestimmen

zu veröffentlichen). Dadurch soll das mächtige England in seiner ganzen Gloriole den bereits zweifelnden Verbündeten vor Augen geführt werden."

*

Steigerung Bismarckscher Selbstherrlichkeit

„Über praktische Kriegsziele", liest man in den „Berliner Neuesten Nachrichten", „darf immer noch nicht öffentlich gesprochen werden. Die geschichtlich Gebildeten der Nation dürfen weiter schweigen und in Sorge sein, weil das, was man hört über theoretische Vorbereitungen praktischer Kriegsziele, bureaukratische Kleinlichkeit, Kommissionsschwachheit, Diplomatenangst, geschichtslosen Sinn und nationale Instinktlosigkeit atmet. Daß Belgien nur ein Begriff zufälliger, kurzlebiger und verlegenheitspolitischer Staatsbildung am Westrande Europas war und das Land, das früher zum Deutschen Reiche oder zu den Niederlanden gehörte, in Wirklichkeit Besitzstreitgegenstand oder Grenzscheidekampfobjekt zwischen Austrien und Neustrien, Germanen und Kelten, Germanien und Gallien mehr als ein Jahrtausend lang gewesen ist — von dem Gefühl hierfür haben wir nichts vernommen. Vielleicht steht es anders damit in den leitenden Kreisen? Nun wohl, dann ist es höchste Zeit, daß man's erfahre. Selbst jene Privatschrift, die solche Perspektiven aus deutscher Vergangenheit oder in deutsche Zukunft zog, wurde bisher verfolgt, wie im Mittelalter, wenn der Henker einen Auftrag gegen aufrührerische oder gotteslästerliche Schriften erhalten hatte. Eingaben großer wirtschaftlicher Verbände oder gesellschaftlich und durch Bildung hochstehender Persönlichkeiten wurden teils ungnädig abgewiesen, teils kränkend behandelt. Der Herr Reichskanzler sprach selbst zu den nach der Reichsverfassung berufenen Vertretern der Nation nur wie der Pfarrer von der Kanzel, wie der Professor vom Katheder (nur mit dem Unterschiede, daß die Hörer in der Kirche und im Hörsaal sitzen dürfen). Kein gebildetes Volk kann sich doch solch eine Behandlung höchster Zukunftsfragen gefallen lassen! Nie hätte sich Fürst Bismarck eine solche Behandlung erprobter Vaterlandsfreunde und bewährter Politiker gestattet. Schon rein gesellschaftlich wäre ihm das unmöglich gewesen. Und liegen denn hier irgendwo nationalpolitische und diplomatische Verdienste vor, die eine Steigerung Bismarckscher Selbstherrlichkeit verständlich erscheinen ließen? Wir vergleichen hier auf dem Gebiete politischer Forderungen selbstverständlich nicht mit einem Bismarck; mit dem europäischen Durchschnitt könnten wir uns da schon begnügen. Aber Bismarcks Fähigkeit zu gelegentlicher (und dann so gut wie immer berechtigter) Unhöflichkeit kann mit zureichendem Grunde kein heute lebender Staatsmann dem deutschen Volke gegenüber überbieten. Wir haben schon politisch genügend zu ertragen gehabt."

*

Das „Vertrauensvotum"

Der Ausschuß des Deutschen Reichstages hat durch seinen bekannten Antrag zur U-Bootfrage ein Vertrauensvotum abgegeben. Aber an niemand anders als an das deutsche Volk, seine innere Geschlossenheit und seinen unbeugsamen Siegeswillen, den Krieg bis zum sichernden Ziele zu führen; an die militärische Führung und den obersten Kriegsherrn, Seine Majestät den Kaiser. Was darüber hinaus in verschiedenen Blättern eingeredet werden soll, entspricht zwar den Wünschen und Neigungen dieser Blätter, nicht aber den Tatsachen. Gr.

*

Es hat sich nichts geändert

Es ist versucht worden, den im Reichstagsausschuß von allen Parteien beschlossenen Antrag zur U-Bootfrage als einen Verzicht der Konservativen und Nationalliberalen auf die Überzeugung auszugeben, die sie zu ihren früheren Anträgen be-

stimmt hatte. Das müssen wohl die Antragsteller selbst am besten wissen. Sehen wir also in ihren Blättern nach.

Wiederholt tritt die „Kreuzzeitung" „der Darstellung entgegen, als seien durch die Verhandlungen alle sachlichen Meinungsverschiedenheiten überwunden worden. ... Es hat manchen Opfers bedurft, um darauf zu verzichten, bestimmte Auffassungen ausdrücklich auszusprechen, die durch den Verlauf der Verhandlungen nicht beseitigt worden sind."

Auf das entschiedenste wird aus parlamentarischen Kreisen im „Deutschen Kurier" der „Stimmungsmache gewisser Blätter" entgegengetreten, „die es so hinzustellen belieben, als ob die Anträge Stresemann und Westarp auf Grund des tiefen Eindruckes der schwerwiegenden Ausführungen des Kanzlers und des Staatssekretärs des Reichsmarineamts zurückgezogen worden wären". Es muß „betont werden, daß die nationalliberalen und konservativen Antragsteller von der Richtigkeit ihrer Grundauffassungen heute ebenso überzeugt sind, wie bei der Einbringung ihrer Anträge, wie dies in der Budgetkommission auch ausdrücklich festgestellt wurde."

„Wir wissen heute", stellt die „Tägliche Rundschau" fest, „über das Wie und Warum unserer beschränkteren oder unbeschränkteren U-Boot-Kriegführung nicht um ein Atom mehr als vor vierzehn Tagen. Durch den fast einstimmig angenommenen Kompromißantrag erfahren wir um keinen Buchstaben mehr, als wir schon zuvor — nicht erfahren durften. Die ganzen Kosten des politischen Geschäftes, das hier gemacht wurde, sollen durch eine nationale Vertrauensanleihe aufgebracht werden. Natürlich werden die Aussichten der Regierung für die Aufbringung einer solchen Anleihe durch die Zustimmung der Konservativen und nationalen Abgeordneten verbessert. Das ist aber auch alles, was sich geändert hat; alles, was die Verhandlungen im Haushaltsausschuß erbracht haben. Für alles, was heute offiziöser Empfindungen fähig ist, ist das natürlich hoch erfreulich. Alle anderen Zuschauer können höchstens mit Fassung sich in das Geschehene und in das Kommende ergeben."

Die „Deusche Zeitung" erklärt die Entschließung schlechthin für einen „Verlust": „Da alle Fraktionen gemeinsam die Entschließung unterschrieben haben, auch Ebert und Scheidemann, so mußte ja ihrem Wortlaut jeder ‚Giftzahn' ausgebrochen worden sein. Das Einschiebsel von den ‚berechtigten Interessen der Neutralen' stellt die Schlachtfront natürlich zugunsten der Regierung her. Es ist nicht nur keine Fanfare, sondern sogar Schamade. Freilich könnten auch wir an sich diese Worte getrost unterschreiben; denn für uns gibt es eben Augenblicke, wo gegenüber feindlichem Rechtsbruch und Erdrosselungsbestreben das Notwehrrecht des deutschen Volkes vorübergehend jedes neutrale Recht im Handel mit unserem rechtsbrecherischen Feinde aufhebt. Aber mit den Unterschriften des Fortschritts und der Sozialdemokratie und auch etwaiger Zentrumsoffiziösen bedeuten die Worte doch etwas anderes. Ob es dann nicht besser war, gar nichts zu beschließen oder mit zu unterschreiben?

Die Entschließung ist ein Verlust. Hoffen wir, daß einige Nachwirkungen aus den Beratungen einen kleinen Gewinn für später darstellen mögen!"

*

Suggestion

Das ist ein Fremdwort, das sich schon deshalb nicht ins Deutsche übersetzen läßt, weil — sich etwas suggerieren lassen — so deutsch ist. Und niemals deutscher, als noch in diesem Daseinskampfe. Gr.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart



XVIII. Jahrg. Erstes Maiheft 1916 Heft 15

Friedensbedingungen und Friedensbürgschaften · Von Professor Paul Feucht

„Kommen unsere Feinde mit Friedensvorschlägen, die der Würde und Sicherheit Deutschlands entsprechen, so sind wir allezeit bereit."
Der deutsche Reichskanzler im Reichstag am 9. Dez. 1915

I. Streiflichter der Geschichte

Ein Neubau für Wohlfahrtsanstalten ist von der Gemeinde in Aussicht genommen. Aber die Straße, woran der Bauplatz liegt, ist noch nicht eröffnet. Die Mittel zum Bau sind noch nicht bereitgestellt, und Bauanträge werden vorläufig abgelehnt. Also macht, wer beim Bau gerne mitwirken möchte, einstweilen die Runde bei ähnlichen Bauten früherer Zeit und an anderem Ort, ob sich ihnen etwas für einen Bauantrag anmerken lasse.

Wie mit den Anträgen für den Gemeindebau, so steht's mit den Vorschlägen für den kommenden Friedensvertrag: wir haben Zeit und Anlaß zu einem vorgängigen Blick auf Beispiele der Geschichte. Friedensschlüsse haben in Geschichtschreibung und Geschichtsunterricht eine Art Schattendasein neben dem hellen Lichte der Kriegsgeschichte. Zwar kann man von einem Friedensvertrag insgemein ein deutlicheres Bild, ein urkundlicheres, gewinnen als von einem Krieg mit seinen Schlachten. Bleibt doch bei den wichtigsten Schlachten so vieles dunkel, seien es die neuesten bei Tannenberg und Helgoland oder die ältesten bei Platää und Salamis; und war doch dem alten Napoleon seine letzte Entscheidungsschlacht



Meldereiter in [illegible] — Robert Sterl



XVIII. Jahrg. Erstes Maiheft 1916 Heft 15

Friedensbedingungen und Friedensbürgschaften · Von Professor Paul Feucht

> „Kommen unsere Feinde mit Friedensvorschlägen, die der Würde und Sicherheit Deutschlands entsprechen, so sind wir allezeit bereit."
> Der deutsche Reichskanzler im Reichstag am 9. Dez. 1915

I. Streiflichter der Geschichte

Ein Neubau für Wohlfahrtsanstalten ist von der Gemeinde in Aussicht genommen. Aber die Straße, woran der Bauplatz liegt, ist noch nicht eröffnet. Die Mittel zum Bau sind noch nicht bereitgestellt, und Bauanträge werden vorläufig abgelehnt. Also macht, wer beim Bau gerne mitwirken möchte, einstweilen die Runde bei ähnlichen Bauten früherer Zeit und an anderem Ort, ob sich ihnen etwas für einen Bauantrag abmerken lasse.

Wie mit den Anträgen für den Gemeindebau, so steht's mit den Vorschlägen für den kommenden Friedensvertrag: wir haben Zeit und Anlaß zu einem vorgängigen Blick auf Beispiele der Geschichte. Friedensschlüsse haben in Geschichtschreibung und Geschichtsunterricht eine Art Schattendasein neben dem hellen Lichte der Kriegsgeschichte. Zwar kann man von einem Friedensvertrag insgemein ein deutlicheres Bild, ein urkundlicheres, gewinnen als von einem Krieg mit seinen Schlachten. Bleibt doch bei den wichtigsten Schlachten so vieles dunkel, seien es die neuesten bei Tannenberg und Helgoland oder die ältesten bei Platää und Salamis; und war doch dem alten Napoleon seine letzte Entscheidungsschlacht

selbst schon ein Jahr nachher falsch erinnerlich. Warum aber der Krieg den Frieden trotzdem in der Volksgunst aussticht, wir Lehrer der Geschichte spüren das an der Schuljugend: Sprich mit einem aufgeweckten Jungen von des großen Friedrich Kriegen und Schlachten, so wird er warm wie das Blut, das dort geflossen; fang dann vom Frieden zu Dresden und Breslau, zu Aachen und Füssen und Hubertusburg an, der Junge wird kalt wie die Tinte von damals und von heute. Nur als eine bloße Unterbrechung der Kriegszeit erscheint ihm der Friede, scheint fast vergleichbar jener sprichwörtlichen „Unterbrechung der Ferien durch das Semester". Erkennen doch wir Alten selbst je mehr und mehr den Krieg im Völkerleben nicht als ultima ratio, sondern als die suprema lex!

Haben wir hiermit schon angefangen, aus der Schule zu plaudern, so kommen wir gleich nicht mehr davon los: Nach einer oberflächlichen Schulregel nämlich zählt man die möglichen Bedingungen, die der Starke nach dem Kampf dem Schwächeren auferlegt, an den fünf Fingern der Hand auf: 1. Wehrmacht; 2. Gebietsgrenzen; 3. Kassenstand; 4. Nachbarschaftsverhältnis; 5. Staatsformen. Es sei eben, sagt man, in der bisherigen und künftigen Völkerwildnis dasselbe wie in der Urwildnis: stößt dort der Wilde feindlich an den andern, so reißt der Stärkere dem Schwächeren erstlich den Schutzzaun weg, schränkt ihn zweitens am Bodenbesitz ein, nimmt ihm drittens bewegliche Habe, schafft ihm viertens böse Nachbarschaft und wird ihm fünftens „den Kopf zurechtsetzen", wenn's beim Wilden möglich ist, und wenn dies ja bei der Person etwa so viel heißt als bei der Nation ein Eingriff in die Verfassung; — ein ansehnliches Kapitel in der Friedensgeschichte gerade diese Zurechtsetzung des Kopfes, diese auferlegten Rechtsnormen und Sühneformen und Ehrenakte vom alten Pfalzgrafen an, der den Hund tragen mußte, bis zum chinesischen Sühneprinzen jüngst, von der Einsetzung eines neuen Kaisers in Rom durch den Goten Alarich bis zur Zurückführung der alten Bourbonen nach Paris durch die Verbündeten.

Kann ein Friedensvertrag so mancherlei Bedingungen einschließen, so geht's ihm wie dem Redner, der zu seinem Thema so manches anführen könnte: ihn wird der Kundige mindestens ebenso scharf prüfen an dem einen, wovon er schweigt, als an dem andern, wovon und was er spricht. Nun prüfe man die Friedensverträge der ganzen Weltgeschichte, — und was ist der erste und allgemeinste Befund? Kaum in einem Friedensvertrag sind die oben erwähnten Arten von Bedingungen vereinigt. Ihre Gesamtauferlegung durch den Sieger käme einer Erdrückung des Gegners gleich. Schon mit einer einzelnen Friedensbedingung kommt's des öfteren zum Friedensschluß; mindestens eine einzelne pflegt hinwiederum zu fehlen. Athen zum Beispiel, nicht das neue, dem die teilnehmenden Blicke der Welt einmal wieder zugewandt sind, sondern das alte Athen: selten sind einem besiegten Volk so schwere Bedingungen gestellt worden wie den Athenern nach ihrem dreißigjährigen Krieg; gefehlt hat jedoch die Bedingung einer Kriegskostenentschädigung. Und weil Athen keine solche Zins- und Tributlast trug wie Karthago nach dem zweiten Punischen Krieg oder Hamburg nach den Drangsalen durch Napoleon und Davoust, kam es rascher und versöhnlicher empor vom tieferen Fall. Karthago selbst aber: die Römer wußten sicherlich ihren besiegten Gegner durch Friedensbedin-



gungen tief genug zu beugen, sofern sie ihn nicht zermalmen wollten oder konnten, und die Bedingungen nach dem zweiten Punischen Krieg scheinen an Härte nichts übrig zu lassen; aber hintangehalten war der Eingriff in die Verfassung Karthagos, — der freilich geschah, sobald man den neuen Kraftbeweisen Karthagos gegenüber einen persönlichen Vorwand fand, nämlich die Verdächtigung Hannibals, um der punischen Staatsverwaltung das Herz samt dem Kopf zu nehmen.

Einseitigste Friedensbedingung genügt besonders dann, wenn der Bodengewinn dem Sieger genug tut. Die ausschlaggebende Wichtigkeit des Bodens für alles Menschenleben erweist sich nirgends stärker als in Kriegsanlässen und Friedensverträgen der Weltgeschichte. Wenn solchermaßen Österreich im Frieden von Carlowitz 1699 den östlichen Nachbar, dann Preußen in jenem von Stockholm 1720 den nördlichen Nachbar vom deutschen Reichsgebiet zurück und hiermit von seiner Groß- und Übermachtstellung herabdrängt, so zeigt Preußen die Geringfügigkeit aller Fragen neben der alleinigen Bodenfrage überdies noch daran, daß es dem Besiegten sogar zwei Millionen Taler dreingibt. Wer umgekehrt den Boden im Tausch gegen das Geld gibt, hat allemal das Nachsehen. Den Bodengewinn ließ Japan im Frieden 1905 sich nicht entgehen, wohl aber den Geldgewinn zu allgemeiner Verwunderung der Welt und — keineswegs zu seinem Nachteil! Der Zeitgenosse beider vorhin genannten europäischen Friedensschlüsse, der Friede von Utrecht und Rastatt, ist für uns nicht so sehr darum wichtig, weil er „mit Zepter und Kronen spielt", als darum, weil er vom Elsaß als einem Reichsland schweigt: England war dessen der Hauptschuldige damals und ist's im gleichen Sinn nach dem Unterliegen Napoleons. Beim Frankfurter Frieden anderseits, da wir dem Besiegten gegenüber die Grenze sowohl als die Kasse regelten, lohnt die Frage, warum Bismarck dem französischen Volke weder in seine Nachbarverhältnisse dreinredete noch in der Kriegsrüstung etwas kürzte, ja auch der lockenden Gelegenheit zum Eingriff in die dortigen Verfassungskämpfe auswich. Was hätte dagegen ein siegreiches Frankreich getan? Das drohte von vornherein unter der Losung „Rache für Sadowa" zu umfassenderen Friedensbedingungen auszuholen: Abtretung linksrheinischer deutscher Lande; Kriegskostenentschädigung in gleich ansehnlicher Höhe, Umgestaltung der Verfassung Deutschlands und der Nachbarverhältnisse, unter andern des Verhältnisses zu Belgien in einer Weise, die man sich noch 1914 in Belgien mit Handkuß für Deutschland hätte vergegenwärtigen dürfen.

Die ausschweifenden Friedensbedingungen eines siegreichen Frankreich hätten also 1870 übereingestimmt mit seinen Kriegszwecken, wie sich, wenn der Friedensbrecher zugleich der Sieger ist, meistens die Friedensbedingungen mit den Kriegszwecken decken. Und heute nun? Die offenkundigen Kriegszwecke der Angreifer von 1914 waren wiederum: Eingriff in die Verfassung des Deutschen Reiches und in unser Nachbarverhältnis besonders zu Österreich, woneben jeder einzelne Angreifer ja noch seine besonderen Mammonszwecke und Übermutsbedingungen anmeldete. So die Angreifer! Bekommt nun aber der Friedliche und Angegriffene die Oberhand, und verläuft also der Überfall nicht so ganz programmäßig, dann erlebt die zuschauende Welt mit Spannung wieder einmal das Schauspiel, wie anfänglicher Kriegszweck und endliche Friedensbedingung nicht



sich decken, sondern wachsend erst sich nacheinander strecken. Zuschaute bei solcher Streckung schon 1870 besonders England mit neidischer Spannung; und gleich wie der Franzos nach dem unerwarteten 1866 gerufen hatte: „Rache für Sadowa!“ so war des nachmaligen englischen Königs Eduard damalige prinzliche Verheißung: „Rache für Paris“. Das will heißen: Wenn zu dem bekannten Spruch, wonach der Mensch mit seinen höheren Zwecken wachse, ein friedlich bescheidenes Volk wie das deutsche gleichsam zur Abwechslung einmal den Kehrsatz bewährt, daß mit dem inneren Wachstum, mit dem gesteigerten Kraftgefühl die Kriegs- und Siegesziele selbst höher steigen, dann bekommt so ein Kartenspieler Eduard das Gruseln vor dem Marschall Vorwärts. Dank jenem Marschall Vorwärts hat man ja auch im Jahre 1814 nachträglich den Kriegsplan und Friedenspreis der Angegriffenen hinaus über das Stehenbleiben am Rhein erstreckt bis ins Herz Frankreichs hinein und zum Sturz des Angreifers. Und bedürfte es anderseits für die spätere Geschichtschreibung eines triftigen Beweises dafür, daß Deutschland 1914 wie alle die 44 Jahre vorher keinen Krieg wollte, so wäre es eben die Tatsache, daß man, sehr im Unterschied von unseren Gegnern, aus deutschem Mund beim Ausbruch des Kriegs kaum ein anderes Kriegsziel vernahm als nur: Behauptung dessen, was wir sind und haben, und daß man sich nach den deutschen Waffenerfolgen erst bei uns auf die weiteren Kriegsziele und ehrenvolleren Friedensbedingungen besinnt. Die Zuschauerspannung scheint sich nun bei den „Neutralen“ da und dort auch wieder bis zum Gruseln zu steigern. Sie sollten sich vielmehr bei uns bedanken! Wäre es ganz nach dem Raub- und Vernichtungsprogramm der Angreifer gegangen, es wäre für jene Neu—gierigen wegen Mangels an Überraschungen schier langweilig gewesen.

Obengenannter Marschall Blücher übrigens, dieser grimmige Feind der Federfuchser, — mahnt er uns Leute von der Feder am Ende gar, die Feder bescheiden wegzulegen und dem alleinigen Schwert die Entscheidung zu überlassen in einer Völkerwildnis, die wilder als je zuvor erscheint? Oder aber hat nicht vielmehr die Feder der Diplomaten vor hundert Jahren darum Schaden gestiftet, weil die Federn der Volkswortführer nicht mutig genug dem Schwert beistanden im Kampf um würdige Friedensbedingungen, nicht einmütig und einsichtig genug warben um die wirklichen Friedensbürgschaften?

Wenigstens Zeit ist uns noch gelassen. Um also zum Anfangsgleichnis zurückzukehren: Bauanträge werden von der Behörde vorderhand abgelehnt, aber stets genehm ist aufrichtiges Bemühen um Einsicht in die Gesetze der Baukunst und in die Beispiele ihrer Anwendung. „Prüfet alles und das Gute behaltet!“

II. Macht oder Zucht?

„Und gedächte jeder wie ich, so stünde die Macht auf
Wider die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens — —“

Stimmt das? Oder ist jene Völkerwildnis, aus der heraus Goethes braver junger Hermann endlich mit obigen Worten nach dem Schwert verlangt, nicht vielmehr trotz allem Aufstehen der Macht wider die Macht wild und unfriedlich geblieben? Auf der Macht beruhen wohl zumeist die Siegeshoffnungen und Siegesgewinne des

Augenblickes; aber die nachhaltigeren Friedensbürgschaften liegen in der Zucht, in deutscher Mannszucht und Geisteszucht, die sichtlich schon in dieses Weltkrieges eigentlichem Kulturkampf mächtiger ist als aller Feinde Mammons- und Lügenmacht.

Ein Sprichwort heißt, deutsch sein heiße eine Sache um ihrer selbst willen treiben. Aus dem Geschäftlichen ins Schaffende, Schöpferische übertragen bedeutet das: deutsch sein heißt, in dem Geschöpf den Schöpfer ehren, an dem Geschöpf das Werk des Schöpfers fortsetzen. Dem Deutschen ist so die Frage nach Friedensbedingungen zwischen Volk und Volk eine Frage nach dem Sinn der Schöpfung. Das Aufstehen der Macht wider die Macht mit Absicht auf Zermalmung des Gegners reicht eben gerade nur hin zum „Kampf ums Dasein", diesem Betrug englischen Weltverstandes, der uns immer wieder in die Völkerwildnis zurückwürfe. Deutscher Krieg der Gegenwart ist zwar ein Krieg der Macht und um die Macht, nämlich ein Krieg um Zermalmung dessen, was am Gegner Lüge und Mammonsdienst ist; — und das ist des Gegners ein nicht geringer Teil! Aber endlicher deutscher Kampf ist Kampf ums Gutsein, miteinander gut sein, wie es die deutsche Sprache gleich schlicht und sinnvoll nennt, — gut sein kraft des Friedens, den die Zucht gegen die Macht erringt. Ein Beispiel der Zucht, die durch Züchtigung alsbald zur Erziehung fortschreitet, — ist es nicht jetzt von Deutschland an Belgien geleistet? Wo bietet die Weltgeschichte ein zweites Beispiel solcher Zucht?

Nicht als ob es in der älteren und neueren Völkerwildnis im jahrtausendelangen Kampf ums Dasein an Beispielen der Schonung statt Zermalmung fehlte. Die Schonung aber an sich ist noch kein Werk der Zucht. Denn Völkerwildnis gleicht hier der Urwildnis: der Wilde hat bei aller Vernichtungswut eben Anlaß genug, sich mit dem Wilden zwischen das Schlagen hinein zu vertragen, hat erstlich Eile, sich von einem Feind hinweg einem andern entgegenzuwerfen, dergleichen auch ein Sulla, der wildeste Gewaltmensch im gewaltsamen Rom, dem wilden Mithridat gegenüber tut, auch ein Kaiser Karl V., der Herr des letzten Weltreichs, gegenüber dem einen Gegner im Westen und wiederum dem andern im Osten und endlich dem dritten in der Mitten; fürs zweite läßt jener Wilde seinen schwächeren Widersacher am Platz und Leben als Puffer gegen einen gefährlichen Nachdringling, und so ähnlich in der Völkerwildnis ein Cäsar die Gallier anstatt nachdringender Germanen, ein Karl der Große die Sachsen statt der Slawen, Napoleon den Rheinbund, England die Buren; oder endlich unser Wilder rechnet darauf, beim ferneren Streit seines Gegners gegen irgendeinen Dritten der schadenfrohe Zuschauer zu sein, und so überläßt ein Lysander oder Philipp von Mazedonien das besiegte Athen dem vermutlichen Zwist mit den Nachbarn, es überläßt der Römer, er heiße nun Tiberius oder Tacitus, die Germanen womöglich ihrer eigenen Zwietracht, und ein solcher Tertius gaudens zu sein versteht nachmals am besten der Brite, der Erzwildling in der neuen Völkerwildnis, — Erzwildling, seitdem nämlich mit Umkehrung des „Kulturgesetzes" das vergeilte Wildreis des normännischen Piratentums auf den angelsächsischen Edelstamm gepfropft ist. Wie also das, was in der Weltgeschichte Friedensvertrag heißt, gemeiniglich nur Aufschub der beabsichtigten Zermalmung unter Wilden ist, lehrt vollends Napoleon I.: zum Zermalmer war er geschaffen wie nur irgendein Attila oder Dschengis-

Khan oder Tamerlan oder besser wie ein Alexander der Große; aber während dieser Alexander vor Jahrtausenden fern von aller Gefahr einer römischen oder karthagischen Einmischung das persische Weltreich durch die bloße herrische Erwiderung auf des Perserkönigs Friedensanträge zermalmte, hat Napoleon unter dem neuzeitlichen Druck einer lästigen allgemeinen Völkernachbarschaft schon bei seinem Emporstieg im ägyptischen Feldzug das listige Ausweichen mit Erfolg geübt, hat sich dann, sobald ihn die Brandung der Revolution höher getragen hatte, lange genug in Werken und Worten der Zermalmung gefallen, um in seinen späteren Jahren 1812 bis 1815 aufs neue das Ausweichen zu versuchen, diesmal mit Mißerfolg, bis er endlich auf Sankt Helena im Ausweichen den einzigen Modus vivendi mit seinem englischen Peiniger fand.

Je seltener sich's in der Weltgeschichte begibt, daß der Sieger den Überwundenen in der ehrlichen Bemühung um künftige Freundschaft und Wechselwirkung der Gaben schont, um so werter ist uns Bismarcks Friedensvertrag mit Österreich 1866. Heute ernten wir die Früchte jener erzieherischen Tat. Bismarck als Erzieher: die Macht war ihm der Vorbeding gewesen für weiteres Wirken der Zucht; und die Zucht, die er dann nach beiden Seiten geübt hat, am Sieger und am Besiegten, war ihm hinwiederum der Weg zur Machtgewinnung für den Not- und Kriegsfall, gegen den, wie wir heute erfahren müssen, die Zucht noch nicht Selbstschutz genug wäre. Ganz anders und mit Recht anders der Bismarck des Friedens von 1871. Jedoch „wenn heut' sein Geist herniederstiege", — ob er wohl eine Wiederholung des Milliardensegens von 1870 riete? Oder ob er uns vielmehr an das unumstößliche Wirtschafts- und Sittengesetz erinnerte, wonach Kapital nur so weit ein Dauerwert sei, als es von dauernder Schaffenskraft gezeugt und erneut wird? — Kapital an und für sich ja ohnehin minderwertig neben seinen Erzeugern, dem Boden und dem Menschen, aus deren vermählter Kraft allein der wahre Milliardensegen quillt, wie in der Schöpfung, so in aller schöpferischen Politik!

An alle Friedensbedingung will so gelegt sein der Maßstab der Friedensbürgschaft. Gewinn an schöpferischen Kräften von innen heraus aus dem Volk durch Volkszucht und Volkserziehung: darin sah J. G. Fichtes helles Auge durch das Dunkel vor hundert Jahren hindurch die Bürgschaft des Friedens und der friedlichen Macht für sein b e s i e g t e s Volk. Darin liegen sie auch heute für unser, will's Gott, s i e g r e i c h e s Volk. Zucht und Erziehung setzen den Hebel in verschiedenen Jahrhunderten verschieden an. Fichte erkannte der Schule die Hauptaufgabe zu, und die Schule hat auf ihn gehört. Standes- und Besitzverhältnisse, Rechts- und Wirtschaftserkenntnisse sind heute die brennenden weltlichen Fragen der Volkserziehung. Und je zweifelhafter die kommenden Friedensbedingungen sein mögen, um so zweifelloser müsse uns wenigstens zweierlei Friedensbürgschaft obenan stehen, über deren eine wir nach den Lehren des gegenwärtigen Kriegs schon einig sein dürften, wie wir sie denn gottlob vor unsern Gegnern voraus haben: das Gleichgewicht zwischen Nährstand, Wehrstand und Lehrstand. Wenn ja sattsam anerkannt ist, daß auf ihrem gleichwertigen Zusammenwirken unsere gegenwärtige Friedens- und Kriegsstärke beruht, so verrät sich umgekehrt in der Schwäche der Gegner noch augenfälliger der Mangel an diesem Gleichgewicht, es verrät sich gar die

Überwucherung des Nähr- und Wehr- und Lehrstandes durch den Zehrstand (!). Nun wir es haben, dieses Gleichgewicht, so gilt's, die Wechselwirkung, die ja der Endzweck aller Arbeitsteilung ist, bis zu der Innigkeit zu steigern, daß jeder deutsche Mann die drei Stände in sich verwirkliche, läge die Verwirklichung auch nur in der Achtung und dem Verständnis des einen für den andern. Das vor allem sei die neue deutsche Mannszucht. Und das ist die eine Bürgschaft.

Bevor freilich von Ständen und ihrem Verhältnis die Rede sein kann, sei Volks genug da! Die andere Friedensbürgschaft also, die wir erst noch brauchen, ist gefordert durchs Menetekel des Geburtenrückgangs. Leichter, so sagten wir schon einmal, erholt sich ein Volk vom Dreißigjährigen Krieg als vom Geburtenrückgang. Gegen solchen gebe es schlechthin kein Mittel, hört man ernste Volksfreunde klagen, scheinbar mit Recht angesichts der ohnmächtigen Gegenversuche in alter und neuer Zeit. O ja! Es gibt Mittel und Wege zu diesem wie zu anderem Heil für ein Volk. Unheilbar krank mag ein Mensch sein, wie denn jeder Mensch einmal sterben muß. Daß aber Völker alt werden müssen und sterben müssen, ist Afterweisheit. Ein Volk bleibt jung und lebt fort, wofern es den Grundgesetzen der Schöpfung gerecht wird, dem Gesetz des Erdsegens und dem des Kindersegens. Zum Segen der Mutter Erde, zum neuen Bodenrecht sind Wege für unser Volk gleichwie für andere Völker im letzten Menschenalter neu gefunden und gebahnt worden, und wie sollte nicht schon dieser Erdsegen bei den engen Beziehungen zwischen Erde und Mensch auch dem Kindersegen zugut kommen? Des Kindersegens Wege aber, seine andern und eigentlichen Wege, wollen erst wieder gefunden und gewiesen sein, wie wir ihrer einen, zurzeit den offensten, kürzlich im „Türmer" gewiesen haben. Und in der Weisung dieses Jungbrunnens müsse unsere Kunde von den Friedensbürgschaften gipfeln, wie der gehoffte Friede selbst dem deutschen Volk gipfeln muß in der Freude an seinen Kindern!



Frühlingszuversicht · Von Alice Weiß-v. Rückteschell

Über knospenden Wäldern
Dämmert ein junger Tag,
Über keimenden Feldern
Hämmert ein Lerchenschlag.
Gott spricht wieder sein „Werde",
Alles hat Hoffnungsschein —,
Frieden ist über der Erde —
Er wird auf Erden auch sein.



Das Lachen auf der Landstraße

Von Erwin Hahn

Drei Handwerker gingen auf der Landstraße. Jeder für sich. Es war nach einem grausamen Krieg. Dem einen fehlte das rechte Bein, dem andern der rechte Arm, dem dritten das rechte Auge. Und jeder trug schwer an seinem Stumpf.

Sie sahen nicht das neue Morgenrot — den goldenen Friedensstreifen, der im Osten schimmerte —, nicht die breite Lichtbahn, die höher strebte und die ersten Morgenschatten gen Westen warf. Sie hörten nicht das stolze Rauschen im jungen Schlag, das friedliche Plätschern des Waldbächleins. Sie dachten nicht an die Vergangenheit, auch an keine Zukunft. Sie gingen eben so hin auf der staubigen Landstraße und wischten sich den Schweiß von der Stirne.

An einer Wegkreuzung trafen sie zusammen. Da standen sie wie von ungefähr und staunten sich an. Und einer sah des andern Schmerz und Trauer in den Mundwinkeln sitzen.

Der Einäugige besann sich als erster. Er fragte die andern nach „woher und wohin". Und siehe, es ergab sich, daß sie alle drei denselben Weg hatten. Den rauhen, breiten Weg ins Ungewisse, der sich doch eines Tages auslaufen mußte, in eine Seitengasse.

Nun setzten sie sich an den Rand der Landstraße. Und jeder erzählte seine Geschichte. Zuerst der Einbeinige. Dann der Einarmige. Zuletzt der Einäugige. Und da ergab sich's, daß sie auch alle dieselbe Geschichte hatten.

Eines Tages, als das teuere Vaterland in Not und Bedrängnis war, als die bösen Nachbarn das zehnte Gebot übertraten und in Neid und Haß sich ließen gelüsten dessen, was nicht ihr eigen war, — da rief sie der Kaiser aus ihrem bescheidenen Alltag.

Und als ein starkes Heer zu Schutz und Trutz über die Grenzen ging, da fehlten sie nicht. Und als es galt, mutig dreinzuschlagen und sein Leben einzusetzen für Heim und Herd und Vaterland, da standen sie nicht in der letzten Reihe. Sie kämpften mit starken Gliedern und einem gesunden Leib und schauten dem Tod trotzig ins Auge, bis die *eine* Kugel kam, die feindliche, grausame, unbarmherzige . . . — sie nahm dem ersten das rechte Bein, dem zweiten den rechten Arm, dem dritten das rechte Auge und gab allen drei nur eines, dessen sie sich in langen Gefahren und Entbehrungen schon beinahe entwöhnt hatten, — das *Leben*. Aber mit diesem blieb ihnen das Bewußtsein, die Genugtuung, und es gab ihnen das herrlichste aller irdischen Geschenke, — den Sieg — den dreimalheiligen Sieg!

Und gleich dem jungen Sturmwind brauste es über die welschen Gefilde und zwischen die deutschen Eichen, und wirbelte einen Jubel auf, so erlösend, so aufjauchzend, daß es in aller Herzen widerhallte, vom Fels zum Meer: Heil dir, o Vaterland!

Und dann kam der Frieden!

Mild und versöhnend trug der freundliche Bote seinen frischen Palmzweig von Land zu Land, von Haus zu Haus, von Herz zu Herz. Und schüttete sein reiches Füllhorn aus über den glücklichen Sieger. Und fügte wieder zusammen, was sich gelockert und löste, was sich zum Unheil verbunden, und heilte Wunden und trocknete Tränen und brachte ein Gleichgewicht und eine neue Fröhlichkeit in die verzagten Menschen.

Freudenfeuer entflammten und erlöschten. Jubelhymnen ertönten und verklangen. Und dazwischen ging ein anderer Bote um, stumm, schlicht und tröstend — die Trauer.

So stand der Friede an der Bahre seines Widersachers, wie das Leben an der Gruft des Todes. Er war der Stärkere. Er hatte ihm seine Beute entrissen. Nur eines mußte ihm bleiben, dem wilden Gesellen, als Tribut — das, was er einst in bitterem Grimme den Würmern gab und den Raben — seinen Helfern.

Dann kam die Arbeit, die segensreiche Freundin. Ungezählte Schornsteine begannen zu rauchen. Werkstätten begannen zu lärmen. Und die drei Handwerker begannen — zu wandern. Jeder für sich. Bis sie an der Wegkreuzung zusammentrafen und sich gegenseitig die Bitterkeit aus den Gesichtern lasen.

Nun saßen sie am Rand der Landstraße, und jeder erzählte seine Geschichte. Und als sie geendet hatten, beschlossen sie, ihren mühsamen Weg gemeinsam zu gehen, und keiner sollte vom andern weichen, bis ihr Weg einst von selbst auslief in eine Seitengasse.

Eine kurze Zeit waren sie schweigend zusammengewandert. Da fragte der Einäugige, denn er war der Klügste:

„Wie viele sind wir?“

„Wir sind drei“, sagten die andern und wunderten sich ob der Frage.

„Stimmt! Zwei Blinde und ein Sehender! — Denn ihr habt zwei gute Augen und gehet doch in Finsternis. Ihr seht am hellen Tag nicht euer eigenes Leben.“

Aber sie erwiderten:

„Wir sehen unser Leben, doch das ist arm und krüppelhaft, und so wäre es besser, du hättest recht und wir wären blind auf beiden Augen.“

Der Einäugige blieb stehen und klopfte sich den Staub von seinen Kleidern. Dann sprach er weiter:

„Ich sage euch, wir sind deren sechs, die hier wandern und wissen nicht wohin . . .“

Die beiden Krüppel schüttelten ungläubig die Köpfe. Dann klopften sie sich auch den Straßenstaub ab, denn sie waren ledig und eitel, und die Sonne stieg höher am Zenit.

„So seht ihr nicht die drei ewigen Totengräber, die mit uns wandern?“

„Wir sehen nichts als unsere Schatten.“

„So seht ihr viel!“

Die beiden meinten aber, dies wäre müßiges Geschwätz von ihrem Wandergesellen und fragten ihn geradezu, was es mit den drei Totengräbern für eine Bewandtnis habe. Dieser wischte mit der Hand über sein totes Auge und fragte dagegen:

„Wer steht vor jedem offenen Sarg? Wer wandert ewig um sein eigenes Grab? Wer haftet dort an unseren Fersen?"

Nun standen sie alle drei und starrten ihre Schatten an. Und als der Einäugige gewahrte, wie lang ihre Gesichter wurden, wie weit ihre Augen, da mußte er lachen — ein bitter mitleidvolles Lachen:

„So möchte ich wetten, ihr fallet mit offenen Augen einst in euer eigenes Grab! — Das sind die drei ewigen Totengräber, die ihr seht. Und jeder hat seinen Namen. Denn der erste heißt — das Leben. Der zweite — der Friede. Der dritte — die Trauer. Und jeder ist ein Krüppel! Und jeder hängt sich zäh an unsere Fersen! — Ich aber sage euch: wohl dem, der seinen Schatten sieht, ihm leuchtet eine Sonne, doch wehe dem, der an ihm schleppt, er schleppt sein eigenes Leben . . .!"

Der Einbeinige hing in seinen Krücken und nickte tiefsinnig. Und der Einäugige fuhr fort:

„Wir sind die Verbrauchten, die Nichtsnutzigen. Wir leben kein ganzes Leben, denn es ist einäugig. Wir haben keinen ganzen Frieden — er hinkt. Uns blieb auch keine ganze Trauer, denn mit dem linken Arm lüftet sie den Schleier und zeigt eine Grimasse. — Wir wandern um unser eigenes Grab und schleppen unsern Schatten!"

Die andern beiden, als sie sahen, wie ernst ihr neuer Kamerad wurde, wie tief und gramumflort sein eines Auge lag — sie setzten langsam einen Fuß vor den andern und beugten stumm und schwer die jungen, wetterfesten Nacken.

Der erste Mensch, der den drei Wandergesellen begegnete, war ein Holzhauer. Ein starker Kerl mit wildem Bart. Er hatte die Axt geschultert und ging laut grüßend vorbei. Als er vorüber war, sah ihm der Einarmige nach — drei — vier — fünf — Sekunden lang. Dann ging er weiter und war noch stiller denn bisher.

Bald darauf kam ein anderer des Weges. Ein Landbriefträger. Der pfiff fröhlich vor sich hin und schritt tapfer aus. Wie er nahe zu den dreien kam, wurde er plötzlich still und hielt ein in seinem raschen Gang. Schweigend, fast schüchtern grüßend ging er vorüber. Und beim Vorübergehen fing der Krückenmann einen Blick auf, einen seltsam mitleidsvollen . . .

Als sie wieder eine Weile gegangen waren, sahen sie seitwärts um einen Sumpf, zwischen Schilf und Weiden ein kleines, schmächtiges Männchen irren. Ab und zu bückte es sich und nahm etwas vom Erdboden. Dann las und blätterte es wieder eifrig und kurzsichtig in einem Buch, und seine scharfen Brillengläser blitzten in der Sonne. Dies war der dritte Mensch an diesem Vormittag. Ein Professor.

Der einäugige Wandergeselle blieb stehen und winkte mit der Hand, denn der Herr Professor war vom Fußpfad abgekommen und lief Gefahr, im nächsten

Augenblick in den Sumpf zu geraten. Aber das gelehrte Männchen hatte keine Augen für die breite Landstraße und ihre staubgrauen Genossen. Sie mußten weiterziehen — unbeachtet, ungegrüßt . . .

Die Sonne stieg höher und warf gerade ihre hellsten Mittagsstrahlen auf die drei Wanderer, als sie unversehens aus einem langgestreckten Walde traten. Es war ihnen nicht bewußt, daß sie schon seit Stunden langsam, aber stetig bergauf gegangen waren, und so staunten sie, da sie plötzlich und unvermutet in ein weites, lichtgrünes Tal blickten. Doch war es kein gewöhnliches Tal, das nur bestimmt schien, Berg und Berg zu trennen und schweigend und duldsam ihr überflüssiges Gewässer aufzunehmen. Es lag vor ihnen wie die Offenbarung einer neuen, unerforschten Welt.

Weite, hellgrüne Matten zogen sich auseinander vor ihren Augen und verloren sich ins Ungewisse, irgendwo, im farbenprächtigen Wunderbild. Ein See leuchtete mitten heraus, ein kleiner, greller Silberfleck. Matter gelber Glanz ruht um ihn: Badenken — Schlüsselblumen, zahllos . . . Irgendwo schimmert es violett! Unbestimmt. Verborgen. Wesenlos. Und doch lebendig, leibhaftig! Irgendwoher kommt Veilchenduft!

Drüben, jenseits winken tausendfach und wohlgeordnet die Saatfelder: Jedes ein Stück Hoffnung. Jedes ein Stück Erdenglück!

Aus der Erde dampft es. Zum Himmel steigt es. Vom Himmel klingt es in tausend Tönen.

Zwischen Erde und Himmel fließt es in reinen, kristallklaren, wohligen Wellen. Und inmitten badet es und plätschert es und tummelt es sich: die erste Lerche! Und trällert und jauchzt in tollem Entzücken:

Frühling! Frühling! Frühling!

Der Einäugige wirft sich unter den nächsten Strauch. Palmkätzchen umschmeicheln ihn. Buschwindröschen umflattern ihn. Sein linkes Auge zwinkert vergnüglich in die Sonne.

Er sieht nicht, wie die andern in die Taschen greifen und ihre Wegzehrung holen, — wie sie sich an den Waldrand setzen, sich stärken an Speis' und Trank. Er sieht nicht, daß der Einarmige ein junges Laub an sein grünes Hütel steckt und es in die Lüfte wirft. Wie der dritte die Krücken schwingt und wie närrisch mit seinem einbeinigen Schatten tanzt. — Sein Herz ist oben bei der Lerche. Und sein Auge zwinkert in die Sonne.

Warm und brütend lag es jetzt, hier zwischen dem noch dürren Geäst, — drüben über der jungen Saat. Die Sonne stand längst nicht mehr auf Mittag. Aber die drei Gesellen saßen noch immer am Walde und rieben sich jetzt den Schlaf aus den Augen. Und als sie damit fertig waren, lachten sie, alle drei. Sie hatten geschlafen und wußten nicht, wie lange; sie hatten geträumt und wußten nicht wovon. Sie saßen da und sahen sich an und — lachten. Und als einer den andern fragte, wußten sie auch nicht — warum.

Aber der Einbeinige sagte nach einer Weile: „Nun bin ich halt doch froh, daß ich kein Briefträger bin."

„Und i ka Holzhacker", brummte der Einarmige, der ein Bayer war.



„Und ich kein Professor!“ der Einäugige.

Und jetzt hörten sie wieder lachen. Doch es klang heller, schöner als zuerst. Und jetzt wußten sie auch wiederum nicht — woher, — denn sie waren schon wieder recht ernst geworden, alle drei.

Der Einäugige aber sah hinter dem nächsten Busch etwas schimmern.

„Ein heller Strohhut, vielleicht!“

Die drei rührten sich nicht auf ihrem Bodensitz, — bis zwischen den Palmkätzchen zwei große, schwarze Schelmaugen vorlugten. Dann — ein Stumpfnäschen. Dann — zwei frischrote Bäckchen, ein feines Lippenpaar, viele winzige, glitzernde Zähnchen. Dann — zwei weiße, flatternde Bänder, ein hellblaues Kleidchen!

Und dann kam es selbst hervor auf zwei flinken Füßchen und stand vor ihnen, das Lachen — und zeigte zwei lange, blonde Zöpfe und einen großen Buschen Waldblumen, Palmkätzchen, Anemonen . . .

Und sie saßen reglos und glotzten aus ihren verschlafenen Augen und kämpften mit sich zwischen Traum und Wirklichkeit. Bis es zwischen den glitzernden Zähnchen hervorkam:

„Ihr seid mir drei gespaßige Brüderle, — ihr könnet mir gefalle . . .!“

Da löste sich der Bann!

„'n Dirndl!“ rief der Bayer und sprang auf.

Aber das „Dirndl“ war leichtfüßig und entsprang ihm.

„Oooh schade!“

Doch wie jetzt der Krückenmann ihm nachhumpelte, ließ es sich einholen und zurückführen, denn es war ein großer Schelm — das „Dirndl“.

Der Einäugige lag wieder unter seinem Strauch, und sein Gesicht war klar und strahlte seltsam. Aber sein Auge zwinkerte nicht mehr in die Sonne, und sein Herz war nicht mehr bei der Lerche.

Und die Maid stand vor ihm. Zwei weiße Bänder flatterten um ihren blühenden Leib. Und sie lachte ihr helles, schelmisches, herzliches Lachen.

Der Bayer wurde keck und legte sanft seinen Arm um ihre Mitte. Sie ließ sich's gefallen und lachte. Aber der Bayer wurde flammender, kecker und bekam brennende Lippen. Da machte sie sich frei. Hastig zerpflückte sie ihren Buschen und warf jedem einen Teil Blumen mitten ins Gesicht. Dann eilte sie davon, auf der Landstraße — flink und fröhlich wie das feine Nachmittagslüftchen, das eben durch die jungen Waldkronen säuselte. Lange sahen sie unten im Tal zwei weiße Bänder flattern. Lange noch hörten sie ihr helles, klingendes Lachen.

* * *

Drei Tage waren sie schon gewandert und hatten jetzt eine große Stadt im Rücken. Sie gingen nicht mehr so gedrückt und schwerfällig ihren Weg. Ihr Blick war freier, ihr Gang fester. Es schien ihnen, als ob ihr Schatten nicht mehr so zäh an ihren Fersen haftete; es wurde ihnen leichter mit jeder neuen Stunde. — Jeder freute sich im stillen, daß er nicht des andern Bündel trug. So erholten sie sich, — jeder am Leid des andern und wurden zufriedener mit ihrem Geschick.

Als sie sich darüber aussprachen, sagte der Einäugige:
„Uns leuchtet eine Sonne . . .!“

Und immer noch hörten sie vor sich auf der Landstraße das helle, fröhliche Lachen. Aber sie eilten nicht, es einzuholen. Sie wußten, daß es einst auf sie warten würde, an einer Seitengasse.



Genesung im Frühling · Von Helene Brauer

Der Wind schwingt leise des Goldregens Pendel,
Damit des Frühlings Uhr nicht stehen bleibe,
Dann klirrt er mit der offnen Fensterscheibe,
Und mit dem Vorhang treibt er sein Getändel.

Und zärtlich kühlt er deine heißen Kissen
Und streichelt deine blaßgewordnen Hände.
Der Fink im Garten jubelt ohne Ende,
Als könnte er die frohe Botschaft wissen;

Als wüßte er, daß deiner Wunde Schmerzen
Dich heute weniger schon als gestern quälen,
Und müßte es dem Fliederstrauch erzählen
Und säng' es selig den Kastanienkerzen.

O wie der Frühling deine Stube weitet,
Und welcher Glanz liegt heut auf deinem Bette!
Du siehst mich still und dankbar an, als hätte
Ich dir die Sonne übers Bett gebreitet.

Das ward mir dieses Lenzes liebste Gabe,
Daß alle Fernen zwischen uns versanken;
Ich sah dich Starken müde sein und kranken,
Und weiß, daß ich dich nur noch lieber habe.

Ich darf dich pflegen in der Schmerzen Schwere,
Von meinem Lächeln werden sie vergütet,
Und schläfst du ein, von meinem Blick behütet,
So mein' ich, daß ich deine Mutter wäre.

Noch ist kein Frühling so voll Glanz gewesen,
Die Bilder an den Wänden stehn voll Sonne,
Aus goldnem Rahmen lächelt die Madonne, —
Mein großes Kind, nun wirst du bald genesen.



Ein Vorkämpfer Rußlands in Österreich · Von Paul Dehn

Zu den gefährlichsten Deutschfeinden in Österreich bis zum Ausbruch des großen Krieges gehörte der tschechische Abgeordnete Kramarsch. Er wollte die slawischen Völkerschaften Österreichs einigen und ihren Vertretern im Abgeordnetenhause die Mehrheit sichern. Gleichzeitig trachtete er danach, die habsburgische Monarchie vom Dreibund loszulösen und in ein engeres Verhältnis zu Rußland zu bringen. Zu diesem Zweck stand er in Fühlung mit der russischen Regierung und mit der Duma, unternahm mit polnischen und slowenischen Gesinnungsgenossen wiederholte Reisen nach Petersburg und schuf im Interesse einer angeblich nur kulturellen Annäherung der Slawen aller Länder das neue Schlagwort von der „slawischen Solidarität". Nähere Aufschlüsse über seine Bestrebungen gab er nach seiner Rückkehr von Petersburg im Juni 1908 in seinen Berichten vor Prager Journalisten und Versammlungen zum besten. Er sprach von dem „gemeinsamen Feind", gegen den sich das Slawentum zusammenschließen müsse, von der Notwendigkeit, die Slawen von dem wirtschaftlichen und kulturellen Einfluß der Deutschen zu befreien, und von den Gefahren, die dem russischen Reich „aus dem Fortschreiten der Germanisation auf dem Balkan, in Konstantinopel und Kleinasien drohen". Gleichzeitig warnte er Rußland vor der „planmäßigen Ausbreitung", vor der „fertigen Kolonisation des deutschen Elements", das Stück für Stück besetze und schließlich den russischen Körper selbst gefährde!

Im österreichischen Abgeordnetenhause und in der österreichischen Delegation machte der Abgeordnete Kramarsch keinen Hehl aus seinem erbitterten Haß gegen Deutschland und den Dreibund, den er einmal mit einem „abgespielten Klavier" verglich. Am gefährlichsten war der Abgeordnete Kramarsch als Ränkeschmied hinter den Kulissen. Mit den meisten österreichischen Ministern verkehrte er auf vertrautem Fuße, mit einigen, wie dem früheren Ministerpräsidenten Beck, stand er sogar auf dem Duzfuß. Unter dem Ministerium Badeni war er Vizepräsident des Abgeordnetenhauses.

Einige Zeit nach Kriegsausbruch wurde Kramarsch verhaftet und nach langer Voruntersuchung wegen Hochverrats vor das Wiener Kriegsgericht gestellt. Dieser Gerichtshof hat zwar nur über Verbrechen abzuurteilen, die nach dem Kriegsausbruch begangen worden sind. Indessen hielt er es für notwendig, zur Kennzeichnung des Abgeordneten Kramarsch alle die zahllosen Aufsätze, Berichte und Mitteilungen zur Verlesung zu bringen, die er im Laufe der Jahre in dem führenden Tschechenblatt „Narodny Listy" in Prag und anderen tschechischen, polnischen und russischen Organen veröffentlichte. So erklärt sich die lange Dauer der Verhandlungen, die am 6. Dezember 1915 begannen, mit geringen Unterbrechungen täglich fortgesetzt wurden und erst Mitte April beendet werden dürften.

Aus den Verhandlungen, die öffentlich sind und später im Druck erscheinen sollen, verdienen manche Einzelheiten auch in Deutschland beachtet zu werden.

Kramarsch suchte zwar äußerlich die Maske eines getreuen Österreichers zu bewahren, erwartete aber alles Heil für die habsburgische Monarchie von ihrem möglichst innigen Anschluß an Rußland, obwohl er über die Absichten der leitenden Politiker in Petersburg genau unterrichtet sein mußte. Man erstrebte in Petersburg nicht die Erhaltung oder Kräftigung der habsburgischen Monarchie, sondern im Gegenteil ihre Schwächung und Zersetzung durch allerlei Verlockungen der slawischen Völkerschaften Österreich-Ungarns, durch die Angliederung der Polen, Ruthenen und Tschechen an das russische Reich und durch die Vereinigung der Serben und Kroaten Österreich-Ungarns mit dem Königreich Serbien, das ein russischer Vorposten an der Adria werden sollte.

Trotz dieser Lage, die nicht erst nach Kriegsausbruch deutlich zu erkennen war, hatte Kramarsch das Wohlwollen früherer österreichischer Minister erlangt. Einige von ihnen waren in ihrer Freundschaft zu weit gegangen und sahen sich genötigt, um sich nicht selbst bloßzustellen, als Zeugen in dem Hochverratsprozeß zu erklären, daß sie aufrichtig an die Loyalität des Abgeordneten Kramarsch geglaubt hätten. Der eine oder andere dieser Minister fügte noch hinzu, er halte den Abgeordneten Kramarsch nicht für fähig, eine hochverräterische Handlung zu begehen. Man will sich nicht nachsagen lassen, daß man mit einem verkappten Hochverräter freundschaftlich verkehrt, ja ihm staatliche Ehren und Würden gewidmet oder zugedacht habe. Was in Wien behauptet wird, daß der bekannte tschechenfreundliche Politiker, frühere Minister und Statthalter von Böhmen, Fürst Thun, nach Abgabe seines Zeugnisses dem Abgeordneten Kramarsch auf der Anklagebank die Hand gereicht habe, wurde von zuverlässiger Seite in Abrede gestellt. Unter den Ministerzeugen erschien auch Graf Berchtold, der ehemalige Minister des Auswärtigen, der neue Beirat des Thronfolgers. Er war in der glücklichen Lage, seine Aussage mit kühler Zurückhaltung abzugeben.

Als der Vorsitzende des Kriegsgerichts dem Angeklagten Kramarsch eine Petersburger Zustimmung zu einer Rede vorhielt, die Kramarsch im Jahre 1904 gegen den Pangermanismus gehalten hatte, erklärte Kramarsch zu seiner Verteidigung, er habe die Unterlagen zu dieser Rede von dem Auswärtigen Amt durch den damaligen Minister Graf Goluchowski erhalten. Unter den heutigen Verhältnissen nimmt es sich einigermaßen sonderbar aus, daß ein österreichisch-ungarischer Minister des Auswärtigen, amtlich eine Stütze des Dreibundes, sich veranlaßt sah, einem ausgesprochenen Feinde des Dreibundes und einem Vertreter des Panslawismus die Unterlage zu liefern für eine Rede gegen den Pangermanismus!

Noch merkwürdiger war eine andere Enthüllung aus den Gerichtsverhandlungen. Zur Verlesung kam ein Brief des ehemaligen Vertreters des Petersburger Telegraphenbureaus in Prag, später in Wien, namens Swatkowski, an den Abgeordneten Kramarsch. Darin berichtete Swatkowski von einem Protokoll über ein Abkommen zwischen dem Grafen Lamsdorff in Petersburg, dem damaligen Minister des Auswärtigen, und dem deutschen Vertreter. Danach habe Rußland freie Hand in Asien unter Ausschluß von Konstantinopel und den Dardanellen erhalten und seinerseits dem Deutschen Reiche nach dem Tode Kaiser

Franz Josefs I. die ehemaligen deutschen Bundesländer Österreichs überlassen. Was davon wahr ist, läßt sich vorläufig nicht feststellen. Vielleicht bestand das Abkommen nur in der Einbildung des Agenten Swatkowski, vielleicht wurde es ihm im Petersburger Auswärtigen Amt vorgespiegelt, damit er den Abgeordneten Kramarsch zu tatkräftigerem Vorgehen anspornte.

Tatsächlich stand der Abgeordnete Kramarsch mit Petersburger Kreisen in engen Beziehungen. Seine Frau war eine geborene und überdies hochpatriotische Russin. Das zeigte sich aus den verlesenen Briefen, die sie ihrem Gatten schrieb. Nach der Schaffung eines selbständigen Fürstentums Albanien klagte sie als eifrige Serbenfreundin: „Wieder ein Stück serbischen Fleisches losgerissen!“ Und in einem anderen Briefe aus der Zeit während des Krieges, nach der Zurückdrängung der Russen aus Galizien, schrieb Frau Kramarsch an ihren Mann, den angeblich loyalen Österreicher, sie hoffe mit Sicherheit, „daß das morsche und perfide Österreich“ von den Russen schließlich doch geschlagen werden würde. Diese russische Patriotin, die Gattin des österreichischen Patrioten, wurde nicht vor Gericht gestellt, weil sie aus Österreich geflüchtet und in ihre Heimat zurückgekehrt war.

Auf das Verbrechen des Abgeordneten Kramarsch steht die Todesstrafe. Seine Verurteilung ist zweifellos, ebenso aber auch seine Begnadigung zu vorläufig lebenslänglicher Einkerkerung. In Österreich wird dieser grundsatzlose Vorkämpfer Rußlands seine Rolle hoffentlich für immer ausgespielt haben.



Frühling im Kriege · Von Leo Sternberg

Der weiße Mond im hohen Tag ...
Der rote Birkenstrauch in Moor und Moos ...
Des Spechtes Borkenschlag ...
Und Laubgeflatter, das von Ästen möchte los ...

Auf hoher Kanzel überm Waldeszug
Der Posten und sein mordend Rohr:
Kein Feind! ... Im Wolkenflug
Schickt nur der Frühling seine Flieger vor.

Wasser verdampfen malvenrot ...
Und zweifelnd fühlt der Ackerflaum
Sein grünend Leben — in dem großen Tod —
Wie einen Schleier ... einen Traum.



Mein „Gottesländchen“

Von Edgar Worms

Gepanzert und waffenklirrend ist der Krieg stampfenden Fußes durch Kurland, das „Gottesländchen“, wie der Kurländer liebkosend seine Heimat getauft hat, geschritten. Die Städte, Flecken, Gutshöfe, die der Heeresbericht meldete: Libau, Mitau, Goldingen, Windau, Tuckum, Autz, Doblen, Hofzumberge, sie klangen dem reichsdeutschen Ohr, bis auf wenige, fremd. Sie waren mir vertraute Namen und Stätten und weckten liebe Erinnerungen an Zeiten, die ein halbes Menschenalter und weit darüber hinaus zurückliegen. Und so durfte ich im Geist auf bekannten Straßen und Wegen, die der Knabe, der Jüngling und der Mann gegangen, dem Siegeszuge unserer Truppen folgen, der Kurland vom Russenjoch befreite.

Mein „Gottesländchen“ — mein Kinderland! Talsen, ein kleines Nest in der „kurischen Schweiz“. Mit holprigem Pflaster, schmalen Gassen und geduckten Häusern. Von der Kuppe eines Hügels, zwischen zwei Seen gelagert, schaute das freundliche, stille Städtchen, in das nur der Wochenmarkt Lärm und Gedränge brachte, tief in das Land hinein, auf fruchtbare Äcker, bunte Wiesen und dunkle Wälder, auf stolze Edelsitze und saubere Bauernhöfe. Im großelterlichen Hause wuchs der Knabe auf. Ein schlichtes, altmodisches Bürgerhaus, aber der Mittelpunkt des geselligen Verkehrs. Der Adel, der auf den umliegenden Gütern saß, der Kreishauptmann, der Kreisrichter, die Assessoren, der Pastor, Arzt und Apotheker waren häufige Gäste, spielten Karten, schoben Kegel, plauderten, trieben Musik und ließen sich das, was die stets gefüllte Speisekammer bot, trefflich munden. Auch politisiert wurde, und als das Jahr 1870 den Deutsch-Französischen Krieg brachte, da war das Herz der Deutschen in diesem fernen Winkel bei der Sache des Mutterlandes. Da wurde fleißig Scharpie gezupft, da las man mit klopfenden Pulsen jede Zeitung, die die Post aus Riga oder Mitau brachte, da fluchte und wetterte man nach derber kurischer Art über die Franzmänner, freute sich unbändig über jeden deutschen Sieg und „hob“ auf das Wohl König Wilhelms, Bismarcks und Moltkes einen Schnaps mehr, als es die Regel von einem trunkfesten Kurländer forderte.

Achtzehn Jahre später: der Dorpater Student saß als bemoostes Haupt auf einem Pastorat, hart am Wege, den deutsche Truppen kämpfend auf Mitau zu gezogen, und büffelte zum Examen. Der würdige, greise Probst — ein treuer Hirte seiner lettischen Gemeinde, die ihn hoch verehrte, daneben fleißiger Landwirt, der in seiner Wirtschaft nach dem Rechten schaute. Tages Arbeit, abends Gäste. Ein geselliges Haus, das oft die Gutsnachbarn bei sich sah und einmal im Jahr die Amtsbrüder der Diözese zum „Kränzchen“ beherbergte, auf dem Kirchen- und Schulfragen eifrig disputiert wurden. Und an den einsamen Abenden, die der lange Winter mit seinen verschneiten Wegen viele brachte, gute Hausmusik oder ein gutes deutsches Buch, Reuter, Storm, Gottfried Keller, Raabe z. B., die am runden Familientisch vorgelesen wurden. Ein baltisches Idyll, behaglich und geruh-

sam, aber schon umlagert von den feindlichen Gewalten der Russifizierung und der Verhetzung des Landvolkes gegen den deutschen „Baron“ und den deutschen Pfarrer.

Eine andere Lebensstation: Mitau. Ehemals die Residenz der kurischen Herzöge mit dem Glanz und Staat kleiner Höfe, seit 1795 Sitz eines russischen Gouverneurs, der in dem mächtigen Schloßbau, den Ernst Johann Biron durch Rastrelli aufführen ließ, einzog. Von Riga, der benachbarten baltischen Metropole, schier erdrückt, führte Mitau ein stilles und beschauliches Dasein, in das der Lärm der vor den Toren liegenden Fabriken kaum hineinschlug. Handel und Wandel gingen einen trägen Gang, aber dafür herrschte hier ein reges geistiges Leben, das Literatur und Kunst, Geschichte und Altertumskunde umfaßte. Weniger der Adel, der zumeist seine Güter bewirtschaftete und sich nur zur Zeit der Landtage, Konvente und brüderlichen Konferenzen in Mitau gesellig zusammenfand, gab der Hauptstadt Kurlands ihr Gepräge, als das fleißige und gebildete Literatentum; die Rechtsanwälte, Pastoren, Ärzte, Lehrer, die in ehrfürchtiger Treue das väterliche Kulturerbe verwalteten und mehrten und zähe jeden Fußbreit deutschbaltischen Bodens auf dem Felde der Selbstverwaltung, der Kirche und Schule verteidigten. Ein stolzer Stand, der eine Familiengeschichte, eine Überlieferung besaß, gleich den Patriziergeschlechtern Rigas und Revals.

Ein ander Bild: Libau. Ein Fischerdorf, das sich, dank seinem eisfreien Hafen, mit amerikanischer Geschwindigkeit zu einem großen Handels- und Industrieplatz entwickelt hatte. Dazu Badeort mit breitem Strand und hübschen Gartenanlagen, mit Kurhaus und Kurmusik. Eine lebhafte Stadt mit der lauten, hastenden Geschäftigkeit des Emporkömmlings. Keine alte, eingesessene Kaufmannschaft, wie sie das kleinere Windau kennt, sondern ein internationales Händlervolk, auf der Jagd nach schnellem Erwerb. Aber auch inmitten dieser bunten Gesellschaft ein Stamm bodenständiger Kurländer und mit der Stadt bereits verwachsener Reichsdeutscher, der sich um die geselligen Stätten des Gewerbevereins und der gemütlichen „Muße“ gruppierte, Vorträge und Konzerte veranstaltete, für deutsche Schulen sorgte und — kurz vor dem Kriege — einen neuen schmucken Theaterbau hinstellte.

Mein „Gottesländchen“! Auf deiner Scholle sitzt, siebenhundert Jahre und darüber, ein kerndeutscher, aufrechter Menschenschlag niedersächsischen Geblüts. Urwüchsig, ein wenig derb und rauh, aber ritterlich gegen die Frauen, schnell mit der Zunge, hitzköpfig und aufbrausend, auf der Mensur noch als „alter Herr“, wenn es die Ehre gilt, kein Philister, oft zeitlebens ein fideler Student, jung mit den Jungen, eingedenk des Wappenspruches der „Curonia“:

„Decken den Scheitel auch silberne Haare:
Vivant der Bursche verjubelte Jahre!“



Am Grabhügel der Merowingerin

(Le tombeau de Brunehaut bei Laniscourt)
(Hinter der Front in Nordfrankreich)

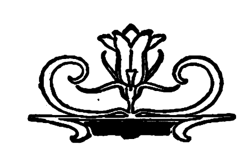
Von Kurt Arnold Findeisen, z. Zt. im Felde

Lichterloh
Brennen Haselbusch und Eichenstrunk.
Farnkraut prangt in Scharlachprunk.
Buchenlaub blutet vom Hang.
Irgendwo
Zanken sich Elstern. Der Wind wellt bang
Um den Grabeshügel der Brunehaut. —

Tausendjähriges Raunen von Geschlecht
Zu Geschlecht:
Merowingergreuel.
Meuchelmord. Blutschande. Gift und Dolch. Ein Knäuel
Rasender Süchte. Macht geht über Recht.
Königinnen, blond mit klingenkalten
Raubtieraugen, züngeln wie Gewalten
Der Hölle, hetzen sich wie Wild:
Fredegunde fängt Brunhild;
Sengt ihr Herz mit Hohn, brennt ihr Haupt mit Nesseln,
Fesselt sie mit siebenfachen Fesseln:
Haß, mein Haß, nun einen glühenden Stahl!
Haß, mein Haß, nun eine Qual! — —

Rast ein Hengst zum Wald von Molinchart,
Schleift, in seinen Schweif geknotet, menschlich Glied und Frauenhaar.
Klebt an seinen Hufen Hirn von einem Weib,
Grausenhaft ein aufgelöster Leib. —
Rast ein tolles Roß im Walde, scharrt und wühlt —
Haß, mein Haß, du bist gekühlt! — —

Schadenfroh
Kreischt eine Elster. Die letzte Spur
Des Tags erlischt über Laniscourt.
Stumm glotzt im Wacholder die Nacht.
Raschelblätterfracht
Landet leis am Grabmal der Brunehaut —



Starenhochzeit

Von Max Jungnickel (Musketier)

Im Starkasten war Hochzeit.

Die Kleider der jungen Eheleute glänzten. Blumen lagen im Starkasten, und es wurde geplappert und musiziert. Die Haubenlerche trippelte von der Landstraße her, und weil sie die spitze Haube recht elegant aufgesetzt hatte, lud sie der Star auch zur Hochzeit ein. Für alles war gesorgt.

Der Star wußte, daß humoristische Vorträge auf Hochzeitsfesten von großer Wirkung sind. Deshalb hatte er den Schelm, den feinen, lieben Schelm, das Blaukehlchen eingeladen.

Das Blaukehlchen, die kleine Exzellenz mit dem weißen Ordensstern auf der Brust, saß am Starkasten, machte einen heftigen Knicks, und der Zaunkönig saß an der Hochzeitstafel.

Dididi tsch tsch tsch dididi sang das Rotschwänzchen vom Schornstein und brachte Bratenduft mit in das Hochzeitshaus.

Der Mauersegler machte sirih, sirih.

Die Feldlerche machte tireli, tireli.

Der Pirol pfiff und schwatzte und schleppte Zigarrenbänder und einen Bogen Zeitungspapier vom Delitzscher Generalanzeiger auf den Hochzeitstisch. Der Star wollte erst den Sperling mit zur Hochzeit einladen. Aber der Zaunkönig hatte energisch mit dem Kopf geschüttelt, und der Haushofmeister Exzellenz von Blaukehlchen hatte zum Star gesagt: „Wenn der Sperling kommt, kann selbstverständlich S. M. der Zaunkönig nicht kommen.“ Da hatte der Star den Sperling nicht eingeladen; denn er wollte doch später seinen Kindern erzählen, daß der Zaunkönig mit zu seiner Hochzeit gewesen wäre.

Der Sperling ärgerte sich und war sehr traurig. Er hätte so sperlingsgerne mal eine Hochzeit mitgemacht.

Der ganze Starkasten war voll Seligkeit und Liebe. Und der Sperling mußte das alles mit anhören; denn er wohnte unter einer Kutsche, die am Gartenzaun stand. Da, um die Mittagszeit, wurde das Gartentor aufgemacht. Der Sperling wunderte sich; denn das Gartentor hatte immer gequietscht, wenn es aufgemacht wurde. Heute tat es so heimlich und verschwiegen und sah sogar sehr sauber und selig aus; denn es war mit Blumen bekränzt.

Der Gärtner trat heraus, den ganzen Arm voll Blumen.

Und der Gärtner wand Blumen um die Kutsche und warf Blumen in die Kutsche. Ganz eingewiegt in rote und blaue und gelbe und weiße Seligkeit, so stand die alte Kutsche da. Veilchen und Narzissen und Rosmarin.

Der Hofknecht führte blankgeputzt und blumenbehangen die Pferde vor die Kutsche. Der Sperling sah ganz aufmerksam zu und dachte: „Na-nu! Na-nu!“ Da fingen die Glocken an zu läuten: „Bim — bim — bim — baum — bim.“

Die Kutsche zitterte vor Erwartung. Die Pferde stampften. Dem Sperling fing das Herz an zu klopfen.

„Bim — bim — bim — baum — bim.“

Im Starkasten wurde es ganz still. Die ganze Hochzeitsgesellschaft saß vorm Starkasten und wartete auf die Dinge, die da kommen sollten.

Da öffnete sich das Gartentor. Der Hofknecht, im nagelneuen Anzug, machte die Kutschentür auf, und nun trat eine aus dem Gartentor, anzusehen wie ein junger Frühlingstag. Von knisternder Seide das Kleid und der Schleier und die Schuhe. Und sie lächelte, und die Blumen, die sie an der Brust trug, lächelten mit. Und sie stieg in die Kutsche. Und dann kam einer; fein, fein, so furchtbar fein im Zylinder und im Frack und mit Handschuhen und mit Blumen im Knopfloch. Und der kletterte auch in die Kutsche.

Die Glocken läuteten immer mehr. Die Kinder sangen und riefen und warfen mit Blumen, und der Sperling flog keck auf das Dach der Kutsche und rief der Hochzeitsgesellschaft des Stares zu: „Ätsch, nun bin ich auch zur Hochzeit eingeladen. Fein! — Fein! — Immer feiert weiter!“

Die Pferde zogen an und fort ging's mit Sperling und mit Blumen und mit Kinderstimmen und Glockenläuten und blitzenden Pferden bis an die Kirche.

Im Starkasten wurde weiter Hochzeit gefeiert.

Aber die selige Laune war vorüber.

Der Zaunkönig schüttelte immer und immer mit dem Kopfe: „Wie kommt bloß so ein Sperling dazu, eine Hochzeit mitzumachen?“

Und als er sich den Kopf müde geschüttelt hatte, empfahl er sich. Das Blaukehlchen machte eine kurze Verbeugung und die Starenhochzeit war aus.



Der König im Feld · Von Karlfrank

Der König ist ins Feld gezogen —
Schon schlagen höher des Kampfes Wogen,
Denn wo sein Aug' auf den Kämpfern ruht,
Schürt es den Mut zu lodernder Glut —

Im Kugelregen, im Kampfgetümmel
Leuchtet sein blütenweißer Schimmel,
Blitzt seine Klinge, schmettert sein Horn,
Trifft sein Wort wie stachelnder Sporn.

Und heißer wird das blutige Werben,
Daß bunter sich die Fluren färben —
Die halbe Welt ist von Flammen erhellt:
Der König Frühling ist wieder im Feld!





Hindenburg

Wie sah es aus, als der Name Hindenburg zuerst bei uns genannt wurde? Wir standen da, erinnert Professor Johannes Haller im „Schwäbischen Merkur“, vom Meere abgeschnitten, zu Lande in West und Ost zugleich mit Übermacht angegriffen. Der Plan, den Zweifrontenkrieg zu vermeiden, indem Frankreich niedergeworfen wurde, ehe die Russen angriffen, war gescheitert, weil seine Voraussetzung nicht zutraf. In Rußland war die Mobilmachung schon seit Monaten betrieben worden. Zu einer Zeit, wo das russische Heer unter normalen Umständen erst den Aufmarsch hätte beginnen können, stand es jetzt angriffsbereit schon an den Grenzen Deutschlands und Österreichs. Anstatt Mitte September, wie man erwartete, begann der Vormarsch gegen Ostpreußen schon Mitte August, und sogleich mit starker Übermacht. Den 20 Divisionen, etwa 350000 Mann, der Armee Rennenkampf, die seit dem 16. August zwischen Tilsit und Marggrabowa vorbrachen, hatte sich die halb so starke deutsche 8. Armee — etwas über 5 Armeekorps, 175000 Mann — in der Schlacht bei Gumbinnen entschlossen entgegengeworfen. Da kam die Nachricht, daß eine zweite russische Armee unter Samsonow, 13 Divisionen, rund 250000 Mann stark, im Rücken der deutschen Aufstellung von Süden heranrücke. Die Führung der 8. Armee tat, was für tüchtige und besonnene Soldaten das Nächstliegende war: um nicht zwischen zwei Feuer zu geraten, brach sie die günstig stehende Schlacht ab und nahm ihr Heer in der Richtung auf Königsberg und Elbing zurück. Ostpreußen sollte dem Feinde überlassen und nur noch die Weichsel verteidigt werden. Schon wurden die Deiche durchstochen, um durch Überschwemmung den Feind aufzuhalten. Fraglich war der Erfolg auch so. Auf die Festungen war wenig Verlaß. Nur das Heer konnte Schutz bieten, und das Heer war zu klein, es stand etwa wie 1 gegen 4. Gar zu leicht konnte es von den feindlichen Massen überflügelt und umgangen werden. Ernste und kundige Beobachter rechneten mit der Möglichkeit, daß Berlin wie im Siebenjährigen Kriege die Russen als Feinde sehen würde. Und was dann weiter geschehen konnte, ließ sich nicht ausdenken.

Im Kaiserlichen Hauptquartier erkannte man, daß aus dieser Gefahr nur ein genialer Feldherr retten könne. Die Führung der 8. Armee wurde gewechselt, Hindenburg trat an die Spitze und Ludendorff als Stabschef ihm zur Seite. Das geschah am 23. August. Am gleichen Tage erklärte ein amtliches Telegramm, daß eine Entscheidung unmittelbar bevorstehe. Drei Tage später begann die Schlacht, nach weiteren drei Tagen war sie entschieden, und am 29. August meldete der Telegraph den Sieg von Tannenberg, der, wie sich bald herausstellte, die Vernichtung der Armee Samsonow bedeutete. Die Gefahr war beschworen und ganz Deutschland von furchtbarer Sorge erlöst. Damals hörten die meisten von uns den Namen

Hindenburgs zum erstenmal. Wie's ihm gegangen war, hat er selbst einmal launig geschildert. „Am 22. August saß ich nichts ahnend in Hannover beim Tee, am 23. kaufte ich mit meiner Frau Wollsachen ein, am Abend saß ich im Sonderzug nach Osten und beriet mit Ludendorff, was zu tun sei, und am 26. schlug ich Tannenberg in langen Hosen und Litewka."

Wer war Hindenburg? Das Gerücht — oder die Sage — machte ihn sehr interessant. Alt und hinfällig sollte er sein, nicht mehr imstande, zu Pferde zu steigen, nur der Feldherrngeist noch lebendig und frisch; man dachte an Narses in der Sänfte. Erst in der Not habe man den alten Herrn herbeizurufen sich entschlossen, der von früher als genialer Stratege bekannt sei. Allmählich kam die Wahrheit — Schilderungen von Augenzeugen, Bildnisse — der interessante gebrechliche Greis verschwand, und die wahre Gestalt des Siegers von Tannenberg trat hervor, ein Urbild reckenhafter Kraft und Gesundheit, jugendfrisch mit 67 Jahren. Seitdem ist sie uns allen vertraut und lieb geworden, der Nimbus des Geheimnisvollen ist geschwunden, und nur in der Schweiz soll es noch Leute geben, die es sich nicht wollen nehmen lassen, daß der deutsche Feldmarschall eigentlich ein Schweizer sei und aus dem Toggenburg stamme. Wir wissen, daß er der Sproß einer alten märkischen Adelsfamilie und der Sohn eines Offiziers von nicht gewöhnlichen Fähigkeiten ist, 1847 in Posen geboren, als Kadett in Wahlstatt erzogen wurde, daß er als Leutnant bei Königgrätz und Sedan mitgefochten und das Eiserne Kreuz erhalten, dann eine glänzende Laufbahn bei der Truppe, im Generalstab und an der Kriegsakademie durchmessen, in Karlsruhe eine Division und in Magdeburg das 4. Armeekorps kommandiert hat, bis er 1911 seinen Abschied nahm, durch Verleihung des Schwarzen Adlerordens ausgezeichnet. In der Armee kannte man ihn als einen der bedeutendsten Generäle. Trotzdem wartete er bei Kriegsbeginn vergeblich — ein Zeichen für den Überfluß an tüchtigen Führern — auf seinem Ruhesitz in Hannover auf das ersehnte Kommando, bis ihn am 23. August der Befehl des Kaisers auf den wichtigsten und gefahrvollsten Posten rief. Acht Tage später war der Sieger von Tannenberg der berühmteste Mann in Deutschland, der Held des Volkes, und wurde es immer mehr, seit man erfuhr, mit welcher genialen Kühnheit er diesen ersten Sieg dem Schicksal abgezwungen hat; wie er in einer „Tat der Verzweiflung" — dies sein eigener Ausdruck — aus der Not des Rückzugs die Tugend des Erfolges machte, einen Teil der zurückgehenden Truppen mit der Bahn auf die Linie Tannenberg—Gilgenburg—Lautenburg beförderte, den Rest unterwegs bei Schippenbeil nach Süden in der Richtung auf Passenheim und Ortelsburg abschwenken ließ, so daß die dazwischen stehende Armee Samsonow in beiden Flanken angegriffen war, während ihre Front bei Hohenstein von einer Landwehrdivision mit den Festungsgeschützen von Königsberg festgehalten wurde, bis der doppelte Flankenangriff zur doppelten Umfassung und schließlich zur vollständigen Einkreisung geworden war, in der der zwiefach überlegene Gegner seinen Untergang fand.

Achtzehn Monate sind seitdem verflossen, aus dem Generaloberst ist der Generalfeldmarschall, aus dem Führer der kleinen 8. Armee ist der Leiter einer Gruppe von fünf selbständigen Armeen, der „Oberbefehlshaber im Osten", aus dem volkstümlichen Helden ein weltberühmter Stratege geworden. Längst ist kein Zweifel mehr, daß die Reihe der großen Feldherren aller Jahrhunderte, die mit Epaminondas und Hannibal beginnt und bisher mit Friedrich dem Großen und Napoleon und Moltke schloß, durch den Namen Hindenburg fortgesetzt wird. Wohl sind auch für ihn auf dem Schlachtfelde nicht alle Früchte reif geworden, aber aus jeder blutigen Saat ist ihm neuer Lorbeer erblüht. Auf Tannenberg folgte Angerburg, folgte der kühne Vorstoß gegen Warschau und der einzigartige Rückzug an die Warthe, für den Kenner vielleicht die genialste seiner Leistungen. Dann wiederholte sich im November, was im August geschehen war. Wieder schwebte Deutschland in höchster Gefahr. Im Westen war der Krieg an der Aisne, in den Argonnen und Vogesen zum Stehen gekommen, der Ansturm gegen die Yserlinie mußte aufgegeben werden, und von Osten setzte sich die ungeheure Masse der russischen Heere, über eine Million Soldaten, in Bewegung auf Berlin. Schaden-

froh jubelten die Feinde beim Anblick der Dampfwalze, im voraus weideten sie sich an dem Schauspiel von Deutschlands Untergang. Auch bei uns sah man bei den Wissenden sorgenvolle Mienen; von den nächsten Tagen hing die ganze Zukunft ab. Und doch waren wir getrost. Denn — so groß war schon die Macht des Namens — wir wußten ja: Hindenburg war auf seinem Platz. Wie ein Jäger, der seines Schusses sicher ist, stand er in Posen auf der Lauer, und als der Bär ihm nahe genug war, jagte er ihm seinen Mackensen bei Kutno in die Flanke, daß das Untier schweißend und brüllend kehrtmachte und bei Lodz in die Falle rannte, aus der es sich nur mit äußerster Anstrengung loszureißen vermochte. In jenen Tagen hat Hindenburg das Vaterland zum zweitenmal gerettet und in den anschließenden Schlachten bei Lodz und Lowicz dem Kampf im Osten die entscheidende Wendung gegeben. Als die russische Armee am 7. Dezember 1914 den Rückzug von Lodz antrat, da war es mit ihren Angriffsabsichten gegen Deutschland für immer vorbei und mit ihrer Siegeshoffnung erst recht. Der Plan, Mitteleuropa russischer Herrschaft zu unterwerfen, war zu Fall gebracht und aufgegeben, die abendländische Gesittung vor moskowitischer Roheit gerettet. So kommt dem Siege von Lodz die Bedeutung einer weltgeschichtlichen Entscheidung zu.

Von da ab sind die Russen in die Verteidigung gedrängt, und man weiß, wie sie sie geführt haben: mit immer längeren Schritten zurückweichend. Im Februar wurden sie in der herrlichen Winterschlacht in Masuren vom deutschen Boden weggefegt, der Mai sieht deutsche Truppen in Kurland einziehen, und im Juli beginnt der unaufhaltsame Siegeslauf durch Polen und Litauen, der die Festungen des Feindes zerbricht wie Spielzeug und seine Heerscharen verjagt wie Schafe vor dem Wolf. Es kam das lange Winterlager in Kurland, Litauen und den weißrussischen Sümpfen, und der Heerführer wurde zum Statthalter im eroberten Land. Noch ist es nicht Zeit, zu erzählen, was er in dieser Eigenschaft getan und geleistet. Die Nachwelt wird es erfahren und vielleicht nicht weniger hoch stellen als seine Taten im Felde.

Aber noch währen die Kämpfe. Vorerst gelten sie nur der Verteidiguug. Wie glänzend sie geordnet und geleitet sind, haben wir erst in diesen Tagen in dankbarer Bewunderung erfahren, als sich der Ansturm russischer Massen an den kunstvollen Stellungen und dem unerschütterlichen Mute der Hindenburgischen Truppen brach. Aber es wird nicht dabei bleiben. Auch im Osten wird der Tag kommen, wo das Signal erschallt: „Vorwärts! Marsch, marsch!“ Wo die Losung lautet: auf zum Sieg, zum letzten, alles entscheidenden Siege! Dann wird auch dort die eherne Mauer sich in Bewegung setzen und, keines Hindernisses achtend, erst da haltmachen, wo es des obersten Kriegsherrn Wille gebietet. Wir harren des Tages in ruhiger Zuversicht des Erfolges. Für ihn bürgt uns der Name Hindenburg. Er bedeutet den Sieg, er umfaßt und verkörpert alles, was heute in Deutschland stark, klug und erfolgreich ist, auf ihn hoffen alle, die von Deutschland eine bessere Zukunft erwarten; wie jener Senatspräsident von Finnland, der bei der Abfahrt nach Sibirien seinen Freunden zurief: „Ich trau' auf Gott und Hindenburg!“

Von seinem Herrscher hat der Jubilar alle Auszeichnungen schon erfahren, die ein Soldat empfangen kann. Daß seine Truppen an ihm hängen, wie nur je Soldaten an ihrem Feldherrn, haben sie ihm täglich bewiesen. Daß das deutsche Volk zu ihm aufblickt in heißer Dankbarkeit und unbegrenzter Verehrung, das zu bezeugen ist der Zweck dieser Zeilen. Mögen sie sich als ein schwacher, aber echter Ton in den Chor begeisterter Huldigung mischen, der dem Helden heute wie alle Tage aus allen Gauen Deutschlands entgegenschallt. In der Erinnerung der kommenden Geschlechter aber lebe sein Name ewig, solange noch Deutsche sich um schwarzweiß-rote Fahnen scharen und Gott im Himmel danken, daß sie ein großes und starkes Volk geblieben sind unter den Völkern der Erde: Hindenburg, der Retter Deutschlands, der Russenbesieger, der Wiederhersteller alter deutscher Vormacht im Osten, der Begründer des größeren Deutschlands — soll nie vergessen sein.

*

Die äußere Erscheinung des Feldmarschalls schildert Hermann Schindler in seinem Hindenburgbuche (Dresden, Verlag Apollo): „Hindenburg ist eine achtunggebietende Erscheinung, groß, stämmig, breitschultrig, reckenhaft. Ein mächtiger Kopf krönt die hohe, wuchtige Gestalt, die von den Jahren noch nicht gebeugt ist. In seiner aufrechten Haltung und seinen Bewegungen ist der Held ein Bild von Kraft und Gesundheit, Ruhe und Entschlossenheit. Er sieht weit jünger aus, als er ist. Das aufrechtstehende, grauweiße Haupthaar trägt er kurz. Der kriegerisch aussehende, volle Schnurrbart ist zum Teil noch blond. Tief unter der kraftvollen, durch gründliche Denktätigkeit gefurchten Stirn liegen kleine, blaue Augen, die klug und gütig, prüfend und wohlwollend in die Welt blicken. Aus dem Antlitz spricht Bestimmtheit, Hoffnung und grundehrliches Wesen. Die Stimme ist tief, ernst und gelassen. Hindenburg gleicht einer ‚alten kernfesten Eiche' und erinnert an die Germanenhelden im Teutoburger Walde." Dieser äußeren Erscheinung, bemerkt Major Franz Karl Endres in der „Frankfurter Zeitung", entspricht ganz der Charakter und die Auffassung vom Leben. Daß ein solcher Mann keine Eitelkeit kennt, sondern das Hauptverdienst an dem, was er geleistet hat, anderen, der göttlichen Vorsehung und seinen Soldaten zuschiebt, ist ohne weiteres verständlich. Hindenburg hat nicht die geringste pathetische Neigung an sich.

Die besonderen Verhältnisse, die sich einer wissenschaftlichen Würdigung der Hindenburgischen Operationen bei Tannenberg und Angerburg, in der Winterschlacht und in Polen heute noch hindernd gegenüberstellen, zwingen dazu, die Geschichte des Hindenburgischen Siegeszuges erst dann zu schreiben, wenn der Friede wiederhergestellt sein wird. Nur soviel mag in die Erinnerung zurückgerufen werden: am 23. August 1914 trifft Hindenburg mit seinem Generalstabschef Ludendorff, vielleicht der genialsten Erscheinung im deutschen Generalstab der Gegenwart, in Marienburg ein, findet eine verfahrene operative Lage vor, richtet alles so ein, wie es seinem Plane entspricht, und siegt schon am 27.—29. August bei Tannenberg und gleich darauf bei Angerburg entscheidend über die beiden Gruppen des russischen Nordheeres. Vom 7. bis 15. Februar schlägt er in der Winterschlacht in Masuren neue russische Kräfte wiederum vernichtend. Damit ist Ostpreußen endgültig befreit. Im Frühling 1915 beginnt er seine gewaltige Offensive, in der er, wie der Reichskanzler sich äußerte, im Lauf des Sommers und Herbstes 16 russische Festungen „wie irdene Töpfe" zerschlug. Weit ins russische Reich hinein treibt er die Front des deutschen Heeres und sieht heute schon wieder siegreich zurück auf eine gescheiterte russische Offensive, die, obgleich er über beschränkte Kräfte verfügt, an seinem Feldherrntum und an der Tapferkeit seiner Truppen zerschellte.

Kühn und voll Vertrauen sieht Hindenburg heute nicht auf ein Leben zurück, sondern vorwärts in neue Pflicht. Was er einst als junger Offizier träumte, als ihm ein Kamerad die Führung eines Regiments als das Schönste schilderte und er antwortete: „Für mich müßte es das Ganze sein", das ist heute für ihn und für uns Wirklichkeit geworden. Ihm gehört im Osten unser Ganzes, und er ist im Osten unser Ganzes.

Ein so begeisterter Soldat wie der Feldmarschall wird an seinem Jubiläumstage auch Wünsche haben. Wir glauben, daß sich seine Wünsche mit den unsern decken. Nicht nach Auszeichnungen, Orden und Ehren steht sein Sinn, es ist wohl eher eine Ehre für einen Orden, wenn ihn Hindenburg trägt, aber das mag er sich wünschen und wir mit ihm, daß er, wo es auch sei, noch einmal sein außerordentliches Genie in einer Offensive zur Wirkung bringen möchte, daß er noch einmal deutsche Fahnen zu einem großen, zum letzten und entscheidenden Siege führe.



Die militärische Vorbereitung und die Jugendorganisationen in Österreich

Aehnlich wie in Deutschland Freiherr von der Goltz für die Wehrhaftmachung der Jugend schon zu einer Zeit (1876) eintrat, in der die praktische Verwirklichung dieses Gedankens noch an den Vorurteilen des Tages scheitern mußte, hat auch in Österreich G. Ratzenhofer, damals Hauptmann im Generalstab, bereits 1881 Sinn und Bedeutung der Jugendwehren in seinem auf wissenschaftlicher Grundlage stehenden Buche „Die Staatswehr“ eingehend untersucht. Unter dem oft erwähnten Gesichtspunkte der Verkürzung der aktiven Dienstzeit und unter starker Betonung einer notwendigen Vorbildung im Turn- und Schießdienst gewann die Frage stetig an vielseitiger Beachtung. Der Grundgedanke einer umfassenden, planvollen, sittlichen und körperlichen Vorbildung besonders der schulentlassenen Jugend faßte bald in den Ministerien festen Fuß und veranlaßte eine Reihe wichtiger Bestimmungen der Unterrichtsbehörde und des k. k. Ministeriums der Landesverteidigung über Turnen, Spiel und Sport aus den Jahren 1890, 1904, 1908 und 1909. Eine im Januar 1910 im k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht abgehaltene „Enquete“ stellte in verschiedenen Referaten die spezielle militärische Vorbereitung der Jugend in den Vordergrund. In strengem Gegensatz zu der Meinung deutscher leitender Offiziere wurde gerade von Angehörigen des österreichischen Heeres auf die ernste Bedeutung der Schießübungen mahnend hingewiesen, ihre Einführung in den Mittelschulen unbedingt gefordert und ihre Ausübung bei den Jugendorganisationen durch den Anschluß an Schützenvereine verlangt. Auch von maßgebender pädagogischer Seite kam der Wunsch, in den letzten 2 Klassen der Mittelschulen den Schießunterricht, in dem vorhergehenden Jahrgang den Fechtunterricht einzuführen. Noch in dem gleichen Jahre ging den Mittelschulen vom k. k. Landesverteidigungsministerium ein „Programm für den fakultativen Schießunterricht und die Vornahme von Schießübungen an Mittelschulen und verwandten Anstalten“ zu. Geeignete Lehrkräfte sollten von 1913 an in besonderen vom Ministerium für Landesverteidigung eingerichteten Kursen ihre Ausbildung erhalten. Hiermit wurden in Österreich von Grund auf Bestrebungen für den Schießdienst gefördert, die im Deutschen Reiche nur für die Dauer des Krieges im Hinblick auf die verkürzte Frontausbildung eine wohlwollende Unterstützung durch das Kriegsministerium genießen. Der österreichische Lehrplan für den Turnunterricht vom 27. Juni 1911 bringt Geländespiele als vorgeschriebenen Übungsstoff. Das Unterrichtsministerium hat weiterhin durch Erlaß vom 6. April 1915 die Verwendung des Exerzierreglements für die k. u. k. Fußtruppen in den obligaten Turnstunden zur Bildung der einfacheren militärischen Formen einschließlich der Schwarmlinien genehmigt.

So reihten sich Wünsche und gesetzliche Bestimmungen, von den regierenden Kreisen ausgehend, hintereinander und bezweckten die Beachtung und Anwendung aller als wertvoll erkannten Grundsätze an dem für die Ausbreitung und Befestigung einer ausgeprägt nationalen und monarchischen Staatsidee so wichtigen Material der Jugendlichen zwischen dem Knabenalter und den Mannesjahren. Doch frühzeitig war die theoretische Erkenntnis dieser wichtigen Grundlagen einer Erhaltung staatlicher Macht auch in Österreich-Ungarn der wirklichen Sammlung der Jugend in zweckmäßigen und weitfassenden Verbänden erheblich vorausgeeilt. Das höhere Verdienst der ersten praktischen Versuche in dieser Richtung gebührt dem Hauptmann a. D. Franz Opelt, der im Mai 1906 zum ersten Male österreichische Schüler in Wien-Erdberg zu einem sogenannten „Knabenhort“ vereinigte. Aus eigener Anschauung lernte Hauptmann Opelt den natürlichen Spieltrieb der Knaben in zwei Parteien mit einfacher soldatischer Unterlage kennen. Er sah die Konflikte, zu denen ein solch regelloses Treiben inmitten der arbeitsreichen und belebten Vorstadt führen mußte. Daher kam er auf den Ge-

danken, die Knabenscharen aus der staubigen und rußigen Stadtluft hinaus auf den Wiesenteppich und Waldesstille zu führen und dort ihrem wilden Hang nach körperlichen Messen durch feste Gesetze und kluge Leitung eine klare und gesunde Richtung zu geben. Eine Bewegung, die so ureigentlich den vollen Inhalt der unruhigen Knabenseele umfaßte, mußte rasch blühen und wachsen. Und so war es auch. Schon nach wenigen Wochen folgten 300 Zöglinge der neuen Fahne, und im Frühjahr 1907 standen 6800 „Wiener Buben" aller städtischen Gemeindebezirke leidenschaftlich im Dienste der Knabenhorte. Aus ihnen entstand im Jahre 1907 der „Verband militärisch organisierter Knabenhorte Wiens". Die Wiener Gemeindeverwaltung griff diese treffliche Idee auf, ging zur Gründung weiterer Horte über und gab 1908 bis 1912 einen Betrag von 600 000 Kronen für diesen vaterländischen Zweck aus.

Der natürliche Gang des Heranreifens des Knaben zum Jüngling erheischte gebieterisch eine Organisation, die eine allgemeine und militärische Erziehung unter den Gesichtspunkten und Erfordernissen des Jünglingsalters berücksichtigte. So entschloß sich Hauptmann Opelt im Jahre 1907 auf den Knabenhorten „Jünglingshorte", sogenannte „Jugendwehren" aufzubauen, die bis 1908 14 Abteilungen mit ungefähr 300 Teilnehmern umfaßten. Nun galt es, die noch zaghaft und zerstreut da und dort emporkommenden Blüten zu sammeln. Mit freudiger Unterstützung vaterländisch tief empfindender Männer gründete der auf diesem Gebiete so verdienstvolle Hauptmann im Jahre 1908 den Reichsbund der Jugendwehren und Knabenhorte Österreichs. Starke, die Ausbreitung dieser patriotischen Bewegung sehr hemmende Reibungen ergaben sich mit den Schulbehörden. Zudem zeigten die staatlichen Zentralstellen wenig Vertrauen zu der Entwicklungsfähigkeit des Bundes und hielten darum mit moralischem Schutz und materieller Unterstützung zurück. Die Klärung erfolgte jedoch bald durch schriftliche und mündliche Verhandlungen des Bundespräsidenten und des Pasidealrats mit den zuständigen k. k. Ministerien. Als schöne Früchte dieser eingehenden Verhandlungen ergaben sich veränderte Statuten und als Ergänzung und Kommentar zu ihnen ein Normal-Beschäftigungs- und Normal-Organisationsplan.

Seit 1912 genoß der Reichsbund der Jugendwehren und Knabenhorte den wichtigen Vorteil der offiziellen Anerkennung aller staatlichen Behörden. Nach außen wurde diese erfreuliche Einheitlichkeit des Wirkens in der allgemeinen und militärischen Jugenderziehung durch Verleihung des Titels: „Kaiserlich-Königlich" und des Reichsadlers in Schild und Siegel durch den Kaiser Franz Joseph dargetan. Nun ging es allenthalben wacker vorwärts. Viele Einzelorganisationen traten dem k. k. Reichsbunde bei. Pfadfinderkorps, katholisch-deutsche Jugendvereine aus allen Landesstellen, das von dem unermüdlichen Hauptmann Opelt erst kurz vorher gegründete „Wiener Jungschützenkorps" mit 900 Jungschützen in 17 Bezirksvereinen u. a. m. wollten Beisteine des Ganzen sein. Ende 1912 gehörten dem Reichsbunde 682 Ortsgruppen mit 33 000 Zöglingen an. Geld und Material von manchen Seiten unterstützten die Bestrebung in praktischer Hinsicht. Das k. k. Ministerium für Landesverteidigung schenkte dem Verbande 8000 Werndl-Karabiner, die als Exerzier- und Schußwaffe auf die Jugend eine große Anziehungskraft ausübten.

Geschickte Propaganda, wobei unter Aufwendung erheblicher Mittel das große Hindernis der herrschenden Vielsprachigkeit überwunden werden mußte, die gute Art der Organisation und ein abwechslungsreicher Beschäftigungsplan füllten die Reihen, so daß Ende 1913 die Zahl von 783 angeschlossenen Vereinen mit 36 903 Jungmannen erreicht wurde. Die Statuten setzen fest, daß die Knabenhorte sich der Jugend der Volks- und Bürgerschulen zwischen dem 7. und 14. Lebensjahr anzunehmen haben. Ihr Wirkungskreis umfaßt einmal die tägliche Beschäftigung für Knaben, welche der häuslichen Aufsicht entbehren, während der andere Teil nur an schulfreien Nachmittagen herangezogen werden soll. Die Jünglingshorte schließen die 15—20jährige erwerbende Jugend in sich, und zwar getrennt für Lehrlinge, Gehilfen, Arbeiter und Bauern. Die Jungen der Mittelschulen, der Lehrerbildungs-

anstalten und der mittleren Fach- und Spezialschulen werden — getrennt nach Schulkategorien — zu Kameradschaften vereinigt. Außerdem kann der k. k. Reichsbund auch andere Jugendorganisationen, wie Studentenverbindungen, Jugendbündnisse, Jugendturn- und Sportvereinigungen aufnehmen, insofern sie auch militärische Vorbereitung bezwecken. Dem weiteren Kreise entsprechend wurde durch die Vollversammlung vom 29. Januar 1914 der amtliche Titel in: „K. K. Reichsbund der patriotischen Jugendorganisationen Österreichs" umgeändert. Alle Jugendorganisationen des Bundes sind dem Betriebe nach Beschäftigungs- und Geselligkeitsstätten, dem Zweck nach Erziehungs-, zum Teile auch Fürsorge-Institutionen. Allgemeine Erziehung und militärische Vorbereitung sollen gemeinsam das Fundament des patriotischen Geistes, der vaterländischen Empfindung und dynastischer Anhänglichkeit bilden. Der Reichsbund gliedert sich in Landes-, Bezirks- und Ortsverbände. Bundesleitung und Bundesversammlung stehen als maßgebende Faktoren an der Spitze. Die Bundesleitung setzt sich aus dem Präsidium, dem Präsidialrat und dem Bundesrat zusammen. Im Präsidialrat sitzen die Obmänner des pädagogischen und des militärischen Beirats, zweier sehr zweckmäßiger und nachahmungswerter Körperschaften. Der pädagogische Beirat, aus 5 Männern der verschiedenen Schulkategorien und aus 5 in der Jugendfürsorge praktisch tätiger Jugendfreunde bestehend, wird wie der militärische Beirat von der Vollversammlung durch Wahl bestimmt. Zum militärischen Beirat zählen 10 erfahrene, nicht aktiv dienende Offiziere.

Die näheren Einzelheiten der allgemeinen und militärischen Erziehung sind in gründlicher Ausführlichkeit in dem von dem k. k. Ministerium des Innern genehmigten Normalbeschäftigungsplan niedergelegt. Der Grundsatz einer engen Zusammenarbeit von Elternhaus, Schule und Jugendorganisation wird als erste Bedingung eines harmonischen Erziehungserfolges erkannt und verlangt. Zu diesem Zwecke sollen die allmonatlichen Elternabende die Möglichkeit eines engeren Verkehrs und eines regen Gedankenaustausches zwischen Eltern, Führern und Schulmännern schaffen. Die Beschäftigungsarten der allgemeinen Erziehung entsprechen nach Methode und Inhalt ungefähr den Forderungen des Jungdeutschlandbundes: Geländespiel, Sport, vaterländische Unterhaltung, belehrende Vorträge, Besichtigungen und Wandertage. Was aber den österreichischen Verband von den Anschauungen des Jungdeutschlandbundes streng scheidet, ist der ausgesprochene Hinweis auf eine militärische Vorbereitung. Dieser naheliegende Umstand ist bei uns bis zum heutigen Kriege bewußt abgewiesen worden. Die praktischen Übungen folgen gemäß den jeweiligen, österreichischen militärischen Vorschriften. Sie umfassen die Einübung der einfachen Aufstellungs- und Bewegungsformen, Erkundigungs-, Marsch- und Unterkunftsübungen, Hinterhalte und Überfälle, Scheibenschießen, Kartenlesen und Orientierung.

In der Heranbildung guter Schützen sieht man bei unsern Bundesgenossen einen Hauptzweck der militärisch-praktischen Jugenderziehung. Der Schießunterricht beginnt daher schon in den Knabenhorten als Kapselschießen. Vom 17. Jahre an wickelt sich das Jugendschießen nach den Bestimmungen der militärischen Schießinstruktion ab. Dieser Punkt stellt sogleich die Stelle weitesten Auseinandergehens oft gleichlaufender Bestrebungen dar. Der Beschäftigungsplan weist durch alle Stufen hindurch auf das wichtige Moment der Anerziehung militärischer Tugenden hin, wie Ordnung, Disziplin, Besonnenheit, Mut, Geistesgegenwart, Entschlossenheit und Ritterlichkeit. Nicht wenig verlangt der k. k. Reichsbund in der Gesamtheit seiner klar aufgebauten Ausbildungsgrundsätze. Aber Führer und reifere Zöglinge finden in den beiden ausgezeichneten Hilfsbüchern von Hauptmann Oskar Jory „Geländeübungen" und „Der Jungschütze" (Seidel, Wien) vortreffliche Stützen. Auch das k. k. Ministerium für Landesverteidigung nimmt tätigen Anteil an der Ertüchtigung der nationalen Jugendorganisationen, indem es die Truppenkommandanten anweist, unter den freiwillig sich meldenden Hauptleuten und älteren Oberleutnants die Auswahl zu treffen. Bei Jugendorganisationen, die nicht dem k. k. Reichsbund angehören, dürfen sich Offiziere



nicht betätigen. Die Einflußnahme des Offiziers erstreckt sich nur auf die Bildung eines geeigneten Führerpersonals, auf die Leitung von Felddienst- und Schießübungen. Exerzierübungen mit der Jugend und die Übernahme der vollständigen Leitung einer Jugendorganisation sind dem Offizier nicht gestattet.

Die harten Erfordernisse des tobenden Weltkrieges, der Österreich-Ungarn wild umbraust, haben die Militärbehörden zu deutlicher Bekanntgabe ihrer dringenden Wünsche während dieser eisernen Zeit veranlaßt. Diese amtlichen Kundgebungen bestehen in einem „Aufruf" des Ministers für Landesverteidigung, Freiherrn von Georgi, vom 15. Juni 1915, einem Erlaß des k. k. Ministeriums für Landesverteidigung vom 14. Juni 1915 und in „Richtlinien" für die militärische Jugendvorbereitung. Im Aufrufe werden alle jungen Männer vom 16. Lebensjahre ab aufgefordert, sich in freiwilliger Weise einer frühzeitigen Vorbereitung für den Kriegsdienst zu unterziehen. Die Richtlinien geben Stoff und Umfang der Arbeit an und decken sich vollkommen mit den entsprechenden Vorschriften für die deutsche Jugendwehr. Der Erlaß gibt Winke für die Aufstellung und Beteiligung der Mannschaften; zugleich erteilt er einige methodische Ratschläge. Die österreichische Kriegsschöpfung ist der deutschen Jugendwehrbewegung in allen Stücken nachgebildet. Möge aus beiden vaterländischen Einrichtungen die gleiche herrliche Saat aufgehen!

Prof. Broßmer, Leutnant im Inf.-Regt. 169



Die Friedensbewegung in England

In der „Vossischen Zeitung" wird die Meinung vertreten, daß die Reden der englischen Parlamentarier Snowden und Byles in Deutschland nicht ganz die Beachtung gefunden haben, die ihnen gebührt. Byles hat vor allem gegen den in der englischen Presse und im Parlament immer wieder gemachten Vorwurf, er und seine Gesinnungsgenossen repräsentierten nicht die Mehrheit ihrer Wähler, energisch protestiert. „Wir würden diese in viel höherem Maße repräsentieren, wenn es uns erlaubt wäre, unsere Meinung vor unseren Wählern frei auszusprechen. Das Reichsverteidigungsgesetz verbietet uns das. Könnten wir unseren Wählern die ganze Geschichte unserer Mitwirkung an diesem Kriege vorlegen, vielleicht würden sie anders urteilen", sagte u. a. Byles. Dann wandte er sich gegen die englische Regierungslüge, England hätte Deutschland den Krieg nur wegen der Verletzung der belgischen Neutralität erklärt, und gegen den Plan, die Deutschen durch Gewalt aus Belgien zu vertreiben zu suchen. In ganz ähnlicher Richtung bewegte sich die Rede Snowdens. (Über beide Reden ist seinerzeit berichtet worden.) Man ist bei uns zu sehr gewöhnt, die englische Friedensbewegung als eine wesentlich auf die Partei der Sozialisten beschränkte Bestrebung anzusehen. Aber die englische sozialistische Partei, die „Independent Labour party" (im Gegensatz zu der eigentlichen Arbeiterpartei, der Labour Party), ist doch nicht ganz dasselbe wie die deutsche Sozialdemokratie. Während diese im großen und ganzen als eine proletarische Bewegung anzusehen ist, ist die englische „Independent Labour party" etwas mehr. Sie ist im wesentlichen eine Reformpartei, also eine Partei, die eine Verbesserung des gegenwärtigen, d. h. vor dem Kriege bestehenden Zustandes erstrebt, nicht aber dessen völligen Umsturz. In ihr finden wir alle diejenigen Geister vereinigt, die, mit dem heutigen England unzufrieden, auf eine neue, bessere und weitherzigere internationale Verständigung hinarbeiten. Vor allen Dingen sind in ihr die intellektuellen Kreise in einem viel höheren Maße vertreten, als in unserer sozialdemokratischen Partei. Auch verhält sich die „Independent Labour party" in religiösen Fragen viel freier und entgegenkommender als die deutsche Sozialdemokratie, und so finden wir denn auch in ihren Reihen eine ganze Anzahl von Geistlichen. Seit Kriegs-

beginn hat die „Independent Labour party" viel an Bedeutung gewonnen. Ihr haben sich alle diejenigen angeschlossen, die mit der auswärtigen Politik der englischen Regierung unzufrieden sind. Auch das Organ der Partei, der in Manchester erscheinende „Labour Leader" hat während des Krieges an Verbreitung stark zugenommen — die Auflage ist laut Angabe der Redaktion um 27000 Exemplare höher als vor dem Kriege. Die hauptsächlichsten Mitarbeiter sind Snowden, Trevelyan, Ponsonby, Outhwaite, Ramsay Macdonald, B. M. Mason und Sir W. P. Byles, alles Namen, die uns in den Kriegsdebatten des Parlaments immer wieder begegnen. Mit einer Unerschrockenheit, die überrascht, verteidigen sie ihre Ansicht, daß Englands Teilnahme am Krieg nur auf Habgier und Eroberungslust zurückzuführen ist, und daß England nur die europäische Menschenmörderei verlängere. Die scharfe Kritik, die sie an jeder Handlung der englischen Regierung ausüben, ist so eindrucksvoll, daß ihre Wirkung auf Handlungen der Regierung immerhin von Bedeutung ist. So hat der „Labour Leader" seinerzeit, als die Regierung daran ging, die neuen Wehrpflichtgesetze rücksichtslos und verfassungswidrig zur Geltung zu bringen, einen großzügigen Feldzug gegen sie eingeleitet, die dann auch in der Tat zu einer Milderung der Regierungsmaßnahmen geführt hat. Lord Derbys Anmaßungen und militaristische Bestrebungen werden vom „Labour Leader" ebenfalls mit der größten Rücksichtslosigkeit gegeißelt, und es ist interessant zu sehen, wie klar die Männer vom „Labour Leader" durch die Pläne des englischen Rekrutenfängers sehen. Sie sagen es geradeaus, daß Derby nach einer Diktatur strebt, die ihm eine absolute Beherrschung Englands gestattet. Dies ist außerordentlich interessant, besonders da der Fall in der Geschichte Englands nicht vereinzelt dastehen würde.

Der „Labour Party" hat sich auch die neue Bewegung der Wehrpflichtgegner, die „No-conscription Fellowship", angegliedert, an deren Spitze Clifford Allen, Fenner, Dr. John Clifford, Brockway und Littleboy stehen. Diese neue Organisation veranstaltet in allen Teilen des vereinigten Königreiches Massenversammlungen, an denen Leute aus allen Gesellschaftskreisen teilnehmen. Die Reden, die dabei gehalten werden, enthalten soviel Vernünftiges, daß man sie billigerweise nicht übersehen darf. Eine weitere Organisation, die mit der „Independent Labour Party" in Zusammenhang steht, ist das „National Council Against Conscription". Ausdrücklich zu betonen ist dabei, daß diese beiden letztgenannten Organisationen nicht nur ausschließlich dem Kampf gegen die Wehrpflicht dienen. Sie sind überhaupt für den Frieden und gegen die von der englischen Regierung befolgte Politik. Deshalb haben sie eine über die Landesgrenzen hinausgehende Bedeutung. Beide letztgenannten Organisationen haben überall in der Provinz Zweigvereine, die eine überaus eifrige Tätigkeit ausüben. Diese wird natürlich von der großen Tagespresse totgeschwiegen, was aber von ihrer Bedeutung nichts nimmt.

Wenn auch diese Bewegungen während der Dauer des Krieges ohne Bedeutung sind, so darf man natürlich auf der anderen Seite ihren Wert nicht überschätzen. Sie bilden zwar eine Opposition, die der Regierung Schwierigkeiten bereitet. Einen bestimmenden Einfluß können sie jedoch nicht ausüben. Andererseits liegt aber ihre Bedeutung mehr in der Zukunft. Unter den Männern, die sie tragen, befinden sich solch hervorragende Politiker, daß man sich sagen muß, daß sie doch einst, wenn das englische Volk sich wieder eines Besseren besinnen sollte, eine Rolle spielen werden. Und das ist für uns das Wichtigste. Wie weitblickend diese Politiker sind, ersieht man zum Beispiel aus ihrer Stellungnahme zu dem mit prahlerischen Fanfaronaden eingeleiteten Zusammenschluß der Ententemächte für den „nach dem Kriege beginnenden wirtschaftlichen Kampf gegen Deutschland". Was darüber der „Labour Leader" vom 9. März sagt, ist geradezu vernichtend für die Vierverbandspolitiker. Mit klarem Blick wird hier die Gefahr aufgedeckt, die in derartigen Bestrebungen für den zukünftigen Frieden Europas liegt, und zwar, bemerkt der Verfasser des betreffenden Artikels, nicht nur für den Fall eines von den Verbündeten doch befürchteten „deutschen Friedens", sondern auch nach einem Siege des Vierverbandes. Und soche ruhige, sachliche, durch keinerlei Vorurteile beeinträchtigte Urteile

finden wir in allen Heften des „Labour Leader", sowie auch in den sonstigen Schriften seiner Mitarbeiter. Hier sei von diesen nur der im Verlage George Allen und Horwin kürzlich erschienene Sammelband „Toward a lasting settlement" erwähnt. Wir nehmen durch all dies einen hellen Fleck inmitten der Dunkelheit der englischen Politik wahr. Wir sehen einen Punkt, an dem man vielleicht später einen Stützpunkt für den Aufbau vernünftiger Beziehungen wird haben können. Der blinde Haß, der gegenwärtig jeden Engländer gegen Deutschland und die Deutschen beseelt, hat jeglicher vernünftigen Erkenntnis den Weg verstellt. Und da ist es immerhin wichtig, festzustellen, daß es drüben doch noch einige Geister gibt, die im allgemeinen Wutgeheule ihren Kopf nicht verloren haben. Wir werden uns ihrer erinnern müssen.



Vom Baltenlande

Die baltischen Provinzen sind für das zeitgenössische Deutschland erst heute entdeckt worden. Noch besinne ich mich deutlich des niederschmetternden Eindrucks, den — es war wohl im April vorigen Jahres — die Schilderungen der ersten nach Libau kommenden Berichterstatter auf mich machten. Da war besonders einer, ein Mann mit einem akademischen Grad, der wunderte sich, als er in einem Libauschen Patrizierhaus auf eine wohlgeordnete und gut gepflegte Bibliothek stieß, und schilderte die Stammesgenossen jenseits des Memelflusses mit einer naiven Unerfahrenheit, als gelte es, die Urbevölkerung von Nowaja Semlja dem Verständnis deutscher Leser nahezubringen. Seither ist es ja wohl besser geworden. Der Krieg, der die Völker trennt, hat hier Deutsche mit Deutschen zusammengeführt. Fast jeder Krieger, der droben an der Dünafront stand, wurde, ob Offizier oder Gemeiner, zum Lobredner des dort heimischen deutschen Wesens. Und aus den Briefen der im Felde Stehenden und den Erzählungen der Beurlaubten erwuchsen eine starke freundliche Voreingenommenheit und ein lebhafter Drang, sich unterrichten zu lassen, von diesen Dingen mehr zu hören als bisher. Solchem Drang sind dann auch mancherlei Veröffentlichungen entsprossen. Bei Teubner in Leipzig-Berlin hat in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" Dr. Valerian Tornius Land und Leute, Vergangenheit und Gegenwart der drei Provinzen zu schildern versucht. („Die baltischen Provinzen.") Aber die Arbeit ist wohl ein wenig hastig entstanden und ist deshalb recht oberflächlich geblieben. Ungleich tiefer schürft Dr. Max Heribert Böhm („Die Krise des baltischen Menschen", Berlin, Verlag der Grenzboten). Es ist vielleicht das Geistvollste, was über den Untergang des Balten alten Schlages, dieses von der Heerstraße modernen Erwerbstreibens ein wenig abseits gebliebenen Menschen, mit dem Hang zu behäbigen, patriarchalischen und aristokratischen Lebensformen und zu partikularistischer Absonderung, geschrieben worden ist. Aber um das Buch ganz zu verstehen, muß man im Grunde die Krise an sich selber erfahren haben, und darum wird, fürchte ich, der Schrift, die zuviel voraussetzt, die rechte Wirkung fehlen. Eine andere (Prof. Heinrich Vogt, „Vergeßt nicht die deutschen Balten", Wiesbaden, Verlag von Bergmann) berührt ungemein sympathisch durch die Herzlichkeit des Tons und das warme Interesse für die gequälten Stammesbrüder am Ostseestrand. Aber sie baut sich nur auf schon vorhandener Literatur auf, und so mangelt ihr mit der Anschaulichkeit auch die rechte Unmittelbarkeit. Ganz Vortreffliches indes bietet das Buch von Fritz Wertheimer „Kurland und die Dünafront". (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin.) Von Kurland selber handeln in der Schrift, die einen Teil der vorher in der „Frankfurter Zeitung" erschienenen Kriegsberichte des Verfassers zusammenfügt, nur einige 90 Seiten. Dennoch vermitteln sie wirklich ein Bild des „Gottesländchens". Dr. Wertheimer hat sich in den Edelhöfen und in den deutschen Pastorenhäusern umgetan, er hat auch die stillen Reize dieser versonnenen Städte in sich aufgenommen, die erst jetzt, nach dem Abzug der Russenmacht, zu

ihrem eigentlichen Wesen wieder erwachten. Manche Kapitel, wie die Schilderung des Kirchganges in der alten St. Trinitatiskirche zu Mitau, sind wahre Kabinettstücke liebevoller Kleinmalerei geworden. Die heimlichen Zauber baltischen Landes mit seiner ernsten Ehrbarkeit und schlichten Treuherzigkeit wehen aus dem Buch. Dr. Richard Bahr

Eine englische Stimme von 1870 über die Waffenlieferung Neutraler

Wie englische Gesinnung wandelbar ist, davon mögen die folgenden Zeilen ein Bild geben ... Es ist allerdings schon beinahe fünfzig Jahre her, aber da hatte die englische Presse eine wesentlich andere Ansicht über die Pflichten und Rechte der Neutralen, wie heute:

Als Ende August 1870 der französische Kriegsminister Graf Palikao in der gesetzgebenden Versammlung erwähnte, er habe 40000 Gewehre in England gekauft, wovon ein Teil in drei Tagen, der Rest im Lauf einer Woche geliefert werden würde, da urteilte die Londoner „Daily News“ über diese Angelegenheit wie folgt:

„Viele Engländer werden in dieser Angabe nur eine der zahlreichen Erfindungen erblickt haben, womit der französische Kriegsminister sich verpflichtet glaubt, das geängstigte Volk zu beruhigen. Wir haben aber leider nur zu gute Ursache zu glauben, daß Graf Palikao in diesem Falle eine einfache Tatsache berichtete, ja daß seine Angabe zu gering war. Es wird uns versichert, daß die Menge der gegenwärtig in England für Frankreich angefertigten Gewehre nicht nach Zehntausenden zählt, sondern daß mehrere hunderttausend Chassepots in Arbeit begriffen sind.“

Es folgt dann eine Betrachtung über die gesetzlichen Handhaben und Möglichkeiten, diese Waffenlieferungen zu unterbinden oder zu verbieten, und es heißt dann weiter:

„Das englische Volk und die englische Regierung sind beide von dem aufrichtigen Wunsch beseelt, sich wirklich neutral zu zeigen. Wird uns aber jemand für neutral ansehen, wenn wir eines geringen Gewinnes halber oder sonst eines anderen Grundes wegen für die eine oder die andere Partei Büchsen anfertigen? Wir dürfen uns selbst fragen, was wir unter gleichen Verhältnissen denken würden, um die Sache im rechten Licht zu sehen. Wir müssen uns deutlich aussprechen über diese Angelegenheit, und das Ministerium sollte sich dieselbe ernstlich zu Herzen nehmen. Man hat natürlich die besten Rechtsgutachten eingeholt, aber die Sache bleibt doch eine Frage des gesunden Menschenverstandes, und hier wenigstens kann man sagen, was die Regierung nicht verbietet, das gestattet sie.

Als wir uns neutral zwischen Pforte und den Griechen erklärten und trotzdem den Verkauf von Waffen an die letzteren gestatteten, schrieb der Herzog von Wellington an Canning: ‚Ich fürchte, die Welt wird uns nicht freisprechen von der Anschuldigung, daß wir nicht unser Äußerstes getan haben, den Neutralitätsbruch zu verhindern, dessen uns die Pforte anklagen wird.‘ Das war die Sprache des gesunden Menschenverstandes, und diese Worte finden auf die heutigen Verhältnisse Anwendung.“

Soweit die „Daily News“ im Jahre 1870... Klingt es nicht wie eine Ironie des Schicksals, daß heute die Regierung und die Presse desselben Englands einen anderen, ihm sprachverwandten Staat zu diesen neutralitätswidrigen Handlungen veranlaßt und dessen englisch sprechenden und fühlenden Präsidenten dazu gebracht hat, diesen offenbaren Neutralitätsbruch als berechtigt und erlaubt zu bezeichnen? Wie steht es jetzt mit dem „gesunden Menschenverstand“?

Frank v. Kleist



Ablösung Robert Sterl

Die Herkunft der blonden Rasse in Nordafrika

Es ist schon längst nachgewiesen (vgl. auch Türmer XV. Jahrg., Heft 9), daß die Vandalen unmöglich die Vorfahren der nordafrikanischen weißhäutigen und blonden hochgewachsenen Leute mit Langschädel und vielfach noch blauen Augen, die in ihren Sitten und in der Hochschätzung der Frau unverkennbare Züge indogermanischer Abkunft tragen, sein können. Schon sehr lange vor ihnen hat es diese Rasse in Nordafrika gegeben. Dafür ist nicht nur der griechische Geograph Skylax von Karyanda um 338 v. Chr. Zeuge, sondern wir besitzen andere Berichte, die uns dasselbe lehren. Auch römische Autoren tun uns kund, daß im Innern Nordafrikas seit alter Zeit solche hochgewachsene blonde Menschen von ausgesprochen kriegerischem Geist lebten und ihnen bei der Eroberung des Landes viel zu schaffen machten.

Ihr Eindringen in Nordafrika geschah bereits in vorgeschichtlicher Zeit, und wir erhalten von ihnen Kunde durch die durch weite Gebiete Nordafrikas wesentlich der Küste entlang zerstreuten megalithischen Grabdenkmäler. Schon in der ersten Auflage meines Buches: Der Mensch zur Eiszeit in Europa und seine Kulturentwicklung bis zum Ende der Steinzeit (München 1906, Verlag von Ernst Reinhardt) habe ich anhanden eines überzeugenden Materials nachgewiesen, daß die deutlich von der Nord- und Ostsee ausgehende und den Küsten Westeuropas entlang, teilweise den Flüssen folgend ins Innere dringend, durch die Straße von Gibraltar sich über zahlreiche Gestade der Küste und der Inseln des westlichen Mittelmeers, ja teilweise auch des östlichen Mittelmeers, nachweisbare megalithische Kultur die Urgermanen zu ihren Trägern hat, die seit dem 3. Jahrtausend v. Chr. auf ihren teilweise schon zum Segeln eingerichteten Ruderschiffen, wie dreitausend Jahre später die Wikinge, d. h. Krieger, genannten nordischen Recken, bei eintretender Übervölkerung des Landes und politischer Unzufriedenheit Beute und eine neue Heimat suchend west- und südwärts um Europa herumfuhren und teilweise dieselben Küsten unter ihre Herrschaft brachten, in ihr allerdings nur eine an Zahl sehr geringe Oberschicht der Herren bildend. Diese Urgermanen der zu Ende gehenden jüngeren Steinzeit haben in den von ihnen besetzten Landstrichen, von denen ich eine genaue Karte gebe, sich zu Herren des Landes aufgeworfen und die durch Krieg überwundenen Urbewohner, die sie teils verdrängten, teils aber zu hörigen Sklaven, mit denen sie sich nicht mischten, unterwarfen, für sie, die Gebieter, die megalithischen Grabmonumente bauen lassen, gleichwie noch vor ihnen die machtvollen Könige der 4. ägyptischen Dynastie die gewaltigen Pyramiden von Giseh durch das geknechtete, frondende Volk errichten ließen. An den Grabbeigaben, soweit sie uns erhalten sind, ebenso an den körperlichen Überresten, die allerdings nur ganz ausnahmsweise auf uns kamen, besonders aber an der Technik des Grabbaues können wir ganz genau die Herkunft dieser Megalithiker auf dem Wasserwege aus Norden verfolgen und ihre Zugehörigkeit zur altgermanischen Rasse dartun.

In der vollkommen neugearbeiteten und stark vermehrten dritten Auflage meines vorhin genannten Buches von 1913 habe ich eine solche Fülle von Tatsachen für die von mir zuerst und gegen die Ansichten der führenden Gelehrten geltend gemachte Anschauung zusammengebracht, daß eine Widerlegung ganz ausgeschlossen ist. Wer sich für die Materie interessiert, den verweise ich auf meine allgemeinverständlichen Ausführungen im zehnten Abschnitte meines Buches, betitelt: Die megalithische Kultur, wo ich nach Anführung der vielen Tatsachen zusammenfassend unter anderem sage (auf Seite 453):

„Vom Atlantischen Ozean her führten die auswandernden Flotillen der großgewachsenen, blondhaarigen und blauäugigen Megalithiker — die also ihren Ausgang aus den Gebieten um den Belt genommen hatten, wo der Kernpunkt ihrer Entwicklung sich findet — durch die Straße von Gibraltar ins Mittelmeer, um dort zunächst in Südspanien und Marokko, dann auch in

Algerien und Tunesien und ganz Nordafrika bis Ägypten hin — soweit die von ihnen hinterlassenen megalithischen Grabbauten uns davon Kunde geben —, Kolonien zu gründen und das Land zu besetzen. Sie sind die Vorfahren der heutigen Berbern, wie sie die Araber nennen, oder Kabylen, wie die Franzosen sagen, die uns da, wo sie sich, wie in Ostmarokko, unvermischt erhielten, helle Hautfarbe, blonde Haare, blaue oder graue Augen, schlanke, muskulöse Statur und hohen Wuchs aufweisen. Sittenstreng, in Monogamie lebend, seßhaft und gewerblich geschickt, von ausgeprägt persönlichem Stolz sind sie mit ihrem beweglichen Temperament todeskühne Krieger, die sich selbst durch fortgesetzte Niederlagen nicht entmutigen lassen. In fast uneinnehmbaren Bergfesten hausend, sind sie ausgezeichnete Reiter, die als Tuaregs bis weit in die Sahara hinein ausschwärmten und den Grundstock der französischen Besatzung bilden. Durch ihren kraftvollen aber wilden Geist, ihre äußerst leistungsfähige aber unruhige und rastlose Energie gaben sie schon den Römern als Numidier und Mauretanier und den Ägyptern als Libyer zu schaffen, fielen immer wieder ins fruchtbare Nildelta ein, um es erst ums Jahr 1000 v. Chr. friedlich zu erobern. Aus ihnen ging Schoschenk I., jener lybische Söldnergeneral hervor, der sich 945 v. Chr. als Begründer der 22. Dynastie auf den ägyptischen Königsthron schwang, für diesen Palästina wieder zurückeroberte und Ägypten wieder zu Frieden und Wohlstand verhalf. Über zwei Jahrhunderte lang, zwei ganze Dynastien hindurch, haben diese Libyer auch offiziell über Ägypten geherrscht ..."

Diese Libyer waren seit dem Mittleren und Neuen Reiche in Ägypten, neben den stammverwandten, aus eben solchen urgermanischen Megalithikern abstammenden Schardana oder Sardiniern, die besten Soldtruppen der unkriegerischen Ägypter. Sie werden von den Ägyptern als hochgewachsene Menschen mit heller Hautfarbe, blonden Haaren und bläulichen bis grauen Augen, in weiße, buntgesäumte Gewänder gehüllt, seit dem Ende des 3. vorchristlichen Jahrhunderts dargestellt. Später verloren sie mehr und mehr durch Vermischung mit den dunklerfarbigen einheimischen Rassen Nordafrikas ihre Rasseneigentümlichkeiten und legten sehr früh schon die aus dem Norden Europas gebrachte Sitte ab, ihre Toten in aus großen Steinen mit Erdschüttung darüber gebildeten „megalithischen" Gräbern zu bestatten. Nur im Innern Algeriens und Marokkos vermochten sie sich durch die Jahrtausende rein und unvermischt zu erhalten. Dort begegnet man ihnen als einem förmlichen Wunder, so daß man sich unwillkürlich fragte: Wie kommen diese Leute nach Afrika? Sie gehörten doch von Rechts wegen nach Nordeuropa, wo ihre nächsten Stammesbrüder anzutreffen sind!

Diese durch das genaue Studium der vorgeschichtlichen Dokumente festzustellende Tatsache der tatsächlichen nordeuropäischen Herkunft dieser nordafrikanischen Blonden liegt so auf der Hand, daß man wirklich staunen muß, daß diese Tatsache nicht schon längst von einem Forscher erkannt und ausgesprochen wurde. Der einzige, der auf der richtigen Fährte war, aber dem die Beweise fehlten, weil er kein Prähistoriker, sondern Kunstforscher ist, ist Professor Dr. Hermann Thiersch in Freiburg im Breisgau; aber sonst scheint die ganze Gilde der Zünftigen mit Blindheit geschlagen zu sein. Entgegen allen offenkundigen Tatsachen lassen Déchelette, Hörnes und wer sich sonst mit dieser Frage abgegeben hat, die Megalithiker umgekehrt aus dem östlichen Mittelmeergebiet den atlantischen Küsten Europas entlang nach Norden zum baltischen Gebiete wandern. Aber woher sollten sie kommen und woher sollten sie ihre zweifellosen indogermanischen Körpereigenschaften hergenommen haben, wenn diese Anschauung die richtige sein sollte? Eine solche aus den Fingern gesogene Behauptung ist ganz unbegreiflich, wenn doch die Tatsachen klar zutage liegen. Wir wissen, daß die Indogermanen in Nordeuropa ihre Urheimat haben und die Megalithiker sicher weißhäutige, blonde, blauäugige Indogermanen waren, und wir vom eigentlichen Heimatlande der megalithischen Kultur, die nur an den Küsten um den Belt sich findet, alle Spuren der Wanderung, den Weg vom Norden der atlantischen Küste entlang nach Süden und ins Mittelmeer hinein gewiesen werden, wenn wir zeigen können, wie sich die megalithische Kultur im Laufe der Zeit gewandelt hat und zu Beginn der Bronzezeit



eine ganz andere geworden war, was wir nur bei der von mir vertretenen Annahme folgerichtig und einfach erklären können. Ich kann ruhig warten, bis die von mir zuerst anhanden des überwältigenden Tatsachenmaterials ausgesprochene Ansicht von der Herkunft und den Wanderungen der Megalithiker oder Urgermanen allgemeine Anerkennung bei den Vertretern der vorgeschichtlichen Wissenschaft gefunden hat, wie heute auch die zuerst von mir geäußerte Ansicht von der Bedeutung der neolithischen Hockerbestattung Allgemeingut der Wissenschaft geworden ist und keinen Widerspruch mehr findet, seitdem der inzwischen verstorbene Professor Richard Andree, ohne meinen Namen zu nennen, eine verdienstliche Monographie darüber geschrieben und die Tatsache zur Evidenz — aber von sich aus, ohne einen Vorläufer anzuführen — bewies, als allein denkbar und ganz einfach aus ähnlichen Anschauungen heute noch auf gleich niedriger Kulturstufe lebenden Völker beweisbar.

Dr. med. L. Reinhardt. Basel



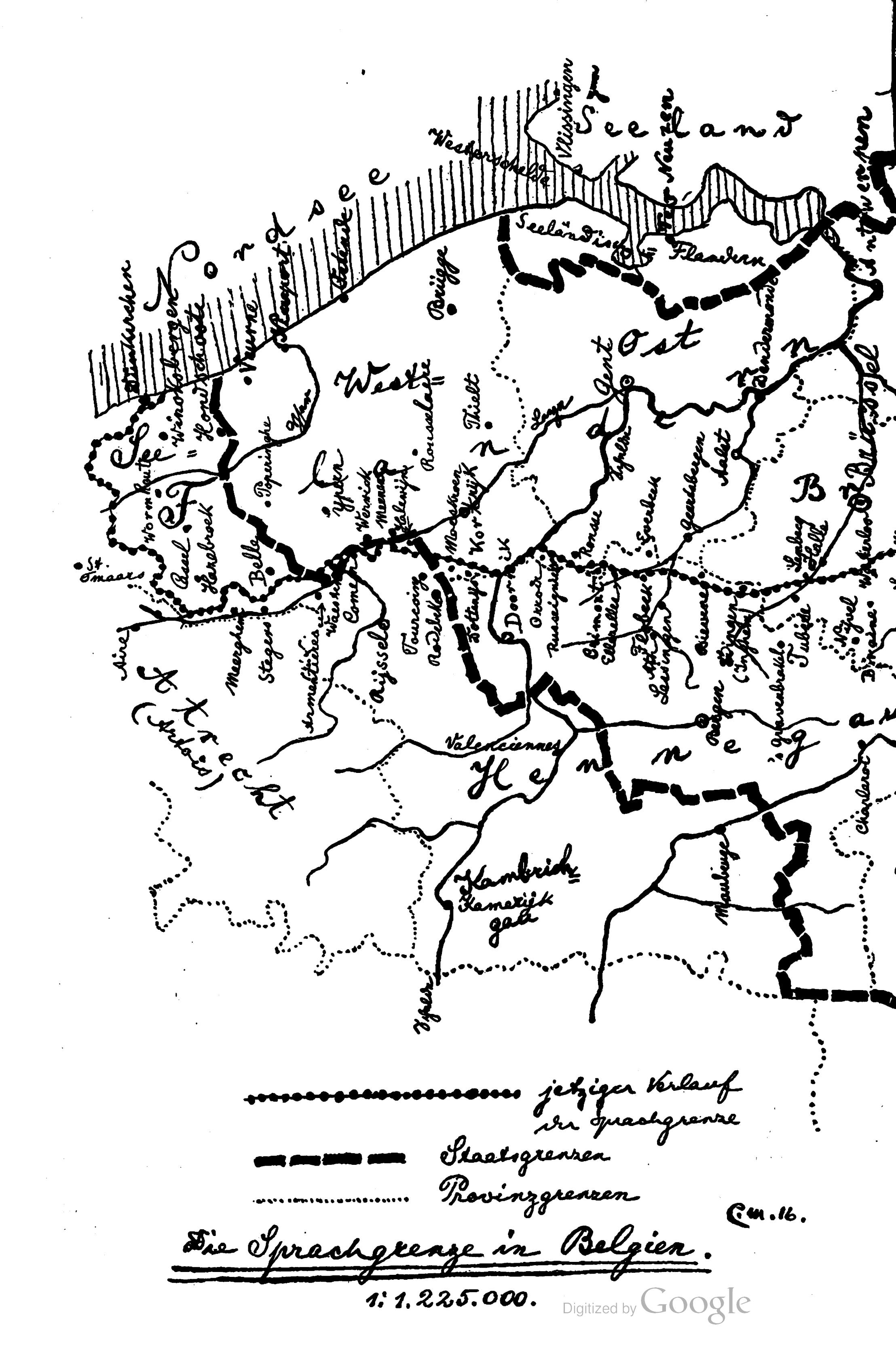
Nationalitätenverhältnisse und Sprachgrenzen in Belgien

I.

Es gibt rund 7½ Millionen Einwohner in Belgien. Von diesen waren fast 4½ Millionen Niederdeutsche (Flämen), rund 50000 (eingeborene) Hochdeutsche und 3 Millionen Wallonen. An Nichtbelgiern waren vorhanden 150000 Hoch- und Niederdeutsche, 85000 Franzosen und Italiener und rund 20000 „Andere“. Von den Einheimischen waren 60% Niederdeutsche und 40% Wallonen. Die offiziellen belgischen Zählungsresultate suchen natürlich den welschen Anteil der Bevölkerung durch allerhand künstliche Mittel zu erhöhen. So sind besonders ausgeschieden die Leute, die „Flämisch und Französisch“ sprechen, obwohl diese sicher sämtlich den Flämen zuzurechnen sind, denn kein Wallone oder Franzose lernt Flämisch. Ferner sind die „Nichtredenden“, d. h. die Kinder unter zwei Jahren (rund 300000) nicht gerechnet. Und ähnliche Mätzchen mehr. Auf diese Weise drückten die welschen Machthaber natürlich den flämischen Anteil an der Bevölkerung von 60% auf unter 50% herunter.

Die von uns angegebenen Ziffern dürften der Wirklichkeit entsprechen, und da die Niederdeutschen sich rascher vermehren wie die Wallonen, so würde bei einer wirklichen Gleichberechtigung der Volksstämme der Prozentsatz der Wallonen in Belgien in Zukunft immer stärker fallen. Hoffen wir, daß dieser Zustand der wirklichen Gleichberechtigung nach dem Kriege in Belgien endlich eintritt und die Mehrheit der Bevölkerung nicht mehr wie bisher von einer Minderheit beherrscht und in ihren natürlichen Rechten unterdrückt wird.

Was die Sprachgrenze betrifft, so dürfte sie im großen und ganzen in Belgien seit Jahrhunderten ungefähr die gleiche geblieben sein. Jedenfalls haben keine größeren Verschiebungen stattgefunden. Doch lassen manche Ortsnamen vermuten, daß längs der Sprachgrenze eine Reihe von einzelnen Orten ihre Sprache gewechselt hat. In der Vergangenheit vielleicht etwas mehr zuungunsten der Flämen, seit dem 19. Jahrhundert aber eher zu ihren Gunsten. Besonders in die wallonischen Industriegebiete ist der Zustrom von flämischen Arbeitern ein ständiger und starker. Wie weit und wie rasch eine Verwelschung eintritt, müßte erst durch eine genauere Untersuchung festgestellt werden. Im großen und ganzen kann man aber jetzt (bis zum Kriege) von einem Vorrücken des Flämischen gegenüber dem Wallonischen sowohl in den belgischen wie in den französischen Industriegebieten reden. Im flämischen Teile von Französisch-Flandern ist allerdings auch in den letzten Jahrzehnten bei der absoluten Mißachtung



Die Sprachgrenze in Belgien.

1:1.225.000.

ordbrabant
Baerle
Antwerpen
Limburg
Maestricht
bant
St. Truyen
Hasselt
Tongern
Aachen
Düren
Montjoie
Lüttich
Verviers
Baelen
Limburg
Huy
Spa
Stablo
St. Vith
Altsalm
Namen
Dinant
Givet
Ham
St. Hubert
Langweiler
Bastenach
Ulflingen
Marteligen
Elchert
Habich
Etalle
Arel
Luxemburg
Athus
Sedan
Mosel
Lothringen

der Rechte der (ihrer Muttersprache nach) nicht Französisch sprechenden Franzosen in Frankreich die weitere Abbröckelung an der dortigen Sprachgrenze nicht zu vermeiden, wenn auch der Verwelschungsprozeß im letzten Jahrhundert durchaus nicht so rasch vor sich gegangen ist, wie vielfach vermutet wurde.

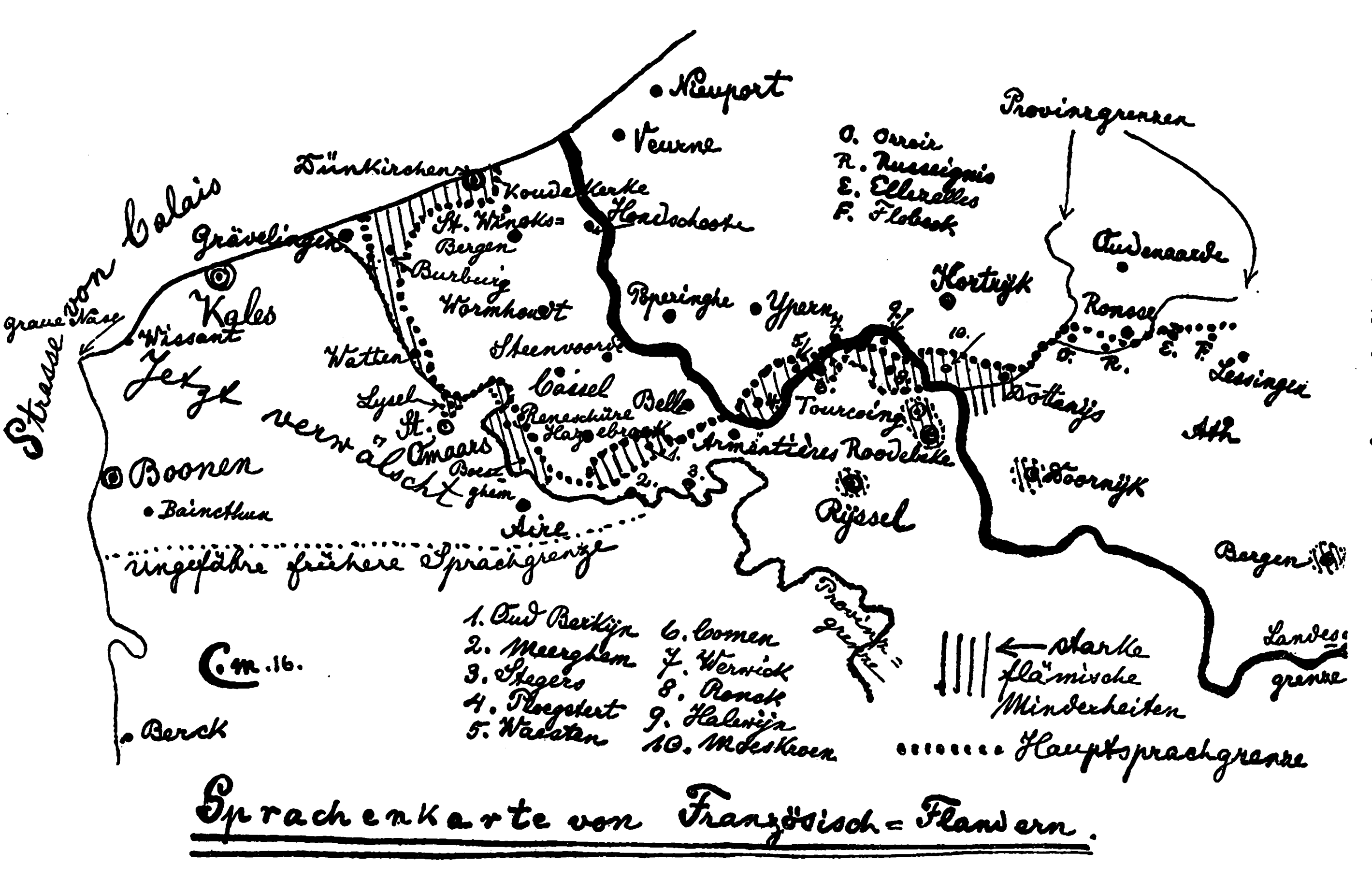
Neben den beiden „großen" Sprachgenossenschaften in Belgien ist aber noch eine dritte, kleine vorhanden: (Hoch-) Deutsch-Belgien. Auch ein solches ist nämlich da. Wir haben seine Bewohnerschaft oben mit rund 50000 Seelen angegeben. Bei der Trennung Belgiens von Holland und dem Großherzogtum Luxemburg fragte eben niemand nach Nationalitätsrechten und ähnlichen Dingen, und man zog die Grenzen völlig willkürlich. Speziell von Deutsch-Luxemburg schnitt man einen Teil ab und ließ ihn bei der wallonischen Hälfte.

Deutsch-Belgien besteht aus drei Ecken: 1. Das Gebiet von Arel in dem belgischen Winkel zwischen Frankreich und dem Großherzogtum Luxemburg; 2. die Gemeinde Bochholz, hart an der deutschen Grenze nördlich der Nordspitze des Großherzogtums; und 3. die Nordostecke der Provinz Lüttich zwischen der deutschen Grenze und Holländisch-Limburg. Während im Areler Gebiete eher ein Fortschreiten des Wallonischen zu verzeichnen ist — zumal Arel, als Hauptstadt von Belgisch-Luxemburg, hat durch die sehr zahlreiche wallonische Beamtenschaft starke welsche Prozentansätze —, war bisher infolge der starken Einwanderung von Deutschen in die Provinz Lüttich hier ein zweifelloses Vorrücken des Deutschen festzustellen, wie auch aus den Ortsnamen hervorgeht. Sind doch jetzt z. B. Henri Chapelle und Aubel überwiegend deutsch.

Die Sprachgrenze geht von der Maas (südlich von Maastricht) in fast gerader Linie quer durch Belgien bis zur Leye südlich von Kortrijk. Diese grade Linie setzte sich früher dann längs der Leye nach Frankreich hinein fort auf Aire zu und von da zur Meeresküste hinüber (bei Boonen = Boulogne sur Mer). Hier sind starke Verluste des Niederdeutschen, besonders seit dem 17. Jahrhundert, festzustellen. Der ganze flämische Teil der Grafschaft Atrecht (Artois) mit Boonen (das allerdings selber vielleicht nie völlig niederdeutsch war), Kales und selbst St. Omaars ist jetzt verwelscht. Das Welsche drang aber auch bereits in den flandrischen Teil des Norddepartements ein. Grävelingen ist jetzt welsch, die Gegend am Meere östlich davon mit Dünkirchen mehr oder minder gemischt. Ebenso ist der ganze Landstreifen nördlich der Leye jetzt verwelscht bis nahe an Hazebroek und Belle (Bailleul) heran.

Diese sonderbare grade Sprachgrenze war übrigens in Belgien ursprünglich eine „natürliche". Bis ins Mittelalter hinein zog sich nämlich zwischen den beiden Nationalitäten ein breites, unwegsames Waldgebiet, der „Kohlenwald", der allerdings heutzutage, wenn auch durchaus noch nicht völlig, so doch überwiegend verschwunden ist. Sonderbar bleibt immerhin, daß auch jetzt noch, nach dem Verschwinden des großen Waldgebietes, die Sprachgrenze so standhaft bleibt.

Während so das Flämentum an seiner Westgrenze dauernd gefährdet ist, liegen die Verhältnisse an seiner Südgrenze umgekehrt. Schon im wallonischen Teile des Norddepartements, besonders in der Rijsseler Gegend, und ebenso in den Industriegebieten von Belgisch-Hennegau und Lüttich, ist das Flämische im Vorrücken. Hier dringt es wiederum über die Leye vor. Überall sind mehr oder minder starke flämische Minderheiten vorhanden, vor allem in den drei großen französischen Fabrikorten Rijssel, Robaeijs und Turkonje. Die kleinen welschen Teile Westflanderns (bei Armentières und Turkonje) haben jetzt alle starke flämische Minderheiten, z. B. Waesten, Moeskroen und Dottenijs. Das gleiche gilt für die Westecke von Hennegau zwischen Estaimpuis (sollte das einmal Steinpütz geheißen haben?) und Pecq (wohl Beck). Von weiteren Orten Hennegaus mit größeren flämischen (teilweise auch deutschen) Minderheiten nennen wir noch Doornik, Antoing, Peruwelz, Bergen (Mons) und überhaupt die ganze Bergener Gegend, La Louvière, Binche, ferner die ganze Gegend zwischen diesen Orten und Charleroi und Jumet bis zur Grenze der Provinz Namur. In dieser ist Namen selbst zu er-


Sprachenkarte von Französisch-Flandern.
Strasse von Calais
graue Nase
Wissant
Kales
Grävelingen
Dünkirchen
Koudekerke
Hondschoote
St. Winoks-Bergen
Burburg
Wormhout
Watten
Steenvoorde
Cassel
Lysel
St. Omaars
Renescure
Hazebrouck
Belle
Aire
Boonen
Baincthun
Berck
verwälscht
ungefähre frühere Sprachgrenze
Nieuport
Veurne
Poperinghe
Ypern
Kortrijk
Oudenaarde
Ronse
Lessingen
Ath
Tourcoing
Armentières
Roubaix
Rijssel
Doornijk
Bergen
Provinzgrenzen
Provinzgrenze
Landesgrenze
O. Orroir
R. Russeignies
E. Ellezelles
F. Flobecq
1. Oud Berkijn
2. Meerghem
3. Stegers
4. Ploegstert
5. Waasten
6. Comen
7. Wervick
8. Ronck
9. Halewijn
10. Moeskroen
Starke flämische Minderheiten
Hauptsprachgrenze
C. m. 16.

wähnen, ferner in der Provinz Lüttich: Huy, die ganze Gegend von Lüttich und die von Verviers, dann Orte wie Spa usw.

Man pflegt vielfach Brüssel (mit den Vorstädten, also Groß-Brüssel) als eine „französische“ Stadt anzusehen. Nichts ist falscher wie das. Sie ist sprachlich eine gemischte Stadt mit überwiegend flämischer Bevölkerung. Bei der Volkszählung von 1911 hatte Brüssel 695185 Einwohner. Davon waren 477381 oder 68,6% Flämen. In einem Artikel der „Köln. Volksztg.“ („Eine gefälschte Statistik“, von H. Contzen, 23. November 1915) werden etwas andere Zahlen für Brüssel gegeben, nämlich 704361 Einwohner. Davon werden 497891 (70,6%) als Flämen und nur 206470 (29,3%) als Wallonen und Franzosen gerechnet, während die amtliche „Erhebung“ 411499 (53,5%) „Franzosen“ (als ob Wallonen und Franzosen das gleiche wären!) und nur 356471 (46,4%) Flämen zählt. (Diese Zahlen weist Dr. Contzen direkt als gefälscht nach.) Brüssel ist auf alle Fälle also keine welsche Sprachinsel im niederdeutschen Gebiet, sondern eine überwiegend niederdeutsche Stadt, wenn auch ein starker französischer Firnis das öffentliche Leben beherrscht.

II.

Gehen wir nun zum Verlaufe der Sprachgrenze (bei den Ortsnamen bedeutet w. = wallonisch, d. = deutsch, n. = niederdeutsch) selbst über, so beginnt sie bei Holdingen an der belgisch-französischen Grenze nördlich von Longwy (Langich). Weiter geht sie nordwärts zwischen Deutschmeer w. und Habergy d. durch, östlich an Wanen w., westlich an Herzig d. und wieder östlich von Neuhabig w. vorbei. Der Wald von Arlier wird in der Richtung auf Peiteler w. durchschnitten, das aber eine starke deutsche Minderheit hat. Nördlich von Lintingen d. erreicht die Sprachgrenze die Staatsgrenze des Großherzogtums Luxemburg und folgt dieser bis dort, wo die Eisenbahn zwischen Ulflingen d. und Gonoy w. die Staatsgrenze überschreitet. Doch haben einige Orte auf belgischem Gebiete starke deutsche Minderheiten, so besonders Langsweiler und Bastenach. Die belgische Ecke nördlich vom Nordende des Großherzogtums, d. h. das Gebiet der Gemeinde Bochholz mit fünf Hauptortschaften, ist deutsch, worauf die Sprachgrenze bis zur Amel wieder auch die Staatsgrenze bildet. An der Amel tritt das Wallonische auf preußisches Gebiet (das Malmedyer Ländchen) und zieht um Weismes und Sourbrodt herum zur Botraege, dem höchsten Punkte des Hohen Venns, 692 m, und zur Landesgrenze nächst Baraque Michel, wo sie wieder nach Belgien hinein abschwenkt, und zwar in grader Linie auf Limburg-Dalheim (Dolhain) w. zu. Wie stark die deutsche Minderheit hier ist, zeigt das Erscheinen einer deutschen Zeitung in dem Orte an. Nun geht es an den ganz oder überwiegend deutschen Orten Monbach, Baelen, Henri Chapelle, Aubel (deutsche Zeitung) und den Dörfern, die alle den Namen Fouron d. haben, vorbei zur belgisch-holländischen Staatsgrenze und zur Maas.

Belgisch-Limburg ist ganz niederdeutsch, mit Ausnahme kleinerer Grenzstücke im Süden. Dafür sind dann wieder einzelne vorspringende Stücke der Provinz Lüttich niederdeutsch. Wallonisch sind vor allem an der Maas Lahaye und an der Geer Wonck und Betsingen, ferner Herstappe. Deutsch ist wiederum der große zwischen Limburg und Brabant vorspringende Zipfel von Lüttich, so daß Bras Avernas und Ratshoven wallonisch, Holten, Wasberg und Overwinden niederdeutsch sind.

In der Provinz Brabant verläuft die Sprachgrenze folgendermaßen: Neerhey-Lissem w., Autgarden n., Zetrud Lumag w., Hougaerde n., l’Ecluse w., Meldert n., Bavechen und Tourinnes w., Mille n., Hamme-Mille und Nethen w., Werth-St. Georg, Rhode-St. Agathe und Ottenburg n., Rosières und La Hulpe w., Malaise n., Waterloo w., Alsemberg n., Tourneppe und Lembeck n., Braine-le-Chateau und Tubise w., Saintes w., Twop n.

Hier überschreitet die Sprachgrenze die Grenze von Hennegau und läßt die in dieser Provinz gelegenen Orte Lettelingen, Edingen, Marck, St. Pieterkapelle, Bievene auf der niederdeutschen Seite. Dann geht die Sprachgrenze hart an Les deux Acres w. vorbei auf

Flobeck und Ellezelles w. zu, welche Orte sie hart streift, so daß auch hier die ganze vorspringende Ecke von Hennegau zum Niederdeutschen fällt. Diese niederdeutschen Stückchen von Hennegau liegen übrigens zum größeren Teile nicht mehr südlich von Brabant, sondern von Ostflandern, von dem wiederum Erimont, ferner südwestlich von Ronsse n.: Russeignies, Amougies und Orroir wallonisch sind.

Damit ist die Grenze von Westflandern und die Schelde erreicht. Dieser Fluß ist im großen und ganzen auch die Sprachscheide bis Spiere, das wie auch Dottenijs, Petit Voisinage, Luinghe und Moeskroen früher wallonisch war. Jetzt ist dieses Stück Land „gemischt", da hier das Flämische im Vordringen ist. Hinter Moeskroen überschreitet das Flämische sogar die belgisch-französische Grenze und umschließt die französische Gemeinde Halewijn. Ebenso ist gegenüber Werwick ein kleines Gebiet flämisch. Eine Reihe weiterer französischer, südlich der Leye gelegener Orte, wie Neuville, Ronk, Bousbeke und Komen weisen jetzt größere flämische Minderheiten auf. Die gegen Armentières vorspringende Ecke von Westflandern war früher wallonisch, jetzt haben Waesten und Ploegstert flämische Minderheiten, Nieukerke sogar eine flämische Mehrheit.

Wir treten hier auf französisches Gebiet: Französisch-Flandern, bzw. die nördlich vorgeschobene Hälfte des Departement du Nord. Diese ist auch heute noch überwiegend flämisch, wenn auch am Rande eine ganze Anzahl von Ortschaften abgebröckelt ist. Die flämischen Orte sind Belle (Bailleul), Steentje, Merres, Strazeele, Borre, Hazebroek, Moerbeke, Steenbeke, Lijnde, Stapel, Ravinkhove. Wallonisch sind dagegen: Niepkerke, Steenwerk, Nieuw Berkijn, Meerghem, Haverskerke, Thiennes, Aire. Dazwischen liegen aber noch gemischte Orte, nämlich: Oud Berkijn, Motte, Boeseghem, Blaringhem, Reneschüre, Ebblinghem und, bereits im Departement Pas de Calais, Schoebroek. Im gleichen Departement gehören auch noch die beiden direkt vor St. Omaars liegenden Ortschaften Lijsel und Hoogbrügge den stark „gemischten" Dörfern an. Die eigentliche Sprachgrenze bleibt aber im Norddepartement. Von diesem sind aber hier nur Grävelingen und das nahe St. Georges ganz verwelscht. In dem übrigen Gebiet haben aber bereits (alle in einem Streifen längs dem Meere gelegen) eine welsche Mehrheit: Watten, Holke, St. Pieters Broek, Burburg, Kraywick, Loon, Mardijk, Gr. und Kl. Synthe, St. Pol, Malo und vor allem Dünkirchen. Hier sehen wir leider das Französische noch immer fortschreiten. Schon die Ortsnamen zeigen, daß wir es mit ursprünglich niederdeutschen Orten zu tun haben. Hoffentlich wird im Frieden endlich dieses jetzt zu Frankreich gehörige Stück niederdeutschen Landes wieder mit dem übrigen flämischen Gebiete vereinigt und so dem Niederdeutschen erhalten bzw. wiedergewonnen werden.

M. C. Menghius



Zusammenwirkung von Stadtverwaltung und Hausfrauen bei Kriegsaufgaben

Bei Kriegsbeginn gab es nirgends in Deutschland stark ausgebaute, durch Anhängerzahl und Finanzkraft mächtige Organisationen der Hausfrauen. Die in jahrzehntelanger treuer Arbeit aufgebauten Konsumgenossenschaften liegen zwar in diesem Interessengebiet. Wie sie aber nicht Schöpfungen der Frauen sind, so sind sie auch nach ihrer inneren Struktur gegenwärtig noch nicht geeignet zur Vertretung der eigentlichen Hausfraueninteressen. Denn die Frauenmassen sind noch nicht imstande zu erkennen, wie stark die Konsumvereine ihr Arbeits- und Rechtsgebiet berühren, und lassen sich daher vielfach durch ihre Männer in der Mitgliedschaft vertreten. Wahrscheinlich wäre der Durchschnitt der in Frage kommenden

Frauen auch noch nicht geschult genug, um innerhalb dieser weitverzweigten Organisationen die Geschäfte selbst zu leiten und zu überwachen, was allein ihnen eine wirksame Mitwirkung sichern könnte. So drücken jetzt noch die Männer, als Erwerber des Haushaltungsgeldes, der konsumgenossenschaftlichen Bewegung den Stempel auf. Aus diesem Grunde entstand in letzter Zeit an vielen Orten Deutschlands das Verlangen nach Organisationen, in welchen der Gedankenkreis, der das tägliche Leben der Hausmütter ausmacht, im Mittelpunkt des Interesses steht. Es ist zu hoffen, daß diese „Hausfrauenorganisationen" überall in enger, schwesterlicher Fühlungnahme mit den Konsumvereinen die Massen der Frauen erfassen und schulen und so in der für ihre Betätigung leichteren Form rein weiblicher Vereinsgebilde ihren Blick weiten helfen für künftige lebendige Teilnahme an den großen Aufgaben der Konsumgenossenschaften.

Als aber bei Kriegsbeginn die Notwendigkeit des verständigsten und sparsamsten Konsums in den Vordergrund des öffentlichen Interesses rückte, erkannte man bald allerseits, daß Erfolg auf diesem Gebiet unserer inneren Kriegsbereitschaft nicht erzielt werden könne, wenn man sich, wie bei den Konsumvereinen, auf dem Umweg über die Hausväter an die Hausmütter wendet. Überall setzten daher die Versuche zur direkten Beeinflussung der Hausfrauen, als der Beherrscherinnen des Konsums im Einzelhaushalt ein. Der Mangel an leistungsfähigen Hausfrauenvereinen zwang zu Neugründungen durch den Nationalen Frauendienst oder ähnliche Kriegsorganisationen. Da durch den Krieg die Arbeiten der Hausfrauen aus ihrer Abgeschlossenheit herausgehoben, und die Fragen der Lebensmittelversorgung zu besonders wichtigen Fragen der allgemeinen Wirtschaftspolitik geworden waren, fanden sich in diesen Kriegsgründungen vielfach Persönlichkeiten zusammen, die für die reine Standesvertretung der Hausfrauen nicht hätten gewonnen werden können; von der allgemeinen Begeisterung und gegenseitigen Unterstützung getragen, erlangten die neuen Gründungen eine Leistungsfähigkeit, welche reine Standesvertretungen erst nach jahrelanger mühseliger Kleinarbeit erreichen können. Deshalb finden wir in den Berichten der weiblichen Kriegsorganisationen mancher Städte Mitteilungen über Kriegsleistungen, durch welche das, was ausgebaute Hausfrauenorganisationen sich als Endziel vorsetzen, bereits Leben gewonnen hat.

Aber überall blieben diese Schöpfungen aus dem Arbeitsgebiet der Hausfrauen, da finanzkräftige Hausfrauenvereine nicht hinter ihnen standen, angewiesen auf die Finanzierung durch andere große kriegswirtschaftliche Organisationen.

Zu Frankfurt a. M. hat die städtische Verwaltung von Kriegsbeginn an die engste Fühlung mit der für die Bearbeitung der Lebensmittelfragen und die Vertretung der Hausfraueninteressen geschaffenen Lebensmittelkommission des Nationalen Frauendienstes gesucht und unterhalten. Als dann mit der wachsenden Bedeutung der Lebensmittelfragen auch die Aufgaben der Hausfrauenvertretung immer bedeutsamere wurden, fanden dieselben in der Stadtverwaltung nicht nur volles Verständnis, sondern auch bereitwillig pekuniäre Unterstützung.

Nach Neujahr 1915 setzte in Frankfurt, wie wohl überall in Deutschland, in größerem Umfang die rednerische Aufklärung der Hausfrauen ein. Diese einfachste und billigste Form der Beeinflussung unseres Konsums konnte aber in kurzem nicht mehr genügen. Die für praktische Arbeit vereinigten Frauen sagten sich, daß das gesprochene Wort unmöglich die Kraft besitzen kann, alteingewurzelte Vorurteile und schlechte Gewohnheiten auszurotten oder mangelhaftes Können zu überwinden. Durch das gesprochene Wort lassen sich wohl große, allgemeine Richtlinien für das Handeln übermitteln; um aber die gefaßten guten Vorsätze in das tägliche Leben überführen zu können, dazu bedarf es einer viel geduldigeren, unscheinbareren Kleinarbeit, einer ständigen Anleitung des einzelnen Menschen, hier der einzelnen Hausfrau. Daher wurde noch im Februar 1915 eine Hausfrauenberatungsstelle gegründet. Diese für die ganze Kriegsdauer gedachte Betriebsstelle zum Nutzen der Hausfrauen sollte ohne alle Nebenzwecke allein nur der Unterweisung dienen; sie konnte infolgedessen keine nennenswerten Einnahmen zur

Deckung des Aufwandes erzielen. Ihre Gründung war nur möglich als Ergebnis des innigen Zusammenarbeitens der Städtischen Lebensmittelkommission mit den Frauen. Die Städtische Lebensmittelkommission (eine Untergruppe der Städtischen Kriegskommission) erteilte der entsprechenden Kommission des Nationalen Frauendienstes den Auftrag, die Beratungsstelle zu leiten und überweist ihr seitdem allmonatlich die anfallenden Betriebskosten.

Die Städtische Hausfrauenberatungsstelle wurde zunächst an allen Wochennachmittagen für mündliche Raterteilung durch die in der Kommission vereinigten Hausfrauen aller Stände geöffnet. Die Einheitlichkeit der Beratung sollte dadurch gewahrt werden, daß ein von einem Kommissionsmitglied verfaßter Wochenspeisezettel der Gesamtarbeit zugrunde gelegt wurde. Diese mündliche Beratung der einzelnen Hausfrauen ist unentbehrlich zur Erreichung der Zwecke. Denn eine an geistige Arbeit nicht gewöhnte Frau entnimmt nur in seltenen Fällen einem allgemeinen Vortrag das, was bei der speziellen Form ihres eigenen Heims die Gebote der Kriegswirtschaft von ihr erfordern.

Mit dieser individuellen mündlichen Belehrung wurde von Anfang an die sinnliche Anschauung verbunden durch Kochvorführungen, die in einer neben dem Auskunftsraum errichteten einfachen Lehrküche stattfinden; dabei wurden die Gerichte des Wochenspeisezettels in dem Mengenverhältnis eines vierköpfigen Familientisches hergestellt. Die einzelne Hausfrau, welche als Gast einer solchen praktischen Unterweisung beiwohnt, bei der sie reichlich Gelegenheit hat, auch selbst zu fragen und ihre eigene Meinung zu äußern, muß nicht nur einen starken Willen zu lernen besitzen, sondern auch mit einer gewissen Bescheidenheit sich die Notwendigkeit des Unterwiesenwerdens vor sich selbst und vor anderen eingestehen. Darum auch waren die Mitarbeiterinnen der Beratungsstelle ganz zufrieden, wenn zeitweise die Besucherzahl der Lehrküche gering war, sich auf 10—12 Personen im Tage beschränkte. Denn zu allen Werken der Volksbeeinflussung ist geduldige Kleinarbeit nötig. Die Ständigkeit der Einrichtung, die von Ende Februar an das ganze Jahr hindurch jede Woche an 5 Nachmittagen Gelegenheit zu praktischer Belehrung gab, bewirkte zudem, daß im Laufe der Monate eine große Zahl Frankfurter Hausfrauen erfaßt wurde. Anderenteils erhielten durch diese Stetigkeit der Einrichtung, die auf Grund der Städtischen Unterstützung durchgehalten werden konnte, die gewissenhaften Hausfrauen die Möglichkeit, sich über die fortlaufenden Veränderungen auf dem Lebensmittelmarkte jederzeit zu unterrichten, um den eigenen Haushalt in jedem wichtigen Falle sofort dem Neuen anzupassen.

Die Besucherzahl wuchs mit der Einbürgerung der Einrichtung und mit dem immer weiter um sich greifenden Vertrauen in den Betrieb der Beratungsstelle und Lehrküche zeitweise bis zu 50—70 Personen an einem Tage. Von März 1915 bis Neujahr 1916 stellte sich die Besucherzahl im Auskunftsraum und für die Lehrvorführungen folgendermaßen:

	Auskunftsbureau		Teilnehmer an den Kochvorführungen
März 1915	317		121 Frauen
April 1915	308		233 „
Mai 1915	188		115 „
Juni 1915	5089	inkl. der Besucher von 2 Ausstellungen.	1112 „
Juli 1915	1601		917 „
August 1915	1963		1220 „
September 1915	828		252 „
Oktober 1915	597		157 „
November 1915	421		193 „
Dezember 1915	1870		745 „
Gesamtzahl der Ratsuchenden	13182	Gesamtteilnehmer	5065



Die freiwillige unermüdliche Mitarbeit der Kommissionsmitglieder konnte bald den Andrang nicht mehr bewältigen. Eine erfahrene Haushaltungslehrerin, die vor dem Kriege einem eigenen Betriebe vorstand, wurde als fest angestellte Lehrkraft gewonnen, in der praktischen Arbeit auch weiterhin unterstützt von den bisherigen freiwilligen Mitarbeiterinnen, den Hausfrauen. Die Kochvorführungen mußten zeitweise, um dem Andrang zu genügen, mehrmals am Tage wiederholt werden; um berufstätigen Frauen die Teilnahme zu ermöglichen, finden einmal in der Woche auch abends Kochvorführungen statt. Die Betriebsstelle blieb seit Sommer ganztägig geöffnet.

Selbstverständlich fanden in der Hausfrauenberatungsstelle seit Sommer fortlaufend Unterweisungen in allen billigen Verwendungs- und Konservierungsmethoden von Obst und Gemüse statt. Die erfreulichen Erfolge dieses Unterrichts veranlaßten die in der Kommission vereinigten Frauen beim wachsenden Sommer sich der direkten Verwertung der Obst- und Gemüseernte zuzuwenden. An verschiedenen Punkten der Stadt wurden Betriebsstellen zur Obst- und Gemüseverwertung an der Hausfrauenberatungsstelle angegliedert. Dieselben sollten nicht zu einer Aufhebung der Tätigkeit der einzelnen Hausfrau dienen, sondern vielmehr gerade die individuelle Sorge der einzelnen Hausmutter für „ihr" Heim unterstützen. Daher wurde in diesen Betriebsstellen weder verkauft, noch wurden Vorräte im großen hergestellt. Vielmehr brachte die einzelne Hausfrau ihre eigene Ernte aus dem kleinen Gärtchen oder Feldstreifen oder auch ihren eigenen Einkauf, der somit ihren Geldmitteln und ihrem Geschmack sich anpaßte. Die Konservierung geschah in mannigfaltigster Weise, den Wünschen der einzelnen Besucher entsprechend. So wie der einzelnen Frau das eigene Nachdenken und das eigene Risiko bei der Beschaffung der Waren und Zutaten nicht abgenommen wurde, blieb ihr auch die eigene Arbeitsleistung nicht erspart. Sie mußte ihre Vorräte in der Betriebsstelle zur Verarbeitung selbst vorbereiten und dem Konservierungsprozeß beiwohnen. Wichtiger als die Herstellung der verschiedenen Muse, Säfte usw. erschien es der Hausfrauenberatungsstelle, die billigste und dabei zuverlässigste Art der Konservierung von Obst und Gemüse, das Dörren, einzubürgern, das Kosten für Zutaten und Gefäße erspart, bei der Aufbewahrung nur geringe Gefahren des Verderbens einschließt und selbst in den engen Wohnungsräumen der großstädtischen Arbeiterviertel der Hausfrau gestattet, einen nennenswerten Vorrat für den Winterbedarf sich anzulegen. In jeder der vier Betriebsstellen wurden daher zwei oder mehrere größere Dörren aus der Fabrik von Mayfarth aufgestellt, in jeder Betriebsstelle hatte eine geprüfte Haushaltungslehrerin die technische Leitung. Die Betriebsstellen wurden von August bis November von 2130 Hausfrauen und 30 Vereinen benützt.

Auch in diesen Obst- und Gemüseverwertungsstellen ergab die freiwillige Mitarbeit unserer Kommissionsmitglieder reichlich Gelegenheit, um mit den einzelnen Besucherinnen, den Hausfrauen, in Berührung zu kommen und dadurch einen aufklärenden Gedankenaustausch und eine seelische Aufrichtung der sonst vereinzelten Hausfrau anzubahnen.

Was die Besucherinnen der Hausfrauenberatungsstelle für ihre eigene Haushaltführung besonders bei den praktischen Unterweisungen gewinnen, läßt sich ziffernmäßig nicht abschätzen. Das ständig wachsende Vertrauen berechtigt aber zu der Annahme, daß die ratsuchenden Hausfrauen das Gefühl des Erfolges aus ihrem Gang in die Beratungsstelle mit nach Hause nehmen. Auf jeden Fall ergibt sich der Gewinn, daß sie angeregt werden, durch eigene Aktivität den Schäden des Krieges zu begegnen, daß sie ihre Kräfte, ihr eigenes Können an vorbildlicher Arbeit messen und stärken können und dadurch in sich den Mut des Durchhaltens finden auch bei schwierigen Ernährungsverhältnissen, weil sie sich nicht ratlos dem Neuen gegenübergestellt sehen. Anderenteils beweist die rege Teilnahme der Hausfrauen dieser einen Stadt, wie unrecht es ist, von einem „Versagen" der Hausfrauen während des Krieges zu sprechen. Frankfurt zählt im ganzen ungefähr 100000 Haushaltungen. Auch in Frankfurt wurden einzelne Stimmen laut, die in diese Anklage einfielen. Sie kamen aber nicht aus den Reihen der-



jenigen, die in täglicher Kleinarbeit die treue Bemühung der Hausfrauen gegenüber den neuen Pflichten miterlebten. Sie kamen von jener Seite, wo man glaubte, allein schon durch das selbstgesprochene Wort die Menschen zwingen zu können, den ihnen erteilten Ratschlägen zu folgen. So einfach aber liegt Volksbildungsarbeit nicht, und es ist ein Segen, daß sich unser Volk nicht so leicht durch das gesprochene Wort großer öffentlicher Versammlungen leiten läßt. Die unermüdliche tägliche Kleinarbeit in der Städtischen Hausfrauenberatungsstelle zeigte dagegen allen unseren tätigen Mitarbeiterinnen, daß das bescheidene und unscheinbare Tun einen steten und sicheren Erfolg zu erzielen vermag; sie zeigte, mit welch aufgeschlossener Seele die Frauen aller Stände, besonders des Mittelstandes und des Volkes, bestrebt sind, am zweckmäßigen Beispiel zu lernen. Papierne Ratschläge sind freilich billiger! (Auch für die Finanzen der Stadt!) Ein in geistiger Arbeit nicht geschulter Kopf vermag sie aber nicht zu realisieren. Die anschauliche Unterweisung, das Vorkochen und das Kosten der empfohlenen Speisen, gibt allein der Hausfrau den Mut zu eigenen Experimenten. Ich hoffe, das auch aus anderen Städten, wo eine finanzkräftige Stelle die Mittel dazu gewährte, den Frauen mustergültige und zuverlässige, dauernde praktische Anleitung zu geben, die Erfahrungen über die Kriegsbereitschaft der Hausfrauen ähnlich günstig lauten.

Die Erkenntnis der Bedeutsamkeit ihrer hauswirtschaftlichen Fürsorge nicht nur für die eigene Familie, sondern auch für die Gesamtheit, diese schönste Frucht der Erziehungsarbeit einer Standesorganisation der Hausfrauen, wurde in den Frankfurter Hausfrauen während des Krieges nicht nur durch billige Reden über ihre Pflichten erweckt, sondern vor allem durch die Tatsache, daß die Stadtverwaltung Mühe und Geldopfer nicht scheute, um in die gemeinsamen Unternehmungen mit der Lebensmittelkommission des Nationalen Frauendienstes die Anleitung zur Pflichterfüllung zu geben. Neben der Vorratssicherung und der Anpassung des Familienhaushaltes an die Lebensmittelbestände des Landes ist diese geistige Wirkung der gemeinsamen Arbeit von Stadtverwaltung und Hausfrauen von großer Bedeutung; es wird auch der kommenden Friedensarbeit der Hausfrauen dauernder Segen daraus erwachsen. Es ist zu hoffen, daß die inzwischen auch in Frankfurt neugegründete Hausfrauenorganisation nach dem Frieden die Hausfrauenberatungsstelle wird übernehmen und als eigenes Werk fortführen können. Die Kriegsarbeit der Frankfurter Hausfrauen soll ein Vorzeichen dafür sein, in welchem Geist ihre Friedensarbeit sich vollziehen werde: Keine Arbeit bloßer Worte und billiger Demonstrationen, sondern eine segensvolle wahre Volksbildungsarbeit mit ihrer geduldigen, täglich treuen Pflichterfüllung im kleinen, mit dem steten, bescheidenen Tun, das keinen schnellen Einzelerfolg erwartet, das sich aber allmählich in die Seele der Massen hineinlebt und des Enderfolges sicher ist. Mittels Reden Hausfrauenorganisationen aufzubauen, deren Mitglieder sich gerne über ihre gemeinsamen Interessen aussprechen, kostet nicht viel Geld und nicht sehr viel Gedankenarbeit. Aber die Haushaltführung unseres Volkes wird auf diesem Wege nicht geändert. Die Masse ist nur zu gewinnen durch T a t e n, ist nur durch unermüdliche K l e i n a r b e i t dahin zu führen, daß sie das Neue im Alltagleben ausübt; das ist teuer und mühselig, aber dies allein kann der Zweck einer Hausfrauenorganisation sein, die des Schweißes der Edlen wert ist.

Darum auch wurde hier nicht mit allgemeinen Redewendungen, sondern an der praktischen Tätigkeit fast eines vollen Jahres zu zeigen versucht, wie die großen allgemeinen Bestrebungen der Erhaltung und Stärkung des Hausfrauentums im Einzelfalle Leben gewinnen können.

Dr. R. Kempf



Kunststeuern

Für viele bedeutet dieser Gedanke eine unerhörte Barbarei. Es gibt auch Leute genug, die alle Ursache haben, allerlei unklare Gefühlsregungen gegen diesen Eingriff des ohnehin wenig beliebten Steuermolochs ins Gebiet des Idealen aufzurufen. Ach, um diese Hüter unserer idealen Güter, die für sie lediglich milchende Kühe sind! Nein, die Künstler, und, wie ich glaube, auch die wahren Kunstfreunde haben gar keinen Grund, gegen eine Besteuerung des Kunstbesitzes aufzutreten, wenn nur die Steuerschraube an der richtigen Stelle angesetzt wird. Das bestätigen mir auch zahlreiche Zuschriften hervorragender Künstler zu einem Aufsatz, den ich in der „Täglichen Rundschau" veröffentlicht habe und zunächst hier auszugsweise wiedergeben möchte.

Wir dürfen nicht übersehen, daß die alte stille Art des Erwerbs und Besitzes an Kunst „in den letzten drei Jahrzehnten eine auffällige Umwandlung erfahren hat, die natürlich auch mit den ungemein lebhaften Meinungskämpfen auf dem Gebiete der bildenden Kunst zusammenhängt. Aber entscheidend wirkte erst, daß gleichzeitig das gesamte öffentliche Kunstleben durch das Ausstellungswesen und die damit verbundene ausgiebige Behandlung aller Kunstfragen in der Tagespresse mehr zu einer ‚Gesellschafts'-Angelegenheit geworden ist. Das wiederum steht in innigem Zusammenhang mit dem Wachsen des Reichtums und der ungeheuerlichen Steigerung der äußeren Lebensführung. Das Parvenühafte, das dieser anhaftet, darf uns dafür nicht blind machen, daß auch diese ‚Zivilisationsbildung' den wahrhaften Kulturgütern insofern zugute kommt, als gerade der Emporkömmling möglichst viel sichtbare Kulturdokumente sich anschaffen muß, um die Blöße seiner inneren Armut zu verhüllen ...".

In Verbindung damit hat zur gleichen Zeit der Kunsthandel „einen ungeheuren Aufschwung und eine Wesenswandlung erfahren. Die letztere läßt sich dahin umschreiben, daß der Kunsthandel aus einem geschäftlichen Vermittler zu einem kapitalistischen Unternehmer geworden ist. Damit hat der Kunstbetrieb vielfach in aufdringlichster Weise so sehr den Charakter des Geldgeschäftes bekommen, daß man sich nicht wundern sollte, wenn nun auch die Vertreter der staatlichen Geldwirtschaft hier ihre Tätigkeit einsetzen.

Jedes Kapital strebt nach einer möglichst hohen Verzinsung. Der Kunsthändler als Kapitalist will möglichst viel verdienen. Er verdient an jedem Verkauf. Also muß es in seinem Bestreben liegen, aus dem Kunstwerk eine Handelsware zu machen. Ferner muß sein Bestreben sein, möglichst billig einzukaufen und möglichst teuer zu verkaufen. Das letztere wird dann am besten gelingen, wenn der Kunsthandel erst die Werte schafft, d. h. wenn es ihm durch irgendwelche Mittel gelingt, bislang Billiges, sobald es in seinen Händen ist, teuer zu machen.

Alles das ist in den letzten Jahren in ausgiebigstem Maße geschehen. Nicht nur die leicht begreifliche Wertsteigerung der Werke erst in späteren Lebensjahren zur Anerkennung gelangter Künstler häuften sich in einer Weise, die auch die Öffentlichkeit immer mehr beschäftigte, auch in ganz alter Kunst wußte man ein lebhaftes Auf und Ab und damit einen sehr bewegten Besitzwechsel zu veranstalten. Das ging nur durch eine sehr breite Bearbeitung der öffentlichen Meinung in der Presse, wodurch die Anschauung genährt worden ist, daß Kunstwerke offenbar sehr geeignete Geschäftsobjekte seien, gewissermaßen Börsenpapiere. Diese Anschauung mußte um so eher bedeutende Wirkung üben, als beim Bilderkauf der letzten Jahrzehnte in steigendem Maße Kreise sich beteiligten, denen auch sonst der Handel mit Börsenpapieren sehr naheliegt. Die Öffentlichkeit ist so ausgiebig mit den Kunstversteigerungen bekanntgemacht worden, daß man in weiten Kreisen heute die Anschauung teilt, die meisten sogenannten ‚Kunstsammler' brächten ihre Sammlung im Grunde nur zusammen, um sie nachher mit Vorteil wieder zu verkaufen. Nun ist das sicherlich gegen manche Kunstsammler ungerecht. Anderseits ist es Tatsache, daß, wenigstens bei uns in Deutschland, bis jetzt keine private Sammlung die zweite Generation ihres Begründers überdauert hat. Selbst in jenen

Fällen, in denen solche Sammlungen ursprünglich aus reiner Kunstliebe zusammengebracht wurden, waren also die Erben nicht mehr reich genug, um den Besitz in einer Hand vereinigt zu halten, oder ihre Kunstliebe war nicht mehr stark genug, um dem beim Verkauf winkenden Gewinn widerstehen zu können.

Aber welches nun auch die Gründe seien, entscheidend ist, daß der private Kunstbesitz, der die Bezeichnung ‚Sammlung' verdient, also über den Rahmen der künstlerischen Ausschmückung des Hauses hinauswächst, immer wieder ein Gegenstand des Kunsthandels wird.

An dieser Stelle könnte eine Besteuerung eintreten, die nach meinem Gefühl wenigstens im höheren Sinne der Kunst eher nützen als schaden könnte, erst recht, wenn, wie es eigentlich sein müßte, die auf diese Weise gewonnenen Beträge den öffentlichen Kunstzwecken zugeführt würden. Dieses Kunststeuergesetz würde ich mir also so denken: Jeder durch den Kunsthandel oder durch Versteigerung vermittelte Verkauf eines Kunstwerkes unterliegt der Besteuerung, derart, daß ein bestimmter mit der Summe steigender Prozentsatz des Kaufgeldes als Steuer erhoben wird.

Ich habe ausdrücklich betont: durch den Kunsthandel vermittelte Verkäufe. Ausgeschlossen von der Besteuerung bleiben müßte der unmittelbare Verkauf durch den Schöpfer des Kunstwerks. Es kann im Dienste der Kunst und der lebenden Künstler gar nicht genug darauf hingearbeitet werden, daß der unmittelbare Verkehr zwischen Künstler und Kunstliebhaber gesteigert wird; daß sich hier immer mehr der Kunsthändler dazwischengeschoben hat, gereicht jedem Teile zum Schaden. Der Kunsthändler verteuert die Preise, weil er gewinnbringend am Kaufe beteiligt ist. Noch schlimmer ist es, wenn er dem Künstler die Bilder für eine feste Summe abgekauft hat und nun mit ihnen nach Möglichkeit wuchert. Aber erfahrungsgemäß trägt auch der persönliche Verkehr zwischen Künstler und Kunstliebhaber wertvolle Früchte. Es erfolgen Aufträge mehr persönlicher Art; es entwickeln sich überhaupt für den Künstler die wertvollsten Beziehungen. Im Interesse des Kunsthandels dagegen liegt es, diese möglichst zu hintertreiben, sich — wie jedes Maklertum — überall zwischen Erzeuger und Verbraucher einzuschieben.

Die bereits zum Ruhm gelangten Künstler erhalten solche Preise, daß ihnen die Besteuerung der durch Kunsthändler vermittelten Verkäufe nicht schadet. Die anderen Künstler können, wie gesagt, durch den unmittelbaren Verkehr mit dem Liebhaber nur gewinnen. Vor allem würde sich die Zahl der Verkäufe außerordentlich steigern, wobei dann die Künstler gern wesentlich billiger verkaufen würden, als es jetzt durch den Kunsthandel geschieht, dem nur an hohen Preisen gelegen ist. Der billigere Verkauf aber von Originalkunst liegt im Interesse der Kunst selbst; denn nur auf diesem Weg wird der kleinere Mittelstand wieder in den Besitz von Originalkunstwerken gelangen und damit in das allein wirklich fruchtbare Verhältnis zur Kunst.

Bei allen anderen Verkäufen kommt eine Schädigung des Kunstschöpfers nicht mehr in Frage; denn der Künstler ist ja auch jetzt an den Wertschwankungen, denen sein Werk unterliegt, nicht beteiligt, wenn es erst einmal aus seinen Händen gegangen ist. Ich sehe nun gar nicht ein, was es der Kunst schaden sollte, wenn solche späteren Verkäufe besteuert werden. Sollte die Häufigkeit dieser Verkäufe eingeschränkt werden, so ist das vom Standpunkt der Kunst nur zu begrüßen. Erfährt ein Bild durch den Kunsthandel eine wesentliche Wertsteigerung, so ist gar nicht einzusehen, weshalb an dieser nur jene Leute verdienen sollen, die gar nichts zu dieser Wertsteigerung beitragen, und die Gesamtheit nicht. Geschädigt werden könnten auf diese Weise höchstens manchmal die Erben eines Kunstsammlers. Das wird dann der Fall sein, wenn dieser zu hohe Preise gezahlt hat, weil er Modeware kaufte. Diese Schädigung der Erben tritt auch schon jetzt ein ohne Besteuerung. Die Bilder sind eben dann anzusehen wie andere Geschäftspapiere. Behalten die Erben die Bilder selbst, so werden sie nicht besteuert; verkaufen sie sie, so ist das ein Geschäft wie jedes andere, und es ist nicht einzusehen, weshalb es z. B. einem Grundstückshandel gegenüber begünstigt sein sollte.

Dieser Verkauf durch den Kunsthandel und die Versteigerung scheint mir aber auch der einzige Fall zu sein, der eine Besteuerung rechtfertigt, und zwar auch für die aus dem Ausland eingeführte Kunst. Hat ein Privatmann im Ausland Kunstwerke erworben, so mögen sie zollfrei eingeführt werden, wie es im Deutschen Reiche bis heute der Fall war; denn diese Einfuhr bedeutet eine Bereicherung unseres Kunstbesitzes. Wird ein so eingeführtes Werk nachher innerhalb unserer Grenzen weiterverkauft, dann erliegt es ja von selbst der Steuer. Jede andere Besteuerung der Kunsteinfuhr ist zweischneidig, wie man aus den Erfahrungen Amerikas ersieht. Bekanntlich hatten die Vereinigten Staaten auf die Einfuhr von Kunstwerken einen sehr hohen Zoll gelegt, der sich bis zu 100 % des Wertes steigerte. Auf die Dauer kann von einer solchen Maßregel nur der bescheidenere Kunstliebhaber betroffen werden. Krösusse, wie etwa Pierpont Morgan, bauten sich einfach irgendwo in Europa ein Haus für ihre Kunstsammlung; sie haben ja die Mittel dazu, sich ihres Besitzes auch dort zu erfreuen. 1912 hat Amerika darum auch den Kunstzoll aufgehoben, worauf dann allein Pierpont Morgan für 300 Millionen Mark Kunstschätze aus London nach Amerika einführte.

Da wir hier gerade bei Summen sind, so sei erwähnt, daß nach fachmännischer Schätzung der Wert des Besitzes der größeren deutschen Privatsammlungen zusammengenommen nicht mehr als den zehnten Teil dieser ebengenannten Sammlung beträgt. Auch das beweist, wie jung diese Entwicklung bei uns in Deutschland ist, und mit welchen großen Schwierigkeiten sie zu kämpfen hat. Auch diese Tatsache muß gegen eine Besteuerung des festen Kunstbesitzes vorsichtig stimmen, zumal ja auch tatsächlich die etwa zu erreichende Summe sehr gering wäre. Auch die Ausführungsmöglichkeit der Steuer erscheint ungeheuer schwer, denn sollte jeder Besitz au Kunst besteuert werden, also z. B. auch der eines einzelnen Bildes, so müßte ein Heer von vereidigten Abschätzern dieser Werte aufgeboten werden. Soll aber erst die ‚Sammlung' besteuert werden, wo setzt dann dieser Begriff ein? Hinzu kommt die schwere seelische Schädigung des Kunstbesitzers. Gerade der echte Kunstliebhaber erwirbt sich oft unter schweren Opfern das eine oder andere Stück; er trägt damit dieses Geld in das Nationalvermögen hinein, und der Künstler, dem er es abgekauft hat, muß für diese Summe Einkommensteuer bezahlen. Soll nun der Käufer für den Erwerb und Besitz eines idealen Wertes dauernd besteuert sein? Aber alle diese Bedenken fallen weg in dem Augenblick, in dem ein solches Kunstwerk wieder verkauft und zu einem Mittel der ‚Bereicherung' gemacht wird.

Soll das Wort vom Werte der idealen Güter nicht zu einer leeren Phrase werden, so liegt es im höchsten Volksinteresse, jeder Verminderung dieses idealen Volksgutes entgegenzuarbeiten. Wenn durch die Kunststeuer für den (nicht vom Schöpfer des Kunstwerkes geübten) Verkauf die Verkaufstätigkeit beeinträchtigt wird, so ist das ein Segen für die Kunst. Denn das neuauftauchende Verlangen nach Kunstbesitz wird sich dann zu seiner Befriedigung an die Schöpfer von neuen Kunstwerken wenden. Das bereits Vorhandene bleibt, wo es ist ..."

* * *

Bei den jetzigen Steuerplänen ist nur von dieser einen Form der Kunstbesteuerung die Rede gewesen. Viel größere Ergebnisse verspricht aber eine Kunststeuer, die von anderen Erwägungen aus schon 1898 durch Hans Sommer, den bekannten Komponisten und Gelehrten, in einer Broschüre „Die Wertschätzung der Musik" gefordert worden ist, auf die neuerdings Alfred Schattmann in der „Allgemeinen Musik-Zeitung" (25. Februar) zurückgegriffen hat. Sommer geht von einer allgemein gefühlten Ungerechtigkeit im Schutzgesetze des Eigentumsrechtes an Kunstwerken aus. Bekanntlich erlöschen nach unserem Urheberrecht alle Eigentumsrechte einzelner Personen, sowohl des Schöpfers wie des Verbreiters eines Kunstwerkes, dreißig Jahre nach dem Tode seines Schöpfers. Wir haben hier den einzigen Fall der Enteignung eines ganz klaren Rechtes zugunsten — ja zu wessen Gunsten? Das ist hier die Frage.

Zunächst die Enteignung. Was der Künstler in seinem Leben schafft, sind seine Werke. In ihnen liegen auch die materiellen Werte, die er zustandebringt. In zahlreichen Fällen ist

gerade das Kunstwerk in materieller Hinsicht eine Zukunftsanlage, und der Künstler vermag seinen Angehörigen, seinen Kindern oft nichts zu hinterlassen, als die Anwartschaft auf die künftigen Erträgnisse aus seinen Werken. Wie leicht kann der Fall eintreten, daß eine wirklich lohnende Verzinsung aus diesen Werken erst erfolgt, wenn der Komponist schon lange Jahre tot ist. Bei Franz Schubert z. B. wäre das der Fall gewesen. Seine Lieder wurden überhaupt erst wirklich lebhaft gekauft, als er schon ein Menschenalter tot war. Aber nehmen wir den Fall Richard Wagners. Eigentlich hat er über sein Lebensende hinaus um sein Dasein schwer kämpfen müssen, und die ersten Bayreuther Festspiele hatten eine so große Schuldenlast hinterlassen, wie sie aus dem Ertrag der Werke damals nicht zu decken war. Seine Angehörigen haben nun nach dem Tode des Meisters aus seinen Werken, die das einzige Kapital darstellten, das er ihnen hinterlassen hat, schöne Einkünfte gehabt. Aber mit dem Jahre 1913 sind ihnen Kapital und Zinsen einfach entzogen worden.

Wenn man überhaupt an geistigen Werken ein materielles Eigentumsrecht anerkennt, so ist nicht einzusehen, weshalb dieses anders behandelt werden soll, als das Recht an jedem anderen Kapital. Aber lassen wir diese Frage jetzt unerörtert. Geben wir zu, daß es mit den Erträgnissen aus Kunstwerken sich anders verhalte, als mit anderen Einkünften, so erhebt sich um so gebieterischer die andere Frage: Zu wessen Gunsten kann diese Enteignung vorgenommen werden? — Doch sicher nur zugunsten der Allgemeinheit, des Volkes oder des Staates!

Nun erwäge man noch einmal den Fall Wagner. Bis Ende 1913 hatten die Theater für jede Aufführung eines Wagnerschen Werkes einen bestimmten Tantièmesatz zu bezahlen. Diese Verpflichtung hörte am 1. Januar 1914 auf. Hat davon die Allgemeinheit etwas? Sind dadurch die Aufführungen Wagnerscher Werke etwa billiger geworden, was ja noch nicht einmal einen Gewinn für die Allgemeinheit darzustellen brauchte? — Nein, den Gewinn streicht einfach der Theaterunternehmer in die Tasche. Also die Enteignung der Erben Richard Wagners erfolgt in diesem Falle nur zugunsten jedes Theaterunternehmers. Ja, die Werke sind gleichzeitig jedes künstlerischen Schutzes bar geworden, so daß nicht einmal die trostlose Verfilmung des „Lohengrin“ hintertrieben werden konnte.

Für alle Bühnenwerke und ihre Aufführungen liegt diese schreiende Ungerechtigkeit offen zutage. Hier bringen die heutigen Rechtsverhältnisse die Enteignung der Nachkommen des Schöpfers der Kunstwerke lediglich zugunsten eines Unternehmertums, das im Grunde mit diesen Kunstwerken gar nichts zu tun hat, ohne jeden Gewinn für die Allgemeinheit, sehr leicht sogar zur geistigen Schädigung dieser Allgemeinheit, weil die einzigen, die allenfalls noch die Möglichkeit eines künstlerischen Schutzes der Werke in der Hand hatten, auch dieses Rechtes verloren gehen.

Schwieriger als bei den Bühnenwerken liegt der Fall für die anderen Veröffentlichungsformen von Kunstwerken. Bei der bildenden Kunst handelt es sich dabei ja lediglich um Reproduktionen. Hier geht das Original und die Rechte an ihm selbst mit dem Verkauf dem Künstler verloren. Ihm verbleibt das der mechanischen Wiedergabe, und dieses überträgt er an einen Verleger, ebenso wie Dichter und Musiker für die Buchveröffentlichungen ihrer Schöpfungen. Hier kommt noch die gesamte außerkünstlerische schriftstellerische Tätigkeit hinzu. Auch hier gehen alle Rechte, die aus dieser Arbeit dem Schöpfer und dem ursprünglichen geschäftlichen Unternehmer (Verleger) erwuchsen, 30 Jahre nach des Verfassers Tode verloren.

Man pflegt gerade hier geltend zu machen, daß das Aufhören der sogenannten Schutzfrist einen Gewinn für das Volk bedeutet, weil danach für das Buch der billige Preis eintritt. Man übersieht, daß durch die Vogelfreiheit des Werkes der Weg nun nicht bloß für billige Ausgaben geebnet wird, sondern auch für jede andere Unternehmung in Luxusausgaben und dergleichen. Es ist schon längst der Beweis erbracht, daß es im allgemeinen nicht das Honorar an den Urheber ist, wodurch das Buch verteuert wird. In den meisten Fällen würde der Verfasser mit billigen Ausgaben einverstanden sein, weil der billige Preis eine weit größere Verbreitung seines Buches ermöglicht. Aber auch dieser Umstand spricht hier nicht mit. Es bleibt in jedem Fall die Frage:

Wie ist zu rechtfertigen, daß etwas, was bis dahin Privateigentum war, nun plötzlich zur freien Beute jedes Unternehmungslustigen wird? Alle Rechte der Gesamtheit, der Menschheit, des Volkes an die Kunst können niemals rechtfertigen, daß die Enteignung der am materiellen Wert des Kunstwerkes von Hause aus Berechtigten zu eines anderen als eben dieser Allgemeinheit Gunsten vollzogen werden kann. Ein solches Eigentumsrecht kann nicht aufgehoben, es kann nur übertragen werden. Übertragen an wen? An den Staat, an das Volk!

Will man für das Eigentumsrecht an Kunst ein anderes Rechtsverhältnis schaffen, als für jeden anderen Besitz, so läßt sich nur die eine Form rechtfertigen, daß nach einer bestimmten Frist der Staat als Vertreter des Volkes die Eigentumsrechte übernimmt, die bis dahin einzelne Personen gehabt haben. Es wären also ganz einfach die Prozentsätze, die bis dahin vertragsmäßig dem Schöpfer eines Kunstwerkes bzw. seinen Rechtsnachfolgern zu entrichten waren, an den Staat zu bezahlen. Ja der Staat müßte sogar das Recht haben, Unbilligkeiten in diesen Verträgen, wie sie tausendfältig aus der Not des Künstlers herauswachsen, nachträglich gerecht zu ordnen, so daß nicht, wie es jetzt oft der Fall war, aus Kunstwerken, die ihrem Schöpfer gar nichts einbrachten, fremde Unternehmer große Gewinne ziehen. Ob es dabei notwendig wäre, dem Verleger, also dem ursprünglichen geschäftlichen Unternehmer, seine Sonderrechte zu wahren, bleibe dahingestellt. Ich halte es aus Billigkeitsgründen nicht für nötig. Denn die Art des Verlagsvertrages ist durchweg so, daß der Verleger 30 Jahre nach dem Tode eines Verfassers längst auf seine Kosten gekommen ist, wenn überhaupt mit dem betreffenden Werke etwas anzufangen ist, und dieses noch irgendwelche Lebenskraft besitzt.

Man überlasse also ruhig, wie bislang, die freigewordenen Werke dem Wettbewerb des Verlagsbuchhandels. Aber von jeder Veröffentlichung bezieht der Staat als Vertreter der Gesamtheit einen gewissen Prozentsatz. Dieser Prozentsatz steigert sich mit dem Preis des Werkes so, daß billige Volksausgaben nur ganz schwach belastet würden, wogegen die teuren Luxusausgaben eine auch dem Verhältnis nach gesteigerte Abgabe zu entrichten hätten. Ungeheure Summen würden hierdurch dem Staate zufließen, die für gewöhnlich wieder Kulturzwecken zuzuwenden wären, jetzt im Kriegsfalle aber für den einen großen Hauptzweck aufzukommen hätten. Es ist nicht wahr, daß das eine Besteuerung der Kultur und Kunst darstellen würde; beide würden nicht den geringsten Schaden von dieser Maßregel haben. Es wird auch hier nur das Unternehmertum mit Kunst getroffen, und der Wettbewerb innerhalb dieses Unternehmertums würde dafür sorgen, daß diese Belastung, die letzterdings der Gesamtheit zugute kommt, doch nicht in unbilliger Weise auf diese Gesamtheit abgewälzt werden könnte.

Karl Storck



Zu unseren Bildern und Noten

Auf die dem heutigen Hefte beigegebenen Kriegsbilder von Robert Sterl ist schon im Zusammenhang unserer Würdigung der großen Berliner Kriegsbilderausstellung (vgl. 2. Märzheft S. 848) hingewiesen worden. Die Wiedergabe muß unter dem Zwang der Verhältnisse leider auf die Farbe verzichten, die, so skizzenhaft das Ganze ist, doch auch beim rein geistigen Eindruck der Bilder sehr stark mitspricht. So besonders auf dem Blatt „Gefangene in Vouziers". Gerade das Farbige und Blinkende der Uniformen, das sonst den Stolz des Soldaten ausmacht, wirkt erniedrigend, wenn sich das Los des Kämpfers ins Gegenteil seines Berufes verkehrt hat. Diese Schicksalswendung des Berufes liegt für mich in diesem Bilde viel tragischer, als es ein Feld Gefallener vermitteln würde. Aus einer kampfkräftigen Truppe ist eine Herde geworden, die sich fast von selbst in dem engen Raum wie in einem Pferch zusammendrängt und statt anfeuernder Führer jetzt nur noch behütende Hirten hat. Mit stärkstem künstlerischem Feingefühl ist der Gegensatz der dunkeln Enge zum freien Raum

draußen, in den man durch die offene Türe blickt, und der diesem entsprechende menschliche Gegensatz einer entwerteten Masse gegen die zwei bewaffneten Hüter herausgearbeitet. Verstärkend zugleich und doch im Seelischen mildernd, weil entschuldigend, wirkt die Gier, mit der die Gefangenen das dargereichte Getränk schlürfen: sie sind erschöpft, abgespannt, in einen Zustand geraten, in dem alles Geistige schweigt, und nur der Körper gebieterisch seine tierischen Rechte geltend macht.

Die „Masse" ist auch der Erleber am Bild „Ablösung". Aber dieses Mal nicht als Steigerung der Ohnmacht des einzelnen, sondern als Macht, in der der einzelne aufgeht. Es ist die große Kraft, die hier ihren Bestimmungsweg geht. Durch Schmutz, Düsternis und Öde schiebt sie sich in der Selbstverständlichkeit des Notwendigen dorthin, wo sie gebraucht wird. Aus der Ruhe zur Tat auf Leben und Tod, oder umgekehrt. Man spürt aus dem Bilde heraus, wie lautlos diese Menschen dahingehen. Auch hier ist das Empfinden des einzelnen fast ausgeschaltet. Trotzdem entsteht nicht Stumpfsinn, sondern das Gefühl, Werkzeug zu sein. Das Wort „Dienst" hat wieder einmal die höchste Weihe erhalten.

Aus der gleichen höchsten Forderung der Aufgabe, die hier die tausend einzelnen in der Masse aufgehen läßt, wächst an anderer Stelle der einzelne, der sonst in der Masse unterginge, sich zum Vertreter, ja zum Schicksal von Tausenden empor. Das Bild „Meldereiter in Juvincourt" ist in diesem Krieg als Motiv tausendmal an tausend Stellen zu finden. Eine Alltagserscheinung. Und schließt doch allen innerlichen Schauer, alles tiefe Grauen und die grausamste Großartigkeit der Lebensgegensätze in sich, aus der gewaltige Balladen wie auch die phantastischsten „Abenteuer" z. B. der mittelalterlichen ritterlichen Epik herausgewachsen sind. Erstorben sein ist ja viel schlimmer als der Tod. Aus derartigen gespenstischen Ruinen ausgebrannter und zerschossener Häuser ist das Leben so gewaltsam hinausgepeitscht worden, daß man seine Rache als unvermeidlich empfindet. Man meint, diesem tapferen einsamen Soldaten müsse es kalt aufsteigen, daß hier irgendwo in diesem Schutt das Leben der anderen lauert, um sich zu rächen, an ihm, dem das Schicksal des Krieges in der gleichen Stunde höchste Betätigung aller Lebenskräfte vergönnt, wo es die anderen zur Ohnmacht zwang.

„Höhe 108" — das sind die Denkmäler dieses Krieges, wie sie keine Kunst späterer Zeit gewaltiger und beredter schaffen wird. Solche Gräberreihen auf heiß umstrittenen Höhen, bei deren Anblick sich einem trotz allem die Bezeichnung Friedhöfe aufdrängt. Das Erleben der Seele in diesem fast plötzlich eintretenden Gegensatz zwischen wahnwitzig gesteigertem Kampf und ewigem Frieden, ist von uns körperlich Gebundenen gar nicht voll zu erfassen. Wir gewahren ja nur beim Körper die beiden Zustände, von der Seele nur den des Kampfes. Auch die Natur steht wie in erschauernder Ehrfurcht stumm solchem Geschehen gegenüber. Dieselbe Stelle, die der Schauplatz eines in elementarer Wildheit entfesselten Geschehens gewesen ist, wird zur Stätte stillster Ruhe. Und aus menschlichen Taten, die an sich betrachtet das Furchtbarste sind, ersprießt heiligende Weihe. Wie arm sind die Begriffe, denen der Mensch ewige Geltung zusprechen zu können vermeint! Wie eng sind auch im Geistigen und Seelischen die Grenzen der Menschheit!

* * *

Die Notenbeilage dieses Heftes ist uns um so mehr willkommener Anlaß, einen kurzen Überblick über Richard Wintzers bisheriges Schaffen zu geben, als der Künstler am 9. März dieses Jahres 50 Jahre alt geworden ist. 1866 ist er in Nauendorf bei Halle geboren. Obwohl von Kind an in innigem Umgang mit der Musik, kam er doch als Sechzehnjähriger zunächst in die Malabteilung der Leipziger Akademie, die er zwei Jahre später mit der Berliner vertauschte, wo er Schüler Thumanns und Skarbinas war. Der Zweiundzwanzigjährige ließ sich dann auch in die Abteilung für Musik aufnehmen; und seitdem er 1890 die Hochschule verlassen hat, dient Wintzer nicht nur den beiden Musen der bildenden Kunst und Musik, sondern er hat sich auch noch der dritten, der Poesie, geweiht und ihr in ernster Arbeit manches Opfer gebracht.

Eine derartige vielseitige Tätigkeit gerät leicht in den Ruf des Dilettantismus. Winžer ist durch seine Leistungen davor bewahrt. Als Musiker hat er längst die Anerkennung der Fachkreise gefunden und hat nicht nur mit seinen 100 Liedern, sondern auch mit umfangreichen musikalischen Werken die härteste Probe der Öffentlichkeit bestanden. Auf seinem bildnerischen Können fußt seine Berufstätigkeit als einer der Hauptzeichner des Verlages Scherl in Berlin. Als Dichter aber hat er sich nicht nur als Schöpfer der Textbücher zu seinen drei Opern bewährt, sondern auch neben vielfacher sonstiger literarischer Tätigkeit in einem zweibändigen Werke „Menschen von anderm Schlage. Ein Buch für Kämpfer und Freie“ (Leipzig, Otto Wigand). Und doch möchte ich nun gerade aus diesem Buche heraus für Winžer die Bezeichnung „Dilettant“ in Anspruch nehmen. Freilich nicht in der üblen Bedeutung, in der heute zumeist das Wort angewendet wird, sondern in jener, in der es ursprünglich gebraucht wurde, in der es neuerdings Chamberlain auch für sich selbst in Anspruch genommen hat. Im Vorwort des Buches heißt es: „Die den Blick weiten — und hoch sich heben über das Niveau der Allzuvielen, die da stark sind und den Angriff nicht fürchten, der den Feind ihnen nahebringt, die mit hocherhobenem Haupte — über Niederes und Niedriges hinwegschauend — dem Ziele entgegenschreiten, blutend vielleicht, aber mit einem Korn Ewigkeitswahrheit im Herzen als erworbenem und unverlierbarem Besitz — sie seien uns Führer im Kampfe, der da nottut. — Der Alltag muß überwunden werden — so spricht der Mensch von anderm Schlage.“

Das Buch ist selbst von einem Kämpfer nach Freiheit geschrieben, der so weit Sieger und also frei geworden ist, wie es dem Menschen wohl überhaupt vergönnt ist. Ein Bekenntnisbuch, in dem sich ein strebender Mensch alles vom Herzen schrieb, was er äußerlich und innerlich durchgemacht hat. Des Inneren ist natürlich viel mehr. Die Kennzeichen dieser Natur sind Teilnahme für alles Lebendige, mehr, ein höchstes Gespanntsein zu allen Lebenserscheinungen, die seinen Weg kreuzen, und lautere Reinheit des Bemühens um diese Lebenskräfte. Wer mit dieser für den inneren Reichtum köstlichsten, für das äußere Gelingen aber eher verhängnisvollen Gabe begnadet ist, wird niemals einer einzelnen Aufgabe sich so hinzugeben vermögen, daß sich dem Außenstehenden seine Lebensarbeit wie eine Notwendigkeit aufdrängt. Aber wenn auch oft die wirkliche Arbeitsernte solcher Menschen klein erscheint im Vergleich zu der, die einseitiger Begabte und darum einheitlicher Strebende aufzuhäufen vermögen, — für das Leben und damit auch für die Menschheit scheinen mir diese vielseitigeren Naturen doch unentbehrlich, und vor allem glaube ich, daß sie etwas Beglückendes an sich haben.

Nun, der Musiker Richard Winžer bedarf dieser Ausführungen keineswegs zur Entschuldigung. Unter den Liederkomponisten unserer Zeit nimmt er einen achtunggebietenden Rang ein. Er gehört nicht zu den „Neutönern“, nicht zu jenen, die glauben, durch technische Mittel der Kunst neue, ungeahnte Wege erschließen zu können. Winžer hat dem um ein halbes Jahrhundert älteren Robert Franz persönlich nahegestanden; in seinem obenerwähnten Buche bewährt er ein tiefes Eindringen in Richard Wagners Kunst; der Satz, den er schreibt, zeigt, daß das keine Einseitigkeit bedeutete, daß er vielmehr auch die rein formalen Künste der Musik in ihrer Schönheit und tieferen Bedeutung zu erfassen weiß. Aber doch ist ihm immer und überall Musik Ausdruck. Ausdruck eines reichen Empfindens echt lyrischer Prägung. So erscheinen mir in der Liederreihe Winžers die wertvollsten Gaben „Kinderlieder“ und „Sturmlieder“ nicht als Gegensätze, sondern als die beiden Pole echt männlichen Lebensempfindens. Nur ein Vater kann solche Kinderstücke schreiben, in denen der Erwachsene im Nachempfinden des quellenden Reichtums und der köstlichen Ursprünglichkeit des Kinderdaseins selber wieder kindlich, nie aber kindisch wird. Und nur der Mann, dem die Liebe zum Weibe zur Einheit mit dem höchsten Streben für die eigene Entwicklung verwachsen ist, konnte diese Sturmgesänge schreiben, in denen aus der Not des Kampfes die Lust am Kämpfen hervorblüht.

Musikalisch bedeutet die Erfüllung dieser beiden Aufgaben die Fähigkeit zu höchster melodischer Einfachheit bei geschlossener, übersichtlicher Form und zwingendem Rhythmus,



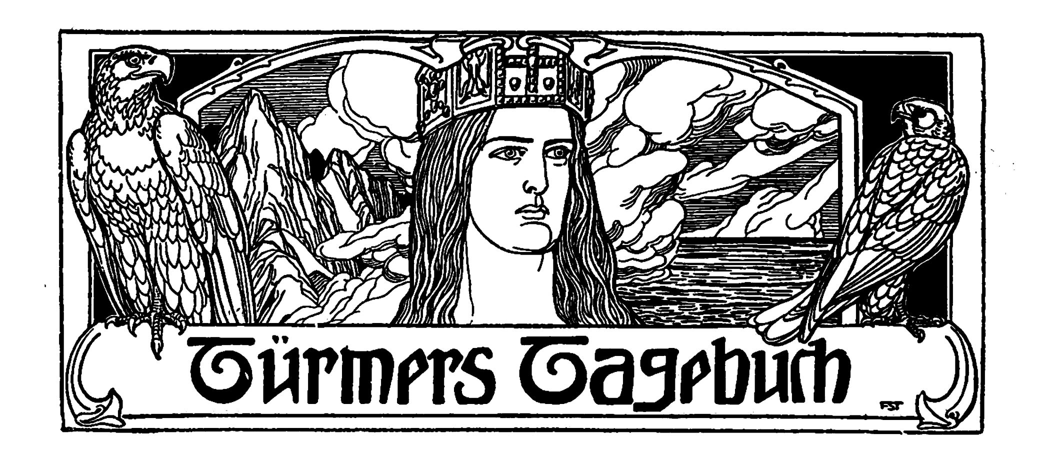
und anderseits das dithyrambische Pathos, bei dem in scheinbar gelöster Deklamation der Schwung des inneren Lebens die rhythmisierende Ordnung übernimmt. Winzer besitzt in hohem Maße die Fähigkeit zur sinnfälligen Melodie, die sich so ungezwungen gibt, daß sie den musikalisch Empfindenden vertraut anmutet, dabei aber doch den Eigengehalt der Persönlichkeit wahrt. So konnte es Winzer sogar wagen, „Volkslieder" zu vertonen. Der gemeinsame Vorzug aller dieser lyrischen Gebilde — es sind an 100 Lieder Winzers im Druck erschienen (bei Bote & Bock, C. F. Kahnt, P. Pabst, Verlag Melodia u. a.) — liegt in ihrer völligen Durchblutung mit Empfinden. Diese starke innere Erregtheit des Tondichters teilt sich dem Hörer mit, so daß jene innere dramatische Spannung sich einstellt, die das Sondergebiet der Musik ist.

Alle diese Naturen fühlen sich darum auch zum Musikdrama hingezogen und sind die eigentlich Berufenen für die deutsche Opernbühne. Deutsch im Gegensatz zur französischen und italienischen Oper verstanden. Die französische Oper ist durchaus theatralisch; sie behandelt mit denselben Mitteln wie das französische Drama ein Geschehen und schafft von außen her Situationen, die Musik vertragen. Die eigentliche Lyrik hat in ihr nur als geschlossene Chanson Platz. Die italienische Oper ist dagegen echt musikdramatisch, insofern ihr ganzes Bestreben auf Temperamentsentladung gerichtet ist, auf große Darstellungen des Empfindens. Wir Deutsche sind nicht umsonst die Sinfoniker der Welt, und so ist unser Eigentlichstes die Darstellung der Entwicklung des Empfindens; die Entwicklung des Gefühlslebens, das durch äußere Geschehnisse beeinflußt und zu Kämpfen angeregt wird. Es ist leicht erklärlich, daß gerade diese innerliche Dramatik einen schweren Kampf mit der Theatralik zu bestehen hat. Kein Volk der Welt hat so viel musikalisch wertvolle Opern geschrieben, die sich trotzdem auf der Bühne nicht zu halten vermögen. Das liegt freilich in ganz beträchtlichem Maße an unserer nationalen Unerzogenheit. Wir sind, auf dem Gebiete der Oper noch mehr als anderswo, zu lange Zeit in der Abhängigkeit von der Fremde gewesen und noch nicht dahin gelangt, die unserm Wesen entsprechende Form der Oper für unser eigenes Empfinden sieghaft durchzusetzen gegen diese in unseren eigenen Körper eingedrungenen fremden Forderungen.

Ich habe diese Ausführungen nicht zum Schutze Richard Winzers gegeben, denn seine Oper „Marienkind" braucht diese Verteidigung nicht (seine ältere Oper „Die Willis" kenne ich nicht, die dritte „Salas y Gomez" ist noch in Arbeit). Ich will vielmehr nur erklären, wie es möglich ist, daß ein so melodiöses, sinniges und sonniges Werk nicht auf unserer Bühne heimisch ist. Winzer hat sich treu an das Grimmsche Märchen gehalten und hat die Vorgänge ohne jeden Zwang zu dramatisieren verstanden. Aber freilich „Spannung" im Theatersinne kann ein solches Werk nicht auslösen. Den meisten ist dafür der Stoff zu bekannt. Von dieser Abhängigkeit vom Stoffe müssen wir unser Theater, müssen wir vor allem unsere Oper erlösen. Das ganze griechische Drama besaß in seiner klassischen Periode nicht ein Stück, das auf irgendeinen Griechen stoffliche Spannung auszuüben vermochte. Denn es behandelte nur Vorwürfe und Menschen, die jedem Griechen vertraut waren. Dennoch oder vielleicht gerade deshalb haben die Griechen die höchste dramatische Kultur besessen. Ich bin auch der festen Überzeugung, daß unser deutsches Volk, wenigstens für die Oper, dieser Art gegenüber nicht versagen würde. Ganz gewiß würde jedes deutsche Theaterpublikum z. B. diese Oper „Marienkind" mit innigstem Behagen tiefer Ergriffenheit und echter Erbauung auf sich einwirken lassen. Es sind nur die Leute vom Theaterbau selbst, die kein Vertrauen zu solchen Werken haben und nicht den Mut besitzen, durch grundsätzliche Pflege dieser Kunst sich das Publikum heranzuziehen, das dafür in Betracht käme.

Vielleicht daß der Krieg in dieser Hinsicht doch einige Besserung schafft. Sie müßte eintreten, wenn das deutsche Wesen wirklich seiner Eigenwerte sich stolzer bewußt würde und darum gerade in der Pflege seiner Sonderart die wichtigste Aufgabe der Kunst erblickte. Dann wird für derartige Werke auch im Theater eine bessere Zeit kommen. Einstweilen hole man sich die Lieder Richard Winzers ins deutsche Haus, für das sie einen echten Gewinn darstellen. K. St.





Der Krieg

Wir laufen in diesem Kriege öfter Gefahr, vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr zu sehen, von den mancherlei „Kriegszielen" das eine nicht klar und scharf voranzustellen, das vor allen not ist. Dies eine ist Land. Ja, Professor Adolf Bartels hat buchstäblich recht, wenn er in der „Zeitung der 10. Armee" behauptet, daß man die Frage: Wie sichern wir das Bestehen des deutschen Volkes? ganz einfach durch den Satz beantworten kann: Indem wir ihm mehr Land verschaffen.

„Man kann es nicht nur, man muß es sogar, es ist die einzig mögliche Antwort. Zwar gibt es weise Leute unter uns, die der Ansicht sind, wir könnten nie eine Großmacht werden, wie England und Rußland, und es gibt andere, ebenso weise, die sich einbilden, es wäre ein Friede auf dem Grunde der Billigkeit, Gerechtigkeit, Duldung möglich, völkerrechtliche Bestimmungen würden die Wiederkehr des grausigen Krieges verhüten. Diese Weisen aber sind Toren: nie und nimmer wird dieser Krieg überwunden werden — siegen wir, dann werden alle unsere Gegner Jahr für Jahr darauf sinnen, wie sie uns mit günstigerem Erfolge überfallen können; unterliegen wir, so müssen wir wie im napoleonischen Zeitalter den Befreiungskrieg vorbereiten, der uns unser eigenes völkisches Leben wiedergibt. Selbst aber, wenn man einen Frieden schlösse, der niemanden als Sieger und Besiegten erscheinen ließe, würde dieser Krieg neue Kriege gebären: so viel Gut und Blut wie er hat ja nie einer die Völker gekostet, so deutlich Völkerhochmut, Völkerhaß geoffenbart wie er hat auch nie einer. Man täusche sich nicht, das alte Humanitätsideal ist für immer dahingesunken, wir Deutschen zumal werden die Bitterkeit, daß uns die andern und wir uns selber so furchtbar getäuscht, nie wieder loswerden. Einzig und allein das Christentum kann uns vielleicht noch eine Art innerer Überwindung der grausigen Erfahrungen bringen, aber die alte Blindheit wird nie wiederkehren: wir werden immer auf alles gefaßt sein.

Und darum wollen wir das eine, was not ist: Land, um ein größeres Volk werden zu können. Nicht Eroberungssucht treibt uns, sondern eben die Not-

wendigkeit. Sechzig Millionen Deutsche auf zehntausend Quadratmeilen können auf der Welt nicht die Stellung einnehmen, die sie vor Vernichtung bewahrt, hundert Millionen auf zwanzigtausend können es. Wir müssen ein Hundertmillionenvolk auf einem geschlossenen Gebiete werden, nur dann ist die Gewähr für unser Bestehen, für das Gedeihen unserer Arbeit, für die sichere Begründung und Erhöhung unserer Kultur vorhanden. Der Gang, den unsere Entwickelung seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts genommen, war nicht unbedenklich. Handel und Industrie, so wertvoll sie sind, dürfen die Bodenbearbeitung bei den Völkern nicht in den Hintergrund drängen, die Millionen, die man für Produkte seines Eisens und seiner Kohle im Auslande erzielt, gereichen dem Volkstum selten zum Segen, Verkehr und Geldgewinnung können niemals völkische Ideale sein. Vielleicht darf man sogar sagen, daß die zu starke Entwickelung der Industrie ein Frevel an der Zukunft der Völker ist; denn seine Bodenschätze sollen jedem Volke für ewige Zeiten reichen, sind nicht für die Ausschlachtung durch wenige geldhungerige Geschlechter da, und alle Angehörigen des Volkes haben Recht auf eine wirkliche Heimat, dürfen nicht eine ‚fluktuierende' Masse werden. Man muß doch die Dinge jetzt während des Krieges auch einmal so sehen. Was für verhängnisvolle Folgen die falsche Entwicklung für die Gesundheit unseres Volkes gehabt hat, ist allgemein bekannt, und so ist der Krieg mit Recht nicht bloß als Ausfluß des Neides der anderen Völker, sondern auch als Strafe für die eigenen Sünden betrachtet worden. Der Raffegeist, der in der Welt war, nicht bloß bei den anderen Völkern, auch bei uns, mußte zu ihm führen, aber der Krieg kann uns nun zum Segen werden, wenn er jenem bösen Geiste bei uns den Garaus macht.

Wohlverstanden, in jeder Arbeit ruht Segen, und wer das Eisen schmiedet, ist völkisch ebenso wertvoll wie wer den Pflug führt. Auch sollen die ungeheuren Leistungen der Industrie und des Handels, die Organisation, die sie geschaffen, der Wohlstand, der ihre Folge ist, nicht unterschätzt werden. Aber das Gedeihen des Volkstums ist das Höchste, und für dieses sind natürliche Verhältnisse nötig: es ist auf die Dauer unhaltbar, wenn zwei Drittel eines Volkes in den Städten leben und in Fabriken arbeiten, während nur noch ein Drittel den Boden bebaut. Und darum das Eine, was not tut: mehr Land! Unser altes Gebiet reicht nicht, wir sehen es ja daran, daß wir uns nur mit Mühe und Not jetzt während des Krieges durchhelfen können, die Kultivierung der Moore und Ödländereien, von der bei uns immer die reden, die am wenigsten daran denken, etwas zu tun, würde im Vergleich zu den Menschenmassen, die wieder eine Landheimat haben müssen, wenig besagen, ebensowenig die Verteilung des Großgrundbesitzes, die nicht bloß vom Standpunkte des Fortschrittes der Landwirtschaft, sondern auch des völkischen Gedeihens eine große Torheit wäre. Darüber, wo wir unser neues Land nehmen sollen, braucht hier nicht geredet zu werden. Nur über das Maß des Nehmens könnte noch zu reden nötig sein — oder auch das nicht einmal: auch die notwendigen Grenzen deutschen Landes treten dem klaren Blick ganz deutlich hervor. Und die Hauptarbeit ist schon getan, unsere Heere stehen so, daß, wenn uns Gott gnädig bleibt, das Ziel erreichbar erscheint.

Nur den Willen brauchen wir zu haben, den festen, unbezwinglichen Willen, der alles Große in der Weltgeschichte vollbracht hat.

Ja, eins ist not! Wollt ihr Deutsche diesen schrecklichen Krieg noch einmal führen, wahrscheinlich unter viel ungünstigeren Bedingungen? Dann vergeßt nicht: Rußland nimmt jedes Jahr um drei bis vier Millionen Menschen zu, wir nur — und wer weiß, wie lange noch! — um achtmalhunderttausend! Vergeßt nicht: England und Frankreich benutzen schon während des Krieges jede Gelegenheit, uns vom Weltmarkt abzuschließen, und sie werden diese Arbeit auch im Frieden fortsetzen, und sicherlich nicht ohne Erfolg, so daß die Zukunft unserer Industrie bei den engen Grenzen Deutschlands auf alle Fälle gefährdet ist. Vergeßt nicht: wir haben überhaupt keine wahren Freunde auf der Welt, kein anderes Volk weiß wirklich, was wir als Kulturvolk bedeuten, und das Mittel, die Lüge über uns weiter zu verbreiten, sie zu verewigen, ist in der internationalen Presse vorhanden. Darum das eine, was not ist: Land, um Raum zur Ausbreitung, zur jugendfrischen Betätigung zu haben, um den Eltern die ängstliche Sorge für die Kinder zu nehmen und den Geburtenrückgang aus der Welt zu schaffen, Land, um die Deutschen wieder an die edelste menschliche Tätigkeit zu gewöhnen und den notwendigen Ausgleich zwischen Industrie und Landwirtschaft herbeizuführen, Land, um große Kultur-, Besiedelungs- und Entwässerungsaufgaben durchzuführen und der deutschen Gesamtkultur die breitere Unterlage zu geben, Land, um ein wirkliches Weltvolk zu werden und mit Gottes Hilfe so sicher dazustehen, daß uns auch die Vereinigung der ganzen Welt gegen uns nicht niederzwingen kann. Land!“

Wir dürfen kein zweites England werden! Wer bei uns dem Traume einer solchen Entwicklung nachjagt, der möge sich von Oskar A. H. Schmitz in der „Kreuzzeitung“ den Star stechen lassen: „Alle politische Weisheit liegt in dem Satze des Sallust beschlossen, daß Staaten immer nur mit den Mitteln erhalten werden können, denen sie ihre Entstehung verdanken. Nun ist Preußen-Deutschland bis tief in das 19. Jahrhundert hinein ein ausgesprochen landwirtschaftlicher Staat gewesen. Im Laufe des 19. Jahrhunderts erst entwickelten wir eine Industrie. Im alten Deutschland unterschied man den Nährstand, Wehrstand und Lehrstand. Im 19. Jahrhundert ist eine neue Schicht hinzugekommen, die man den Mehrstand nennen könnte, denn sie beschäftigt sich damit, durch Erfindung, Technik, Industrie und Handel die natürlichen Güter um künstliche zu mehren. Der Boden, Menschenhand und Menschengeist sind von Natur gegeben und für das Dasein eines Volkes notwendig. Aus ihnen entsteht das, was man die Kultur nennt. Dieses Wort stammt vom lateinischen colere (pflegen) und bezieht sich in sprachlichem Tiefsinn gleichzeitig auf die Erde und auf den Geist. Die Güter, die der Mehrstand hervorbringt, gehören einer anderen Ordnung an. Sie sind nicht naturnotwendig, sondern willkürlich. Sie sind nicht Bedingungen des Daseins, vermögen aber, es zu schützen, zu erleichtern und angenehmer zu machen. Die Güter des Mehrstandes haben nichts mit der Kultur zu tun, sondern gehören der Zivilisation an. Sie entwachsen weder dem Boden noch dem schöpferischen Geist, vielmehr dem berechnenden Verstand. Es ist zweifellos, daß jede Kultur,

sobald sie eine gewisse Höhe erreicht hat, sich durch die Güter der Zivilisation zu ergänzen strebt. Solange das Bewußtsein wach bleibt, daß die Kulturgüter eine höhere Ordnung darstellen gegenüber den Zivilisationsgütern, ist die Zivilisation nur zu begrüßen. Im Augenblick aber, wo die Zivilisation Herrin wird, muß die Kultur notgedrungen in den Hintergrund treten und schließlich immer mehr ersterben.

Der große Gegensatz zwischen Deutschland und England beruht auf dem verschiedenen Verhältnis von Kultur und Zivilisation in den beiden Ländern. Wir wissen, daß England in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts durch Aufhebung der Kornzölle der Überzeugung Ausdruck gegeben hat, daß einheimischer Ackerbau keine Notwendigkeit sei. Falls man Nahrungsmittel für Menschen und Vieh billiger einführen könne, solle man es tun und diese Einfuhr mit heimischen Industrie-Erzeugnissen bezahlen. Es ist bekannt, daß der europäische Ackerbau, wenn nicht durch Zölle geschützt, dem überseeischen Wettbewerb nicht standzuhalten vermag, und so ist Englands Ackerbau im Laufe des 19. Jahrhunderts fast zugrunde gegangen. Gleichzeitig erkennen wir, wie im 19. Jahrhundert der alte englische Geist, welchen kein Volk so sehr zu schätzen, zu lieben und zu verstehen vermochte, wie die Deutschen, denen Shakespeare fast ein einheimischer Dichter geworden ist, immer mehr verblaßte. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat England kaum noch schöpferisch an dem Geistesleben der Menschheit teilgenommen. Darüber darf die Tatsache nicht hinwegtäuschen, daß ein Land mit so alter Kultur wie England immer noch eine große Anzahl Menschen besitzt, die sich für geistige Fragen ‚interessieren', aus deren Kreise hier und da auch noch einmal ein abgerundetes Werk oder ein gut geschliffener Gedanke hervorgeht. Geistige Bewegungen hingegen, wie sie sich z. B. an die Namen Nietzsche, Tolstoi oder nur Bergson knüpfen, finden in England schon lange keinen Raum mehr. Dagegen hat England in bezug auf die Zivilisation ohne Zweifel alle anderen Völker übertroffen. An Stelle der Früchte des Bodens und des Geistes bietet es eine ungeheure Entfaltung aller technischen Möglichkeiten, die wesentlich die Annehmlichkeiten des Lebens erhöhen. Für diese Entwicklung waren die englischen Verhältnisse naturgegeben. Die Insellage hat jenes Land von Anfang an für Seefahrt, Seeräuberei und im Anschluß daran für Überseehandel vorausbestimmt. So kommt es, daß England als Händlerland sich so lange halten konnte. Freilich haben schon während jener Freihandelskämpfe in der ersten Hälfte des 19. Jarhunderts einsichtige Geister die große Gefahr erkannt, die in einem vollständigen Aufgeben der heimischen Landwirtschaft lag. Was uns heute in England ungesund scheint, hängt mit dieser mangelnden Bodenständigkeit zusammen.

Wir waren vor dem Kriege in Deutschland im Begriff, einen ähnlichen Weg zu gehen. Die Gefahr wäre für uns noch größer gewesen, als für England, da für uns als Binnenland mit kleiner Küste die Voraussetzungen eines vorwiegend auf den Handel gestellten Volkes gar nicht gegeben sind. In diesen von den englischen grundverschiedenen Voraussetzungen lag aber auch gleichzeitig die Rettung vor jener Gefahr, der Widerstand gegen sie. Unsere Landwirtschaft hat sich durch

die Durchsetzung von Schutzzöllen viel zäher gegen die Industrialisierung des Landes gewehrt, nnd sie hatte auch in den schlimmsten Zeiten immer noch einen verhältnismäßig großen Teil der öffentlichen Meinung für sich. Es war klar, daß das neue Reich auf einer Entwicklungshöhe angekommen war, wo es eines breiten Mehrstandes zur Beschaffung von Zivilisationsgütern bedurfte. Aber bei den überraschenden Erfolgen in dieser Richtung ließen wir uns nur allzusehr blenden und vergaßen nur zu sehr, daß wir von Haus aus ein ackerbautreibendes und ein denkendes, nicht ein rechnendes Volk sind. Viele wollten in diesen Dingen keine ewigen, sondern nur Übergangswerte sehen. Sie meinten, die Zeit des Ackerbaues sei für Deutschland, ja für Europa überhaupt vorüber, seitdem man aus Übersee viel billiger Getreide haben konnte, die Industrialisierung sei der Fortschritt. Ganz richtig, sie ist der Fortschritt der Zivilisation. Die Frage aber ist nur, ob Zivilisation ein absoluter oder ein relativer Wert ist. Seit Ausbruch des Krieges scheint doch wiederum die Erkenntnis durchzudringen, daß die Kultur das Höhere und Wichtigere ist, die Zivilisation nur eine Ergänzung der Kultur bedeuten darf. Wir waren also vor dem Kriege in Gegensatz zu jenem Sallustischen Wort geraten, daß Staaten immer nur mit den Mitteln erhalten werden können, denen sie ihre Entstehung verdanken. Das Verhältnis zwischen landwirtschaftlicher und industrieller Bevölkerung war vor dem Kriege annähernd 30 v. H. zu 70 v. H. Damit hatte das alte Deutschland seinen Charakter zu fast Dreiviertel verändert.

Vor dem Kriege war die Verblendung so groß, daß alles, was nicht dem Mehrstand angehörte, also Nähr-, Wehr- und Lehrstand, beinahe für rückständig galt. Nur der Mehrstand schien den Fortschritt gepachtet zu haben. Aus diesem Irrtum sind jene erbitterten und fruchtlosen Kämpfe unseres innerpolitischen Lebens entstanden. Indem wir gleichzeitig Worte laut in die Welt hineinriefen, die nichts anderes besagten, als daß wir gewillt seien, unsere alten deutschen Voraussetzungen ganz zu verlassen und gewissermaßen ein zweites England zu werden, haben wir mit zu den Mißverständnissen beigetragen, die heute in der ganzen Welt über uns im Schwange sind. Wir hören aus Feindesmund häufig, daß man uns durch den Krieg wieder zu jenem sympathischen alten Deutschland vor Bismarck zurückzuführen gedenke. Das ist natürlich ein verzerrter Gedanke. Es handelt sich nicht darum, daß wir zu jenem alten, politisch unglückseligen Deutschland zurückkehren. Daß wir uns aber der Überlieferungen jenes Deutschland wieder mehr entsinnen, das hat dieser Krieg in der Tat bereits bewirkt. Freilich bedeutet diese Besinnung mitnichten Aufgabe unserer Weltmacht, wie unsere Feinde wollen, vielmehr die Erkenntnis, daß die deutsche Weltmacht andere Grundlagen und Ziele haben muß, als die englische, um der ihr innewohnenden geschichtlichen Idee freien Ausdruck geben zu können. Seit unseren Siegen im zweiten Kriegsjahre hat uns das Schicksal von Monat zu Monat deutlicher gezeigt, nach welcher Richtung sich unsere Kraft entfalten muß. Wir müssen wieder Bedarfswirtschaft, nicht der Willkür überlassene Erwerbswirtschaft treiben. Alles, was uns dazu verhilft, daß wir unsere notwendigen Nahrungsmittel für Mensch und Vieh möglichst selbst hervorbringen, und daß wir die notwendigen Rohstoffe, die

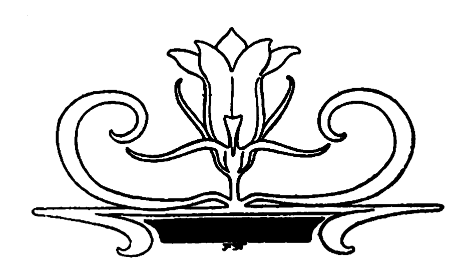
wir nicht selber haben, möglichst von unseren Bundesgenossen erhalten, die dadurch gleichzeitig bereitwillige Abnehmer unserer Industrieerzeugnisse werden, oder doch aus eigenen Siedlungskolonien, führt uns zu den alten deutschen Überlieferungen zurück und zeigt zugleich der Welt ein verständliches deutsches Ziel. Dafür unerläßlich ist die nicht nur durch Vertrag, sondern durch tatsächliche Seemacht gesicherte Freiheit der Meere, und wäre es nur, weil der Landweg Bagdad—Hamburg zu teuer ist. Freilich werden wir die Feinde von unserem Recht nicht überzeugen ohne die Nachhilfe von 42-Zentimeter-Geschossen und Unterseebooten. Wir sind dadurch zwiefach stark, daß uns beide Beweisgründe zur Verfügung stehen, die der Vernunft und die der Macht. Niemand hingegen kann die Kriegsziele der Feinde vernünftig nennen, selbst wenn sie die Macht hätten, sie durchzusetzen.

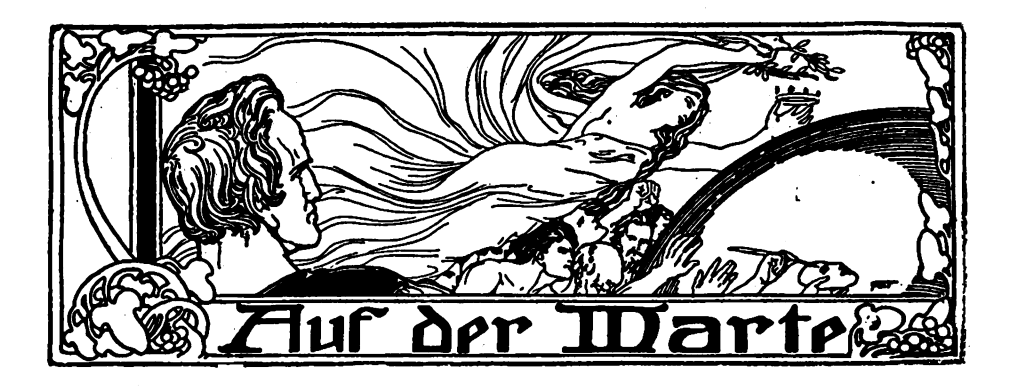
Unsere lächerliche, sich besonders an England anlehnende Fremdtümelei ist in den täglichen Sitten und in der Sprache längst zugegeben und großenteils auch abgelegt. Daß aber diese Fremdtümelei bedeutend weiter ging, ist noch nicht mit voller Klarheit erkannt. Nicht nur in der Lobpreisung der englischen ‚Freiheit‘, sondern in der sich unaufhaltsam verbreitenden Auffassung, daß Industrie, Handel und Zivilisation eine höhere Entwicklung (Fortschritt) über Ackerbau, Geist und Kultur seien, zeigte sich unsere gedankenlose Engländerei. Ich brauche die Leser dieses Blattes nicht auf die Gefahren der schrankenlosen Industrialisierung aufmerksam zu machen. Daß sie uns zu einer Abhängigkeit entweder von der Masse des Kapitals oder aber von der Masse der Arbeiter führen würde, ist bekannt genug. Ebensowenig kann bezweifelt werden, daß sie innerlich zersetzend auf das geistige wie das sittliche Leben wirken muß. Daß sie ferner die Volksgesundheit schädigt und die Nachkommenschaft verringert, ist geradezu eine Lebensgefahr. Falls dieser Krieg auch die kühnsten Träume erfüllen sollte, das brächte uns noch nicht den Sieg, den wir brauchen: Sicherung unserer Volkskraft auf lange Zeit. Die Gefahr der Industrialisierung ist für uns bedeutend größer als für England, da unsere Lebensbedingungen andere sind. Dort eine durch Schiffe zu verteidigende Insel, bei uns ein Binnenland mit ungeheuren Grenzen. Eine industrialisierte Bevölkerung aber würde einer starken Militärpolitik immer mehr Widerstand leisten und wirtschaftlich darauf dringen, daß das Getreide von dort geholt wird, wo es am billigsten ist, das heißt aus Übersee. So aber würden wir uns den Kräften, die uns groß gemacht haben, immer mehr entfremden, und bei allem Reichtum, bei einer die Meere stolz befahrenden Flotte, vielleicht bei großem Kolonialbesitz wäre unser Untergang schließlich doch besiegelt. Dieser Krieg wäre dann nur eine letzte Anstrengung deutscher Kraft, die noch zu einigen Jahrzehnten ungesunden Glanzes führen würde. Was wir zur Abwendung solcher Gefahr zu tun haben, ist: Stärkung des Nähr-, Lehr- und Wehrstandes, Erkenntnis, daß der Mehrstand nur eine Ergänzung jener drei anderen Stände sein darf.

Leider wird diese Erkenntnis noch immer getrübt durch die laute Behauptung vieler Menschen des Mehrstandes bei uns, dieser Krieg sei ein Wirtschaftskrieg. Damit tun sie den Engländern den Gefallen, ihre Auffassung anzu-

nehmen. Für die Engländer ist er allerdings ein Wirtschaftskrieg, ja ein Händlerkrieg. Wäre diese Auffassung die deutsche, ich glaube nicht, daß wir eine solche Einigkeit im Durchhalten hätten. Für ein edles Volk gibt es nur zwei Arten von möglichen Kriegen: die ursprüngliche Form des Krieges, die Scharen aus einem tatsächlich zu eng gewordenen Vaterland über die Grenze treibt, um dort neues Siedelungsland (nicht händlerisches Ausbeutungsgebiet) zu erwerben, und dann gibt es den Glaubenskrieg um eine Idee. Nun, die Idee dieses Krieges ist — wie oft betont wurde — die deutsche Idee von 1914 gegen die Idee der Westvölker von 1789. Einen Krieg um individualistisch-händlerische Interessen aber, wie den Burenkrieg oder auch wie diesen Krieg vom englischen Standpunkt aus, wird das deutsche Volk nie führen. Wer heute in die Welt hinausruft, dieser Krieg sei auch für uns nur oder vor allem ein Wirtschaftskrieg, der sagt nichts anderes als: Bisher haben die Engländer die Welt ausgeraubt, jetzt wollen wir einmal an die Reihe kommen. Dafür aber die Knochen auch nur eines pommerschen Grenadiers zu opfern, wäre Frevel. Wer derartige Behauptungen aufstellt, der macht die Menschen an ihren Idealen irre ..."

Und — das muß immer wieder betont werden —: spielt nur England in die Karten.





Die Rede des Reichskanzlers

Die letzte Rede des Reichskanzlers hat vor den Reden aller Staatsmänner in diesem Kriege — einschließlich des Herrn Reichskanzlers — das voraus, daß sie die erste ist, die aus den Allgemeinheiten heraustritt und erkennbare, vor allem aber ernst zu nehmende Kriegsziele aufstellt. Solche hat bisher noch kein Vertreter einer der feindlichen Mächte auch nur angedeutet. Dagegen reißt die Rede des Reichskanzlers den deutschen Kriegszielen eine Furche, die der Pflüger vor dem selbstgesetzten Grenzstein nun nicht mehr verlassen kann.

Denn was der Kanzler ausgesprochen hat, läßt grundsätzlich keine Deutung zu. „Was gewesen ist, kehrt nicht wieder." Der Zustand, wie er vor dem Kriege — auch politisch-geographisch — bestanden hat, gehört der Vergangenheit, der Geschichte an. Belgien wird kein Ausfallstor mehr gegen uns sein, dafür werden reale Sicherungen sorgen. Was wir in Rußland besetzt haben und etwa noch besetzen werden, wird nicht mehr Rußlands Willkür ausgeliefert.

Der Kanzler des Deutschen Reiches hat sich also darauf verpflichtet — selbstverständlich soweit es die Kriegsereignisse zulassen —, Rußland vom Westen abzudrängen, die in keinem Betracht zu Rußland gehörigen, von ihm nur daniedergehaltenen westlich gerichteten Völker zu „befreien". Die Leser der „Fragen an Deutschlands Zukunft" (Türmerheft 13) werden sich erinnern, daß mit dieser Erklärung des Kanzlers eine der Grundlinien deutscher Politik gezogen ist, die in meinem Aufsatze aufgewiesen wurden. Ob sie in dem selben Sinne gedacht ist, kann ich freilich nicht wissen. Es käme darauf an, die Furche so tief zu pflügen, daß Rußland, wie ich das meinte, auf die Dauer nicht nur nicht unser Feind zu bleiben brauchte, sondern uns auch noch ein späterer Freund werden könnte. Alles ist wandelbar, Rußland ist es auch: „Kak bog dastj" — „wie Gott will". Grau ist alle Theorie, und alles ist letzten Endes im Völkerleben Machtfrage. Wünsche und Verzichte regeln und grenzen sich nach dem zu- oder abnehmenden Machtbereich. Jetzt schon kann man in Rußland hören, es läge ihm gar nicht daran, sich der Herrschaft über die Dardanellen zu bemächtigen, nur freie und gesicherte Durchfahrt für seine gewaltige Ausfuhr zu verlangen. Also — was wir auch verlangen: „Freiheit der Meere". In Petersburger ersten Kreisen ist es vom Siegen sehr,

sehr still geworden, die baltischen Provinzen hat man in diesen Kreisen längst aufgegeben. „Das ist gar nicht Rußland,“ hört man sie sagen, „weshalb sollen wir dafür große Opfer bringen? Die Balten haben uns nie geliebt, mögen sie unter den preußischen Stiefel kriechen, uns soll es recht sein.“

Eine gleichgültige Sache wird unser Verhältnis zu Rußland zu keiner Zeit und unter keinen Umständen sein, ein freundschaftliches Verhältnis können wir aber nur erreichen, wenn wir zwischen uns und Rußland eine „Isolierschicht“ legen. Isolierschichten haben bekanntlich den Zweck, Temperaturunterschiede zu neutralisieren. Wie können wir das anders, als indem wir zu unserer, aber gewiß nicht minder auch zu Rußlands Wohlfahrt eine solche Isolierschicht auch gegen den heute noch unverständigen, später aber verständigeren Willen Rußlands herstellen? Wenn einmal erst die Reibungsflächen beseitigt sind, werden wir uns mit Rußland so gut verstehen, daß England, da es doch so uneigennützig ist, seine helle Freude daran haben müßte.

Es liegen nun zwei große Gefahren vor. Die eine ist, daß wir zu früh Frieden schließen; die andere, daß wir England, sagen wir: ein Vertrauen entgegenbringen, das im umgekehrten Verhältnis zu seiner bewährten Vertrauenswürdigkeit steht. Herr Asquith hat bei aller Muskelprotzerei des starken Mannes doch gewisse Zeichen gegeben, daß er gar nicht abgeneigt wäre, mit uns in Verhandlungen zu treten, sofern wir uns nur mit Belgien von ihm hineinlegen lassen wollen. England hat ja auch heute ein Interesse eigentlich nur noch an Belgien, Englisch-Belgien, wie man vielleicht bald von einem Englisch-Frankreich wird reden können. Es bekommt dazu Italien und Griechenland unter seinen Mittelmeer-Dreizack, — was geht England da noch Rußland an? Heilfroh ist es, Rußland tüchtig heruntergebracht zu haben und dazu, wie immer, ohne eigene Kosten. Um so aufrichtiger begrüßt es ein vermöbeltes Rußland, als es Angst vor dem Knaben Japan hat, gegen das es im Bunde mit Wilsons Vereinigten Staaten gleich nach Tische vorgehen will, diesem „Knaben“, der anfängt, ihm „fürchterlich“ zu werden, an dessen Seite aber leicht Rußland zu finden sein wird.

Das größte Unheil können wir uns nur selbst zufügen: daß wir nämlich aus Eintagsrücksichten, aus bloßen Händlerrücksichten Frieden schlössen und ihn auf diesem „Grunde“ aufbauten. Es ist eine Tatsache, wenn sie auch geleugnet, eine verdächtige Tatsache, wenn sie auch begrüßt wird, daß die Erklärungen des Reichskanzlers im neutralen, aber auch im feindlichen Auslande obschon maskierte, so doch unverkennbare Befriedigung erweckt haben. Man war — trotz allen gegenteiligen Theaterspektakels — nach unseren Siegen auf ganz andere Forderungen gefaßt und nun freudig von einer solchen Mäßigung nach solchen Erfolgen überrascht. Um so überraschter, als man selbst in gleicher Lage nicht entfernt daran gedacht hätte, sich überhaupt irgendwelche Mäßigung aufzuerlegen.

Hier wiederholt sich abermals die Überschätzung der deutschen Ansprüche, die eine und nicht die letzte der Ursachen dieses Krieges war. Hätten wir uns vor dem Kriege auch zu weitgehenden, aber fest umrissenen und klar ausgesprochenen Forderungen bekannt, so würde man uns als Geschäftsleute behandelt

haben, die zwar reichlich unbequem sind, aber doch wissen, was sie wollen, mit denen sich reden, also auch handeln läßt. Da wir aber vorgaben, nichts zu wollen, dennoch rüsteten, Milliarden für Rüstungen aufwandten, dabei immer wieder versicherten, daß wir das nur zu unserer eigenen Sicherheit täten, so hat uns das niemand geglaubt, weil es ja — wenn auch noch so wahr — in der Tat recht unglaubhaft war. Im Leben geht es oft unwahrscheinlicher zu, als im Roman, unsere Bescheidenheit war aber schon mehr als romanhaft.

Überschätzung unserer Ansprüche — Unterschätzung unserer Leistungsfähigkeit: das war ein unheilvolles Ineinandergreifen von Vorstellungen, die sich allmählich zu Zwangsvorstellungen verhärteten. Wie jüngst ein Engländer stöhnte: „Wir haben die Deutschen furchtbar unterschätzt!", so haben es auch die anderen alle getan. Daran waren wir aber selbst schuld, denn wie soll ein Staat, wie könnte eine Macht nicht unterschätzt werden, die durch fast schon grundsätzliches Nachgeben auch den frechsten Zumutungen gegenüber sich selbst solch Ohnmachtszeugnis ausstellt?

Wir haben auch heute keine Ursache zur Nachgiebigkeit. Wir sind gewiß auf nichts weniger versessen, als auf Kriegführen, wo er sich gut vermeiden oder beenden läßt. Aber unsere sämtlichen Gegner sind mehr als nur friedensbedürftig. Auf militärischen Sieg über uns haben die klügeren ihrer Lenker im stillen wohl schon verzichtet, — sie hoffen nur noch auf die englische Hungerkur. Nun, bisher haben wir sie ertragen können, und was das alte Preußen konnte: sich „großhungern", das können wir schlimmstenfalls auch noch.

Ein Staatsmann wird nicht daran vorbeisehen können, daß es England und immer wieder England ist, das sich als die Seele des gegen uns wütenden Vernichtungskampfes erweist und bewährt. Gebe sich niemand dem Wahne hin, als ob England in absehbarer Zeit es wirklich aufrichtig mit uns meinen könnte und nicht viel mehr beflissen sein wird, uns, wo immer nur möglich, ein Bein zu stellen, besonders aber von jeder Verbindung, die sich zu einer freundschaftlichen für uns gestalten könnte, fernzuhalten. Es ist daher auch damit zu rechnen, daß es versuchen wird, uns an seine Seite, d. h. in sein Schlepptau zu ziehen und dann gänzlich von seiner Gnade abhängig zu machen. Wenn schon heute sich Stimmen bei uns erheben dürfen — Stimmen, denen man eine bestimmte Bedeutung beimißt —, die eine politische Interessengemeinschaft zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten mit der Spitze gegen Japan glaubhaft machen wollen, so kann man sich nicht genug wundern, daß sie selbst daran glauben und nicht wissen sollten, daß, wer Amerika sagt, England sagt, daß sie uns also nichts Geringeres zumuten, als Englands Geschäfte zu besorgen. Oder sollte das gerade das eigentliche Ziel sein, welches sie dann freilich nicht als das, was es in Wahrheit ist, anerkennen, vielmehr als tiefe politische Weisheit ausgeben werden. Da greift man sich doch an den Kopf und fragt sich, ob es denn — nach den furchtbaren Lehren dieses Krieges — für manche „Politiker" wirklich kein, aber auch gar kein Mittel der Belehrung gibt?

Verhandeln werden wir ja mit ihnen müssen, aber fallen wir nicht auf England hinein. Es gibt Leute bei uns, die darauf drängen, Belgien lieber

heute als morgen abzustoßen, ohne viel zu fragen, was werden wird, nur um wieder ihre Verbindungen mit England aufzunehmen und die Schönheiten der „westeuropäischen Kulturgemeinschaft“, der „Weltkultur“ und „Weltwirtschaft“ auskosten zu dürfen. Vor ihren Umtrieben sei gewarnt. Sie entfalten zurzeit eine außerordentliche Rührigkeit, auch in Österreich. Lassen wir uns von niemand und zu nichts treiben, was uns nicht volle Sicherheit, Größe und Ehre unseres Vaterlandes verbürgt. Verbürgt! — das Wort muß mit der Fanfare ausgestoßen werden, damit es in seinem vollen und einzig möglichen Sinne verstanden werde. Solange uns solche Bürgschaft geweigert wird, lassen wir unsere U-Boote und Zeppeline weiter den Frieden vorbereiten, den wir brauchen, wir als das deutsche Volk, nicht die zweifelhaften Händler, denen schließlich auch das Vaterland nur ein Geschäft, ein „Objekt“ ist.

Was unsere U-Boote und Zeppeline jetzt leisten, ist gewiß schon alles mögliche. Was sie aber leisten können, das wissen unsere Gegner, während es bei uns noch lange nicht gebührend in Rechnung gestellt wird. Wenn schon ein englisches Blatt — nach all den krampfhaften Ableugnungen — gestehen mußte, die Zeppeline seien für Deutschland „von unerhörtem Werte“ gewesen, so ist damit nicht gesagt, daß sie uns nicht von noch „unerhörterem“ Werte hätten sein können und noch jetzt sein könnten. England hat die Frist und die vielen und großen Erleichterungen, die wir ihm in unserem U-Boot- und Zeppelin-Kriege so reichlich gewährt haben, nicht ungenützt verstreichen lassen, hat große Verteidigungswerke unter und über dem Wasser durchzuführen vermocht, sich dadurch selbst viel Schaden erspart, uns aber zugefügt. In der Richtung eines für uns möglichen Friedens liegt das nicht. Es liegt überhaupt nicht in der Richtung dieses Friedens, so viel über den Frieden zu reden. J. E. Frhr. v. Grotthuß

* * *

Nach der Reichskanzlerrede

Was vorläufig möglich und notwendig war, ist nun gesagt worden. Die es anhörten, haben ihren Beifall gerufen, doch im deutschen Volk kein brausender Widerhall, wie in den Bismarckzeiten. Die Schleuse ward im unaufschiebbaren Augenblick nun endlich aufgestoßen, hinter der der ganze starke Wille einer siegenden Nation stagnierte; was herauskam, floß auf ein paar Leitartikelwiesen. So geht's eben. Wenn man so unausgesetzt den Kindern durch eine ungebildete kalte Erzieherin vorsagen läßt: „Seid still, ihr bekommt nichts“, sobald sie mit klopfenden Herzen von Weihnachten reden, so stehen sie stumm und ohne Jubel, wenn eines nicht mehr erwarteten Tages dann doch noch der heilige Baum für sie mit seinen Lichtern brennt.

Ich kam vorbei, wo ein paar breite Journalisten die Weihnachtsgeschenke hin und her drehten und Schlüsse zogen. Sie hielten sie für Restbestände aus verunglückten Friedensspekulationen. „Von der baltischen See bis zu den wolhynischen Sümpfen“ —: wenn die Russen gewollt, hätten sie's haben können. Was heute die Regierung, nun endlich bekennend, sich willensvoll mit ihrem Volke einend, als die unerläßlichste Notwendigkeit der deutschen Zukunftssicherung bezeichnet, das, so meinen die Herren, sei ein gestern zum billigen Verkaufe angebotenes Börsenpapier, womit sie politisch sitzen geblieben. Noch immer ist ein Teil unserer Zeitungsmacherei, und nicht der einflußloseste, begnügt in den

Zielen der Gesindestube, in der Erlauschung, was wohl wieder „oben" vorgegangen sein möge. Und in diese Domestikenstube mit ihrem Dünnbier und ihrer elektrischen Klingel läßt sich der deutsche Michel hineinnötigen und spitzt nach denen, die wenigstens eher noch etwas als er erfahren, seine bürgerlichen Ohren.

Die nationalen Herolde fehlen, die uns die siebziger Stimmungen wiedergeben würden. Zum Glück sind ein paar weiter sehende, urteilsfähige Männer da, die auch auf die Regierung mit einwirken dürfen, doch die über das große Deutschland ehern hintönenden Geibel und Treitschke nicht, die das skrofulöse Gesindel zum Verkriechen brächten. Ihr Gedächtnis, ihr Widerhall, das Mannestum ihrer Art liegt unter den Maulwurfshügeln der Hämischen begraben, gegen die sich alle die Zeit keine Hand aus unseren von so viel verworrenen Zielen der „deutschen Kultur" erfüllten hohen und ministerialen Stellen rührte, und durch keine Kompanie von Ganghofern oder Hofgängern läßt sich das nun ersetzen. Ed. H.

*

Ein „Völker"scheider

Im „Berliner Tageblatt" verbreitete sich kürzlich ein Herr Richard Sexau über „Deutsches und österreichisches Schrifttum". Man pflegt ja auch sonst wohl kurzerhand von Deutschen und Österreichern zu reden, wenn man in Wahrheit Reichsdeutsche und Deutschösterreicher meint. Das ist zwar immer inkorrekt und wirkt auf unsere Volksgenossen in der Donaumonarchie allemal verletzend. Aber es mag als eine schlechte Gewohnheit des täglichen Sprachgebrauchs, bei der die Gedankenlosigkeit und die Neigung zur Kürze Gevatter standen, zur Not noch hingehen. Herr Sexau indes belehrt uns eines besseren. Ihm sind Österreicher und Deutsche verschiedene Nationalitäten, zwei „Völker", die nur den gleichen Sprachstamm gemein haben. Und nachdem er durch ein paar Spalten geistreichelnd, tüftelnd, spintisierend, in einem überladenen, aber bemerkenswert schlechten Deutsch Ungereimtheiten und Unverfrorenheiten aneinandergereiht hat, erklimmt er den Gipfel in folgenden Sätzen: „Noch besser vielleicht versinnbildlichen die verschiedene völkische Eigenart zwei andere Repräsentanten: Mozart und Goethe, oder — in anderen Typen, nicht so sehr in den klassischen Werken, die ihren Namen tragen —: Don Juan und Faust. Man könnte versucht sein, in der österreichischen Literatur einen geradezu romanischen Einschlag zu entdecken, während die deutsche eher auf slawische Einflüsse hinzudeuten scheint."

Man soll es, zumal im Burgfrieden, ja nicht tun, aber mitunter kann man den Wunsch nur schwer unterdrücken, von derlei „deutschen" Schriftstellern einmal den Stammbaum abzuleuchten. Kann schon sein, daß Herrn Richard Sexaus Art aus ursprünglich von Slawen besiedeltem Boden, aus den Gefilden der östlichen Völkerwiege erwuchs. Wir andern wissen, daß, als Johann Wolfgang Goethe und Wolfgang Amadeus Mozart, in Worten der eine, in Tönen der andere, zur deutschen Nation sprachen, die Deutschen zwar das Volk der 101 Vaterländer, aber dennoch (oder vielleicht gerade darum) ein einiges Volk waren. Die historisch-politischen Grenzen, die die einzelnen deutschen Stämme voneinander schieden, waren zu willkürlich, zu unwirklich und fratzenhaft. Darum baute, soweit sie zu Denken und Klarheit erwachte, die Nation über sie hinweg sich ein geistiges Vaterland, in dem neben dem Ostpreußen und dem Rheinländer auch der Tiroler und Steiermärker Platz hatten. Verständige Deutsche pflegen das auch heute so zu halten, und was von deutschen Männern im Reich oder außerhalb seiner Grenzen geschaffen wird, froh und dankbar als gemeinsamen, stolzen Besitz zu bewahren. Und sie verbitten sich ganz einfach, daß irgendein Richard Sexau des Weges kommt und uns erzählt: die Haydn, Mozart, Grillparzer, Lenau, Anastasius Grün, die Anzengruber und Marie von Ebner-Eschenbach wären keine Deutsche, „nur" Österreicher. Wobei dann noch die Scherzfrage entstände, wohin man denn eigentlich den nach Wien verschlagenen

Dithmarschen Hebbel, der nie zum Reich gehört hat, zu zählen hätte. R. B.

*

Hindenburg als Erzieher

In seiner Würdigung Hindenburgs wirft Major Franz Karl Endres in der „Frankfurter Ztg." die nur zu berechtigte Frage auf:

Wie war es möglich, diesen Mann im Frieden zu übersehen? Wie war es denkbar, daß Deutschlands größter Marschall seinen Abschied nahm, nehmen durfte? Moltke gibt uns darauf die Antwort, wenn er schreibt: „Das moralische Element kommt im Frieden seltener zur Geltung, im Kriege bildet es die Bedingung jeglichen Erfolges. Im Kriege wiegen die Eigenschaften des Charakters schwerer als die des Verstandes, und mancher tritt auf dem Schlachtfelde glänzend hervor, der im Garnisonleben übersehen wurde." Aus dieser Tatsache müssen wir lernen.

Mehr und mehr müssen die Möglichkeiten geschaffen werden, daß Männer aus Stahl und Eisen an die Stellen kommen, wo Stahl und Eisen nötig sind. Was der Krieg erzwingt, daß aus den 70 Millionen deutscher Köpfe und Herzen die Intelligenzen und Charaktere in die Höhe kommen und die Rolle spielen, die ihnen gebührt, das muß freiheitliches Empfinden und unbefangene Einsicht auch im Frieden ermöglichen. Das deutsche Volk braucht Männer, es kann der Schleicher und Schranzen entbehren, es muß diese ekligen Gewächse sogar mit aller Gründlichkeit beseitigen, um das Jahrhundert nach dem Kriege durchzuhalten. Hindenburg als Erzieher, als Mahner, als Beispiel soll nie vergessen werden ...

Nie besaß er Furcht vor den Menschen, jene nach oben gerichtete Furcht, die den Rücken krümmt und aus freien Menschen Lakaien macht, jene so unendlich weit verbreitete Furcht, die Streberei, Kriecherei, Schmeichelei im Gefolge hat, die den Menschen nicht wagen läßt, eine eigene Ansicht zu vertreten, die das dienernde Lächeln zur täglichen Maske dieser Armseligen macht. Das hat Hindenburg nie gekannt. Auch darin soll er unserer Jugend Erzieher sein.

Die deutschen Agenten der Internationale

Das sind sie, nach der „Täglichen Rundschau", alle diese Leute der Haase-Luxemburg-Gruppe, mit den Ströbel, Hoffmann, Liebknecht usw. als zwar ergebenen, aber nur untergeordneten Organen. Sie haben in Deutschland selbst, von einigem unzurechnungsfähigen großstädtischen Pöbel und etlichen stillen Verbündeten in einem Teil der noch bürgerlichen Presse abgesehen, so gut wie keine Gefolgschaft. Ihr Versuch, bei Kriegsbeginn durch die Friedensdemonstrationen dem Reich Steine in den Weg zu legen, ist kläglich gescheitert. Der Anhang, in dessen Interesse sie arbeiten und aus dem sie ihre Kraft ziehen, sitzt in der Tat im Auslande. Diese Leute der ‚Internationale' sind die deutsche Agentur der Wühler im Dunklen, die, anglo-romanischer Herkunft, in der ganzen Welt gegen das Deutsche Reich arbeiten, das verhaßte Reich, dem stärksten Bollwerk gegen ihre Pläne. Diese Wühler, die untereinander eine feste Organisation verbindet, sind eine der wichtigsten treibenden Kräfte in diesem Kriege; und wir spüren ihren Einfluß in Rußland und in den Vereinigten Staaten sowohl wie in Griechenland, Rumänien und dem kleinen Portugal. Sie sind die Leute, mit denen Haase und die Seinen sich durch die Gemeinsamkeit der Ideen verbunden fühlen, und denen man, nun ihr Spiel allmählich verloren scheint, — verloren scheint vor allem auch durch das trotz jahrelanger Bearbeitung gesunde Empfinden der deutschen Arbeiterklasse, — wenigstens durch diese parlamentarischen Skandale in etwas zu Hilfe kommen möchte. Diese Skandale sollen im Auslande den Eindruck erwecken, als ob schließlich doch Uneinigkeit im deutschen Volke vorhanden wäre. Sie sollen dort neuen Mut schaffen; vielleicht auch mattherzige Leute an der einen oder anderen einflußreichen deutschen Stelle einschüchtern. Im Interesse unserer Feinde! Und insofern war die Frage des Abg. David an den Haase:

„In wessen Auftrage sind Sie hier? Vielleicht in dem des Auslandes?" nur allzu angebracht.

*

Meldungen des Neuyorker Vertreters von W. T. B.

„Die U-Boot-Frage wird dadurch verwickelter, daß das Staatsdepartement von dem amerikanischen Konsulat in Queenstown amtlich benachrichtigt wurde, daß der Dampfer ‚Manchester Engineer' mit zwei amerikanischen Negern, Viehhändlern, an Bord torpediert worden ist."

Ebenso lehrreich ist auch folgende Depesche der „Evening Post" aus Washington anläßlich des Untergangs des „Sussex": „Die überwiegende Stimmung in der Kabinettsitzung war für einen Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit Deutschland, wofern nicht der gegenwärtige Zwischenfall in zufriedenstellender Weise aufgeklärt und feste, unzweideutige Zusicherungen für das künftige Verhalten der deutschen U-Boote gegeben werden könnten. Das allgemeine Gefühl war, daß jetzt eine bestimmte und klare Aussprache mit Deutschland stattfinden muß. Die Neigung Wilsons und Lansings ging dahin, keine eiligen Maßnahmen zu ergreifen, sondern das Ergebnis der Untersuchungen Gerards abzuwarten. Es war jedoch nicht zu verkennen, daß die Regierung entschlossen ist, ohne langen Aufschub eine Entscheidung in der Unterseebootfrage herbeizuführen ..."

Indem solche Sensationsdepeschen die Runde durch unsere Tageszeitungen machen, gewinnt es den Anschein, als ob wir nichts Besseres zu tun hätten, als uns um das mehr oder weniger freundliche Gesicht Uncle Sams zu kümmern. Warum übergeht man solche aufbauschenden Meldungen nicht mit überlegenem Stillschweigen? Oder glaubt man bei uns im Ernst, daß sich die U-Boot-Frage durch die Anwesenheit zweier Neger — seit wann diese Wertschätzung der verachteten „niggers" von ehedem? — als Schutzengel auf dem englischen Schiff wirklich verwickelter gestalten werde? Muß denn immer gleich vom Abbruch der diplomatischen Beziehungen gefaselt — Verzeihung! — gekabelt werden? Warum uns immer wieder mit rein persönlicher Annahme, Vermutung oder, wie bei der Kabinettsitzung, mit leeren Begriffen wie Stimmung, Gefühl, Neigung und Ansicht bluffen wollen? Davon brauchen wir nichts zu wissen. Wenn solche Meldungen auf uns einwirken sollen, dann mögen sie uns nur zur Entschlossenheit zu harten Tatsachen beeinflussen, frei von gefühlsmäßigem Hin- und Herschwanken und frei von ängstlichem Lauschen nach der Meinung derer, die im Grunde ihres Herzens unsere Freunde nicht sind, sondern nach Kräften unsere Feinde fördern.

Dr. F. E. S.

*

Schutzhaft

Der „Post" wird von „parlamentarischer Seite" geschrieben:

„Der Präsident des Reichstages hat sehr fürsorglich gegenüber Dr. Liebknecht gehandelt, indem er dafür gesorgt hat, daß dessen Äußerungen, um derentwillen er von der Sitzung ausgeschlossen wurde, nicht bekannt geworden sind. Andernfalls wäre, nach den Vorgängen im Reichstage selbst zu schließen, ernstlich damit zu rechnen gewesen, daß Dr. Liebknecht auf der Straße gelyncht worden wäre. Da von diesem Nachäffer des Herostrat aber nicht zu hoffen ist, daß er sich den Vorgang vom Sonnabend zur Warnung dienen läßt, so besteht eine solche Gefahr noch fort, und es wirft sich daher von selbst die Frage auf, ob es nicht angezeigt wäre, Herrn Dr. Liebknecht im Interesse seiner eigenen Sicherheit für die Dauer der Reichstagssession in Schutzhaft zu nehmen. Der Artikel 31 der Reichsverfassung, durch welchen die Immunität der Reichstagsabgeordneten gewährleistet wird, steht nach Wortlaut und Sinn einem solchen Vorgehen nicht entgegen. Daß im Falle der Bejahung dieser Frage auch allgemeinen vaterländischen Interessen gedient würde, bedarf der näheren Darlegung nicht."

*

L 15

Man versuche, sich in das Gefühl von Luftschiffinsassen zu versetzen, die, ihrer Pflicht getreu, das feindliche Gelände mit Bomben bestreut haben und nun im frohen Bewußtsein des gut vollführten Auftrages die Heimfahrt antreten, wo ihrer Lob und Ehre wartet. Da, wie man schon die schimmernde Fläche des Meeres unter sich hat, vielleicht im Gefühl wachsender Sicherheit etwas zu tief herabstieg, zerreißt das Projektil des Abwehrgeschützes, das unten lauert, die Hülle, und der wundgeschossene Vogel muß aufs Meer herniedergehen, wo statt der Triumphe und Ehren die Gefangennahme wartet. Hier lösen sich ganz andere Gefühlskomplexe aus als bei dem Soldaten, der dem feindlichen Schützengraben entgegenstürmt und vom Kriegerschicksal ereilt wird. Dort steht der Mensch unter einem mächtigen Impuls, der alle sonstigen Erwägungen mit sich fortreißt, sie gewissermaßen ertränkt unter der Flut dieses einen Gefühles: dem Feind und den feindlichen Kugeln entgegen; hier aber ist Zeit zum völligen Auskosten der Lage, denn der Körper ist hier nur Teil und Inhalt jenes größeren Körpers, des Luftschiffes, das nun als ein beseelter Organismus empfunden wird, der dem Geist bei aller Spannung Zeit und Muße läßt, sich in allen seinen Gefühlsschwankungen im eigenen Bewußtsein abzuspiegeln. Um so schwerer wird aber dann das Versagen dieses Organismus, das Aufhören der Bewegung, das Fallen des Luftschiffes empfunden; der Gefühlsumschlag ist hier ein ungleich gewaltigerer, der Abstand zwischen dem Triumph der Fahrt und der drohenden Gefangennahme oder dem Tode in den Wellen ein ungleich größerer. Mut und Tapferkeit werden in allen Fällen vom Soldaten gefordert, aber keine Waffe verlangt wohl soviel Kaltblütigkeit, als der Dienst in unseren großen Luftschiffen; mit dem kühnen Draufgehen und der Hitze des Temperamentes ist hier gar nichts zu machen. —

Die Projektile durchlöcherten die Hülle des Zeppelins, unsere Braven vom L 15 sanken in der Themsemündung. Sie wurden gefangen genommen, und der Engländer freute sich, als er hoffen konnte, eines unserer Luftschiffe in den Hafen zu schleppen und hier ein Muster für den prächtigen Mechanismus zu haben, den er nun nachahmen konnte. Es gelang ihnen nicht; das Luftschiff klaffte in zwei Hälften auseinander — sollte das nur ganz Zufall und günstige Fügung gewesen sein? — und mußte im Stiche gelassen werden.

Und nun kommt der Höhepunkt: Als der Reporter in bewußter Entstellung der Tatsachen und um den Triumph deutscher Tüchtigkeit zu leugnen, den Offizier fragt: „Sie wissen doch, daß Sie mit allen Ihren Luftschiffangriffen bisher keinen militärischen Schaden angerichtet haben?“ da antwortet der nicht etwa, wie es naheliegend gewesen wäre, mit der Aufzählung von Tatsachen; nicht in eine Polemik läßt er sich mit dem hämischen Frager ein, sondern er entwaffnet ihn mit der schlagenden, jede Erwiderung abschneidenden Gegenfrage: „Glauben Sie, daß wir nicht genau wissen, was wir tun, daß wir zur Tötung unschuldiger Zivilisten, von Frauen und Kindern ausgesandt wurden?“ Diese Beantwortung durch eine Gegenfrage ist herrlich in ihrer Knappheit, ist so echt deutsch, ist so treffend, die Diskussion des Gegenstandes aufhebend, daß sie — so geringfügig die paar Worte gegenüber der Brutalität der Tatsachen erscheinen mögen — im großen Zusammenhange als Tat, als positives Moment zu betrachten sind.

In solchen Fällen der Gefühlswirrnis die richtige Antwort finden, ist keine kleine Sache; der Mann aber, der sie findet, muß von echtem Schrot und Korn sein; er bildet für uns ein Muster und Beispiel. Das hervorzuheben ist bei der Fülle von Ereignissen, die unsere Empfangsfähigkeit abstumpft, am Platze.

*

Es geht nicht an!

„Es geht nicht an,“ erklärt die „Kölnische Volkszeitung“, „mit formellen, taktischen oder anderen Bedenken die Bespre-

chung der U-Boot-Anträge im Reichstage abzulehnen. Man kann unmöglich der Besprechung in den Parlamenten eine Frage entziehen, über die man mit anderen fremden Mächten förmliche Denkschriften ausgetauscht, wiederholt politische Erklärungen abgegeben und monatelang diplomatische Verhandlungen gepflogen hat. Bei allen Aussprachen mit den Führern der Fraktionen und der Presse sind Erklärungen über den U-Boot-Krieg stets nicht vom Chef des Admiralstabes oder vom Reichsmarineamt, sondern vom Reichskanzler oder vom Staatssekretär des Auswärtigen Amtes abgegeben worden. Es ist auch kein Geheimnis, daß in U-Boot-Fragen politische Ressorts der verschiedensten Art stets mitgesprochen haben."

*

Wohl ausersonnen!

Im Spätherbst, berichtet die „Deutsche Post und Afrika-Korrespondenz", begann die russisch-englische Freundschaft merklich abzukühlen, und erst verstohlen, dann immer offener wurden in der russischen Presse Stimmen laut, die von England eine stärkere Anteilnahme am Kriege forderten. Wohl oder übel mußte England dem Rechnung tragen. England tat es, indem es die Wehrpflicht einführte, dem von Rußland ausgeübten Druck nachgebend. Die Wirkung dieses Schrittes war verblüffend: die eben noch mürrische, nörgelnde russische Presse brach in Jubelhymnen aus, aller Ärger war vergessen, und Land und Volk waren wieder bereit, England auch fernerhin treue Gefolgschaft zu leisten. Diese ihm günstige Stimmung wußte England auch wirtschaftlich auszunützen. So haben englische und kanadische Syndikate soeben im Ural 250 Gold- und Platinwäschereien angekauft, die ganze Flußsysteme umfassen und ein Areal von 65000 Deßjatinen einnehmen. Die hierzu erforderliche ungeheure Summe ist der russischen Regierung sofort eingezahlt worden. Am raffiniertesten dürfte aber wohl die von England großzügig eingeleitete Übersiedelung der von Haus und Hof vertriebenen deutschen Kolonistenbauern nach Kanada sein. Unter den günstigsten Bedingungen werden diese unglücklichen, bettelarm gewordenen Heimatlosen über das große Wasser gelockt: freie Überfahrt, beträchtliche Vorschußzahlung, günstige Kaufbedingungen auf noch ungerodetem kanadischen Boden. Ein großes Bureau ist zu diesem Zweck in Petersburg eröffnet worden, und sicherlich werden nicht wenige der dem Elend preisgegebenen Vertriebenen nach diesem Rettungsanker greifen. Und drei Fliegen schlägt England hier mit einer Klappe: erstens befreit es Rußland von dieser „deutschen Plage", vermindert die nach Millionen zählende Schar der Flüchtlinge und erwirbt sich damit neues Anrecht auf Rußlands Dankbarkeit; zweitens schafft England sich selbst die tüchtigsten, in Jahrzehnten treuer deutscher Pionierarbeit gestählten Landarbeiter, und drittens und vor allem beraubt es Deutschland um diese Quelle deutscher Volkskraft, die ihm zu Besiedlungszwecken nach dem Kriege so nötig sein wird.

*

Nicht standesgemäß

Über die Kautionsfrage der Offiziere bringt der „Türmer" in einem Artikel „Andromache", Heft 12, S. 868, beachtenswerte Ausführungen. Der Verfasser hält es für unwürdig, einen hochgebildeten Mann, wie es der deutsche Offizier ist, von der Gunst des reichen Onkels oder der Schwiegermutter abhängig zu machen. Er meint, die Männer sollten ihre Ritterlichkeit dadurch bekunden, daß sie der arbeitenden Frau den Vortritt lassen vor der privatisierenden (Drohne), und daß die Gesetze danach ausfallen, auch für den Offizierstand.

Diese Ausführungen, denen voll beizustimmen ist, können durch praktische Fälle in der Marine noch bekräftigt werden. Bindet sich z. B. ein Anwärter für eine Fachoffizier- oder Ingenieur-Laufbahn in der Kaiserlichen Marine an ein hochgebildetes Mädchen von tadellosem Ruf und wird nachträglich fest-

gestellt, daß die Kaution (Vermögensnachweis) nicht ganz oder gar nicht vorhanden ist, oder daß das Mädchen selbst (oder auch nur ihre Mutter) vorher durch ehrliche Arbeit ihr Brot selbst verdient hat, so muß dieser Anwärter entweder auf die Fachoffizierlaufbahn oder auf die eheliche Verbindung mit dem Mädchen verzichten.

Ist er ehrlich genug, sein gegebenes Wort (oder eine entsprechende Andeutung) zu halten, so bringt er es höchstens bis zum Ober-Deckoffizier. Er sieht dann, daß seine Kameraden „Offiziere" und seine Vorgesetzten werden, ihn gesellschaftlich und durch bessere Besoldung wirtschaftlich weit überholen, und wird schließlich aus den sich daraus ergebenden fortwährenden Unannehmlichkeiten gänzlich verbittert. Er empfindet es als eine Erlösung, wenn er schließlich durch Krankheit dienstunfähig und pensioniert wird. Aber auch noch nach seiner Pensionierung muß er die Nackenschläge seiner ritterlichen Ehrlichkeit (bewiesen durch diese „nicht standesgemäße Heirat") spüren. Er erhält nämlich seine Pension nur zum kleinsten Teil ausbezahlt, wenn er irgendeine Stelle im Reichs-, Staats- oder Kommunaldienst annimmt. Annehmen muß er (da er ohne Vermögen geheiratet hat) solche Stellen, weil der Deckoffizier a. D. von seiner Pension mit Familie nicht existieren kann. Gekürzt wird seine Pension nach der sehr niedrigen Staffel des § 57 des Offiz.-Pens.-Ges. 06. Hätte er nicht so ehrlich (oder unglücklich) geheiratet, so wäre er Offizier (und schließlich durch Beförderungen Hauptmann usw.) geworden, seine Pension wäre dann fast doppelt so hoch, und diese würde dann nach der viel günstigeren und höheren Staffel des § 24 Offiz.-Pens.-Ges. 06 gekürzt. Abgesehen davon, daß er dann überhaupt nicht nötig hätte, eine Zivilstelle noch anzunehmen, weil er doch Geld erheiratet und dazu noch eine erheblich höhere Pension erhält.

Ein Ober-Deckoffizier a. D. darf bis zu 21 Dienstjahren 3000 ℳ, mit 36 Dienstjahren 4500 ℳ, ein Fachoffizier a. D. darf bis zu 21 Dienstjahren 4000 ℳ, mit 36 Dienstjahren 6000 ℳ Gesamteinkommen haben. Zum Gesamteinkommen rechnet Gehalt und Wohnungsgeld der Zivilstelle und die Militärpension. Alles Überschüssige wird von der Pension einbehalten. (Was heutzutage mit 3000 ℳ zu machen ist, dürfte bekannt sein.)

Man sieht hieraus, welche Härten sich für den ehrlichen, ritterlichen Mann aus solchen Entschließungen ergeben können.

Änderung scheint dringend geboten.

*

Poverino!

In Italien, das in der vorderen Front der „erleuchteten" Nationen die Zivilisation gegen die deutsche Bedrohung verteidigt, macht es einen schlechten Eindruck, daß der amerikanische Nationalkonvent ohne alle Erörterung die Lage benutzt hat, um die Einwanderung von — Analphabeten zu verbieten. „Popolo d'Italia", eines der uns feindlichsten Blätter, weist namentlich darauf hin, wie „sehr stark" die Nation von dieser Maßregel getroffen werde. Nun werden sie noch mehr als sonst sich nach Brasilien und Argentinien wenden müssen.

Bemerkenswert ist, wie sich so auf dem Wege der reinen Tatsächlichkeit auch heute noch immer die Scheidung der Rassen vollzieht. —f—

*

Ein unverwirrter Neutraler

Im großen Saal der Zunft zur Zimmerleuten in Zürich, wo vor etwas über Jahresfrist Spitteler geredet, stand jüngst der Baseler Geschichtsprofessor Dr. Herm. Bächtold an der gleichen Stelle. Aus seinen Darlegungen hat folgendes Anspruch, auch bei uns nach dem Bericht der „Züricher Post" gekannt und beachtet zu werden.

„Die welsch-schweizerische Auffassung geht davon aus, daß die deutsche Politik ein Unikum sei in der Weltgeschichte und nicht gehemmt werde durch irgendwelche Rücksichten auf Recht und Moral. Aber wen hat denn der Welt-Expansionsgeist erfüllt, lange ehe es ein Deutsches Reich oder doch eine deutsche Weltpolitik gab? Und kennen denn die Welschen keine Zahlen? Wissen sie nicht,

daß ein Viertel der Erdoberfläche englisch ist, ein Sechstel russisch, ein Zwölftel französisch, aber nur ein Vierzigstel deutsch und ein Zweihundertstel österreichisch? Was ist die deutsche Kolonialpolitik gegenüber der riesigen Expansionspolitik, die die Ententestaaten im alten wie im neuen Jahrhundert in fast sämtlichen Weltteilen getrieben haben? Und wer hat die Einkreisungspolitik gemacht, die jetzt als deutsches Wahngebilde hingestellt wird, für deren tatsächliches Bestehen aber Dutzende von Zeugnissen aus vor dem Krieg erschienenen Veröffentlichungen von Ententeschriftstellern angeführt werden könnten? ... Das Bild, das die Welschen von der deutschen Kultur haben, ist ein Zerrbild, ist minderwertiger Import. Will man das Mißtrauen der Welschen gegen die Deutschschweizer zerstören, so muß man die deutsche Kultur sehen, wie sie ist, und verstehen, wie eng das schweizerische Geistesleben mit dem deutschen verbunden ist, anstatt daß man geistige Schützengräben gegen Deutschland aufwirft."

Der Vortrag fand statt in der Gesellschaft für deutsche Sprache, deren Präsident, der Privatdozent Dr. Pestalozzi, weitere Betrachtungen über deutsch- und welschschweizerisch mit den Worten schloß: „Daß die Politik der Leisetreterei zu nichts führe, das werde man jetzt hoffentlich endlich gelernt haben." Kurzum, ein Abend, zu dem auch Deutschland selbst hochgestellte Zuhörer mit Nutzen hätte entsenden dürfen.

*

Ministerunwillkürlichkeiten

„Wer lügt, muß ein gutes Gedächtnis haben", sagt ein altes Wort. Eine Eigenschaft Englands, die aus seiner hochmütigen Unverfrorenheit entspringt, war es von je, sehr bald zu vergessen, was es im Augenblick des Zwecks behauptet hatte. So erklärte Asquith am 1. April den römischen Zeitungsleuten, es würde England sehr geschmerzt haben, wenn Italien sich dem Kriege an Englands Seite „entzogen" hätte. Wir meinten doch, daß England sich an Frankreichs und Rußlands Seite dem Kriege angeschlossen habe, weil es nur so die kleinen Nationen beschützen konnte. Und daß Italien sich dem erhabenen Gebote nicht hätte „entziehen" können, die nationale Ehre und den sacro egoismo zu beschützen. H.

*

Das englische Raubmörderideal

Der frühere englische Minister Masterman hat eine Flugschrift erscheinen lassen, in der er Englands Ideal, seine Aushungerungspolitik, mit teuflisch kalter Wollust verherrlicht. Die englische Flotte, sagt er, „hat langsam, aber sicher, ohne Schaugepränge und Ruhmredigkeit, gleich einer unsichtbaren Hand, die einen Menschen im Dunkeln erwürgt, ihre Hand an die Kehle Deutschlands gelegt, und sie wird erst loslassen, wenn ihr Widersacher tot ist. Das Opfer mag kämpfen, mit Händen und Füßen zappeln, sich in seinem Todeskampfe und in der Anstrengung, alles Umgebende zu zerbrechen, winden — aber die Umklammerung wird ungeachtet dieser Heftigkeit allmählich enger werden, und der Druck wird sich verstärken ..."

Wenn ein früherer Minister Bekenntnisse wie diese von sich gibt, Bekenntnisse, die jedem Raubmörder Ehre machen würden, so muß man — nach all den schon vorliegenden gleichwertigen Gesinnungsproben — sich doch fragen, ob mit einem solchen Volke anders wird auszukommen sein, als indem man es, eben wie einen Raubmörder, zu Boden schlägt.

*

Eine Friedenskonferenz?

Nach Pariser Blättern sollen sich Frankreich und Italien darüber verständigt haben, den Papst zu der bevorstehenden Friedenskonferenz nicht zuzulassen. Die Friedenskonferenz dürfe nur von Kriegführenden beschickt werden usw. Vorläufig stehen Friedensverhandlungen noch nicht in Sicht. Außerdem ist schon der Gedanke zurückzu-

weisen, daß sich die Leiter des Vierbundes auf eine Friedenskonferenz einlassen werden, auf der womöglich unter Vorsitz eines ausschlaggebenden Vertreters der nordamerikanischen Union eine Mehrheit über die Friedensbedingungen entscheidet und die Sieger überstimmt. Mit dieser Möglichkeit scheinen die Besiegten zu rechnen, verkennen aber, daß es der Sieger ist, der den Frieden bestimmt.

*

Der Erfinder der „Preußenseuche“

An den verschollenen Demokraten Gustav Rasch aus der Konfliktszeit, den Verfasser der Bücher „Vom verlassenen Bruderstamm“ (Schleswig-Holstein) und „Frei bis zur Adria!“ aus den sechziger Jahren erinnert E. Vely im „Berliner Tageblatt“. Danach war Rasch ein grimmiger Republikaner, wußte an seinem Vaterlande viel zu tadeln, bewunderte das Ausland und trug Orden fremder Fürsten. Der Erfinder des albernen Worts „Preußenseuche“ ist da von befreundeter Seite nicht übel gekennzeichnet worden.

*

Deutsche Arbeiterschutzgesetzgebung für Ausländer

Italien, das sich mit uns „nicht“ im Kriegszustand befindet, sperrt die Ausfuhr nach Deutschland, aber unser Vaterland kommt ruhig seinen Verpflichtungen in bezug auf Gewährung von Unfall- und Invalidenrenten an italienische Arbeiter weiter nach. Wenn man sich das vorstellt, kommt einem unwillkürlich das Bild des deutschen Michels in den Sinn. Der teure Bundesgenosse hat auch früher schon unsere Gutmütigkeit in dieser Beziehung weidlich ausgenützt. Italienische Arbeiter, die in Deutschland mehr wie in der Heimat verdienten, erleiden einen kleinen Unfall, der sie zum Bezug der Unfallbzw. Invalidenrente berechtigt. Sie gehen in ihre Heimat zurück und leben bei ihren geringen Ansprüchen ans Dasein vergnügt von der Rente, die ihnen der deutsche Staat zahlt. Während bei den deutschen Arbeitern die ärztlichen Nachuntersuchungen äußerst gewissenhaft und streng sind und mit der Zeit oft eine Verkürzung oder gar einen Wegfall der Rente zur Folge haben, kommt das bei den Italienern fast nie vor, da der italienische Arzt sich schon mit dem Patienten zu verständigen weiß, wobei Michel der Geprellte ist.

Könnte nicht jetzt im Weltkrieg, der doch ein großes Ausräumen ist und Maßnahmen rechtfertigt, die in Friedenszeiten böses Blut machen würden, dieser ganze Zustand, daß unser Staat Millionen Renten an Ausländer zahlt, aufgehoben werden? Ich schlage ein Gesetz vor, daß unsere Arbeiterschutzgesetzgebung für Ausländer außer Kraft gesetzt wird; vielleicht kann man bei österreichisch-ungarischen Staatsangehörigen eine Ausnahme machen.

Ein Bedenken ist freilich dabei: Unsere deutschen Arbeiter werden mit Recht einwenden, daß ein deutscher Arbeitgeber dann mit ausländischen Kräften billiger arbeiten könne und sie vor einheimischen bevorzugen werde, wenn er nicht die sozialpolitischen Lasten für sie tragen muß. Aber diesem Bedenken kann leicht Rechnung getragen werden. Jeder Arbeitgeber hat für Ausländer dieselben sozialpolitischen Opfer wie für Inländer zu bringen, aber diese Opfer kommen nicht den Ausländern zugute, sondern fließen in einen staatlichen Fonds, über dessen Zweckbestimmung sich Berufenere, als ich es bin, verständigen können. Der Fonds kann unserer Arbeiterversicherung oder unsern Kriegsbeschädigten dienen.

Es ist nicht zu befürchten, daß Ausländer, die daheim keine oder nur geringe Arbeitsmöglichkeiten finden, deshalb Deutschland fernbleiben werden, aber unser Staat würde Millionen für Zwecke flüssig machen können, die unserm Volke dienen.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart



„Kriegsfrühling 1916“

Carlos Tips

Beilage zum Türmer



XVIII. Jahrg. Zweites Maiheft 1916 Heft 16

Der Wille zum Kinde

Von Hans von Kahlenberg

In einer Zeit, wo jeder Tag des Todes reiche und überreiche Ernte verzeichnet, wo unser bestes Blut in verschwenderisch reichem Strom für das Vaterland vergossen wird, wendet sich naturgemäß Zuversicht und Sorge auf den Nachwuchs, auf das Deutschland von dereinst, unserer Kinder und Enkel, dem eben jenes frische und hoffnungsreiche Leben sich ohne Kargen und Zögern opfert und weiter opfern wird, bis ihm ein gedeihlicher Fortbestand und unbehindertes Wachstum in Gottes lichter Sonne und freier Luft gesichert ist. An unsere Frauen und Mädchen, denen der große Krieg unsägliches Leid und tränenschweres Entsagen auferlegte, tritt damit eine höhere, aufbauende Pflicht, — — die Mütter und Gattinnen sollen uns Kinder, neue Kinder schenken, sie sollen noch unmündige, ihre [illegible] zu Männern und Soldaten aufziehen; in ihren Töchtern aber sehen wir [illegible] und Mütter der Zukunft, fruchtbare, schenkende und gesegnete [illegible] Begeisterungssturm im Anfang des Kriegs kleinliche Bedenken [illegible] und Weltklugheit hinwegscheuchte, wie er viele Paare zusammen[illegible], die [illegible] der knauserige Rechner Alltag, eigne Bedenken oder die [illegible] für immer oder mindestens noch für lange Jahre getrennt gehalten hätte [illegible] wir diesen Bedenken in der erhofften weiteren [illegible] mit Schaffens- und Wirkensfreudigkeit für jeden, für den [illegible] und den Fürsten,



„Kriegsfrühling 1916" — Carlos Tips

Beilage zum [illegible]



XVIII. Jahrg. Zweites Maiheft 1916 Heft 16

Der Wille zum Kinde

Von Hans von Kahlenberg

In einer Zeit, wo jeder Tag des Todes reiche und überreiche Ernte verzeichnet, wo unser bestes Blut in verschwenderisch reichem Strom für das Vaterland vergossen wird, wendet sich naturgemäß Zuversicht und Sorge auf den Nachwuchs, auf das Deutschland von dereinst, unserer Kinder und Enkel, dem eben jenes frische und hoffnungsreiche Leben sich ohne Kargen und Zögern opfert und weiter opfern wird, bis ihm gedeihlicher Fortbestand und unbehindertes Wachstum in Gottes lichter Sonne und freier Luft gesichert ist. An unsere Frauen und Mädchen, denen der große Krieg unsägliches Leid und tränenschweres Entsagen auferlegte, tritt damit auch eine frohere, aufbauende Pflicht, — — die Mütter und Gattinnen sollen uns Kinder, neue Kinder schenken, sie sollen noch unmündige, ihre jungen Knaben zu Männern und Soldaten aufziehen; in ihren Töchtern aber sehen wir Frauen und Mütter der Zukunft, fruchtbare, schenkende und gesegnete Frauen! Wie der Begeisterungssturm im Anfang des Kriegs kleinliche Bedenken der Vorsicht und Weltklugheit hinwegscheuchte, wie er viele Paare zusammenführte, die sonst der knauserige Rechner Alltag, eigne Bedenken oder die Sorglichkeit der Eltern für immer oder mindestens noch für lange Jahre getrennt gehalten hätten, so möchten wir diesen Bedenken in der erhofften weiteren und freieren Friedenszeit mit Schaffens- und Wirkensfreudigkeit für jeden, für den Proletarier und den Fürsten,

in einem durch innere Schranken von Kaste und Rang nicht länger mehr gehemmten, gesunden Umlauf, dem lebendigen Austausch aller Volkskräfte, immer weniger Raum gönnen. Auf jede Weise sollte die Eheschließung, die Möglichkeit zur Begründung eines eigenen Hausstandes, erleichtert und gefördert werden. Ein junges, glückliches Paar kann sich sehr wohl einschränken, gerade weil es sich des Liebesglücks und der Gesundheit erfreut, für die dem gleichen Paar in späteren Jahren naturgemäß Behagen und einige Behäbigkeit Ersatz bieten muß. Es schadet auch den Kindern keineswegs, wenn sie in der Jugend mäßig in allen Genüssen gehalten werden, sie bleiben dadurch gesunder, bescheidener und genußfähiger; nichts ist peinvoller zu sehen als ein verwöhntes, blasiertes Großstadtkind, wo man durch Überladung alle zarten Knospen feiner und edler Triebe früh erdrückt hat. Die beiden großen und reinen Freudenquellen, Naturliebe und Menschenliebe, stehen auch dem Ärmsten, dem Vermögenslosen, zur sättigenden Kräftigung immer offen. Es ist aber eben ein wenig schwerer, ein Kind in dieser Freudigkeit zu erziehen, als ihm kostbares Spielzeug zu kaufen und eine ausländische Bonne zu halten. Gerade die Reichsten entledigen sich ihrer Verpflichtung am kargsten, — nicht in Geld kargend, wohl aber in sorglicher und mitteilender Hingabe der Persönlichkeit. Gewiß, nicht durchaus Not und Sorge, aber genügsame Bedürfnislosigkeit bietet sicher die gesundesten Entwicklungsmöglichkeiten für den werdenden Menschen, für den deutschen Jüngling oder für die Jungfrau der Zukunft, die wir uns kraftvoll, liebevoll, tätig und froh vorstellen möchten, jetzt in schweren Tagen der Opfer und des Sterbens!

Daß für künftige Verbindungen zwischen deutschen Männern und Frauen die Standesrücksichten noch mehr als bisher fortfallen, halte ich für selbstverständlich. Es darf für mésalliance kein deutsches Wort gefunden werden, denn das Ding, wenn es sich um unbescholtene, tüchtige und gesunde Menschen handelt, muß wegfallen! Auch hier haben die Kriegstrauungen bis in den eng gehüteten Bezirk des Herrscherhauses hinein vielfach Wandel geschaffen. Der Wandel muß Feststehendes, dauerndes Lebensrecht werden. Der Vater, der die reiche Tochter nur dem verschuldeten Grafen geben will, verdient ebenso schonungslosen Spott wie der hochgeborene Herr Graf, dem die Kaufmanns- oder die Lehrerstochter vielleicht zur Liebschaft gut genug, — aber zur Ehe für seinen Sprößling nicht annehmbar erscheint. Er wird ihn erfahren, und das Leben wird weiter über derartige Konvenienz- und Geldehen sein in Tatsachen eingekleidetes Verdammungsurteil abgeben. Man hat der Neuen Welt, in Nordamerika, mit Recht nachgesagt, daß ihre Dramatiker keine guten bürgerlichen Dramen schreiben könnten, weil der Stoff zu Konflikten einfach fehlte, es gäbe keine Rang- und Standesunterschiede, die Möglichkeit, sich Geld zu verdienen, ist jedem Tüchtigen gegeben, durch die fast bis zur Unvernunft und Unwürdigkeit erleichterte Ehescheidung fallen Tristan und Isolde-Motive weg. Im ganzen wäre dieser kein schlechter Ruhmestitel für die Neue Welt; auch unsere Dramatiker brauchen hoffentlich mit der schönen Feldwebelstochter, die der Leutnant verschmäht, oder dem Predigtamtskandidaten, um den die Komtesse enterbt wird, künftig nicht mehr hausieren zu gehen.



Was das gesunde deutsche Mädchen mit dem Willen zum Kinde im warmen, mütterlichen Herzen und der Fähigkeit, zu gebären, im kräftigen, gutentwickelten und wohlgebildeten Körper erwarten kann und muß, das sind nicht Reichtümer und hohe Stellung, — das berühmte Automobil nebst dem abgelebten Börsianer, hinter dem in natürlicher Schlußfolgerung der Hausfreund, Künstler oder Gesandtschaftsattaché auftaucht! — — aber, wenn es gut um uns steht und Deutschland, wie es jetzt steht, für alle Zeiten bestehen soll, muß die deutsche Volksgemeinschaft der „Mutter", die sie braucht, die willens und stolz darauf ist, Last und Pflicht der Mutterschaft auf sich zu nehmen, ein Dreifaches zu bieten vermögen: den Mann, den Ehemann, den gesunden Mann und drittens den wirtschaftlich so gestellten Mann, daß er eine Familie ernähren kann.

Es wird dann bei deutschen Frauen und Jungfrauen am Willen zum Kinde gewiß nicht fehlen. Die wenigen natürlich Emanzipierten mit Mannweibneigungen zählen dabei gar nicht mit, — — ich selbst habe im Leben nie, aber auch nie! eine Frau getroffen, Suffragette, Frauenrechtlerin, Künstlerin, Dirne oder Dämon, der ich nicht zutraute, daß sie unter glücklicheren Umständen eine Mutter und vielleicht eine gute Mutter geworden wäre! Goethes Dirnlein vom Lido:

„Wär' ich ein häusliches Weib und hätte, was ich bedürfte,
Treu sein wollt' ich und froh, herzen und küssen den Mann!"

scheint mir, nicht nur von der größeren Menschenliebe, sondern einfach durch die größere Menschenkenntnis gesehen worden zu sein. Die Frauenbewegung ist aus der wirtschaftlichen Not entstanden, nicht aus dem Willen des Weibes, jahrtausendelang getragene, natürliche Belastung und Verpflichtung abzuwerfen. Der Feind des weiblichen Geschlechts, wenn eine gewisse körperliche Unzulänglichkeit und Behinderung hier durchaus als Feindschaft bezeichnet werden soll, — ist die Natur, nicht der Mann! Er im Gegenteil soll ihr im Kampf mit der Natur oder vielmehr zu immer reicherer und glücklicherer Erfüllung ihrer natürlichen Bestimmung, der Freund, ihr Schützer und ihr Helfer sein. Es ist ganz richtig, wie Jean Paul sagt, die Frau, die sich Weib werden fühlt, sucht bewußt oder unbewußt den „Schutzherrn für ihre Kinder".

Deshalb muß aber auch mit aller Entschiedenheit denjenigen Tendenzen entgegengetreten werden, die den Vater von seiner Familie — der Mutter und dem Kind, — den Mann vom Weibe — der Mutter seines Kindes, — trennen möchten. Immer ist mir unbegreiflich gewesen, daß diese Richtung, Verherrlichung der freien Liebe, des sogenannten Mutterrechts, außerehelichen Geschlechtsverkehrs, sogar innerhalb der Frauenwelt, unter denkenden Frauen, denen die Sache ihrer Schwestern heilig und teuer ist, Anhängerinnen gefunden hat. Kann der Neid gegen die glücklich liebende Frau, die glückliche und umfriedete Mutter, hier verblendend mitsprechen? Oder gebar die Not, wieder elende, wirtschaftliche Not, ein neues heilloses Auskunftmittel: Wir können nicht wohlversorgte und geliebte Gattinnen sein, — — wenigstens für unsere lastende Einsamkeit, für die unbegehrten Schätze unseres Gemüts brauchen wir das Kind? Oder unsere Sinne, denen edle und vollkommene Befriedigung nicht zuteil wird, nehmen mit

der niedrigen und gefährlichen momentanen Sättigung vorlieb? — — Nun wendet man wohl ein und verweist auf einzelne berühmte Beispiele, daß mit der sogenannten Gewissensehe, der freien Ehe, eine neue, edlere Form menschlicher Gemeinschaft sich Form und Wege sucht. Solange die jetzigen Anschauungen und Rechtsverhältnisse bestehen, frage ich jeden denkenden Menschen, kann es für einen Mann — selbst die Heiligkeit der Leidenschaft zugegeben! — irgendeinen menschlich erklärlichen oder ehrenwerten Grund geben, die Frau, die er liebt, der Mißachtung, der Rechtlosigkeit, oft genug der Not, die er außerdem ja noch keineswegs mit ihr teilt, auszusetzen? Einige Teilnahme darf höchstens der Fall der unglücklich Verheirateten, wo Mann oder Frau sich nicht scheiden lassen will und durch solche Härte oder Rachsucht die Liebenden zum vogelfreien Konkubinat verdammt, beanspruchen. Dies ist aber auch der einzige und durchaus nicht häufige Fall, in dem ich mir vorstellen kann, daß ein ehrlicher und ritterlicher Mann die geliebte und verehrte Frau den schweren seelischen Leiden einer ungeklärten und schiefen Lage aussetzen könnte und dürfte. In jedem anderen Fall ist der Verführer ein Schwächling oder ein Lump, von dem keine Frau mit Selbstachtung Kinder — wieder Lumpen und Schwächlinge oder Opfer und Gedrückte! — tragen sollte. Die alte schlichte Redeweise des Volks: Er hat „ehrlich" oder: Er hat „recht" an ihr gehandelt! trifft da besser als alle Sophistik, als der Zauber schöner Verse und flammender Tiraden auch heute noch den Nagel auf den Kopf.

Ein Kind braucht zur gedeihlichen Entwicklung, zur Menschwerdung, den Vater wie es die Mutter braucht. In zerrütteten Familienverhältnissen aufwachsen, ohne die dem kindlich ehrfürchtigen Gemüt notwendige Achtung vor beiden Eltern, ist für den Menschen das größte Unglück, ungleich schwereres, als Not und Entbehrung erdulden müssen. Die Statistik liefert uns düstere Zahlen über die Aussichten der Unehelichen, nur der fünfte Teil im Verhältnis zu den ehelich Geborenen erreicht das zwanzigste Lebensjahr, die Kriminalität ist viermal so stark als die der ehelich Geborenen. Gewiß verdient die Lage der unter so ungünstigen Verhältnissen, schuldlos, nun einmal Entstandenen und Vorhandenen, unser Mitleid, ernsteste und nachdenklichste Beachtung; aber die Frau, in übertriebenem Eifer, um die scheinbar gelichteten Reihen aufzufüllen — und dies wäre wirklich die berüchtigte Fürsorge um das „Bajonett im Mutterleib" —, auf die Bahn der freien Liebe, der Mutterschaft um jeden Preis, des außerehelichen Geschlechtsverkehrs drängen zu wollen, ist Torheit und Verbrechen. Vergessen wir doch niemals, wie unser größter Dichter, der doch wahrlich kein moralisierender Spießbürger war, die tragisch unabänderliche Bahn solchen Erlebnisses vorgezeichnet hat, — er, der die Frauen liebte, — der liebevolle und zärtliche Schöpfer Gretchens!

Auf der anderen Seite dürfen wir uns keinerlei falschen Hoffnungen, Schwärmereien ohne wirklichen Untergrund hingeben. Die Ehenot, zumal der gebildeten Stände, war vor dem Kriege groß, sie wird nach dem Kriege in den ersten Jahren noch größer werden. Wenn wir seit geraumer Zeit schon damit rechnen mußten, daß fünfzig Prozent, daß die Hälfte unserer Töchter unverehe-

licht bleibt, so wird nachher keineswegs eine Verschiebung zugunsten der Ledigen eintreten. Eher ist anzunehmen, daß der Hauptgrund der männlichen Ehescheu, die Furcht vor wirtschaftlicher Benachteiligung, Sorge, eine Familie nicht ausreichend ernähren zu können, zunächst verstärkt ins Gewicht fallen wird. Die Aussichten für das junge, gesunde Mädchen ohne Vermögen, die Tochter gebildeter Eltern, sind also ohne weiteres trübe. Selbst wenn wir hoffen wollen, daß in einer ernsteren und notgedrungen bedürfnisloseren Zeit eine Umkehr von der dem Ehestand und dem Familienleben feindlichen Scheinkultur unserer Tage, von Genußsucht und Großmannssucht, zur Gediegenheit und feingeistigen Innerlichkeit stattfinden wird, die den schönen Ruhm des alten, des armen Deutschland ausmachte. Auch wollen wir gern einbeziehen, daß vielleicht durch neues Siedlungsland, durch erweiterte Kolonien dem Familienvater neue, ausreichende Erwerbsmöglichkeiten geschaffen werden. Aber die Aufschließung solcher Möglichkeiten braucht sicher noch Zeit, braucht zuerst Geld. — Es ist der Tatkraft und den Gemütseigenschaften der unverheirateten Frau gelungen, aus der Bezeichnung „alte Jungfer" ihren höhnischen und verächtlichen Beiklang auszuschalten. Im Gegenteil dürften manche Gründe angeführt werden können, daß die selbständige Frau, das reife und denkende Mädchen die feine Blüte und Auslese des weiblichen Geschlechts darstellen möchte. Halten wir, anstatt über Kraft und Ziel der weiblichen Begabung zu disputieren, daran fest, daß die Volksgemeinschaft gegen jede zur Mutterschaft willige und geeignete Frau, dadurch daß sie ihr die Erfüllung ihrer Bestimmung tatsächlich unmöglich macht, eine Schuld auf sich nimmt. Wie jede andere Schuld wird sich diese, wirtschaftlich und sittlich, am Ganzen rächen. Wenn jetzt gedankenlos, auch von den Oberflächlichen und den Spöttern, der Ruf nach dem Kinde erhoben wird und als neuestes Schlagwort in Versammlungen und Feuilletons umgeht, müssen wir die sehr ernsthafte Gegenfrage stellen: Wo ist der Mann, der Ehemann, für unsere gesunden und sauberen Töchter, voll von reinem und warmem Mutterwillen?

Zweitens, unter den wenigen in Betracht kommenden jungen Leuten muß die Gesellschaft der Zukunft Sorge tragen, daß die zur Eheschließung körperlich Ungeeigneten in höherem Umfang als bisher und auf gesetzlichem Wege sofort und gründlich ausgeschieden werden. Geschlechtskranke, Alkoholiker, Blödsinnige und Epileptische, mit erblichen Krankheiten Belastete sind zur Fortpflanzung nicht zuzulassen. Die strengen Ehegesetze mancher Staaten der nordamerikanischen Union können da ohne weiteres als Vorbild angenommen werden. Man überlasse die Sichtung keinesfalls der Sorgsamkeit oder dem leichtsinnigen Egoismus der einzelnen, etwa der Brauteltern! Die Volksgesundheit ist öffentliche Sache, eine Nachkommenschaft aus derartig unglücklichen Verbindungen bedeutet im besten Fall gesellschaftlichen Ballast, meist aber schwere und allerschwerste Gesamtheitsschädigung. Ehe man nach allbeliebtem Rezept der Vergewaltigung des schwächeren und wehrlosen Teils den Gebärwillen und die Körperlichkeit der Frau der Aufsicht des Strafrichters unterstellt, schaffe man ihr die Grundbedingung, daß sie mit Freuden Kinder empfängt und gebiert, — den gesunden und rüstigen Ehemann!

Drittens muß dieser gesunde und rüstige Ehemann in der Lage sein oder in die Lage versetzt werden, seine Frau mit ihren Kindern ausreichend ernähren zu können. Das ist absolute Notwendigkeit, um gesunden und leistungsfähigen Nachwuchs zu erzielen. Wir müssen die vielen Frauen, die jetzt unter dem Zwange der Not auch zu den schwersten Arbeiten, bei der Straßenpflasterung, am Schleifstein, in den Maschinenfabriken, verwendet werden, durchaus als Opfer an das Vaterland — wie die auf dem Schlachtfeld draußen hingegebenen — betrachten. Sie opfern ihre Kraft, die holde Blüte ihres Weibseins — das zukünftige Kind! Vielleicht das ernsteste und rührendste Opfer, das ein Mensch zu bringen vermag! Nie und nirgends geht es an, daß die Familienmutter, im Haus schon überlastet, auch noch Berufsarbeit tut. Die Nation, die ihre Mütter im künftigen, hoffentlich friedlichen Wettkampf, am klügsten und hochherzigsten zu schonen vermag, wird sich ohne weiteres den Vorrang sichern vor anderen, wo die Frau mehr und mehr zum Lasttier und zur Arbeitsmaschine herabsinkt. Auch finde ich durchaus, daß die Selbstachtung des Mannes, seine rechtliche Stellung als Familienoberhaupt bedingt, daß von ihm, dem Ernährer, die Seinen ihren Unterhalt beziehen. Man müßte denn die Gesellschaft gänzlich umgestalten, auf einer kommunistischen Grundlage neu aufbauen wollen! Ob wir darauf zusteuern, ob überhaupt die menschliche Natur Methoden der Bienen- und Ameisenstaaten zuließe, ist eine heute noch offene, hier nicht zu erörternde Frage. Wir können nur nach Erfahrungen der Vergangenheit urteilen, — sie weisen die Mutter in das Haus zu ihren Kindern, den Mann in die Werkstatt, in den Kampf, auf die Welteroberung. Immer wieder im Namen des Geschlechts möchten wir uns ernstlich dagegen verwahren, daß man, wie es leider auch von Mitgliedern des Abgeordnetenhauses geschehen ist, der Frau, ihrer Eitelkeit und Gefallsucht oder ihrem intellektuellen Ehrgeiz Ehescheu und Kinderscheu zuschiebt. Die Frau ist bereit, ihrer Natur nach auch heute noch zur Mutterschaft bereit und fähig, — sie braucht einen Mann, einen gesunden Mann, den Mann, der sie und ihre Kinder ernähren kann!

Und es muß auch gesagt werden, trotz einer Heldengröße, die sie jetzt glorreich jeden Tag offenbart, — ihrer natürlichen Veranlagung nach, in ihrer Seele, ist die Frau Dienerin, Hüterin und Priesterin des Friedens. Sie muß ihn wünschen, — schwach, wie sie ist, und am schwächsten als Kindermutter inmitten ihrer Nestlinge, — sie wünscht und ehrt ihn auch aus höheren Gründen. Jede Frauenseele ist eine geheime Christin, — solche Christin war Antigone, ehe Jesu Stimme erschollen war: Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da! Sie sollte nicht hassen können, blutenden und schweren Herzens weiht sie heute ihre besten Kinder dem Haß und der Vernichtung. Aber der Wille zum Kinde wird erst hell und freudig in ihr wieder auflodern, wenn sie weiß, daß sie Kinder des Aufbaus, des Lichts und des Fortschritts gebären darf. Eva gebar Kain und Abel, — aber Maria gebar Jesus. Niemals vergißt die Menschenmutter, daß es ihr Höchstes ist, zur Erlösung, an der Erlösung mitzuwirken.



Ein Feldpost-Päckchen · Von Hans Edward Müller

Wir sangen immer „Haltet aus!“
Daß auch ein jeder warten lerne, —
Da kommt für mich aus deutscher Ferne
Ein Gruß ... ein Päckchen, — „von zu Haus!“

— Drei Taschentücher, duftend weiß,
Ein bißchen deutsche Schokolade,
Und aus dem häuslich-trauten Kreis
Ein leiser Hauch von Schrank und Lade.

Stahlfedern, etwas Briefpapier,
Ein halbes Dutzend bunter Karten,
Vier Äpfel dann aus unserm Garten.
(Ein Blick in heimisches Revier!)

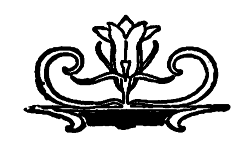
Schon träumt mein Sehnen heimatwärts, —
Doch still! Hier sind zwei „Katzenzungen“,
Dazu ein Honigkuchenherz:
Das ist der Kriegszins meines Jungen!

Und ausgenutzt, nach Frauenart,
Ist wohl im Innern jedes Eckchen.
Das heißt noch ein Soldatenpäckchen!
Hier kommt mein Tabak, wohl verwahrt. —

Ganz unten liegt ein loses Blatt:
„Behalt uns lieb! Und tausend Grüße.“ —
— Wenn Treugedenken Flügel hat
Und regt die flinken Elfenfüße, —

Bleibt Liebe still daheim bemüht,
In fraulich dienender Geberde,
Und sorgt, daß nicht zu Asche werde
Das Feuer, das im Herde glüht, —

Und stellt sich selber nicht zur Schau,
Und prunkt nicht mit bezahlter Spende, —
Genug! Du bist es, Herzensfrau,
Ich küsse deine lieben Hände.



Genesung
Von E. Willrod

Zu merkwürdig ist das: da säße man also wirklich und wahrhaftig mitten im deutschen Frühling! Und hatte doch gedacht, man würde in Bälde unter die Gräser und Wurzeln zu liegen kommen. Ohne Zweifel: ganz richtig gehender deutscher Frühling ringsherum! Und war doch erst französischer Winter gewesen, nebliger, naßkalter, graubrauner, grundlos dreckiger französischer Winter. Der Vorfrühling wurde im Lazarett einfach überschlagen. Wenn einem die liebe warme Sonne nicht hie und da sanft die Hände geleckt hätte (man hat sich manchmal allen Ernstes eingebildet, es sei der gute Butz), wenn nicht die laue Luft hin und wieder den herben Harzduft der ausschlagenden Pappel hereingeschmuggelt hätte, und auf dem Tischlein nicht Schneeglöckchen und Schlüsselblumen in holder Abwechslung gelächelt hätten, man hätte es kaum gewußt, daß da draußen wieder einmal der alte junge Frühling in Gang kommen wollte. Damals, als man mit heißem Gesicht ganz hingegeben gesagt hatte: „Schnuppern Sie, Schwesterlein, es riecht so wonnig nach Frühling, Jugend und Leben . . .“ hatte die kleine Schwester Anna wieder ihr liebes Lächeln gehabt, dieses feine, zarte Lächeln, von dem man nie genau wußte, ob's nicht etwa ein überwundenes Weinen wäre. Die kleine ungewöhnliche Schwester mit dem ganz ungewöhnlichen Namen . . ., so daß man einfach gezwungen war, ihr täglich einen neuen, passenderen zu ersinnen — von denen aber dann doch auch keiner der rechte war. —

Nun sitzt man da also recht sonntäglich auf dem Kirchenhügel neben dem kleinen Friedhof, mitten in leuchtender Sonne, strahlendem Himmelsblau und jauchzendem Erdengrün, und während die Augen in bewunderndem Schauen über die junge Frühlingsschönheit des stillen Landes schweifen, lauscht das Ohr dem geschäftigen Treiben des Windes in Gras und Laubwerk und dem frommen Kirchengesang, der hin und wieder lauter aufquillt, aus dem jetzt und jetzt eine lichte, jubelnde Frauenstimme hochsteigt. Dazwischen das gedämpfte Klingeln der Ministranten, die dunkel-eintönige Stimme des Priesters. Aus all den schwebenden Duftwolken, aus denen bald dieser, bald jener Ruch deutlicher vordrängt, weht ab und zu der kräftige Weihrauchqualm und macht freundliche Kindheitserinnerungen aufträumen. Eine unbestimmte sanfte Sehnsucht ist da, ein leises Neidgefühl auf diejenigen, die in gläubiger Andacht im Kirchlein weilen, die dort zu ihrem guten Herrgott beten und sich kindlich vertrauensvoll in seines Mantels weite Falten bergen. Wie dicht sich die Gräber des kleinen Friedhöfchens um das Kirchlein drängen, als könnten sie gar nicht nahe genug herankommen. Aus dem Dorfe laufen von allen Seiten her die Steige und Treppchen den Hügel herauf. Über den Zwiebelturm des Kirchleins weg ziehen die geballten weißen Wolken in gemessener Eile, richtige Frühlingswanderwolken. Sie nehmen die Richtung nach den Bergen, die im zarten Dunst gerade noch zu ahnen sind, über den See hin, der in kleinen, flaschengrünen Wellen schwankt. Weiter draußen ist

er wie entzündet, ist ein irrlichterndes Hüpfen und Zucken scharfsilberner Flämmchen und Fünklein auf dem grünen Wassergrund, das die schmerzenden Augen zu vorsichtigem Schließen zwingt. Die vereinzelten Schiffe — auch einige mit großen weißen Flügeln sind darunter — ziehen sprühende Silberschleppen hinter sich her. —

Butz benimmt sich tadellos: artig liegt er neben der Bank; hat zwar Augen, Ohren, Nase und Zunge in ständiger Bewegung, aber auch das herausfordernde Vorüberstreunen eines Dorfköters veranlaßt nur ein drohendes Aufsteigen der borstigen Haare über dem Rückgrat, keinen Laut. Der fremde Hund, den man mit viel gutem Willen für einen Spitz nehmen kann, läuft vergnügt durch das offene Kirchhofpförtchen und schlappt in behaglichen Zügen aus einem steinernen Weihbrunnkessel. Einer der halbwüchsigen Buben, die unter der Kirchentüre stehen, scheucht ihn in gedämpfter Entrüstung fort. Nun will er sich mit Butz anbiedern. Butzemann, es ist unschicklich für einen Rassehund, mit Dorfkötern anzubandeln. Bleib sitzen! Der große graue Schnauz legt sich wieder und bekommt ein anerkennendes Streicheln über den klugen Kopf: er duckt hingebend die Ohren, inniges Leuchten glänzt in seinen Augen. — Ein kleiner Bursche treibt sich um die Bank herum und versucht durch allerlei turnerische Übungen an den Treppengeländern Aufmerksamkeit zu erregen. Man erinnert sich einer halben Schokoladetafel in der Tasche und winkt den Kleinen heran. Unpädagogisch! Was tut's? Sonntag — Frühlingssonntag — Heimatfrühlingssonntag —! Und das Bürschlein trollt sich vergnügt mit verschmiertem Maul. Hoffentlich leidet das Sonntagsgewand nicht weiter darunter. —

Die Glocken schlagen an, alle durcheinander, und klingen aus dieser Nähe ein wenig hart und blechern. Da kommt zuerst die halbwüchsige Jugend herausgedrängt, die sozusagen nur mit einem Bein in der Kirche gestanden hat, erlöst schwatzend und lachend, die Hände in den Taschen der offenen Jacken, damit man die silbernen Uhrenketten sehen soll, und tut breitspurig und männlich. Saust aber dann doch rittlings über die Holzgeländer den Hang hinab, trotz Männlichkeit und Sonntagshose. Dann kommen eilige Hausmütter in schweren Staatskleidern, zum Teil mit städtischen Hüten, die sich über den verbrannten und verwitterten Bauerngesichtern sonderbar genug ausnehmen, und streben rasch küchenwärts. Noch städtischer ist Kleidung und Putz der Mädchen; auch gutgemeinte Lockenfrisuren gibt es da. O jerum! In Stall- und Feldgewand sind sie bedeutend erfreulicher. Zuletzt kommen Männer in vorgeschrittenerem Alter, gewichtig schreitend, und schlagen die Richtung nach dem Gasthaus ein. Die kräftige Jugend und das mittlere Alter fehlen. Nur ein paar jüngere Feldgraue sind darunter, Urlauber, um die sich immer wieder kleine Gruppen bilden.

Butzebub, nun haben wir das wie eine extra für uns veranstaltete Vorführung vom Sperrsitz aus genossen; was unternehmen wir nun? Denn wir haben Zeit, köstlich viel Zeit, und gar nichts, aber auch rein gar nichts zu tun. Man hat seine nur ein wenig verschütteten Faulenzertalente wieder ausgegraben und sie sehr wohlerhalten vorgefunden. Wie wär's jetzt mit einem Gang durchs Dorf hinaus in Felder und Wiesen?

Blüten und Blumen um uns — über uns — unter uns —. Was hängt, schwankt, weht, leuchtet und liegt da alles an Zeugungsstoff umher! Bist du verschwenderisch, alte Mama Natur! Auch mit Menschen, mit Menschen auch ... Aber daran wollen wir heute nicht denken. — Die Wiesengründe der Obstgärten ganz vom zartduftigen Geflocke des Schierlings überschäumt, weiße und rosa Blütenblättchen darein verwoben. Starker Jasmingeruch quillt aus den Gärten, schwanke, duftende Fliedertrauben drängen schwer über die Zäune. Stiefmütterchen glotzen mit wunderlichen Gesichtern, an gebogenen Stengeln hängen schwebende Herzchen aufgereiht, und die jungen Gemüsepflanzen stehen in regelmäßigen Abständen artig auf dem braunen Gartenland. Aus offenen Stalltüren dunstet träge Ruhe, mahlt leise kauendes Behagen.

Freund Butz, die Hühner lasse du gefälligst in Ruhe! Sie sind zwar dumm und gackern unangenehm, aber sie legen Eier. Was Eierlegen ist, kannst du als Stadthund natürlich nicht wissen. Aber du kannst mir glauben, es ist eine köstliche und kostbare Fähigkeit. Ja, da kann man nun wieder verbindlich schwänzeln. — Kleiner, putz' dir die Nase; es ist höchste Zeit! Hilf Himmel, was haben sie deine weißgebrannten Schnittlauchhaare sonntäglich zurechtgestrählt! Welch ein Aufwand von Feuchtigkeit! — Was meinen Eure vierfüßige Herrlichkeit zu diesem reizenden Feld- und Wiesenpfädchen? Bong, mettons-nous en marche!

Das Getreide steht schon hoch; man geht in einem schmalen Hohlweg zwischen den unruhigen Halmen. Auf dem wellenden Roggen jagen glänzende Silberlichter und grauviolette Schatten hintereinander her. Da und dort, noch vereinzelt, das rote Glühen des Mohns. In dem perlenden Geriesel des Hafers ist ein unaufhörliches Knistern und Rispeln. Und über allem diese leuchtende Sonne, diese ruhevolle, dennoch bewegte Stille. Da — eine Lerche. Es ist, als habe die lautlos jauchzende Frühlingsschönheit plötzlich eine Stimme bekommen und fange nun an, weitklingend in den Himmel hineinzujubeln.

Drüben, auf der weißleuchtenden Straße, knarrt ein Bauernwägelchen hinter einem plumpen Gaule her. Eine noch junge, kräftige Frau in schwarzen Kleidern und Kopftuch führt die Zügel. Neben ihr auf dem Kutschersitz und hinter ihr auf Säcken und Heubündeln sind fünf Kinder untergebracht, von denen das Jüngste vielleicht vier Jahre alt sein mag. Die stecken in farbigen Sonntagskleidern, nur hat jedes von ihnen ein schwarzes Halstüchelchen um. Hüh! Die Frau zerrt und schlägt mit den Zügeln und die Kinderschar hilft mit lebhaften Zurufen. Allmählich entschließt sich der breite Braune doch zum Traben und nun rasselt das Wägelchen, die kleine Gesellschaft derb durcheinanderschüttelnd, in einer weißen Wolke dahin. Die Kinder, erregt durch das lärmende Schüttern des Wagens, lachen und kreischen. — Was? Nasse Augen? Wär' ja noch schöner! Wie ein sentimentales Mädel! Himmeldonnerwetter —! Nichts zu machen — rinnen lassen ... Vermaledeite Nervenluderschl! Gut, daß es wenigstens niemand sieht. —

Jetzt ist wieder nur die große Stille da, die so voll von emsigem Leben und Weben ist, und die leuchtende Sonne und die bunte Pracht in der Runde ... Wie die Brust atmet, tief, jung, köstlich lebendig; das Herz schlägt in hochjubelnder Freude; die Augen dürfen schauen, nein, trinken, schlürfen, saugen; — man kann

die Arme mit neuem drängendem Kraftgefühl in die Höhe stoßen —. Da tut's in der kaum verheilten Brust einen schmerzhaften Zuck. Also mehr piano! Sonderbar, daß man auf dieses Möbel von Körper nun auf einmal Rücksicht nehmen muß, wo man doch gewöhnt war, ihn mit unbekümmerter Selbstverständlichkeit zu gebrauchen, wohl auch zu mißbrauchen. Also hätschelt man sich halt vorläufig noch ein bißchen. —

Ein Mausloch. Butz stößt schnüffelnd hinein; ein wütendes Graben beginnt. Erde und Steine sprühen und spritzen umher; der ganze Körper arbeitet, fliegt, keucht, pustet. Die erdige Zunge schnellt in raschen Stößen aus und ein und die schwarze Lacknase hat eine dicke Schmutzkruste. Butzemann, nun könntest du nachgerade das Vergebliche deiner Bemühungen einsehen und dich in klugem Bescheiden mit Anstand aus der Affäre ziehen, sonst bekommt deine wilde Tätigkeit einen Stich ins Läppische. „Affäre" ist übrigens, nebenbei bemerkt, nicht mehr statthaft. Dort vorne das Wässerlein wäre eingehender Aufmerksamkeit wert. Butz kommt, wenn auch nicht ohne bedauernde Blicke auf seine Grube, nachgetrollt, und liegt auch schon in dem schmalen Rinnsal auf dem Bauch, um mit gierigen Zügen das entgegenkommende Naß, das sein Körper aufstaut, einzuschlappen. —

Ob man's vor seinem Hunnengewissen verantworten könnte, sich in diese wundervolle Wiese hineinzulegen, hier, wo der zarte Schatten der Büsche sein schwebendes Gitterwerk breitet? Oh, mitten hinein ins Grüne, unter die Blumen, Leib an Leib mit der Erde, Sonne als Decke um sich —. Aber — nicht? Schade um das schöne Gras! Und doch tu' ich's! Soll der, der ehrlich bereit war, mit einem Plätzlein, nicht größer als sein langer Leib es braucht, unter französischem Rasen sich zufrieden zu geben, soll der nicht Anspruch haben auf ein ebenso großes Fleckchen deutschen Grases? Doch. Aber das sag' ich dir, wenn du dich daneben legen willst, Butzerich, gewälzt und gemaust wird hier nicht. Meinetwegen kannst du auch weiteren Nasenerlebnissen nachgehen. Jawohl, das macht dir nun einen Mordsspaß, daß sich das Herrl so hündisch benimmt. Deshalb brauchst du mir aber nicht gleich familiär das Gesicht lecken zu wollen. Wenn du hingegen deine massive Pfote kameradschaftlich in meine legen willst, habe ich nichts einzuwenden. — Nun sind alle Gräser höher als wir und die Blümlein nicken duldsam auf uns herab. Madame Marguerite, genehmigen Sie einen Barbarenkuß mitten in ihr hübsches, hochmütiges Gesicht? Laß die Käfer in Ruhe, Butzebub, du kannst gar nicht wissen, was sie gerade ungeheuer Wichtiges zu tun haben! —

Die Augen ruhen unter den Lidern wie in rosenroten Muscheln. Aah, wie wohl! Horch einmal, wie wunderfein das tut: zarte, schwirrende Glasmusik. Das Hohe, Helle, Dünne sind Mücken und Bienlein, das Tiefe, Dunkle behaglich-geschäftiges Hummelgebrumm. Oder ist's vielleicht doch das zarte Weben der Sonnenstrahlen, die man auf sich, um sich, in sich fühlt? Man ist doch ein wenig müde und duselig geworden. Wovon nur? Von dem halben Stündlein Bummelweg doch nicht? Von der Sonne, vom Frühling, von der Schönheit, vom Freuen . . .? Und weil man halt doch vor kurzem noch tüchtig krank lag und nun

erst wieder leben lernen muß. Eia, wie schön, wie wohl, wie köstlich faul — —. So liegen und ruhen, tierhaft unbewußt genießerisch, oder wie's Kindlein in der Wiegen? So zart gestreichelt, ganz durchdrungen vom warmen, gütigen Mutterblick —. Sich lösen — sinken lassen — langsam, ganz langsam, still und weich — —. Es summt etwas, leise, zärtlich — Bienen? — Sonne? — Mutter? — Schlummer — lied — —.



Lied der Eisenbahnschienen

Von Ernst Theodor Müller

Wie waren unterm Traumgesicht
Des Friedens einst so silberlicht
Die Schienen überm deutschen Land
Als seelenfeines Netz gespannt!

Die deutsche Sehnsucht zog auf ihnen —
Und emsig frohe Arbeitsbienen,
So eilten langer Züge Reihn
Mit stetem Takt zur Welt hinein.

Dann aber, als der Ruf erschollen,
Und Züge schwarz wie Wogen schwollen,
Da zuckte Deutschlands Notsignal
Auch klirrend in den deutschen Stahl!

Der Stahl hielt aus — hielt fiebernd heiß,
Der Stahl gewordne deutsche Fleiß!
Und wo ein Zug zur Grenze drang,
Ein Trutzlied aus den Schienen sprang:
  Der Wille siegt — der Wille siegt —
  Der harte deutsche Wille siegt . . .

Ganz leise aber harfte mit,
Was aus den Drähten drüber glitt,
Wie einer Mutter Wiegenlaut,
Wie Grüße einer fernen Braut:
  Die Liebe wacht — die Liebe wacht
  Wie Sternglanz über Mitternacht . . .



Der Wiedergewinn der Freude

Von Karl Storck

Ein junger Freund schreibt mir aus den Argonnen: „Es ist nicht zu begreifen, aber es ist Tatsache: der Frühling ist auch in diesem Jahre gekommen. Aus den grausam zerfetzten Baumstrünken dieses gemordeten Waldes sprießen junge Triebe. Und unsern Herzen geht's nicht anders. Fast ist mir's, ich hätte mich noch nie so über einen Frühling gefreut. Wir müssen doch wohl aus Naturgebot Freude haben.“ —

Geht's uns daheim nicht ebenso? Und um so mehr, je inniger wir mit denen draußen leben!

Ja wir, die von unseres grundgütigen Wilhelm Raabe weiser Erkenntnis, daß das Lachen eines der ernsthaftesten Dinge sei, zu des immer etwas grämlichen Römers Seneca Ausspruch „Res severa verum gaudium“ kommen, vertauschen das Subjekt, und statt „Nur eine ernste Sache vermag wirklich Freude zu schaffen“ übersetzen wir: „Wahre Freude ist eine sehr ernste, sehr wichtige Sache“. Und wenn der einzelne Mensch zum richtigen Gedeihen, zum freudigen Blühen, wie zum Früchtebringen der belebenden Freude bedarf, wie die Blume des erfrischenden Taus, so ist auch für das Gedeihen eines ganzen Volkes ein rechtes Sich-freuen-Können unbedingte Lebensnotwendigkeit.

In der alten Volksweisheit, daß geteilter Schmerz nur halber, geteilte Freude aber doppelte Freude sei, liegt die richtige Beobachtung, daß in der Freude eine der herrlichsten sozialen Kräfte liegt, über die der Mensch überhaupt verfügt. Kein anderes Gefühl drängt so den natürlich und gesund Empfindenden zur Mitteilung — und das bedeutet im Grunde ein Teilen mit anderen —, wie gerade die Freude. Daran mag es nun auch liegen, daß sehr viele Menschen niemals zu der Lebenskunst gelangen, sich für sich allein die Freuden des Lebens gewinnen zu können, die ja schließlich im sogenannten Jammertal der Erde ebensogut, wie die leuchtendsten Blumen hinter jedem verfallenen Lattenzaun und stachligen Drahtverhau blühen.

Die meisten Menschen bedürfen der Geselligkeit, um die Freude zu finden, und darum ist die Form dieser Geselligkeit und darüber hinaus vor allem die Art der Gelegenheiten zur Freude von so außerordentlicher Bedeutung für das Leben unseres Volkes. Nun hat man es für eine bestimmte Art des Zusammenlebens in den letzten Jahren oft beklagt, daß die „Geselligkeit“ der „Gesellschaft“ habe weichen müssen. Man hat dabei zumeist die festlicheren Veranstaltungen bei gemeinsamem Essen und Trinken im Auge gehabt; ich möchte aber erweitert sagen, daß seit dem Begriff „Gesellschaft“ in unserem öffentlichen Leben eine so außerordentliche Bedeutung zuteil geworden ist, dieses ganze Leben an freudiger Geselligkeit und damit an Freude eingebüßt hat.

Ich weiß, daß dieser soziale Begriff „Gesellschaft“ stark theoretisch ist. Aber es ist, als hätte seine Betonung bei hundert wirtschaftlichen und politischen Streitig-

keiten, sein Verquicken mit Kampf von allerlei Art, eine üble Einwirkung auf die Gemütseinstellungen von großen Menschenansammlungen geübt.

Manche bedeutsame Umwandlungen im Leben vollziehen sich schier unvermerkt. Sehen wir schärfer zu, so waren in früheren Zeiten die Anlässe zu größeren Menschenansammlungen nicht nur viel seltener, als heute, sondern sie hatten obendrein meist einen freudigen Anlaß oder doch wenigstens eine starke gemeinsame Gemütserregung. Wer auf dem Lande aufgewachsen ist, weiß, wie sehr die gehobene Stimmung des Sonntags von diesem Zusammentreffen der ganzen Gemeinde genährt wird, die festlich gekleidet, im Gemüt gewissermaßen so gesäubert wie am Körper, sich im schönsten Raum des Dorfes, der Kirche, bei einer Handlung zusammenfindet, die mit den besten vorhandenen Kräften verschönt wird. Wenn mir aus meiner Knabenzeit das Bild auftaucht, wie die Männer nach dem Gottesdienst nur langsam wieder auseinandergingen und sich in dieser gehobenen Berührung des Vormittags das Zusammensein für derbere körperliche Genüsse am Nachmittag vorbereitete, so wallt mir wie eine warme Frühlingswindwelle ein Sonntagsgefühl durchs Erinnern, das ich seither in unseren Städten niemals wieder empfunden habe. Und gleich diesen kirchlichen, waren auch die wenigen weltlichen Anlässe zu einem solchen Zusammensein der Gemeinde von vornherein dadurch festlich freudig, daß sie selten waren.

Verfolgt man Ursprung und Sinn unserer so mannigfachen deutschen Volksfeste — man kann es ja leider fast nur noch in Büchern tun —, so wird man überall das Talent feststellen, auch ernste Anlässe zu einer fröhlichen Feier zu nutzen. Ja vielleicht beruht die Schönheit dieser Feste darin, daß sie meistens einen ernsten Unterton, eine dem Gesamtwohl dienende Veranlassung hatten, und daß die Freude nicht Selbstzweck war, sondern gewissermaßen als Lohn aus der getanen Arbeit aufblühte.

Denn es ist ein eigen Ding um die Freude. Man kann sie nicht erzwingen. Man kann wohl irgendwohin gehen mit der Absicht, sich zu „amüsieren", aber es widerspricht schon unserem Sprachgefühl, zu sagen: ich gehe dahin, um mich zu freuen. Dagegen wohl, um Freude zu bringen. Und so stehen wir schon hier vor der Erkenntnis, daß die Freude aus der Güte zu den anderen emporwächst, während das „Amüsement" selbstsüchtig ist. Damit erkennen wir wohl auch die tiefste Ursache, weshalb die Verwendung der Gesellschaft zu hundertfältiger Organisation im Kampf um Lebensvorteile und materielle Gewinne der verschiedensten Art dieser Gesellschaft so viel von der Kraft zur Freude genommen hat, die dem geselligen Zusammensein für das Wohl der Gesamtheit in früheren Zeiten so reichlich innewohnte.

Es wird sich das nicht genau abwägen und abgrenzen lassen, aber es ist leicht einzusehen, daß einer Übung — eben der des Sichversammelns —, die meistens Zwecken dient, die mit den unfreudigen Verhältnissen des Lebens aufs engste verbunden sind, allmählich etwas von dieser Unfreudigkeit anhaftet. In der Tat sind in den letzten Jahrzehnten alle größeren Menschenversammlungen immer mehr zu Parteiversammlungen geworden. Selbst für Anlässe rein menschlicher Art fanden sich eigentlich nur jene Kreise zusammen, die aus anderen

Gründen politischer, wirtschaftlicher, sozialer Natur gesellschaftlich zusammengehörten. Und je mehr wir so von „Gesellschaft“ sprachen, um so weniger hatten wir eine Gemeinschaft des Ganzen. Ist es doch allmählich dahin gekommen, daß sogar der heilige Begriff „Volk“ die Sonderbedeutung einer besonderen Gesellschaftsschicht erhalten hat, in dem die Bedeutung eines Gegensatzes, wenn nicht gar eines feindlichen, zu anderen Kreisen mit eingeschlossen war. Und bis zur Stunde ist es das beglückendste Erlebnis der großen Zeit, in der wir stehen, gewesen, daß wir einmal des alle umschließenden Gemeinsamkeitsgefühls teilhaftig geworden sind. Wer aber hat nicht erlebt, daß das eine Freude sondergleichen war, eine echte, wahrhaftige Freude, trotzdem der Anlaß so bitter ernst war und eine Welt von Traurigkeit in sich barg? Hat es so dieses furchtbaren Krieges bedurft, um uns als Gesamtheit wieder einmal die Bedeutung des Wortes Freude voll auskosten zu lassen, so ist diese Zeit auch besonders dazu angetan, unser ganzes Leben daraufhin zu überprüfen, ob in ihm die fruchtbare Kraft der Freude noch wirksam ist.

Sieht man jene Einrichtungen an, die gerade dazu geschaffen sind, den Menschen Gelegenheit zur Freude zu geben, so möchte man meinen, die Fähigkeit zu richtiger Freude sei überhaupt verloren. Das Theater dient, soweit es künstlerische Zwecke verfolgt, durchweg einer schweren Problematik. Gerade die heiteren Unterhaltungsstücke sind elend verflacht. Unsere Musik ist dort, wo sie lustig sein will, durchweg oberflächlicher Schund geworden. Der Tiefstand der Operetten und Possen ist nicht mehr zu unterbieten. Dabei verseucht diese Art auch die kleinsten Städtchen, ja das flache Land. In jene bringen die wandernden Theatergesellschaften die seichtesten „Zugstücke der Saison“, und das Grammophon grölt die neuesten Operettenschmarren bis ins abgelegenste Dorfwirtshaus. Am bezeichnendsten aber ist die Entwicklung des Tanzes, wo unsere fröhlichbewegten, sinnlich-heiteren und anmutigen Tänze von den Eindringlingen, wie Tango und den üblen Schiebetänzen, immer mehr verdrängt wurden. Die neugewonnene Unterhaltungsstätte endlich, deren Beliebtheit gerade für die breiten Volkskreise allem anderen vorangeht, das Kino, zehrt hauptsächlich vom Schauerlichen und Verbrecherischen des Lebens, und ist dort, wo es Fröhlichkeit geben will, von einer sentimental-gezwungenen oder derb-rohen Situationskomik.

Diese beiden letztgenannten Vergnügungsarten lassen uns auch die schädlichen Kräfte deutlicher erkennen. Der Tanz ist durch Erotik verdorben, das Kinostück geht ausschließlich aus auf Sensation. Beides ist Aufgeregtheit, Aufpeitschung eines im Grunde Behagen und Wohlergehen Verlangenden. Wir finden dieselbe Erscheinung allenthalben. An die Stelle der Freude ist das „Amüsement“ getreten, das entweder Betäubung ist oder Aufpeitschung.

Natürlich wurzelt das Übel im Untergrunde unseres Gesamtlebens. Solomo, der weise Prediger, sagt: „Darum sehe ich, daß nichts besser ist, denn daß der Mensch fröhlich sei in seiner Arbeit.“ Wissen wir, oder wußten wir noch, was fröhliche Arbeit ist? Die rastlose Gier nach Gewinn, der nötig wurde, um von dem auf den rein materiellen Genuß gestellten Leben möglichst viel erraffen zu können, hat die freudige Arbeit ertötet. Der so gehetzte Arbeiter ist nicht imstande, aus sich selbst

die Verschönerungskräfte eines Feierabends zu gewinnen. Statt der Sammlung sucht er „Zerstreuung“, seine müden Nerven müssen „angeregt“ werden. Und natürlich müssen die dafür aufgewendeten Mittel im Laufe der Zeit immer stärker und aufreizender sein.

Aus dem materialistischen Geiste der Zeit heraus sind sie auch möglichst materialistisch gewählt. Häufung der äußerlichen Unterhaltungsmittel ist das Kennzeichen. Man denke an die Ausstattungsstücke mit ihrer Massenwirkung; vergegenwärtige sich als besonders charakteristisch die Einrichtung jener „Vergnügungsparks“, die eine Sammlung von Gewaltsamkeiten zum Reizen der Lachlust und Erzwingen komischer Situationen darstellen. Man denke ferner an die doch im Grunde unsinnige, aller Gemütlichkeit abholde Entwicklung, die unsere öffentlichen Gaststätten angenommen haben. Prunkvolle Paläste als Wein- und Bierhäuser mit aufdringlichem Putz, Riesensäle, Cafés mit allen möglichen Formen eines lärmenden Musikbetriebes, die im Grunde irrenhäuslerische Einrichtung luxuriösester Schnapsbuden unter dem Namen von Bars, und jene zahlreichen Nachtlokale, die erst dann ihre Pforten öffneten, wenn der Mensch von Natur nach Ruhe verlangt, für die also eine gewaltsame Aufpeitschung des gesamten Organismus ihrer Besucher die erste Voraussetzung ihres Bestehenkönnens ist.

Die gleiche Stimmung griff über auf die eigenen Veranstaltungen. Das schönste Mittel der Erholung im geselligen Zusammensein mit einigen Freunden wandelte sich zu einer pflichtmäßigen Massenabfütterung aller irgendwie erreichbaren Bekannten. Künstlerische Begabung, vor allem auf dem Gebiete der Musik, wurde, sobald es irgend anging, auf das öffentliche Auftreten gedrillt und ging damit der Verschönerung des Hauses verloren.

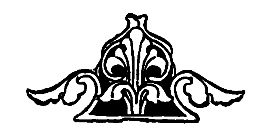
Dieser vergröbernden Aufpeitschung alles Materiellen entspricht die Verdrängung der feinen und gesunden Sinnlichkeit, die immer ein Hauptreiz alles gesellig freudigen Zusammenseins bleiben muß, durch die ihrem Wesen nach unfreudige Erotik. Erotik ist schwül, unrein, eben eine krankhafte Abirrung oder Übertreibung. Es hat aber Nietzsche gesagt: „Die Freude muß auch für die sittliche Natur des Menschen auferbauende und ausheilende Kräfte enthalten: wie käme es sonst, daß unsere Seele, sobald sie im Sonnenschein der Freude ruht, sich unwillkürlich gelobt: ‚gut sein, vollkommen werden‘, und daß dabei ein Vorgefühl der Vollkommenheit gleich einem seligen Schauer sie erfaßt.“ Diese durchaus wahre Beobachtung schließt in sich die Tatsache ein, daß wahre Freude eben nur dort erblühen kann, wo auch die sittliche Natur des Menschen auf ihre Rechnung kommt. Wo das nicht der Fall ist, wo der sittliche Mensch sich verkriechen muß, da ist allenfalls ein „Amüsement“ möglich, ein Betäuben. Aber der Katzenjammer ist unausbleiblich.

Der Ausbruch des Krieges hat den Schleier weggezogen, den die Gewohnheit um unsere Augen gehüllt hatte. Plötzlich wurde aller Welt das Häßliche, Widersinnige und Ungesunde dieser ganzen Lebensform klar. Gerade daß man so instinktmäßig alle diese Erscheinungen verurteilte, daß man sie am liebsten von einer Stunde zur andern vernichtet hätte, daß man das ganze Leben umkrempeln wollte, ist der beste Beweis für die Unnatürlichkeit, das im Grunde Aufgezwungen-

sein aller dieser sogenannten Vergnügungseinrichtungen, dieser ganzen Art des Lebensgenusses. Daß man nachträglich nun da und dort zu „retten“ versucht, ist eine Schwäche, nicht aber jenes erste um Begründung sich gar nicht bemühende Vernichtungsurteil. Es waren nicht überall die Kräfte vorhanden, um an die Stelle des Schlechten sofort das Gute zu setzen. Die üblen Gassenhauer verstummten, weil an ihrer Stelle die alten schönen Volkslieder erklingen konnten. Man konnte die übelsten Vergnügungsstätten schließen. Aber woher sollte das Theater, das offen blieb, jene feinere fröhliche Unterhaltungskunst holen, die seit Jahrzehnten nicht gepflegt worden war? Wo hätte das Kino plötzlich die Mittel finden sollen, die guten Kräfte, die in ihm zweifellos vorhanden sind, zur Blüte und Frucht zu bringen, wo man bislang kaum ihre Wurzeln entdeckt hatte?

Wir dürfen nicht verkennen, daß alle diese Vergnügungsarten Einrichtungen sind jener Macht, in der wir heute alle den grimmigsten Feind der Menschheit erkennen: des Kapitalismus. Das Theater ist kapitalistisch, unsere Konzert- und Tanzsäle dienen der Verzinsung von Bauterrains, die Vergnügungsparks, die großen und kleinen Wirtschaften, die Bars, die Nachtlokale — es sind Aktiengesellschaften, es ist arbeitendes Kapital, das nur auf seine Rechnung kommt, wenn die Menschen sich fernerhin in dieser grobmaterialistischen Weise amüsieren. Und so trifft es denn zu, daß Hunderte von vielfach sehr steuerkräftigen staatsbürgerlichen Existenzen vom Weiterbestehen dieser Einrichtungen abhängen. Oh, sie sind sich der Macht bewußt, die in dieser Steuerkraft liegt, so bewußt, daß sie es wagten, mitten im Kriege die Wiedereröffnung ihrer Betriebe zu verlangen, obwohl das dem elementarsten sittlichen Empfinden des gesamten Volkes widersprach. Die einzige Begründung war ihre „Existenz“, zur gleichen Zeit, als Tausende von Existenzen der besten und wertvollsten Arbeitskräfte des Staates für das Wohl und Weiterbestehen dieses Staates geopfert wurden.

Kann es da für den Vernünftigen noch einen Zweifel geben, was Pflicht des Staates ist? Soll diese ganze üble und verderbte Welt eines falsch gerichteten Genießens mit dem Tage des Friedensschlusses auf unser Volk wieder neu losgelassen werden? Oder ist es nicht Gebot der Selbsterhaltung für diesen Staat, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln allen jenen Einrichtungen eine weitere Lebensmöglichkeit abzuschnüren, die in der Stunde der Gefahr als schädlich erkannt worden sind? Schon diese Unterdrückung des Schlechten und Falschen würde für die Neugestaltung unseres gesellschaftlichen Lebens von größtem Werte sein. Unendlich wichtiger aber ist noch die positive Arbeit für den Neugewinn der Freude. Die durch das ungeheure Erleben dieser Zeit neuangespannten Kräfte des Volkes müssen genährt werden; eine zielbewußte Verschönerung der Lebensführung muß die Sorge aller jener werden, die durch Macht und Beruf auf die Gestaltung des öffentlichen Lebens Einfluß haben.



Wenn wir heimkommen ...
Von Leonhard Schrickel

Es wird alles anders sein, als es vordem war. Unsre Frauen, nach dem jahrelangen Winter der Trennung uns Glücklichen wieder geschenkt, werden gütig und fröhlich im Hause schalten, daß es warm sei und wohnlich um uns, traulich und hell; werden ihr Bestes daransetzen, ihr Alles daranwagen, zu schaffen, was nun einmal nicht gekauft und gebaut, sondern nur gelebt werden kann: eine Heimstatt. Ach, das ist ja nun gewiß: unsre Häuslichkeit ist der sichere, meerumbrandete Fels, auf dem der Leuchtturm „Glück" hochragend steht; sie ist der Fruchtboden, in dem unsre tiefsten Wurzeln verankert sind; ist der ewige Jungbrunnen unsrer Kraft. In allen Tiefen der Seele fühlen wir's Tag für Tag, und erfahren's in diesem grausigen Kriege Stunde um Stunde. Sie also gilt es zu erhalten oder zu gestalten, und wir sind gewiß, daß unsre Frauen schon längst am Werke sind, unermüdlich und sorglich, während wir noch im Schützengraben oder doch in der Fremde ein hartes Leben führen.

Was wären wir, was wären sie ohne Daheim ... Freilich, die „Weltbürger" werden uns belächeln und über uns spotten; aber sei es drum. Wir wollen ehrlich und offen bekennen: die Welt der Frau ist doch das Haus, das sie und nur sie schaffen kann so reich, wie sich's kein Weiser je hat träumen lassen, und ihre Krone ist die Mutterschaft! Alles Äußerliche, Angelernte, Aufgeputzte ist eitel und nichtig und kann nicht mehr bestehen vor unsern Blicken, die durch Kleid und Haut und Fleisch zu dringen scharf genug geworden sind in all den Nächten voll Hölle und Grauen, so scharf, daß nichts mehr vor ihnen besteht als der kristallene Kern: Mensch. Und wäre eins in Seide eingepuppt siebenfach, und mit Gold bepanzert von Kopf bis zu den Füßen, verbrämt mit Ehren und Titeln, — er gilt nichts, wenn er nicht ein lauterer Charakter ist und Eigenwert besitzt!

Das wissen die Unsrigen daheim. Drum werden wir sie dereinst finden ohne allen Tand und Aufputz, ohne alles Gernegroßtum; im einfachen, kleidsamen Gewand; sich gebend, wie sie sind, allem Scheinwesen feind. Schlicht also im Äußern (— wenn auch beileibe nicht etwa „feldgrau" uniformiert! —), aber um so reicher, weil ehrlich, im Innern. Denn das ist's, was wir am meisten lieben gelernt: Wahrhaftigkeit.

Ach, wenn wir heimkommen, da wird alles anders sein, als es vordem war. Die Nachbarin wird nicht mehr die Nase rümpfen über unsre allzu kurzen Vorhänge am Fenster; der Meister Langebach wird nicht mehr ohne Gruß vorübergehn, weil er Stadtrat geworden und ihn der Ministerialdirektor Schullrig einmal leutselig auf die Schulter geklopft. Die Frau von Sulz wird nicht mehr in Ohnmacht fallen, wenn ihr Töchterchen mit unserm Kind auf einer Schulbank sitzen soll; kurz: es wird kein Dünkel mehr sein und kein Kastenunwesen mehr blühen, denn es wird auch nach dem Kriege, wie jetzt auf den Schlachtfeldern ist Ost und Süd und West, nur Deutsche geben. Nur Deutsche, so weit des Reiches Grenzen gehn;

wo immer in der Welt sich zwei in unsrer Muttersprache grüßen. Wir haben eben nur zu gut gelernt und uns gründlich davon überzeugt, daß wir alle einander brauchen! Daß keiner ohne den andern sich behaupten kann.

Ja, wenn wir heimkommen ...! Da wird jeder auf seinem Posten stehn und seine ganze Kraft der Arbeit widmen, die zu vollbringen ihm obliegt. Da wird ein Wetteifer sein, ein ernster, friedlicher Wettstreit, das Teil Tun auf sich zu nehmen, das einer nur immer bewältigen kann. Da wird jeder sein Letztes einsetzen, das bestmögliche aus sich zu machen, um dergestalt dem Ganzen aufs äußerste zu dienen, ihm so viel zu gelten, als die Natur ihm Staatswert zugestand. Da wird es keine Drohnen mehr geben und keine Tagediebe, keine Ausbeuter und Wucherer, denn wir alle haben erfahren, wie wertvoll deutsche Arbeit war und ist. Und nicht der Köder „Lohn“ wird es sein, der zur Regsamkeit und Schaffenslust lockt; nicht der gemeine Vorteil wird Sporn und Leiter sein, sondern — wie bei uns hier draußen — die Freude am Vollbringen, die Lust, so recht aus dem Vollen zu dienen. Es will ja fortan keiner mehr etwas erlisten, sondern nur noch etwas leisten.

Und darum wird es auch nur einen Ruhm, nur ein Maß noch für alle geben: die Tüchtigkeit.

O, was wird das ein selig Leben werden, so wir dereinst heimkommen. Da wird es nichts mehr gelten für das Emporsteigen der neuen Generation, ob sie hervorgeht aus Palästen oder Hütten, ob sie in Himmelbetten geboren oder auf Stroh etwa in einer Stallkrippe, ob der Herr Taufpate vierspännig vorgefahren oder in geliehenen Schuhen sich schüchtern und verschämt durch die Gasse gefördert. Das wird wahrhaftig den Wert des Zukünftigen nicht mehr machen, sondern allein seine Tüchtigkeit wird den Platz bestimmen, den er einnehmen soll, — wie das jetzt vorm Feinde auch ist. Wer fragt hier draußen darnach, ob du eines hochadeligen Vaters, eines überreich begüterten Börsenmagnaten oder eines armen Bäuerleins Abkömmling bist? Du bist Soldat und Kamerad! Und ein je tapferer Soldat und ein je beßrer Kamerad du bist, um so mehr giltst du.

Ach, wenn wir dereinst heimkommen, wie anders als ehedem, um wieviel schöner, reiner, reicher werden die Tage sein. Denn so tausend Hemmnisse und Kümmernisse, die uns vordem das Leben verdarben, werden sie hinweggeräumt haben. Bist du nur ein aufrichtiger, guter, tüchtiger Mensch, wirst du Raum finden allenthalben und in jedem Haus willkommen sein. Schiert es keinen, ob du Christ bist oder Heide, ob du auf Rom schwörst oder auf Luther. Ist die Traube nur voll und süß, der Trunk Sonne nur klar und rein, was kümmert's den Dürstenden, an welchem Berge der Rebstock wächst. — „... ich will euch erquicken.“ — So du es nur tust, wiegt es nichts, in welcher Sprache du es denkst. Wir haben's erfahren. Stürmten mitsammen in den Feind und schützten einander und hielten bis aufs letzte zueinander brüderlich und frugen nicht: „Was glaubst du, Kamerad?“ Und lagen wir wund und hilflos nach der Schlacht in den Furchen der durchwühlten, zerrissenen Felder, lechzend nach einem Trunk, frugen wir, ob Christ, Jude oder Heide ihn uns reichte? — Wir haben vergessen, daß es Religionen gibt, daß Duldsamkeit erst noch gepredigt werden muß. Ihr wißt's.

Und darum! darum wird alles anders sein, als es je vormals war. Und wenn wir heimkommen zu euch, wird allüberall nur ein Wille sein und ein Ziel: Deutschheit!

Jeder einzelne wird strebend sich bemühn, sich wertvoll zu machen aus ganzer Kraft, sich zu läutern und aufzubauen, so hoch, als ihm nur immer erreichbar, um dem Ganzen desto mehr zu gelten, den andern so gut als möglich zu dienen. Jeder einzelne wird strebend sich bemühen, dem Nachbar zu helfen, den Nachbar zu fördern, ja muß es sein, dann wird keiner mehr zaudern, sein eigen Ich beiseitezurücken, so ein Tüchtigerer, Tauglicherer Platz braucht. Denn der Wertvollere ist dem Ganzen immer dienlicher, und das Ganze ist mehr als sein Teilchen: Ich.

Deutschheit! So gilt es denn also fortan: ehrlich sein, wahrhaftig, tüchtig, gut. Und für alles Schenken und Schaffen wird kein andrer Lohn gesucht und geboten werden, als die Freude an der Leistung. Kein Ruhm, als das Glück der Gesamtheit. Das ist das Höchste: stehen im Ewigen als Baustein und Baumeister zugleich, erlöst von aller Kleinlichkeit des Ich-Lebens, erlösend zum überindividuellen Daseinsgefühl, das die Zukunft umfaßt all der kommenden Geschlechter, die in Frieden und Lust, selige Kinder unsrer Menschheitsliebe, durch die Tempel wallen, die wir ihnen bauen aus unsrer qualvollen Tage heiligen Freuden.

O, wenn wir heimkommen dereinst ... dann ...!

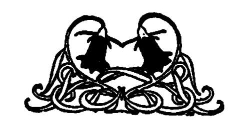


Im feindlichen Schützengraben · Von Hermann Kienzl

(Steirisch)

„Ha, grüaß dih God, Tonerl!“ — „Ui Jessas, da Naz!“ —
„Hörst, Himmel Laudon! Dös war a Schtrapaz!
Wo is denn der Seppel?“ — „Der is vorbei ...“ —
„Und der Franz?“ — „Sei still! O die arme Marei!“ —
„Den Jocherl, den kloan, hat d' Granaten zerrissen ...“ —
„Herrgodvoda, 's is gnua!“ — „Aber d' Walschen sein gschmissen!!“ —
„Setz dih nieda, mei Naz, nur glei nieda in Dreck,
Schnauf dih aus, guata Freind, und halt 's Maul — ih bin leck.“

Aften rucken s' halt zsamma und dösen so hin.
Es rummert und bummert vor ihrere Sinn,
Ganz rot segn s' die Luft und den sonnigen Schein —
Es krocht und es krocht — dö zwoa sumpern ein ...



Englands sinkender Stern als Wirtschaftsmacht · Von Dr. Freiherrn von Mackay

Daß Englands Plan, den Kampf gegen Deutschland mit „silbernen Kugeln“ und in ungestörter „Geschäftsmache wie gewöhnlich“ auszutragen, ebenso kläglich scheiterte wie die Einkreisung Deutschlands, ist eine längst bekannte und auch jenseits des Kanals niemand mehr verborgene Wahrheit. Immerhin besteht noch eine starke Spannung zwischen der Feststellung des Mißlingens eines Angriffsplans und der Einsicht, daß das Unternehmen sich in eine vollkommene Niederlage verwandelt und eine dem erhofften Erfolg vollkommen gegenläufige Wirkung gehabt hat: auch zu diesem Bekenntnis muß man sich heute an der Themse bequemen; das geschieht natürlich nicht in den anreißerischen „catchy headlines“ der Tagespresse, um so unverblümter aber in den ersten Fachzeitschriften, so im Ecconomist, Mercantile Guardian, Statist, ja sogar im amtlichen Board of Trade Journal.

Berechnet man die Ausfuhr des Vereinigten Königreichs, geteilt nach den Gesichtspunkten von verbündeten Staaten, britischen Kolonien und den wichtigsten neutralen Mächten, so ergibt sich folgendes Bild (in Millionen Mark und runden Ziffern):

	1913	1915
1. Verbündete Staaten*)	1264	1702
2. Kolonien	3222	2302
3. Neutrale Mächte	1870	1120

Der Absatz britischer Waren ist also einzig und allein im Verkehr mit den Verbündeten gestiegen, und von diesem Zuwachs entfällt der größte Teil auf Frankreich, leitet sich also lediglich aus dessen Bedarf an Kriegsmitteln und Ersatz für die Erzeugnisse seiner eroberten Provinzen ab. Auf allen anderen Wirtschaftsgebieten dagegen sinkt Albions Handelsstern! Zum nicht geringen Teil liegt der Grund des Verfalls natürlich in den bekannten allgemeinen Ursachen der krisenhaften Zustände seines wirtschaftlichen Lebens: in der ungeheuerlichen Steigerung der Frachtensätze, in dem Mangel an Arbeitern, da die Waffen- und Munitionsfabrikation die Leistungsfähigkeit aller anderen Industrien herabdrückt, in der Schwerfälligkeit des englischen Gewerbes, sich den vollkommen veränderten Erzeugungs- und Absatzbedingungen anzupassen. Wären diese Stellungsverluste auf dem weltwirtschaftlichen Kampffeld nur vorübergehender, durch den Kriegszustand bedingter Art, so könnte sie London immerhin als einmalige zeitliche Verluste auf Generalunkosten verrechnen; in Wirklichkeit zeigt sich aber von Monat zu Monat deutlicher, daß es sich um dauernde Einbuße handelt. Eine ganze Kette verschlungener Folgegesetze begründet diese Tatsache. Zunächst die Erscheinung, daß Englands umgekehrte Festlandsperre überall, in Nord- wie Südamerika, im näheren wie im ferneren Osten und selbst in den eigenen Kolonien die Unent-

*) Einschließlich Belgiens, aber mit Ausnahme von Japan, das aus naheliegenden wirtschafts-geographischen Rücksichten der Gruppe 3 zugezählt ist.

behrlichkeit deutscher Erzeugnisse auf den wichtigsten Gewerbegebieten schärfer denn je fühlbar gemacht hat. Sodann die Erfahrung, daß der englische Kaufmann und Unternehmer nicht die Fähigkeit hat, in einem Lande, wo er nicht durch das bekannte Verfahren der Interessengebietsbildung über die unbestrittene Alleinherrschaft verfügt, aus eigener Kraft organisatorisch sich neue Absatzgebiete zu erobern und sie festzuhalten. Er will seine Waren zu höheren Preisen und zu drückenderen Kauf- und Kreditbedingungen als gewöhnlich absetzen, er steuert immer mehr in das Fahrwasser des Yankee-Glücksrittertums und des Spekulanten, der durch Gesellschaftsgründung, Syndizierung, Monopolisierung und Vertrustung, durch all die Spielertricks, die Selbstzweck, nicht Mittel zu zeugendem Schaffen sind, möglichst große Gewinne in Form von Gründerspesen, Kursunterschieden, Dividenden, Prämien einzuheimsen sucht und verstärkt ebenso die Sehnsucht nach dem solider arbeitenden, werteschaffenden, schöpferisch tätigen deutschen Bewerber. Dazu kommt endlich die vollkommene Enttäuschung, die London in seinem Stolz, der Kapitalturm und Kreditgeber der Welt zu sein, erlebt hat. Nach Wallstreet hat es zur Stütze des dauernd sinkenden Sterlingkurses bereits über 125 Millionen Dollar Gold schicken müssen, und selbst Japan überführte bereits 80 Millionen Mark seiner Goldreserven für die Schuldentilgung von Lombardstreet nach Jokohama. Aber schlimmer noch: was England auch am Bestand seiner Goldschätze übrig bleibt, befindet sich gleichsam, wie ohne Übertreibung gesagt werden kann, in Kriegsgefangenschaft. Die Anlagemöglichkeiten fehlen, die Masse der uneinlöslichen Noten schwillt ständig an, die Kredite der Neuen Welt im Umfang von mehr als 500 Millionen Dollar kommen nicht dem Welthandel und der Weltwirtschaft zugute, die, nicht zum wenigsten dank der Ausschaltung eines tätigsten und unentbehrlichsten Mitglieds, Deutschlands, im dumpfen Fieber dahindämmert. Kurz, deutlicher als je zeigt sich, daß mit dem bloßen Goldzusammenscharren gerade in Kriegssturmzeiten von der Art der gegenwärtigen keine durchschlagende Waffe geschmiedet ist, daß nicht totes angehäuftes Kapital und nicht Rentner-Zinseinkommen die gültigen Maßstäbe für das Leistungsvermögen und die Trag- und Widerstandsfähigkeit einer Nationalwirtschaft sind, sondern deren Zeugungskraft, die selbst wieder nichts anderes ist, als ein Produkt aus schaffendem Kapital und völkischem Arbeitsfleiß. Der Eckpfeiler, auf dem Albions die Meere überspannendes Reichsgebäude und dessen Ansehen ruht, ist sein Handelsimperialismus, dem heute mitten im festländischen Schlachtengetümmel gellenden Tons das Zügenglöcklein tönt. Der Ruf: Los von England! erklingt allenthalben, gedämpft in den eigenen Kolonien, laut in den überseeischen neutralen, ja selbst in den politisch verbündeten Wirtschaftsgebieten, die sich kapitalistisch wie kommerziell auf eigene Füße zu stellen suchen. John Bull wird nach dem Krieg auf eine Welt mit durchaus ausgewechselten wirtschaftlichen Gleichgewichtsgesetzen und anders verteilten Kräfteverhältnissen blicken, deren ausgleichendes System seine Alleingewalt nicht duldet. Und er wird, zu seiner schlimmsten Beschämung und Enttäuschung, den Stern Deutschlands, das zermalmt und zerschmettert werden sollte, nicht sinken, sondern höher an allen Horizonten des Erdballs steigen sehen. Die vielen, meist übertrieben schwarz-

seherischen Bedenken über die Möglichkeiten, all die Wunden, die der Krieg unserem Wirtschaftskörper geschlagen hat, nach dem Friedensschluß zu heilen, mögen nicht ungerechtfertigt sein, sind aber in einer Richtung sicherlich grundlos: unser Außenhandel wird nirgendswo, selbst nicht im heutigen Feindesland, geschlossene, sondern offene Märkte finden, die sich meist geradezu nach seiner belebenden Kraft sehnen, und zwar nicht nur aus Nützlichkeitsgründen, sondern auch aus moralischen Rücksichten. Denn niemals hat sich deutlicher als im reinigenden Gewitter des Krieges der scharfe Gegensatz zwischen deutschem und englischem weltwirtschaftlichem Machtstreben gezeigt: dieses ist, jeder tieferen ethischen Verankerung entbehrend, im Geist der Geldgeschäftsmache und Händlermoral letzten Endes nur auf Ausbeutung und, wenn diese nicht unter der Maske der Schlagworte von Freiheit, Gleichheit, allgemeiner Wohlfahrt mit äußerlichem Anstand geschehen kann, auf rücksichtslosen Zwang gerichtet, jenes auf zähes Schaffen, pflichtenstrenge dienstbare Mitarbeit und auf das Prinzip gestellt, daß der abendländische Kulturpionier sich nur als Gast auf fremdem Boden zu betrachten hat und diesem pflegliche Behandlung, treue Erhaltung der natürlichen Hilfskräfte, den Bewohnern aber Ehrfurcht vor ihrer Eigenart und Mitverantwortlichkeitsgefühl für ihr Wohlergehen schuldet.

Die Tiroler Nachtwache

Von Joseph von Eichendorff

In stiller Bucht, bei finstrer Nacht
Schläft tief die Welt im Grunde.
Die Berge rings stehn auf der Wacht,
Der Himmel macht die Runde.
Geht um und um,
Ums Land herum,
Mit seinen goldnen Scharen
Die Frommen zu bewahren.

Kommt nur heran mit eurer List,
Mit Leitern, Strick und Banden,
Der Herr doch noch viel stärker ist,
Macht euren Witz zuschanden.
Wie war't ihr klug!
Nun schwindelt Trug
Hinab vom Felsenrande —
Wie seid ihr dumm! o Schande!

Gleichwie die Stämme in dem Wald
Woll'n wir zusammenhalten,
Ein' feste Burg, Trutz der Gewalt,
Verbleiben treu die alten! —
Steig, Sonne, schön!
Wirf von den Höhn
Nacht und die mit ihr kamen,
Hinab in Gottes Namen!



Politische Zeitlosigkeiten

Eine neue Folge von Ed. H.



Ich habe den Grundsatz immer nützlich gefunden: des Freundes Freund und — ich will nicht sagen: des Feindes Feind — aber des Gegners Gegner zu sein. **Bismarck.**

Erwäge! Erwäge! Ich erwäge, daß hier nichts zu erwägen ist! **Lessing.**

Es ist nicht genug zu wissen, man muß es auch anwenden; es ist nicht genug zu wollen, man muß es auch tun. **Goethe.**

Chi perde, ha sempre torto. — Der, wer verliert, hat immer unrecht. **Italienisches Sprichwort.**

Amtsgenossen sind durch einen Kitt von Aktenstaub und Tinte miteinander verbunden. Freunde durch den von Wegestaub und Herzblut. **G. v. Örtzen.**

Les grandes pensées viennent du cœur. — Der Herzschlag gibt die großen Gedanken. **Vauvenargues.**

Der Nahestehende sieht die Gestalt der Dinge, der Fernstehende richtiger deren Wirkung. Daher die Meinungsverschiedenheit des Publikums und der Eingeweihten, und daher auch das Seltsame, daß beide trotz derselben recht haben. **G. v. Örtzen.**

Das Gute mißfällt uns, wenn wir ihm nicht gewachsen sind. **Nietzsche.**

Es ist oft weniger schädlich, etwas Unrichtiges als nichts zu tun. **Bismarck.**

Ich kenne kein besseres Mittel, Verleumdungen und tückische Auslegungen zu überwinden, als indem wir in dem, was wir als recht erkennen, sichtbar mutig beharren. **Pope.**

Die Selbstbescheidung kann sich nicht auf das Verdienst zugute tun, den Ehrgeiz zu bekämpfen und zu überwinden. Sie finden sich nie beide zusammen. Selbstbescheidung ist Mattheit und Trägheit, Ehrgeiz ist Regsamkeit und Feuer der Seele. **de la Rochefoucauld.**

Professoren und Rhetoren erfinden Systeme und Prinzipien. Die wahrhaften Staatsmänner sind nur von dem Instinkt der Macht und der Liebe zum Vaterland beseelt. Das sind die Seelengänge und Methoden, die große Reiche schaffen. **Disraeli (Lord Beaconsfield).**

In der Politik muß man äußerst zurückhaltend in Worten, aber äußerst entschieden im Handeln sein. **Cavour.**

Parfois on n'est pas habile, quand on veut être fin. — Mitunter ist man nicht geschickt, wenn man fein sein will. (Von wem?)

Lieben Deutschen, kauft, weil der Markt vor der Tür ist, sammelt ein, weil es scheint und gut Wetter ist, braucht Gottes Gnaden und Wort, weil es da ist. Denn das sollt ihr wissen, Gottes Wort und Gnade ist wie ein fahrender Platzregen, der nicht wiederkommt, wo er einmal gewesen ist. **Luther.**

Deutschland ist wie ein schöner, weidlicher Hengst, der Futter und alles genug hat, was er bedarf. Es fehlt ihm aber an einem Reiter. Gleichwie nun ein stark Pferd ohne einen Reiter, der es regiert, hin und wieder in der Irre läuft, also ist auch Deutschland mächtig genug von Stärke und Leuten, — —

Luther.

Wer fest will, fest und unverrückt dasselbe,
Der sprengt vom festen Himmel das Gewölbe,
Dem müssen alle Geister sich verneigen
Und rufen: Komm und nimm! Du nimmst dein eigen!

E. M. Arndt.

Das Beste in mir und meiner Lebensbetätigung ist immer der preußische Offizier gewesen. Wäre ich der nicht gewesen, ich weiß nicht, ob ich ganz in dieselben richtigen Bahnen verfallen wäre. Bismarck.

Penser, vivre et mourir en roi. — Denken, leben und sterben als ein König.

Friedrich d. Gr.

Wer durch Waffen überwunden,
Hat noch lange nicht gesiegt:
Friedemachen hat erfunden,
Daß der Sieger unterliegt.

Fr. v. Logau.

Fahre die Welt lieber zum Teufel, als daß man den Teufel selbst nicht beim Namen nennen dürfe! E. M. Arndt.

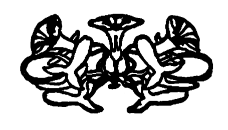


Verwundet · Von Helene Brauer

Darum kommt wohl dies Jahr der Frühling so reich,
Weil es mein letzter wird,
Darum haben sich wohl ins Gesträuch
Soviel Vogelstimmen verirrt.

Mir deucht, auch zur Nacht weht ihr Singen ins Haus
So weich, wie es nimmer scholl,
Sie schütten den Wohllaut noch in mein Träumen aus,
Daß er mich trösten soll.

Mein Garten versinkt alle Tage tiefer in Blüten,
Daß ich wie in roten und weißen Wellen geh', —
Ich weiß: er will mir alle Frühlinge vergüten,
Die ich nicht mehr seh' ...





Der deutsche Geburtenrückgang und deutsche Bevölkerungspolitik nach dem Kriege

Bis vor wenigen Jahren war bei uns im deutschen Vaterlande bei fast allen Volkswirten und Staatsmännern ernste Sorge vorherrschend, wie verschaffen wir der starken Volkszunahme den genügenden Lebens- und Nahrungsspielraum? Der Kinderreichtum unseres Volkes galt allgemein im In- wie im Auslande als schier unerschöpflich und Deutschland als „die Kinderstube“ der ganzen Welt. Bis zum Beginn der neunziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts war die natürliche Volkszunahme derartig stark, daß ein verhältnismäßig großer Teil des deutschen Volkes nach dem Auslande — insbesondere nach Nordamerika — auswandern mußte, um sich dort lohnenden Lebensunterhalt zu verschaffen, den ihm der heimische Boden nicht mehr gewähren konnte. Deutschland war bis vor rund zwanzig Jahren ein Auswandererstaat, die Höchstziffer der Auswanderer betrug im Jahre 1882 221000 Menschen, um im Jahre 1911 auf 22690 herabzugehen. Die seit dem Beginn der neunziger Jahre einsetzende Entwickelung Deutschlands aus einem Agrar- zum vorwiegenden Industriestaat hat — man mag im übrigen gegen das gewiß zu rasche Tempo der Entwickelung die gewichtigsten Bedenken sozialpolitischer und ethischer Natur mit Recht geltend machen — die eine große Aufgabe der Versorgung des deutschen Bevölkerungsüberflusses im Inlande geradezu glänzend gelöst. Die Sorge vor Malthus schien endgültig überwunden, und seine düsteren Prophezeiungen galten als widerlegt. Die Bevölkerung Deutschlands stieg von 24,5 Millionen Einwohnern im Jahre 1816 auf 35,4 Millionen im Jahre 1850, 1900 waren es schon 56,4 Millionen und 1910 war die Zahl auf fast 65 Millionen Einwohner gestiegen, gegenwärtig können wir mit rund 68,5 Millionen (amtliche Zahlen fehlen zurzeit noch) rechnen. Die Volksvermehrung beträgt also im angegebenen Zeitraume reichlich 250 %.

Der Wille zum Leben und seine fröhliche Bejahung erschien trotz aller inzwischen eingetretenen großen Erschwerungen der Lebenshaltung, der der Begründung von Familien und der Erziehung von Kindern sich entgegenstellenden Hemmungen zufolge der zunehmenden Lebensverteuerung unüberwindlich und das Wachstum unseres Staatsvolkes für alle absehbaren Zeiten gesichert! Aber schon bohrte im geheimen — und merkwürdigerweise während geraumer Zeit unbemerkt — der Wurm an dem Mark und der Lebenskraft unserer Rasse! Bereits seit dem Jahre 1897 setzt eine nicht unbedenkliche Abnahme des Geburtenüberschusses über die Sterbefälle ein. Die Geburtenquote sinkt seitdem unaufhaltsam und rapide: während im Deutschen Reiche im Jahre 1860 noch 37,9 Geburten auf 1000 Einwohner entfallen und diese Zahl im Jahre 1876 den höchsten je dagewesenen Stand mit 42,6 erreicht, macht sich noch

nicht volle 20 Jahre später eine Senkung auf 37,3 bemerkbar. Immerhin ist die Geburtenzahl verhältnismäßig noch fast genau die gleiche wie 1860. Seitdem aber gestaltet sich das Bild zunehmend trüber: 1900 sind es 36,8 Geburten auf 1000 Einwohner, 1902: 36,2, 1903: 34,9, 1904: 35,2, 1905: 34, 1906: 34,1, 1907: 33,2, 1908: 33, 1909: 31,9, 1910: 30,7, 1911: 29,5.

An diesem gleichmäßigen Geburtenrückgange Deutschlands nehmen seine Gebietsteile einen verschiedenen Anteil, am günstigsten liegen noch die Verhältnisse auf dem flachen Lande — von einzelnen wenigen west- und süddeutschen Bezirken abgesehen, in denen sich der Einfluß des französischen Zweikindersystems bemerkbar macht — und in den rein oder doch stark vorwiegend katholischen Bezirken, wie dieses u. E. unumstößlich Rost in seinem bedeutsamen Buch „Geburtenrückgang und Konfession“ 1913 nachgewiesen hat.

Die Stadt und namentlich die Großstadt aber ist der Boden, auf dem das verhängnisvolle Schlinggewächs des bedrohlichen Geburtenrückgangs am üppigsten und geilsten aufwuchert! Dort geht es von Jahr zu Jahr reißend bergab und es gibt gar kein Halten mehr. Nur wenige Ziffern mögen als Belag für die verhängnisvolle Entwickelung dienen — für alle Einzelheiten müssen wir hier wie allenthalben auf die vortreffliche, grundlegende und für die Erkenntnis wie Abhilfe des uns drohenden schweren Übels höchst verdienstliche Arbeit des bekannten Berliner Nationalökonomen Professor Julius Wolf „Der Geburtenrückgang, die Rationalisierung des Geschlechtslebens unserer Zeit“, 1912, hinweisen. In München ging die Geburtenquote von 35,1 im Jahre 1902 auf 21,8 Geburten (immer auf 1000 Einwohner berechnet) im Jahre 1912 zurück, in Leipzig im gleichen Zeitraum von 31,5 auf 22,1, in Dresden von 31,3 auf 20,2, in Köln von 37,8 auf 26,7, in Breslau von 33,4 auf 26,3, in Nürnberg von 38,7 auf 25,6, in Hannover von 27 auf 20,5, in Magdeburg von 29,2 auf 22,8, in Stettin von 35,3 auf 22,6, in Halle von 32,4 auf 24,2, in Straßburg von 30 auf 21,8, in Altona von 29,7 auf 22,4. Aber diese an sich schon beängstigenden Zahlen sind noch lange nicht die schlimmsten. Folgende 5 deutschen Großstädte sind bereits unter das Niveau der französischen Geburtenziffer (19,6 auf 1000 Einwohner, in den Großstädten sind es 17) herabgesunken oder unterscheiden sich kaum von ihnen: Berlin mit 20,4 im Jahre 1912, die fast ausschließliche Arbeiterstadt Neukölln (Rixdorf) mit 23,7 im gleichen Jahre, Frankfurt a. M. mit 20,9 und an unterster Stelle im ganzen Deutschen Reich Schöneberg und Deutsch-Wilmersdorf mit je 13,6 (!!). Fürwahr „in einem rasenden Tempo hat sich in den letzten 10 Jahren in verschiedenen Großstädten (wir können ruhig sagen in ihrer Mehrzahl) der Niedergang vollzogen“ (Reinhold Seeberg in seiner ausgezeichneten, als kurze Einführung in das schwere uns beschäftigende Problem geeigneten knappen, aber alles Wesentliche bietenden Schrift „Der Geburtenrückgang in Deutschland“, Leipzig 1913, Deichertsche Verlagsbuchhandlung, 76 S., geh. 1,80 ℳ). Nimmt man nun noch zu den Zahlen von München, Köln und Straßburg einige andere Ziffern aus vorwiegend katholischen Großstädten hinzu, wie Düsseldorf (Rückgang von 41,5 Geburten im Zeitraum von 1870—1890 auf 27 im Jahre 1912), Aachen (von 37,7 auf 24,2 in den gleichen Zeiträumen), Krefeld (40,2 auf 21,62), so zeigt sich deutlich, „daß die Einflüsse des Zeitgeistes doch keineswegs in dem Grade vor den Mauern der katholischen Kirche haltmachen, wie man oft annimmt“ (Seeberg a. a. O. S. 62). Immerhin ist die Tatsache unleugbar, daß die Verhältnisse in rein katholischen oder doch vorwiegend katholischen Gebietsteilen entschieden weit günstiger liegen als in den evangelischen. Die Katholiken vermehren sich im ganzen Deutschen Reichsgebiete stärker als die Evangelischen. Zwar ist auch selbst in den beiden „katholischsten“ Provinzen Preußens, in den Rheinlanden und in Posen, ein Geburtenrückgang zu verzeichnen. Aber was will das dortige ganz geringe Minus von 3,71 (Rheinprovinz) und 7,00 (Posen) gegenüber dem Minus von 55,62 in der Provinz Brandenburg, 36,74 in der Provinz Sachsen und selbst in Pommern von 29,77 im letzten Jahrzehnt von 1902 bis 1912 bedeuten? Damit deckt sich auch die Berechnung von Rost (a. a. O. S. 26), wonach in Preußen die Fruchtbarkeit der katholischen Ehen im letzten Menschenalter von 1875

bis 1909 so gut wie unverändert geblieben ist, 5,3 bzw. 5,2 Kinder, während in den protestantischen Ehen die Kinderzahl von 4,5 auf 3,4 im gleichen Zeitraum abnahm. Mit Recht erklärt Seeberg (a. a. O. S. 63) diese Zahlen als „etwas Beschämendes für den Protestanten" ... Daß der rapide Geburtenrückgang Deutschlands in den letzten 15 Jahren nicht noch verhängnisvoller wirkte, haben wir neben dem starken Einfluß der katholischen Kirche auf ihre Angehörigen der strengen Behandlung der sittlichen Einzelfragen im Beichtstuhl und der sonstigen Seelsorge, der größeren Widerstandsfähigkeit der ländlichen Bevölkerung gegen das Eindringen des französischen Zweikindersystems und gegen die Rationalisierung unseres Geschlechtslebens zu verdanken. Während in den Städten Deutschlands auf 1000 Einwohner im Jahrfünft 1906—1910 im Durchschnitt 29,01 Geburten fallen, kamen im gleichen Zeitraum auf dem Lande auf 1000 Einwohner 35,18 (!!) Geburten (Wolf a. a. O. S. 71). Auch die Fruchtbarkeitsziffer auf dem Lande ist bei uns weit günstiger als in der Stadt: auf 1000 weibliche Personen entfielen im Jahrfünft 1906—1910 in den Städten 117,61 Geburten, auf dem Lande dagegen 168,77 Geburten. Die ländliche Bevölkerung ist eben der ewige Jungbrunnen der Völker, im Lande liegen die starken Wurzeln unserer deutschen Volkskraft, wehe uns, wenn auch diese zu verdorren und zu verfaulen beginnen würden, der Anfang vom Ende stünde nahe bevor! „Der Überschuß der ländlichen Geburten hält uns etwa 10 Jahre zurück in dem gefährlichen Hinabgleiten auf die schiefe Ebene" (Seeberg a. a. O. S. 27).

Ein schlechter Trost wäre es uns, wenn man uns entgegenhalten wollte, daß unser deutsches Volk in dieser kurz geschilderten Entwicklung nicht allein dastünde, daß vielmehr der anhaltende und starke Geburtenrückgang eine internationale oder doch wenigstens „europäische" Erscheinung sei. Wie unlogisch! Durch die Allgemeinheit eines Übels wird doch wahrlich das Übel als solches nicht im geringsten berührt, aus der Welt geschafft oder auch nur abgeschwächt für den, der unter ihm leidet! Zudem wäre diese Ansicht auch nur bedingt zutreffend. Bei unseren beiden westlichen Feinden, Frankreich und Großbritannien, liegen allerdings — ein großes Glück für uns, namentlich jetzt während des Weltkrieges — die Verhältnisse viel bedenklicher als bei uns. Die Geburtenziffer in Frankreich ging von 20,5 (wieder auf 1000 Einwohner berechnet) im Jahre 1906 auf 18,7 im Jahre 1911 zurück, und die Bevölkerung ist dort, wie allgemein bekannt, seit drei Jahrzehnten etwa bereits völlig stationär (in manchen Jahren überwiegen schon die Sterbefälle die Geburten), und in Großbritannien sanken im gleichen Zeitraum die Geburten von 27 auf 24,4, um im Jahre 1915 auf 21,9 herabzugehen. Aber unser gefährlichster Gegner (wer könnte hieran noch angesichts des geradezu erdrückenden Beweismaterials, das gerade diese Zeitschrift in dankenswertester Weise zur Aufklärung unserer öffentlichen Meinung in den letzten Monaten beigebracht hat, zweifeln), das russische Volk vermehrt sich mit einer geradezu erschreckenden Fruchtbarkeit, die unsere Volkszunahme weit in den Schatten stellt und noch bis in die letzten Jahre hinein anhält. Dort kamen im Jahre 1906 auf 1000 Einwohner 44,4 Geburten und 1907 46,8. Neuere Zahlen sind noch nicht bekannt geworden. Damit vergleiche man die deutsche Ziffer von 33,2 im gleichen Jahre 1907. Fürwahr, es handelt sich in der Frage eines stärkeren Wachstums unseres deutschen Staatsvolkes um die Zukunft unseres Staates und unserer Rasse!

Verderbliche Schönfärberei wäre es, das verschleiern oder beschönigen zu wollen! Gerade jetzt im Weltkriege sollten allmählich auch dem Blinden die Augen hierüber aufgehen!

Wir werden aufhören, ein Weltvolk zu bedeuten, wenn unser Geburtenrückgang in der erschreckenden Weise wie bisher anhält oder auch nur gleich bleibt. Nationale Daseinsfrage ist für uns eine anhaltende und starke Volkszunahme!

Zur Erklärung der Gründe des Rückgangs der Geburten ist in den letzten Jahren eine umfangreiche Spezialliteratur entstanden. Die Frage nach einer physischen Degeneration der Rasse — wie wir sie wohl zweifellos bei den Franzosen schon heute bejahen müssen — verneinen zum Glück sämtliche Beurteiler ausnahmslos. Bedenklicher ist die starke Zunahme

der Geschlechtskrankheiten. Die Frequenz der Eheschließungen ist im letzten Menschenalter in Deutschland fast die gleiche geblieben, von einer „Ehescheu" kann im allgemeinen — eine hocherfreuliche Tatsache — nicht gesprochen werden. Unrichtig ist jedenfalls die von dem berühmten Münchener Nationalökonomen Lujo Brentano und seinem Schüler Mombert vertretene Auffassung, der Grund des Geburtenrückgangs liege in dem steigenden Wohlstand der Bevölkerung. Auch die Wohlhabenheit der ländlichen Bevölkerung ist im letzten Menschenalter gewaltig gestiegen, und doch ist hier im Vergleich zu den Städten ein Geburtenrückgang kaum merkbar. Und weiter: im geburtenarmen Berlin entfallen im Durchschnitt auf ein Sparkassenbuch 467 ℳ, in einem Regierungsbezirk der geburtenreichsten preußischen Provinz Westfalen dagegen auf ein solches durchschnittlich 1836 ℳ im Jahre 1910 (Wolf a. a. O. S. 42, 44 u. 139). „Umgekehrt wird mehrfach hervorgehoben, daß der Geburtenrückgang in den Kreisen der Lehrer und kleinen Beamten, die doch keineswegs an gesteigertem Wohlstand laborieren, ziemlich regelmäßig beobachtet werden kann" (Seeberg S. 22). Gerade die gewaltige Verteuerung aller Lebensmittel und des ganzen Lebenszuschnitts ist es, die einen Hauptgrund des Geburtenrückgangs ausmacht, in Verbindung mit der scheinbar unaufhaltsam fortschreitenden Verstadtlichung unseres Volkslebens übt sie naturgemäß einen besonders verhängnisvollen Einfluß, der großenteils selber produzierende Landbewohner leidet kaum unter ihr. Hinzu kommen die immer weitere Kreise umfassenden Einflüsse der radikalen Frauenbewegung, der sexuellen Zuchtlosigkeit in den Städten, die nicht so sehr im unehelichen Geschlechtsverkehr als solchem, sondern im Kinde das unbedingt zu vermeidende Übel erblickt, die verheerende Agitation des „Neumalthusianismus" mit all seinen üblen Begleiterscheinungen, der ungehinderte Verkauf antikonzeptioneller Mittel. Vor allem aber ist es — wie Wolf überzeugend nachgewiesen hat — „die Rationalisierung unseres gesamten Geschlechtslebens". Man ist nicht mehr bereit, der zukünftigen Generation Opfer zu bringen, unsere ganze Gesinnungsweise ist egoistisch, egozentrisch und höchst berechnend geworden! Man will einfach nicht mehr zugunsten des Kindes auf die gewohnten Unterhaltungen und Vergnügungen verzichten! In fast allen deutschen Volksschichten macht sich diese traurige materialistische Denkweise geltend. Die meisterhafte Schilderung Zolas in seinem Roman „Fécondité" von dem förmlichen Kampf gegen das Kind in Paris: „Alles vereinigte sich in dem Schrei des Egoismus: Kein Kind mehr ... Tod dem Leben von morgen, wenn nur der Genuß von heute erreicht wird", sie gilt oder galt wenigstens in gewissen zahlreichen großstädtischen Volksschichten auch bei uns! Da braucht man sich wahrlich nicht zu wundern, wenn die Eheleute, bloß um dem Kinde zu entgehen, zu mehr oder weniger widerlichen Vorbeugungs- oder gar Abtreibungsmitteln ihre Zuflucht nehmen!

Unberechtigter Optimismus wäre es, anzunehmen, daß nach dem hoffentlich nicht mehr allzulange auf sich warten lassenden Friedensschluß die geschilderten Verhältnisse sich mit einem Schlage und aus eigenem Antriebe von selbst bessern würden. Im allgemeinen pflegt freilich — und darin ist Max Rosenthal, der vornehmlich in seiner Schrift „Zur Volkserneuerung und der Krieg", 2. Aufl., dessen fröhlichen Optimismus vertritt — nach einem glücklichen Friedensschlusse — und mit einem solchen rechnen wir alle ja zuversichtlich — die „Natalität", die Häufigkeit der Geburten, erheblich in die Höhe zu gehen. Es ist, als ob die gütige und weise Mutter Natur die großen Ausfälle kräftiger und blühender Männer durch den Krieg wieder ersetzen und übertreffen wollte. Gewiß pflegt sich der wirtschaftliche Spielraum zu erweitern, die Konkurrenz etwas abzuschwächen, die Zahl der Trauungen, insbesondere die der „Nottrauungen" während des Krieges, ist gestiegen. Aber — und darüber dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben — mögen wir einen noch so ehrenvollen und ruhmreichen Frieden schließen, die Zeiten nach ihm werden sich von denen, die früher siegreichen Frieden zu folgen pflegten, erheblich unterscheiden. Ein die ganze deutsche Volkswirtschaft befruchtender Milliardensegen wie namentlich 1871 wird — das darf man jetzt schon voraussagen — ausbleiben, denn die Völker haben sich derartig ineinander verbissen, daß der Krieg wohl bis zur völligen Erschöpfung ge-

führt werden muß. Irgendeine finanzielle Entschädigung werden wir dann von unseren bis zur Bewußtlosigkeit niedergezwungenen Gegnern schwerlich zu erwarten haben. Die ganzen Lebensverhältnisse werden sich dieses Mal nach dem Frieden eher verschärfen als leichter gestalten wie vor dem Krieg; nicht leichter, sondern schwerer wird der Kampf ums Dasein aller Voraussicht nach werden. Unsere steuerlichen Belastungen werden einen Riesenmaßstab annehmen und ins Gewaltige, Gigantenhafte anschwellen. 40 Milliarden Kriegsanleihe allein werden zu verzinsen und durch neue Steuern aufzubringen sein. Der Zinsendienst des Reiches wird viele Hunderte von Millionen ausmachen! Durch direkte Steuern allein wird dieser riesige Mehrbedarf niemals aufgebracht werden können, so bedauernswert es sein mag, die Erhöhung der indirekten Steuern und auch Neueinführung von solchen wird unvermeidlich sein. Da diese nach jahrhundertelangen Erfahrungen zum guten Teile auf die Konsumenten abgewälzt werden, so werden die Kosten der Lebenshaltung ganz wesentlich verteuert, die Lust zu Familiengründungen und noch mehr die zur Zeugung von Kindern wird erheblich eingeschränkt. Ein Sinken der Preise der Lebensmittel unter den jetzigen, so riesig gestiegenen Satz nach dem Friedensschluß ist kaum zu erwarten, es ist ein bedauerlicher, aber alter Erfahrungssatz, daß der Handel, namentlich der Kleinhandel, leicht mit seinen Preisen in die Höhe geht, aber äußerst selten mit ihnen, auch wenn ein guter Teil der die Preiserhöhungen rechtfertigenden Voraussetzungen wieder weggefallen ist, entsprechend herabgeht!

Planmäßig und in der großzügigsten Weise muß also, geleitet von den öffentlichen Gewalten, dem Reich, den Staaten und nicht in letzter Linie von der Kirche, eine Hebung der Volksvermehrung, eine Begünstigung der Geburtenhäufigkeit in die Wege geleitet werden. Die Hauptaufgabe wird hierbei, wie bereits Professor Feucht in seinem warmherzigen Aufsatz „Die Religion des Kindersegens" in dieser Zeitschrift (1916, Heft 10) ausgeführt hat, der Religion und der interkonfessionellen Ethik zufallen. Fürwahr die Bevölkerungsfrage ist in erster Linie eine religiöse und ethische Frage! Nichts kennzeichnet so sehr die ganze Lage, als daß fast alle Schriftsteller über unser Problem zu dem Ergebnis gelangen, allein die Rückkehr zur Religion und zu gefestigten ethischen Anschauungen, die Bekämpfung und möglichste Zurückdrängung des vor dem befreienden Weltkrieg fast ganz unser Sinnen und Trachten beherrschenden schrankenlosen Subjektivismus, des restlosen „Individualismus" und des unbekümmerten „Sichauslebens" könne Abhilfe schaffen. Nichts kennzeichnet aber auch weiter so sehr den Ernst der Lage, als daß fast alle, die sich vor dem Kriege zur Frage äußerten, mehr oder weniger zweifelten, ob diese durchgreifende Rückkehr und Umwandelung unserer ganzen Lebensanschauungen möglich sein werde. „Hebung der Religiosität", so sagt der Mediziner (preußische Kreisarzt) Dr. Borngräber in seiner Schrift „Geburtenrückgang in Deutschland" S. 167, „auf jede nur denkbare Weise bei Kindern und Erwachsenen, Förderung religiös-sittlicher Lebensauffassung in strenger Pflichterfüllung kommt als Hauptmittel in Betracht." „Die Religion", so urteilt weiter der bekannte Göttinger Nationalökonom Karl Oldenberg im Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik Band 32, S. 439, „ist nicht nur eine Macht über die Menschen, sondern sie ist auch eine Quelle der Kraft. Sie idealisiert den Geschlechtstrieb und züchtet zugleich die reflexionsweise Entschlossenheit zur Übernahme einer großen Kinderzahl." Ganz ebenso heißt es bei Wolf a. a. O. S. 202: „Am meisten sollte nach den hier gepflogenen Untersuchungen von den Bestrebungen auf Erneuerung der Tradition, zumal durch die Mittel der Pflege der Kirchlichkeit, zu erwarten sein." Aber, so fügt er sofort zweifelnd hinzu: „die Chancen, der Masse das rationalistische Argument zu entwinden, sind jedoch verschwindend gering." Alle äußeren Mittel, mit denen die Gesetzgebung des Reichs und der deutschen Einzelstaaten arbeiten können, bleiben notgedrungen — und seien sie noch so weitausschauend und großzügig — an der Oberfläche der Dinge kleben. Ein Blick auf die Verfehltheit der altrömischen Ehegesetzgebung, namentlich der lex Julia et Papia Poppaea (4 n. Chr. Geb.), die im weitesten Maße namentlich im Erbrecht die Familienväter gegenüber den Hage[illegible] und kinderlosen

Ehemännern begünstigte, und ein kurzer Hinweis auf die seit Jahrzehnten bereits gemachten Versuche des französischen Gesetzgebers genügen zur Erhärtung unserer obigen Behauptung durchaus. Frankreich hat es an Mitteln und Anstrengungen aller Art, die dortigen trostlosen Verhältnisse gründlich zu bessern, wahrlich nicht fehlen lassen, aber, wie Julius Wolf a. a. O. sagt, „der Erfolg der darauf gerichteten Bemühungen war bisher schlechthin gleich Null". Der französische Nationalökonom Levasseur faßt sein Urteil über die französische Gesetzgebung wie folgt zusammen: „Les lois en cette manière sont sans force contre les mœurs." Eine interessante Bestätigung des Satzes des alten Tacitus: „Plus valent bonae mores quam bonae leges."

So sehr wir uns also vor einer Überschätzung der staatlichen Gesetzgebung auf diesem Gebiete hüten wollen, so sehr dürfen wir aber auch andererseits ihren Einfluß nicht unterschätzen. Allerdings harmlose kleine Palliativ- und Hausmittelchen, wie vornehmlich eine Beschränkung oder gar ein gänzliches Verbot des Verkaufs antikonzeptioneller Mittel und die neuerdings so lebhaft wieder von der öffentlichen Meinung geforderte Einführung der „Junggesellensteuer", vermögen kaum irgendwelche Abhilfe zu schaffen, sie streuen uns eher nur Sand in die Augen. Der kurz vor dem Kriegsausbruch den gesetzgebenden Faktoren vorgelegte Gesetzentwurf über die Bekämpfung der Vorbeugungsmittel hat sehr bezeichnenderweise gerade in medizinischen Kreisen Widerspruch und so gut wie einmütige Ablehnung erfahren. Mit Recht wies man darauf hin, daß die fraglichen Gegenstände zum großen Teil der Verhütung von Geschlechtskrankheiten dienten. Zahlreiche Ärzte kennzeichneten den Entwurf als „ein Mittel zur Förderung der Geschlechtskrankheiten", und ein Gutachten der angesehenen Gynäkologischen Gesellschaft in Berlin ging dahin: „Wir halten es für einen verhängnisvollen Irrtum, zu glauben, daß durch Verkaufsverbote oder Beschränkungen der antikonzeptionellen Mittel der ... Geburtenrückgang in irgendwie nennenswerter Weise aufgehalten werden kann. Solange der Wille zur Schwangerschaftsverhütung vorhanden ist, ist kein Gesetz imstande, dies zu verhindern."

Maßlos überschätzt man auch gewöhnlich die Junggesellensteuer. Über sie urteilt neuestens der bekannte Senatspräsident am Berliner Oberverwaltungsgericht Strutz, wohl der erste Steuerrechtspraktiker und -theoretiker Preußens, in seinem schönen Aufsatz „Bevölkerungsproblem und Junggesellensteuer" (in der Zeitschrift „Recht und Wirtschaft", 1916, S. 33 f.), der diesem Mittel ganz mit Fug „höchstens eine minimale Wirksamkeit zur Hebung der Geburtenhäufigkeit" beilegt: „Die Aussicht, weniger Steuern zahlen zu brauchen, oder das Bewußtsein, wegen seines Hagestolzentums oder der Kinderlosigkeit oder der Kinderarmut mehr Steuern zahlen zu müssen, wird nicht viele Ledige zur Ehe bestimmen und nicht viele Ehepaare von einer Beschränkung der Kinderzahl abhalten." Sollte zudem die Junggesellensteuer irgendwie ertragreich sein und den mit zahlreichen Kindern gesegneten Familienvätern merkliche Erleichterung gewähren, so müßte sie zudem ganz ungemein hoch angesetzt werden. Der ihr zugrunde liegende und ihr dunkel vorschwebende richtige Gedanke liegt in folgender Richtung, und in ihr muß er ausgebaut werden: den gerechten Maßstab für die Besteuerung durch Reich, Staat, Gemeinde und Kirche bildet die individuelle Leistungsfähigkeit. Höchst ungerecht ist die Hingabe der gleichen Quote des Einkommens, einerlei ob der Steuerpflichtige sagen wir mit seinem Einkommen von 6000 ℳ nur sich selbst zu ernähren hat oder eine Frau mit 3 oder 4 oder gar noch mehr Kindern! Ganz schüchtern ist dieser Gedanke der Berücksichtigung der verschiedenen individuellen Leistungsfähigkeit in den sog. „Kinderprivilegien" (im § 9 des preußischen Einkommensteuergesetzes, § 19 Abs. 2 des preußischen Ergänzungssteuergesetzes und § 27 des Reichsbesitzsteuergesetzes und ihnen folgend in zahlreichen Steuergesetzen anderer deutschen Bundesstaaten) zum Ausdruck gekommen. Aber er bedarf dringend des weiteren Ausbaues. Einmal muß bereits die Ehefrau mitgezählt und ferner ein Unterschied bei der Anzahl der unterhaltsberechtigten Kinder gemacht werden: der Vater von 4 Kindern

verdient mehr steuerliche Schonung als der von nur 2 Kindern und weniger wiederum als der von 6 Kindern! Hier muß der Gesetzgeber der Zukunft viel mehr verfeinern und individualisieren! Zur Begünstigung der Eheschließungen wäre auch schon der vermögenslose Ehemann vor der Erzeugung von Kindern steuerlich gegenüber dem Junggesellen durch Herabsetzung seiner Steuerquote besser zu stellen.

Es muß eben allenthalben im staatlichen und sonstigen öffentlichen Leben die Überzeugung sich Bahn brechen, daß — normale Verhältnisse stets vorausgesetzt und ceteris paribus — der Ehemann und Familienvater ein wertvolleres Glied der menschlichen Gemeinschaft bildet als der Hagestolze. Die Überzeugung muß herrschend werden, daß die Aufzucht und Erziehung von Kindern einen Dienst an der nationalen Zukunft unseres Volkes bedeutet, daß der Familienvater hierdurch zum Wohle des gemeinen Wesens schwere Lasten auf sich nimmt, und daß die bürgerliche Gesellschaft und der Staat in ihrem eigensten Lebensinterinteresse zur Honorierung dieser Dienstleistung zum mindesten moralisch verpflichtet sind. Diese moralische Verpflichtung gilt es in gewisser Weise in eine rechtliche umzusetzen! Daher: frühere Anstellung der verheirateten oder der verlobten Beamten vor den Junggesellen — annähernd gleiche Begabung vorausgesetzt —, bessere Besoldung der verheirateten und bekinderten Beamten gegenüber ihren ehescheuen Kollegen (wobei diejenigen von ihnen, die nachweisbar arme nahe Verwandte wie Eltern oder Geschwister zu erhalten haben, den Verheirateten gleichzustellen wären), Wegfall des Verbots der Eheschließung für Lehrerinnen und Beamtinnen (Post- und Telegraphenbeamtinnen), Wegfall der Heiratserschwerungen für Offiziere und Militärbeamte. Weit wirksamere Mittel aber wären die planmäßige Bekämpfung der Landflucht, aber nicht in reaktionärer Weise durch Aufhebung oder auch nur Einschränkung der als unveräußerliches Grund- und Menschenrecht in das sittliche Bewußtsein unserer Landbevölkerung übergegangenen Freizügigkeit, sondern durch Erhöhung der Annehmlichkeiten des Landlebens durch Ausbreitung der Bildungsmöglichkeiten auf dem Lande (Wandertheater, Volkskonzerte, Volksbildungsabende u. dgl. m.) und großzügige Binnenkolonisation. Denn wir sahen bereits, wie verhängnisvoll der wahre Abstrom der ländlichen Bevölkerung nach den Städten gewirkt hat, ist doch in der Hauptsache der starke deutsche Geburtenrückgang eine Folge des Geistes großstädtischer schrankenloser Genußsucht und großstädtischen Egoismus und Subjektivismus! Die Städte sind, wie der Nationalökonom Hansen in seinem schönen — leider viel zu wenig bekannten — Buche „Die drei Bevölkerungsstufen“ (1889, billige Neuauflage 1915) überzeugend nachgewiesen hat, das Grab der Bevölkerung. In drei Generationen im Durchschnitt verbrauchen sie — wenn nicht immer von neuem der ländliche Zustrom einsetzte — ihre Bevölkerung. Wie Kronos fressen sie ihre eigenen Kinder.

Von größtem Einfluß ist auch eine großzügige Wohnungsreform und Bodenpolitik; die Gedanken der Bodenreform haben auch hier Platz zu greifen. Der Kleinwohnungsbau, Hingabe von Land durch die Stadtgemeinden zu Erbbaurecht nach Frankfurter und Ulmer Muster ist mit allen Kräften zu fördern. Die neuere Gartenstadtbewegung nach englischem Vorbild (Port Sunlight), die bezweckt, neue Städte auf dem Lande zu gründen und die hohe verhängnisvolle Steigerung der Grundrente möglichst auszuschließen oder wenigstens alle Bewohner der Gartenstädte gleichmäßig an ihr teilnehmen zu lassen, muß mit Freude begrüßt und gefördert werden. Bei einer solchen gesunden, weiträumigen Wohnweise wird die Lust zur Familiengründung und zur Erziehung von Kindern erheblich verstärkt. Es wird ferner hierdurch die Sterblichkeit, dieser zweite äußerst wichtige Faktor in der Bevölkerungslehre und Bevölkerungspolitik, neben der „Natalität“ zurückgedrängt. Die planmäßige Bekämpfung der Sterblichkeit aber bildet — um mit dem alten Fontane zu reden — noch ein weites Feld. Auf ihm kann und muß noch vieles geschehen: die ganze Sozialhygiene ist planmäßig auszubauen, die Mutterschaftsversicherung ist durch einen Ausbau der Reichsversicherungsordnung obligatorisch zu machen, desgleichen sind Stillprämien für die unbemittelten Mütter

allenthalben einzuführen, die Fürsorge für die unehelichen Kinder muß noch gewaltig ausgedehnt werden. Mit der unchristlichen, weil unbarmherzigen Auffassung, diese unter dem Fehltritt ihrer Mütter büßen zu lassen und ihnen deshalb ihr sowieso schon meistens freud- und lichtloses Leben zu erschweren, muß endgültig gebrochen werden, sie müssen aus einer unwillkommenen Last der bürgerlichen Gesellschaft wie bisher als ihr brauchbares und willkommenes Mitglied anerkannt werden. Der uneheliche Vater namentlich muß ganz anders als bisher zu ihrem Unterhalte herangezogen werden. Wir müssen eben den Menschen als höchstes Endziel und Selbstzweck aller nationalen Wirtschaft betrachten, nicht wie bisher — höchst materialistisch und im Grunde sinnlos — eine möglichst hohe Güterproduktion. Menschenökonomie, nicht Warenökonomie ist das Gebot unserer nationalen Zukunft! Auf dem Gebiete der Säuglingsfürsorge liegt gar manches noch im argen. Mag auch die Säuglingssterblichkeit im Deutschen Reiche bereits in den letzten Jahren sehr herabgedrückt worden sein — von 100 Lebendgeborenen starben in Deutschland im ersten Lebensjahre im Jahre 1905 20,5, im Jahre 1910 nur noch 16,2 —, so ist die Sterblichkeit der unehelichen Säuglinge im Vergleich hierzu noch immer wahrhaft erschreckend groß: von 100 unehelich Lebendgeborenen starben 1910 immer noch 25,7 (!!) im ersten Lebensjahre, also mehr als der vierte Teil von allen. Wie unendlich viel Leben ließen sich hier durch eine großzügige Säuglingsfürsorge erhalten!

Ein äußerst wirksames Mittel zur Hebung der Geburten wäre es auch, wenn der Staat nach den sehr sympathischen Vorschlägen Rosenthals a. a. O. die Kindererziehung wenigstens zum Teil in weitem Umfang bei Unbemittelten in der Form von „Kinderrenten" oder „Elterngeldern" selber übernehmen würde. Mit dem dritten Kinde etwa würde die Übernahme der Beihilfen (Renten) einzusetzen haben. Gewiß würden diese wahrhaft großzügigen Maßnahmen ganz gewaltige Kosten dem Staate verursachen, man hat etwa eine Milliarde jährlich ausgerechnet. Aber die Kosten dürfen nicht zurückschrecken. Halbe und kleine Mittelchen helfen nichts, es liegt Gefahr im Verzuge. Kostbare Zeit würde vergeudet werden, wenn man versuchen würde, mit halben Maßnahmen wie Junggesellensteuern, Verbot der Anpreisung antikonzeptioneller Mittel u. dgl. m. helfen zu können. Der gesunde Fortpflanzungswille eines jeden gesunden und normalen Menschen muß gestärkt werden. Diesem Willen aber stehen — darüber müssen wir uns klar sein — beim unvermöglichen aber in die Höhe strebenden Manne, wie etwa beim geschulten Vorarbeiter, dem kleinen, unteren und mittleren Beamten und Volksschullehrer, gewaltige soziale Hindernisse im Wege. Es ist wahrlich keine Übertreibung, wenn der Marburger Nationalökonom Professor Köppe („Säuglingssterblichkeit und Geburtenziffer", Wien 1913, S. 57) alle Familien, die in gesicherten Verhältnissen leben, aber vermögenslos und ohne Aussicht auf erheblich steigendes Einkommen, die mit Ordnungssinn begabt sind und intellektuell hoch stehen, als „zum Zweikindersystem durch die sozialen Verhältnisse verurteilt" bezeichnet. In der Tat, „man wird den Kulturmenschen nie und nimmer überzeugen können, daß es nicht im Gegenteil eine sittliche Pflicht sei, Heirat und Kinderzeugen zu unterlassen, wenn und insoweit man nicht überzeugt ist, Frau und Kinder ernähren zu können, und zwar ohne aus seiner Kaste herauszufallen oder seine Kinder in eine niedrigere herabsteigen zu lassen" (Strutz a. a. O. S. 34).

Fürwahr, um nichts Geringeres als um unsere ganze nationale Zukunft handelt es sich. Die Schicksale der Völker, die Zukunft auch unserer Nation werden, wie Naumann („Neudeutsche Wirtschaftspolitik") treffend bemerkt, in der Kinderstube entschieden. „Menschenvermehrungspolitik ist das A und O unsrer ganzen Volks- und Staatspolitik, ihre Grundlage und ihr Endziel, eine hohe, heilige vaterländische Aufgabe. Das ist keine Parteifrage, keine Streitfrage, das ist eine Pflicht, ein Lebensgebot" (Friedrich Naumann: „Mitteleuropa", S. 187).

Dr. jur. et phil. Bovensiepen

Sport oder Gartenbau?

Die Frage — so liest man in der „Deutschen Tageszeitung“ — überrascht auf den ersten Blick. So allgemeine Geltung hat sich der Sport in den letzten Jahrzehnten zu schaffen verstanden, daß besonders die städtische Jugend ihm in hellen Haufen zugeströmt ist, und daß auch die älteren Jahrgänge in immer größerer Zahl für ihn gewonnen werden. Sport ist zweifellos eine Notwendigkeit für den modernen Menschen, der an die Stadt gebannt ist, seine Arbeitstage in geschlossenen Räumen, meist dazu auch noch sitzend verbringt und frische Luft eigentlich nur in den knapp bemessenen Feierabendstunden und Sonntags schlürfen kann. Wer es mit dem Vaterlande gut meint, der hat die starke Entwickelung des Sports in unseren Städten willkommen geheißen. Unsere ihnen entstammenden Feldgrauen stünden ihren Mann nicht so wacker, wenn sie nicht zum großen Teil eine sportliche Erziehung genossen hätten. Immer wieder geht aus ihren Briefen klar hervor, daß ihnen die Fähigkeit, Strapazen zu erdulden und ungewöhnliche, manchmal fast fabelhaft anmutende Anstrengungen zu überwinden, fehlen würde, hätten sie nicht Körper und Seele in Friedenszeiten durch den Sport gekräftigt. Daran ist kein Zweifel, und das gilt für Stadt und Land: ohne geordnete Bewegung in frischer Luft verkommt der Mensch körperlich und geistig. Gott hat ihn eben nicht zur Sitzkreatur geschaffen, Gott hat ihn recht eigentlich für das Wirken in Feld und Wald bestimmt. Unsere neuzeitliche Entwickelung verbietet Millionen diese gesunde und glückliche Tätigkeit; sie gebietet ihnen aber um so nachdrücklicher, das Versäumte und von den meisten sehr schweren Herzens Versäumte irgendwie nachzuholen.

Dafür hat also bisher der Sport sorgen müssen. Er gab dem Großstädter, wonach es ihm zunächst gelüstete. Aber neben der Sportsbewegung ist doch auch in den Städten eine andere sehr wichtige und interessante hergegangen: ich meine die Neigung, auf erworbenem oder gepachtetem Lande das eigene Gärtchen zu bebauen. Unsere Großstädte sind sämtlich durch den lebenskräftigen Zuzug aus der Provinz entstanden. Wiederholt haben Volkswirte und Ärzte darauf hingewiesen, daß ohne diesen Zuzug, der immer junges Blut in die Steinwüsten bringt, jede Großstadt binnen kurzem aussterben müßte. „Gras wüchse in den Straßen Berlins, hätte es nicht das Land hinter sich.“ Keine Familie hält länger als drei Generationen den verwüstenden Einflüssen des städtischen Lebens stand; nach dieser Zeit ist sie erloschen. Ganz instinktiv wehrt sich die städtische Menschheit gegen den Untergang, indem sie immer wieder zum Jungbrunnen zurücktrachtet. Den Freund unseres Volkes muß es in tiefstem Herzen rühren, wenn er selbst bei scheinbar ganz verhärteten Stadtseelen stets von neuem der unauslöschlichen Liebe zum Lande begegnet. Das Blut der Vorfahren, der Ackerbauer, gärt und rumort eben noch in den Adern jedes Nachfahren, und in jeder Seele lebt der unbezwingliche deutsche Drang, ein Stückchen Land sein eigen zu nennen. Hier liegt die Erklärung für die großen Erfolge, die von Terrainspekulanten aller Art erzielt worden sind. Vor ungefähr zehn Jahren raste diese Spekulation wie eine Fieberseuche ja gerade über die Mark Brandenburg hin. Es gab kein noch so wüstes Sandplätzchen, keinen noch so jammervollen Stangenwald auf acht oder neun Meilen in der Runde, wo nicht irgendeine „Villenkolonie“ oder doch wenigstens ein „Parzellenverkauf“ entstand. Ungeheuer viel gutes Geld ist damals in märkische Sandschollen, oder richtiger gesagt in die Portemonnaies gewissenloser Spekulanten vergraben worden. Wenn aber auch bei diesen Unternehmungen zahlreiche brave kleine Leute schweres Geld eingebüßt haben, so ist es andern doch, trotz aller Widerwärtigkeiten, gelungen, das erworbene Stückchen Land zu retten. Zäh hingen diese Braven an ihrem teuer bezahlten Erdfleckchen. Sie opferten ihm ihre gesamte freie Zeit, sie opferten große Summen, um lächerlich karge Ernten zu gewinnen, sie waren überglücklich im bescheidenen Sonntags-Eigenheim. Dieser sympathische Zug unseres Volkes, der seine

Zukunft verbürgt und der den lauten Ruf nach Neuland als durchaus gerechtfertigt erscheinen läßt, tritt auch sonst klar zutage. Die Berliner Laubenkolonien, die Schrebergärten und wie alle diese Versuche, dem kleinen Mann ein kleines Fleckchen Erde wenigstens pachtweise zu eigen zu geben, immer heißen mögen, — sie sprechen eine laute und verständliche Sprache. Es sind nicht Tausende, es sind Zehntausende von Familien, die heute rund um Berlin herum in den Laubenkolonien Gartenbau und Kleinviehzucht treiben. Wie günstig diese Tätigkeit das Familienleben beeinflußt, wie sie den Mann von der Kneipe und anderen schlimmen Vergnügungen fernhält, wie sie die Frau zur Sparsamkeit und Freude am eigenen Besitz erzieht, wie sie schließlich die heranwachsenden Kinder zu brauchbaren Menschen erziehen hilft, das ist längst nicht genug gewürdigt worden.

Hier stehen wir schon bei der Beantwortung der Frage, ob sich Sport oder Gartenbau für den Großstädter mehr empfiehlt. Rund heraus sei es gesagt, daß überall da, wo brauchbares Land in genügender Menge und in genügend günstiger Lage zur Verfügung steht, der Gartenbau dem schönsten Sport vorzuziehen ist. Der dies schreibt, steht seit Jahrzehnten mitten im Sportleben, hat einen großen Sportszweig in Berlin, wenn nicht organisiert, so doch volkstümlich gemacht und ist seit längerer Zeit dabei, gerade der heranwachsenden Jugend zwischen 14 und 18 Jahren körperliche Betätigung in höherem Maße als bisher zu ermöglichen. Dennoch muß er sagen, daß die Arbeit im Garten die freundlichste und reizvollste Sportsarbeit übertrifft. Was durchleuchtet denn unsere Mühen und macht alle Mühen selig? Es ist letzten Endes das innere Ergebnis der Arbeit. Darum schon wird z. B. der Bewegungssport immer weit höheren Reiz ausüben als jene Sportstätigkeit, die sich auf begrenztem, umschränktem Raume vollzieht. Wandern, Radfahren, Rudern, bei denen man durch eigene Kraft zu einem fernen Ziel gelangt, an immer neuen schönen Bildern und Eindrücken vorüber, sind seelisch bedeutend wertvoller als andere Sportsarten, die diese Genüsse nicht bieten können. Der Gartenbau führt uns zwar nicht in die Weite hinaus, aber er führt in die Tiefe. Gerade er entrollt uns in immerwährendem buntem Wandel die Fülle der Erscheinungen. Jedes Beet, jeder Strauch, jeder Baum ändert Tag für Tag sein Gesicht und läßt den Beobachter, der den Garten pflegt, an seiner Entwickelung teilnehmen. Alle guten Eigenschaften des Arbeitsmenschen, Ausdauer und Geduld, die sorgende Liebe zur Sache, sie werden durch den Gartenbau gestärkt, und nichts gleicht der Freude, die just hier ein wenn auch bescheidener Erfolg bringt. Daß die Arbeit im Garten körperlich genau so günstig wirkt, wie der beste Sport, muß übrigens unbedingt hervorgehoben werden. Sie ist ausgiebig und anstrengend, doch nicht so anstrengend, daß sie beschwerlich und ermattend wirkte. Sie nimmt jeden Muskel des Körpers heran, wie nur irgendein ausgezeichneter Bewegungssport; sie ist Jungen wie Alten in gleicher Weise zu empfehlen und in gleicher Weise förderlich.

Den Leuten auf dem Lande Freuden und Nutzen des Gartenbaues zu schildern, hieße Wasser in die See tragen. Hoch und gering, Begüterte und Arme erblicken im Bannkreis der Dörfer ihren höchsten Ruhm darin, den Garten gut in Ordnung und möglichst ertragreich zu halten. Selbst Stadtmenschen, die sich anfangs vor der angeblichen Einsamkeit und Verlassenheit draußen fürchteten, haben bald in ihrem Garten überreichen Ersatz für alle sogenannten Vergnügungen der Großstadt gefunden. Wir sind drauf und dran, und in besserem Sinne als die Franzosen, auf dem flachen Lande, in der Nähe der Riesenstädte, eine Schicht kleiner Rentiers zu bekommen, die nach jahrzehntelanger Arbeit in der Großstadt dem Dorfe und dem Dorfleben sowie der agrarischen Weltanschauung überhaupt durch ihren Garten naherücken. Ein solcher Ausgleich ist in mancher Beziehung wichtig und wertvoll. „Nimm Hack' und Karsten, grab selber!“ Wer seinen Garten nach dem Goetheschen Wort selber pflegt, befreit sich damit automatisch von allerlei törichten Vorurteilen, die gedankenlose oder bösartige Schlagwortpolitik den mit unseren ländlichen Verhältnissen unbekannten Städtern eingebleut hat. Gerade die reine, selbstlose Freude am Wachsen und Gedeihen, dieser redliche Gewinn eines jeden, der aus städti-

schem Berufe heraus aufs Land gegangen ist, um dort seinen Lebensabend in Gesundheit und Frohsinn zu verbringen, gerade sie ist geeignet, allerlei künstliche, künstlich großgezogene Gegensätze auszugleichen. Der sich aufs Land zurückziehende französische Kleinrentner verbindet ja meist die Absicht damit, sein schmales Einkommen aufzubessern: er beschränkt sich auf die Zucht von teuren Spezialitäten, von kostbarem Spalierobst, auf den Anbau von Frühsorten und dergleichen Dingen mehr, die unter Umständen einen kleinen Überschuß abzuwerfen pflegen. Der deutsche Rentner, der sich sein Altersheim auf dem Lande errichtet, pflegt begüterter zu sein, hat dann ohne geldliche Zubuße aus dem Garten sein genügendes Auskommen, kann deshalb als richtiger kleiner Grandseigneur draußen schalten und walten. Wir wollen also wünschen, daß die in den letzten Jahren so stark gewordene Neigung, sich im Grünen und im Freien anzusiedeln, nicht abnehme. Wer auch nach dem Frieden die Verhetzung zwischen Stadt und Land beseitigt zu sehen wünscht, der wird alles tun, um dem flachen Lande, das seine Jugend für die Stadt hergeben muß, wenigstens den Rückstrom des Alters zu sichern. Es ist das gewiß kein richtiger Ausgleich, denn das flache Land hat unzweifelhaft den Schaden auf seiner Seite, aber ein wenig schließt es die geschlagenen Wunden doch. ...

Gerade der Krieg hat die Notwendigkeit, daß überall in Deutschland ausgiebiger Gartenbau betrieben werde, neuerdings erwiesen. So viele Freunde das Graben, Säen und Ernten im eigenen kleinen Revier auch hat, so karg ist verhältnismäßig immer noch der gärtnerische Ertrag in Deutschland. Noch immer liegen große Gebiete brach, die sich zur gärtnerischen Kultivierung ausgezeichnet eignen würden. Sind auch die örtlichen und klimatischen Verhältnisse nicht überall so günstig wie z. B. in der Umgebung Hamburgs oder den berühmten Samenstädten Mitteldeutschlands, so läßt sich doch zweifellos selbst aus scheinbar unfruchtbarem Revier mit der Zeit brauchbares Gartenland herstellen. Erwägt man, daß Deutschland vor dem Kriege jahraus jahrein für ungezählte Millionen Mark an Gemüse und Früchten aus dem Auslande eingeführt hat, die fast durchweg im eigenen Lande hätten erzeugt werden können, so muß man mit aller Kraft darauf hinwirken, daß sich noch Tausende dem Gartenbau widmen. Denn wenn schon die eigentliche, ausschlaggebende Produktion immer in den Händen des Landmannes selber liegen muß, so kann für den Privatbedarf und einen kleinen Überschuß der schaffensfreudige Dilettant recht wohl sorgen. Deutschland hat in diesem Kriege gezeigt, daß es ein abgeschlossenes Wirtschaftsgebiet in des Wortes klarster Bedeutung ist, daß es sogar — was wie ein Wunder ohnegleichen wirkt! — Rohstoffe aus eigenen (oder voll genügenden Ersatz dafür!) herzustellen vermag, die es bislang aus fernen Weltteilen mühsam herbeischaffen mußte. Da darf es unter keinen Umständen als unerreichbares Ideal angesehen werden, den guten deutschen Boden, der noch brach liegt, so weit in Gartenland zu verwandeln, daß wir von Gemüsen und Früchten vom Ausland fast unabhängig werden und dadurch unsere Handelsbilanz im schönsten Sinne verbessern. Ein schönerer, dem einzelnen wie der Gesamtheit nützlicherer „Sport" läßt sich gewiß nicht denken.



Das neutrale Belgien und Deutschland

Nach den Aussprüchen belgischer Staatsmänner und Rechtsgelehrten

Unter dieser Überschrift hat ein bekannter belgischer Rechtsanwalt, F. Norden, der sich trotz seiner flämischen Abkunft nur als Belgier fühlt, eine beherzigenswerte Studie, und zwar durchaus vom belgischen Standpunkt aus, geschrieben (F. Norden, Avocat à la Cour d'appel de Bruxelles. Membre de l'Institut de Droit Comparé „La Belgique et l'Allemagne", Brüssel, 1915, Richard). Mit Recht hat das deutsche Generalgouvernement den Druck gestattet. Neben den rechtlichen Ausführungen über die Neutralität, die ja keinerlei

praktischen Wert mehr haben, interessiert aber uns Reichsdeutsche die sachliche und andererseits vernichtende Kritik, die dieser belgische Vaterlandsfreund an seiner Regierung und besonders an England übt. Obwohl er selbst ganz im französischen Kulturkreise befangen ist, wie ja leider viele gebildete Flämen, so verkennt er doch die Torheit der würdelosen Französelei in sprachlicher wie auch in politischer Beziehung nicht. Mit Recht sieht er aber beim gegenwärtigen Kriege in England einen noch größeren Schädiger als Frankreich, das freilich seit Ludwig XIV. nicht weniger als 52 räuberische Einfälle in die südlichen Niederlande, also auch in das heutige Belgien verbrochen hat. Er weiß daher sehr wohl, daß die Engländer sich nicht grundlos in Calais (Kales) festgesetzt haben, das sie bekannterweise, obwohl es fraglos flandrisch und zum Deutschen Reich gehört hat, erst in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts an Karl V. wieder haben abtreten müssen. Sie erkennen also Frankreich und Belgien nicht an und haben sich daher nicht entblödet, wenigstens neufranzösischen Boden, als solchen müssen wir Calais ansehen, zu besetzen. Wir ersehen daraus die militärische und nationale Wichtigkeit dieses Brückenkopfes nach Dover.

Wie man jetzt in Belgien den englischen Freund betrachtet, ergibt folgende Ausführung, die ich wörtlich übersetze:

„England war zu gewandt, um Belgien offen zum Hungertode zu verurteilen. Aber es machte seine Zustimmung zur Ernährung durch die Vereinigten Staaten von einer Bedingung abhängig, von der alle zunächst glaubten, daß sie der Sieger nicht annehmen könne. Deutschland mußte die Verpflichtung übernehmen, selbst zum Schaden seines Besatzungsheeres kein Körnchen Getreide für sich zu beanspruchen, dessen Einfuhr das edelmütige England seinen eigenen Verbündeten dann gestatten wollte. Wider alles Erwarten hat Deutschland dieser Verpflichtung selbst gegenüber seinen eigenen Zivilarbeitern zugestimmt, die arbeiten und das Kriegsbrot essen, während die nichtstuenden Belgier, die auch häufig gar nicht arbeiten wollen, sich von Weißbrot nähren. Jeder Kommentar ist überflüssig."

Hieran knüpft er eine bittere Verurteilung der englischen Haltung, die sich an die letzte Pariser Seerechtsdeklaration in keiner Weise mehr kehrt, obwohl für jeden Juristen in der ganzen Welt diese noch ziemlich schwächliche Vereinbarung der Grundstein unseres modernen Seerechtes ist. Als Belgier ist Norden mit Recht darüber empört, daß die kindischen belgischen Französlinge bei Waterloo einen verwundeten Adler in letzter Zeit aufgerichtet haben, der die Namen Napoleons, Neys, Erlons, Reilles und Cambronnes verherrlicht, obwohl gerade holländisch-belgische Truppen damals den Vernichter der südniederländischen Freiheit und Staatsunabhängigkeit, freilich nur mit deutsch-preußischer Hilfe, besiegt haben. Bitter erinnert er daran, daß man den General Chassé, der mit seiner holländisch-belgischen Brigade den Angriff der kaiserlich französischen Garde zurückschlug — es war kein einziger englischer Soldat dabei — nicht feiert, vielmehr ihn roh beschimpfte, als er in treuer Pflichterfüllung heldenmütig die Zitadelle von Antwerpen gegen die belgischen Aufrührer und ihre französischen Helfershelfer verteidigte.

Die kurz vor dem Kriegsausbruch in Brüssel erfolgte Aufführung des wüsten Revanchestückes „Elsaß" mit der Pariser Schauspielerin Réjane gibt ihm Anlaß, daran zu erinnern, daß ein greiser Offizier beim Verlassen des Theaters angesichts der frenetischen Beifallsstürme erklärte: „Dieser Abend sagt blutige Tage voraus!" Er erkennt mit Schaudern, daß der Ursprung des französierten niederdeutschen Landes, das man Königreich Belgien nannte, nur der Vorläufer der jetzt wieder beabsichtigten französischen Eroberung war, nachdem die französische Republik und der französische Kaiser das Land vor mehr als 100 Jahren für volle zwei Jahrzehnte in Benutzung der deutschen Uneinigkeit wieder einmal geraubt hatte. Er erkennt, daß klerikale Hetzereien, infolge nicht geschickter holländischer Behandlung, ebenso wie unter Joseph II. die wackeren Flämen in die Hand franzosentoller Wallonen getrieben haben. Das „kleine" Belgien, d. h. die Handvoll ehrgeiziger französisch gesinnter Belgier, hat wieder einmal das „große" Belgien getötet. Er spricht es offen aus, daß Belgien sich nur über sich selbst zu beklagen

habe, weil es das Gesetz, d. h. das Völkerrecht, nicht befolgt hat. Er spielt hiermit auch auf den gemeinen und zugleich widersinnigen Freischärlerkrieg an. Es spricht für seine Sachlichkeit, daß er des Grabsteins gedenkt, den deutsche Krieger einem belgischen Gegner errichtet haben, auf dem die schlichten Worte stehen: „Hier liegt ein tapferer belgischer Soldat!"

So führen wir Deutsche den Krieg! Dieser gute Belgier hat den Unterschied zwischen unserem Verteidigungskampfe und dem wohlvorbereiteten Überfall des Dreiverbandes mit allen seinen Scheußlichkeiten, wie dem Freischärler- und dem Hungerkrieg, wohl erkannt. Schon jetzt dürfen wir annehmen, daß die vorurteilsfreien Belgier, deren Zahl viel größer ist als wir ahnen, mit ihrem Herzen auf deutscher Seite stehen. Nutzen wir im gemeindeutschen Interesse, unter Schonung der niederdeutschen Eigenart der Flämen, diese naturgemäße Gemütsverfassung aus!

Kurd v. Strantz



Irlands Waldverwüstung

Seit dem Ausbruch des Krieges befindet sich England in bedenklicher Holznot. Alles mögliche hatten die Spießgesellen bedacht, die ihn entfesselten — nicht aber die Tatsache, daß England jährlich für 500—600 Millionen Mark Holz einführen muß, und daß es ohne diese Holzzufuhr weder seine wirtschaftliche Tätigkeit aufrechterhalten noch seinen Bedarf an unmittelbarem Kriegsmaterial decken kann. Als der Krieg anfing, lagerten auf den staatlichen Werften in Dover und Portsmouth nur ganz unbedeutende Mengen von Kiefern-, Eichen-, Eschen- und Fichtenholz. Auch die Holzlieferanten, die Kriegslieferungen auszuführen pflegen, waren schlecht mit Vorräten versehen. Schon Anfang November waren die Bestände auf den Lagerplätzen der großen Holzhandlungsfirmen in London und Dover, Southampton, Glasgow und Manchester so völlig ausgeräumt, daß die Grossisten für Nutzhölzer keine Aufträge mehr entgegennahmen. Es ist in England eine Holznot ausgebrochen, wie sie dort noch niemals bestand. Für den weiteren Verlauf des Krieges ist dies von größter Bedeutung. Denn alle Wirtschaftszweige Englands werden dadurch betroffen. Der Kohlenbergbau, der die meisten Menschen jenseits des Kanals beschäftigt, kann das nötige Grubenholz nicht mehr auftreiben. Auch die Möbelindustrie ist in eine mehr als bedenkliche Lage versetzt worden. Ebenso fehlt es an Zellulose, an Holzstoff für Herstellung von Papier und — das Allerwichtigste — an den Nutzhölzern, die für den Krieg erforderlich sind. Die deutsche Regierung hat daher recht getan, daß sie am 17. November erklärte, fortan Holz als Kriegsbannware anzusehen.

Für seine Holzeinfuhr ist England schon seit langer Zeit auf die Ostseeländer angewiesen. Vor hundert Jahren lieferte ihm Deutschland mancherlei Holz. Namentlich hat es viel von Norwegen bezogen, mehr noch von Schweden, und letzthin von Rußland. Dagegen ist die Holzeinfuhr aus den Vereinigten Staaten stark herabgegangen — einmal infolge des Raubbaus, den man dort mit den Waldungen getrieben hat, ferner auch infolge des Umstandes, daß die wachsende Bevölkerung der nordamerikanischen Union ihr Holz zum großen Teil selbst verbraucht. Ja sie zieht aus dem benachbarten Kanada so viel Holz über die Grenze, daß die Regierung dort, nicht um England einen Gefallen zu erweisen, sondern um die Waldungen des eigenen Landes vor dem amerikanischen Raubbau zu schützen, bereits vor Jahren Schutzmaßregeln dagegen traf.

Die schwere Sorge der britischen Staatsmänner, woher England nun, im Kriege, das dringend nötige Holz nehmen soll, läßt ihre Augen über die ganze Welt schweifen. Dabei stellt sich folgendes heraus. Rußland ist durch Deutschland so gut abgesperrt, daß es höchstens über Archangelsk, also auf einem ungemein zeitraubenden und kostspieligen Wege, Holz nach

England abgeben könnte — solange dieser Hafen eisfrei bleibt, was bekanntlich nach Anfang November nicht mehr der Fall ist. Frankreich kann Holz nicht abgeben, da es selbst so wenig Waldungen besitzt, daß es auf erhebliche Holzzufuhr aus dem Auslande angewiesen ist. Spanien ist entwaldet, Italien, die Balkanländer, die Mittelmeerküsten nicht minder. Unter den großen englischen Kolonien kann Australien nur sehr wenig Holz ausführen, während Südafrika auf die Holzzufuhr, die es insbesondere aus den nordischen Ländern bezieht, angewiesen ist. Bleibt Kanada nebst einigen wenigen südamerikanischen Staaten, die indessen auf große Holzausfuhr noch nicht eingerichtet sind.

Was würde England heute darum geben, wenn es seine eigenen Wälder nicht längst vernichtet hätte, und wenn es nicht in Irland einen Raubbau an den Waldungen getrieben hätte, der in seiner Grausamkeit in der Geschichte fast beispiellos dasteht! Von der Gesamtfläche der einzelnen Teile Großbritanniens sind mit Wald nur noch bestanden 5,3 % in England, 4,6 % in Schottland, 3,9 % in Wales und 1,5 % in Irland — während die Vergleichsziffer für das Deutsche Reich 25,9 % beträgt.

Früher war Irland eines der allerreichsten Waldländer Englands. Nach der Schilderung, die Giraldus Cambrensis 1171 niederschrieb, übertraf der Umfang der Waldungen den des offenen Bodens. In der „Fairy Queen" des englischen Dichters Edmund Spenser, deren drei letzte Gesänge 1596 erschienen, ist im 6. Gesang Vers 38 die irische Landschaft, die von Heilquellen durchströmt sei, als Lieblingssitz der Cynthia besungen. In der Tat muß die Insel damals nach allen Seiten hin voll Wald gewesen sein. Je mehr sich aber die Engländer darin festsetzten, desto mehr rotteten sie den Wald aus.

Drei Gründe waren dafür bestimmend.

Einmal wollten sie mehr Raum zur Siedelung haben.

Zweitens legten sie Eisenwerke an, für die als Brennstoff Holz aus den umliegenden Wäldern ohne Rücksicht auf deren Wiederaufwachsen geschlagen wurde. Mit der Zerstörung der Wälder, um Brennholz für die Eisenwerke zu gewinnen, hatte zu Anfang des 17. Jahrhunderts der Graf Cork begonnen. Später setzten die Eisenwerke des Sir W. Petty sie fort. Boate, der die Waldverwüstung um die Mitte des 17. Jahrhunderts mit ansah (er schrieb 1652), meinte: „Es ist unglaublich, welche Menge von Nutzholz jährlich von unserem Eisenwerk verbraucht wird; solche Eisenwerke waren früher nicht vorhanden, sind aber seit dem letzten Frieden sehr zahlreich geworden und in jeder Provinz zu finden, und um ihnen die Kohlen zu liefern, mußten von Zeit zu Zeit große Massen von Bäumen gefällt werden." Ganz unverhüllt trat dabei die Rücksichtslosigkeit Englands gegenüber der irischen Bevölkerung zutage. So wird aus dem Jahre 1589 berichtet, damals hätten in England 14 Glashütten bestanden, die eine große Menge Holz verbrauchten. In dem genannten Jahre nun bewarb sich George Longe um ein Patent für Glasbereitung, für das er als Bewilligungsgrund anführte, er wolle in England nur zwei Glashütten lassen und die übrigen in Irland anlegen, „wodurch die englischen Waldungen geschont und die überflüssigen irischen Wälder zur Verwendung kommen würden". Daß diese Verwendung der „überflüssigen" irischen Wälder bis zu ihrer völligen Vernichtung ging, ja daß man von Anfang an nicht die leiseste Rücksicht darauf nahm, sie wieder aufzuforsten, werden wir sehen.

Der dritte Grund endlich, der die Engländer zur Waldvernichtung auf Irland bestimmte, war für sie vielleicht noch wichtiger. Er war darin zu suchen, daß die Wälder den Eingeborenen, die dem Vordringen der englischen Eroberer Widerstand leisteten, Unterschlupf gewährten und ihnen ermöglichten, den Widerstand viel länger fortzusetzen, als wenn das Land kahl gewesen wäre. Infolgedessen gingen die Engländer mit derselben brutalen Politik der Waldverwüstung vor, die auch ihre heutigen Bundesgenossen, Franzosen nicht minder wie Russen, wiederholt angewandt haben. Als Beispiel seien nur zwei Tatsachen erwähnt. Zur Eroberung Algeriens wurde von den Franzosen, da Wald nicht vorhanden war, sondern nur einzelne

Bäume, die Weisung ausgegeben, die Dattelpalmen unbarmherzig umzuhauen, um die Bevölkerung dieses wichtigen Nahrungsmittels zu berauben und sie damit ins Herz zu treffen. Und die Russen haben den Kaukasus nicht erobern können, bevor sie nicht seine Wälder mit Pech und Schwefel in Brand steckten. Vorher wurde ihnen ein Heer nach dem anderen geschlagen — erst nach dieser Brutalität gelangten sie ans Ziel.

Die Engländer machten es in Irland ebenso. Es wurde bei ihnen eine stehende Redensart: die Iren könnten nie gebändigt werden, solange noch Blätter auf den Bäumen wüchsen. Gegen Schluß des 13. Jahrhunderts wurde ein Gesetz erlassen, das vorschrieb, Wege durch die Waldungen zu hauen, um den kecken Trotz der Irländer zu überwinden. In dem Kriege, den England unter der Königin Elisabeth gegen die unglücklichen Eingeborenen der Erin-Insel führte, ebenso wie in dem folgenden langen Frieden, wurde diese Maßregel in großem Umfange durchgeführt. Für die Lichtung der Wälder war nebenher häufig auch die Gewinnung von Brenn- und Bauholz mitbestimmend.

Immerhin war noch eine Menge Wald stehengeblieben. Nun aber fürchteten die Engländer, die sich in den Besitz einzelner Teile der Insel gesetzt hatten, daß die mehr oder weniger zweifelhaften Rechtstitel, die ihnen für ihre Landstücke ausgestellt waren, auf die Dauer nicht anerkannt würden. Zumal als die Revolution des 17. Jahrhunderts auch die grüne Insel erschütterte, beeilten sie sich, sobald die englischen Waffen wiederum gesiegt hatten, die Wälder niederzuschlagen und ihr Holz zu verkaufen. Nach der sachverständigen Angabe von W. E. H. Lecky im 2. Bande seiner „Geschichte Englands im 18. Jahrhundert“ nehmen wenige Themata in den Schilderungen der wirtschaftlichen Lage Irlands während der letzten Jahre des 17. und der ersten des 18. Jahrhunderts einen größeren Raum ein als diese Waldverwüstung, durch die dem Lande — wiederum nach dem Urteil dieses Engländers — ein Schaden zugefügt wurde, der sich schwerlich wieder gutmachen läßt. Die Kommissare, die das englische Parlament nach Irland entsandte, um die Verwaltung der infolge der Revolution eingezogenen Güter zu untersuchen, stellten dieses Thema in den Vordergrund. So schrieben sie: „Furchtbare Verwüstung ist in den Waldgründen der Geächteten angerichtet worden. Diejenigen, denen die beschlagnahmten Ländereien zugewiesen wurden, oder ihre Agenten sind so erpicht darauf gewesen, auch den kleinsten Vorteil an sich zu raffen, daß verschiedene große Bäume umgehauen und zu 6 Pence (50 Pfennig) jeder Baum verkauft wurden. Die Zerstörung geht in vielen Teilen des Landes noch fort.“

Allein auf der Besitzung des Sir V. Brown in Kerry wurden nach der Revolution Bäume im Gesamtwerte von 400000 Mark geschlagen. Holz im gleichen Werte ließ der Engländer Wetenhall, der von 1699 bis 1713 Bischof von Kilmore war, auf seinem bischöflichen Grunde fällen und für sich verkaufen. Überhaupt trieben die Engländer, denen man die Pfründen irischer Bischöfe übertrug, es besonders arg — was von der eingeborenen Bevölkerung um so peinlicher empfunden wurde, als sie, ganz überwiegend katholisch, mit diesen anglikanischen Geistlichen nichts zu tun haben wollte, und als die letzteren sich in der Regel überhaupt nicht in Irland sehen ließen, sondern ihre Einnahmen aus der unglücklichen Insel in England verzehrten. Hickmann, von 1703 bis 1713 Bischof von Derry, machte sich desselben Vergehens wie Wetenhall schuldig.

Während der ganzen Zeit der rücksichtslosen Beschlagnahmen in der Provinz Ulster, die ohne diese Gewaltpolitik heute nicht den Anschein erwecken könnte, als ob in ihr eine überwiegende Zahl von Engländern lebte, bot man den Engländern, die sich auf früher irischem Besitz niederlassen wollten, geradezu als Köder dessen Überfluß an Wäldern dar. Man sagte ihnen, dort wüchse „das schönste und mächtigste Bauholz, das sich mit jedem andern in Seiner Majestät Besitzungen messen könne“. Aber noch bevor das 17. Jahrhundert zur Neige ging, hatte sich das Aussehen des Landes völlig verändert. Eine Denkschrift, die dem irischen Unterhause vorgelegt wurde, spricht von der ungeheuren Menge Bauholz, die in den letzten Jahren des Jahr-

hunderts aus Coleraine und Belfast ausgeführt worden sei, und klagt darüber, es seien „die großen Wälder von Londonderry, Down und Antrim fast vernichtet“. In England war man stets ungemein verschwenderisch mit Versprechungen und Bewilligungen verfahren, soweit Engländer in Irland daraus Vorteil ziehen konnten. So hatte Jakob I. einer Londoner Gesellschaft, die unter dem Namen der „Irischen Gesellschaft“ Londonderry erbaute, 1609 die Erlaubnis erteilt, zu diesem Zweck nicht weniger als 50000 Eichen, 100000 Eschen und 10000 Ulmen zu fällen — selbstverständlich in Irland zu fällen.

Als nach der Vertreibung Jakobs II. Wilhelm III. 1689 zur Regierung kam, sah dieser vernünftige und weitblickende holländische Fürst auf den ersten Blick, wie entsetzlich Irland unter der Entwaldung leiden müsse. Es wurde daher unter seiner Regierung ein Gesetz erlassen, das die Anpflanzung einer gewissen Zahl von Bäumen in jedem Kreise (county) vorschrieb. Aber schon war es zu spät, um die Wunden, die man der Grünen Insel geschlagen hatte, zu heilen. Die Eisenwerke fraßen sich weiter in die Waldungen hinein, die Engländer in Irland brachten dem neuen Gesetz wenig Sympathie entgegen, und die Eingeborenen sagten sich, daß jeder Baum, den sie pflanzten, wahrscheinlich nur ihren englischen Gewaltherren zugute kommen würde. Infolgedessen nahm die Zerstörung der Wälder ihren Fortgang. 1697 erklärte ein zuverlässiger Beobachter, das älteste und prächtigste Nutzholz sei schon bis zu einem solchen Grade vertilgt, daß in zwanzig Jahren wahrscheinlich in ganz Irland kaum noch eine Eiche übrig sein werde. Und 1719 schrieb Macpherson im 3. Bande seiner „Annals of Commerce“: „Vor sechzig Jahren hatte Irland weit mehr Eichenholz, als wir jetzt hier (in England) haben. Allein die Eisenwerke, welche dort angelegt wurden, haben binnen wenig Jahren das Holz soweit verschlungen, daß die Leute nicht mehr Stoff genug zum Gerben, noch auch zur Anfertigung gewöhnlicher Geräte haben.“

Natürlich gibt es Engländer, die auch diese brutale Entwaldungspolitik auf der Grünen Insel, an der allein England die Schuld trägt, den armen Eingeborenen in die Schuhe schieben möchten. So schrieb einer von ihnen: „Die Sonne schien nie über ein lieblicheres Land, als wie die Natur dieses schuf; sie (die Eingeborenen) rotteten seine Wälder mit Stumpf und Stiel aus, so daß es zur sumpfigen Öde wurde!“ Ein ehrlicher Mann jedoch, wie der schon erwähnte Geschichtsforscher Lecky, weist diese Lüge zurück, indem er Froude vorwirft, er habe diesen Satz „mit seiner gewöhnlichen Präzision und Redlichkeit“ niedergeschrieben.

Wie völlig in Irland der Waldreichtum vernichtet wurde, wie sehr Bäume dort ein Luxusartikel wurden, ergibt sich aus der traurigen Tatsache, daß die arme Bevölkerung nicht selten ihre Leichen statt in einem Sarge in einer Matte begräbt. Die englische Herrschaft hat sich in Irland nur als Gewaltherrschaft gebärdet. Erst in den letzten Jahrzehnten hat man den Versuch gemacht, die Wunden, die man früher schlug, zu heilen. Aber nun hat sich herausgestellt, daß viele Jahrzehnte nicht genügen, um diese Absicht auszuführen. Die Nemesis der Geschichte hat den Engländern in Irland ein scharfes „Menetekel“ zugerufen. Die verderblichen Folgen der Waldvernichtung auf der Grünen Insel scheinen nicht die einzige schwere Strafe zu sein, die ihnen dadurch zuerteilt wird.

Dr. Ernst Schultze



Die „Gefahren“ des Arbeiter-„Wohlstandes“

Oft will es scheinen, als sollten die Klüfte des Nichtverstehens zwischen Arbeiterschaft auf der einen Seite und Besitz, Beamtenschaft und Mittelstand auf der anderen Seite unüberbrückbar bleiben, und als sollten die Weiten nie auszufüllen sein, die sich zwischen der reinen Theorie der Sozialpolitik und der nüchternen Tatsächlichkeit dehnen. Immer wieder tritt die Ansicht hervor, daß der Arbeiter mit seinem Los zufrieden sein könne und müsse. Und daneben steht meist immer die Behauptung, der Arbeiter habe erst recht alle Ursache, zufrieden zu sein, wenn er seine Lage in Vergleich mit den Verhältnissen anderer Stände bringe. So oft heißt es dann auch immer wieder, die Lebenshaltung des Arbeiters habe sich in den letzten Jahrzehnten außerordentlich verbessert, und Verdienstmöglichkeit und sozialfürsorglicher Schutz im betriebsamen deutschen Industrie- und Kulturstaat sicherten dem Arbeiter von heute ein gutbegründetes wirtschaftliches Dasein in Begleitung von Genußfreude verschiedenster Art. Was aber ist denn an der Lebenshaltung des Arbeiters besser geworden gegen früher? Gewiß, der Arbeiter von heute darf für den Einsatz seiner Kraft, seiner Fähigkeiten, einige Mark mehr fordern, als es dem Großvater vergönnt war. Aber ist denn in Wirklichkeit die Lage des Arbeiters wesentlich anders geworden? Doch kaum! Auch heute noch gehören die Tagesstunden des Arbeiters, gehört seine ganze Leistungsfähigkeit den Forderungen des harten Erwerbs in untergeordneten Lebensbedingungen. Wenn aber der Arbeiter jetzt etwas höher entlohnt wird als in früheren Zeiten, so ist das doch nur eine Folge der allgemeinen Aufbesserung der Einkommen. Der Geldwert von heute ist eben ein anderer gegen seine Geltung vor Jahrzehnten. Heutzutage kostet die Daseinsfristung bedeutend mehr als zu Großvaters Zeiten. Nahrung, Kleidung, Wohnung und Abgaben an Staat und Gemeinde verlangen heute bedeutend höhere Münzwerte im Vergleich zu vergangenen Zeiten. Die Lebenshaltung des Arbeiters hat sich also nur insofern geändert, als das fortschreitende Leben die Daseinsbedingungen aller Bevölkerungsschichten umgestaltet hat. Im Vergleich zu anderen Ständen hat der Arbeiter aber hierbei keineswegs Sondervergünstigungen geerntet. Er verdient in den meisten Fällen immer noch gerade so viel, daß er von einem Tag zum anderen, von einer Woche zur anderen weiterbestehen kann. Sonderbarerweise wird aber gerade dem Arbeiter immer wieder vorgehalten, daß seine Klagen und Forderungen wenig angebracht und durchaus nicht billig seien, während man doch in anderen Fällen von Aufbesserung der Gehälter nur selten etwas hört von Vergleichen zwischen einst und jetzt und dem Vorwurf lästiger Unzufriedenheit und der Überschätzung des Wertes der Arbeitskraft und der Lebensansprüche.

Soll denn der Kampf um die Elementarwahrheiten der Lage des Arbeiters nie einem erträglichen Abschluß zugeführt werden können? Fast will es scheinen, als sei das Unverständnis für die Härte eines Arbeiterdaseins und für die Forderungen der Arbeiterschaft in jenen Kreisen erblich, die sich auf Grund von Besitz und Bildung oder auch auf Grund eines dieser Güter hoch und weit von der Schicht der Arbeiter fernhalten. So vertritt auch Dr. jur. et phil. Bovensiepen in Heft 11 des Türmers eine Ansicht über Lage und Stellung des Arbeiters, wie sie nur die Unberührtheit mit den nackten Wirklichkeiten möglich werden lassen kann. Dr. Bovensiepen sagt in einem Artikel über „Die wirtschaftliche und soziale Lage unseres Beamtenstandes“ an einer Stelle: „Die starke Steigerung des Einkommens anderer Volksschichten, namentlich im Handel und in der Industrie, hat die Aufbesserungen der Gehälter unserer Beamten und Offiziere derartig überflügelt, daß diese heute nicht mehr in der Lage sind, aus ihrem Diensteinkommen die Kosten einer angemessenen Lebenshaltung zu bestreiten. Für alle Beamtenstufen ist deshalb ein Sinken ihrer sozialen Wertung zu bemerken. Das gewaltige Heer der Unterbeamten beginnt im Durchschnitt mit einem Jahreseinkommen von 800 bis 900 ℳ, um nach langen Dienstjahren mit rund 1500 ℳ zu schließen. Der Lohn unserer gewerblichen

gelernten Arbeiter ist dagegen erheblich höher: ein geschickter Monteur, Schlosser, Maurer verdient am Tage leicht seine 8 bis 9 ℳ. In den Kriegsindustrien werden jetzt sogar Löhne von 12 ℳ und mehr gezahlt. Diese Löhne übersteigen die Tagesgelder unserer Gerichts- und Regierungsassessoren bei weitem und kommen ungefähr den Anfangsgehältern unserer Landrichter gleich."

Wie stark ist hier der Irrtum! Selbstverständlich muß die Lage unserer Beamten nach jeder Notwendigkeit und nach jeder Möglichkeit verbessert werden, aber um die Verhältnisse unserer Arbeiter ist es doch anders bestellt, als Dr. Bovensiepen annimmt. Dr. Bovensiepen spricht von „unseren gewerblichen gelernten Arbeitern", er muß also damit sagen wollen, daß sich nach seiner Auffassung jeder dieser Arbeiter oder doch der weitaus größte Teil derselben in einer glücklichen Lage im Verhältnis zum Beamten- und Offiziersstand befindet. Ein einziger Gang durch eine Fabrik und durch einen Bau, und vor allem ein wiederholter Besuch in Arbeiterstraßen, würde jedoch diese Behauptungen gehörig abschwächen. Wohl gibt es geschickte Arbeiter, deren Einkommen unter Umständen, d. h. unter ganz besonders günstigen Umständen, den Betrag von 8 bis 9 ℳ erreicht, aber diese Arbeiterverdienste sind doch nicht Durchschnitt, sie sind Ausnahmen, und nur einem geringen Teil von Monteuren, Schlossern und Maurern wird in Jahren einer regeren Schaffensmöglichkeit und guter Konjunkturen solch ein Gewinn blühen. Nebenbei eingefügt sei der Hinweis auf die bekannte Tatsache, daß z. B. der Maurer, wie u. a. auch der Zimmermann, sehr oft nur in der milderen und warmen Jahreszeit in seinem eigentlichen Beruf lohnende Beschäftigung findet, daß diese Arbeiter also in guten Tagen für einige karge Wintermonate mitsorgen müssen. Der größte Teil unserer Arbeiter aber, das ist doch unwiderleglich, bezieht ein Einkommen in der Höhe, wie sie Dr. Bovensiepen bei den Gehältern der kleinen Beamten anführt. Nur große Fabriken können sich eine Anzahl von Spezialarbeitern mit höheren Löhnen leisten. Die Zahl dieser besser bezahlten Arbeiter ist aber gering, wenigstens sehr beschränkt. In Mittel- und Kleinbetrieben findet man wohl keine Löhne von 8 ℳ und mehr.

Wie aber gestaltet sich der Vergleich zwischen Arbeiterschaft und Beamtenschaft, wenn man in Betracht zieht, daß der allergrößte Teil unserer Arbeiter zeitlebens an einen festen, niedrigen Lohnsatz gebunden bleibt, daß ihm also keine Erhöhung des Einkommens gesichert ist, daß er immer in einem Arbeitsverhältnis von kurzfristiger Kündigung steht, daß er sich, oft auf die Gefahr des Existenzverlustes, jeden Vorteil in seinen Bezügen erkämpfen muß, daß er nach jahrelangem Schaffen im Alter nicht die klingenden Früchte einer treuen Dienstzeit genießen darf, während dagegen der Beamte, selbst der kleinste, sich uneingeschränkt der Sicherheit der Existenz hingeben kann und die Gewißheit hat, daß Krankheit, Dienstunfähigkeit und Alter ihn keineswegs mit einer Heftigkeit aus der Bahn schleudern können, daß er hilflos und trostlos ein Opfer der Not wird.

Die kopfschüttelnde Feststellung Dr. Bovensiepens aber, daß die — von ihm genannten — Bezüge der Arbeiter sogar die Tagesgelder der Gerichtsassessoren und der Regierungsassessoren übersteigen und den Anfangsgehältern der Landrichter gleichkämen, muß eine ähnliche Bewegung des Kopfes bei einem Leser veranlassen, dem es noch nicht aufgefallen ist, daß ein Assessor oder Landrichter aus Erkenntnis der wirtschaftlichen Unfruchtbarkeit seines Berufs den entscheidenden Schritt aus Amt und Gesellschaftsleben heraus in eine Werkstatt oder auf einen Bau und damit in die Dürftigkeit eines Arbeiterquartiers vollzogen hat.

Wenn es nun während der Kriegszeit einem Teil der Arbeiter möglich ist, 12 ℳ oder mehr täglich zu verdienen, so müssen wir hierbei wohl in Betracht ziehen, daß diese Löhne doch durch Kriegsarbeit erworben werden. Kriegsarbeit erfordert aber auch eine höhere Anspannung der Arbeitskraft. Außerdem ist ja in die Bezahlung der Kriegslieferungen ein höherer Lohnsatz für die Arbeiter mit einbegriffen. Wer denn sonst als der schaffende, am großen Gewinn der Kriegslieferanten mitschaffende Arbeiter soll denn von den höheren Lohnsätzen, die von der Regierung bewilligt werden, Vorteil haben?

Es ist überhaupt merkwürdig, daß so oft Verwunderung herrscht über verhältnismäßig gute Bezahlung von Arbeiterleistungen in gewerblichen Betrieben. Diese Verwunderung würde sich wohl in Anerkennung und Billigung umwandeln, wenn sie sich davon überzeugen würde, daß in der Bewältigung von Werkstattaufgaben oft ebensoviel Einsatz von Geschick, Eifer, Willen, Feinsinn und Verantwortung steckt, als in der Verrichtung des Tagewerks eines Beamten, eines Kaufmanns oder eines militärischen Vorgesetzten. In der Blütezeit des Handwerks wurde diese Tüchtigkeit der Handarbeiter anders geschätzt. Es sollte eigentlich nicht im geringsten verwunderlich sein, daß ein geschickter Industriearbeiter ebensogut wie ein Assistent oder ein besserer Buchhalter bezahlt wird. Der Krieg, die Leistungsfähigkeit unserer Industrie sollten es jedenfalls auch die letzten Zweifler lehren, daß die Kraft und die Kunstfertigkeit der Hände noch immer einen außerordentlich hohen Wert besitzen.

Um die Lage der Arbeiter verstehen zu lernen, muß man vor allem selbst in das zu erforschende und zu beschreibende Land gehen und seine Augen und sein Herz empfangen lassen. Die Literatur und die Statistik tun's nicht allein. Auch mit Besichtigungen von gewerblichen Betrieben an der Seite von Besitzern und Direktoren ist es nicht getan. Man muß sich schon die Mühe machen und an Ort und Stelle in die Tatsachen- und Gedankenwelt der arbeitenden Klasse einzudringen suchen. Nur dann kann man an den Kern der Wahrheit des Proletarierdaseins gelangen. Das theoretische Betrachten der Dinge kann noch lange nicht davon überzeugen, wie denn eigentlich das Gefühl des Hungers, der Not, der Sorge, der Entbehrung und der letzten Unterordnung schmeckt.

Es wäre nur zu wünschen, daß die geschickten Arbeiter, die Befähigtsten in ihren Beschäftigungsarten voran, und daß nach und nach alle tüchtigen Arbeiter zu anderen Lebensbedingungen gelangen als bisher. Verdient hat es die Arbeiterschaft entschieden, daß man auch ihr recht bald das Recht auf angemessenere Bezahlung und auf höhere Einschätzung ihres Menschheitswertes rückhaltlos einräumt. Mit dem Aufschwung, mit dem wirtschaftlichen Aufstieg der Arbeiterklasse kämen wir auch jenem Übel näher an den Lebensnerv, dessen schädliche Wirkung auch Dr. Bovensiepen so lebhaft beklagt, nämlich der Unterdrückung zahlreicher Intelligenzen durch die Macht der Geburtsvorrechte und des Besitzes. H. Arendt



Das Garantiegesetz

Ueber die völkerrechtliche Stellung des Papstes gibt es eine riesige Literatur, die schon immer bewies, daß eine Klarheit über diese Stellung nicht zu erzielen war. Die mit Ausbruch des jetzigen Krieges eingetretenen Verhältnisse haben diese Tatsache nun aller Welt ersichtlich gemacht, so daß ganz gewiß die Regelung der Stellung des Papstes zu den Folgen dieses Krieges gehören wird. Die völkerrechtliche Stellung des Papstes ist nämlich einseitig vom Königreich Italien festgelegt, und zwar durch das sogenannte Garantiegesetz vom 13. Mai 1871, durch das Viktor Emanuel nach der Eroberung Roms den allenfalls zu erwartenden Widerstand der katholischen Mächte zu beschwichtigen suchte. Durch dieses Garantiegesetz wollte Italien aller Welt gegenüber die völlige Unabhängigkeit des Papstes als geistlichen Herrschers feststellen. Das Gesetz ist ziemlich lang, seine Hauptpunkte sind die Souveränität des Papstes, also die Heiligkeit und Unverletzlichkeit seiner Person, die durch den italienischen Staat genau so geschützt sein sollen, wie die des italienischen Königs. Ferner die Unverletzlichkeit des Konklaves für die Papstwahl, eine Jahresrente von etwa 3 Millionen Lire, dann die Exterritorialität des Vatikans sowie der Villa Gandolfo. In diesem Exterritorium ist der Papst souverän, insofern keine staatliche Gerichtsbarkeit in diese Räume eingreift, die auch von Steuern usw. an den Staat befreit sind. Steuerfreiheit für seine Person,

Portofreiheit und wie all die übrigen souveränen Rechte sind, genießt der Papst ferner auch, ebenso das außerordentlich wichtige Recht des diplomatischen Verkehrs mit der ganzen Welt, so daß er also Gesandte dahin schickt und empfängt. Diesen Gesandten garantiert Italien ebenfalls die Unverletzlichkeit. Es hätten demnach der deutsche und österreichische Gesandte beim Vatikan jetzt trotz des Krieges in Rom bleiben können, und der italienische Staat wäre verpflichtet gewesen, sie gegen alle Unbilden dauernd zu schützen, während für die Gesandten beim Königreich Italien diese Schutzpflicht mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen insofern erlosch, als die Gesandten dann verpflichtet waren, das Land zu verlassen. Wenn unsere Gesandten beim Vatikan trotzdem abgereist sind, so geschah es unter ausdrücklicher Betonung der Wahrung ihrer Rechte, nur um dem Vatikan Schwierigkeiten zu ersparen.

Der Papst hat durch das Garantiegesetz ferner das Recht einer eigenen Leibwache, wobei freilich nun wieder das Merkwürdige ist, daß die im Vatikan wohnenden Italiener der italienischen Dienstpflicht unterliegen; sie sind jetzt bei Kriegsausbruch auch eingezogen worden. Dieses Garantiegesetz sollte ursprünglich zu einer internationalen Abmachung führen, es ist aber nie dazu gekommen und von den europäischen Mächten nur „zur Kenntnis genommen" worden. Die meisten derselben haben aber dadurch, daß sie Gesandte an den päpstlichen Hof schickten, indirekt dieses Garantiegesetz anerkannt. Nun wären auf diese Weise Schwierigkeiten ja nur dann entstanden, wenn Italien nicht imstande war, seine Garantien zu halten, wie das z. B. jetzt eben im Kriege der Fall ist. Aber die ganze Frage wurde dadurch auf ein anderes Geleis geworfen, daß der Papst Pius IX. dieses Garantiegesetz nicht anerkannte, sondern dagegen protestierte. Seine Nachfolger haben es dabei belassen, und die Rente z. B. ist bis heute niemals angenommen worden. Also der Papst behauptet nach wie vor, daß ihm der Kirchenstaat nicht genommen werden konnte. Diese Auffassung ist natürlich unrichtig, denn als weltlicher Herrscher unterlag der Papst den Schicksalen aller weltlichen Herrscher. Es konnte ihm also auch sein Staat genommen werden, wenn er ihn nicht verteidigen konnte.

Aber gerade an diesem Punkte beeinflußt außer dem Glaubensbekenntnis vor allem auch die historische Einstellung die Meinung. Jedenfalls war bis jetzt die Lage so, daß Italien sich an das Garantiegesetz gebunden hielt. Hunderterlei kleinerer Verletzungen sind im Laufe der Jahre allerdings vorgekommen —, Italien hat eben auch hier nicht Wort gehalten.

Aber der springende Punkt ist die große Schwierigkeit, daß wenn der Papst **innerhalb** des Vatikans, und also auch im Verkehr mit den Völkern, seine Rechte als Souverän ausübt, er nach seiner Behauptung das nicht tut, weil es ihm Italien „garantiert" hat, sondern weil er sich selber als souverän betrachtet: also nicht von Gnaden Italiens, sondern vermöge seiner eigenen ursprünglichen Stellung als Herrscher. In demselben Augenblick, in dem der Papst das italienische Garantiegesetz anerkannt hätte, wären alle Schwierigkeiten beseitigt gewesen, soweit es eben dem Staate Italien möglich gewesen wäre, sein Versprechen zu halten, und soweit nicht aus dem unmöglichen Zustande, daß in derselben Stadt zwei Herrscher wohnen, dauernde Reibereien entstanden wären. Der Papst hat es nun vorgezogen, sich als „Gefangenen" zu betrachten, und deshalb bleibt er im Vatikan sitzen, in dem es übrigens auszuhalten ist, da er einen Flächenraum von über 50000 qm bedeckt und tausend (nicht 11000) Säle und Zimmer hat. Was geschehen würde, wenn der Papst den Vatikan verließe, kann niemand sagen, da der Papst eben das vermieden hat. Nach dem Garantiegesetz wäre der Staat Italien verpflichtet, ihn dann als souverän zu behandeln, ihm also alle souveränen Rechte und Ehrenerweisungen zuzubilligen. Von einer Verhaftung könnte demnach in keinem Fall die Rede sein, obwohl juristisch diese vielleicht gerechtfertigt wäre, insofern der Papst selbst ja mit Italien keinen Frieden geschlossen und das Garantiegesetz nicht anerkannt hat. Es ist also, wie man sieht, ein endloser Rattenkönig.

Die Päpste haben mit großem diplomatischem Geschick die Lösung dieser Frage hintangestellt. Denn wenn sie im Laufe der letzten 40 Jahre vorgenommen worden wäre, wäre sie jedenfalls im Sinne des italienischen Garantiegesetzes erfolgt, während jetzt bei einer Neu-

regelung der Papst sicher viel mehr erreichen wird, da der Krieg gezeigt hat, daß auch das Garentiegesetz eben bloß ein Fetzen Papier ist, wie fast alle völkerrechtlichen Abmachungen, hinter danen keine positive Macht steht.

Also nochmals: das in katholischen Kreisen übliche Wort vom „Gefangenen im Vatikan“ ist im Grunde eine Phrase. Der Papst brauchte nicht im Vatikan zu bleiben, sondern hätte das Recht, sich in der ganzen Welt frei zu bewegen. Wie in diesem Falle in Rom selbst seine Souveränität behandelt werden sollte, wo schon ein anderer souverän ist, darüber haben sich die Zeremonienmeister der Welt den Kopf nicht zerbrochen, weil sie bis jetzt nicht in die Notwendigkeit versetzt waren. Jetzt im Kriege hat sich Italien aber u. a. das Zensurrecht der päpstlichen Post angemaßt und damit ja alles das über den Haufen geworfen, was das Garantiegesetz schützen sollte. Denn der Papst hat tatsächlich jetzt auch in geistlichen Angelegenheiten keine Möglichkeit, frei mit den Katholiken der Welt zu verkehren, ein Zustand, dessen Unhaltbarkeit Bismarck schon früh vorausgesehen hat.

In jüngster Zeit ist eine gut zusammenfassende Arbeit „Italien und das Garantiegesetz“, aus der Feder von J. G. Ebers, dem Professor für öffentliches Recht an der Universität Münster, erschienen (Köln, J. P. Bachem). Lehrreich ist besonders die Darlegung, wie Italien es verstanden hat, aus einer ursprünglich international gedachten Sache eine rein nationale Angelegenheit zu machen. G.

England — Waffenlieferant Iwans des Schrecklichen

Wie heute Waffen- und Munitionssendungen dem schwerbedrängten russischen Bundesgenossen aus England zum Kampfe gegen die Deutschen zugehen, so sind, wie der „Frankf. Ztg.“ geschrieben wird, um die Mitte des 16. Jahrhunderts von englischen Häfen über das weite Meer solche nach Rußland geführt worden. Seit 1558 bekämpfte Zar Iwan IV. den in Livland um seine Selbständigkeit ringenden Deutschen Orden, und die Engländer benutzten den erst wenige Jahre vorher (1555) geschlossenen russisch-englischen Handelsvertrag (den ersten derartigen Vertrag zwischen diesen Ländern), um gewaltige Mengen von Kriegsmaterial den Russen gegen den Deutschen Orden zukommen zu lassen. Diese Sendungen nahmen allmählich einen solchen Umfang an, daß Kaiser Ferdinand I. im Jahre 1561 eine förmliche und nachdrückliche Beschwerde an die Königin Elisabeth von England richtete, ohne indessen das gewünschte Ziel zu erreichen. Obwohl Kölner und Hamburger Schiffe zahlreiche englische Munitionstransporte auf ihrer Fahrt nach Rußland beschlagnahmten, stellte die Königin doch in Abrede, daß englische Kaufleute an diesen Sendungen beteiligt seien, und so dauerte die Unterstützung der Russen mit Waffen und Munition zur Niederringung des Deutschen Ordens fort. Erst erneuerten kaiserlichen Drohungen, die den deutsch-englischen Handel empfindlich beeinträchtigen konnten, fügte sich die Königin endlich und verbot jede weitere Waffenausfuhr nach Rußland. Damals erhob sich zum ersten Male die russische Gefahr an den Grenzen des Deutschen Reiches und Polens, und nicht nur der deutsche Kaiser erkannte den drohenden Ernst einer nahen oder fernen Zukunft und die schwere Schuld der Engländer an dem Emporwachsen des „Moskowiters“. Auch König Sigismund August von Polen sah in den Russen den furchtbaren Gegner der europäischen Völker, und in den Briefen, die er, von schweren Sorgen um die Entwicklung seines Landes geplagt, an die englische Königin richtete, sprach er offen aus, daß die russische Kriegskunst mit englischer Hilfe einen gefährlichen Aufschwung genommen habe, der kommenden Geschlechtern zum Unheil gereichen werde.



Bruno Schmitz †

Am 27. April ist Bruno Schmitz, noch nicht 58 Jahre alt, gestorben (geb. 21. Nov. 1858 zu Düsseldorf). Wenn wir uns, durch allerlei Erfahrungen gewitzigt, nur in großer Besorgtheit mit der Frage der künftigen Denkmäler des jetzigen Krieges beschäftigen, so liegt darin das Eingeständnis, daß auch die von Bruno Schmitz vertretene Form des großen Gedächtnismales uns nicht mehr als vollgültige Lösung dieser schwierigen Aufgabe erscheint. In schmerzender Schärfe offenbart sich in dieser Tatsache, wie sehr das vergangene Zeitalter Übergang war, wie wenig es, selbst dort, wo es eine Form gefunden hatte, einen überzeugenden Stil zu schaffen vermochte. Das Verdienst freilich wird man gerade jetzt rückschauend dem urkräftigen Künstler willig zuerkennen, daß er in einer Zeit, deren Denkmalsucht ebenso groß war, wie ihre Unfähigkeit zu wahrhafter Monumentalität, die einzige Form von wirklicher Größe für diese Aufgabe gefunden hat. Man wird dereinst diese Denkmäler vom Kyffhäuser, die Kaiserdenkmäler an der Porta Westphalica und am Deutschen Eck in Koblenz, und endlich das Völkerschlachtdenkmal als auffälligste Merkzeichen der bedeutsamen Geschmackswandlung erkennen, dank der um die Jahrhundertwende die deutsche Architektur aus einer langen Zeit innerer Unfruchtbarkeit zu neuem schöpferischem Leben gelangt ist.

Wir müssen uns ins Gedächtnis zurückrufen, wie der vor einem reichlichen Jahrhundert zur Allherrschaft gelangte Klassizismus durch die Romantik des romanischen und gotischen Stils und danach die Renaissance abgelöst wurde, leider ohne jede innere Fruchtbarkeit, so daß in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts jene „Neurenaissance" herrschte, die eigentlich bloß ein wissenschaftliches Nebeneinander sämtlicher früherer Stile gewesen ist und alle wirkliche künstlerische Schöpfertätigkeit ausschloß. Eine gegebene schulmäßig erfaßte Form wurde damals einem Inhalt aufgezwungen, und es bedeutete schon viel, daß man ebenso schulmäßig von vornherein bestimmte Formen für bestimmte Inhalte als besonders geeignet annahm (etwa romanisch und gotisch für Kirchen, Renaissance für öffentliche Amtsgebäude usw.).

Die wirkliche Befreiung von dieser nüchternen Wissenschaftlichkeit kam für unsere Architektur aus den völlig neuen Aufgaben unseres neuzeitlichen Lebens, deren Lösung in einem neuen Geiste durch die Erfindung neuer technischer Baumittel (Eisenkonstruktion und Beton) begünstigt wurde. Die bedeutsamen architektonischen Aufgaben waren jetzt nicht mehr Kirchen und Schlösser, sondern große Industrieanlagen inmitten bevölkerter Städte, gewaltige Warenhäuser, riesige Verkehrsgebäude, alles Bauwerke, die bei der völligen Umgestaltung des öffentlichen Verkehrslebens zu neuartiger Form drängten. So mußte sich hier für unsere Baukunst allmählich der Grundsatz durchringen, den der Wiener Otto Wagner in die Worte faßte: „Die moderne Baukunst unserer Zeit sucht Form und Motive aus Zweckkonstruktion und Material heraus zu bilden. Sie muß, soll sie unser Empfinden klar zum Ausdruck bringen, auch möglichst einfach sein. Diese einfachen Formen sind sorgfältig untereinander abzuwägen, um schöne Verhältnisse zu erzielen, auf welchen beinah allein die Wirkung von Werken unserer Baukunst beruht."

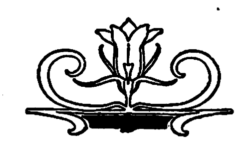
Das bedeutet die Verlebendigung des Zweckgedankens, der gerade für unsere neuzeitliche Architektur sich so segensreich erwiesen hat, daß man vielfach dazu neigt, die Einseitigkeit zu übersehen, die er in sich schließt. Kunst ist doch nun einmal auch überquellende Freudigkeit, Hinauswachsen über das Notwendige, Freiheit. Und so glaube ich, sind wir heute wieder so weit, eine Reihe von Baumeistern in ihrer Bedeutung für die Entwicklung höher einzuschätzen, die sich diesem Zweckgedanken aus innerem Temperament nicht völlig zu unterwerfen vermochten. Otto Rieth gehört zu ihnen, Paul Wallot und Bruno Schmitz. Die rheinische Fröhlichkeit, die in diesem lebte, drängte ihn zu einer gewissen Festlichkeit

des Lebens, die immer letzterdings ein Luxus ist und deshalb auch in ihrem künstlerischen Ausdruck ein gewisses Verschwendungsbedürfnis hat.

So ist das Charakteristische für diese Baumeister, daß sie weniger nach einem neuen Stil streben, als sich eine Benutzungsfreiheit den überkommenen Formen gegenüber wahren. Wallots allgemein bekanntes Berliner Reichstagsgebäude ist dafür das sprechendste Beispiel. Schmitz hat auf diesem Gebiete die Tonhalle in Zürich, den Rosengarten in Mannheim und als bedeutsamstes Werk die Wein- und Bierhallen des Berliner Rheingoldbaues geschaffen. Auch beim letzteren dachte der Erbauer an Konzert- und Festsäle, und er durfte ja wohl beim Entwerfen der Pläne damit rechnen, daß auch die Ecke am Potsdamer Platz einbezogen werden würde. In diesem Bau erscheinen auch die architektonischen Errungenschaften des modernen Geistes, dem Messel in seinem Warenhausbau für Wertheim zur Volkstümlichkeit verholfen hatte, glücklich ausgenutzt.

Würde man Schmitz auf diesem rein architektonischen Gebiete nur die Stellung eines geschickten Vermittlers einräumen können, so tritt er als charakteristische Persönlichkeit hervor durch seine Denkmäler. Hier ist er vom altgermanischen Geiste befruchtet, wenn er das Denkmal für Größe durch die Einstellung eines Großen in die Natur zu gewinnen trachtet. Ein Herauswachsen aus der gegebenen Bodenbeschaffenheit, doch so, daß das Kunstwerk zur beherrschenden Kraft des Raumes wird, ist der dauernd fruchtbare Gedanke, der vor allem die Denkmäler an der Porta Westphalica und am Deutschen Eck belebt. Es sind reine Architekturdenkmäler, die die Plastik eigentlich nur als Inhaltsangabe heranziehen. In dieser Hinsicht, für mein Gefühl allerdings nur in dieser, bedeutet dann das gewaltige Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig einen Fortschritt. Aus der gemeinsamen Arbeit mit Metzner ist hier der Erkenntnis zum Ausdruck verholfen, daß das Riesendenkmal eine besondere Art von Plastik gebietet. Ich finde die Lösung, die Metzner am Völkerschlachtdenkmal erreicht hat, nur in Einzelheiten gelungen und habe das Gefühl, daß das Relief von Christian Behrens dieses Denkmals wertvollster Teil ist. Aber die segensreiche Wirkung wird es in jedem Fall haben, daß es uns vor dem Rückfall bewahrt, Reichtum mit Größe zu verwechseln. Ein Kaiser-Wilhelm-Denkmal, wie es Begas geschaffen hat, wird nach den Denkmälern von Bruno Schmitz unmöglich sein.

So groß die Ausbeute dieses Lebens ist, haben wir doch Grund, den Heimgang des Künstlers gerade in dieser Zeit, wo bedeutsame neue Aufgaben an uns herantreten, auch im Hinblick auf diese zu bedauern. Denn Schmitz war von einer erstaunlichen Entwicklungsfähigkeit. Es hat gerade jetzt einen gewissen Reiz, sich daran zu erinnern, daß das Denkmal Viktor Emanuels in Rom aus einem Plane des deutschen Bruno Schmitz herausgewachsen ist, der beim internationalen Wettbewerb den ersten Preis davongetragen hatte. Von dort bis zum Völkerschlachtdenkmal ist ein weiter Weg, und der ihn so sicher und innerlich wahrhaftig zu gehen wußte, hätte wohl auch noch weiter gefunden. K. St.





Schutzengel A. Rethel

Beilage zum Türmer

Zu unseren Bildern

Ueber Alfred Rethels Bedeutung ist im Türmer schon so oft gesprochen worden, daß jetzt an der Wiederkehr seines 100. Geburtstages die Erinnerung an den Schöpfer unserer gewaltigsten neueren Geschichtsbilder ausreicht. Es bleibt der Wunsch und die Hoffnung, daß in diesem Falle der äußere Gedenkanlaß für die schaffenden Künstler, aber auch für unser Volk zur Mahnung werde, sich eingehend mit Rethels Kunst zu beschäftigen. Denn wenn je, heischt unsere Zeit eine so groß erfaßte und urmännliche Kunst, wie sie den Schöpfer der Karlsfresken, des Hannibalzuges, der Bilder zum Nibelungenlied und des Totentanzes auszeichneten. Auch das wenig bekannte Bild, das wir unserem heutigen Hefte beilegen, ist voll dieses echt männlichen Empfindens bei einem Gegenstande, der zumeist recht süßlich aufgefaßt wird.

Zu unserer anderen Kunstbeilage, dem Scherenschnitt „Kriegsfrühling 1916" von Carlos Tips, bedarf es keiner weiteren Worte. Das Blatt ist ein Seitenstück zu des gleichen Künstlers Scherenschnitt „Brüderlein fein", das unser Weihnachtsheft zierte. Wie echt volkstümlich diese in ihren Ausdrucksmitteln so einfache Kunst ist, erwies sich gerade bei diesem Bilde in beredter Weise. In einer Stadt Nordschleswigs hat der Lehrer der zweitobersten Klasse einer siebenklassigen Volksschule den Schülerinnen das Bild gezeigt und hat sie einen Aufsatz darüber schreiben lassen. Wie er schreibt, waren die Mädchen, die durchweg rund 13 Jahre alt sind, von der eigenen Beschreibung des Bildes so gerührt, daß sie vor Weinen nicht vorlesen konnten. Bei weitaus dem größten Teile der Schülerinnen ist dabei die Haussprache dänisch, nur bei einem kleinen Teile rein deutsch, so daß der sprachliche Ausdruck an Gewandtheit manches zu wünschen übrig läßt. Dennoch wird man gern einem der kleinen Aufsätzchen zuhören.

„Unser Lehrer zeigte uns ein Bild, das einen öden einsamen Wald darstellt. Der Waldgrund war mit Schnee bedeckt. In dem Walde befand sich ein Grab, welches auch mit Schnee bedeckt war. Hier ruht der Bruder desjenigen Soldaten, der am Grabe steht. Es war Weihnachtsabend, wo die Soldaten in den Schützengräben ihr Weihnachten feiern. Sie freuen sich auch über ihre Weihnachtsgaben, welche sie von der Heimat empfangen haben. Der Soldat des gefallenen Bruders hat sich leise aus den Schützengräben an das Grab geschlichen, bringt ein Tannenbäumchen mit, pflanzt es auf dem Grabe ein. Eine Handvoll Lichter hat er auch mitgebracht, steckt sie hinein und läßt sie funkeln. So steht er da am Ende des Grabes, hat seine Hände gefaltet und betet leise bei sich selbst zu Gott, wobei ihm die Tränen über die Backen laufen. In der Stille denkt er an seine Lieben, die beim Weihnachtsbaum sitzen und um den Gefallenen weinen. Auch denkt er zurück an die Tage, wo er mit seinem Bruder in Frieden zusammen gehen konnte, der jetzt in den ewigen Schlaf gegangen ist und hier in kühler Erde ruht. Auch an die Weihnachtstage denkt er, wo sie mit den Eltern ein fröhliches Fest gefeiert haben und nicht daran gedacht, daß sie jetzt dicht vorm Feinde stehen müssen. Er dachte bei sich selbst, wie lange werde ich noch hier reiten, bis auch ich in Feindesland sterben muß und die kühle Erde auch mich bedecken wird."

Viele Schülerinnen knüpfen an die ähnlichen Betrachtungen dann noch die Sätze: „Leise schleicht er sich wieder zu den Kameraden in den Schützengraben zurück, wir aber denken, wie viele Väter und Brüder schon ihr Leben haben lassen müssen und beten zu Gott, daß dieser furchtbare Krieg bald ein Ende nimmt."



Wie steht es mit dem Franzosendienst in deutschen Schulen?

Das zweite Märzheft des Türmers brachte einen Aufsatz über den „Franzosendienst an deutschen Schulen". Der Verfasser macht unsern höheren Schulen den Vorwurf, daß sie durch den Betrieb ihres Sprachunterrichtes französischem Wesen Vorschub geleistet haben.

Zunächst ist es herzlos, wenn in der gegenwärtigen schweren Zeit, wo doch alle ohne Ausnahme ihr Bestes in den Dienst des Vaterlandes stellen, die deutschen Schulen der französischen Liebedienerei bezichtigt werden. Ferner erscheinen die Tatsachen in einem wesentlich veränderten Lichte, wenn man sie von einer neuen Seite aus beleuchtet.

Daß die Lehrer der modernen Sprachen einen besonderen Reiz für ihre Arbeit in dem Bewußtsein gefunden haben, die sehnlich erwünschte Annäherung der großen Kulturvölker mit fördern zu dürfen, werden sie nie bestreiten, wenn sie auch nicht verkennen, daß ihr Einfluß neben den vielen aufs gleiche Ziel gerichteten Bestrebungen nur als winzig klein gelten konnte. Wäre aber diese Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich erreicht worden, so würden ihnen nicht bloß die endlosen Scharen jener jetzt trauernden Mütter, sondern fast alle deutschen Männer und Frauen zugejubelt haben. Der Deutsche lebt in einem Ideenreiche; nichts ist ihm zu weit, zu hoch, zu schwierig, als daß er es nicht umfassen, erlangen, bezwingen könnte. Was noch niemandem gelungen war, aber so viele hüben und drüben erstrebt hatten: die Aussöhnung von zwei hervorragenden Nationen, — das auszuführen, mußte ganz besonders den deutschen Idealisten locken. Wenn sein redliches und von tiefster Überzeugung getragenes Hoffen sich jetzt als zwecklos, ja als unsinnig erweist, so gebührt ihm, der „strebend sich bemühte", mindestens keine oberflächliche Zurückweisung.

Bei allen Vorkehrungen, die unsere höheren Schulen in edler Absicht zur Anbahnung freundschaftlicher Annäherung getroffen hatten — Briefwechsel, persönliche Aussprache, Assistentenwesen, Pensionsaustausch usw. —, darf nie verkannt werden, daß dadurch an erster Stelle unsern deutschen Schülern die Spracherlernung erleichtert werden sollte. Wir haben nie um der Franzosen willen, sondern um unserer Schüler willen das Französische getrieben. Alles, was wir den Lehrern und Schülern französischer Nationalität an Wohlwollen erwiesen haben, war auf den Grundsatz der Gegenseitigkeit eingestellt. Wenn behauptet wird, daß bei uns die Franzosen „mit weitgehendsten Aufmerksamkeiten" umgeben, drüben aber unsere Leute „mit Geringschätzung und Kälte" behandelt wurden, so trifft das durchaus nicht restlos zu. Hier wie dort gibt es Menschen von vornehmer, aber auch von niedriger Gesinnung. Ferner ist — von blasierten Affen abgesehen, die alles Gewohnte als fade empfinden, die daher nicht als normal gelten — der Deutsche nie „mit herablassender Beurteilung des Heimischen" von Auslandreisen zurückgekommen, sondern je mehr er in das Fremde hineingeblickt hat, um so mehr ist er von den Vorzügen seines eigenen Vaterlandes auf den verschiedenen Gebieten der Verfassung, Verwaltung und der gesellschaftlichen Wohlfahrt überzeugt worden. Deutscher als vorher ist er in die deutsche Heimat heimgekehrt; denn durch Vergleichen und Gegenüberstellen lernt jeder vernünftige Mensch; nur der Einfaltspinsel und der Geck sind zu dieser Arbeit geistiger Durchdringung unfähig. Der Studienaufenthalt in Frankreich, England und auch in Amerika ist wahrlich nicht zu unserm nationalen Schaden gewesen. Er hat vielmehr vielen die Augen geöffnet, die sonst nicht gesehen hätten!

Daher ist bei rechtem Betrieb des fremdsprachlichen Unterrichts eine ungerechtfertigte Hervorkehrung des Fremden und ein Hintansetzen des Heimischen rein unmöglich. Überdies weisen die Lehrpläne und Ausführungsbestimmungen der einzelnen Bundesstaaten ausdrücklich auf die Gefahren jeder Überschätzung fremden Wesens hin. Schon vor dem Kriege ist sich der



modernsprachliche Unterricht bewußt gewesen, daß auch seine letzte Aufgabe im Herausarbeiten deutschnationalen Gepräges liegt. Nach dem Kriege wird diese Hervorkehrung des Endzieles alles deutschen Unterrichts natürlich auch hier noch schärfere, bestimmtere Formen annehmen. Ausführlicher habe ich mich darüber in einem Aufsatz des Märzheftes der „Neueren Sprachen" (Marburg i. H.) ausgesprochen.

Ebenso darf man den Verfassern und Herausgebern fremdsprachlicher Übungs- und Lesebücher nicht vorwerfen, daß sie durch ihre Lehrmittel Franzosendienst auf deutsche Schulen gebracht hätten. Wenn aus der Masse der Lehrbücher wirklich eines herausgefunden wird, das bedenkliche Wendungen aufweist, so gehört dieses Buch eben nicht in unsere deutschen Schulen. Warum hat man in jenem Landesteile nicht ein anderes Lehrmittel eingeführt? Ein Mangel an gänzlich einwandfreiem Übungsstoff besteht wahrlich nicht! Auch unsere Schulbibliotheken haben es nicht an gewissenhafter Sichtung der fremdsprachlichen Quellen fehlen lassen. Das in dem Aufsatz erwähnte Werk von Boissonnas über den Krieg von 1870/71 habe ich in der bekannten Ausgabe von Perthes (vom Jahre 1903) hier. Da kommt allerdings keiner der bezeichneten Mängel vor, sondern die in jenem Artikel als deutschfeindlich angeführten Stellen sind hier in geschickter Weise beseitigt. Dadurch hat die Erzählung nichts von ihrer fesselnden Wirkung eingebüßt, aber sie ist zu einem Erziehungsbuch geworden, das unsere Schüler mit Stolz dem siegreichen Heere gegenüber, aber auch mit Verständnis für die Not der Besiegten erfüllt. In diesem Sinne sind gerade die französischen Darstellungen aus dem siebziger Kriege für unsere Jugend höchst wertvoll. Sie bieten den Schülern eine Ergänzung zu dem schon aus den Geschichtsstunden bekannten Stoff, der hier von anderem Gesichtspunkt aus betrachtet, also erweitert, verinnerlicht wird. In unsern rühmlich bekannten, ganz ausgezeichneten Schulausgaben wird die Niederlage Frankreichs in der Hauptsache zurückgeführt auf die Unfähigkeit der Führer und auf die mangelhafte Vorbereitung, Ausrüstung und Verpflegung der Truppen. Die historischen Tatsachen werden also auf die ewig gültigen Gesetze von der Tragik alles Menschentums gegründet.

Eine solche vertiefende Betrachtung ist für die der Gegenwart angehörenden Zeitereignisse des Weltkrieges bekanntlich unmöglich. Schon aus diesem Grunde halten wir uns von umfangreicher französisch geschriebener Kriegslektüre im allgemeinen fern. Zudem empfiehlt der Verfasser jenes Aufsatzes die Behandlung eines Lesestoffes (Zeitungen aus den besetzten Gebieten: „Gazette des Ardennes", „Le Bruxellois", „L'Ami de l'ordre"), der, wie er selbst gesteht, freilich „nur durch Vorlesen bekanntgemacht werden kann", sich also schon deshalb zurzeit nicht recht bewähren würde.

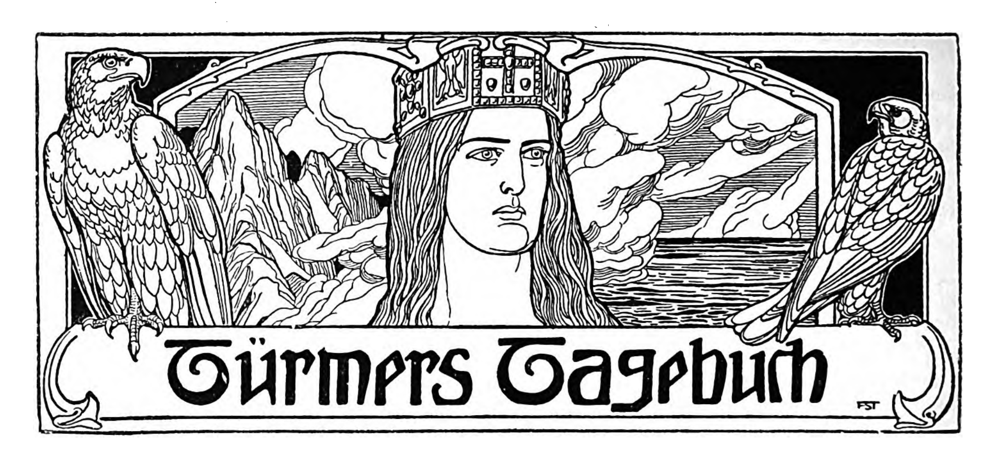
Der Aufsatz über den Franzosendienst auf deutschen Schulen stellt sich nach alledem als das müßige Bestreben dar, vereinzelt als Ausnahmen vorgekommene Zustände zu verallgemeinern und die treue Arbeit, auf die der Lehrer der modernen Sprachen zurückblicken kann, zu verunglimpfen. Auf Wertschätzung dessen, was der französische Unterricht durch seine gewissenhafte Kleinarbeit in bezug auf schönes Sprechen überhaupt, auf vielseitige Förderung der Geisteskräfte, auf rechtes Verständnis fremden und heimischen Wesens geleistet hat und weiter leisten wird, erhebt die Lehrerschaft wenig Anspruch; daß ihr aber statt Anerkennung gar Verdächtigung entgegengebracht wird, muß in hohem Grade betrüben.

Seminaroberlehrer C. Pilz in Zschopau

Nachschrift der Redaktion: Wir haben unserer Gepflogenheit gemäß dieser Erwiderung Raum gegeben, trotzdem sie vielfach an Inhalt und Absicht des angegriffenen Aufsatzes vorbeiredet. Die Tatsache ist nicht aus der Welt zu schaffen — läßt sie sich doch aus den benutzten Schulbüchern beweisen —, daß unser fremdsprachlicher Unterricht durchweg die Kritik des Fremden vermissen ließ und allzugern der zumal in Frankreich in Blüte stehenden Selbstverherrlichung der Fremde zum Opfer fiel. So wirkte er in der Tat zur Überschätzung des Fremden und damit zur Schwächung der eigenen Art.







Der Krieg

Wir haben bisher noch alle unsere Feinde aufs Haupt geschlagen und dürfen der Zuversicht sein, mit ihnen allen fertig zu werden. Nur einer hat uns ungebeugt Trotz geboten, nur eine Macht sich bisher als unbesiegbar erwiesen, die Großmacht — Wucherer. Der Wucherer ist der stärkste von allen, er ist der wahre Sieger in diesem Kriege und der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht. Mögen die Kämpfe hin und her wogen, unsere Feldgrauen von einem Kriegsschauplatze auf den anderen geworfen werden, — der Wucherer wankt und weicht nicht von seinem Platze; wie die Spinne sitzt er unentwegt in seinem Netz, dick und rot aufgedunsen von den verspeisten Blutopfern, mit lüsterner, aber ruhiger Sicherheit der weiteren Opfer gewärtig. Der Wucherer ist der Mann dieser „großen Zeit", denn er hat die „Forderung des Tages" begriffen: „Tue Geld in deinen Beutel." Und nichts kann einen charaktervollen Wucherer von der Erfüllung dieser wohlverstandenen Forderung abhalten. Gegen einen charaktervollen Wucherer ist alle Staats- und Regierungsgewalt ohnmächtig: „Uns kann keiner." Denn auch er spricht von sich, wie alle Majestäten, in der Mehrzahl: — Seine Majestät der Wucherer. Und ist er nicht in Wahrheit der Herrscher dieser Zeit? —

Es ist dahin gekommen, daß selbst ein Blatt, dem nach seiner ganzen regierungsfrommen Einstellung und seinen bekannten politischen Beziehungen auf der Welt nichts ferner liegt, als Anklagen gegen Bestehendes und Zugelassenes vorzubringen, sich zu einer der schwersten Anklagen gezwungen gesehen hat, die in der ganzen Kriegsdauer gegen diesen unerhörten Mißstand geschleudert worden sind. Niemand würde, wenn er es nicht schwarz auf weiß besäße, erraten, daß es der — „Berliner Lokal-Anzeiger" ist, der sich die nachstehenden Sätze vom Gewissen geschrieben hat:

„Wenn uns die Grenzen gesperrt sind und wir nicht mehr aus dem Vollen wirtschaften können, so müssen sich die Bewohner mit dem Vorhandenen einrichten. Wir wissen es. Verlangen aber kann das Volk, daß auch hier planvoll zu Werke gegangen wird und daß unnötige Entbehrungen ferngehalten werden. Die

Sorgfalt des ordentlichen Haushalters muß sich auch in der Kriegsvolkswirtschaft zeigen, und hier selbstverständlich in erhöhtem Maße, weil es sich um ganz andere Verantwortlichkeiten handelt als in der einzelnen Familie.

In allen Bevölkerungsschichten ist jedoch der Eindruck verbreitet, daß da vieles bei uns im argen liegt. Zwar ist eine großmächtige staatliche Organisation gegründet worden. Das Reichsamt des Innern hat sich der Bewirtschaftung und Verteilung der im Reiche vorhandenen Nahrungsmittel angenommen, wie es ja auch seine pflichtgemäße Aufgabe war. Aber es hat trotz scheinbarer Geschäftigkeit und trotzdem es in den Besitz aller staatlichen Machtmittel gesetzt wurde, nicht verhindert, daß sich die bedauerlichsten Mißstände bei Versorgung besonders der städtischen Bevölkerung mit Nahrungsmitteln entwickelt haben und weiter bestehen. Diese Mißstände finden ihren äußerlichen Ausdruck in den beschämenden Ansammlungen von Frauen vor den Nahrungsmittelläden, zu denen sie gezwungen sind, weil es der vielgerühmten deutschen Organisationskraft noch immer nicht gelungen ist, dem einzelnen die ihm zustehende Nahrungsmenge in geregelter und kampfloser Weise zugänglich zu machen.

Das Reichsamt des Innern, die oberste Behörde für diese Dinge, hat nicht verhindert, daß wichtigste Nahrungsmittel, selbst solche, die in vollkommen ausreichender Menge im Lande vorhanden sind, der städtischen Bevölkerung immer wieder fehlten. Trotzdem nach der Bundesratsverordnung die Zurückhaltung von Waren und die Forderung von Preisen, die einen ‚übermäßigen Gewinn‘ enthalten, mit hohen Geld- und Gefängnisstrafen geahndet werden sollen, hat die zuständige Reichsstelle auch nicht verhindert, daß fast alle Nahrungsmittel auf reichlich das Dreifache des früheren Preises emporgewuchert worden sind. Es ist nicht wahr, daß dies ‚normale‘, unabwendbare Kriegspreise seien, daß die Unkosten um den gleichen Betrag gestiegen seien. Es wird schamlos gewuchert in deutschen Landen mit den Lebensnotwendigkeiten, und gegen diesen Mißstand ist der Regierung ein Erfolg versagt geblieben. Das Volk, die Unbemittelten ebenso wie die Bemittelten, muß seufzend die Millionengewinne für die Wuchererkaste aufbringen, damit diese so freundlich ist, die nötigen Nahrungsmittel herauszugeben.

Nur bei einem einzigen, zum Glück dem wichtigsten Nahrungsmittel ist ganze Arbeit gemacht worden: beim Getreide. Der Staat hat die Hand auf das gesamte Erzeugnis gelegt. Und die wohltätige Folge? Das vorhandene Brot wird nach gerechten Grundsätzen unter die Bevölkerung verteilt und steht nur wenig höher im Preise als zu normalen Zeiten. Auf allen andern Gebieten hat man mit Halbheiten experimentiert. Die Maßregeln waren übereilt oder verspätet und fast immer unzulänglich.

Welche Ungereimtheiten haben wir erleben müssen! Die Bevölkerung hatte geglaubt, die Regierung wäre mit Hilfe ihrer großen statistischen Ämter, ihrer Verwaltungsorganisation, ihrer studierten Geheimräte über die Nahrungsmittelbestände im Lande unterrichtet. Aber hat sie wirklich etwas gewußt und hat sie Voraussicht bekundet, als sie bald nach Kriegsausbruch das große zwangsmäßige Schweinemorden befahl? Von den Kartoffeln, die man

schützen wollte, sind nachher im Frühjahr 1915 noch stattliche Mengen in den Mieten verfault, und die heutige Fleischknappheit ist noch immer die Folge jener Übereilung. Und wer gedenkt nicht der von der Regierung veranlaßten Zuckerverschwendung — Pferde, Kühe und Schweine wurden auf Regierungsgeheiß mit Zucker gefüttert — und heute stehen unsere Frauen in langen Reihen stundenlang vor den Kaufmannsläden und warten auf ein Viertelpfund. Das hat man fertiggebracht in Deutschland, das früher die halbe Welt mit Zucker versorgte! Und was werden die vielfach unbemittelten Leute heute von der Regierung denken, von der sie veranlaßt wurden, ihr Geld für den neuen Kriegs-Spiritusbrenner auszugeben, mit dem die Petroleumlampen ausgerüstet werden sollten. Heute wird die Spirituslieferung eingestellt, ohne daß man auch nur ein Wort der Aufklärung für nötig hielte.

Den ganzen letzten Winter über hat die Regierung nun wieder zugesehen, wie das Rindvieh hekatombenweise ausgerottet und in Konservenbüchsen auf Zinsen gelegt wurde. Heute ist fast keine Faser Rindfleisch am Berliner Markte zu haben. Überhaupt der ganze Jammer der neuen Fleischorganisation! Die Bevölkerung verlangt nicht etwa, daß ihr das Fleisch und sonstige Lebensmittel in jeder ihr sonst angenehmen Menge zur Verfügung gestellt würden; das wäre töricht. Aber sie verlangt, daß die zur Verteilung verfügbare Menge auch wirklich und zu erschwingbaren Preisen an den Markt kommt. Mit oder ohne den guten Willen der Interessenten.

Und man sorge für eine gerechte Verteilung der Vorräte über das Land. Es ist z. B. trotz scheinbarer Gerechtigkeit nicht gerecht, wenn jetzt die Fleischzuteilung über Stadt und Land nach dem Verhältnis der Schlachtungen früherer Jahre erfolgt, da es doch bekannt ist, daß zahlreiche Landwirte diesen Winter über durch starke Einschlachtungen ihren Anteil schon vielfach vorweggenommen haben. Man braucht es ja keinem zu verdenken, wenn er in sorgenschwerer Zeit zuerst an sich und die Seinen denkt, und dem Ochsen, der da drischet, soll man nicht das Maul verbinden. Aber wenn er, um im Bilde zu bleiben, satt ist, so braucht man ihm nicht noch unnötig weiteres Futter aufzunötigen, das man anderen entziehen muß. Die bei vielen Landwirten angesammelten Fleischvorräte müssen bei der regierungsseitigen Fleischverteilung in die Rechnung gestellt werden, so daß bei der jetzigen Zuweisung ein höherer Anteil auf diejenigen Bevölkerungsteile trifft, denen nicht die Speckseiten, Schinken und Würste im Rauche hängen. Ohnedies ist die Landwirtschaft dadurch in glücklicherer Lage, daß sie außer den Fleischvorräten in viel weniger beschränkter Weise über alle sonstigen Nahrungsmittel: Getreide, Kartoffeln, Erbsen, Bohnen, Gemüse, Obst, Milch, Butter, Eier usw. verfügt, während alles dieses den Städtern weit knapper zugemessen ist, manches davon auch ganz fehlt. Auch die Städter aber müssen doch leistungsfähig erhalten werden.

Dazu hat die Lebensmittelfrage noch eine andere, noch ernstere Seite. Wir brauchen zur glücklichen Beendigung unseres Krieges nicht nur ein starkes Heer, sondern auch ein zum Sieg und zum unentwegten Durchhalten entschlossenes Volk. Mit der bisherigen Methode steuert man dem Gegenteil zu."



Inzwischen haben die preußischen Minister für Handel, Landwirtschaft und des Innern an die Oberpräsidenten einen gemeinsamen Erlaß gerichtet, in dem u. a. festgestellt wird, daß die vorhandenen Viehbestände „zur Deckung des Bedarfs des Heeres und der Zivilbevölkerung bei entsprechender Mäßigung der Ansprüche genügen" und (zum Schluß) die Oberpräsidenten ersucht werden, „mit allem Nachdruck auf die ihrer Aufsicht unterstellten Verbände darauf einzuwirken, daß sie die ihnen auferlegte Aufgabe auch vollständig und rechtzeitig erfüllen".

An diesem „Nachdruck" muß es aber recht sehr gefehlt haben. „Es wäre sonst", wie der „B. L.-Anz." weiter aufmuckt, „allzuschwer verständlich, warum in Groß-Berlin Fleischknappheit, ein Leerlassen des Marktes durch die gewohnten Vieh- und Fleischlieferanten und eine Teuerung für Waren ohne Höchstpreise mit großer Pünktlichkeit in demselben Augenblick eingesetzt hat, in dem Höchstpreise für Rindfleisch und für den Großhandel mit Schweinefleisch eingeführt wurden. Die gesamte Einwohnerschaft Groß-Berlins hat dieser Erscheinung als bei uns nun schon beinahe ‚selbstverständlich' entgegengesehen. Daß das Knappwerden der Viehbestände mit solcher programmmäßigen Plötzlichkeit an dem Tage der Inkraftsetzung neuer Höchstpreise hervortritt, ist doch wohl nur darauf zurückzuführen, daß unsere ‚berufsmäßigen' Lebensmittelverteurer besser organisiert sind als die Regierungsstellen, die zur Unterdrückung der Warenzurückhaltung und des Preiswuchers berufen sind. Daß es den maßgeblichen Stellen der Reichsregierung nicht gelingt, solchen krassen, immer wiederkehrenden Mißständen vorzubeugen, wird in allen Schichten der Bevölkerung, hohen und niederen, bedauert."

Es ist, wie die „Tägliche Rundschau" sehr zeitgemäß erinnert, noch gar nicht sehr lange her, daß es an amtlichen Stellen höchst mißliebig empfunden wurde, wenn jemand ein deutliches Wort über das organisierte Verbrechertum unserer Lebensmittelwucherer sagte. „Man konnte sich damit allerhand Unbequemlichkeiten und Unannehmlichkeiten zuziehen und durfte den Tag nicht vor dem Abend loben, wenn man es etwa am Vormittag gewagt hatte, die Katze eine Katze zu nennen. Heute ist das unter dem fortwuchtenden Druck der Tatsachen ein wenig anders geworden. Sogar die amtliche Korrespondenz für Ernährungsfragen, deren Beruf und Bestreben alles andere eher als Scharfmacherei ist, überschreibt heute ihren Leitartikel schlechthin ‚Lebensmittelwucher' und behandelt diesen, über den man bis vor kurzem am liebsten gar nicht, wenn aber doch, dann nur in vorsichtigem Flüstertone sprechen sollte, also als eine ganz robuste Tatsache. In dem Artikel selbst heißt es dann u. a.:

‚Klagen über hohe Lebensmittelpreise erscheinen um so berechtigter, wenn man sich vergegenwärtigte, daß unter dem Einfluß der Fleischknappheit in Berlin geradezu Phantasiepreise gefordert und gezahlt wurden ... Was nützt es, wenn z. B. für Schlack- und feine Leberwurst der Höchstpreis 3,40 bzw. 2,50 ℳ für das Pfund beträgt, aber überall 5 und 6 ℳ gefordert werden, weil angeblich auf einmal in Berlin keine Wurst mehr hergestellt wird, alle Ware plötzlich von auswärts kommt und ‚Delikateßwurst' ist?

Der Minister des Innern hat erst vor kurzem in einem Erlaß erneut auf die Bekämpfung des Lebensmittelwuchers hingewiesen und die Gemeinde- und Polizeibehörden zu einem besseren Zusammenarbeiten auf diesem Gebiet ermahnt ... Namentlich müßte das Publikum sich gegenüber so unerhörten Preisen, wie wir sie angeführt haben, äußerster Zurückhaltung befleißigen und damit stillschweigend Preistreibereien entgegentreten, die auf Grund der bestehenden Verordnungen als Wucher bestraft werden können. ...

Von der Selbsthilfe des Publikums kann zweifellos ein erfolgreiches Vorgehen gegen den Lebensmittelwucher erwartet werden. Unsere Gesetze und Verordnungen sind durchaus ausreichend, um dem Lebensmittelwucher wirksam entgegenzutreten. Die Bundesratsverordnung vom 23. Juli 1915, wonach mit Gefängnis bis zu einem Jahre bestraft wird, wer für Gegenstände des täglichen Bedarfs, insbesondere für Nahrungsmittel, Preise fordert, die einen übermäßigen Gewinn enthalten, bietet eine genügende Handhabe, um gegen den Lebensmittelwucher vorzugehen; man muß sich ihrer nur mit Entschlossenheit bedienen.'

So schildert selbst eine amtliche Korrespondenz, die von Natur zur Beschönigung und Beschwichtigung neigt und von Beruf der Beruhigung dient, die Verhältnisse. Man mag danach ermessen, wie sie sich dann in den Gehirnen der butterschlängelnden und eiersuchenden deutschen Menschheit darstellen. Der Appell an die Selbsthilfe des Publikums hat sein Berechtigtes. Aber aus der amtlichen Auslassung darüber spricht eine zu große Geneigtheit, möglichst alles, was geschehen soll, auf diesem einzigen Wege geschehen zu lassen. Blühen denn die an unserer öffentlichen Moral und unserer gesamten Lebenshaltung fressenden Zustände, die hier in Betracht kommen, so im Verborgenen, daß die Polizei und die Behörden erst der einzelnen Fingerzeige so sehr bedürfen? Blüht dieses Unwesen nicht in jedem Schlächterladen, in jeder Lebensmittelhandlung, jedem Delikatessengeschäft? Überall wird ein amtlicher Wille zum Zugreifen Handhabe und Anlaß finden, den Quellen und Urhebern dieses Giftwesens nachzugehen. Die Meinung, daß unsere Gesetze und Verordnungen durchaus genügen, um dem schamlosen Wucher an unserem Krieg, an der blutigen Not von Hunderttausenden und Millionen wirksam entgegenzutreten, teilen wir nicht. Das ehrloseste Verbrechen, das es heute gibt, ist der Kriegswucher. Warum trifft ihn nicht auch die entehrendste Strafe, die Zuchthausstrafe? Im übrigen war auch von der möglichen Wirksamkeit der bestehenden Verordnungen, insbesondere von der Bundesratsverordnung vom 23. Juli 1915, bis jetzt nichts zu spüren. Solange das aber nicht der Fall ist, kann dem einzelnen aus dem Publikum sein Versuch zur Selbsthilfe nichts eintragen als die Ungnade der Schlächterfräuleins....

Nachdem die Regierung trotz aller Mahnungen und Beschwörungen tatenlos die unerhörten Zustände sich hat entwickeln lassen, die wir hier in Groß-Berlin in besonderer Reinkultur beobachten können, hat für den Befehlsbereich des Oberkommandos in den Marken die militärische Gewalt wieder einmal, wie schon früher und in anderen Angelegenheiten, eingegriffen, um ein weiteres Versinken im schamlosen Lebensmittelwucher diesmal, und hier im Fleischwucher, womöglich zu verhindern.



Wieder, wie in ähnlich liegenden früheren Fällen, betonen wir von vornherein, daß die dankenswerte Verfügung des Oberkommandos in den Marken zwar die Möglichkeit einer gewissen Besserung in bescheidenen Grenzen bietet, daß aber eine durchgreifende, alle Möglichkeiten zur Besserung wirklich ausbeutende Besserung nur durch einheitliche und einfache scharfe Maßregeln der Reichsregierung zu erzielen wäre. Leider besteht vor solchen Maßregeln an den in Betracht kommenden Amtsstellen eine solche Scheu, daß man selbst angesichts so unerhörter Zustände, wie sie sich vor unser aller Augen auf dem Groß-Berliner Fleischmarkt ausgebildet haben, kaum mehr auf ihre Anwendung zu hoffen wagt. Dennoch muß von Zeit zu Zeit gewissenshalber auf diesen einzigen Weg zur Besserung hingewiesen werden. Ja, je länger der Krieg dauert, um so mehr wird solche Erinnerung zur unabweislichen Gewissenspflicht, denn um so schwerwiegender, ja entscheidender und ausschlaggebender für den Gang und Ausgang des Krieges wird gerade die Ordnung oder Unordnung unserer Lebensmittelversorgung. Was wir in dieser Beziehung jetzt wieder in der Fleischversorgung erlebt haben, ist jedenfalls kein Beitrag zum Sieg.

Seit langem schon fragte man sich und suchte vergebens eine Antwort auf die Frage, warum nicht der Bundesrat dafür sorgte, daß der schamlosen Lebensmittelwucherei, die gierig am Mark unseres nationalen Lebens sog und saugt, mit rücksichtsloser Strenge entgegengetreten wurde. Warum er nicht endlich im Interesse unserer Kriegführung und seines eigenen erschütterten Ansehens dafür sorgte, daß die pfiffigen und frechen Organisatoren des Lebensmittelwuchers aufhörten, mit den viel zu vielen und viel zu schwächlichen Verordnungen der Regierung den reinen Spott zu treiben und sie zum Gelächter zu machen. Die Sache war ja und ist ja längst in ein ganz festes Schema gebracht. Sowie der Bundesrat, immer noch abergläubisch ergeben dem Dogma vom Segen der Höchstpreise an sich, für irgendeine Ware Höchstpreise festsetzte, verdunstete diese Ware plötzlich auf die wunderbarste und vollkommenste Weise. Ein wahres Mirakel; wenigstens gibt es im Bereiche des Physikalischen kein Gesetz, das diese Erscheinung erklären könnte. Das Ganze war und ist eigentlich ein ziemlich plumpes Manöver der Interessenten am Nahrungsmittelwucher, um die Aufhebung der ihnen unbequemen Höchstpreise zu erpressen. Erstaunlich ist außer allenfalls der Schamlosigkeit dieser Wuchereiorganisatoren nichts als die Tatsache, daß die Regierung sich diese plumpen Finten mit sehenden Augen gefallen läßt und in so und so vielen Fällen sich tatsächlich damit übertölpeln ließ.

Am erstaunlichsten wohl zeigte sich das bei der jüngsten Höchstpreisfestsetzung auf dem Groß-Berliner Fleischmarkte. Obgleich für die Zufuhr durch die neue Organisation der Regierung angeblich gesorgt war, gab es im Augenblick des Inkrafttretens der Höchstpreise für Rind-, Kalb- und Hammelfleisch in ganz Groß-Berlin so wenig etwas von diesen schönen Dingen mehr, wie es da vom Augenblick der Wirksamkeit der Schweinefleischhöchstpreise auch nur ein einziges Pfund Schweinefleisch in einem Berliner Schlächterladen gab. Die Phantasie-

preise, die bei diesem aberwitzigen Zustande in Berlin für Fleisch gefordert und bezahlt wurden (Huhn kostete 15 M, Kalbfleisch das Pfund bis 6 M, Kasseler Rippespeer bis 4,40 M, Schnitzel 7,50 M, eine 12-Pfd.-Gans über 50 M, Rinderschabefleisch 4 M, westfälische Schlackwurst 6 M), können sich getrost mit denen messen, die wir bei Schilderungen der Verhältnisse im belagerten Paris wie Märchendinge vernehmen. Selbst im lammfrommsten Regierungsblatt wurde angesichts dieser Zustände gefragt, ob denn die Bundesratsverordnung vom 23. Juli 1915 noch in Kraft stehe, wonach mit Gefängnis bis zu einem Jahr bestraft wird, wer für Gegenstände des täglichen Bedarfs, insbesondere für Nahrungsmittel, Preise fordert, die einen ‚übermäßigen Gewinn' enthalten. Nun, sie steht noch in Kraft, und die Frage ist also: Warum spürt man nichts von ihrer Anwendung? Antwort: Weil sie zu matt ist. Zuchthausstrafen allein sind hier angezeigt, aber nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis. Selbst in demselben lammfrommen, der Regierung nahestehenden Blatte konnte man lesen, ‚daß unsere berufsmäßigen Lebensmittelverteurer besser organisiert sind als die Regierungsstellen, die zur Unterdrückung der Warenzurückhaltung und des Preiswuchers berufen sind'. Wenn dergleichen schon in der freiwillig-offiziösen Presse zu lesen ist, dann muß es wohl wahr sein. Der beschränkte Untertanenverstand wird nie begreifen, warum die Regierung die Milch der frommen offiziösen Denkungsart sich so in gärend Drachengift hat verwandeln lassen.

Nun hat die Militärgewalt, offenbar überzeugt von dem endgültigen Versagen der Zivilverwaltung, sich des ungeheuerlichen Wucherwesens auf dem Groß-Berliner Fleischmarkt angenommen. Sie, die bisher während des Krieges noch stets die eigentlich berufene aber offenbar nicht auserwählte Bureaukratie auf ihrem eigensten Gebiete beschämt hat, wird nun hoffentlich auch hier dem lahmen Amtsschimmel in etwas auf die Beine helfen. Dazu gehört freilich, daß nun das Publikum sich nicht — wozu bisher die Willenlosigkeit der Regierung es zwang — weiterhin willenlos durch die Vermittlung des Eierfräuleins und der Schlächtermamsell auswuchern läßt, sondern sich auf die Hinterbeine setzt und zur Polizei geht. Dann aber muß das Strafverfahren wirklich ‚rücksichtslos durchgeführt' und den Schuldigen von Instanz zu Instanz nachgegangen werden, um festzustellen, wo die ‚unbillige Spannung zwischen Einkaufspreis und dem Verkaufspreis' liegt. Das braucht durchaus nicht immer und durchaus nicht nur im Schlächterladen der Fall zu sein."

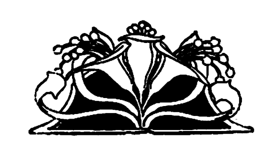
Mit dem Erlaß der vereinigten preußischen Minister ist es auch noch lange nicht getan: „Ein Erlaß wie viele vor ihm und vermutlich viele nach ihm. Ihresgleichen erfreuen sich keines großen Kredits, da sie bisher im wesentlichen beschriebenes Papier geblieben sind. Der ewig sich erneuende Appell zur ‚Mäßigung der Ansprüche' könnte Geschmackes halber allmählich unterbleiben. Die Ansprüche sind gemäßigt. Dafür sorgen die Verhältnisse ohne jeden Ministerialerlaß. Was wir brauchen, ist keine Mäßigung der Ansprüche bei der Masse, an die hier appelliert wird, sondern eine scharfe Verteilung der vorhandenen Vorräte auf Grund der längst sehr mäßigen Ansprüche. Alles, was nicht diesem Zwecke dient, ist Reden um des Redens willen.



Man wird uns doch z. B. nicht im Ernst glauben machen wollen, daß der groteske Zustand des fleischlosen Berlins, den wir mit dem Tag der Gültigwerdung der neuen Höchstpreise haben, irgendwie von dem neuen Erlaß berührt werden könnte. An den Ursachen und unlauteren Machenschaften, die einen solchen Zustand zeitigen konnten und gezeitigt haben — in seiner Art keineswegs zum erstenmal —, redet auch der neue Ministerialerlaß glatt vorbei. Ganz nett, was er uns für die Zukunft verspricht. Aber wir hätten lieber über unsere Gegenwart ein kräftig Wörtlein gehört. Denn in ihr leben wir."

Die Zuschriften, mit denen die Schriftleitungen aus dem Publikum überschwemmt werden, zeigen, „wie grenzenlos die allgemeine Empörung über das Giftwesen des Kriegswuchers und die laxe Behandlung dieses Verbrechertums durch die Regierung ist. Gleichgültig, ob der Briefschreiber ein hoher Offizier, eine Hausfrau oder ein Literat ist, der helle Zorn ist bei allen derselbe." Das Volk trifft mit seinem gesunden Verstande, seinem unbeirrbaren Rechtsgefühl auch hier den Nagel auf den Kopf, spricht mit schlichten und anspruchslosen Worten oft erschütternde Wahrheiten aus. So schreibt ein Leser an den „Berl. Lokal-Anz.": „Wenn wir hungern, so nicht durch Englands Schuld, sondern durch die Schuld habgieriger Landsleute. Wenn es nach diesen geht, so würde England siegen." Ein anderer: „Es heißt immer, der Engländer wolle uns aushungern. Für das Aushungern sorgen aber unsere eigenen Landsleute ganz allein. Solchen Leuten sollte die Regierung nicht das Handwerk legen können —?"

Wenn das so weiter geht, nichts Durchgreifendes geschieht, kann es schon dahin kommen, daß alle unsere Opfer und Siege uns nicht davor bewahren werden, aus Englands Hand einen englischen Frieden entgegenzunehmen. Es muß das rund heraus gesagt werden, weil es nicht auf eingebildeter, sondern tatsächlicher Gefahr beruht. Einer Gefahr, von der man im ganzen Volk nur nicht begreift, wie sie nicht erkannt oder auch nur unterschätzt werden kann. Noch ist es Zeit, sie abzuwenden, aber es ist die höchste Zeit, und was in der versäumten verloren und verdorben ist, läßt sich schon heute nicht mehr einbringen. Es bedarf keiner Prophetengabe, vorauszusagen, was uns alles auch im Innern noch erblühen wird, wenn nicht endlich zu rettenden Taten übergegangen wird. Bloße Erlasse (oder gar die schon zum Kinderspott gewordenen „wohlwollenden Mahnungen"!) sind keine Taten. An Worten aber hat das Volk in allen seinen Schichten so genug und übergenug, daß es weitere Worte, denen die durchgreifende Tat nicht auf dem Fuße folgt, nur noch mit verhaltener Empörung über sich ergehen läßt. Weil es dabei nur die Schmalzgesichter der Wucherer zu einem breiten, vergnügten Grinsen sich verziehen sieht.





Wilson und wir

Nach einer scharfen Sichtung und Gegenüberstellung der Stimmungen und Interessen in den Vereinigten Staaten gelangt Professor Krückmann in der „Kreuzztg." zu folgendem Ergebnis:

„Es kommt alles wieder auf ein und dasselbe hinaus: Wilson hat nur ein Interesse an einem gründlichen, offenkundigen Kotau Deutschlands. Diesen will er haben. Er vergreift sich aber in den Mitteln, in Ton und Formen und hierin liegt die Gefahr, denn er ist durch das ewige Zurückweichen Deutschlands derart in seinem Hochmut und seiner Anmaßung bestärkt worden, daß er leicht einmal gegen sein eigenes Interesse zwei Völker in den Krieg stürzen kann, die im Grunde alle beide von einem Kriege nichts wissen wollen.

Hier und nur hier besteht die Gefahr.

Vielleicht trägt es zur Sicherung des Friedens bei, wenn wir uns in aller Öffentlichkeit Rechenschaft zu geben versuchen, welche Erfolge einem verschärften U-Bootkriege beschieden sein können.

Wir wollen einmal nachrechnen, was in England schon oft genug ausgerechnet worden ist. England hat 20 Millionen Tonnen Schiffsraum gehabt, davon ab zerstört 2 Millionen Tonnen, abgegeben an die Marine nach einer Lesart 40 v. H., nach anderer 30 v. H., nach dritter 25 v. H. Nehmen wir das letztere an, also an die Marine abgegeben 5 Millionen Tonnen, bleiben 13 Millionen für die Kauffahrteischiffahrt. Von diesen gehen abermals 25 v. H. der Gesamtsumme, also 5 Mill. Tonnen auf den Verkehr in Asien, Afrika, Amerika, den Inseln usw. ab, kommen für die Zufuhr nach England nicht in Frage, blieben also 8 Millionen Tonnen. Um nicht zu niedrig zu greifen, sagen wir 9 Millionen Tonnen. Diese 9 Millionen Tonnen brauchen nicht vollständig vernichtet zu werden. Vielleicht genügt ein Drittel, vielleicht müssen aber 5 Millionen Tonnen beiseite geschafft werden. Man wird also damit zu rechnen haben, daß etwa 3—5 Millionen Tonnen zu vernichten sind.

Genau ist auch diese Rechnung nicht, denn die Japaner und Amerikaner usw. werden schleunigst Schiffe bauen und England aus der Fahrt in den fremden Weltteil zu verdrängen suchen. Dadurch werden dort wieder erhebliche Tonnen entbehrlich, die der europäischen Schiffahrt dienen können.

Reichen die bisherigen Zahlen aus? Auch wenn wir etwa 300000 Tonnen im Monat versenken? Das würde eine Kriegsdauer von 10—16 Monaten ergeben. Halten so lange die Kleinneutralen den englischen Druck aus? Werden wir diese Zahlen festhalten können, auch wenn wir das Bestreben haben, einem Zusammenstoß mit Amerika um jeden Preis aus dem Wege zu gehen? Die Fragen aufwerfen, heißt auch schon sie verneinen. Insbesondere kann auch der Laie nachrechnen, daß die kürzlich für die ersten zehn Tage des April bekannt gegebenen Zahlen, die das deutsche Volk anscheinend beruhigen sollen, das wünschenswerte, ja unentbehrliche Mindestmaß kriegerischer Leistungen nicht entfernt erreichen. Die Ziffern müssen sich noch vervielfachen, wenn sie wirklich den Sieg

verbürgen sollen, dafür ist der dann aber auch sicher.

Andererseits: wenn wir eine verhältnismäßig baldige Beendigung des Krieges gegen England in Aussicht stellen können, werden die Kleinneutralen durch eine U-Bootblockade gerade an uns herangetrieben, denn sie werden ihre Zufuhr uns zuwenden müssen.

Wir sprechen aber die feste Überzeugung aus, daß die U-Bootblockade uns das vielfache auch wirklich liefern, daß sie in der Tat die englischen Verluste ungeheuer steigern wird, und daß wir tatsächlich in wenigen Monaten mit England fertig werden können. Das deutsche Volk zweifelt keinen Augenblick, daß unsere technische Leistungsfähigkeit im Bau von U-Booten mindestens auf derselben Höhe ist wie auf anderen Gebieten, wir also mit einer außerordentlich verstärkten U-Bootflotte rechnen dürfen, die ganz andere Zahlen liefern wird, wenn man ihr unbedingt freie Hand verschafft. Dann hält der U-Bootring und dieser eine Trumpf schlägt alle, vor ihm zerstieben alle Wilsonschen Träume von Friedenbringen und sonstigen schönen Dingen. Bleibt die deutsche Regierung fest, wird Wilson sich von ihr nicht die Legitimation zu seiner Wiederwahl holen. Dies hätte ihm nur schon früher deutlich gemacht werden sollen."

*

Das Stichwort

Aus der Erwiderung des sehr ehrenwerten Herrn Asquith auf die Rede des Reichskanzlers hat eine gewisse Presse wie auf ein Stichwort den Satz aufgegriffen: Es handelt sich nur noch um Belgien. Eine Einigung wäre zu erzielen, wenn die Deutschen Belgien freigäben.

„So tönt es", schreibt die „Ostdeutsche Rundschau", „von der Wiener Fichtegasse bis zur Berliner Jerusalemer Straße. Rührend einig ist sich die ganze Börsenpresse in dem heiligen Gedanken, daß eitel Frieden und Sonnenschein vom Himmel herablachen würde, sobald die bösen Deutschen nur das arme, unschuldige Belgien sofort und unbedingt herausgeben möchten. Daran läge es einzig und allein, an der schnöden Weigerung der Deutschen, das unglückliche Belgien schleunigst zu räumen — sobald das geschehen sei, wäre auch der Friede da. ...

Gewiß ist Belgien ein Hauptgrund, warum England bis zum letzten Franzosen und Russen kämpfen will, denn die verruchten Deutschen sollen und dürfen nicht an das offene Meer; das will John Bull mit allen Künsten der Hölle verhindern.

Da ist nun die Haltung der Händlerpresse sehr lehrreich. Mit allen Künsten der Sophistik wird dem Leser bewiesen, daß Asquith schon Rußland aufgegeben habe, in dieser Hinsicht also kein Hindernis mehr zwischen England und Deutschland vorläge. Rußland gibt die Börse leichten Herzens preis; jetzt wenigstens. Vor dem Kriege allerdings hat die Börse zu Paris und London geradezu auf Petersburg geschworen. Damals hoffte man noch auf einen schnellen, glänzenden Feldzug; in längstens sechs Monaten sollten die Kosaken im Prater und die Ghurkas im Berliner Tiergarten spazieren reiten. Nun kam aber alles so ganz anders, als die Börse in London und Paris erträumte. Darum opfert man Rußland heute kalt lächelnd. Mit einem innigen Verständnis für das, was London wünscht, wird auf dem Holzpapier der gesamten Händlerpresse von Wien, Frankfurt und Berlin beteuert, daß es sich nur noch um Belgien handelt. Das Stichwort bleibt: Wenn die Deutschen Belgien bedingungslos freigeben würden, könnte der Friede sofort da sein. ...

Das ist das Um und Auf dieses Krieges: An das freie Weltmeer müssen die Deutschen. Nicht noch einmal darf das perfide Albion die deutschen Frauen und Kinder dem Hungertode preisgeben wollen, um den verhaßten Wettbewerb der Deutschen auf dem Weltmarkte auszuschalten. Mit einem solchen Hungerkriege muß es für alle Jahrhunderte aus sein. Sitzen die Deutschen der englischen Kreideküste gegenüber, haben sie feste Stützpunkte zum freien Weltmeer, dann

wird England niemals mehr wagen, unter scheinheiligen Gründen gegen die Deutschen das Schwert zu ziehen.

Das könnte England so passen, wenn jetzt die öffentliche Meinung im Deutschen Reiche und in Österreich in seinem Sinne bearbeitet würde: ein unabhängiges freies Belgien sei das Unterpfand des Friedens. Ein geriebener Mephisto ist dieser Asquith, das muß man ihm lassen. Geschickt hat er dieses Stichwort der Börsenwelt hingeworfen, mit innigem Verständnis nimmt es die gesamte Händlerpresse auf. ...

*

An das freie Meer!

In dem Briefe eines nationalen Politikers heißt es:

„Ein Abgeordneter hat in den Wandelgängen des Reichstags erzählt, daß die ganzen Hamburger Großkaufleute der Ansicht sind, die Deutschen müßten heraus aus dem ‚nassen Dreieck der Nordsee‘. Die Deutschen brauchen durchaus Stützpunkte am freien Ozean, England gegenüber. Daß die Briten sich jetzt mit einem kühnen Handstreich in Vlissingen festsetzen wollten, ist nur durch die Wachsamkeit der Holländer verhindert worden. England will Vlissingen ebenso wie Calais fest in der Hand halten. Mit zäher Beharrlichkeit wird dieses Ziel verfolgt. Man ist in parlamentarischen Kreisen hier in Berlin allgemein der Ansicht, daß die Engländer von diesem Plane nicht ablassen werden. Haben sie Vlissingen, so ist Antwerpen matt gesetzt. Die Fragen des Westens werden hier weit lebhafter erörtert, als die Fragen des Ostens, ganz im Gegensatze zur Rede des Reichskanzlers. Einstimmig kann man von allen nationalen Abgeordneten hören: ‚Gerade im Westen müssen wir Luft bekommen, unbedingt müssen wir an die freie Meeresküste.‘“

*

Wer nachgibt!

Der ehemalige niederländische Ministerpräsident Dr. Kuyper äußert sich im „Standaard“ über den Druck des Vierverbandes auf Niederland:

„Neben Griechenland stehen wir als ‚Nummer Zwei‘ auf der schwarzen Liste. Nur hierdurch kann uns immer wieder Gefahr drohen, eine Gefahr, der wir jedesmal, wenn sie sich wieder zeigt, begegnen müssen. Auch hier gilt das Sprichwort: ‚Ce n'est que le premier pas.‘ Wer auch nur ein wenig nachgibt, zahlt die Rechnung. Daß Griechenland bei Saloniki nicht sofort sich zur Wehr setzte, war sein größter Fehler. Glücklicherweise war dieser Fehler für unsere Regierung ein Warnungszeichen.“

„Wer auch nur ein wenig nachgibt, zahlt die Rechnung“ —: nicht nur Griechenland kann ein Lied davon singen ...

*

Ungelegene Helfer

Auch die „Voss. Ztg.“ fordert, daß der geradezu empörenden Kriegswucherei endlich einmal mit aller Schärfe entgegengetreten werde. Die Behörden sollten sich aber nicht bloß mit papiernen Verfügungen begnügen, sondern auch nachdrücklich zugreifen, damit nicht die Bevölkerung endlich die Lammsgeduld verliert: „Vorgestern war das — angeblich völlig unbegründete — Gerücht verbreitet, daß in den nächsten Wochen Eierkarten ausgegeben werden sollen. Flugs stiegen die Eierpreise, in den ländlichen Vororten mußten verschiedene Aufkäufer für das Stück 3—5 ₰ mehr bezahlen, und sie hielten sich ihrerseits wieder schadlos. Gestern nachmittag gab es in den westlichen Vororten Berlins fast gar keine Eier mehr. Für Kalb- und Hammelfleisch, für die trotz aller Beratungen die Höchstpreise im Kleinhandel noch immer nicht gefunden werden, fordern manche Schlächter geradezu unver—nünftige Preise und erhalten sie auch. Wäre es nicht vielleicht ganz angebracht, wenn die Behörden sich einmal über die Einkaufspreise unterrichteten? Wenn das Publikum die Überzeugung hätte, daß die Behörden ohne bureaukratische Umständlichkeit den Fällen von Kriegswucher nachgingen, dann würde es auch nicht zögern, genügendes Material über geradezu haarsträubende Kriegsgaune-

reien den zuständigen Stellen zu unterbreiten. Aber nur zu oft hat man das Gefühl, als ob man nur als ungelegener ‚Angeber' komme und durch Umständlichkeiten, sogar Scherereien, das Wiederkommen vergessen solle."

*

„Mitarbeit der Bevölkerung"

Das Berliner Polizeipräsidium teilt unter dem 27. April mit:

Auf Grund der Bundesratsbekanntmachungen vom 23. Juli und 23. September 1915 werden in Berlin täglich 50 bis 60 Straffälle wegen übermäßiger Preissteigerung, Zurückhaltung und Unzuverlässigkeit in Bearbeitung genommen. Damit wird manches erreicht. Zum durchschlagenden Erfolge bedarf es der Mitarbeit der Bevölkerung; jedoch nicht mit namenlosen Anzeigen, sondern mit persönlichem Eintreten für die im öffentlichen Interesse erhobenen Beschuldigungen.

„Man sieht daraus," bemerkt die „Tägl. Rundschau", „wie wenig recht die offiziöse Lesart hat, daß unsere bestehenden Verordnungen durchaus genügten, um den Wucher wirksam zu bekämpfen. Wenn dem so wäre, müßte man doch durch die täglichen 50 bis 60 Straffälle in Berlin eine Änderung spüren. Man spürt aber nichts. ..."

Und wie wenige sind in der Lage, hätten die Geduld, die Nerven und die Zeit, „um tagaus tagein auf dem lahmen Amtsschimmel den Ursprüngen all der wucherischen Gaunereien nachzureiten, denen er auf Schritt und Tritt begegnet. Dennoch verdient jeder einzelne Dank und sollte vor allem bei der betreffenden Behörde nicht auf Nachsicht, Duldung, Mißvergnügen oder gar Unmanierlichkeit, sondern auf die beflissenste Dankbarkeit rechnen können, der sich die Mühe solcher Laufereien und Scherereien macht. Wenn auch nur ein kleinster Bruchteil der von den Kriegsgaunereien Betroffenen das täte, würden in Berlin täglich freilich nicht nur etwa fünfzig Fälle in Angriff zu nehmen sein, was dem Polizeipräsidium schon viel zu viel scheint, was aber in Wirklichkeit so gut wie gleich Null ist, wenn man bedenkt, daß das Berliner Publikum in seinen einzelnen Gliedern täglich zehntausendfach, ja sicherlich hunderttausendfach den einzelnen Auswirkungen der leichenräuberischen Kriegswucherei gegenübersteht."

*

Transatlantischer Höhenwahn

Ein schweizerischer Journalist, der auf der „Sussex" war, wollte die Unwahrheiten in den aus England und Frankreich nach Amerika gegebenen Nachrichten und wie diese gemacht worden seien, dartun und begab sich deswegen zum amerikanischen Gesandten in Bern, Pleasant Stovall. Dieser weigerte sich, ein Protokoll aufzunehmen, weil der Widerspruch des Schweizers gegen die „Tatsachen" Herrn Wilsons would complicate the matters, „die Sache verwickeln würde". Später erklärte der Gesandte öffentlich in schweizerischen Blättern, das Protokoll sei dem Schweizer verweigert worden, weil sich die bereits ergangene amerikanische Note und ihre Beilage „auf eidliche Aussagen amerikanischer Bürger stützten".

Also schweizerische Blätter müssen abdrucken, daß die Aussage ihres Landsmanns zurückgewiesen wurde, weil amerikanische Bürger anders bekundet hatten.

Solamen, socios habuisse in der Behandlung durch Amerikas gar nicht übertünchte Selbstüberhebung. Ed. H.

*

„Ich bin nicht in der Gebelaune just"

Das — nebenbei gesagt, vortrefflich pünktliche und durch Mangel an Umständlichkeit ausgezeichnete — Genfer Auskunftskomitee für Kriegsgefangene sah sich bei der langen Kriegsdauer zur Bitte um Spenden an die einzelvolklichen Gesellschaften vom Roten Kreuz genötigt. Daraufhin erhielt es: aus Frankreich, dem bei dieser Gelegenheit keine sonstigen Gedanken, weil es Genf ist, nachgerechnet werden sollen, 10000 Franken, aus Deutschland 6000 Fr., aus Ita-

lien 2000 Fr., vom neutralen Spanien und Holland je 1000 Fr., aus der Schweiz 1500 Fr., aus England 10 Pfund = 250 Franken.

I am not in the giving vein to-day, heißt es im — Richard III. H.

*

Selbstverstümmelung

Wilhelm Schwaner schreibt im „Volkserzieher“:

„Man darf bei uns in Deutschland bis auf den heutigen Tag nicht über positive äußere Kriegsziele öffentlich reden oder schreiben; aber den Flau- und Miesmachern ist es gestattet, gegen jede Annexion zu reden und zu schreiben. Sie dürfen uns als ‚Alldeutsche‘ an maßgebenden Stellen verklatschen und verdächtigen; wehren wir uns aber, so werden wir vermahnt und gerüffelt! Das hat den anfangs so frischen, freudigen Preußengeist mehr herabgestimmt und gelähmt als alle Entbehrungen am Eß- und Trinktisch...

Vielleicht haben die Vernichtungsreden gegen ‚Verbrecher-Preußen‘ endlich unseren maßgebenden Herren klargemacht, daß im Kriege nur die Männer von der allerschärfsten Tonart die unbedingt brauchbaren und zuverlässigen sind und alle jene in Kemenate und Gefängnis gehören, die unseren Generalen mit Gründen der ‚Ethik‘ in den erhobenen Arm fallen. Wie viele Tote, Vermißte und Krüppel kostet uns allein dieses irrenhäuslerische Friedensgerede der Liebknechte im Reichstage! Wieviel Elend kommt noch in die Hütten der Armen durch die unnütze Unterseeboot-Laviererei mit den Wilsoniern! Herrgott im Himmel, wer soll uns denn draußen noch glauben oder fürchten, wenn wir uns heute noch vor aller Welt entschuldigen, daß wir — geboren sind, daß wir Preußen und Deutsche sind! Nur der allerschärfste U-Boot-Krieg gegen England und gegen alle seine offenen und heimlichen Raubkumpane, nur die rücksichtsloseste Beherrschung der besetzten Gebiete und der weiteste Vormarsch in Feindesland gibt und sichert uns den Frieden. Auf unsere Schrift-, Bild- und Tonkultur pfeifen die Herrschaften von Paris, London, Washington und Petersburg. Sie sind ja samt und sonders viel zu ungebildet und roh, auch nur zu ahnen, wer Luther, Kant und Goethe, wer Beethoven, Bach und Wagner waren. Sie sind ja allesamt weiter nichts als materialistische Krämer und barbarische Henker! Und als solche, nicht als ebenbürtige Gegner, müssen sie bekriegt und behandelt werden. Je mehr wir ihnen hofieren, um so mehr setzen wir uns herab. Um so härter und öfter sausen auf uns Fliegerpfeil und Kantschu herab!“

*

Speichellecker ei

Es fällt so oft auf, daß deutsche Zeitungen die spärlichen Gerechtigkeiten, die uns die Presse der Gegner widerfahren läßt, bei der Wiedergabe durch erfreuten Sperrdruck aus dem übrigen, häufig nur wieder schmähenden oder verdächtigenden Text herausheben. Zum Beispiel, daß Verwundete von unseren Soldaten menschlich behandelt worden seien, oder daß die „Möwe“, wie der „Manchester Guardian“ schrieb, sich „anständig betragen habe“. Fühlen denn diese Blätter gar nicht, wie sie uns und unser gutes Gewissen durch diese devote Beflissenheit erniedrigen, womit sie Urteilen Wert beilegen, die uns im günstigsten Falle doch nur die gnädige Note „hinlänglich“ erteilen? Und die doch immer im gemeinten Gegensatz zu unserm sonstigen Betragen stehn! Daß sie sich zu Hühnern machen, denen das schimmelnde Korn auch schmeckt, wenn sie es aus einem Haufen von Mist hervorkratzen! Bei keinem der Verleumdervölker wäre das Umgekehrte denkbar, einem Lobe von uns so viel Achtung zu bezeigen, obwohl es dann nicht die innere Unverschämtheit der englischen Herablassung an der Stirne tragen würde.

Die Sache hat aber noch eine andere Seite. Die Presse der feindlichen Länder hat insgesamt — auf Abstufungen können wir uns da nicht einlassen — das Recht verwirkt, über unsere Seeleute und Krieger, alias Hunnen, Barbaren, Kinderverstümmler, Völ-

terrechtsverbrecher, Urteile auszusprechen, die auf Objektivität noch irgendwelchen Anspruch besitzen, oder auf jene menschliche Vernunft, die auch der Krieg nicht zerstören sollte. Ihr Zeugnis über uns beachten, gar mit breit hingestellter Genugtuung zitieren, das heißt diese gewissenlosen Hetzer dann wieder doch zum Richter machen, ja auf eine mittelbare Weise alle die Infamie bestätigen, die sie wissentlich nach ihren Lügenrezepten, die schon vor 100 und 120 Jahren Dienst taten, über uns ausgegossen haben.

Den einen bringt der Krieg Gewinn und Ehren aller Art, die sich äußerlich erraffen und verschwenden lassen; dem Volke im ganzen bringt er Opfer und Nöte und Tränen und einen sich tiefer und tiefer eingrabenden Seelendruck. Drum wollen wir Unmaßgeblichen vor unseres Volkes Ehre treten: daß wir für sie keiner Londoner oder Manchesterner Zitate bedürfen. Das mag empfindlich, überempfindlich, tiftelig scheinen, aber mit Unrecht; in Taktfragen gibt es keine Zuvielempfindlichkeit, und könnte man den Takt ertifteln, an der äußeren wie der inneren Front der geschichtlichen Stunde, dann wäre Deutschland auch darin in der Welt voran.

Ed. H.

*

Ein frommer Wahn

Das stellvertretende Generalkommando des 3. Armeekorps gab folgendes bekannt: „Den Stellen, die mit der Beschaffung von Rohstoffen für Heereszwecke befaßt sind, muß es auffallen, daß Frauen im schroffen Gegensatz zu der vorhergehenden Mode weite, faltenreiche Röcke und übertrieben hohe Stiefel tragen zu müssen glauben. Hierdurch werden große Mengen von Stoff und Leder verschwendet, die wichtigeren Zwecken zugeführt werden könnten. Es darf von dem vaterländischen Sinn unserer Frauenwelt erwartet werden, daß dieser Hinweis genügt, sie vor Modetorheiten zurückzuhalten und sie zu unserer ernsten Zeit entsprechender Schlichtheit in der Kleidung zu veranlassen."

So erfreulich es ist, daß endlich von einer der dazu berufenen Stellen dem neuesten Modewahnsinn entgegengetreten wird, so unbegreiflich ist es, daß diese Stelle glaubt, mit einer solchen Mahnung etwas ausrichten zu können. Woher schöpft man in der Zeit des Lebensmittelwuchers, der schier allgemeinen Hamsterei nach Kriegsgewinnen den Optimismus, daß die Vernunft gerade auf dem Gebiete siegen werde, wo sie noch niemals mitgesprochen hat?

Hier gibt es nur ein Mittel: das ganz scharfe und klare Verbot. In ihm darf man sich auch nicht durch die Spiegelfechtereien der „Interessentenkreise" irremachen lassen. Haben doch die Konfektionsverbände es fertiggebracht, in einer Eingabe zu behaupten, es werde für die weiten Röcke gar nicht viel Stoff verbraucht; andererseits eigneten sich die noch vorhandenen Stoffe nicht für enger gehaltene Formen; außerdem aber sei es sehr gefährlich, gerade jetzt, wo sich eine „deutsche Mode" zu entwickeln verspreche, dieser Hemmungen zu bereiten.

Also nun sollen wir wohl gar aus nationalem Empfinden die neueste Hanswursterei begrüßen?! Das Gerede von der deutschen Mode in Verbindung mit diesen neuesten Schöpfungen unserer Kleiderindustrie ist ein aufgelegter Schwindel. Wer sind denn die Schöpfer dieser deutschen Mode? Haben sie sich jemals irgendwie als Träger deutschen Empfindens, deutschen Geistes ausgewiesen, und haben sie nicht auch bei dieser Neuschöpfung in vollkommener Abhängigkeit von der französischen Mode, mit deren Neuschöpfungen uns das neutrale Ausland doch genügsam bekannt macht, gehandelt?

Eine deutsche Mode ist nicht zu schaffen durch den Willen der Konfektion, wie es so schön heißt, sondern nur durch den der deutschen Frau. Nur wenn sie durch starke, zielbewußte und zähe Betonung ihres Wesens ihren Formwillen durchsetzt, kann eine Mode entstehen, die deutscher Weiblichkeit entspricht. Da wird nichts von Aszese dabei zu sein brauchen. Auch die deutsche Frau soll ihre Kleidung benutzen, um zu gefallen, und wir wollen uns sehr freuen, wenn es ihr gelingt. Es kommt nur darauf an, wem und wie sie gefallen will. Im Mittelalter

und in der Zeit der deutschen Bürgerherrlichkeit war es ein sicheres Mittel, eine Modetorheit zu bekämpfen, wenn man von Amts wegen eine solche Tracht der Halbweltlerin aufzwang. Werner Sombart dagegen sagt in seinem Buche „Luxus und Kapital": „Die Halbweltlerin erfindet die Mode, und die ehrbare Frau ist gezwungen, diese nachzumachen." Das kann nur zutreffen für eine Welt, die vom Geiste der Halbwelt erfüllt ist, und es ist nicht zu leugnen, daß das für die Zeit vor dem Kriege zutraf.

Sollte das furchtbare Erleben dieser zwei Jahre unsere Frauen nicht dazu befähigen, diese schmachvolle Sklaverei abzuwerfen? Die Frauen weisen gern darauf hin, daß die Männer an den modisch gekleideten Dämchen vor allem Gefallen finden. Das trifft für bestimmte Zeiten und bestimmte Kreise zu. Wenn im Mann das Männchen regiert, wird jenes Weib siegen, das am meisten das Weibchen betont. Aber ich glaube, die Frauen sollten einmal Mut haben, es mit dem deutschen Mann dieser Zeit auf deutsche Art zu versuchen, und um ihr das zu erleichtern, könnte die Behörde, die jetzt so vielfach einschränkend ins Leben eingreift, auch der Halbweltlerin ihren Betrieb etwas erschweren. Darüber jedenfalls muß man sich klar sein, daß Mahnungen und Berufungen auf sittliche und vaterländische Gefühle in dieser Richtung unsinnig sind. K. St.

*

Unser Verhältnis zu Amerika

wird zum Trauerspiel von historischer Spannweite, wenn man zurückschauend feststellt, was dort drüben einst von Deutschen unwiederbringlich versäumt worden ist. In einer Tageszeitung fanden wir neulich auf die Tatsache hingewiesen, daß einst um ein Haar im führenden Staat Pennsylvanien die deutsche Sprache als Staats- und Verwaltungssprache eingeführt worden wäre, wenn — ja, wenn die Deutschen im Fest- und Bier-Dusel sich nicht von den Engländern hätten übertölpeln lassen!

Als es sich im Jahre 1794 darum drehte, welche Sprache als Staats- und Verfassungssprache im Staate Pennsylvanien eingeführt werden sollte, bangten die Engländer mit Recht darum, daß die deutsche Sprache, die in diesem Staate die Landessprache war, gewählt werden könnte. Sie wußten genau, daß dann dieser wertvollste Staat und vielleicht auch dessen Nachbarstaaten dem englischen Einflusse verloren gehen würden. Das galt es zu verhindern. Die Deutschen, die über sieben Zehntel der Bewohner des Staates ausmachten, waren ihrer Sache, daß die deutsche Sprache als Amtssprache zur Geltung kommen werde, so gewiß, daß sie es gar nicht für notwendig erachteten, größere Agitationsunternehmungen vorzubereiten und durchzuführen. Mit großem Pomp wurden Schützenfeste veranstaltet, die, wie sich später herausstellte, ganz besonders von den Engländern gefördert worden waren, so daß gerade während der Wahlwoche die Schützenfeste im ganzen Staate Pennsylvanien alle deutschen Gemüter in Aufregung hielten! Die Möglichkeit, daß dieser oder jener Schützenkönig werden könnte, war wichtiger als alle Wahlgeschäfte! Ungeheure Summen sind über die Frage, wer in den einzelnen Schützenbünden die Königswürde erringen würde, verwettet worden und für über 90000 Dollar Bier und andere geistigen Getränke wurden verbraucht. Unterdessen waren die Engländer still und zähe an der Wahlarbeit, und als das Schützenfest seinen Höhepunkt erreicht hatte, schlug wie eine Bombe im deutschen Lager die Tatsache ein, daß mit einer einzigen Stimme Mehrheit die englische Sprache als Staats- und Verwaltungssprache im freien Wahlgang bestimmt worden war. Damit war die führende Rolle des Deutschtums für immer ausgespielt.

Wenn ich übrigens nicht irre, so war die Stimme, die für das Englische den Ausschlag gab — die Stimme eines Deutschen. Auch das würde in das klägliche Bild passen. Jenes unselige Versäumnis wirkt bis auf diese Stunde nach. Ohne jene beklagenswerte Abstimmung stünde heute kein Wilson an der Spitze Amerikas. Z.

*

Ehren-Botha

Über den ehemaligen Burengeneral Botha — der in Deutschland über 500000 ℳ gesammelte Unterstützungsgelder für sein „von dem perfiden Albion geknechtetes Burenvolk“ mit Krokodilstränen in Empfang nahm — und der heute Englands bezahlter Klopffechter ist, schreibt der frühere holländische Staatsminister Dr. A. Kuyper in „De Standaard“:

„... Bothas Haltung weckt immer mehr Befremden. Jetzt hat er sogar den Präsidenten Poincaré zur Vereitlung des deutschen Angriffs auf Verdun drahtlich beglückwünscht.

Dies ist ein beispielloses Vorgehen. Noch nie hat ein Minister in irgendwelcher Kolonie einer regierenden Person, sei sie nun Präsident oder Fürst, einen Glückwunsch geschickt. Eine solche Drahtung schickt ein Fürst einem Fürsten oder, falls es einen solchen nicht gibt, einem Präsidenten. Ein Minister ist dazu nicht befugt.

Noch kommt hinzu, daß es einen ganz merkwürdig dünkt, Botha aus der Kapkolonie über die strategische Lage im Norden von Verdun ein Urteil fällen zu hören.

In allen Ländern zerbrechen sich die militärischen Sachverständigen noch den Kopf über die Frage, wie dieser Angriff auf Verdun wohl enden werde. Bisher dringen die Deutschen, allerdings nur Schritt für Schritt, aber dann doch entschieden und fortwährend vor.

Woher nimmt nun Botha, der fern im Süden, in einem ganz anderen Weltteil wohnt, das Recht, über die bestehenden Aussichten ein militärisches Urteil zu fällen? Was weiß Botha davon? Kommen ihm ja doch nur englische Zeitungen und Berichte unter die Augen, die natürlich völlig einseitig sind.

Daß er auch noch einen Freudenruf ausstößt, der für die Ohren eines fremden Staatsoberhauptes bestimmt ist, verstärkt den Eindruck, daß es ihm an Besonnenheit mangelt.“

Die „Ostdeutsche Rundschau“ fügt hinzu: „Botha beweist mit seiner hündischen Kriecherei nur, wie dringend nötig nach dem Kriege eine Änderung der politischen Machtverhältnisse in Südafrika wird.

Rache ist ein Gericht, das kalt genossen werden muß. Auch für den Ehren-Botha kommt die Vergeltung. Langsam, aber sicher. Südafrika ist holzarm. Aber für einen Galgen langt's.“

*

Ein Beitrag zur Seelenkunde des Franzosen

findet sich in einem der letzten Jahrgänge einer bekannten deutschen Kunstzeitschrift. Der Herausgeber hat anläßlich eines Jubiläums von namhaften Künstlern, Schriftstellern und hochstehenden Persönlichkeiten aus Deutschland und dem Auslande mehr als 250 Widmungsblätter bekommen, die in zwei kostbaren Pergamentbänden vereinigt dem Jubilar überreicht wurden. Einige der bemerkenswertesten Äußerungen werden in dem Blatt wiedergegeben, und die bemerkenswerteste scheint mir die:

„Monsieur ..., je voudrais que vous soyez Français. Paul Poiret, Paris.“

Wissen Sie, was das heißt? Im unwahrscheinlich günstigen Fall etwa: „Hätten wir doch auch so eine prächtige Zeitschrift in Frankreich!“ Aber es wird wohl so gelesen werden müssen: „Sie wären wert, kein Deutscher, sondern ein Franzose zu sein.“

Aber der Franzmann, der anders schreibt als er spricht und anders spricht als er denkt, meint im tiefsten Innern: Es ist ja eine unverschämte Schmeichelei, die ich dem Boche da aufhänge, aber — Komplimente kosten ja nichts. Der berühmte Jubilar aber, der sich diese echt französische Rüpelei als feinen Orden an die Brust hängt — der ist nun wieder ein recht niedlicher Beitrag zur Seelenkunde des Deutschen — vor dem Krieg.

Stnn.

*

Den deutschen „Objektiven“

schreibt im „Größeren Deutschland“ F. A. Geißler ins Stammbuch:

Wir Deutschen haben uns neben dem Streben nach dem eigenen Recht noch ein

schönes Ding zurechtgezimmert, das so ganz unserer selbstquälerischen Naturanlage entspricht, und dem wir durch die fremde Bezeichnung „Objektivität“ unsere ganz besondere Liebe bezeigt haben. Diese Objektivität besteht darin, daß wir uns bei der Beurteilung der Dinge als Subjekt ausschalten und, anstatt lebendig empfindende und handelnde Personen zu sein, uns bemühen, die Gegenstände so kühl und sachlich zu betrachten, als ob wir daran gar nicht beteiligt seien. Diese Selbstausschaltung erscheint uns sogar noch als sehr verdienstlich, und wir sind nie glücklicher, als wenn wir eine Sache „vom andern Standpunkt aus betrachten können“.

Gewiß gab's in jenen „guten“ alten Zeiten, in die wir durch den Weltkrieg wieder zurückgeschleudert werden sollen, unendlich viele Dinge, die uns wirklich nichts angingen. Aber seitdem wir in die Reihe der Weltvölker eintraten, ist's mit dieser beschaulichen Ruhe vorbei. Alles, was in der Welt geschieht, hat jetzt Wichtigkeit für uns, fordert unsere entschiedene, nach wohlverstandenen Interessen handelnde Teilnahme. Darum muß die klägliche „Objektivität“ endlich in die historische Rumpelkammer wandern, wo unsere Nachkommen sie lächelnd anstaunen mögen.

Aber wir sind leider von dieser Außerdienststellung der Objektivität noch weit entfernt. Seit zwanzig Monaten stehen wir im Kampfe mit der halben Welt, haben die augenfälligsten Beweise von der tückischen Absicht unserer Feinde, uns erst einzukreisen wie das Wild auf der Treibjagd und uns dann kalten Blutes abzuwürgen — — und dennoch gibt es immer noch bei uns Leute, die es für wünschenswert halten, Objektivität zu üben und sich darauf womöglich gar etwas zugute zu tun.

Die Objektivität, die unser Erbübel ist, kann jetzt unser Verhängnis werden. Wird sie nicht in der gegenwärtigen Kriegszeit mit der Wurzel ausgerottet, so wird sie später bald genug wieder hoch in die Halme schießen. Nicht was unsere Feinde denken, leiden und empfinden oder was von *ihrem* Standpunkt aus erklärlich erscheint, darf uns auch nur eine Stunde lang Urteil und Entschließung trüben, nein, für uns hat nur das jetzt und künftig Wert, was *unserm* Reich und Volk in diesem schwersten aller Kämpfe nützen kann. Wir haben das harte Recht der Notwehr für uns, aus dem alle anderen Rechte fließen. Begeben wir uns aus „Objektivität“ auch nur des geringsten Vorteils oder verzichten wir, von ihr verleitet, auf irgendeine tatkräftige und heilsame Schädigung unserer Feinde, so *werden wir vor lauter Objektivität politischen Selbstmord begehen* und von dem uns umdrängenden Räubergesindel obendrein noch *ausgelacht* werden.

Objektivität können wir uns vielleicht im Privatleben leisten, wo sie als ergänzende Form unseres Rechtsgefühls auftritt und eine Blüte der Selbstlosigkeit darstellt. Aber im Verkehr mit den feindlichen Völkern und denjenigen „Neutralen“, die wir unseren offenen Feinden gleich zu achten haben, ist sie eine *Dummheit*, ein *Verbrechen*. In der Politik ist „Objektivität“ nur eine andere Bezeichnung für die alte Michelei, durch die wir so oft um die Früchte unserer größten Taten gebracht worden sind.

*

Familienstand und Kinderzahl unserer preußischen Beamten

Nach Zeitungsnachrichten trägt sich sowohl die Reichsregierung wie auch die preußische Staatsregierung mit dem Gedanken, Kinderzulagen für ihre Beamten einzuführen. Zu dem Zweck hat die preußische Regierung Ermittelungen über den Haus- und Familienstand ihrer Beamten anstellen lassen. Von den am 1. Oktober 1913 in Preußen vorhandenen 313270 unmittelbaren Staatsbeamten, höheren, mittleren und unteren, war fast ein Elftel unverheiratet, nämlich 28294, verheiratet dagegen 284976. Die Gesamtzahl der Kinder betrug 770771. Die Beamtenehe blieb daher unter der für eine gesunde Fortpflanzung unseres Volkes unbedingt erforderlichen Mindestdurchschnittszahl von 3 Kindern zurück, sie erbrachte im Durchschnitt nur 2,7 Kinder. 12,27 % der Beamtenehen hatten überhaupt kein Kind, 18,92 % nur ein Kind, 23,06 % zwei Kinder, nur

16,97 % drei Kinder, 11,7 % vier Kinder, 7,14 % fünf Kinder und nur 10,47 % sechs und mehr Kinder. Das sind geradezu beängstigende Zahlen, die auffallend an französische Zahlen und an den Niedergang der altrömischen Bevölkerung und den Verfall des Volkstums zur Zeit des Cäsar Augustus erinnern! Es erscheint hohe Zeit, daß den kindergesegneten Familienvätern zur Aufzucht und Erziehung ihrer Kinder gewisse Beihilfen und Erleichterungen gegenüber ihren unverheirateten und kinderlosen Berufsgenossen gewährt werden.

Landrichter Dr. B.

*

Schutz gegen Ehrabschneiderei

Zwanzig Jahre lang hat ungestört die Wühlarbeit der Ehrenmänner vom Northcliffe-Klüngel, vom Reuterschen Bureau, von der Agence Havas, von „Temps" und „Matin" und allen diesen fortgesetzt werden dürfen; die deutsche Diplomatie mit ihren altmodischen Methoden und in ihrer altklugen Überhebung hat sich darum nicht gekümmert. „Ach was! Zeitungsgewäsch!" Dem deutschen Michel aber sind die Augen übergegangen, als ihm bei Beginn des Krieges in Gestalt allgemeinen Übelwollens fast aller Völker die Rechnung vorgezeigt wurde, die Rechnung für alle die Schandtaten und Sünden, die ihm von der ehrabschneiderischen Presse der feindlichen Länder, vor allem Englands, angedichtet worden sind. Wohl hatten einsichtsvolle Auslandsdeutsche und einige wenige weitblickende Vaterlandsfreunde die Gefahr schon längst klar erkannt und versucht, einen wahrhaften Nachrichtendienst ins Leben zu rufen. Es gab Wichtigeres zu tun; vor allem Geld zu verdienen. Die Millionen, die wir gespart haben in vollkommen zulässiger und einwandfreier Beeinflussung der öffentlichen Meinung in deutschem Sinn, sie haben uns Milliarden gekostet, und auffallend ist es, daß bei allem scheinbaren Weitblick auch jetzt diese hervorragend wichtige Angelegenheit ganz in den Hintergrund tritt.

In zahllosen, ja viel zu vielen wirtschaftlichen Vereinigungen wird die Frage erörtert, wie die zerrissenen Fäden nach dem Krieg wieder angeknüpft werden können. Verzweifelte Versuche der Anbiederung werden heute schon von gewinngierigen Geschäftsleuten erwogen. Wie die Kinder zu Weihnachten zerbrechen sich die gescheitesten Leute den Kopf, welche Sicherheiten gegen das Übelwollen der feindlichen Kundschaft sie auf ihren Wunschzettel für die Friedensverträge schreiben sollen; aber niemand denkt daran, die Quelle des Übels zu verstopfen, der Verhetzung friedlicher Völker seitens gewissenloser Zeitungsmagnaten durch Schutz der völkischen Ehre einen Riegel vorzuschieben.

Wäre es nicht möglich, daß die Staaten durch die Friedensverträge die Völkerehre unter Schutz stellen? Einen Schritt in dieser Richtung hat schon während des Krieges die Schweiz getan, indem sie strafrechtliche Bestimmungen gegen Preßangriffe auf die kriegführenden Länder erlassen hat. Das ist ein Schritt auf dem rechten Wege. In das Strafrecht aller Frieden schließenden Länder müßte ein Preßgesetz mit hohen Strafen für die Verbreitung unwahrer, verleumderischer Nachrichten über fremde Staaten und Völker aufgenommen werden, und zwar müßte nicht nur den Gesandten und Konsuln, sondern jedem fremden Staatsangehörigen, der sich durch eine verleumderische Nachricht über sein Vaterland beschwert fühlt, das Klagerecht eingeräumt werden. Die Bestimmungen aber wären in jeder Hinsicht den geltenden Gesetzen zum Schutz der persönlichen Ehre anzupassen. Abgesehen von bedeutenden Geldbußen, vielleicht zugunsten internationaler Einrichtungen, wäre stets auf ausdrücklichen Widerruf, und zwar an derselben Stelle des Blattes und in derselben Druckart zu erkennen. Nur mit einschneidenden Maßregeln wird man die Mißbräuche, die sich durch die Profitgier sensationslüsterner Depeschenbureaus und Zeitungsverleger eingeschlichen haben, eindämmen können, und ohne solche Maßregeln werden alle Hoffnungen auf ein späteres friedliches Nebeneinanderleben der großen Kulturnationen taube Nüsse sein und bleiben.

*

Gerechte Strafe

In Paris ist neuerdings eine „Ligue anti-allemande pour la défense de la musique française" gegründet worden, in deren Aufruf es u. a. heißt: „Wir haben den Bund zum Schutze der französischen Musik gegründet. Alle, die sich für Musik interessieren, müssen sich zusammenschließen, um in Zukunft den Boykott der deutschen und österreichischen musikalischen Schöpfungen mit Erfolg durchführen zu können. Für uns bestehen in Zukunft keine deutschen Ausgaben gegenwärtiger Tondichter, keine Wiener Operetten, keine Kapellmeister, Virtuosen usw. — Keine deutschen Schüler an französischen Konservatorien. — Freie Bahn für die nationale Musik und den französischen Geschmack. Unser ausschließliches Bestreben muß darauf gerichtet sein, den tatkräftigen Haß gegen unsere Feinde zu schüren. Es werden Bünde errichtet, welche die Erzeugnisse der deutschen und österreichischen Industrie boykottieren, das gleiche muß mit den Erzeugnissen geschehen, deren ökonomische und soziale Rolle deutlich ist."

Ich bin kein boshafter Mensch. Aber die Franzosen entwickeln ein so unvorstellbares Maß von Gehässigkeit, daß ich von ganzem Herzen dieser neuen Liga Erfolg wünsche, — und zwar mit rückwirkender Kraft. Möchte den Franzosen wirklich alle deutsche und österreichische Musik versagt sein; sie sind ihrer nicht wert. -o-

*

Ein eigenartiger Aprilscherz

Daß die Königliche Hofoper in Berlin als bedeutsamste Neuaufführung in den Kriegsjahren die Neueinstudierung von — Meyerbeers „Afrikanerin" bringt, erregt natürlich den Zorn und Ingrimm jener törichten Deutschtümler, die da meinen, die erste musikdramatische Bühne des Reiches könnte wichtigere Aufgaben finden, als die Galvanisierung eines Werkes, das für unsere deutsche Kunst niemals lebendig gewesen ist. Auch die rein künstlerisch Urteilenden, die da meinen, man sollte tote Kunst in Ruhe lassen und lieber den ringenden Lebendigen beispringen, lassen sich nicht völlig dadurch beschwichtigen, daß die königliche Intendanz Meyerbeers Oper eigentlich nur als „Ausstattungsstück" aufgefaßt sehen will. Verlautet doch, daß für diese Ausstattung 60000 ℳ aufgewendet worden sind. Wir haben's ja.

Selbige königliche Intendanz wollte offenbar einmal allen diesen Nörglern zeigen, auf wie falschem Boden sie für ihre Beurteilung stehen. Denn als sie die erste Vorstellung dieser neu eingekleideten Afrikanerin auf den 1. April ansetzte, geschah es sicher nicht zur Huldigung an den etwas unbequem deutschen Geist Bismarcks, sondern entweder im Gefühl jener überlegenen Weltweisheit, die da sagt: „Alles ist ein Narrenspiel", oder in dem nicht minder überlegenen Herabblicken des Besitzenden auf den Schaupöbel: „Siehst du wohl, deutsches Volk, wie du zum Narren gehalten wirst? Nun kämpfst du bald zwei Jahre einen Kampf auf Leben und Tod, auch für dein geistiges und künstlerisches Sein; nun will ich dir einmal ganz deutlich zu Gemüte führen, wie wenig du weißt, worauf es ankommt, wie es dir an Folgerichtigkeit fehlt. Denn siehe, du wirst in vollen Scharen in mein Opernhaus geströmt kommen, weil es dir in Wirklichkeit gar nicht auf die vielberufene Erbauung und Erhebung der deutschen Seele, sondern nur auf die Befriedigung einer ganz äußerlichen Schaugier ankommt. Und du, deutsches Volk, das du behauptest, vom Geiste Mozarts und Wagners einen Hauch verspürt zu haben, du wirst dich ergötzen an diesem im Gefühl, in der Handlung, in jedem Worte verlogenen Geschehen, an dieser innerlich haltlosen, unempfundenen, nur auf äußerliche Wirkung zugestutzten Musik."

Derartig ist sicher der Gedankengang, aus dem heraus die königliche Intendanz zu dieser neuesten Tat gelangt ist. Sie darf das natürlich nicht offen eingestehen, und so wählte sie für ihr lehr- und sinnreiches Spiel den Tag, an dem es ein Verdienst wird, wenn man andere nasführen kann.

St.

*



Nun ist's erreicht

— das wahre Gedenkmal nämlich dieses Krieges. In den „Leipziger Neuesten Nachrichten“ vom 31. März finden wir folgende Anzeige:

Neuheit! Neuheit!

Für unsere heimkehrenden Krieger ist das schönste Geschenk, um auszuruhen von ihren Taten, das

Heldenkissen

(D. R. G. M.). Es enthält:

I. Die sinnreiche Anrede: Siegreiche Krieger.
II. Das Eiserne Kreuz.
III. Den Namen des Kriegers, von einem Eichenkranz umgeben als Sinnbild deutscher Stärke.
IV. Deutsche und österreichische Fähnchen als Zeichen der Bundestreue.
V. Willkommen in der Heimat!

Kissen mit Vorzeichnung ℳ 3.50 Nachnahme.

Nur zu beziehen durch

Rudolf Krauß, Aue i. Erzg., Carolastraße 9.

Lob und Preis dem Herrn Rudolf Krauß aus Aue im Erzgebirge, der so die zeitgemäße Umdeutung des Begriffes „auf seinen Lorbeeren ausruhn“ geschaffen hat. Aber Spaß beiseite. Was soll aller Kampf gegen den Kriegsschund, wenn dieselben Zeitungen, die ihn im Vorderteil geißeln, im Anzeigenteil dafür Reklame machen?! St.

*

Reinhardts Faust

Bisher sprach man von Goethes Faust. Aber heute berichtet die „Frankfurter Zeitung“ von Reinhardts Faust in Stockholm. Das, wird in der Monatsschrift „Bühne und Welt“ angemerkt, ist eine kennzeichnende Anmaßung. Goethe, der Dichter, ist in den Hintergrund geschoben, Reinhardt, der Regisseur, thront über dem Werke! Man wird mir einwenden, daß ich übertreibe; denn jeder Mensch wisse ja, daß der „Faust“ von Goethe sei und hier nur eine gewisse Darstellungsart gekennzeichnet werde — also „Faust“ in Marke Reinhardt. Nein, die Sache sitzt schon tiefer, und das vielleicht besinnungslos hingeschriebene Wort ist für die Anmaßung des modernen Theaterbetriebes einfach kennzeichnend. Der wahre Künstler hat es in Erkenntnis des Maßes bisher vermieden, von den untergeordneten Dingen gewissermaßen zu sprechen wie von einem führenden Elemente. Aber ich kenne meine Leute. Dichtung ist Text, der Dichter Textlieferant und die Aufmachung das Ausschlaggebende.

Nun bitte ich aber, nicht über mich herzufallen und von der wahrhaft sieghaften Bedeutung der Reinhardtschen Gastspiele in Schweden zu sprechen. Gewiß, das war allerlei. So gut es allerlei ist, von Reinhardts Faust zu sprechen. Doch das Ergebnis?... Das Germanentum liebäugelt mit den Romanen und Slawen, das ist eine Schmach.

Was war Reinhardt in Schweden? Eine Sensation, von ihm gedacht als solche und von den Stockholmern so empfunden. Aber eine Kundgebung deutscher Kultur? Eine Eroberung des deutschen Geistes? Das kann Reinhardts Faust nicht — und wenn es leichtfertige Schwätzer in der Presse auch behaupten. Eine Offenbarung deutschen Wesens geht auch anders vor sich als durch diesen Ton, diese Aufmachung, diese Anmaßung und letzterdings auch diese Leute.

*

Deutsches Barbarentum

Die deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg-Großborstel, die in großzügiger Weise unser Heer mit Lesestoff versorgt, erhielt folgenden unterm 7. März 1916 aus der Feste Douaumont geschriebenen Brief: „Sehr verehrter Herr! Die mit Sehnen erwartete ‚Schützengraben-Bücherei‘ ist hier eingetroffen und jubelnd begrüßt worden. — Vor 10 Tagen eroberte unser Bataillon die Feste Douaumont und hat seit dieser Zeit die ehrenvolle Aufgabe, sie sich nicht wieder entreißen zu lassen. Fünf Sechstel des Bataillons haben da stets in den Kasematten zu hausen, wo nie Sonne und Mond hereinschauen. Entsetzliche Langeweile bemächtigte sich aller. Die Ankunft Ihrer Bücherei war also eine Erlösung. Die Leute kamen zu Haufen und erbaten sich Lesestoff.

Jetzt, wo ich diese Zeilen schreibe, sitzen sie überall in Ecken und auf Betten und auf Brettern und verschlingen die schönen geschenkten Bändchen. Sie bereiteten mit diesem Geschenk große Freude. Seien Sie aller Kameraden und meines Dankes versichert. In aller Hochachtung ... Leutnant, ... Armeekorps, ... Infanteriedivision."

Das ist ein vollwertiges Zeugnis deutscher Barbarei. -o-

*

Kraftvergeudung

Die Mathilde-Zimmer-Stiftung in Berlin-Zehlendorf hatte vor etwa einem Jahre ein Preisausschreiben für eine Arbeit über Frauendienstpflicht erlassen. Es sind nicht weniger als 144 Arbeiten eingegangen. 53 Preisrichter haben darüber geurteilt. Wie aus einer Mitteilung der Stiftung hervorgeht, sind die beiden besten Arbeiten einander so ähnlich, daß es vermutlich ohne Schwierigkeiten möglich sein wird, sie zu einer einzigen zu verschmelzen. Dieser letztere Umstand beweist das, was man sich von vornherein hätte sagen können.

Viel weniger, als bei künstlerischen Aufgaben, sind bei derartigen vielerlei Lösungen möglich. Vielmehr handelt es sich um ein Durchdenken einer Reihe von Vorschlägen, die ganz von selbst an den verschiedensten Stellen gemacht werden, wenn ein solcher Gedanke, wie das hier der Fall ist, wirklich in der Luft liegt. Was hat es nun für einen Sinn, für längere Zeit die Arbeitskraft von 144 Leuten in Anspruch zu nehmen, obendrein die von 53 Preisrichtern, wo doch so viel zu tun ist und wir wirklich keine Kräfte verschwenden können?

Aus den Behandlungen, die ein solches Thema ganz von selbst in der Öffentlichkeit findet, kann eine mit der nötigen Sachkenntnis ausgestattete Stelle beurteilen, wer zur eindringlichen Bearbeitung der Frage berufen ist. Geht man zweien oder dreien derartiger Schriftsteller mit dem nötigen Material an die Hand, so wird durch planmäßiges Zusammenarbeiten dieser Berufenen in jedem Fall mehr herauskommen, als durch ein solches Preisausschreiben, für das, von allem anderen abgesehen, für längere Zeit eine große Zahl von Gedanken zu dieser Frage der öffentlichen Aussprache entzogen worden sind. Denn es ist natürlich, daß jene, die sich um den Preis beworben haben, in der Zwischenzeit nicht über den Stoff schrieben, wie es andererseits natürlich ist, daß jetzt die nicht preisgekrönten Arbeiten, auch wenn sie wertvolle Gedanken enthalten, sehr schwer ein Unterkommen in der Presse finden. Wir haben hier ein besonders schroffes Beispiel für die schon oft behandelte Schädlichkeit der Preisausschreiben.

St.

*

Der Todestag Christi

wurde neulich im „Türmer" durch äußere Forschung auf den 3. April 33 festgesetzt. Es ist nun hochinteressant, daß der bekannte Führer der deutsch-theosophischen Bewegung, Dr. Rudolf Steiner, von seinem andren, d. h. inneren und gleichsam seherhaften Gesichtspunkt aus, zu genau demselben Ergebnis gelangt ist. Und zwar schon vor einigen Jahren. Im „Kalender 1912" der anthroposophischen Gesellschaft (Philosophisch-theosophischer Verlag. Berlin W. 30, Motzstraße 17) steht unter Mittwoch, den 3. April, folgender Satz: „Der 3. April 33 ist nach geisteswissenschaftlichen Ergebnissen Todestag Jesu Christi". Das Wort „geisteswissenschaftlich" ist in Steiners Sprachweise ungefähr das, was man in spiritualistischen Kreisen unter „okkult" versteht: jene aus innerem Schauen erwachsene Erkenntnisweise der neutheosophischen Forschung. Es ist ja über diese Dinge viel Törichtes verbreitet. Um so wertvoller und verzeichnenswerter ist es, wenn einmal in einem markanten Falle, wie in dem obigen, Geistesforschung und äußere Wissenschaft sich gegenseitig bestätigen.

L.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart



Amfortas wird zum heiligen See getragen. — Hermann Hendrich

Beilage zum Türmer



XVIII. Jahrg. Erstes Juniheft 1916 Heft 17

Heerpauken

Ballade von Börries, Freiherrn v. Münchhausen

Unter schlesischem Himmel, wolkig und regenschwer,
Zockelt eine Rotte Tillyscher Söldner her,
Mißmutig, stumm, die Saganer Heide ist breit,
Und Sagan weit.
An eine Helmparte, rostrot, wildgezackt,
Klappert ein goldner Kelch verdrossenen Takt.

Da, was kommt von der Queiser Fähre her?!
Greller Abendstrahl sticht von Gewand und Gewehr,
Kroaten sind's, — haben ihre Musik-Banda mit. —
Heia, gleich geht's in Schritt und Tritt!

Die Pauken sangen und klangen, da sprangen
Auf silbernen Schwingen mit Klingen und Singen
Gelächter und Scherze und Lieder auf,
Denn wenn erst die Kessel aufrasseln und prasseln,
Da springen die Herzen aus Nesseln und Fesseln,
Und springen glückauf
Und tanzen wie am Schlägel der Knauf.



Hertha wird zum heiligen See getragen. — Hermann Hendrich

Beilage zum Türmer



XVIII. Jahrg. Erstes Juniheft 1916 Heft 17

Heerpauken

Ballade von Börries, Freiherrn v. Münchhausen

Unter schlesischem Himmel, wolkig und regenschwer,
Zottelt eine Rotte Tillyscher Söldner her,
Mißmutig, stumm, die Saganer Heide ist breit,
Und Sagan weit.
An eine Helmparte, rostrot, wildgezackt,
Klappert ein goldner Kelch verdrossenen Takt.

Da, was kommt von der Queiser Fähre her?!
Greller Abendstrahl sticht von Gewand und Gewehr,
Kroaten sind's, — haben ihre Musik-Banda mit, —
Heia, gleich geht's in Schritt und Tritt!

Die Pauken sangen und klangen, da sprangen
Auf silbernen Schwingen mit Klingen und Singen
Gelächter und Scherze und Lieder auf,
Denn wenn erst die Kessel aufrasseln und prasseln,
Da springen die Herzen aus Nesseln und Fesseln,
Und springen glückauf
Und tanzen wie am Schlägel der Knauf.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Im Lausitzer Kruge zu Sagan drängt
Kopf an Kopf, die Diele dröhnt vom Gestampf,
Nasses Leder dunstet üblen Dampf,
In der Ecke hängt
An roter Helmparte der goldene Talisman,
Drunter sitzt ein dürrer, ängstlicher Mann.
Eines Söldners Stimme höhnt durchs Zimmer her:
„Schneider, putz Er mir da mein Gewehr!
Soll ein Batzen zum Lohn kriegen,
Aber mich nicht um den Becher betriegen!“

Raunt ihm der Wirt ins Ohr:
„Herre, habt keine Angst davor!
Ist ein gelahrter Magister das,
Versteht Horoskopum und Aderlaß
Und guckt nächtens durch ein langes Glas!
Aber nichts zu beißen und brechen,
Muß Rinde schlemmen und Wasser zechen, —
Mit Weib und Kindern um Gotteslohn
Haust er im Stall eilf Monde schon!“

Lacht der andre: „Also, Magisterlein,
Fegt Ihr fürn Batzen den Rostteufel rein?“

„Seind der Mathematicorum Salaria so gering,
Daß ich tät noch ganz ander Ding!
Und da ich nicht in die Welt geboren
Reich, wie andre hochmögende Doktoren,
Schaff ich gern ein Nösel Milch und Brot
Meinem Kleinsten für seins Hungers Not!“

Holt sich ein Werg der kümmerliche Mann,
Hebt die Helmparte zu fegen an.

Lärm gellt auf wie Salve aus Feuerrohr:
„Heia, ein Fliegend Blatt, — wer liest vor?“

Die Salve verknattert jäh.
Sagt ein Grienemund:
„Lesen, — haja! Wer lesen kunnt!“

Auf einmal guckt alles zum Schwarzrock her,
Auf einmal ist der Magister Wer,
Nimmt die Zeitung, die in Bierlachen schwimmt,
Sein dünn Organum er wichtig stimmt:

„Selbst das Stuttgarter Konsistorium,
Das ketzerische, nennt diesen Ketzer erzdumm,
Einen Famosschriftenhengst, ein Schwindelhirnlein,
Dünket sich ein Propheta zu sein! —
Also auch die Hohe Kongregation
Erkannte längst den verlorenen Sohn,
Hat Keplern auf den Indicem gesetzt,
Dieweil er die Gemüter verhetzt,
Unglauben stiftet gegen Gottes Wort,
Schwätzt von der Sonn, als wär er dort,
Hat auch sein Prager Katheder derelinquiert,
Landstreunert und vagabondiert ...“

Stimmengewirr: „Was schiert uns das!“
„Seht, der Wirt sticht ein neues Faß!“
„Schulmeister, seh Er nur zu,
Daß ihn der Papst läßt in Ruh!
Seid alle solche Dintensäufer,
Antipapisten, Ketzer und Lutherläufer!“
„He, Wirt, schenk ein, Bruder, saufs aus!
Heut kalandern wir! Hei Saus und Braus!“

Der dürre Magister schleicht in Stall hinaus,
Sitzt auf der Kiste, Buch auf den Knien,
Rechnet ... Im Ring schwelt ein Kien ...
Sorgenmüde sein Kopf, sein Herz in Not,
Und er ist Kepler, dem der Papst droht!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Da huben die drüben zu tanzen an,
Hatten die Laden weit aufgetan,
Aus der schmutzigen Herberge quoll
Heerpaukengedröhn erzmächtig und voll.
Immer drohender wie Gewitter es stieg,
Wetterte Krieg, schmetterte Sieg,
Jubelte, als ob es zur Schlacht ihn riefe,
Rauschten darin die Bronnen der Tiefe,
Rollten ewige Würfel, stürzten Kronen,
Grollten die Stimmen der Äonen, —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wer da versteht Paukenübermut
Wird dem Kampf und dem Leben wieder gut,
Hebt den Kopf ein dürres Magisterlein,
Sieht ein Sieger in den Sternenhimmel hinein! ..



Die Erhaltung des Völkerrechts
Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Durch die Menschheitsgeschichte geht der Streit des historischen und des idealistischen Denkens, der ein von sich selbst erkannter seit den Griechen ist. Widerstreit, und damit denn Ausgleich. Das erfahrungsklügliche Denken allein führte zur Schäbigkeit und Unterwürfigkeit, der ungehemmte Idealismus mußte in das große Stammbuch des Geschehens unabsehbare Blätter einfügen, die an chaotischem Inhalt dem Zionsreiche der Wiedertäufer zu Münster glichen oder den Tagen des unbestechlichsten der Revolutionsadvokaten, Robespierre, des priesterlichen Schlächters am Altar der Wiedergeburt der Tugend. Indem der Gegensatz der beiden Denkarten zur lebendigen Wechselwirkung wird, übt er jene gemeinsame oder diagonale Kraft, wie Feder und Anker in der Uhr, und sichert dem Fortschritt im ganzen das stetige Gleichgewicht.

Zu keiner Völkerzeit — man denke an das Beispiel Amenophis' IV. von Ägypten, eins der lehrreichsten von allen — haben die Überzeugungsmänner gefehlt, die durch die den Überlieferungen unzugängliche Betreibung ihrer schöneren Idee eine ungeheure Verwirrung angerichtet und zunächst doch nur diese hinterlassen haben. Dem Beglücken der Völker oder der Menschheit durch mathematisch klar erdachte Absolutheiten steht immer gegenüber, daß im breiten Strom des großen Wirklichen die Bedingtheiten im beweglichen millionenteiligen Gedränge hinfluten, einander durchwirbeln und überstürzen und dabei beständig sich noch wieder unvoraussehbar verändern; was auf der Fläche trieb, geht unter, und Vernachlässigtes, Unterdrücktes strudelt jäh nach oben; während die heftigen Fragen der Zeit noch die Geister ungelöst beschäftigen, verändern sie sich, rinnen harmlos auseinander, verschwinden unter neuen.

Aus diesen Gründen, um den Nutzen der gedankenstarken Anregung, der Anspornung der Wohlmeinenden nicht zu verlieren, erfand der einsichtigere Idealismus die Form der Utopien. Männer wie Platon zeichneten in die enttäuschungsvolle Gegenwart hinein ihre Fatamorganen eines gerechteren, gesunderen, der Vollkommenheit näher gebrachten Zustandes. Und so, indem sie sich mit der poetischen Form begnügten und jenseits der Linie des derzeit Erreichbaren schwebend hielten, wahrten sie den nachdauernden sittlichen Einfluß, anstatt wie die achtlos ins Diesseits der geschichtlichen, möglichen Linie herüber Eifernden lediglich den Überdruß der nicht sogleich Mitverwirrbaren, der sich nicht köpflings in eine kannegießernde Schlaraffenidee Hineinstürzenden zu erregen.

Das ist der Schnitt, den die französische Revolution, ihrem agitatorischen Wesen gemäß, durch die ganze Weltgeschichte machte: daß sie die geistigen Massen auf die Seite von Utopisten zog, die keine sein wollten, daß sie die selbstgläubige Einbildungskraft der starken und stolzen Kindlichkeit, die in den Völkerseelen steckt, gegen die durchdachte Einsicht der reiferen kleinen Minderheit mobilisierte. Der

Vorgang, daß die konstituierende Nationalversammlung das ganze geschichtliche Frankreich abschaffte, um es durch ein neues, rein konstruktives zu ersetzen, verdeutlicht gleichnishaft das Allgemeinere, die Wegdekretierung der aus dem schon Gelebten herrührenden Erkenntnis. Nur innerhalb dieser Nation, welcher zu allen Zeiten die Erfahrung am leichtesten gewogen — rerum novarum cupidi nennt sie deshalb Cäsar —, nur innerhalb Frankreichs, das immer das gelobte Land der Phantasten und Scharlatane war und seine Kindsköpfigkeit in allem, was die Öffentlichkeit betrifft, als seinen Esprit und Elan zu verherrlichen gewohnt ist, war es derartig möglich, in den Hast-Beschlüssen von 1789—1791 Denkfehler über Denkfehler gegenseitig aufeinander zu stützen. Insbesondere die Achtlosigkeit, womit man bei den schönen Menschheitsgrundsätzen, zu welchen man sich bekannte, verwechselte, ob dies nun ethische Leitsätze oder staatliche Fundamente seien, so daß man die jungen Setzlinge, statt in die notwendige Baumschul-Erde der gesellschafts-sittlichen Pflege, flugs hinauspflanzte in die gestrüppvolle, rauhsteinige politische Wirklichkeit, wo sie so ohne weiteres unfähig waren, sich auf eine gesunde, triebfähige Weise zu bewurzeln. Da aber dies die Prinzipiengärtner um keinen Preis wahr haben wollten, blieb ihnen noch das Potemkinsche Mittel, durch ein unerschütterliches System der mehr oder minder selbstgeglaubten Phrase die klarer sehende, kritische Vernunft schlechtweg totzuschwatzen und so ziemlich die ganze Völkerwelt an die Verwechslung politischer Wohlfahrt mit der dogmatisierten Utopie zu gewöhnen. Was nicht schwer ist; denn so verschieden auch die Nationen sind, so überwiegen doch überall die kleinen, schnellfertigen Begabungen, die immer das „einzig Richtige“, den Begriff des allgemeinen Glücks so leicht wie seicht erfassen und an diesem dann hoffnungsvoll treuherzig hangen.

Seitdem ist die Formung der politischen Architekturen wesentlich in die Hände der Dogmatiker übergegangen und nur ausnahmsweise wird sie ihnen durch einen eigenköpfigen Bismarck entwunden. Das Unglückselige ist, daß die Schule den Menschen vorzeitig die Geschichte verleidet, während sie ihnen die spekulative Philosophie nicht ebenso zerhäckselt und dieser daher eine nicht ausbalancierte Vormacht über die strebenden Geister bleibt. — Der neuere übliche politische Fachmann braucht, um ein schönes Haus zu bauen, nicht erst wieder die Urmaterialien, bedarf auch der gelernten Sorgfalt nicht, wie diese herzurichten, zu hobeln und meißeln, zu verbinden und vermörteln sind, wie man sie gegen Fäulnis und ähnliche Überraschungen verwahren muß, man hat ferner nicht mehr nötig, für den einzelnen Fall das Gelände, den Platz, die Umgebung und Lage mit feineren Augenmaßen zu prüfen, um das passend Richtige zu finden. So baute die Staaten der Völker einst die schwerfällige alte, beschränkte Zeit. Heute, da wir uns von der zünftischen Erfahrungs-Vererbung glücklich befreit haben, besitzt der Fortschritt der Zeiten die schönen großen patentierten Baukästen, worin die aus Kunststein gegossenen Bauklötze bis auf den abgepaßten Millimeter fix und fertig sind, die festen Begrifflichkeiten. Geländeunterschiede kommen für diese schematisierte Architektur auch nicht in Betracht, da man alles, ob in China, Persien oder Deutschland, auf die gleiche nivellierte Tischfläche stellt. Der Unterschied von Utopie und wurzelfester Staatlichkeit ist verwischt oder aufgegeben, überall ist

regste Tätigkeit, luftig leichte Spekulation, mit eifernden Wangen und Mündern wird an Ideenanstalten aller Art gebaut, mit dem Jubel noch schönerer Pläne polternd wieder umgestoßen. Tempelreine Republiken, hochschauende Aufklärungspagoden, wölbende Tabernakel mysterienhafter Brudergemeinden, dünnwandige Internationalitätspaläste, wo im Erdgeschoß die ganze Welt ihr simples Recht empfängt und darüber die lichten Weihehallen des ewigen Friedens sich spannen. Von Zeit zu Zeit öffnet sich die Tür, und in den ungeduldig wirren Lärm sieht die große Gestalt der Erzieherin — die meistens reichlich anderswo zu tun hat — herein, der Geschichte: „Nun, Kinder, was spielt ihr?" Und wie sie hinsieht und zuhört, geht über ihr vielgeprüftes Gesicht ein gedankenvoller Schatten. Der aber nicht haftet und schon wieder zum gerührten, sich neigenden, hoffnungsschönen Lächeln wird —

Wer hätte es glauben können, daß auch das formulierte Völkerrecht nicht etwas reifer und fester Gegründetes sein solle, als eine der mörtellosen Bauphantasien auf künstlich geglätteter Fläche? Wir wehrten wohl ab, wenn eine sich der Rechenschaft begebende Dogmenprophetie verläßlich schon die Zeit herangekommen wähnte, auf die Satzung allein den idealen Frieden, die Niederschlagung alles bitteren Widerstreits im Wollen, Bedürfen und Müssen der Völker zu begründen. Wenn diese Verkünder mit ihrem wunschgeborenen „Denken" den Realitäten gegenüberstanden, als ob sie die Völkererde für ein geometrisches Gebilde hielten, das einer von ihnen zuvor eingeteilt und ausgeteilt hätte: wo alle gleich viel Lebens- und Ausdehnungsraum, gleiche Boden-, Arbeits-, Produktionsverhältnisse, alle eine gleichartige Männlichkeit, Befleißigung, physische Selbstbehauptung, dieselbe Geistigkeit und Sittlichkeit als Mitgift erhalten hätten, — so daß es dann nicht mehr so gedankenlos und abscheulich wäre, die Völker auf ihren Zustand für immer unverrückbar festzulegen. — Wir hielten nichts von der Denkbarkeit, schon alles durch das Völkerrecht zu machen. Aber wir glaubten doch an dieses selbst, sahen es, reich an getaner, darin aufgesummter Arbeit, mit festen, konkreten Bestimmungen wohlausgerüstet, wußten nicht anders, als daß sie in Geltung und Kraft seien und, wie jeder Rechtsparagraph, *schlechtweg erfüllt werden müßten*.

Heute hilft nichts mehr darüber weg, es anzuerkennen, daß wir diesen Rechtsbau zusammenstürzen sehn, und mehr: daß er überhaupt keine in den gewachsenen Boden geschichtlicher Kultur gegründete Wirklichkeit gewesen. Nachdem dieser Aufsatz schon geschrieben war, hat das gleiche am 24. Januar im schwedischen Reichstag der frühere Staatsminister Lindmann trefflich so ausgedrückt: „Das große Gebäude des Völkerrechtes steht kaum mehr; *sein Grund hat sich als von lockerster Art erwiesen.*" — Schonungslos müssen wir uns klar sein: das Völkerrecht zeigt sich in der Tatsachengegenwart als ein Stück der Politik, ja als eines ihrer Feigenblätter, doch als kein den Namen verdienendes Recht. (Nach dieser grundbedingenden Seite hin vgl. man die mit der schärfsten rechtstheoretischen Durchdenkung die reiffste ethische Forderung vereinigende Untersuchung von Ernst Immanuel Bekker, dem berühmten, jetzt 88jährigen Heidelberger Rechtslehrer, „*Das Völkerrecht der Zukunft*", Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie

der Wissenschaften, als Einzeldruck Heidelberg 1915, Winter; Preis 1 M.) Das Geschaffene war das Zeugnis des Willens, ein solches Völkerrecht zu besitzen, es entstehen zu machen. Und am ehrlichsten an die Täuschung, daß wir es schon besäßen, glaubten die Deutschen. Anders als bei den Franzosen, wo die Ideologie in den puren Abstraktionen zu wurzeln pflegt und deshalb so leicht sich in die nicht umzubringende Phrase wendet, gründete sich jene ideologische Selbsttäuschung auf die Unbedingtheit der Imperative der deutschen Gewissenhaftigkeit. Aus deren sich äußernden vornehmen Konflikten entsteht dann für den Nur-Politiker, England, willkommene Beute.

Denn niemals, seit dem Hosen-Prozeß der Jungfrau von Orleans, hat England darauf verzichtet, den Maßstab empfindlichster Sittlichkeit an das Verhalten — seiner Gegner anzulegen. Es hat sich zugunsten dieser von jeher derart in Sittlichkeit ausgegeben, daß es für sich selber überhaupt nichts mehr zurückbehielt. Ja, in seiner moralischen Ungenügsamkeit stellt es erdichtete Thesen auf, womit es die Verfehlungen derer demonstriert, die zurzeit nicht in Albions Schatten löblich leben. Es versteigt sich in die Tugendhöhen der jüngferlichen Pensionatsvorsteherin, welche ihren Mägdelein Gedankensünden vorwirft, von denen sie dadurch zum erstenmal erfahren. Ein auf unsere Diplomatie durchaus zutreffender Vergleich.

Folianten wären nötig, um quellenmäßig zu belegen, wie subjektiv England seit je sich zu den internationalen Rechtsbegriffen gestellt hat. Schon ehe auf den niederländischen Universitäten das sog. Völkerrecht zum Stoff gelehrter Behandlung wurde, hatte England den politischen Instinkt für einen derartigen Dogmatismus — soweit er ihm nützte. Daß Spanien und Portugal zur Zeit der großen Entdeckungen die Hoheit in spanischen und portugiesischen Weltmeer-Gegenden beanspruchten, erklärte England für einen unerhörten Frevel gegen die von Gott gegebene „Freiheit der Meere“. Sobald es dann aber selber gegen seinen nächsten Rivalen, die Generalstaaten, einigermaßen zu Kräften kam, wurde von ihm der Begriff der „britischen Gewässer“ aufgestellt, die keineswegs nur eng um Großbritannien bemessen waren, und um ihn zur realen Geltung zu bringen, bestand es darauf, daß die Fremden beim Durchsegeln dieser Gewässer die Flagge dippen mußten.

Es ist kein Zufall, daß die akademische Begründung des Völkerrechtes durch ein an Kolonien und Reichtümern bevorzugtes, aber an volklichen Wehrkräften schwaches Handelsvolk geschah. Auch schon den Niederländern war es geeignet, ihnen zu dienen; dagegen wo sie sich die Mächtigeren fühlten — wovon der Große Kurfürst oder die kaiserliche Ostindische Kompanie zu Ostende bitter genug zu erzählen hatten —, verfuhren sie durchweg gegen ihr Völkerrecht und nach dem des Stärkern. England hat nun vollends, um es ganz geschichtlich, also nicht aus einem polemischen oder anderen Standpunkt, sondern rein nach Anpassung an die Tatsächlichkeit auszudrücken, von Anfang erkannt, daß in der Gedankenschmiede der Hugo Grotius und anderer ein ausgezeichnetes neues Werkzeug für den Klügeren geschaffen worden sei. Eine billige, aber herrliche politische Waffe. Einer feineren Klugheit bedurfte es ja zu deren Führung nicht, wohl aber der nötigen plumpen

und tauben Beharrlichkeit, womit man sich entrüstete, wenn etwa andere Miene machten, die englischen Praktiken einmal auch gegen England anzuwenden.

Die weitschichtige Beispielsammlung für diese Unterscheidung: daß das Völkerrecht von England selber als Vexiermittel gehandhabt, im Verhalten der übrigen Nationen dagegen von ihm mit Richtermiene behandelt wurde, als ob es forensisches Recht sei, findet man in der von Paul Dehn und Alb. Zimmermann herausgegebenen Schriftenreihe „England und die Völker“ (Hamburg, Deutschnationale Buchhandlung).

Das Wort Völkerrecht ist bei dem hier weiter Gesagten nun nicht so definitionseng zu nehmen. Nicht bloß von dessen theoretisch hin und her debattierten Forderungen hat sich England jeweils nach Bedarf ausgenommen, sondern auch vom sonstigen Bindenden, Vertrag, Vereinbarung, Bündnis, was es längst vor aller Völkerrechtlerei gegeben. Es lernte aus dieser jedoch, Handlungen, die vor der einfältigen Vernunft peinlich klar und deutlich liegen würden, in das Helldunkel der Kasuistik zu hüllen, und schuf sich eine neue Sprache, die die brutale Tatsächlichkeit mit dem begrifflichen Klang beschönigt. Verträge und internationale Abmachungen haben doch keinen Sinn, wenn der eine Partner sich im Augenblick der Anwendung von ihnen nicht gebunden fühlt, aber England nennt dies: von ihnen „zurücktreten“, während andere sie nur verletzen oder brechen können. Wenn England sich die Hoheiten eines fremden Staates aneignet, nennt es dies Beschützung, Protektorat; „Integrität“ heißt die Zerstückelung eines Landes, Allianz hieß oftmals seine Zwangsverknechtung; daher ist die englische Hermeneutik (Worterklärung), wenn es die Unabhängigkeit der kleinen Staaten „schützt“, nach englischen Protektoratsauffassungen zu verstehen. England „berät“ fremde Regierungen, wenn es sie unter dem Daumen hält, es nahm für die Gewalttätigkeiten der Entente, aber nur für diese, unbescholtenen Neutralen gegenüber den Ausdruck „militärische Notwendigkeiten“ in Gebrauch, und so wäre noch ein ganzes langes Wörterbuch zu schreiben. Wer dies geschichtlich unternehmen will, versäume dann nicht den Blick auf Indien, an dessen Staatsgebilden England die Sprache am drastischsten durchgeprobt hat, die es seitdem auch auf den näheren Orient und Europa angewendet.

Das Phänomen liegt aber nicht darin, daß jemand so handelt, sondern darin, daß die Nationen dem gegenüber so beharrlich tatlos bleiben. Die einzelnen englischen Perfidien — wenn es z. B. mit den Niederlanden sich gegen die Korsaren im Mittelmeer verabredete und die unter diesem Vorwand mobil gemachte Flotte dann nach der Guineaküste und Neu-Amsterdam zur Wegnahme der holländischen Kolonien schickte, während die Niederländer brav vor Tunis kreuzten — sind immer mit jeweiliger lauter Entrüstung gekennzeichnet worden. Vor hundert Jahren hat Napoleon die Pendants zu dem jetzigen scheußlichen Baralong-Fall, wobei wieder einmal das „Völkerrecht“ — die amerikanische Flagge und Bemalung — mithelfen mußte, durch die Presse, nicht zuletzt durch die hochangesehene Cottasche „Allgemeine Zeitung“, sehr eindrucksvoll zu machen verstanden. Aber was schließlich immer ausgeblieben ist, ist die ernstliche Summierung und unter dem Schlußstrich die ganze, männlich klare Folgerung. Tatsächlich finden wir



das Gedächtnis der Tagespolitik im allgemeinen und der Journalistik im besonderen stets unglaublich dürftig. Als ob die Welt seit gestern stehe, geht von Saloniki her neutralen Leitartiklern — die auch wohl niemals Byron gelesen, von seinem Ekel an seines Landes Politik etwas vernommen haben — ein für si e merkwürdiges Licht auf, setzen sie nun Belgien und Griechenland in eine schwach kapierende, unzutreffende Parallele. Aber auch an den Politikern und Diplomaten, den nichtdeutschen noch mehr, läßt sich feststellen, wie leer es in ihnen von gekannter Geschichte ist. Und wo trotzdem die natürliche Rechtsempfindung aus den stetig sich häufenden neuen Anlässen sich elementar Raum schaffen müßte, da findet sie dann nicht selten den Raum besetzt von Juristerei, deren dünne gedankliche Bohrergewinde sich schließlich auch in das hineinzuschrauben wissen, worin ein ehrlicher einfacher Verstandesnagel bröckeln und nie fassen würde. Es sind unter diesen Politikern der verschiedenen Nationen genug solche, die etwas, was von England kommt, schlechthin nicht anzuzweifeln fertig bringen, ob das nun neue Smokingformen oder politische Gebrauchsmuster sind, allenfalls mit der demütigen Einschränkung: Quod licet Jovi, non licet bovi. — Über diesen Durchschnittsgeistern steht dann bisher noch eine Schicht. Das sind, kurz gesagt, die allzu Anständigen. Man trifft sie unter den Historikern wie unter den Politikern. Weigerungen der eigenen Unwillkürlichkeit hindern sie, sich auf das englische Verfahren mit derjenigen untersuchenden Gründlichkeit einzulassen, womit in seinem Fach ein Arzt, ein Hygieniker auch an das Unappetitliche herangehen muß. Sie sehn diese unreinlichen Stellen, um mit geraffter Toga darüber hinwegzugehen. Aus den aktiven Kreisen der europäischen Staatsmänner stammen die treffendsten Sarkasmen über die englischen Kollegen und „Albions" allgemeines Richtverhalten. Aber zweierlei genierte dann wieder: erstens das alte und ja auch vielberechtigte Ansehn der „Anständigkeit des einzelnen Engländers" und zweitens doch auch ein — bei Diplomaten nicht zu unterschätzendes — exklusiveres Standesgefühl, der Trieb, die Leck-Schäden in den Konventionen der allgemeinen Politik lieber mit dem Mantel der christlichen Liebe nach Möglichkeit zu verstopfen, als die solidarische Würde der hohen Staatengesellschaft vor der misera plebs zu deutlich zu gefährden. Am meisten aber auf das praktische Völkerrecht hat dieses Zudrücken der Augen immer zugetroffen. Man würde unzähliges, fleißig und liebevoll Aufgebautes preisgegeben haben und hätte die unabsehbaren Folgen eines herostratischen Frevels auf sich zu nehmen gefühlt, hätte man das schneidende Bekenntnis ausgesprochen, daß, wenn England nur zum Schein mittue, ja gar kein seinem Sinn nach funktionierendes Völkerrecht existiere. Bismarck hat dies wenigstens fragmentarisch angedeutet, damit, daß „die Achtung vor den Rechten anderer Staaten ... in England doch nur so weit reicht, als die englischen Interessen nicht berührt werden".

Die Folge dieses Vogelstraußverhaltens ist die, daß es niemals zu einem richtig entschlossenen Versuche gekommen ist, England die Achtung dessen, was im „Völkerrecht" gefordert wird, auch wirklich aufzuzwingen. Die bemerkenswertesten Anläufe dazu, in sehr ähnlicher Lage wie heute, sind die beiden Bünde der Neutralen von 1780 und 1800 geblieben, bei dessen erstem noch Friedrich der

Große bedeutungsvoll mithandelnd war. Das Beste hierüber ist das überhaupt zum politischen Verständnis unentbehrliche Werk von A. v. Peez und P. Dehn „Englands Vorherrschaft", Leipzig 1912, Duncker & Humblot. Seitdem, mit dem 19. Jahrhundert, ist die Politik immer tiefer unter den Bann jener drei Schicksalsgöttinnen geraten, die zwar alle drei keine schleierlosen Grazien, aber zu einem gewissen Grade doch auch Schwestern sind: der Ideologie, der Phrase und der öffentlichen Lüge. Sie haben in eigentümlicher Gemeinsamkeit am Völkerrecht weiter gewoben, doch so treulich es besonders die deutsche Ideologie damit gemeint, — es war die unvermerkte Arbeit der Penelope, und heute zaust sie der Weltensturm, und Fetzen um Fetzen fliegen die Reste davon in alle Winde.

Es ging mit England wie mit jenen anderen Großen, die nicht gehangen werden — sie machen Schule. Wie gespannt sich auch Japan und die Vereinigten Staaten gegenüberstehn, darin ähneln sie sich, daß sie sich im praktischen Benutzen des Völkerrechts auf der Cant-Linie des englischen Vorbilds halten. Danach verteidigt der Mann im Weißen Hause ein wunderlich anspruchsvolles und dann wieder empörend unverbindliches Völkerrecht; es reicht für die Munitionslieferungen und ist doch so streng neutral, daß es mit einem gesalbten Fußtritt den Boten abfertigte, der den herzlichen Appell wegen der Dumdumgeschosse vertrauensvoll zu überbringen kam. Vorbehalt Englands war es bisher gewesen, daß es ohne die bei den Nationen des Völkerrechts üblich bleibende Kriegserklärung dänische Flotten wegnahm, gegen fremde Staaten oder Häfen die Kanonen löste oder (durch Jameson) in die Burenstaaten einfiel. Der ostasiatische Lehrling mit dem höflichen Lächeln war der erste, der gegen die Russenpanzer in Port Arthur diese vorteilhafte Dispensation von der Kriegserklärung sich zunutze machte. Es mag sehr gleichgültig scheinen und spricht doch vielbesagende Umschwünge derartiger Begriffe aus, wenn kürzlich vor den kopfschüttelnden Hörern eines freundlichen Bodenseedorfes, auf dem Boden eines höchst gewissenhaft neutralen und rechtsempfindlichen Staates, ein reisender Vortrags-Landsmann seine Balkanschilderungen mit der belehrsamen Wendung zu schließen vermochte: die Entente hätte von ihrem Standpunkt den großen Fehler gemacht, die Dardanellen nicht vor der Kriegserklärung zu besetzen! (Notabene waren die Türken im Herbst 1914 gegen derartige Rekognoszierungen doch nicht so naiv, wie der gelehrte gute Herr sich dies dachte. Es war nur das Verdienst der deutschen Zensur, daß man in Mitteleuropa damals von vielen sonst weltbekannten Dingen nichts erfuhr.)

Unnötig, den heutigen Zustand des Völkerrechts noch weiter, etwa aus den hochtönenden Reden der Männer im Zitronenlande über den sacro egoismo zu belegen. Auch die an sich interessante Darlegung muß hier beiseite gelassen werden, daß sein juristisches Kartenhaus den Zusammensturz doch wohl am meisten den extremen Belastungsproben verdankt, die die Pazifisten und andere Völkerrechts-Utopisten seit länger vorgeführt. Sie haben über sein Verhältnis zur Wirklichkeit mehr noch die Augen öffnen müssen, als die geschichtliche Tatsachenreihe.

Es ist am meisten formende deutsche Arbeit, die mit dem Kunstwerk des Völkerrechts, gleichwie ein Schneemann im Föhn, vor unsern Augen zerrinnt und verschmutzt dahinfließt. Auch jetzt, als Endziel des ihm aufgenötigten Krieges, will Deutschland das bessere Völkerrecht, z. B. in Gestalt der Freiheit der Meere. Der inhaltliche Wille der völkerrechtlichen Bestrebungen braucht auch tatsächlich deswegen nicht aufgegeben zu werden, weil man einsieht, daß man sich allzu vertrauensvoll auf die Macht des Buchstaben, in der Form der Beschlüsse, Verträge, Paragraphen, Theorien, verlassen habe. Vis vim vi pellit, lernen die Quartaner, — um es dann leider als vergeistigte Politiker später zumeist vergessen zu haben. Die Beweise der deutschen Rechtlichkeit, der deutschen versöhnlichen Gutsinnigkeit mitsamt der „deutschen Kultur" sind den gegnerischen Kräften völlig gleichgültig, die uns hassen. Wir sollen sie besitzen, ohne damit im Musterkoffer vom einen zum andern zu ziehn; je mehr wir sie denen, die einmal nichts von uns wissen wollen, in verlegener Supplikantenmanier vorzuführen suchen, ermutigen wir sie zu neuem Vordringen mit ihren Ränken und Listen, ihren alles umdrehenden Lügen, alles wider uns wendenden Übel-Auslegungen. Was wir einer künftigen besseren internationalen Rechtlichkeit sichern können, sichern wir allein durch eine erkenntnisklare und erkenntnisbringende Politik, die die realen Mittel und Stellungen wahrnimmt, ihren Friedens- und Rechtlichkeitswillen zum Gebot zu machen, das sich vielleicht nach wie vor verdrehen, aber nicht antasten läßt. England verstand es, als Monopolmacht des Unrechts gleichwohl von allen gescheut und daher, wie nun einmal die Menschen und Völker sind, am meisten geachtet zu werden. Wir dagegen sind als die Vormacht der rechtlich vertrauensvollen Friedlichkeit, mit unserer allsichtbar entgürteten Diplomatie, in nur stetig zunehmende Anfeindung, Verdächtigung und Mißachtung geraten. Das sind unschöne und unfreundliche Tatsachen, aber es sind vor allem Tatsachen. Es entbindet uns keine höhere Gutgesinnung davon, zu erkennen und zuzugeben, daß es in der Staatenwelt zunächst einmal politisch zugeht. Und unser Handeln danach einzurichten. Wen die Wölfe und Luchse umlauern, der darf ihnen nicht hartnäckig sein vegetarisches Gemüt beweisen. Er muß sich auch nicht in der Form schwach zeigen, daß er sich all das verlogene, gemeine Gezeter ringsum zu Herzen nimmt. Abwehren, dreinleuchten, — ja, gut; aber nicht gar auch noch darauf hineinfallen, sich dadurch lähmen, lenken und dumm machen lassen. Deutschlands Position bei germanischen und anderen Neutralen ist ein gut Stück besser geworden als vor dem Kriege, weil wir seitdem erwiesen, daß wir zu wollen und zu handeln fähig sind. Und so kann Deutschland auch noch zum schirmenden Führer des rechtlichen Völkerwillens werden, den die listig gewendete Lüge ihm am meisten absprechen will. Durch Stärke, durch Klugheit, die mehr als alles andre Achtung werben. Das kathedermäßige Völkerrecht ist einer galoppierenden Schwindsucht erlegen, davon läßt sich nichts wegdeuteln. Das schadet aber nicht so viel, als wenn man weiter verkennen würde, daß es noch gar kein echtes, lebendiges Recht gewesen. Denn jedes echte Recht muß als Gebot und Verbot auch zuverlässig bindend sein, und dafür bedarf es der waltenden Macht, die es schützt, die seine Verhöhnung straft und niederzwingt. So hatten wir noch keins, doch es läßt sich, da nun der Fehler und Mangel erkannt ist, auf

politischem Wege für künftig anbahnen. Über die Knie das nackte Schwert gelegt, so saß im germanischen Rechtsthing der den Friedensbann wahrende Richter. Stark in seiner grenzgefestigten Volksmacht, so kann Deutschland der redliche Schirmer der Gerechtigkeit und der Rechtsachtung unter den Völkern des Erdballs werden.



Heimweh · Von Paul Ernesti

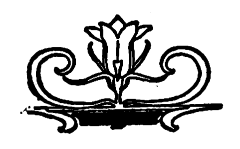
Der Garten. Die weiße Pforte,
Von Rosen überspannt,
Führt in mein leises Wunderland.

Das Haus im Grün der Bäume
Steht wie ein Schloß der Träume.

Wenn abends die Rosen bleich
Im Garten schimmern,
Fällt in das blinkende Gezweig
Das Licht aus deinen Zimmern.

Im weißen Kamin
Die Flammen steigen und fliehn
Und röten deine Wangen.
Der Hund im Hof schlägt an;
Es ist ein fremder Mann
Vorbeigegangen.

Und löschen die Lichter aus,
Sinkt auf dich nieder das Haus
Mit Balken und Steinen und Stufen.
An deine Brust hebst du die Hand,
Weil deine bange Seele fand
Mein fernes Rufen.



Ask und Embla im Paradies

Von Karl Schultze

Als Jesus am Sabbat einen Menschen traf, der arbeitete, sagte er zu ihm: „Wenn du weißt, was du tust, selig bist du: wenn du es aber nicht weißt, bist du verflucht und ein Gesetzesübertreter."
(Lukashandschrift D.)

Als Gott Adam und Eva aus dem Paradiese vertrieben und den gedankenschnellen Engel mit dem flammenden Schwerte zum Wächter des Gartens bestellt hatte, war er eine Zeitlang tief bekümmert. Und manchmal reute es ihn, daß er Menschen geschaffen hatte, und er war dann zornig auf sie und sich. Eines Tages aber, als er durch den Garten ging und auf der großen Himmelswiese ein Reh stehen sah, das klug nach ihm heräugte, ward er wunderbar milde gestimmt, und er gedachte daran, wie schön Adam und Eva gewesen waren, und wie ihre Augen oftmals über die Pracht der Natur gestaunt hatten. „Der Mensch ist mein schönster Gedanke", sprach er bei sich und beschloß, künftig wieder seine Hand über Adam und Eva zu halten, aber auch dem Paradiese neue Menschen zu geben. Da schuf er Ask und Embla. Er nahm sie beide an der Hand und führte sie mitten in den Garten zu den Bäumen des Lebens und der Erkenntnis und wies ihnen alles an. „Von allem, was im Garten wächst, dürft ihr essen, auch vom Baume des Lebens, nur vom Baume der Erkenntnis zu essen, ist euch verboten. Auch sollt ihr nicht über die Grenze des Gartens hinausgehen, mein Flammenengel hütet den Umkreis." Ask sah Gott klar und sicher an, Embla aber blickte staunenden Auges in die Pracht und Schönheit des Gartens. Und während dann Ask mit den Augen maß, was sich vor ihm ausbreitete, faßte Embla nach Gottes Hand und schmiegte sich an ihn. „Demut", sagte Gott milde lächelnd und strich ihr übers Haar, und der Name Demut blieb ihr.

Lange freuten Ask und Embla sich glücksfroh der Herrlichkeit: sie aßen von den Früchten der Mandelrose, der Sternbirne, des Dorantapfelbaumes oder der Goldmelone, sie tranken den hellen Tau aus den Kelchen der Gotteslilie oder den würzigen Saft des Bienenbaumes, sie spielten mit den Tieren, sie schauten dem farbigen Spiele der Formen und Farben zu, sie lauschten dem Rauschen des Wassers oder dem Ziehen des Windes, wenn er kosend durch die weichen Blätter der Samtbäume strich; und wunderbar war es, auf die abendliche Stille zu horchen.

Embla freute sich über alles, sie war immer glücklich, alles war ihr schön und gut, keine ängstliche noch übermütige Regung trübte das Gleichmaß ihrer Seele, und wenn ihr etwas unerwartet Schönes begegnete, so jauchzte und jubelte sie nur mit den Augen, nur langsam streckte sie ihre Hände danach aus; alle Tiere hatten sie lieb. Ask aber ging mit festen Schritten durch den Garten; nach einiger Zeit auch begann er das einzelne zu beobachten, kannte alsbald jeden Pfad, jeden Platz, jeden Baum und jeden Strauch und hatte Namen für alles; bald auch streifte er an den Grenzen des Gartens, der auf allen Seiten von steinigen Felsen und Wüste umgeben war, dahinter schimmerte in weiter Ferne ein blauer Streif, und von da erhob sich in gewaltiger Wölbung das Himmelsdach.

Eines Abends, als Gott in der Kühle im Garten lustwandelte und Embla neben ihm ging, trat Ask, von einer Streife kommend, quer durch die Büsche biegend, ruhigen Schrittes vor ihn hin und sagte: „Vater, ich möchte dich etwas fragen.“ — „Sprich!“ — „Warum hast du uns verboten, vom Baume der Erkenntnis zu essen?“ — „Warum willst du das wissen?“ — „Sieh,“ erklärte Ask, „ich habe alles hier durchstreift und kenne es, ich weiß, daß draußen um den Garten herum Stein und Wüste ist, weit hinaus habe ich geschaut, bis in der Ferne ein blauer Streif meinem Blicke Halt gebot. Oben am Himmelsdache kenne ich Wolken und Gestirne. Lange schon wollte ich dich bitten, mir zu erlauben, über den Umkreis des Gartens hinauszuwandern, du hast es verboten. Nun frage ich dich; denn bevor ich dich bitte, möchte ich wissen, was es mit dem Baume der Erkenntnis auf sich hat.“ Da ging ein Schatten über Gottes Züge, aber wie Embla ihn ängstlich erwartend ansah und ihm die Hand küßte, kam es wie ein leises Leuchten und Lächeln in sein Gesicht: „Menschlein, was wolltest du mit der Erkenntnis? Ich warne dich. Tätest du meinen Willen nicht, so müßte ich dich des Gartens verweisen, und du müßtest sterben. Tu, was ich dir geboten habe zu tun.“ Da sah Ask ihn forschend an, dann sagte er: „Es klingt mir fremd, was du sagst, ich verstehe es wohl noch nicht, doch ich will es mir überdenken.“

Früh am andern Morgen, als die Sonne im Osten wärmend emporstieg und die Lerchen tirilierten, gingen Ask und Embla durch die noch tauige Frische nach der Mitte des Gartens, bis sich vor ihnen der Baum der Erkenntnis mit mächtigem Stamme und gewaltiger, runder Krone erhob, im sattgrünen Laube leuchteten purpurne Äpfel. Da sagte Ask: „Der Vater hat uns den Garten gegeben mit allem, was darin ist; warum mag er nur grade diesen Baum mitten hineingestellt haben? Warum müßte ich sterben, wenn ich von den Äpfeln äße? Warum — sagt er mir das? Ich habe heute nacht hier gesessen, als der Kronenstern hoch oben mitten über dem Baume stand, er sah wunderbar aus wie ein Geheimnis, und zuweilen hob er im Nachthauche leise, o leise aufrauschend die Blätter; als der Kronenstern dann hinabging und langsam zu bleichen begann, bin ich noch einmal an der Gartengrenze gewesen; — o Demut, wie — eng ist es hier! Da kam ich und suchte dich.“ — „Lieber,“ sagte Embla, „du fragst wider den Vater, und es macht dich unruhig.“ — „Unruhig?“ erwiderte Ask. „Es ist nicht Unruhe; wenn ich draußen am Rande des Gartens stehe, wo du nie gewesen bist, und in die Weite schaue, so drängt es in mir wohl dahin, aber eine Ruhe ist in mir wie tiefes Atmen im Schlaf, doch mit vollem Bewußtsein. Alles wird so groß und so weit und so schön, es ist, als erdrücke mich das Unermeßliche, und als wäre ich doch Herr über das alles: ich verwachse und verwebe mit dem allem. Auch wenn ich den Baum hier sehe, der mir so nah ist und doch unerreichbar, ist mir so wohl ob seiner Schönheit, ich habe und halte ihn wie die Ferne. Nur — wie soll ich sagen? — wenn ich mich wieder unterscheide vom Geschauten, wenn ich wieder so allein bin, dann sehne ich mich und dann frage ich. Aber unruhig macht es mich nicht. Auch wird der Vater ja wissen, warum er so tut. — Und ich glaube,“ fügte er sinnend hinzu, „ich erfahre es doch noch einmal, was es alles ist. Ich will hinaus, und ich weiß, einmal geschieht es.“ Embla entgegnete: „Mir ist alles schön und gut,

wie es hier ist, ich freue mich alles dessen, was der gütige Vater gegeben hat. Ich begehre nichts weiter, ich freue mich des Anblickes des schönen Baumes, aber er hat kein Geheimnis für mich, und seine Äpfel locken mich nicht. Es ist ja so vieles andere hier. Wenn aber der Vater will, so wird er mir schon einmal von dem Baume geben, wenn es gut ist. — Doch ist mir, als wäre etwas anders geworden, seit du gestern den Vater gefragt hast; ich weiß nicht, was es ist." — „Ja," sagte Ask, „du bist anders als ich. — Wenn ich dich nun einmal bäte, wie ich bisher noch nie tat, mit mir zu gehen und in die Weite hinauszuschauen und vielleicht hinauszuwandern, tätest du das?" — Da erschrak Embla: „Ich tue, was der Vater will." — „Ja," sann Ask, „was der Vater will. — Aber wenn ich dich bäte und er nicht wollte?" Da sah ihn Embla angstvoll an, sie stand reglos, als verstünde sie nicht, wie so etwas geschehen könne, dann erhob sie wie flehend die gefalteten Hände: „Bitte mich nicht!"

Am Mittag desselben Tages, als die Sonne hoch stand und die Bäume kurze Schatten warfen, ruhte Ask angesichts des Erkenntnisbaumes im Dunkel eines hohen, dichten, von weißen Blütendolden beschwerten Holderstrauchs und sann. Da ringelte sich sachte und geschmeidig am Stamme des Erkenntnisbaumes herab die große Silberschlange. Ask lockte sie zu sich, sie legte den platten Kopf auf seine Brust, und er strich ihr kosend über die glänzigen Schuppen. Nach einer Weile begann sie, wie mit einem Gedanken spielend: „Ask, sage mir: hat Gott euch verboten, vom Erkenntnisbaume zu essen? — Hat er wirklich gesagt, ihr dürftet von den Äpfeln nicht essen, oder wie lautete es?" Ask lächelte: „Was geht es dich an, du spaltzüngiges Kriecherlein?" — „Nun, nichts weiter," erwiderte sie, rieb schmeichelnd Kopf und Hals an Asks Hand und sah ihn dreist und listig an, „ich frage nur, ich wüßte es gern; hat er wirklich so gesagt: wenn ihr einen Apfel eßt, müßt ihr sofort sterben? Gott ist doch so gut; ich glaube nicht, daß es so gemeint ist; viel eher noch glaube ich: ihr werdet keineswegs sterben, sondern alle Erkenntnis haben von hoch und tief, von nah und fern, — ihr werdet sein wie Gott selbst; darum hat er es euch verboten." Da lachte Ask: „Aber Schlänglein, hast du mit Gott zu Rate gesessen und verrätst ihn jetzt?" Und indem er ihren Hals mit der Hand umspannte und ihren Kopf hob, so daß er ihr noch voll in die Augen sehen konnte, fügte er mit heiter überlegenem Ernst hinzu: „Schlänglein, du lügst und möchtest mich wohl betrügen. Geh, mit dir habe ich nichts zu schaffen." Dann wandte er ihren Kopf von sich weg und ließ sie los, und die Silberschlange ringelte eiligst davon. Ask aber sprach sinnend zu sich: „Ich verstehe den Vater nicht, aber ich habe Vertrauen zu ihm. — Hat er kein Vertrauen zu mir?"

Tage auf Tage vergingen, da trat Ask wieder vor Gott und sprach: „Vater, dein Verbot beginnt auf mir zu lasten, ich bitte dich, belehre mich besser oder entlaß mich aus dem Garten." Gott bezwang seinen aufsteigenden Zorn und fragte: „Du Eigenkopf, hast du nicht alles hier, was dein Menschenherz begehren kann?" — „Ich habe es dir schon gesagt," entgegnete Ask, „um was ich dich bitten möchte. Das Beste hast du mir verboten, den Erkenntnisbaum und draußen die Ferne." Da wurde Gott sehr ernst, und seine Brauen buschten sich: „Menschlein, ich habe dir geboten, was gut ist; du weißt, wie ich dich strafen müßte." Ask aber fürchtete

sich nicht, er sah Gott sicher an: „So sage mir, warum es gut ist, was du mir geboten hast. Warum müßtest du mich strafen, hast du nicht Gewalt im Himmel und auf Erden? Hast du nicht mich gemacht? Sieh, —“ und er lächelte leicht, wie in frohem Sinnen — „wenn ich meinem Hunde, dem klugen, treuen Tiere, sage: dies tu, dies tu nicht, hier komm her, da geh hin, da nicht, so tut er es oder tut es nicht, wie ich gebiete, aber — er fragt auch nicht.“ Gott stutzte und sah Ask gedankenvoll an; doch dann war es, als verflöge sein Sinnen vor einem plötzlichen lustigen Gedanken: „Sieh Demut an, fragt sie auch? Du vergleichst sie mit deinem Hunde.“ — „Allerdings, Demut,“ sagte Ask nachdenklich, „sie fragt nicht, sie fragt — noch nicht, — vielleicht nie, wer weiß? Und doch möchte ich sie meinem Hunde nicht vergleichen, denn sieh, vor einiger Zeit war die Schlange bei mir, die große, schöne, silberschuppige, die fragte auch; willst du, daß ich mich ihr vergleiche?“ Einige Augenblicke herrschte Schweigen, dann sagte Gott: „Ich will dir eine Geschichte erzählen!“ Und sie setzten sich an einem rasigen Hügel zu Füßen eines mächtigen Tulpenbaumes hin. Grade kam Embla des Pfades, leichten Schrittes und träumerisch singend; wie sie die beiden sah, lief sie auf Gott zu, setzte sich zu seiner Rechten und streichelte seine Hand. „Nun hört zu, ihr beiden,“ sagte Gott; „ich habe euch noch nie davon gesagt, daß vor euch schon ein Paar im Garten war, so wie ihr. Jetzt aber, da Ask mich so drängt,“ — und er strich Embla über das Haar — „sollt ihr es erfahren. So werdet ihr wissen, was ihr zu tun habt.“ Nun erzählte er ihnen, wie Adam und Eva im Garten gewesen seien, und wie er sie habe strafen müssen. Ask lauschte gespannt, Embla lehnte, leicht schauernd, an Gottes Brust. Wie Gott geendet hatte, war es eine Weile still, dann sagte Embla leise: „Es fiel ein Schatten herein, o Vater, warum hast du uns das erzählt?“ Ask sah schnell zu Gott hinüber und sagte froh zu ihm: „Vater, das ist meine Geschichte nicht. — Ich bitte zwar heute nicht mehr, aber jetzt weiß ich: ich komme wieder — morgen vielleicht — oder übermorgen — oder irgendwann —, aber“ — und ein Zug der Entschlossenheit legte sich um Augen und Lippen, während er in den Garten hineinsah — „ich komme.“ Dann glitt sein Blick hin zu Embla, die sich sacht aus Gottes Arm gelöst hatte und wie aufgeschreckt und staunend nach dem Erkenntnisbaume hinsah, und er sagte leise, so daß nur Gott es hörte, mit freudiger Spannung in der Stimme: „Und wer weiß?“ Da erhob sich Gott still und ging davon, Ask und Embla aber saßen noch eine Weile still da und dachten, jedes das Seine.

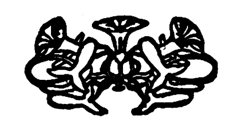
Tage und Wochen waren vergangen, da ruhte Ask wieder unter dem Holderstrauche bei dem Erkenntnisbaume, und in seinem Blicke lag etwas Sicheres und Trotziges. „Sei es denn,“ sagte er zu sich, „ich kann und will nicht anders. — Aber Demut? Was sie tut, weiß ich nicht. Neulich glaubte ich, — —, aber sie ist wieder so ruhig und still und froh, anders zwar als sonst. Doch wie auch immer es sei, eins weiß ich gewiß: bleibe ich noch länger hier, und gewährt mir der Vater nicht, worum ich ihn bitte — und er tut es nicht, das ist sicher, und er kann es nicht tun, wenn er nicht Entschluß und Verbot umstürzen will —, so kommt es, wie Demut meinte: unruhig werde ich mich quälen und Demut dazu; möge sie tun, was sie für recht hält, ich will sie nicht bitten, aber ich tue das Meine. — Mag der

Vater mich dann strafen und einen neuen Menschen für mich schaffen, wie ihm gefällt." Dann stand er auf, trat festen Schrittes zu dem Erkenntnisbaume, brach einen der Purpuräpfel und aß davon. Da war es ihm, als sähe der Garten anders aus denn zuvor; so gut er ihn kannte, jede Pflanze und jedes Gestein und jedes Tier, jetzt sahen ihn tausend neue Wunderrätsel an, und eine unnennbare Sehnsucht, als werde er emporgehoben, als reckte und spannte sich alles in ihm, erfüllte ihn, ähnlich wie bisher wohl das Verlangen nach der blauen Ferne, aber stärker und unbegriffener, unendlich drängende Seligkeit der Erwartung von Neuem, Ungekanntem und der Erfüllung hoher Wünsche. Da sank er nieder auf die Knie und barg tiefatmend sein Gesicht in den Händen, wie gebeugt von überseligem Schmerze. Dann erhob er sich und reckte sich empor: „Ich habe recht getan."

Es war aber um die Zeit, da Gott in den Garten kam. Und als Ask ihn und Embla neben ihm kommen sah — auch sie schienen ihm anders, unbegriffener und schöner —, trat er Gott entgegen und sagte: „Vater, ich habe vom Erkenntnisbaume gegessen, strafe mich, — wenn — du — darfst." Embla stand da mit staunenden Augen und halbgeöffneten Lippen, die Hände auf die Brust gelegt, und sah Ask an, als hätte sie ihn nie gesehen und wüßte nicht, ob sie fliehen oder zu ihm gehen solle; Gottes Antlitz aber lohte in Zorn. Doch Ask stand aufrecht und wich nicht zurück, seine Augen tauchten in Gottes Augen: — wenn du darfst. Da fiel Gottes Blick auf Embla, er besänftigte sich und sah sie fragend an. Überwältigt kniete sie vor ihm nieder: „Vater, warum hast du uns verboten, vom Erkenntnisbaume zu essen? Gib du jetzt selber auch mir vom Baume, auf daß ich mit ihm gehe." Da ruhte Gottes Blick eine Weile sinnend auf dem Weibe, dann ging er langsam zum Baume, brach einen Apfel, und, mit der Linken ihr Haupt berührend, gab er ihn ihr schweigend. „Dank, Vater, du bist gut", sprach sie leise, erhob sich und trat zum Manne. Gott aber wandte sich ab und winkte dem herbeieilenden Flammenengel: „Laß sie hinaus." Ask sah den Engel an: „Ich kenne den Weg." Da wagte der Engel nicht voranzugehen, sondern folgte ihnen langsam, bis sie das Tor erreichten, das sich vor ihnen öffnete.

In mitternächtiger Stille, auf hohem Berge, spann Gott in glühroter Wolke seine Gedanken. Endlich sprach er zu sich: „Es ist gut. Wollte ich nicht Menschen schaffen, die mir gleich seien? Sie sind die rechten, er mit Demut zusammen. Sein Sehnen geht doch nur zu mir, nach dem Unbekannten in mir, wenn er mir widerstrebt in trotzigem Stolz. Ich werde sie segnen, sie segnen müssen, weil sie mit mir ringen. Und sie sollen mich sehen in immer verwandelter Gestalt — auf daß sie mir gleich seien — und ich ihnen. Das ist meine neue Erkenntnis und mein neues Geheimnis."

Langsam verblaßte die Glühwolke zu mildem Leuchten. Ein rosenfarbener Schein aber fiel von ihr auf den Pfad der beiden Menschen, die beim Schimmer der Sterne Hand in Hand ihrer neuen Welt zuschritten.



Die verärgerten Pazifisten

Von Dr. Adolf Schmidt-Godesberg

Bekanntlich hat das Deutsche Reich auf der Haager Konferenz von 1907 eine Erörterung der Abrüstungsvorschläge abgelehnt. Da nun Abrüstung auf dem Programm der Pazifisten steht, so ist es begreiflich, daß letztere über Deutschlands Verhalten unwillig waren. Zerstörte es doch die scheinbar nahe Verwirklichung eines ihrer Ideale. In ihrem Schmerz gehen die Pazifisten sogar so weit, daß sie behaupten, Deutschland habe durch dieses Verhalten seine Einkreisung selbst verschuldet. So schreibt am 9. Oktober im „März" (S. 10) ein deutscher Pazifist: „Die Pazifisten haben mit Schmerzen gesehen, wie Deutschland durch seine verständnislose Haltung auf den Haager Friedenskonferenzen die andern vor den Kopf gestoßen hat, und wehmütig hat A. H. Fried auf die Folgen hingewiesen. Tatsächlich ist auf die zweite Haager Konferenz von 1907 die Politik der sogenannten Einkreisung gefolgt." In den „Blättern für zwischenstaatliche Organisation" S. 266 schreibt der oben genannte Fried: „Deutschland wurde nicht eingekreist, es hat sich selbst ausgekreist, und nicht zuletzt durch seine im Haag angenommene Haltung."

Ist diese Auffassung richtig? Hat Deutschland sich selbst ausgekreist? Zur Beantwortung dieser Frage gebe ich nur „Feinden" Deutschlands das Wort, Leuten, die nicht für die deutsche Sache eingenommen sind.

Der Franzose Francis Delaisi, der durch seine 1911 in Paris erschienene Schrift „La Guerre qui vient" (in der er diesen Krieg schon voraussagt) bewiesen hat, daß er die Wirklichkeit klar erfaßte, und durch seine Ausführungen zeigt, daß er in den Geheimfächern der Politik Bescheid weiß, schreibt S. 4: „Donc, pendant les années 1904 et 1905, le (d. h. Delcassé) voilà qui, d'accord avec le cabinet anglais, s'occupe à ‚encercler' l'Allemagne." Also schon 1904 und 1905 beschäftigt Delcassé sich damit, uns einzukreisen. Schwer dürfte es sein, die französische Politik der Jahre 1904—05 zu begründen durch Deutschlands Verhalten im Jahre 1907.

Aber gewichtigere Kronzeugen als Delaisi gibt es. Sie gehören der hohen Zunft der Diplomaten an. In den „Belgischen Aktenstücken 1905—1914" schreibt am 14. Oktober 1905 Baron Greindl, Belgiens Gesandter in Berlin, an die belgische Regierung: „Et l'isolement de l'Allemagne est actuellement le but principal de la politique anglaise" — „Deutschlands Isolierung ist gegenwärtig (1905!) das Hauptziel der englischen Politik." Ferner: am 6. März 1906 spricht Leghait, Belgiens Gesandter in Paris, von dem Wunsche Englands, die Lage zu vergiften (d'envenimer la situation). Am 5. April 1906 schreibt Greindl: „Es besteht kein Zweifel mehr, daß der König von England Delcassé in eine kriegerische Politik getrieben hat."

Welchen Grund hat denn aber England, eine deutschfeindliche Politik zu treiben? Einen dritten Belgier kann ich diese Frage beantworten lassen. Graf Lalaing, Belgiens Gesandter in London, berichtet am 7. Februar 1905 an seine

Regierung: „Die Feindschaft des englischen Volkes gegen Deutschland gründet sich auf Mißgunst und Furcht.“ Am 18. Februar 1905 schreibt Baron Greindl in seinem Bericht aus Berlin denselben Gedanken nieder: „Die wahre Ursache des Hasses (!) der Engländer gegen die Deutschen ist die Mißgunst.“

Wir sehen also hier von vier einwandfreien, zuständigen Richtern festgestellt, daß schon vor der Haager Konferenz von 1907 die Stimmungen da waren, die sich später nur verstärkt haben und schließlich den Krieg herbeiführten. Wer meint, durch Zitate lasse sich alles beweisen, der lese die Aktenstücke ganz. Mindestens zehnmal wird er den Gedanken ausgesprochen finden, daß Englands Ziel die Einkreisung Deutschlands ist; daß in Frankreich Chauvinismus, Anmaßung und der Revanchegedanke von Tag zu Tag sich ausbreiteten und verstärkten.

Wie wenig Deutschland Anlaß gab zu seiner Einkreisung, beweist auch noch ein Vorgang aus dem Juni 1898. Damals schlug Graf Münster, der deutsche Botschafter in Paris, der französischen Regierung eine Annäherung vor. Delcassé hat es fertig gebracht, diesen Vorschlag zu ignorieren und unbeantwortet zu lassen.

Aber war denn überhaupt mit Englands Abrüstungsvorschlag der Sache des Pazifismus oder der Menschheit gedient? Harmlose Seelen mochten das wohl meinen. Aber hören wir darüber jemand urteilen, der die Welt und ihren Lauf kennt. Am 28. Juli 1906 schreibt Graf Lalaing in seinem Bericht an die belgische Regierung über Englands Rüstungseinschränkungen: „Aber um diesen Plan (der Rüstungseinschränkung) zur Annahme zu bringen, sah sich der Marineminister zu der Erklärung gezwungen, daß im Falle der Billigung seines Programms durch das Abgeordnetenhaus die Seestreitkräfte Großbritanniens immer noch größer seien, als die beiden andern größten Kriegsmarinen der Welt, und daß England ohne Nebenbuhler auf See sein werde. Englands großmütige Initiative auf dem Wege der Reformen verliert durch die Tatsache erheblich an Wert, daß es keine Gefahr läuft und daß es nach wie vor den Ozean zu beherrschen gedenkt. Wenn die Vereinigten Staaten oder vor allem Deutschland sich im Haag weigern sollten, sich die von den englischen Delegierten verfochtenen Anschauungen zu eigen zu machen, so wird man nicht verfehlen, die Verantwortung für den Mißerfolg, der die menschenfreundlichen Ideen Englands und seines neuen Friedensapostels Sir Henry Campbell-Bannerman treffen würde, diesen Nationen zur Last zu legen.“

Hätten die Pazifisten diesen Bericht gelesen, so wären sie nicht zwiefach hereingefallen. Einmal haben sie in ihrer Gutmütigkeit nicht gemerkt, daß Englands Abrüstungsvorschlag eine Heuchelei war, und ferner haben sie nicht gemerkt, daß sie Deutschland schweres Unrecht taten und so Unfrieden stifteten. Wer aber Unfrieden sät, kann nicht Frieden ernten.



Dämmerungsseelen

Von Hedwig von Puttkamer

Auf vergilbten Blättern fand ich eine alte Sage: Als Luzifer, der Engel des Lichts, sich in maßlosem Hochmut gegen Gott den Herrn empörte, gab es eine gewaltige Schlacht unter den Engeln, die teils für, teils wider Gott stritten, bis die Heerscharen des Allmächtigen die Anhänger des Teufels besiegten und ihn mitsamt seiner Gefolgschaft in die Tiefen der Hölle hinunterzwangen. Während des Kampfes jedoch fanden sich unter den Engeln auch solche, die sich weder den Scharen Gottes, noch denen des Teufels zugesellen mochten. Den einen so fremd wie den andern, blieben sie Zuschauer des Zweikampfes und standen unentschlossen von ferne. Diese freien und traurigen Geister, so berichtet die schwermütige, alte Sage, die weder dunkel noch hell, weder böse noch gut, sondern des Bösen und Guten, des Lichts und der Finsternis gleich teilhaftig waren, wurden von der himmlischen Gerechtigkeit in eine irdische Welt verbannt, die zwischen Himmel und Hölle liegt, in das Tal der Dämmerung, die ihnen gleicht. Und dort wurden sie Menschen.

So wäre es denn Schicksalslast, uralter Fluch, gelegt auf uralte Sünde, das Zwiespältige, das Zweifeln, das Unentschlossene, das Grübeln und Wägen, über dem die Zeit zur Tat verloren geht?! Mensch sein heißt also nichts anderes als: dazwischenstehen. Nicht gut, nicht böse, nicht hell, nicht dunkel, nicht heiß, nicht kalt — alles nur Schwäche, nur Dämmerung, nur Lauheit?

Und doch sehen wir's anders, wenn wir in die andern Völker um uns her hineinblicken — sehen das Böse, die Leidenschaft und die Flammen des Hasses — Dann sind also wir Deutschen allein die „Dämmerungsseelen“, von denen Dante sagt: Angeli che non furon' ribelli Ne pur fideli a Dio, ma per sè foro.

Es ist schon so. Dämmerungsseelen wandern durch dies kühle Land, das unsere Heimat ist. Es ist ein Land der Mitte, und die Mittellinie ist für seine Art das Bezeichnende. Es hat nicht Abgründe und gewaltige Gebirge, keine reißenden Ströme und keine wasserlosen Steppen und Wüsten, es hat keinen Winter, in dem alles Leben im Eise erstirbt, und keinen Sommer, dessen Glut marksaugend und lähmend auf Erde und Menschen lastet, immer steht es zwischen den Gegensätzen. Und wir segnen es drum und lieben es um so mehr, weil dies Land gütig ist zu seinen Kindern und sie nicht, wie eine launische Mutter, heute züchtigt und morgen liebkost. Aber wir sogen seine Art in uns auf und wuchsen aus seinem Boden, so wurden auch wir zu Kindern der mittleren Linie, zu „freien, aber traurigen Geistern im Tal der Dämmerungen“.

Wie schwer es ist, ein Deutscher zu sein, das fühlt nur, wer es ganz und gar ist! Wenn die andern uns nach den Fehlern unserer Tugenden richten wollen, so mögen sie uns aber auch die Tugenden unserer Fehler nicht abziehen. Wir haben nicht das schnell fertige Wort, die große Geste des Romanen, uns fehlt die selbstüberzeugte Dummheit des Engländers, die hinterhältige Schläue der gelben Rasse ebenso wie die dumpfe Resignation des Russen oder des Orientalen — wir sind Ringer um den Preis des Lebens, den wir selbst uns immer höher stecken.

Wachsend von innen heraus, Ring auf Ring fügend wie die Eichen im deutschen Wald, knorrig und hart oft nach außen, und doch in weichem Rauschen Antwort gebend auf jeden leisen Windhauch, der an die Zweige und Wipfel rührt. Jeder Baum eine Welt für sich, ein Eigener, ein Ich — verträumt und sinnend, zur Mystik, zur Lyrik geneigt — nicht wie der Romane sofort bereit zur dramatischen Pose, die den Effekt auf das „Du" gleich mit in Betracht zieht und darin doch nur sich selbst zu spiegeln wünscht. Der Deutsche strebt aus seinem „Ich" heraus zum Ganzen, indem er es in sich hineinzuziehen sucht. Dabei beachtet er es nicht, wie das fremde Reis die beste Kraft aus seinen saftquellenden Wurzeln saugt und ihn umschlingt, bis er in neuem Ringen seine alte Eigenart zurückerkämpfen muß. Wenn er sie dann noch findet, wenn er sie dann noch besitzt! Wenn er sich ihrer überhaupt bewußt ist! — „Meine Seele ist grau geworden von Erfahrung und Menschenkenntnis!" schrieb einst Königin Luise aus der Tiefe ihrer bitteren Not heraus — ihre Seele war ein leuchtender, fröhlich schillernder Edelstein, ehe der Meltau des Wehs sich darauf senkte. — Unsere Seelen sind vom Staub des Alltags grau geworden, den der Wirbelwind der Begeisterung zu Kriegsbeginn wohl kurze Zeit aufzustöbern, doch nicht ganz und gar fortzublasen vermochte. Oder nennt ihr sie nicht „graue Dämmerungsseelen", jene Eltern, die sich beklagen, daß ihren Kindern in der Schule der Patriotismus zwangsweise eingeimpft würde? „Denken Sie nur, man fragt die Kinder: ist dein Vater im Felde? Dann jubeln die, die ‚Ja' schreien können und sehen geradezu geringschätzig auf die andern herab — und die armen Kinder kommen weinend und vorwurfsvoll nach Hause, wie beschämt und beschimpft! — Das untergräbt ja förmlich die Autorität der Eltern." Wahrhaftig, das sind „arme Kinder", die sich ihres „reklamierten" Vaters schämen müssen, und grau sind die Elternseelen, die das nicht fühlen und nur die Lehrer drum schelten!

Oder nennt ihr sie nicht „Dämmerungsseelen", die Frauen, die sich in dieser allerernstesten Zeit *befehlen* lassen, nicht so leichtsinnig und frivol in ihrer Kleidung zu erscheinen? Von drei Generalkommandos sind bereits darauf bezügliche scharfe Mahnworte laut geworden, die Reichsbekleidungsstelle mußte entstehen, um die „bürgerliche Kleidung" zu sichern — und dazu sehe man sich einmal die neue „deutsche Mode" an?! Sie ist *nicht* deutsch, gottlob, sie ist so französisch wie nur möglich, deutsch ist nur die dämmerhaft blinde Nachäffung seitens der Frauen, die „freie Geister" sind oder sein möchten, und die doch die „traurigsten Dämmerseelen" sind, die man sich denken kann.

Und die Männer, die aus hundert Rücksichten und Bedenken, aus Angst, sich Feinde zu schaffen oder Gönner zu verlieren, nicht wagen, frei und offen ihre Meinung zu äußern, zu vertreten, sind sie keine Dämmerungsseelen? Sie sehen in der Vorsicht nicht das „Voraussehen", sondern das „Sich-vorsehen", sie drehen sich um sich selbst und bespiegeln sich im Schattenkreis ihrer „als Knechte erkneteten" Geschöpfe, deren Meinungen sie sammeln, und den eigentlichen herben Lebenswind spüren sie nicht, der jenseits dieses Kreises alle Herzen durchbläst. Kennen sie denn nicht jenes stolze, trotzige, wagmutige Vorwärtsdrängen, das den trägt, der sich aus Zweifeln und Kämpfen zum *Entschluß* durchgerungen hat? Ob's allemal richtig ist, was einer will, ob's allemal das Gute ist — das lehrt in manchem Falle erst die Folge. Aber das Wollen allein macht schon *froh*, und zu wissen, fest und unum-

stößlich zu wissen, was man will, das macht frei! Frei nach innen und frei nach außen! Es macht auch Kräfte frei, die bisher ungenützt schliefen. Wie nennt ihr denn nun die, die berufen scheinen, solche verborgenen Lebensquellen zum Sprudeln und Fließen zu bringen, und die solch herrliches Amt nicht zu verwalten verstehen, weil in ihnen selber alles graue, befangene Dämmerung ist? Weil sie selber nicht imstande sind, heiß oder kalt, hell oder finster, gut oder böse zu sein? Die Freiheit zu ertragen ist den gewöhnlichen Menschen unmöglich, sie fürchten sie mehr als den Tod, so ähnlich äußert sich Machiavelli einmal und hat recht. Innerlich frei werden heißt zugleich einsam werden, die Scheu davor jagt die Menschen zueinander, und vor lauter Bindungen und Rücksichten, mit denen sie sich selber umschnüren, verlieren sie die Bewegungsfreiheit.

Wir haben sie noch ganz vor kurzem erlebt, die Sehnsucht vieler Tausender nach solcher innersten Befreiung, nach „goldnen Rücksichtslosigkeiten", nach dem Entschluß, der als Tatfunke zündend in den Herzen des wartenden Volkes das Feuer der Begeisterung von 1914 zu neuer Flamme anfachen sollte, an der wir uns die lodernde Glut unserer zukünftigen Siegesfackeln holen wollten! Aber es blieb wie es war, „Dämmrung deckt die Lande!" Warum? Warum? — Fragen, die mit hilflosem Hämmern an künstlich und ängstlich verriegelte Tore schlagen, die das Klagelied der Indratochter in uns wecken: „Es ist so schade um die Menschen!"

Mag denn die traurige Sage recht haben, mag es Schicksalslast sein, daß der Mensch das Kind der Dämmerung sein soll, ja mag auch der Deutsche am engsten eingesponnen sein in die grauen Schleier seiner Art — er vergaß es trotzdem niemals, daß über ihm eine reine, freiere Welt lebt, der seine Sehnsucht zufliegen kann. Aus ihr fällt auch in diese Zeit grau ziehender Schatten so mancher Lichtstrahl — aus ihr dringt auch in diese Zeit der Dissonanzen ein festgefügter rhythmischer Klang herüber, der im Volk widerhallt: der Rhythmus von Millionen, die im Gleichschritt marschieren. Ein Wille, ein Wunsch, kein Wähnen, kein dämmerndes Beiseitestehen! Aus diesem Millionenrhythmus wird sich dennoch eines Tages der Siegeschor zu Harmonien fügen, vor deren Brausen und Jubel die „Dämmerungsseelen" ins Dunkel zurückweichen müssen!



Goldene Stunde · Von Anna von Weltzien

Ins lichte Holz huscht letzter Abendglanz
Und knüpft um jeden Stamm ein goldenes Seilchen,
Betupft mit scheuem Pinsel goldig ganz
Das seidene Gras, durchwirkt von wilden Veilchen.

Aus goldenen Primeln duftet Honigseim.
Mir ist, ich geh' durch all den Frühlingssegen,
Im Herzen einen süßen Liebesreim,
Pfeilgrade dem lebendigen Gott entgegen.





Wie fühlt Amerika?

Von einem Deutschamerikaner, einem katholischen Geistlichen, erhalten wir eine ausgiebige Zuschrift über die wirkliche Stimmung in Amerika, die offensichtlich auf gründlichster Kenntnis und scharfer Beobachtung beruht und von allen deutschen Kreisen, vor allem den regierenden, beherzigt zu werden verdient. —

„Meines Erachtens wird Amerika von der deutschen Presse nicht verstanden. Das deutsche Volk kennt das amerikanische Volk nicht.

Auf dem ganzen Erdenrunde gibt es auch wohl kein Land, das so schwer richtig zu beurteilen wäre, wie Amerika. Hier haben wir nicht ein einziges und einiges Volk, sondern ein Konglomerat von allerlei Nationen. Nur wenige sind da, die wirkliche Yankees sind und ihre Vergangenheit, ihr altes Vaterland vergessen haben. Fast alle haben ihren Sparren, ihren Bindestrich — auch unser selbstgerechter Präsident. Sie alle urteilen als Amerikaner und als die, welche sie ihrer Abstammung nach sind. Tatsächlich sind daher während dieses Krieges die Sympathien des amerikanischen Volkes mit den kriegführenden Mächten nach den Nationen geteilt.

In bezug auf die Irländer sind unsere deutschen Brüder drüben zu optimistisch. Sie sind ja fast alle katholisch. Der katholische Priester sollte sie daher am besten kennen. Ich habe wiederholt mit Kollegen (Irländern) die Frage erörtert, wie die Irländer den Deutschen gegenüber gesinnt seien. Vielleicht ein Drittel von ihnen wünschen den Deutschen den Sieg. Zu diesen gehören die gebildeten Klassen und jene, die aus Irland einwanderten, dort das Elend gesehen, das englische Herrschaft über Irland brachte. Das zweite Drittel ist neutral — sie sähen es gern, daß John Bull einmal gezüchtigt wird, sympathisieren aber mit den Deutschen nicht, weil sie das Gespenst des Militarismus, Protestantismus und Preußentums fürchten. Sie wünschen, daß keine der Mächte entscheidend siege. Das letzte Drittel ist gegen uns. Es ist die jüngere, mehr amerikanisierte Generation. Ich weise auch darauf hin, daß mehrere von den englisch-irischen Wochenblättern, die hier erscheinen, einen deutschfeindlichen Ton anschlagen, wenn auch nicht so scharf, wie die englische Presse.

Die Polen sind wenigstens zu $^2/_3$ deutschfeindlich gesinnt. Die polnischen Zeitungen sind meistens von russischen Polen redigiert und haben manchmal ganz slawisch-alberne deutschfeindliche Gemütsanwandlungen. Im Gegensatz zu den Iren scheint der Klerus fast ganz antideutsch zu sein. (Man weist besonders auf das Vorgehen der preußischen Regierung gegen die Polen in den preußischen Provinzen vor dem Kriege hin.)

Die anderen slawischen Völker, z. B. die Böhmen (Tschechen), sind alle zum größten Teil deutschfeindlich.

Die zahlreichen Italiener haben zwar keine ausgesprochene deutschfeindliche Gesinnung, wünschen aber natürlich ihrem Volke den Sieg, obwohl sie den Krieg italienischerseits als einen Fehlgriff der Regierung und die Engländer durchaus nicht als ihre Freunde ansehen.

Die bittersten Feinde Deutschlands finden sich in den Reihen der Angloamerikaner. Sie wünschen keinen Sieg der Zentralmächte, teils aus nationalen Gründen, teils aus politischen, teils aus kommerziellen. — Sie und mit ihnen das geringe französische Element und wenige von den anderen Nationalitäten, aber auch nur diese, sind unsere Kriegsschreier, unsere Jingos. Und hier ist es, wo der Eiertanz unserer amerikanischen Regierung beginnt. Ihre Organe rekrutieren sich aus dem anglophilen Element, die anderen Nationalitäten sind, ihrer großen Zahl entsprechend, nicht genügend berücksichtigt. Diese Regierung vertritt das amerikanische Volk und tut es auch wieder nicht. Es ist ja auch eigentlich nur die demokratische Partei, die regiert. Die republikanische geht mit ihr nur in gewissen Fragen und opponiert manchmal nur, um Schwierigkeiten zu machen und die Demokraten in Mißkredit zu bringen.

Steht das amerikanische Volk hinter der Regierung? Zu sehr haben sich unsere „Politicians" schon kompromittiert. Sie haben keinen Griff an der Seele des Volkes. Das Volk behält sich selbst in den wichtigsten politischen Fragen sein Urteil vor. Als damals der „Lusitania"-Fall mächtig aufgebauscht und von der Presse mit vollen Backen in die Kriegstrompete gestoßen wurde, setzte beim Volke sofort eine Gegenströmung ein. Die „kleine Presse", so möchte ich es wohl nennen, die vielen kleinen Organe der verschiedenen Nationalitäten, und noch mehr die religiösen Organe (die katholischen besonders), sprachen sich gegen diese Kriegshetze aus. Versammlungen wurden abgehalten, die Pazifisten regten sich mehr denn je; Klubs, hervorragende Persönlichkeiten taten Äußerungen, die die Kriegsmacher nicht im Zweifel ließen, daß nach ihrer Ansicht hier kein Casus belli vorliege. Wie oft konnte man damals nicht die Bemerkung hören: „Wären sie zu Hause geblieben." (In bezug auf jene gesagt, die beim Untergang der „Lusitania" ihren Tod fanden.) Selbst Herr G. Plomandon, Bruder des Fabrikanten Ch. Plomandon, einer der hervorragendsten Passagiere an Bord der „Lusitania", der ebenfalls verunglückte, machte einem Freunde von mir gegenüber die Bemerkung: „Ich habe ihn gewarnt, habe ihm geraten, daheim zu bleiben." Auf die Bemerkung, daß er aber jetzt jedenfalls die Deutschen hasse, antwortete er: „Nicht alle."

Auch in bezug auf Vermehrung der Flotte und des Heeres hat die Regierung das Volk nicht hinter sich. Die einen wollen, daß nichts, die anderen, daß etwas geschehe, und schließlich viele, daß über Nacht unsere losgefügte Republik in eine Kriegsmacht verwandelt werde. Die letzteren werden nicht durchdringen. Etwas wird geschehen. Wer etwas Einsicht hat in die Verhältnisse der amerikanischen Flotte und Armee, weiß auch, daß dort etwas geschehen muß. Der Präsident und seine Regierung empfinden, daß sie nicht die Autorität haben, hier bestimmend durchgreifen zu können. Daher das Haschen und Tasten nach der Meinung des Volkes. Das Volk aber schmollt. Das Vertrauen in die demokratische Regierung ist zum guten Teil geschwunden. Was auch immer die Regierung in letzter Zeit tat, es wurde sofort kritisiert und mit wenig Wohlwollen aufgenommen. Man klagt den Präsidenten der politischen Frivolität an. Um für sich Stimmung zu machen, suche er sich von den deutschen Diplomaten Triumphe zu erzwingen. Aus eigenem und Parteiinteresse führe er das Land an den Rand des Krieges.

Die amerikanische Regierung ist nicht das amerikanische Volk. Aber nur zu sehr schließt die deutsche Presse von der Regierung auf das Volk.

Nichtsdestoweniger muß die amerikanische Regierung von jeder fremden Macht ernst genommen und mit Vorsicht angefaßt werden. Die Amerikaner sind sentimental patriotisch und sehr empfindlich auf ihre nationale Ehre. Selbst in einem Falle, in dem gar keine amerikanischen Rechte verletzt würden, könnte diese Eigenschaft geschickt ausgespielt und das ganze Volk zum Äußersten verleitet werden.

Mit Unrecht beurteilt man auch das amerikanische Volk nach der amerikanischen Presse. Die Presse ist kein treuer Spiegel der Stimmung des Volkes. Die Deutschen sollten die amerikanische Presse nicht ernster nehmen, als die Amerikaner selbst. „Zeitungen lügen, wie Sie wissen", sagt gemütlich der Amerikaner und geht zur Tagesordnung über. Der Deutsche regt sich auf und begreift nicht, wie die Zeitungen solchen Unsinn berichten können. Man erinnere sich auch, daß die amerikanischen Zeitungen lediglich Geschäftsunternehmungen sind. Ihre Herausgeber haben durchaus nicht die wissenschaftliche Bildung, die man als selbstverständlich bei deutschen Redakteuren voraussetzt. Die amerikanischen Redakteure sind mehr Geschäftsleute, als solche oft recht gerieben, in bezug auf Wahrheit skrupellos. — Zu sehr schenkt man auch in Deutschland der Presse im Osten, den New England states, besonders den Neuyorker Zeitungen, Beachtung. Je weiter man in Amerika nach Westen kommt, um so mehr flaut die Begeisterung für unsere Feinde ab. Man wird daher das amerikanische Volk auch nicht recht verstehen, wenn man den großen Zeitungen Chikagos, St. Louis', San Franziskos nicht mehr Beachtung schenkt. In der bedeutenden „Chicago Tribune" z. B. sind oft Ansichten geäußert worden, die die deutsche Regierung bestärken müßten, auch nicht einen Zoll in der U-Bootfrage zurückzuweichen.

Man nehme auch mehr Bezug auf die „kleinere Presse". Besonders sollten amerikanische Korrespondenten deutscher Zeitungen mit ihr vertraut sein. Sie berichten aber fast nur, was sie in den großen englischen Zeitungen lesen.

Andererseits dürfen auch Berichte der Deutschamerikaner nicht ohne Kritik entgegengenommen werden. Manche von ihnen gehen, beeinflußt von den Verunglimpfungen, die wir durch die englische Presse erfahren, in ihrer Verurteilung alles Amerikanischen zu weit. Andere wiederum, solche die eingewandert sind, haben sich nur in deutschen Kreisen bewegt, und das amerikanische Volk ist ihnen fremd geblieben, oder sie haben in Amerika nicht gefunden, was sie erhofft, sie sind enttäuscht, mißgestimmt und nörgeln zu sehr. Am sachlichsten würden wohl Deutschamerikaner urteilen, die hier geboren sind. Diese melden sich leider zu wenig zu Worte, was hauptsächlich auf mangelhafte Kenntnis der deutschen Sprache zurückzuführen ist.

Wenn die Deutschen die Amerikaner kritisieren, sollen sie mehr der Deutschamerikaner und der anderen Freunde gedenken, die sie diesseits des Meeres haben. Man vergesse nicht, daß es hier Millionen von einfachen, guten Farmern gibt, die froh sind, daß sie in Frieden ihre Felder bestellen können, man gedenke der Millionen von Negern, die froh ihr Dasein genießen und uns Deutschen wenig grollen, man gedenke der kleineren strebsamen Geschäftsleute, denen Krieg und internationale Krisen ebenso zuwider sind, wie ihren Kollegen da drüben, man gedenke der vielen, vielen redlichen Arbeiter — auch deren hat man hier —, die nie daran geglaubt haben, daß das sozial so prächtig organisierte Deutschland auf einmal in Barbarei verfallen sei, man gedenke auch der Amerikaner im fernen Westen, die die gelbe Gefahr ernster nehmen als die Schreckgespenster des Prussianism, Militarism usw. Viele von all diesen mögen gerade nicht unsere Freunde sein, sie sind aber auch nicht unsere Feinde. Man verfahre gelinder mit den Pazifisten. Jetzt im Kriege helfen sie uns, was man auch sonst an ihnen auszusetzen haben mag. Edle Amerikaner gehören zu ihnen. Man verletze sie nicht unnütz, um sie nicht ins andere Lager zu treiben. Herrn Ford, der seine großartigen Fabriken nicht in den Dienst unserer Feinde stellen wollte, hätte man in Deutschland besser aufnehmen sollen, wir hätten hier einige einflußreiche Freunde mehr gewonnen. Man hat ihn aber beinahe ebenso verspottet, wie es die Engländer taten. Mit unseren Anglophilen dagegen, der englischen Presse, den Politicians und den Regierungsorganen, die aus ihnen hervorgingen, gehe man scharf ins Gericht. Vor ihnen braucht man keine Angst zu haben, besonders nicht die deutsche Regierung jetzt in der U-Bootfrage.



Unsere künftige Kulturpolitik

Nachdenkliche „Betrachtungen zur deutschen Zukunft" stellt Max Fischer (Heidelberg) in der Zeitschrift „Das neue Deutschland" an. Welche Kräfte und Ziele sollen nach Beendigung des Krieges unser Vaterland beherrschen? Bitter not tue schon heute eine Klärung und Auseinandersetzung über die entscheidende Zielsetzung unserer künftigen Kulturpolitik.

„Es gehört zu den großen und unverlierbaren Errungenschaften dieses Krieges, daß er das schlummernde Gefühl deutscher Kraft und deutscher Einigkeit zu tatauslösender Bewußtheit geweckt hat, daß er die törichte Doktrin des Marxismus von der unüberwindlichen Kluft zwischen der bürgerlichen und der proletarischen Klasse eines Volkes Lügen gestraft hat durch den unvergleichlichen Einmut, mit dem alle Schichten des deutschen Volkes treu und opferwillig ihrer vaterländischen Pflicht genügt haben. Überwunden ist, und wie wir hoffen für alle Zeiten, jener staatenlose Individualismus, dem der historische Sinn und das überpersönliche Empfinden mangelten für die große Sendung und die heilsame Zucht der staatlichen Autorität. Und innerlich überwunden und nur noch ein Kümmerdasein im neutralen Ausland weiterführend, ist jener veilchenhafte Vereinlepazifismus mit seinen ‚zwischenstaatlichen Organisationsplänen', der nichts ahnt von dem organischen Leben kraftvoller Staaten.

Aber während diese Fährnisse mangelnden staatsbürgerlichen Sinnes auf solche Art durch die Erlebnisse des Krieges überwunden sind, droht uns stärker denn je die Gefahr des anderen Poles: die Erstickung von Persönlichkeitswerten durch nivellierende Massenstimmungen, die Zernichtung wertvollster individueller Kräfte durch die gleichförmige Bindung mechanischer Organisation. Uns Deutschen, von denen einst Schleiermacher in kulturstärkeren Zeiten unserer Geschichte gesagt hat, wir seien ‚geschworene Verehrer der Freiheit nicht nur, sondern der Eigentümlichkeit eines jeden', droht heute die Gefahr einer Entpersönlichung unseres Denkens und Wollens, eines seelenlosen Turn- und Kegelvereinspatriotismus, der die Erhebungen und Nöte der Individualitäten durch das undifferenzierte Schlagwort und die seelenlose Phrase überdröhnt. Es droht fernerhin die Gefahr einer einseitigen Auswirkung unserer volkischen Kraft auf dem Gebiet wirtschaftlicher Machtausdehnung und organisatorischer Entfaltung unter Hintansetzung einer Vertiefung nach innen, einer Pflege der kulturellen und geistigen Kräfte."

In der leidenschaftlichen Erregung und eiligen Geschäftigkeit der gegenwärtigen Zeit sind die tieferen Forderungen deutscher Kultur bedroht durch die Nützlichkeitsrücksichten der Stunde: „Da gilt es, den überzeitlichen Gütern unserer nationalen Kultur zur Durchsetzung und würdigen Entfaltung zu verhelfen wider die kleinen Forderungen und Bedürfnisse des Tages. Das wird in den Friedenszeiten, die diesem Weltkrieg folgen werden, die entscheidende Richte unserer Kulturpolitik sein müssen. Von diesem grundsätzlichen Gesichtspunkt aus müßte unser öffentliches Leben, unsere Presse, müßte vor allem unser Erziehungs- und Bildungswesen wesentlich umgestaltet werden.

Der Nützlichkeitsfanatismus unserer Tage versündigt sich schon an dem Kinde, indem dieses allzufrüh mit dem ‚Ernste des Lebens' in Berührung gebracht wird. Solche schon zu Unzeiten aus dem Kinderparadiese vertriebene Jugend wird nicht unter blühenden Kirschbäumen wandeln und versonnen stillen Märchen lauschen. Allzufrüh werden sie hinausgestoßen in die Nüchternheit des ‚täglichen Lebens'. Denn frevelndes Vernichten köstlichster Lebenswerte ist es, voreilig jene seligen, lebenskrafterzeugenden Tage zu zerstören, in denen jedes Erwachen ein Gedanke an lockende Spiele ist, jedes Schlafengehen zögernder Abschied von Postwagen und Baukasten, Bilder- und Märchenbuch.

Nein, die Seelenwärme der Kinderzeit darf nicht erstickt und ihr träumendes Glück verschüttet werden durch den platten Pragmatismus moderner Erziehung. Roher Unverstand

ist es, dem Kinde ‚belehrende Bücher‘ in die Hand zu geben statt der Märchen von Grimm und Andersen und der bunten exotischen Geschichten aus ‚Tausend und eine Nacht‘. Verblendete Torheit ist es, dem Kinde blutlosen ‚Moralunterricht‘ zu erteilen, statt ihm die erbaulichen und lebenswarmen biblischen Geschichten zu erzählen; liebloser Unverstand, es mit nüchtern-empirischem ‚Anschauungsunterricht‘ zu behelligen, statt es einzuführen in die gestaltenreiche Welt der Sagen und Legenden. Solche Erziehung mag dem kalten Utilitarismus der Amerikaner angemessen sein; aber deutschen Wesens tiefste Quellen verschüttet sie. Aus solcher Kindheit werden keine deutschen Jünglinge wachsen wie Anselmus und Hellriegel; kein Eichendorff und kein Mörike werden einer solchen Zeit Lieder schenken. Es ist eine unabsehbare Gefahr, daß unsere heutige Erziehung glaubt, es gelte nur der Nützlichkeit zu frönen, harte, robuste Menschen für den Alltag zu bilden und die weichen und sensibleren Bildner zarter Kulturwerte zu mißachten.

Immer gefahrdrohender dringt dieser armselige Nützlichkeitsgeist in unsere Schulen ein, immer mehr verschwinden die humanistischen Studien zugunsten der realistischen. Was keinen handgreiflich-praktischen Wert hat, gilt diesem materialistischen Zeitalter als alter Trödelkram und wird ersetzt durch naturwissenschaftliches Halbwissen, von denen ein vom idealistischen Geist verlassenes Geschlecht wähnt, es bilde die ‚beste Vorbereitung für das reale Leben‘.

Daß auch während des Krieges dieses pragmatische Bildungsideal noch an Boden gewinnt, dafür scheinen uns die Bestimmungen über die Neuordnung des Geschichtsunterrichts in den höheren Schulen ein höchst bemerkenswertes Symptom. Gewiß täte unserem Gymnasialgeschichtsunterricht, wie er vor dem Kriege allgemein üblich war, eine Erweiterung und Vertiefung not. Die ihm zur Verfügung stehende Zeit war gar spärlich bemessen, und das, was in ihm gelehrt wurde, waren Dinge der äußersten Fläche, zufällige und auseinandergerissene Tatsachen des historischen Vordergrundes. Was ahnte denn der durchschnittliche Abiturient von Art und Gepräge des mittelalterlichen Menschen, von den Strebungen des Humanismus und der Renaissance, von den Denkern des 17. Jahrhunderts, von dem Zusammenhang zwischen Aufklärung und Rokoko, was von Gesinnung und Werk der deutschen Romantik? Nur die Waffentaten und allenfalls noch die verfassungsgeschichtliche Entwicklung seiner Nation waren dem mit ‚höherer Schulbildung‘ versorgten Jüngling in episodischen Zügen bekannt; die vaterländische Geistesgeschichte war ihm bis auf die wenigen im deutschen Unterricht behandelten Dichtergestalten gänzlich unvertraut. Wohl also wäre es eine verdienstliche Tat, für unsere nationale Erziehung eine ideengeschichtliche Vertiefung des historischen Unterrichts anzubahnen und die Großzeiten vaterländischer Geschichte, deren versunkene Schönheit und deren verklungene Gedankenwelt in einer aufnahmebereiten Jugend edelste Kräfte wecken könnte, nachdrücklicher als bisher in den Vordergrund der Betrachtung zu rücken.

Und was geschieht statt dessen? Man beläßt dem Unterricht der Mittel- und Oberstufe die kärglich bemessene Stundenzahl und läßt den Geschichtsunterricht nur statt in der Quarta schon in der Quinta beginnen, d. h. bei Schülern, die ihrer Altersstufe nach für das Erfassen historischer Zusammenhänge noch keinerlei Aufnahmefähigkeit besitzen können. Was die Neuordnung des Stoffes anlangt, so besteht sie darin, daß vor allem die Geschichtsepoche von 1862 an behandelt werden soll zuungunsten der früheren Zeiten. Dieser nachdrücklichen Betonung der neuesten Geschichte scheint ein richtiger Grundgedanke zugrunde zu liegen. Man scheint endlich erkannt zu haben, daß ein reines Tatsachenwissen wertlos ist, welches keine Beziehungen hat zu dem Erleben der Gegenwart, man scheint mit Fug zu fordern, daß Dinge gelehrt werden, die für die Lernenden nicht eine Anhäufung von nichtigem Stoff sind, sondern ein tatbegründendes Wissen.

Aber die Anwendung dieses Gedankens auf den Geschichtsunterricht, die man vorgenommen hat, ist viel zu äußerlich, ist beeinflußt durch äußerliche Nützlichkeitserwägungen. Denn man hat nicht eine Geschichtsepoche in den Vordergrund gestellt, die unserer Zeit noch

die Postulate großer unerfüllter Aufgaben hinterlassen hat, wie etwa die Zeit Steins und Fichtes; man will das Hauptgewicht legen auf die Bismarcksche Ära, deren letztes Endziel nach Beendigung dieses Krieges mit der Erreichung der deutschen Hegemonie auf dem Kontinent aller Wahrscheinlichkeit nach gesichert sein wird und aus der keine großen erzieherischen Forderungen mehr geschöpft werden können für die deutsche Zukunft. Zudem handelt es sich um eine Periode staatlicher Festigung und wirtschaftlicher Bereicherung, deren geistige Werte doch wahrlich nicht von erzieherischem Wert sind. Denn das Denken und Schauen der kommenden Generation wird von Kant und Fichte mehr zu lernen haben als von Häckel und Ostwald, von Goethe und Kleist mehr als von Dehmel und Hauptmann; es werden stärkere Ströme in sie eingehen können von den Bildern Stephan Lochners und Matthias Grünwaldts, als von denen Liebermanns und Thomas, von den Predigten des gotischen Zeitalters stärkere, als von denen eines Traub und Jatho.

So schafft man statt einer kulturellen Vertiefung des Unterrichts nur eine aktuelle Zuspitzung; so sorgt man nicht für eine Verinnerlichung geschichtlicher Bildung, sondern führt die Schüler nur ein in die vergänglichen Nichtigkeiten noch gänzlich ungeklärter Tageskämpfe. Sollen sie denn für immer dahin sein, jene idealischen Tage, in denen das deutsche Gymnasium, stolz abgewendet von dem Lärmen des Alltags, eine Stätte klassischer Kultur und ewiger Bildung war?

Ja, selbst unsere höchsten Bildungsanstalten, unsere Universitäten, sind bedroht von jener tageserfolghungrigen Nützlichkeitswertung, die der Todfeind echter Bildung und kulturellen Lebens ist. Sie wandeln sich immer mehr aus Stätten vertiefter Bildung in Vorbereitungsanstalten für den praktischen Lebensberuf; sie büßen ein an wissenschaftlicher Strenge und frönen dem Bedürfnis der Stunde. Die Posen des Parlamentsredners und die geschäftige Hast des Zeitungsschreibers sind unseren heutigen Gelehrten nicht mehr ganz fremd. Das ist eine furchtbare Gefahr. Gerade in unseren Tagen wäre es Amt und Sendung des Gelehrten, den bildungsuchenden Jüngling zu erlösen aus der flimmernden Buntheit hastender Tagesereignisse und ihm den Weg zu weisen in die ehrfürchtige Stille wissenschaftlichen Ergriffenseins.

Es gibt Werte, die nicht dem Tage dienen, und die tief und innig sind. Es gibt Probleme und Empfindungen, die über die Zeit erhaben sind. Die höchsten Güter, die wir besitzen: Religion, Kunst und Wissenschaft dürfen nie und nimmer herabgesetzt werden in den Dienst materieller Interessen.

Wir wollen nicht, daß eine veräußerlichte Zeit herannahe mit ‚Riesenschritten', klobig wie ein Schlächter, marktschreierisch und erfolgsgierig. Wir wollen nicht, daß der gepriesene ‚Fortschritt' alles zerstampfe, was edel und innig, was zart und tief ist. Es darf nimmer sein, daß nur Soldaten, Kaufleute und Journalisten den Rhythmus unseres künftigen Lebens bestimmen. Dem Jahrhundert der Technik soll, so sehnen wir, endlich wieder ein Jahrhundert der Seele folgen.

Solcher Vertiefung zuzustreben, muß in der kommenden Friedenszeit unser heiligstes Streben sein. Wir müssen ankämpfen gegen die Brandmale eines verruchten Nützlichkeitsgeistes, von dem schon unsere erhabensten Stätten nicht mehr unbefleckt sind. Man soll die Zeit nach 1916 dereinst nicht mit jenem Vorwurf geistiger Oberflächlichkeit brandmarken dürfen, welchen der gerechte Geschichtschreiber der Zeit nach 1871 zu machen sich genötigt sieht.

Der harte Organismus unseres Staates muß weitherziger als bisher den individuellen Reichtum des deutschen Geistes in sich einströmen lassen; die großen schöpferischen Menschen müssen in ihm mehr Raum haben und Weite. Wir wollen nicht den fatalistischen Reden jener Glauben schenken, die da behaupten, es sei ein unabänderliches Geschick, daß immer erst die späteren Generationen sich bewußt werden müssen, durch welche schöpferischen Persönlichkeiten eine frühere ausgezeichnet worden sei.

Den also Sprechenden hat dereinst Friedrich Nietzsche diese marmornen Sätze entgegengeschleudert: ‚Also ihr seid stolz, meine guten Germanen, auf eure Dichter und Künstler? Ihr zeigt mit den Fingern auf sie und brüstet euch mit ihnen vor dem Auslande? Und weil es euch keine Mühe gekostet hat, sie unter euch zu haben, so macht ihr daraus eine allerliebste Theorie, daß ihr euch auch fürderhin keine Mühe um sie zu geben braucht? ... Ihr dürftet gar Schillers Namen nennen und könnt nicht erröten? Seht sein Bild euch an. Das entzündet funkelnde Auge, das verächtlich über euch hinwegfliegt, diese tödlich gerötete Wange — das sagt euch nichts? Da hattet ihr so ein herrliches und göttliches Spielzeug, das durch euch zertrümmert wurde.... Wer kann ausdenken, was diesen heroischen Männern zu erreichen beschieden war, wenn jener wahre deutsche Geist in einer kräftigen Institution sein schützendes Dach über sie ausgebreitet hätte, jener Geist, der ohne eine solche Institution vereinzelt, zerbröckelt, entartet sein Dasein weiterschleppt?‘

Wahrlich — wir Deutsche haben sehr wenig Anlaß, uns als ‚das Volk der Dichter und Denker‘ selbstgefällig in die Brust zu werfen, solange bei uns die breite Mittelmäßigkeit obenauf schwimmt und die Stimmen unserer großen geistigen Persönlichkeiten unter den Zeitgenossen keinen Widerhall finden. Die Schicksale eines Kleist, eines Nietzsche enthalten für uns Anklagen, die wir nur durch Taten werden auslöschen können.

Dies also ist das Entscheidende: daß unser staatliches und unser individuell-geistiges Leben sich finden in einer wundervollen Synthese. Viel zu lange sind sie einander suchend und doch sich immer wieder verlierend zweierlei Wege gegangen im Verlaufe unserer vaterländischen Geschichte. Erst wenn sie endgültig einander gefunden haben, werden wir Deutsche in eine Entwicklungsepoche eintreten, die der Historiker mit Recht das perikleische Zeitalter unserer Geschichte wird nennen dürfen.“



Die deutschen (vlämischen) Ortsnamen in Belgien und Nordfrankreich

Leider liest man bei uns und in Belgien immer noch, selbst in amtlichen Kundgebungen und noch mehr in unseren Zeitungen, die französischen Formen der Ortsnamen, statt der landesüblichen hoch- und niederdeutschen. Wir stellen daher im folgenden eine Anzahl der wichtigeren in Betracht kommenden Ortsnamen zusammen. Wenn wir einige alte deutsche Namen aus wallonischen Teilen Belgiens und Nordfrankreichs hinzufügen, die heute nicht mehr „volkslebendig“ sind, so wird das wohl niemand übelnehmen.

I. Niederdeutsche Landesteile Belgiens.

Limburg:

Tongeren = Tongres.
St. Truiden, St. Truijen = St. Troud.
Jeuk = Goyer.
Groot Vorsen = Frésin.
Leopoldsburg = Bourg Léopold.
Kuringen = Curange.
Borgloon = Looz.
Tongeren = Tongres.

Lüttich (niederdeutscher Teil):

Waasmond, Wasberg = Wamont.
Holten, Wals Houthem = Houtain l'Eveque.
Hoel = Huy.
Voeren = Fouron.

Brabant (niederdeutscher Teil):

Scherpenheuvel = Montaigu.

Leeuw = Léau.
Tienen = Tirlemont.
Löwen
Leeuwen } = Louvain.
Brüssel = Bruxelles.
Elsene = Ixelles.
Ukkel = Uccle.
Halle
Hall } = Hal.
Sint Joost ten Noode = St. Josse ten Noode.
Herne = Hérinnes.

Antwerpen:

Antwerpen
(ant.) Antorf } = Anvers.
Mecheln = Malines.
Lier = Lierre.
Baerle-Hertog = Baer-le-Duc.

Ostflandern:

Temsche = Tamise.
Dendermonde = Termonde.
Aalst = Alost.
Gent = Gand.
Drongen = Tronchiennes.

Geeraertsbergen = Grammont.
Oudenaarde
Audenaarde } = Oudenarde.
Ronsse = Renaix.
Boekhoute = Bouchoute.
Galmaarden = Gammerages.
Boekel = Boucle.

Westflandern:

Brügge = Bruges.
Torhout = Thourout.
Roeselare = Roulers.
Kortrijk = Courtrai.
Moeskroen = Mouscron.
Dottenijs = Dottignies.
Meenen = Menin.
Komen = Comines.
Ypern
Jepern } = Ypres.
Waesten = Warneton.
Nijekerke = Neuve Eglise.
Dixmuiden = Dixmude.
Veurne = Furnes.
Nieuwpoort = Nieuport.

II. Wallonische Landesteile Belgiens.

Hennegau (Hainaut):

Doornik
Doornijk } = Tournay.
Lessingen = Lessines.
Edingen
Inghem } = Enghien (niederdeutscher Ort!)
's Gravenbrakel = Braine-le-Comte.
Zinnich
Zinnik } = Soignies.
Bergen = Mons.
Bever = Biévène.
Schalafie = Escanaffles.
Floesberg = Flobecq.
Steenput = Estaimpuis.
Twee Akkers = Les Deux Acren.

Brabant (wallonischer Teil):

Nijvel = Nivelles.
Waveren
Waver } = Wavre.
Walchen = Walhain-St. Paul.
Ottingen = Ottignies.
Ohlen = Ohain.
Geldenaeken = Jodoigne.
Bavechen = Beauvechain.
Melen = Melin.
Gendringen = Jaudrain.
Eigenbrakel = Braine-l'Allend.
Kasteelbrakel = Braine-le-Château.
Zittard-Lummen = Zétrud-Lumay.
Tweebeek = Tubise.
Bierk bij Hall = Bierghes-lez-Hal.

Lüttich (wallonischer Teil):

Ratshoven = Racour.
Wasberg = Wamont.
Borgworm = Waremme.
Krisnich = Grisnée.
Gladuns = Glons.
Vesich
Wesent
Wezet } = Visé.
Herf = Herve.
Velwiesch = Verviers.
Dalheim = Dolhain.
Stablo = Stavelot.

Astenet = Esneux.
Luik } = Liége.
Lüttich }
Amen = Amay.
Komblenz = Comblay.
Bettenhoven = Bettincourt.
Lijsen = Lincent.

Namur:

Namen = Namur.
Gembloers = Gembloux.

Luxemburg (wallonischer Teil)

Altsalm = Vielsalm.
Marken = Marche.
Lamerscher = Limerlé.
Hauffleschit = Houffalize.
Retten = Retigny.
Sterpenich = Sterpigny.
Tavenich = Tavigny.
Hardich = Hardigny.
Bortsich = Bourey.
Langsweiler = Longvilly.
Bastnach = Bastogne.
Wardang = Wardin.
Hollen = Hollange.
Wichterich = Witry.
Feiteler = Fauvillers.
Lengeler = Longlier.
Neuenburg = Neufchateau.
St. Hubert = St. Hubert.
Habich = Habay.
Wanen = Vance.
Deutschmeer = Meix-le-Tige.
Emsong = Musson.
Wirten = Virton.
Bulen = Bouillon.
(Langich = Longwy.)
Heverdingen = Habergy.

III. Hochdeutscher Teil Belgiens.

Luxemburg (deutscher Teil):

Bochholz } = Bého.
Bockels }
Tintingen = Tintange.
Bodingen = Bodange.
Martelingen = Martelange.
Elcherot = Nobressart.
Diedenberg = Thiaumont.
Arel = Arlon.
Elter = Autel.
Metzig = Messancy.
Athem = Athus.
Ibingen = Aubange.
Holdingen = Halancy.
Hertzig = Hachy.

IV. Französische Gebiete.

1. Französisch-Flandern (niederdeutscher Teil):

Dünkirchen } = Dunkerque.
Dunkerke }
St. Winoksbergen = Bergues.
Belle = Bailleul.
Hazebroek = Hazebrouck.
Oud Berkijn = Vieux Berquin.
Broekburg = Bourbourg.

2. Sonstiges:

Boonen = Boulogne-sur-Mer.
Kales = Calais.
St. Omaars = St. Omer.
Grävelingen = Gravelines.
Nieuw Berkijn = Neuf Berquin.
Meerghem = Merville.
Stegers = Estaires.
Halewijn = Halluin.
Rijssel = Lille.
Robaeijs } = Roubaix.
Rodebeeke }
Dowaai = Douai.
Swanendaal } = Valenciennes.
Valenzijn }
Kamerijk } = Cambrai.
Kammerich }
Atrecht = Arras (Artois).
Haimons Eichicht = Le Quesnoy.
Turkonje = Tourcoing.
Mabuse = Maubeuge.

M. C. Menghius

Frankreich und Deutschland in Holland

Eine ebenso unnatürliche wie offensichtliche Erscheinung im Geistesleben und in der Kulturgebarung des niederdeutschen Volkes der Holländer ist, wie Adolf Teutenberg im „Freien Wort“ (Frankfurt a. M.) nachweist, das erdrückende Übergewicht des französischen Einflusses. „Die Beeinflussung Hollands durch den französischen Geist beginnt schon in den Schulen: sogar in den niedrigst stehenden Volksschulen wird das Französische als — einzige — Fremdsprache den Kindern eingeprägt; von den höheren Lehranstalten, in denen die französische Sprache vollends in erster Reihe steht, zu schweigen. Von der Schule setzt sich der französische Einfluß ins ganze holländische Leben fort — dem Holländer selbst halb unbewußt. Obwohl auch der heute lebende Holländer eine noch durchaus eigengeartete Natur erscheint, ist bei ihm französische Geschmacks- und Geistesrichtung augenfällig vorherrschend: nicht nur die Mode, sondern auch die tägliche Lebensgewohnheit, der Stil des gesellschaftlichen Lebens, und ganz besonders die großen Bildungsmächte, wie die Presse, das Theater, ja sogar die von so großen Überlieferungen befruchtete holländische Kunst und Kunstliebhaberschaft, empfangen ihren entscheidenden Antrieb von — Paris. In der Residenz Haag besteht seit langem eine von der Stadt sehr ansehnlich subventionierte, auch in den übrigen holländischen Großstädten spielende französische Oper, der sich sogar noch eine italienische Oper zugesellt; eine deutsche Oper fehlt in Holland, obwohl das in Amsterdam und in Haag besonders rege und großzügige musikalische Leben von deutscher Musik sehr stark genährt wird. Nicht minder erfreuen sich in Holland publizistische Unternehmungen in französischer Sprache eines fröhlichen Lebens: es gibt da ein ‚Journal de Commerce de Hollande‘, ein ‚Telegraphe de Hollande‘, eine — in diesem Kriege erst gegründete — ‚Revue de Hollande‘ (die unter dem Mantel der Kunstbegeisterung für die Entente wirbt), und vor nicht langer Zeit hat erst der Abgeordnete de Savornin-Lohmann in der Kammer es öffentlich rügen müssen, daß eine in französischer Sprache erscheinende Zeitung, die ‚Gazette de Hollande‘, aus Staatsmitteln unterstützt werde.

Solcher einseitigen Pflege alles Französischen, die während dieses Krieges in einer naiv-leidenschaftlichen Parteinahme großer Volksteile Hollands einen bezeichnenden Ausdruck fand, steht eine fast unbegreiflich weitgehende Unkenntnis in deutschen Angelegenheiten gegenüber. Die deutsche Sprache, die man in Holland selbst von Höchstgebildeten nicht fehlerfrei sprechen hört, steht in den Schulen, wo sie überhaupt gelehrt wird, an dritter Stelle, nämlich hinter Französisch und Englisch. (Ein Umstand, der um so befremdender ist, als gewisse Universitätsdisziplinen in Holland, beispielsweise die Medizin, auf deutsche Lehrbücher geradezu angewiesen sind.) Die nachklassische deutsche Literatur, die in Dichtern wie Grillparzer, Uhland, Mörike, Chamisso, Droste, Lenau, Heine, Geibel, Heyse, Storm, Hamerling, Hebbel, Rosegger, Fontane, Liliencron, Hauptmann usw. usw. einen so unendlich tönereichen Ausdruck gefunden hat, ist in dem sprachverwandten Holland so wenig durchgedrungen, daß mir ein holländischer Universitätsprofessor sagen konnte: die mangelnde Pflege des Deutschen in Holland rühre auch daher, daß die deutsche Literatur seit Goethe und Schiller der gleichzeitigen englischen und französischen, die dem Holländer von Kindesbeinen an vertraut werde, nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen habe.... Die deutsche Geschichte wird in Holland, gewiß nicht zuletzt auch infolge der unzureichenden deutschen Sprachkenntnis, durchgehends und sozusagen traditionell aus dem französischen Gesichtswinkel betrachtet, nicht anders wie die deutsche Politik, die von dem Großteil der Presse in französischem Geiste interpretiert wird. Dies alles durchaus nicht in der bekannten böswilligen französischen Gesinnung, die dem Haß entspringt, oder die man kaufen kann, sondern vielmehr aus jener einseitigen Gewahrwerdung, Kenntnisnahme, Geistesbildung von Jugend auf, die dem Holländer wie mit Schicksalsmacht den Gesichtskreis einengt. Man kann diese Verhältnisse an holländischen Literaturerzeugnissen und an der holländischen Presse gerade jetzt eindringlichst

studieren. Jede große und kleine Frage dieses Krieges wird hier aus der Utopiaperspektive einer Jakobinerphraseologie gesehen und erörtert, die wir mit dem Eintritt ins reife Mannesalter und mit dem Aufnehmen einer geordneten bürgerlichen Tätigkeit als unfruchtbaren, ja gefährlichen Selbstbetrug abzulegen pflegen. Der politische Phrasenschatz der großen französischen Revolution lebt hier — ganz wie in Frankreich — immer noch in einer tönenden Hohlheit fort: so als wenn wir immer noch in den patriarchalischen Bahnen des ancien régime fortschlenderten; und als wenn wir nicht längst dahinter gekommen wären, daß das moderne Staatsleben eine Riesenmaschine geworden ist, die nicht durch Gefühlsfeuerchen für ‚Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit', nicht durch Schönrednerei, Wahlstimmenfang und Parteidoktrinarismus, sondern durch angewandte Wissenschaft, gesellschaftliche Gliederung und zweckmäßige Organisation der Arbeit in guten Gang gebracht wird. Das Rätsel löst sich, wenn man die hypnotisierte Hinwendung Hollands zur französischen Zivilisation, die doch längst ins Hintertreffen geraten ist, in allen ihren Folgeerscheinungen überdenkt. Bis zur Stunde ist die Mehrheit des holländischen Volkes, obgleich schon eine vom Kriege aufgeblasene neue Geistesströmung wie eine erfrischende Seebrise durchs Land geht, aus dieser Hypnose noch nicht erwacht. Vielmehr gilt deutsche Kultur auch da, wo etwas von ihrem Urwesen geahnt wird, in summa als ‚parvenühaft kolossal' — eine Bezeichnung, die wortwörtlich französischer Prägung ist und aufs neue dartut, wie fest die französische Brille mit dem holländischen Gesicht verwachsen ist. —

Mißt man das hier nur oberflächlich gekennzeichnete Unverhältnis vom französischen und deutschen Einfluß in Holland an gewissen Tatsachen der Geschichte und des heutigen Lebens, so ist man versucht, dieses Unverhältnis geradezu erstaunlich zu nennen. Das Fürstenhaus der Oranier, dem Holland seine nationale Freiheit dankt, und das noch heute so volkstümlich ist, daß selbst der sozialistisch gesinnte Mann der Straße an nationalen Feiertagen sein ‚Oranje boven' (‚Hoch Oranien') singt, — ist deutscher Herkunft, und dieses in Holland so festgegründete Königshaus ist obendrein auch heute noch mit deutschen Fürstenhäusern verwandtschaftlich auf mannigfache Weise verbunden. Das wirtschaftliche Leben Hollands wird weiter durch Deutschland so ausgiebig gespeist, daß es geradezu verdorren müßte, wenn diese Speisung einmal aufhören würde: nicht nur hat Holland für seine landwirtschaftlichen und kolonialen Erzeugnisse an Deutschland einen gewaltigen Markt, nicht nur wird es von deutscher Wirtschaft und Industrie mit wichtigen Grundstoffen und Fertigprodukten auf die vorteilhafteste Art versorgt — es zieht auch durch seinen unangetasteten Besitz der großen Rheinzufuhrstraße bedeutenden Vorteil. Wozu noch kommt, daß Deutschland die Hauptmasse der Hollandreisenden stellt, die das Land um seiner Kunstschätze und Seebäder willen alljährlich füllen. Alle diese verbindenden Beziehungen fehlen nach der französischen Seite hin, oder sie sind in weit geringerem Maß vorhanden. Dahingegen ist feststehend, daß das holländische Volk von dem französischen in der Vergangenheit viel Ungemach zu erdulden gehabt hat, während umgekehrt zwischen Holland und Deutschland niemals Feindschaftsverhältnisse bestanden haben. Und wie steht es in diesem Kriege, wenn wir das tatsächliche Verhalten und die politischen Absichten der miteinander ringenden Mächtegruppen gegenüber Holland in vergleichende Betrachtung ziehen? Während Hollands Handel von England wie auch von Frankreich, das die Nordseesperre offiziell mit England zusammen handhabt, tagtäglich ärgere Unterbindungen und Drangsalierungen erfährt, läßt es Deutschland sich angelegen sein, den bedrängten Nachbarn so nach wie vor mit gewissen wichtigen Rohstoffen und Erzeugnissen nach Maßgabe seiner Möglichkeiten zu versorgen. Und während der Unterstaatssekretär Zimmermann namens der deutschen Regierung die unmißverständliche Erklärung abgegeben hat, daß kein ernst zu nehmender Deutscher daran denke, Holland jemals zu vergewaltigen und Deutschland einzuverleiben, kann man in französischen bzw. belgischen Kriegszielbetrachtungen die freundliche Absicht erkennen, nach der Besiegung Deutschlands die holländischen Südprovinzen Limburg und

Zeeuwsch-Vlaanderen einem Großstaate Belgien — der natürlich unter französischer Aufsicht stehen würde — einzuverleiben: schon hat der Flame Herr van Cauwelaert für diese annexionslustigen Projektenmacher den Spottnamen ‚Rheinritter' erfunden!

So scheint die ungleiche Einwirkung des deutschen und des französischen Geistes auf das uns so nahe — innerlich wie äußerlich nahe — Volk der Niederländer mit den Tatsachenverhältnissen von Vergangenheit und Gegenwart in einem seltsamen Widerspruch. Wir wollen die Gründe davon nicht untersuchen, aber doch anmerken, daß sie wohl nicht allein auf seiten der Holländer zu suchen sind, sondern gewiß auch manchen Unterlassungssünden von unserer Seite entspringen. Neuerdings macht sich, wie oben schon angedeutet, eine kräftige Reaktion gegen den einseitigen Franzosenkult in Holland bemerkbar, deren positives Ziel die Verbreitung einer besseren Kenntnis des deutschen Geistes und der gesamten deutschen Kultur ist. Dieser Bewegung, die von einem prachtvollen Begeisterungsfeuer, von tiefeindringenden Kennern unseres Deutschtums und von angesehensten holländischen Namen getragen wird, wird bei uns, vielleicht infolge der großen Begebenheiten im Osten, viel zu wenig Beachtung geschenkt.

Es ist kein Zufall, wenn auch inmitten unseres holländischen Nachbarvolkes seit Ausbruch des Krieges ein gesteigertes nationales Auf-sich-selbst-Besinnen bemerkbar wird. Und das um so weniger, als sich in Holland und in dem sprachlich zugehörigen Flamenland eine Art Überfremdung durch französisches Wesen ganz besonders stark durchzusetzen gewußt hat. Dieses französische Wesen, das man vom Standpunkt einer individualistischen Kulturpolitik und Geschichtsauffassung ruhig gerade dortzulande als kulturhemmend bezeichnen darf, war besonders im belgischen Flandern tief eingedrungen und drohte das niederländische Stammesbewußtsein der Flamen mit der Wurzel auszurotten. Geht man diesen Dingen, die in einer umfangreichen Spezialliteratur von deutscher und holländischer Seite behandelt worden sind, genauer nach, so ist man versucht, den europäischen Krieg als Flanderns Rettung zu bezeichnen. Und zwar nicht deshalb nur, weil der Sieg der deutschen Waffen den Flamen die Erfüllung ihrer nationalen Wünsche in greifbare Aussicht stellt — wovon die Begründungsabsicht der flämischen Hochschule in Gent ein erstes, vielverheißendes Zeichen ist —, sondern vor allem auch deswegen, weil der Krieg dem niederländischen Stammesbewußtsein und Zielstreben neue, mächtige Willensantriebe gegeben hat.

Man lernt das Erwachen des nationalen Willens in Holland und Flandern nicht besser kennen, als indem man das ausgezeichnet geführte Organ der neuerstarkten Bewegung studiert: ‚Dietsche Stemmen — Tydschrift voor Nederlandsche Stambelangen' (‚Niederdeutsche Stimmen — Zeitschrift für niederländische Stammesbelange') (Oude Gracht P. Z. 23, Utrecht). Ich sage studiert, denn, so abseiten unsern die Welt umschweifenden Blicken die ‚groß-niederländische' Frage, die hier verhandelt wird, auch liegen mag: sie wird tiefeindringlich, tiefwissenschaftlich, tiefgeistig behandelt, dazu mit einem beinah heiligen Ernst und mit jenem Glimmfunken von stiller Leidenschaft, der noch nicht Flamme ist, aber es jeden Augenblick werden kann; kurz so, wie wir Deutsche es lieben. ... Übrigens ist der Gegenstand, den die Zeitschrift in ihre Obhut genommen hat, doch nicht so klein, als aufs erste Hinsehen es scheinen mag. Denn die Bewegung, die sich mit Nachdruck ‚groß-niederländisch' nennt, will nicht nur die sprachlichen, kulturellen, wirtschaftlichen, politischen Belange der Holländer und Flamen fördern, sondern auch die der Afrikander, das heißt also die Sache von über 15 Millionen Menschen. Und wenn man, wie der Schriftsteller Gustaav Vormeersch in seiner kulturhistorischen Skizze über ‚Die niederdeutsche Bewegung' es tut, auch unsere niederdeutsch sprechenden Volksteile mit in den ‚groß-niederländischen' Sprachenkreis einbeziehen lassen will — Klaus Groth, Fritz Reuter und neuere Dialektdichter werden Mitkämpfer genannt —, so hätte die Bewegung es mit insgesamt 20 Millionen ‚niederdeutsch sprechenden' Menschen germanischer Abkunft zu tun.



Es ist klar, daß eine solche, aus Stammesbewußtsein und Liebe zur eigenen Muttersprache geborene Bewegung ihre Spitze nicht gegen die nächstverwandten Deutschen kehren kann. Aber man würde irren, wenn man die Wortführer des groß-niederländischen Gedankens für Wortführer der deutschen Sache halten würde. Zwar wird man, wiewohl die holländischen, flämischen und afrikanischen Mitarbeiter ganz persönliche Anschauungen vertreten, Deutschlands geschichtliche Linie und sein höheres moralisches Recht durchweg erkannt finden, aber die verhaltene Hinneigung zum deutschen Bruder kommt doch eigentlich mehr negativ, d. h. in der sehr entschieden betonten Abkehr von England und Frankreich zum Ausdruck. England wird nicht nur um der Vergewaltigung des Burenvolkes wegen verabscheut, sondern auch als der große Seeräuber von Anbeginn, als systematischer Kriegserreger und typischer Landeroberer erkannt. Aber mehr noch steht unsern Großholländern Frankreich im Wege, jenes sich selbst überschätzende Frankreich, das der am stärksten national fühlende Staat Europas ist, und doch keine einheitliche Nation, sondern ein Chaos, dem von einer kleinen Gruppe führender Leute: der Beamtenkaste, der regierenden Klasse ‚l'âme française' eingeknetet wird. Die rücksichtslos romanisierenden Tendenzen der Pariser Zentrale, die die Idiome des Provenzalischen, des Katalonischen, des Baskischen, des Bretonischen und Französisch-Flämischen auszurotten streben, haben sich nach Belgien fortgepflanzt, wo sie den zahlenmäßig überwiegenden flämischen Volksteil auf der ganzen Linie zu unterdrücken verstanden. Gegen diese auch heute noch gehandhabte Unterdrückungspolitik der ‚franskiljonischen' belgischen Regierung in Havre richtet sich gegenwärtig die ganze Wucht der Bewegung. Es ist für uns Zuschauende nicht ohne Interesse zu sehen, welche politischen Niederschläge sie innerhalb des belgischen Flamentums in diesem Kriege gefunden hat. Schon sehr bald nach der Besetzung Belgiens vollzieht sich in den Reihen der flämischen Führer eine tiefgehende Scheidung: die eine Partei macht sich zum Sprachrohr der mehr als je französischen Einflüssen unterstehenden belgischen Regierung, wird also an der flämischen Sache zur erklärten Verräterin; die andere Partei tritt in die Opposition. Sie weist darauf hin, daß die belgische Regierung durch Entsendung von 4000 Soldaten nach Rußland, durch ihre Kriegserklärung an die Türkei, durch den Abbruch der Beziehungen zu Bulgarien deutlich zu erkennen gegeben habe, daß sie sich an den Neutralitätsvertrag von 1839 (den die belgische Regierung freilich schon de facto vor dem Kriege verletzt hatte! — D. Verf.) nicht länger gebunden erachte. Dadurch werde Belgiens ‚Rechtsstandpunkt' geschwächt und seine Zukunft dem Glück der Waffen überantwortet. Ein solches Fahrenlassen der Neutralität aber habe keinen Sinn, wenn es nicht den ersten Schritt auf dem Wege zu einem französisch-belgischen Bündnis sei, welches die wirtschaftliche, politische und kulturelle Selbständigkeit Flanderns vernichten müsse. ‚Einer solchen Politik', heißt es in den ‚Dietsche Stemmen', ‚wird die Regierung uns immer feindlich gesinnt finden. Flandern will von einer Ententepolitik nichts wissen.' Und auf den Einwand, daß auch Flandern in Belgien liege, antwortet man mit schwerwiegenden Hinweisen auf die 85jährige Unterdrückung, die den Flamen in Belgien ‚wie einem fremden und eroberten Volke' zuteil geworden sei. Als natürliche Folge dieser Standpunkte wird allgemein verwaltungsrechtliche Trennung Flanderns von Wallonien gefordert (in einem neutralen und unabhängigen Belgien), aber es gibt auch einzelne entschiedenere Richtungen, die ein eigenbeschaffenes Flandern wollen, ‚in welchem Staatsverbande auch immer'. Ob dieser Radikalnationalismus Prinzipiensache ist oder einer realpolitischen Erfassung der heutigen Lage Flanderns entspringt, bleibe dahingestellt. Tatsache ist, daß aus den Kreisen der Bewegung, die von der belgischen Regierung wie von der belgisch-französischen Presse aufs wütendste verfolgt wird — es sind schon harte Maßregelungen vorgekommen —, Gesuche um Durchführung der belgischen Sprachgesetze ans Generalgouvernement gerichtet wurden. Woraus man ersehen mag, daß die echten Flamen auf gutem Wege sind, die Kulturmacht zu erkennen, die ihren sehr gerechtfertigten und sehr anerkennenswerten nationalen Wünschen allein Erfüllung bringen kann.

Es ist wohl sicher, daß die Einrichtung der Genter Universität eine deutschamtliche Bejahung der nationalen Bewegung in Flandern darstellt. Hoffen wir, daß sie nicht die einzige und letzte bleibe! Vor allem sollten wir, unser sprachliches Anpassungsvermögen und unsere des Niederdeutsch-Holländischen kundige Mannschaft aufbietend, im besetzten Flandern die noch offenen sprachlichen Wünsche der Bevölkerung tunlichst berücksichtigen — schon um die Herrschaft der beiderseits gern entbehrten französischen Sprache zu brechen. Und es soll und braucht dieses Entgegenkommen nicht etwa nur aus dem naheliegenden politischen Motiv des ‚divide et impera' zu kommen (denn ‚herrschen' im Sinne Roms wollen wir ja gar nicht!), sondern mehr aus dem Gefühl verwandtschaftlicher Zuneigung, das in großen und allerbesten Teilen unseres deutschen Volkes zweifelsohne für den flämisch-niederländischen Bruder vorhanden ist. Dieser Bruder fühlt sich schon heute, wie die großniederländische Bewegung dartut, als Glied einer großen niederdeutschen und germanischen Volksgemeinschaft, die über drei Erdteile verbreitet ist und der letzten Endes auch das Deutschtum im engeren Sinne angehört. Wie sehr aber dieses unser Deutschtum als verwandtes Volksglied in den Niederlanden empfunden wird, davon legt Zeugnis ab eine zweite, durchs eigentliche (Königreich) Niederland gehende geistige Bewegung, die, weniger auf Erweckung des Stammesbewußtseins, als auf politische Kopfklärung ausgehend, Großhollands Wiedergeburt von einem andern Ende bewirkt, oder, vorsichtiger ausgedrückt, einmal bewirken kann. ...

Wenn wir, im Verlaufe dieses Krieges, im benachbarten Königreich der Niederlande eine beträchtliche Summe von Haß und Feindschaft gegen uns mobilgemacht fühlten, so ist diese bedauernswerte Tatsache m. E. in erster Linie dem hemmungslosen Amsterdamer Demokratismus zuzuschreiben, der, echtestes französisches Importgewächs und gänzlich verschieden von dem deutschen demokratischen Zielstreben, schon immer seine destruktiven Tendenzen an dem festen Gefüge des monarchischen Deutschlands versuchte, nun im Kriege eine radaulustige antideutsche Propaganda entfaltet und auch im Innern mit blindem Eifer bemüht ist, jenes urfranzösische Ideal des Chaos herzustellen, das die Welt dem politischen Strebertum, dem dumpfen Instinkt der Masse und der Herrschaft der Straße ausliefern möchte. Es ist klar, daß eine politische Grundanschauung, die in der schrankenlosen Massenherrschaft das unsicherste Fundament jedes Staatsgefüges, ja jeder in die Höhe strebenden Kultur erkannt hat, sich in dieser politischen Entscheidungsstunde in Holland entweder ‚prodeutsch' oder mindestens ‚gut neutral' gehaben muß, am wenigsten aber ‚profranzösisch' oder ‚proenglisch' auftreten kann. Und nicht weniger leuchtet ein, daß das offensichtliche Versagen der ‚vorbildlichen' demokratischen Staatsmaschinerien Englands und Frankreichs in und — ganz besonders — vor diesem Kriege, den, über alle demokratischen Parteihäupter und Parlamente hinweg, einige wenige Krämernaturen, Vabanquespieler und Weltverbrecher anzünden konnten, manchen denkenden Mann in Holland auf die Seite desjenigen Staatsgedankens hinüberdrängte, der die Autorität des Könners gewährleistet, die Masse produktiv macht, indem er sie gliedert und schützt, individuelle Willkür durch Pflichtforderung bricht und dem Fortschritt dient, indem er Ordnung schafft.

Nur indem man diesen Weltanschauungskampf, der überall draußen neben dem Kriege herläuft, in Mitbetrachtung zieht, kann man es verstehen, daß sich mitten im Getöse der Waffen in unserm Nachbarstaate Holland ein stattliches Fähnlein von Höchstgebildeten zusammentat, das den modernen Staatsgedanken Deutschlands entschlossen auf den Schild erhob und es sich zur Aufgabe machte, das deutsche Volk wie die deutsche Kultur gegen die Anwürfe und Verleumdungen seiner Feinde zu verteidigen und in der allzu einseitig orientierten Heimat eine bessere Kenntnis der deutschen Wirklichkeit zu verbreiten. Man muß sagen, daß diese geistigen Vorkämpfer des deutschen Gedankens in Holland ganze Arbeit gemacht haben und immer noch weiter machen. Seit dem 1. April 1915 besitzt diese tatkräftige Gruppe, die sich bereits eine ansehnliche und immer noch wachsende Gefolgschaft werben konnte, ein eigenes Sprechorgan, die von Dr. W. C. A. Baron van Vredenburch, von Prof. J. G. Sleeswyk, von Prof.

Mr. ('Meester': holl. Doktortitel der Rechte) S. R. **Steinmetz**, von dem Schriftsteller M. P. C. **Valter** und von Prof. Dr. Jonkheer (Freiherrn) B. H. C. K. **van der Wyck** vortrefflich geleitete Wochenschrift 'De Toekomst' ('Die Zukunft') (Haag, Hoogwal 3). Auch in diesen Heften wird, wie in den 'Dietsche Stemmen', der Gedanke des kulturellen Zusammenschlusses Groß-Niederlands mit Nachdruck vertreten, aber ohne jene eigensinnige Abschließung gegen die übrige germanische und deutsche Welt, die man wohl in den Reihen der Flamen beobachten kann. Im Gegenteil wird der Anschluß an die große deutsche Kultur — natürlich ohne jeden politischen Nebengedanken! — gesucht und gepflegt; etwa so, wie ihn Conrad Ferdinand Meyer für die Schweiz gewünscht hat: unbeschadet aller politischen Selbständigkeit, aber mit Überwindung jenes Rundtreibens 'in einem engen partikularen Kreise', das der Schweizerdichter gerade an den Holländern bemerkt. Dieser Zielrichtung entsprechend, wird in 'De Toekomst' zunächst der ganze Umfang der deutschen Kultur, die auch in Holland so wenig gekannt und so schmählich verleumdet wird, von Spezialkennern gewürdigt, dargestellt, in kritische Vergleiche gebracht. Deutsche Kunst, deutsche Musik, deutsche Literatur, deutsches Theater, deutsche Philosophie, deutsche Religiosität, deutsche Erziehung, deutsche Technik, der deutsche Staatsgedanke — das alles wird in der knappen Form des Zeitschriftenaufsatzes unverfälscht abgespiegelt und musterhaft sachlich erörtert. Über diese allgemeine Kulturbetrachtung hinaus aber greift die Zeitschrift, die an Umfang übrigens unsere meisten Wochenschriften übertrifft und dabei sehr preiswert ist, mit vollen Händen in die politisch aufgewühlte Gegenwart. In der ausgesprochenen Absicht, der offenen und verhüllten Ententepropaganda gewisser Preßorgane, die stellenweise einen geradezu staatsgefährlichen Charakter angenommen habe — man denke nur an das Treiben des 'Telegraaf' —, ein ausgleichendes Gegengewicht zu schaffen, wird in die dunkeln Reviere des englischen Imperialismus, des eroberungssüchtigen Moskowitertums, der französischen Revanchewut mit hellender Fackel hineingeleuchtet. Daneben geht, im Anschluß an die deutschfeindliche Literaturerzeugung und die fortschreitenden Ereignisse des Krieges, ein lebhafter Kampf für die Erkenntnis der Wahrheit. So hat auch hier das (viel zu ernst genommene) anonyme Schmähprodukt 'J'accuse' eine mehrfache Abfertigung erfahren; so fand hier, um nur ein einziges Beispiel zu nennen, der Fall Miß Cavell, über den das Urteil fast der gesamten holländischen Presse feststand, ehe Wolff noch das Tatsächliche mitteilen konnte, eine von klassischem Gerechtigkeitsgefühl und vornehmster Gesinnung zeugende Auslegung. Ist es nötig zu sagen, daß die Kampffront des Blattes sich auch nach innen wendet? Es geht uns eigentlich nichts an, was sich als häuslicher Streit unseres westlichen Nachbarn gibt, und im Grunde sehen wir diesem Streit, der nichts anderes als ein Kampf zwischen Romanentum und Germanentum, zwischen französischem Gefühlssubjektivismus und deutscher Geistesobjektivität ist, bei einem uns innerlich verwandten Volke mit schmerzlichem Bedauern zu. **Daß ein solcher Kampf überhaupt herrschen kann in diesem Volke**, daß ein Volk, welches ohne Deutschlands Einswerdung vielleicht schon in der französischen Umarmung seine Seele ausgehaucht hätte, immer noch wie verzückt in Mariannens grisettenhaft aufgeschminkte Züge starrt, während es Bruder Siegfrieds mächtig gestaltendem Tatenleben unverwandt den Rücken kehrt — **ist dies nicht die ganze Tragik unseres spätgewordenen deutschen Volkes**, das diesen furchtbaren Kampf um sein Dasein, sein Bessersein, sein schaffensfreudiges Lebensideal gegen eine Welt von Widersachern durchkämpfen muß? Ja, ist dies nicht die Tragik unseres Lebens überhaupt? 'Sei im Besitze, und du bist im Recht!' Die Welt war im Besitze der Völker, die uns andere, deren schaffender Arm darin einzudringen am guten Werke war, davon auszuschließen vereinbart hatten. Und nun, da über diesem Prozeß, der im Grunde eine Anstrengung des Lebens ist, sich über sich selbst hinaufzupflanzen, — denn aller Besitz macht faul, und nur das Ringen darnach zeugt neue Kräfte —, nun, da über diesem Prozeß die Welt in kämpfende Bewegung geriet, schreit uns der Chor der Ewig-Gestrigen zu, das Recht sei Vorrecht der Besitzenden. ..."



Siegfried muß einen Hagen haben — das ist unsere Philosophie dieses Krieges. Wenn Siegfried, der vielfach umstellt, aber rechtzeitig aufgewacht war, mitten in seinem Kampf ums höhere Recht aus den Niederlanden froher Zuruf erschallt, so wird er aufhorchend den Kampfgruß zurückgeben. Denn unvergessen ist ihm, daß er nicht weit von dort zu Hause war.



Ein österreichisches Schrifttum?

Es ist ein Vierteljahrhundert her, daß ein deutscher Schriftsteller Österreichs den Versuch unternahm, eine „Österreichische Literaturgeschichte" zu schreiben — mit der ausgesprochenen Absicht, den Zweig vom Stamme abzubrechen und ihn in die Erde zu stecken, damit er Wurzel fasse und selber ein ganzer Baum werde. Der Mann behauptete, die Selbständigkeit der österreichischen Dichtung sei längst gegeben und brauche bloß nachgewiesen zu werden. Ähnlich wie vor kurzem der Schweizer Spitteler (im schroffen Gegensatz zu Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer!), verkannte auch jener Österreicher das Mysterium der von politischen Grenzstrichen nicht zu zerstörenden deutschen Sprach- und Geisteseinheit. Gegen den literarischen Partikularisten erhob sich damals der einmütige Widerspruch aller gebildeten Deutschösterreicher, und vor allem waren es die Dichter und Schriftsteller des südlichsten deutschen Stammes, die zornig protestierten, obwohl sie wahrhaftig von den Eigenwerten ihrer Heimat und der heimatlichen Dichtung überzeugt waren. Sie verschmähten den Lockpreis, im kleineren Bezirke auf der Rangleiter königlicher Würden höher hinaufzuklimmen. Sie wiesen u. a. darauf hin, daß nicht einmal der harte Wille eines Staatsmannes die quellenden Wässerlein des deutschen Nordens und Südens am Zusammenfließen hindern konnte, und daß Metternichs polizeigewaltige Absperrung der österreichischen Literatur und des österreichischen Verlagsbuchhandels am Ende keinen anderen Erfolg hatte, als die Zurücksetzung der Talente Österreichs beim allgemeinen deutschen Wettbewerb. Die Dichter hinter der chinesischen Mauer gingen den Blicken eines Zeitgeschlechtes der Gesamtnation verloren, und sie brauchten dann Jahrzehnte, um sich ihren Platz an der Sonne zu erobern. Die besten Österreicher, unter ihnen Grillparzer, litten darunter furchtbar. Kaum minder großer Schaden aber erwuchs dem deutschen Norden. Österreichische Literatur? Sie könnte, so sagten vor 25 Jahren die Protestler, durch kein anderes als ein staatliches Band gebunden sein. Sie hätte nicht einmal eine gemeinsame „Amtssprache". Denn eine österreichische Sprache gebe es ebensowenig wie eine österreichische Nation. In der Literatur des Nationalitätenstaates stehe neben der deutschösterreichischen die tschechische, die polnische, die slowenische, die ruthenische Dichtung; und verlangte diese Einheit das Ausscheiden der deutschen Dichter Österreichs aus der deutschen Literaturgeschichte, so müßte auch der Trientiner Dante nur als österreichischer, nicht als italienischer Dichter gelten ...

Seltsamerweise unterstützt mitunter der Sprachgebrauch subversive Gedankengänge. Gerade gegenwärtig erleben wir es. In blutgetaufter engster Bruderschaft trotzen das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn einer Welt von Feinden. Die lockere Zunge unterscheidet nicht zwischen dem Deutschen Reich, das ein staatspolitischer Körper, und Deutschland, das ein idealer Begriff, — das Land aller Deutschen ist; ebenso vergißt man häufig, die Donaumonarchie bei ihrem vollen österreichischen und ungarischen Namen zu nennen. Indem nun die bequeme Zunge die Verbündeten im abgekürzten Verfahren „Deutschland und Österreich" nennt, gerät das alte österreichische Kernland, die einstige Hausmacht der deutschen Kaiser, sprachlogisch in Gegensatz zum Deutschtum. Kein Mensch denkt dabei Übles, keiner will die zehn Millionen Deutschösterreicher als deutsche Stammesgenossen kränken. Doch immerhin: gefördert von dem

durchaus begreiflichen und löblichen Bestreben, auch den nichtdeutschen österreichischen Waffengenossen gerecht zu werden, sie als Waffengefährten zu achten, entsteht eine Verdunkelung der natürlichen Zusammenhänge, die doch ursprünglicher sind und tiefer reichen, als die staatspolitischen.

Mit einer bedenklichen Folge-Erscheinung der gedankenträgen Gewöhnung hat sich in Heft 15 des „Türmers" dessen Mitarbeiter R. B. beschäftigt. R. B.s Abwehr galt einem von Richard Sexau im „Berliner Tageblatt" vom 22. März d. J. veröffentlichten Aufsatz, einem Schulbeispiel von Miß- und Unverstand im Begriffe des Deutschtums. R. B. hielt sich bei der kurzen Abfertigung Sexaus an den Mann und seine von Sachkenntnis unangekränkelte Befugnis. Es sei mir gestattet, einen logischen Faden durch das ganze Sexausche Labyrinth zu ziehen.

„Deutsches und österreichisches Schrifttum" war Richard Sexaus Aufsatz überschrieben. Deutsches und —? Da stock' ich schon! Da der Verfasser von allem österreichischen Schrifttum nur das deutschösterreichische und nicht etwa das tschechisch-, polnisch-, ruthenisch-, slowenisch- oder italienisch-österreichische heranzieht, so gestatte ich mir die Frage, ob ihm etwa folgende Antithesen erlaubt scheinen: Hunde und Doggen, — Äpfel und Kalvillen, — Menschen und Badener?!

Richard Sexau schränkt seinen willkürlich aufgestellten Gegensatz allerdings ein, indem er sagt: „Nationalität dürfte, vor allem bei Völkern gleichen Sprachstammes, nur insofern differenzierend auf die Literaturen einwirken, als sich in ihr Verschiedenheiten der engeren Volkscharaktere dokumentieren können. Süddeutsche und Österreicher sind einander wesensverwandter als Süd- und Norddeutsche. Wenn wir also der Bequemlichkeit halber trotzdem ‚deutsch' und ‚österreichisch' als Antithesen einander gegenüberstellen, so vergessen wir dabei nicht, daß Süddeutschland eine gewisse Mittelstellung einnimmt, daß manche süddeutschen Wesenszüge, sofern sie nicht bereits durch die Entwicklung der letzten Jahrzehnte verändert wurden, bei der nachbarlichen Nation ihre konsequente Reinkultur fanden."

Diese grundsätzlichen Erklärungen und halben Zugeständnisse sind der Grundirrtum in den Ausführungen Sexaus. Man darf nicht, mit Verlaub, „aus Bequemlichkeit" an den Naturwahrheiten rütteln! Der Natur der Dinge widerspricht es, den deutschen Stamm der Österreicher als Nation („nachbarliche Nation") der deutschen Nation entgegenzustellen. Die Deutschösterreicher und die Preußen sind keineswegs, wie etwa die Deutschen und die zu Engländern ausgewachsenen Angelsachsen, Völker gleichen Sprachstamms und verschiedener Nationalität, sie sind vielmehr, die einen in keinem höheren Grade als die anderen, schlechtweg Deutsche und können nichts anderes sein! Wohin Richard Sexau, offenbar wider Willen, mit seiner sonderbaren Nationalitätsabgrenzung gelangt, das zeigt seine fatale Schlußfolgerung. Weil die Süddeutschen innerhalb des Deutschen Reiches mit den Süddeutschen in Österreich auffallende Wesensgemeinschaft haben, so bleibt ihm nach seiner Voraussetzung nur die Schlußfolgerung übrig, daß die Bayern, Württemberger, Badener eine Art von Mittelglied seien zwischen den Österreichern und den — Deutschen. Somit ergäbe sich, daß nur der Norddeutsche der eigentliche Deutsche wäre. Weder der Frankfurter Goethe noch der Schwabe Schiller, von dem Wiener Grillparzer ganz zu schweigen, wäre demnach ein eigentlicher Deutscher! Richtig dagegen ist, daß das süddeutsche Wesen in Österreich geradeso wie in Bayern, Württemberg, Baden seine Urheimat hat — und keineswegs dort bei einer „nachbarlichen Nation" in Reinkultur gezüchtet wird ... Sexau überschätzt namenlos die Einflüsse der politischen Geographie auf den Kern des Volkstums, der gerade in der Dichtung zum reinsten Ausdruck gelangt. Er könnte sonst nicht in Frage stellen, ob etwa die Jahrzehnte seit 1871 die inneren Verwandtschaftsverhältnisse der deutschen Stämme verändert haben?

Die Absicht, politisch zu trennen, kam Richard Sexau selbstverständlich nicht in den Sinn. Auch ihm liegt die deutsch-österreichische Kampfeseinheit am Herzen. Bloß zum Zwecke der literarischen Charakteristik schürfte er nach den Unterschieden. Dabei geriet ihm auch manches

Zutreffende bei der Kennzeichnung des künstlerischen Wesens der Deutschösterreicher und der Norddeutschen; doch auch das Folgeübel alles Pauschalierens: die Ungenauigkeit, — stellte sich ein, mußte sich einstellen schon deshalb, weil Sexau die Deutschen Österreichs als ein Ganzes nahm (sogar als eine Nation!) und nichts von den in ihrer Literatur ausgeprägten landsmannschaftlichen Gegensätzen wußte. Die Alpen- und die Sudetendeutschen Österreichs sind in ihrem Wesen und in ihrer Literatur kaum weniger verschieden, als etwa Holsteiner und Ostpreußen; scharf sind sogar die Grenzen innerhalb des bajuwarischen Sprachstammes gezogen — zwischen der überreifen Wiener Kultur und dem naiven Volkstum Steiermarks, Kärntens und Tirols. Immerhin paßt es leidlich auf die Deutschösterreicher im ganzen, was Sexau ihnen zuschreibt: ein biegsames, leichtes Wesen, gute Laune, viel musikalischen Ausdruck und Formtalent. Wenn er dagegen ziemlich ausschließlich den Norden für die Heimat der Probleme und der Intellektualität hält und den österreichischen Dichtern und Künstlern nachsagt, daß sie für kosmische Werte wenig Verständnis haben, daß sie wenig grüblerisch und weltverbessernd seien, dafür aber sentimental, — so sprechen gegen diese Meinung wenigstens zahlreiche Einzelerscheinungen. Robert Hamerling schrieb den „Ahasver in Rom", den philosophischen „Homunkulus" und die „Atomistik des Willens". Aus tragischer Weltsorge weist Lenau der Menschheit den Weg empor in den wundervollen Worten, mit denen seine „Albigenser" ausklingen. Einen leidenschaftlicheren Lehrmeister und Propheten als Ferdinand Kürnberger kennt auch der deutsche Norden nicht. Peter Rosegger verleugnet nie den inneren Beruf des „Waldschulmeisters", und von Sentimentalität ist die quarzige Härte der Schönherrschen Tiroler Bauern wirklich nicht angekränkelt.

Es geht also nicht mit der reinlichen ethnographischen Gruppierung nach ästhetischen Grundbegriffen! Und hat es auch etwas Bestechendes, dem norddeutschen Tragiker Richard Wagner in Johann Strauß den genußfrohen Österreicher entgegenzustellen, so vergesse man daneben nicht, daß auch der herbe Symphoniker Anton Bruckner aus dem angeblichen Phäakenlande stammte.

Für eine „Verschmelzung deutscher und österreichischer Eigenart" tritt schließlich Richard Sexaus „Wohlwollen" ein. Könnte man thüringische, mecklenburgische, ostpreußische mit — deutscher Eigenart verschmelzen? Vereinigen, was doch nie geschieden war? Um die deutsch-österreichische Geistesvereinigung zu vollziehen, müßte Richard Sexau zuerst die deutsche Literatur Österreichs von Deutschlands Tisch und Bett scheiden! Und dann wäre das alte Nibelungenlied, wären die Lieder Walthers von der Vogelweide nicht mehr „deutsch", sondern „österreichisch" ...

Hermann Kienzl



Kriegsbeschädigte als Musiker

Es war ein hübscher Gedanke, den Kriegsbeschädigten, vor allem Blinden, die Musik als Trösterin nahezubringen. Es sind reiche Mittel gesammelt worden, um insbesondere Blinden Musikinstrumente zu schenken und ihnen das Erlernen derselben zu ermöglichen. Aber vielfach sind auch in der Presse daraus Folgerungen gezogen worden, die nach der verschiedensten Richtung hin verhängnisvoll wirken müssen. Man glaubte, den Kriegsverletzten im Musikberuf einen geeigneten Lebenserwerb erschließen zu können. Es wird auf manche Beispiele blinder oder verkrüppelter Musiker verwiesen; der einarmige Graf Zichy ist selber in den Lazaretten herumgereist, um vorzuführen, wie er seines Mißgeschickes Herr geworden ist.

Wer diese Beispiele heranzieht, übersieht zu leicht, daß es sich hier um Leute handelt, die bereits vorzügliche Musiker waren, als sie von ihrem Unfall betroffen wurden, und daß

die Fälle, in denen es solchen Beschädigten gelang, ein wirklich erträgliches Los zu erreichen, nur selten sind. Geradezu verhängnisvoll wäre es aber, wenn in Leuten, die bisher einem anderen Berufskreise angehörten, der Glaube erweckt würde, sie könnten sich als kriegsbeschädigte Musiker eine Lebensstellung schaffen. Kein Stand kämpft so schwer um ein fast immer sehr bescheidenes Dasein, wie der Berufsmusiker. Man darf sich durch die blendenden Virtuosenstellungen nicht täuschen lassen. Im allgemeinen verspricht der Musikerberuf für eine angestrengte und außerordentlich aufreibende Tätigkeit einen so geringen Entgelt, daß damit auch der Gesunde kaum auszureichen vermag. Und es ist nicht zu übersehen, daß diese kriegsbeschädigten Leute, die erst in reiferen Jahren sich diesem Berufe zuwenden, niemals jene technischen Fähigkeiten werden erringen können, durch die sie den Wettbewerb mit jenen, die auf dem gewohnten Wege in diese Tätigkeit hineingewachsen sind, bestehen können.

Man würde also hier nur eine Masse von Musikanten großziehen, deren Tätigkeit im allgemeinen eine verkleidete Bettelei wäre. Das wäre aber nicht nur eine Schande für unsere Invaliden, sondern auch ein großer Rückschritt in der sozialen Stellung der Berufsmusiker. Diese haben unter großen Opfern sich zu großen Verbänden zusammengeschlossen und in einem zähen Kampfe eine Masse alter Vorurteile und wirklich vorhandener überkommener Schäden beseitigt, um endlich ihrem Berufe die Achtung und Stellung zu erringen, die ihm zukommt. Noch ist das Ziel längst nicht erreicht, und als schwierigste Hemmung und damit als wichtigste Aufgabe empfinden alle die Säuberung ihres Standes von unlauteren und vor allem von künstlerisch unzulänglichen Elementen.

So wie das Leben es mit sich bringt, gehen die beiden genannten schädlichen Gruppen fast ganz ineinander über. Die Gefahr des sittlichen Verkommens ist für den nicht genügend ausgerüsteten Musiker unendlich größer, als für den tüchtigen. Selbst wenn auf dem genannten Wege einzelnen Kriegsbeschädigten zu helfen wäre, was nach meiner Überzeugung nur in wenigen Ausnahmefällen zutreffen kann, würde der sozial weiter Denkende das Mittel bedenklich finden. Denn zur Unterstützung der Kriegsbeschädigten sind wir alle und ist der Staat als solcher nicht nur bereit, sondern auch verpflichtet. Diese Aufgabe dürfen wir uns nicht erleichtern wollen, und es wäre ein schlimmer Ausweg, wenn zur Heilung eines Schadens, für die auch noch andere Mittel vorhanden sind, einem im allgemeinen gesunden Organismus schwere Schäden zugefügt werden würden.

Ganz anders liegt der Fall bei den kriegsbeschädigten Berufsmusikern, deren es bei der großen Zahl der Einberufenen natürlich sehr viele gibt. Hier muß es, wie bei allen Berufen, oberster Grundsatz der Fürsorge sein, sie möglichst wieder in ihrem Berufe unterzubringen. Bei vielen wird es ausreichen, wenn bei der Heilung besondere Rücksicht auf die künftige Tätigkeit genommen, also z. B. bei Handwunden in ausgiebigem Maße Massage und Sehnenstreckung u. dgl. angewendet wird. Kann aber ein Musiker zu seinem Instrument nicht zurückkehren, so wird es bei der nun einmal meistens recht einseitigen Vorbildung dieser Leute leichter sein, ihn einem anderen Instrumente, als einem ganz anderen Berufe zuzuführen. So ist die Technik wohl imstande, Instrumente für einarmige Bläser herzustellen, während ein Geiger und im allgemeinen doch auch ein Klavierspieler mit einem Arm nichts anfangen kann. Umgekehrt ist ein bisheriger Bläser durch Kieferverletzung oder auch nur schwere Zahnschäden für sein Instrument untüchtig, würde aber dank seiner allgemeinen musikalischen Kenntnisse verhältnismäßig schnell zu einem Streicher ausgebildet werden können. Diese Leute kommen auch für den Instrumentenbau, zumal als Stimmer in Betracht. Dr. Euting, der bewährte Herausgeber der „Deutschen Instrumentenbau-Zeitung“ (Berlin-Schöneberg), hat auf diese Weise schon manchem kriegsbeschädigten Musiker zu neuer Wirksamkeit verhelfen können. Es wäre aber wohl nötig, daß auch für dieses Hilfswerk eine größere Organisation geschaffen würde.

St.

Gegen Steuern und Militarismus — der Kriegsruf im englischen Parlament vor 100 Jahren

Ueberaus wertvolle Einblicke in die englische Volksseele gewähren uns die Parlamentskämpfe, die sich in den Monaten Februar und März des Jahres 1816 in England abgespielt haben. Neue Steuerlasten werden wohl in allen Ländern mit parlamentarischer Verfassung nicht ohne umfassende Erörterungen des Für und Wider, mitunter wohl auch mehr oder weniger leidenschaftliche Parteikämpfe hingenommen werden, — die Art aber, wie die Opposition im Londoner Parlament mit der Regierung umsprang, weil sie sich kühnlich vermaß, die sogenannte Einkommenstaxe, die 1804 als Kriegssteuer eingeführt worden war, zur einstweiligen Beibehaltung auch nach Beendigung des Befreiungskrieges gegen Napoleon anzuempfehlen, entbehrt so sehr forensischer Gepflogenheiten, daß sie sich nur aus einem schwer beleidigten Volksempfinden oder Freiheitsgefühl heraus einigermaßen verstehen läßt. Und in der Tat wurde der Plan des Schatzkanzlers, die Einkommenstaxe fortdauern zu lassen, da doch „der erste Zeitpunkt des Friedens kaum weniger kostspielig sei" als der des Krieges und „der Abschluß des Friedens doch nicht das unmittelbare Eintreten des Friedenssegens bedeute, besonders da die auswärtigen Mächte den Handel, den wir fast ausschließlich geführt, nun wieder mit uns teilen werden" (!), als eine empörende Zumutung aufgefaßt und keiner der vorgebrachten Gründe auch nur im geringsten als stichhaltig anerkannt. Vergebens mühten sich die Vertreter der Regierung, die Notwendigkeit der finanziellen Aufbesserung auf diesem Wege darzutun — macht nichts, der Jude muß verbrannt werden ... Wortbrüchige und Hochverräter wurden in öffentlicher Sitzung diejenigen genannt, die den Frevel begehen wollten, die wohlhabendere Bevölkerung (denn nur um diese handelte es sich bei der Einkommenstaxe) auch nur einen Tag länger zahlen zu lassen, als der Waffenlärm der Befreiungskriege dauerte. Der geifernden Gehässigkeit, mit der die Opposition den Kampf während der Debatten führte, entsprach ganz und gar der frenetische Jubel, mit dem sie am 18. März 1816 die Niederstimmung des Projekts im Unterhause begleitete. In der „Posener Zeitung" (gegründet 1794) vom 6. April 1816 lesen wir in dem bezüglichen Londoner Bericht: „Als das Resultat der Abstimmung bekannt wurde, feierten die Mitglieder der Opposition ihren Triumph durch wiederholte Freudenbezeugungen. Der Eindruck der Abstimmung ist außerordentlich. Die Minister, so sagt ein Londoner Blatt, nahmen bei dieser wichtigen Angelegenheit, die alle Engländer (recte: nur die Wohlhabenden. D. Red.) so unmittelbar interessiert, zu wenig Rücksicht; sie waren verwöhnt (!) worden durch alle bisherigen unschweren Bewilligungen, und dachten nicht daran, daß die Zeiten geändert sind. Heute sind, um den Triumph der Opposition zu feiern, viele Gastmähler (!) veranstaltet worden. Seit langer Zeit hat die Opposition keinen solchen Triumph im Parlament gehabt."

Wer den Schaden hat, braucht auch für den Spott nicht zu sorgen. In vorliegendem Falle sorgte der Zynismus der Steuerverweigerer dafür; seine Ausgeburt war folgende „Todesanzeige", die alsbald in den Londoner Blättern erschien: „Gestern starb zu Westminster, aufrichtig von den Ministern betrauert, die Einkommenstaxe im 12. Jahre ihres Alters. Die Verblichene hatte bei der abzehrenden Krankheit, die von heftigen Angriffen der öffentlichen Antipathie herrührte, den ganzen medizinischen Stab des Ministeriums zu Doktoren. Unter solchen Händen hegte man die lebhafteste Hoffnung, daß sie zu völliger Gesundheit werde hergestellt werden; allein die Krankheit nahm auf einmal so heftig zu, daß alle Kunst und alle Bemühungen nichts halfen. Die Patientin starb gestern morgen um 2 Uhr (die Parlamentssitzung hatte die Nacht hindurch gewährt. D. Red.) unter dem lauten Jubel ihrer Feinde und unter dem innigen Wehklagen ihrer Freunde." Allerdings ist der Jubel, so heißt es in dem Londoner Bericht der „Posener Zeitung" weiter, seit der Nachricht von dem Siege bei Water-

wo nicht größer (!) gewesen als bei diesem Siege, den die Opposition über das Ministerium davongetragen hat. Mit Stolz bemerkt man, sagt ein Londoner Blatt, daß, welche Gefahren auch von seiten der Krone (!) oder einer verdorbenen Majorität unseren Rechten und Freiheiten drohen möchten, es noch ein Mittel gibt, welches allen solchen Gefahren vorbeugt: dies ist die öffentliche Meinung des britischen Volks, die als die edelste und stärkste Schutzwehr unserer Freiheit zu betrachten ist. Die Einkommenstaxe verdient nicht einmal die Wohltat der Vergessenheit, sie muß in ewigem Abscheu (!) erhalten und der Minister, der sich einfallen lassen wollte, sie je wieder in Gang zu bringen, als ein Verräter gegen König und Vaterland angesehen werden." — Zur Kennzeichnung der Geistesverfassung, in der sich die in ihrer „Freiheit" bedrohten Besitzenden des Inselreichs nach dem Sieg im Unterhaus befanden, dient auch ein „Testament der Einkommenstaxe", das bald nach der Todesanzeige in Londoner Blättern erschien, und an dessen Schluß es heißt: „Ich wünsche bei Holloway-Mount beerdigt zu werden, welches der allgemeine Begräbnisplatz nach Beendigung der großen Pest im Jahre 1665 war. Da ich der Regierung sehr wichtige Dienste geleistet habe, so hoffe ich, daß eine große Hoftrauer, die aufrichtiger wie die gewöhnliche ist, werde angelegt werden. Der Tod ist eine Taxe, die wir alle bezahlen müssen, und ich hoffe, daß die Herren der Schatzkammer mich als Hauptleidtragende zu Grabe geleiten werden. Dem Kaplan des Unterhauses vermache ich fünf Guineen, um die Leichenrede auf mich über folgenden Text zu halten: Sprüchw. Sal. 16, V. 8: Es ist besser, wenig mit Gerechtigkeit, denn viel Einkommens mit Unrecht. R. Taxatum. John Bull (als Zeuge.)"

Leidenschaftlich befehdet wurde in jenen Tagen im Parlament auch der Plan der Regierung, die Truppenstärke nicht sofort wieder auf den Friedensfuß herabzusetzen. Die Opposition witterte hinter diesem Vorhaben natürlich ebenfalls einen Anschlag gegen die „Freiheit" des Volkes, dem beizeiten begegnet werden müsse. In diesen Tagen der fieberhaften Anstrengungen in England, den preußischen sogenannten Militarismus zu kopieren, ist es ganz besonders ergötzlich, zu hören, welchen Horror die Väter der heutigen Volksvertreter des Inselreichs vor allen militärischen Einrichtungen hatten. Das würdige Gegenstück zu Sir Romilly, der die Einkommenstaxe im Unterhause mit dem denkwürdigen Ausspruch bekämpfte: „Warum soll jeder britische Untertan seine Bequemlichkeit opfern?", bildete im Oberhause ein Lord Folkstone, der sich also vernehmen ließ: „Ich bin überzeugt, daß man entschlossen ist, eine militärische Regierung in diesem Lande einzuführen. Statt Bedienten haben jetzt die Generale Husaren auf den Straßen in ihrem Gefolge. Die Militärklubs, die man jetzt errichtet, und deren Absicht man auf alle Art zu beschönigen sucht, sind wahrlich nicht außer acht zu lassen. Als Seine Majestät vormals ins Parlament fuhren, waren sie von 20 bis 30 Mann Kavallerie begleitet, und jetzt, wenn der Prinzregent ins Parlament fährt, sind die Straßen mit Truppen besetzt, was in England ganz unerhört ist. Auch ist es auffallend, daß der Prinzregent bloß in Militär-Uniform im Parlament erscheint!" Ein anderer Redner bezeichnete es als einen beispiellosen Vorgang, daß England in tiefem Frieden 150000 Mann regulärer Truppen haben solle, wo doch Cromwell England, Schottland und Irland mit 25000 Mann in Ordnung gehalten habe. Die Opposition erreichte es schließlich, daß ein besonderer parlamentarischer Untersuchungsausschuß eingesetzt wurde, der prüfen sollte, ob der Herabsetzung der Truppenmacht auf Friedensfuß wirklich solche Hindernisse entgegenständen, wie die Minister es schilderten. Das bedeutete natürlich das Begräbnis der Regierungsforderung, die ja auch schon durch die oben erwähnte Ablehnung der Fortdauer der Einkommenstaxe, auf deren Erträgnis sich die höheren Militärausgaben gründen sollten, hinfällig geworden war.

Tempora mutantur ... Die Frage Sir Romillys, weshalb jeder britische Untertan seine Bequemlichkeit opfern solle, hat bei den jetzigen Steuerdebatten im englischen Parlament allerdings nicht ihr neuzeitliches Gegenstück gefunden, da der Weltkrieg von Albion, seinem

Urheber und Regisseur, längst dieses Opfer gefordert und erhalten hat. Die Väter der Zeitgenossen der Grey, Asquith und sonstiger mit Weltbrandsverantwortung belasteten Regierungsmänner hätten es sich gewiß nicht träumen lassen, eine wie abgegriffene Münze schon nach wenigen Generationen ihre schönen idealen Forderungen von persönlicher „Freiheit“ und „Bequemlichkeit“ werden würden. Karl Beutel

Schmoller über den Kaiser

Unter den lebenden Forschern ist Professor Gustav von Schmoller vielleicht der genaueste Kenner der Hohenzollern und ihrer Geschichte. Schmoller sollte ursprünglich gemeinsam mit Roser und Hintze das Jubiläumswerk über die fünfhundert Jahre vaterländischer Geschichte unter den Hohenzollern schreiben, setzte es aber durch, wie er im neuesten Heft seines „Jahrbuches für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich“ erzählt, daß Professor O. Hintze allein diese Aufgabe übernahm. Um zu wirken, mußte dieses Werk aus einer Feder und aus einem Guß ausgeführt werden. Im Anschluß an das Hintzesche Werk und an seine eigenen Studien sagt Schmoller im neuesten Heft seines „Jahrbuches“ Nachdenkliches über die Frage, wie einzelne große Fürstengeschlechter überhaupt in der Geschichte wirken und was über dieses Problem die Geschichte des hohenzollernschen Hauses lehrt.

In kurzen Sätzen hat Schmoller die Ergebnisse langer Forschungen zusammengefaßt. Auf Kaiser Wilhelm II. und seine Regierung geht er nicht näher ein, macht aber doch darüber einige persönliche und sachlich-politische Bemerkungen von Bedeutung. Er schreibt:

„Die Persönlichkeit Kaiser Wilhelms II. scheint mir auf Grund mancher Beobachtung seiner Eltern in seinen Haupteigenschaften mehr auf seine hervorragende energische Mutter als auf seinen liebenswürdigen Vater zurückzugehen. Ein starkes deutsches Selbstgefühl hat ihn schon als kleinen Jungen ausgezeichnet; soll er doch damals zu seinem Bruder Heinrich gesagt haben: Wenn wir groß sind, gehen wir nach England und schlagen die Kähne von Großmutter entzwei.

Die Politik, die von 1888 nötig wurde, konnte aus dem Grunde nicht eine bloße Fortsetzung der früheren von 1860 bis 1888 sein, weil die politische und wirtschaftliche Welt seit den 1880er Jahren zu große Umgestaltungen erfahren hatte. Die drei großen Staaten England, Rußland und Frankreich begannen eine Expansionspolitik, von der vorher nur kleine Anfänge vorhanden waren. Ihr sogenannter Imperialismus steckte auch die anderen Staaten nach und nach an. Es schien die letzte große Teilung der Erde zu beginnen. Der Welthandel nahm seit 1890 ganz andere Umfänge an. Die Notwendigkeit, Deutschlands stark wachsende Bevölkerung durch eine große industrielle Ausfuhr zu unterhalten, nötigte auch das Deutsche Reich zur Erwerbung eines Kolonialbesitzes, zu einem großen Flottenbau, zu der Ausdehnung seiner bisher auf Europa begrenzten Politik auf eine über den ganzen Erdball sich erstreckende. Es verschoben sich damit die bisherigen Beziehungen der Staaten, ganz neue Probleme waren zu lösen. Zuletzt mußten Deutschland und Österreich-Ungarn zusammen ihre Existenz gegen eine Welt von Feinden verteidigen. Es mußte die Probe auf das Exempel gemacht werden, ob die hohenzollernsche Politik von 1640 bis 1914 dazu die Kraft, die Mittel der Institution geschaffen habe. Es scheint, daß die Frage mit einem zuversichtlichen „Ja“ zu beantworten sei. Und zugleich können wir auf den regierenden deutschen Kaiser stolz sein, daß er trotz aller Friedensneigung, sicher auf Preußens und Deutschlands Kraft vertrauend, keinen Augenblick zögerte, den hingeworfenen Handschuh gegen eine ganze Welt von Feinden aufzunehmen, wie es einst Friedrich der Große getan.“



Erleichterung der Adoption von Kriegerwaisen

Schier zahllose Kinder braver deutscher Feldgrauer hat der männermordende Weltkrieg vaterlos gemacht. Eine schöne Aufgabe ist es da für jeden einigermaßen bessergestellten Deutschen und jede Deutsche, diesen Halb- oder gar Vollwaisen durch Annahme an Kindes Statt ein neues Heim zu schaffen und ein neues gesichertes Familienleben zu gewähren. In der anerkennenswertesten Weise haben bereits zahlreiche Deutsche beiderlei Geschlechts dieser schönen Anforderung der Menschenliebe Genüge getan. Die Gesetzgebung sollte alles nur irgend mögliche tun, um solchen Vorhaben möglichst die Wege zu bahnen. Aber unser maßgebendes Bürgerliches Gesetzbuch enthält leider einige Vorschriften, die hindernd im Wege stehen. Unzweckmäßig erscheint unter den heutigen Zeitverhältnissen zunächst die Vorschrift des § 1744, wonach der Adoptierende oder die Adoptierende grundsätzlich das 50. Lebensjahr vollendet haben muß und mindestens 18 Jahre älter sein muß als der an Kindesstatt Anzunehmende. Zwar kann von dem ersteren Erfordernis Befreiung bewilligt werden, aber das Befreiungsverfahren ist umständlich, kostspielig und zeitraubend, ferner bleibt das zweite Erfordernis: Altersunterschied von 18 Jahren stets übrig. Keiner Rechtfertigung fähig ist u. E. unter den heutigen Verhältnissen auch die Vorschrift des § 1741 BGB., wonach das Vorhandensein eigener Kinder unter allen Umständen eine Adoption stets ausschließt. Es ist durchaus kein Grund ersichtlich, warum ein Menschen- und Vaterlandsfreund heute zur Abhilfe schwerer menschlicher und auch nationaler Not, der dazu in der Lage ist, nicht zu seinem eigenen Kinde oder zu deren zweien oder auch dreien nicht noch eine Kriegerwaise an Kindes Statt solle annehmen dürfen! Es müßte freilich, um nicht Schädigungen der eigenen Kinder und auch des zu Adoptierenden herbeizuführen, von ihm der Nachweis gegenüber dem den Adoptionsvertrag bestätigenden Amtsgericht gefordert werden müssen, daß er in der Lage ist, auch noch das anzunehmende Kind seinem Stande und seinen Verhältnissen entsprechend zu unterhalten! Ein weiteres recht lästiges Hindernis bildet der § 1758 Abs. 1 Satz 2 BGB., wonach das von einer Frau oder Witwe adoptierte Kind mit zwingender Notwendigkeit den Namen erhält, den die Frau oder Witwe vor ihrer Verheiratung geführt hat. Ein größerer Mißgriff der Gesetzgebung ist kaum denkbar. Man könnte fast auf die Vermutung kommen, daß der Gesetzgeber auf diese Weise die Adoption von Kindern durch Frauen und Witwen ganz hat unterbinden wollen. Denn es wird so ganz naturgemäß der Anschein nach außen hin hervorgerufen, daß das betreffende Kind das außereheliche der Adoptierenden sei. Eine Abhilfe ist heute nur auf die Weise möglich, daß von der nach den Landesgesetzen zuständigen Verwaltungsbehörde, in Preußen dem Regierungspräsidenten, dem adoptierten Kinde der Name der Frau oder Witwe erteilt wird. Aber dieser Weg ist höchst umständlich, zeitraubend und kostspielig. Vor allem aber bekommt das adoptierte Kind zunächst bis zur Namensverleihung durch die Verwaltungsbehörde den Mädchennamen der adoptierenden Frau und so wird zunächst der Anschein der Unehelichkeit hervorgerufen. Ob er später nach erfolgter Beilegung des jetzigen Familiennamens der adoptierenden Frau oder Witwe ganz beseitigt wird, steht angesichts der Urteilslosigkeit sehr vieler Menschen ganz dahin!

Unseres Dafürhaltens ist für die Kriegszeit ein möglichst rasches Eingreifen der Gesetzgebung unbedingt erforderlich. Das adoptierte Kind müßte ohne weiteres den jetzigen Familiennamen der adoptierenden Frau oder Witwe erhalten. Das umständliche und zeitraubende Eingreifen der Gesetzgebung wäre aber auch kaum erforderlich. Auf Grund der ihm durch § 3 Abs. 3 des Reichsgesetzes vom 4. August 1914 zur Abhilfe wirtschaftlicher Schäden verliehenen äußerst weitgehenden Machtbefugnisse könnte unseres Dafürhaltens sehr wohl der Bundesrat durch eine Notverordnung die hier vorgeschlagenen Anordnungen selbständig treffen. Denn nicht nur um Befriedigung reiner, schöner Liebesbedürfnisse handelt es sich bei der Annahme



von Kriegerwaisen, sondern auch — wenigstens in sehr vielen Fällen — um die Stillung großer wirtschaftlicher Not, um die Abwendung schwerer wirtschaftlicher Schäden, die den durch den Tod ihres Ernährers sehr oft in Not geratenen Kriegerwaisen erwachsen. Zu deren Beseitigung aber ist dem Bundesrat diskretionäre Machtbefugnis eingeräumt worden.

Landrichter Dr. jur. et phil. Bovensiepen



Eichendorff im Felde

Ich sandte einem Feldgrauen eine Auswahl von „Eichendorff“ (Bücher der Rose [Langewiesche]: „Von Wald und Welt“, ℳ 1.80) hinaus und bekam dafür folgenden Dank:

„... Einer der deutschen Romantiker, der deutsche Romantiker, in diesem Kriege! Sie legten selbst schon den Finger auf den Widerspruch, in dem hier Persönlichkeit und Zeit und Ort zu stehen scheinen; denn freilich sieht sich auch dieses Verhältnis ganz verschiedenartig an, je nachdem ich den Gesichtswinkel nehme. Darf ich, ohne den Geber zu verletzen, mit einigen Worten sagen, worin sich die Wesenslinien der Dichterpersönlichkeit für mein Auge mit denjenigen der äußern Zeitumstände zu schneiden scheinen, und wo sie parallel laufen oder sich decken? (Für einen kurzen Brief ist das Feld allerdings gar zu weit.)

Zeit, Ort, Umstände bestimmen den Menschen, natürlich auch das Verhältnis der Menschen zueinander, nicht nur des Lebenden zum Mitmenschen, auch des Seienden zum Gewesenen. In unserm Falle zu einem Gewesenen, dessen Geist jetzt ja noch und immerdar in frischer Maienblüte lebendig in Deutschlands Gauen, in der deutschen Sprache wirksam ist und sein wird. (Wer kommt — in Parenthese — auf diesem Wege übrigens nicht zur Überzeugung der Unsterblichkeit der Seele, die beim Dichter von Gottes Gnaden uns so sinnfällig vor Augen tritt! Und sollte hierin Gott gegen die anderen Menschen, denen er die Gaben, ein Quentchen seiner Herrlichkeit zu offenbaren, versagt hat, weniger gütig und barmherzig gewesen sein!?) Und wo könnte Eichendorffs Geist eindrucksvoller, unmittelbarer zu mir sprechen, als in meiner deutschen Heimat, in Stunden, wo der Seele Spiegel klar und rein die Bilder nimmt und wiedergibt, die jener zaubert. Hier in Feindesland, hier wo menschliche Not quälend stündlich, täglich an das Herz pocht, das Mitleid herausbittend, kommt die Seele nur schwer in jenen Zustand der „Verworrenheit“, in dem sie sich mit Entzücken den Tausenden von Eindrücken hingeben kann, die die umgebende Natur übermittelt. Dazu fehlt, wenngleich durch die Phantasie natürlich teilweise ersetzt, der „natürliche Resonanzboden“; dies ganz wörtlich genommen. Wenn in seinen Liedern der Hirt seine Weise bläst, „von fern ein Schuß noch fällt, die Wälder rauschen leise und Ströme tief im Feld“, so steigt in der Seele angesichts der immerhin dürftigen Föhrenwälder dieses Landes, die sich zu den Eichendorffschen und Schwindschen Wäldern verhalten wie der Rationalismus zum Idealismus, nur doppelt heiß und doppelt riesengroß die Sehnsucht: „O hätt' ich, hätt' ich Flügel, zu fliegen da hinein!“ in den Abendschein („Abendlandschaft“). Noch etwas: Wir wissen ja jetzt alle, welches Deutschland unsern Feinden das liebste war, welche Epoche seiner Geschichte sie am liebsten am Ende seiner Entwicklung stehend gesehen hätten: das war die Epoche des Träumens und Denkens. Und daß wir über diese Epoche hinaus sind, das wollen sie vor der Weltgeschichte bestreiten, und daß wir ihnen und dieser beweisen müssen, daß wir es sind, das tut uns weh, weil wir durch diesen Beweis auch etwas vor der Welt preisgeben müssen, was uns ehedem unveräußerlich schien, weil wir, um mit dem Kanzler zu sprechen, zeigen müssen, daß wir die „Sentimentalität verlernt haben“. Wir mußten das, was ich hier als abstrakten Begriff einmal einfach „Eichen-



dorff" nennen will, als Nation etwas zurückstellen gegenüber Dingen, die dem Dichter noch „Plunder" waren, und der deutschen Seele in ihrem innersten Kämmerlein solcher immer bleiben werden. Als Nation, nicht als Individuum, gewiß! — aber welchem einzelnen Deutschen täte dies dennoch nicht wehe! Die deutsche Seele fühlt, daß einst zum dritten Male der Hahn krähen und sie dann hinausgehen und bitterlich weinen wird. Doch das sind Ahnungen, deren Verwirklichung ein freundliches Geschick vielleicht verhindern wird.

Legen wir den Verstand, mit dem ich versucht habe, die sich schneidenden Wesenslinien des Dichters und unserer heutigen Zeit abzutasten, beiseite, und lassen wir nur unser Gefühl sprechen, so dürfen wir freudig sagen: Ja, Eichendorff ist doch noch unser, hier weht gute, reine, kräftigende deutsche Luft! Er lebt im Marschgesang der Soldaten, in der Selbstverständlichkeit ihrer Aufopferung bis zum Tode, in der hinreißenden, rührenden Sorge der Kameraden für die Gräber der Toten, die sie, wenn irgend möglich, in kühlen Waldesboden betten, da, wo die Stämme höher ins Licht streben, und ins harte Sausen der starren, winddurchzogenen Föhren sich das weiche Rauschen der Ulmen, Buchen und Akazien mengt, und schlanke, weiße Birken wie segnend ihre zarten Zweige über die Gräber halten. Steht man inmitten dieser einfachen Kreuze, wenn das braune Laub im Winde über den Erdboden rollt, die Sonne in ihrer herbstlichen Gedämpftheit sich auf gelbe und rote schwankende Zweige legt, so zieht jenes Sehnen, Ahnen und tränenlose Weinen durch die Seele, das „Heimweh" heißt.

Was macht uns hier im Felde nun Eichendorff am teuersten? Daß wir um ihn kämpfen, mit klarem Bewußtsein kämpfen dürfen. Ich laufe hier Gefahr, indem ich dies schreibe, mit mir selber, wie ich mich weiter oben ausdrückte, in Widerspruch zu geraten. Ich meine dies so: die Welt muß wissen: die Zeiten des Träumens, Sinnens und Dichtens und sonst nichts des weiteren sind für das deutsche Volk vorbei; heute wollen wir ebenbürtig jedem anderen Volk behandelt werden. Wir aber selber wissen: Unser Köstlichstes liegt nicht draußen in der Welt, das liegt in unserer deutschen Seele, als deren sichtbare Erscheinungsformen neben vielen, vielen anderen ein Walther von der Vogelweide, ein Hutten, ein Luther, ein Friedrich der Große, Goethe, Schiller, Eichendorff von Gott in die Welt gesandt wurden. Diese deutsche Seele wollen die Feinde uns rauben, wollen sie zerstückeln, um die einzelnen Teile dann zu töten, weil sie das Ganze nicht töten können. Um die Erhaltung dieser Seele kämpfen wir: um die Blüte ihrer Lyrik, um deutschen Bekennermut, Gewissenhaftigkeit vor Gott, politisches Eigenleben, selbstgestaltenden Ausbau der Persönlichkeit, weltküssenden Idealismus und sehnsüchtiges Umfassen der Wälder und Felder der Heimat! Und darum haben Sie mir eine solch große Freude gemacht, indem Sie mir diesen deutschen Dichter in die Hand gaben, weil ich, ihn lesend, beständig vor Augen habe, um welch hohe Güter der Kampf geht. Und, muß ich jetzt seine Wälder, seine Gründe, Ströme, seine Blumen und Menschenschicksale missen, so wird dies alles dereinst um so mehr mein Eigen sein, da ich weiß, daß es auch mir vergönnt gewesen ist, zum bescheidenen Teile mitzuwirken, das, was wir von den Vätern ererbt haben, zu erwerben, um es ganz besitzen zu dürfen...."

Von Herzen Dank und Gruß

Ihr

Carl Adam



Max Reger

Gestorben 11. Mai

Einige Tage vorher noch ging durch die Presse eine jener leider immer üblicher werdenden Vornachrichten über Werke, an denen Max Reger jetzt arbeite, deren Erscheinen also bald bevorstehe. Es war eine so große Zahl, wie sie für viele andere Komponisten die Arbeit mehrerer Jahre darstellt. Bei Reger waren wir es gewohnt, daß die Opuszahl seiner Werke mit jedem Jahre in neuen Zehnern stand. Nun hat den 43jährigen ein jäher Tod errafft, und zur betonten Lebensfülle des überreichen Schaffens, zu der es noch verstärkend stimmt, daß Reger am nächsten Tage ein Konzert mit eigenen Werken geben wollte, bildet dieses plötzliche Stillwerden einen Gegensatz, der für Regers Kunst selbst sehr charakteristisch ist.

Sowohl sein Schaffen wie auch sein Klavierspiel bewegte sich in den schroffsten Stimmungsgegensätzen zyklopenartiger Lebensbetonung und weichster, verschwimmender Auflösung alles Empfindens. So steht mir Reger in einem für alle Zeit unauslöschlichen Bilde von der ersten schon mehr als ein Dutzend Jahre zurückliegenden Begegnung im Konzertsaal her in Erinnerung. Er spielte Klavier. Mit dem Flügel verwuchs die sich stark vornüber beugende massige Gestalt sofort zur Einheit. Dann reckte sich der Mann empor, wie zum Sprung, warf sich wie ein Raubtier auf das Instrument, und in einem Fortissimo von unbegrenzter Gewalt entluden sich Akkordmassen, entwickelten sich dann, wie in verschiedenfarbigen Quadern gegeneinander aufgetürmt, in leuchtender Klarheit die zu einem Ganzen zusammengezwungenen Stimmen. Plötzlich brach dieser Sturm ab. Es war, als wüchse der Mann in sein Instrument hinein. Aus einem leisesten Pianissimo entwickelte sich ein noch leiseres. Nie wieder habe ich so die Empfindung gehabt, daß einer mit der Musik selbst heimlichste Zwiesprache führe.

Einen so rein künstlerischen, vor allem einen so tief beglückenden Eindruck, wie vom Klavierspieler Max Reger in jener schönen Stunde, habe ich vom Komponisten niemals empfangen. Das liegt, glaube ich, weniger an der Unausgeglichenheit der auch hier waltenden Gegensätze, soweit sie das Seelische angehen — denn hier kann sie höchste Notwendigkeit sein —, sondern an der Unvereinbarkeit der Formelemente, die Reger zusammenzuzwingen versuchte.

Zunächst einmal rasch das Äußere im Lebensgang dieses Mannes, da es seine Kunst erklären hilft. Am 19. März 1873 wurde Max Reger in Brand in der bayerischen Oberpfalz geboren als Sohn eines Lehrers, der schon im Jahre darauf als Musiklehrer an die Präparandenschule im oberpfälzischen Weiden versetzt wurde. Mit dem Vater teilte sich der dortige Organist Lindner in die musikalische Erziehung des Knaben. Es taucht vor unsern Augen jene alte Kantorenwelt auf, aus der unsere Musik in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu eigenartiger Größe emporstieg. Joh. Seb. Bach ist denn auch der musikalische Gott der Welt, in der Reger aufwuchs, sein Verkündigungswerkzeug, mehr noch als das Klavier, die Orgel. Vollständig fehlt dagegen die Richtung der Musik, die Beethovens „Dichten in Tönen“ unter Betonung des Dichtens weiter entwickelte — Wagner, Liszt —, die allerdings vielfach ins Literarische geraten ist. Daß der Fünfzehnjährige mit Bayreuth in Berührung kam, wirkte nicht als Störung, aber auch nicht als Bereicherung der gewohnten Welt, denn da er die „Meistersinger“ und „Parzival“ hörte, ist es leicht erklärlich, daß er die in diesen beiden Werken so starken Elemente der Bachischen Kontrapunktik und einer mystisch-kirchlichen Orgelmusik in sich aufnahm.

Reger hatte inzwischen die Vorschule fürs Lehrerseminar erledigt, es kam aber nicht zum Eintritt, weil die Prüfung seiner Jugendkompositionen durch den berühmten Theoretiker Hugo Riemann bewirkte, daß dieser den Siebzehnjährigen zu seinem Schüler machte. Reger siedelte im April 1890 an das Konservatorium in Sondershausen und von da mit Riemann

nach Wiesbaden über, wo er bald Lehrer für Klavier und Orgel wurde. Seit 1890 hatte er auch schon Kompositionen veröffentlicht. Nach seinem einjährigen Dienstjahr (1896/97), auf das längere schwere Krankheit folgte, kehrte er in die bayerische Heimat zurück, und seit etwa 1902 begann von München aus sein Aufstieg.

Ihrer ganzen Art nach mußte Regers Musik die Fachkreise vom ersten Augenblick an aufs lebhafteste und dauernd „interessieren". Ich wähle absichtlich das Fremdwort, weil es ein verstandesmäßiges Verhältnis zur Kunst bezeichnet, für das es kein deckendes deutsches Wort gibt, weil ein solches Verhältnis dem deutschen Wesen eigentlich widerspricht. Dieses „Interesse" an Kunstwerken wird eigentlich immer nur durch ihre technischen, formalen Eigenschaften geweckt. Auch dieses Kunstinteresse erfährt leicht die Steigerung ins Leidenschaftliche, nur daß dieser Art von Kunstgenuß jenes Beglückende fehlt, das dort sich so leicht einstellt, wo die Kunst Herzenssache ist.

Das heftige „Für und wider Reger", das in den Fachkreisen seit den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts einsetzte und immer von der rückhaltlosen Anerkennung des Könners in Reger begleitet war, griff bald aufs Publikum über, und es bildeten sich in fast allen wichtigen Musikorten sogenannte Regergemeinden. Sicher hat sein Klavierspiel, das auch der Begleitung in den Liederabenden zugute kam, auf viele jene dionysische Wirkung ausgeübt, die einer so rückhaltlosen Hingabe an die Kunst, wie sie Regers Klavierspiel darstellt, als zauberhafte Wirkungskraft innewohnt. Daneben aber haben wir gerade hier ein Beispiel jenes Kunstsnobismus, der fürs letzte Jahrzehnt vor dem Kriege bezeichnend ist und in der Musik fast noch mehr als in der bildenden Kunst Orgien gefeiert hat. Die Schicksale Liszts und Wagners, die nach langer Verkennung als höchste Meister anerkannt werden mußten, haben bewirkt, daß dieser Teil des unsere Konzertsäle füllenden Publikums einer neuen Erscheinung grundsätzlich um so mehr zujubelt, als sie unpopulär ist. Man hat dann jedenfalls die Aussicht, zu den „modernsten und exklusivsten" Geistern gezählt zu werden. Da auch ein Teil der Kritik diesen Snobismus mitmacht, ersteht für den Komponisten die Gefahr, jeder Selbstkritik enthoben zu werden.

Regers äußerer Aufstieg ist jedenfalls in Anbetracht der Tatsache, daß seine Kunst so außerordentlich schwer eingänglich und nirgendwo gefällig im besten Sinne des Wortes ist, eine eigenartige Kulturerscheinung. 1906 wird er nach Leipzig als Universitätsmusikdirektor und Lehrer am Konservatorium berufen. Die Universitäten Jena, Heidelberg und Berlin ernennen ihn zum Ehrendoktor, er wird Professor, Hofrat, Hofkapellmeister und Generalmusikdirektor in Meiningen. Er hält aber nirgendwo lange in einer Stellung aus und zieht sich 1914 nach Jena zurück, um dort ganz seinem kompositorischen Schaffen zu leben, dem der im allgemeinen so zugeknöpfte Musikverlag eine sonst günstigenfalls der modischen Schlagerware bewilligte Aufnahmefähigkeit bewährte. Nun hat der Tod dem allen ein jähes Ende bereitet. —

In der Zeit der heftigsten Auseinandersetzungen konnte man wohl den Kampfruf „Hie Richard Strauß — hie Max Reger" hören: jenem als Vertreter der poetischen Richtung Beethoven-Liszt in Reger der Vollender der Linie Bach-Brahms gegenübergebracht. Es wirkte darum innerhalb der Fachkreise als ein Ereignis, daß Regers „100. Psalm" beim Tonkünstlerfest des Allgemeinen Musikvereins in Zürich 1910 seine Uraufführung erlebte. Ich glaube, daß eine spätere Zeit hier nicht mehr so scharfe Gegensätze sehen wird. Denn auch in Richard Strauß liegt die schöpferische Kraft im Technischen und nicht im Geistig-Seelischen. Darauf aber kommt es letzterdings an und nicht darauf, an welcher formalen Überlieferung dieses technische Schaffen sich betätigt. Der wesentliche Unterschied zwischen beiden läge dann darin, daß Straußens Kontrapunktik im farbigen Orchester wurzelt, die Regers dagegen in Orgel und Klavier, und damit ursprünglich wenigstens im Linearen. — Wir wollen dabei nicht vergessen, daß auch Richard Straußens Anfänge bei Brahms stehen, und daß, wie seine letzten Werke zeigen, ein Wiedereinmünden in diese Linie nicht ausgeschlossen ist.

Freilich, von den starken literarischen Einflüssen, die auf Richard Strauß gewirkt haben, von der Teilnahme überhaupt am geistigen Leben der letzten Jahrzehnte, die bei ihm sich in stärkstem Maße geltend gemacht hat, ist Max Reger ganz frei. Man kann bei ihm zunächst ohne jeden üblen Beigeschmack von einer Ungeistigkeit des Musizierens sprechen, wie von keinem anderen hervorstechenden Tonkünstler der neueren Zeit. In unerquicklicher, ja schwer schädigender Art zeigt sich das bei Regers Wahl der von ihm vertonten Texte. Die mehr als zweihundert Lieder, die er geschrieben, zeigen einen solchen Empfindungsmangel für literarisch dichterische Werte, wie er nicht wieder anzutreffen ist, seitdem die deutsche Lyrik überhaupt von Bedeutung geworden ist. Selbst wenn es, was ich nicht weiß, gerechtfertigt wäre, bei Reger von einem Mangel an „Bildung" zu sprechen, würde darin die Erklärung für dieses Versagen dichterischen Werten gegenüber nicht liegen. Vielmehr offenbart sich darin der viel bedenklichere Mangel eines starken Erleben-könnens. Damit hängt es zusammen, daß Regers Werke, auch wenn sie formell noch so sehr interessieren, einen höchstens in den Nerven, aber nicht in der Seele zu packen vermögen. In geradezu vernichtender Weise legte sich dieser Mangel bloß im „römischen Triumphgesang" für Männerchor und Orchester, der beim Allgemeinen Musikfest 1913 in Jena zur Aufführung kam. Aus der Stimmung jener Jubiläumszeit heraus hatte Reger ein Chorwerk für große Massen schreiben wollen und sich darum auch für Einfachheit des Satzes entschieden. Er, der sonst aus der reichsten Polyphonie bei denkbar einfachsten Textstellen nicht herauskam, schrieb nun hier einen homophonen Satz über einem Texte, der uns den lauten Jubel einer tausendstimmigen Volksmenge, das Gefühl des erregten Volkes vorführt, also eine möglichst bewegte Polyphonie aus inneren und äußeren Gründen geradezu gebot. Um so etwas fertigzubringen, muß man jeder Anschauungskraft bar sein, und alle Erlebensfähigkeit muß einem fehlen, wenn man aus dem reichen Dichterwerk Hermann Linggs eine so unlebendige, ganz rhetorische und äußerliche Stelle zur Vertonung auswählt. Etwas Derartiges ist aber nicht ein vereinzelter Mißgriff, ein verfehltes Werk, sondern in solchen Dingen offenbart sich die wahre Natur. Sie ist bei Reger durchaus *Musikantentum*.

Nun könnte uns heute ein echtes Musikantentum die Erlösung bringen, wenn es auch dessen wahrhaft schöpferische Eigenschaften besäße. Die Grundkraft des absoluten Musikertums liegt in der Fähigkeit der Erfindung des musikalischen Materials, also der sogenannten Thematik. Aber selbst unter den Anhängern der poetischen Richtung und den Programmusikern findet sich kaum einer, bei dem diese thematische Schöpferkraft so gering ist, wie bei Reger. Darum hat er mit Vorliebe vorhandene Themata benutzt und diese bearbeitet mit besonderer Hinneigung zur Variationenform. Seine bedeutendsten Werke sind Variationen. Diese Abwandlung, Verzierung und Bereicherung eines gegebenen Musikstoffes gehört zu den Urformen der Musik; nirgendwo anders kann sich die Hanslicksche Bestimmung der Musik als „tönend bewegter Form" derartig bewahrheiten. Es ist nun sehr bezeichnend, daß Reger im Gegensatz zu Beethoven und Brahms die Variationen rein formal auffaßte, die Abänderung nicht zu einer Abwandlung des seelischen und dichterischen Gehalts nutzte, sondern nur zur Veränderung, Zerlegung, zum Spiel mit dem gegebenen Stoff. Er hat in dieser Hinsicht eine vorher unerhörte Meisterschaft betätigt. In den Klaviervariationen, z. B. Opus 81 über ein Thema von Bach, und Opus 86 für zwei Klaviere zu vier Händen über ein Thema aus den „Bagatellen" von Beethoven, offenbart sich eine geradezu unbeschränkte Finderkraft — um das beim Künstler leicht anders zu deutende *Erfinden* zu vermeiden — musikalischer Möglichkeiten. Für das Große Orchester bewährte er das gleiche Geschick in den Variationen auf ein Thema von Hiller. Wenn man übrigens die orchestrale Kunst dieses Werkes mit der in früheren Orchesterschöpfungen Regers, z. B. der „Sinfonietta", verglich, so zeigte sich auch hier, daß alles, was mit dem technisch Formalen in der Musik zusammenhängt, sich diesem Künstler willig erschloß.

An sich müßte nun eine derartige formale Künstlererscheinung einfach wirken. Bei Reger wird der Fall verwickelt dadurch, daß seine Aufnahmefähigkeit für alles Formale sich

auch auf jene Musikmittel erstreckte, die im Grunde aus dem Verlangen der Musik nach poetischem Ausdruck erwachsen waren: der Aufhebung der Tonalität nämlich, einer unendlichen Modulation und der gesteigerten Chromatik. Alle diese ihrem Wesen nach formauflösenden Mittel können nur im Zwang des poetischen Ausdrucks innerlich gerechtfertigt werden. Sieht man sie rein formal an und zwingt sie infolgedessen mit den urmusikalischen, ihrer innersten Natur nach auf klare Linienführung und Architektonik gerichteten Formen zusammen, so muß sich ein Zwiespalt ergeben, der auch als Form schließlich quälerisch wirkt. Es wird dann ein straffer Rahmen gespannt, innerhalb dessen sich alles zu einem haltlosen Gemengsel durcheinanderschiebt. Die Empfindung wird dabei immer mehr ausgeschaltet. Es entstehen günstigenfalls Stimmungen. Man kann bei Reger einige Typen solcher Stimmungen aufstellen: die in schwerfälliger Lustigkeit tappenden Scherzi, das grau in grau verlaufende schwermütige Adagio und ein in Massen wühlendes, diese aufeinandertürmendes Allegro der Einsätze, das leider weniger von gesunder Kraftbetätigung, als von aufgepeitschter Erregtheit kündet.

Etwas künstlerisch Erregtes liegt für mein Gefühl auch in Regers vielberufener Fruchtbarkeit. Gewiß sind hier Regeln nicht aufzustellen und sicher ist Max Reger der eine Vorwurf nicht zu machen, daß die technische Arbeit bei ihm unter der Fülle oder der Raschheit gelitten hätte. Aber es fehlt einem doch häufig das Gefühl des notwendigen Dranges zu diesem Musizieren, wie wir es bei Schubert haben, bei dem die Überfülle des thematischen Gehalts sich Gestaltung erzwingt. Bei Reger hat man dagegen mehr die Empfindung des von der Form Angeregten und einer gewollten Betätigung in dieser Form, in der und der instrumentalen Zusammensetzung. Das Wort Tonsetzer in der durch die Entwicklung überholten Bedeutung, die es für die alten Kontrapunktiker oder einen Meister wie Bachs Amtsgenossen Telemann gehabt hat, stellt sich ein. Wenn man Regers Musik lesend, nicht spielend am Instrument, im Notenbilde verfolgt, besonders auf die Führung der Stimmen oder die Zuteilung des Themas an die Stimmen hin, so drängt sich einem oft das Wort „geschriebene Musik" auf. — — — —

Allzusehr, fürchte ich, ist bei diesem Versuch, die eigenartige Erscheinung dieses Mannes als ein Ganzes zu fassen und für seine Wirkung oder Nichtwirkung die tiefer liegenden Gründe aufzudecken, das Verneinende und Ablehnende in den Vordergrund getreten. Was einen so stark zur Nachprüfung zwingt, ist aber immer etwas Genialisches, und ausdrücklich muß betont werden: Mag die Gesamterscheinung Regers noch so problematisch sein, aus der ungeheuren Fülle seiner Werke ist doch eine ganze Reihe herauszuholen, an der man mit vollem Genusse sich erfreuen kann. Wenn bei der Mehrzahl seiner Lieder Text und Musik beinah unbekümmert nebeneinander hergehen, wobei dann die Liebe des Komponisten ganz dem instrumentalen Teil gehört, so trifft es sich doch glücklicherweise auch, daß Musik und Dichtung wie zufällig sich decken, wobei dann prächtige Gebilde entstehen („Mein Traum", „Frauenhaar", „Meinem Kinde", „Waldseligkeit", „Pflügerin Sorge", „Engelwacht", „Sommernacht", „Dein Bild" „Äolsharfe"). Auch finden sich gerade unter den einfacheren Gebilden prächtige Stücke. So für Klavier die Sonatinen op. 89 und 94, „Aus meinem Tagebuche" op. 82. Überhaupt war es für den Künstler von Vorteil, wenn er sich bereits in den äußeren Mitteln den Zwang der Beschränkung auferlegt hatte. So sind z. B. seine Solo-Violinsonaten op. 42 und 91 Meisterleistungen. Desgleichen die Violinsonate op. 84, die den alten Stil wahrende Suite op. 93, eine köstliche, ganz durchsichtig gehaltene Serenade von eigenartigstem Klangreiz für Flöte, Violine und Bratsche, op. 77a. Auf andere Werke ist schon oben hingewiesen worden.

Sein Eigenartigstes und Persönlichstes hat Reger aber für die Orgel gegeben. Hier steht er durchaus auf den Schultern des großen Joh. Seb. Bach, dessen streng linearer Architekturwelt er eine bewegte Farbigkeit zuzuführen strebte. Ob nicht freilich durch diese unausgesetzte Modulation, der beim Vortrag — man denke etwa an den Meisterspieler Karl Straube — ein stetiger Registerwechsel entspricht, ein dem Wesen dieses Instrumentes fremder Charakter hervorgerufen wird, wird die Zeit lehren. Auch hier erscheinen mir eingänglicher und künst-

lerisch beherrschter als die gewaltige sinfonische Phantasie und Fuge in D-Moll op. 57 und die Variationen und Fuge über ein Originalthema Fis-Moll op. 73, die Choralphantasien „Eine feste Burg“, „Freu dich sehr, o meine Seele“, „Wie schön leucht’ uns der Morgenstern“ und das reiche op. 52 „Alle Menschen müssen sterben“ usw. In diesen Bearbeitungen offenbart sich am deutlichsten das Wesen der Regerschen Phantasie: in einem Gegebenen das Hunderterlei damit zu verbindender musikalischer Möglichkeiten zu sehen. Zu allererst wird man dieses vielleicht erkennen an dem halben Hundert leicht ausführbarer Choralvorspiele, die als op. 67 erschienen sind.

Nur ein geringer Bruchteil von Regers Schaffen ist hier erwähnt. Es kommt noch eine Fülle der verschiedensten Formen und Instrumentalzusammensetzungen hinzu, und schon in dieser Mannigfaltigkeit liegt entschieden ein Wert gegenüber der heute im allgemeinen herrschenden Einseitigkeit. So stimmen auch wir in die Klage über den schweren Verlust ein, den unsere Musik durch den vorzeitigen Tod Max Regers erlitten hat, und ich glaube, zutreffender als auf dem Grabstein Schuberts, für den Grillparzer ihn geschrieben, stände auf dem Ma Regers: „Hier ruht ein großer Besitz, aber noch größere Hoffnungen.“

Karl Storck



Zu unseren Bildern

Wir zeigen heute zwei von den zwanzig Bildern, die Hermann Hendrich zur Parzival-Sage geschaffen hat. Die farbige Wiedergabe des einen ist ausnehmend gut gelungen. Man glaubt, auch in der Nachbildung die Pastelltöne verwischen zu können. Diese beiden Bilder zeigen, daß Hendrich seine Bildervorwürfe ebenso aus Richard Wagners Weihefestspiel, wie aus Wolfram von Eschenbachs Epos gewonnen hat. Das Herabtragen des kranken Amfortas zum heiligen See gehört zu den eindrucksvollsten Szenen Richard Wagners, Parzivals Sich-versinnen vor den drei Blutstropfen im Schnee ist ein echter Wolfram und nur ihm gehörig.

In Hermann Hendrichs Bilderfolge, die im vergangenen Winter an verschiedenen Orten gezeigt worden ist, gehören die 4 ersten der Vorgeschichte an und zeigen, wie Titurel von den Engeln den Gral empfängt, weisen uns die Gralsburg, die Überführung der Heiligtümer zur Burg und den Gralssee. Dann folgt das von uns an der Spitze wiedergegebene Bild, wie der an der durch Sünde empfangenen Wunde siechende Amfortas ins Heilwasser getragen wird. Zwei Bilder aus Parzivals Jugendgeschichte folgen, die den jungen Toren im ersten Zusammentreffen mit dem Tode zeigen, als er mit geschicktem Pfeil die Vöglein getroffen hat, und dann, wie er, ohne es zu wissen, bei seinem närrischen Auszug in die Welt der Mutter das liebende Herz bricht. Sein Aufstieg zur Gralsburg folgt und dann die Szene mit den drei Blutstropfen, die ihn an die geliebte Gattin Kondwiramur erinnern. Vom zehnten Bild ab bewegt sich Hendrich ganz im Bannkreise Wagners, daher auch die starke Betonung Kundries. Es ist anzunehmen, daß der Künstler noch das eine oder andere Bild nachholen wird. —

Nach dem furchtbarsten Kriege, den Deutschland je erlitten hat, dem Dreißigjährigen, schuf Grimmelshausen das in Romanform nie wieder erreichte Kriegsbild in seiner „abenteuerlichen Geschichte des Simplicius Simplicissimus“. Die innere Verwandtschaft dieses äußerlich verkommenen Landsknechts mit der glänzenden Rittergestalt Parzivals ist schon öfter betont und nachgewiesen worden. Auch wenn die grundtiefe Gelehrsamkeit Leopold von Schröders („Die Wurzeln der Sage vom heiligen Gral“, ergänzt durch Dr. Viktor Junks „Gralssage und Gralsdichtung“, beide in den Sitzungsberichten der Kaiserl. Akademie der Wissen-



schaften in Wien) nicht nachgewiesen hätte, daß wir in der Gralssage es mit urgermanischen Vorstellungen des Ringens um das Licht zu tun haben, würde die einzig von Deutschen bewährte Fähigkeit, diesen Stoff zu lebenskräftigen Dichtungen zu gestalten, uns auf den Gedanken bringen, daß eine innere Verwandtschaft zwischen Deutschtum und Parzivalstoff bestehen muß, trotzdem die Sage aus der Fremde zu uns gekommen ist. In der Tat ist das Problem Parzival zu einem guten Teil das Lebensproblem des deutschen Volkes, und aus diesem Grunde zeigen wir auch gerade jetzt diese Proben eines neuen künstlerischen Versuches, dem alten Gedanken lebendige Gestalt zu verschaffen.

Ich bin fest überzeugt vom Walten einer höheren Notwendigkeit im Schaffen des künstlerischen Genies, und gerade das Studium Richard Wagners gibt dafür überzeugende Beispiele in der Art, wie er innerhalb der ihm fast auf einmal aufgestiegenen künstlerischen Pläne nachher die Auslese hält. Aber gerade aus dem Bedürfen der jetzigen Stunde heraus habe ich es schon oft bedauert, daß Richard Wagner seinen Gedanken, den herumirrenden Parzival auf Tristans Burg gelangen zu lassen, nicht ausgeführt hat. Es wäre dabei zu einer Auseinandersetzung zwischen geistlichem und weltlichem Rittertum gekommen, die zu einer dauernd gültigen Symbolik hätte gesteigert werden können. Nun fehlt uns gerade auf der Bühne die künstlerische Aussprache dieses Urproblems deutscher Art. Man darf aber kaum hoffen, daß es einem neuen Parzivaldrama gelingen wird, neben dem „Parzival" zur Geltung zu kommen. So ist dieser großartige Stoff in einer einseitigen Verengerung für uns festgelegt.

Wohl führt auch Wagners Weihespiel den Gegensatz zweier Welten vor. Aber wie sich hier Sinnlichkeit und Aszese gegenüberstehen als unversöhnbare feindliche Mächte, können beide letzterdings nur einem Einzelschicksal die Erfüllung bringen, versagen aber als schöpferische Kraft für die Welt. Wolframs „Parzival" dagegen leidet als Kunstwerk zwiefach unter der Maßlosigkeit sowohl der Ausdehnung, wie der unzulänglichen Abwägung der einzelnen Teile gegeneinander. Aber das Problem der Dichtung ist tiefer und umfassender, seine Lösung fruchtbarer, als beim Musikdramatiker. Das Ganze ist eben menschlicher.

Vor dem „tumben", unbefangenen, vorurteilslosen Menschen liegt die ganze Welt offen, soweit er sie mit seiner Begabung zu gewinnen vermag. Der junge Parzival wird zunächst Gewinner des rein irdischen Glanzes, der Weltgüter. Das ist ja auch das leichtere. Er wird Ritter von Artus' Tafelrunde und hat damit das Ideal des Weltlichen erklommen. Es ist wunderschön, wie als Gipfel dieser Weltlichkeit die schöne Form erkannt ist, zu der Parzival von Gurnemanz erzogen wird. Es ist ebenso tief gefühlt, daß gerade diese vollständige Beherrschung der Form dem Inhalt gefährlich wird, ihn geradezu ertötet, sobald diese Form als etwas Gegebenes erlernt worden und nicht die Folge eines zuvor Gefühlten ist. Denn durch die Beobachtung der Form scheitert Parzival später in dem Augenblick, wo er ganz Inhalt hätte sein sollen. Aus Formalismus unterläßt er die erlösende Frage an Amfortas.

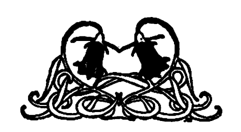
Der schönen Welt des weltlichen Rittertums stellt Wolfram die geistige Welt der Gralsburg entgegen. Sie ist nur durch geistiges Erleben zu gewinnen, allenfalls auch durch glückliche Unbefangenheit, reine Torheit. „Selig sind die Kinder, denn ihrer ist das Himmelreich." Diese Seligkeit der Kindschaft hat Parzival durch seine Vollendung zum weltlichen Ritter eingebüßt. Nun kann er nur durch inneres Erleben gralsreif werden. Der Leser weiß aus Wolframs Dichtung, wie Parzival, zum erstenmal von der Artusrunde ausreitend, sich seine holde Gattin Kondwiramur gewinnt. In der Fülle des Glückes treibt es ihn, die Mutter zu suchen. Auf der Suche nach ihr führt ihn die Sehnsucht nach dem Großen, die in ihm lebt, auf die Gralsburg. Da er dort im Banne seiner Weltlichkeit die Frage unterläßt, stiftet er keinen Segen und verfällt selber dem Fluche. Jahrelang irrt er umher. Aus der Tumbheit seiner Jugend ist Dumpfheit geworden. Es fehlt die klare Einsicht in das Ziel des Lebens, weil er bisher nur sich selbst und die Befriedigung seines Ichs kannte. Der einzige Punkt, in dem er dieses sein Ich vergessen hat, ist seine Liebe zur Gattin. Diese Liebe ist es auch, die ihm schon jetzt Heilung

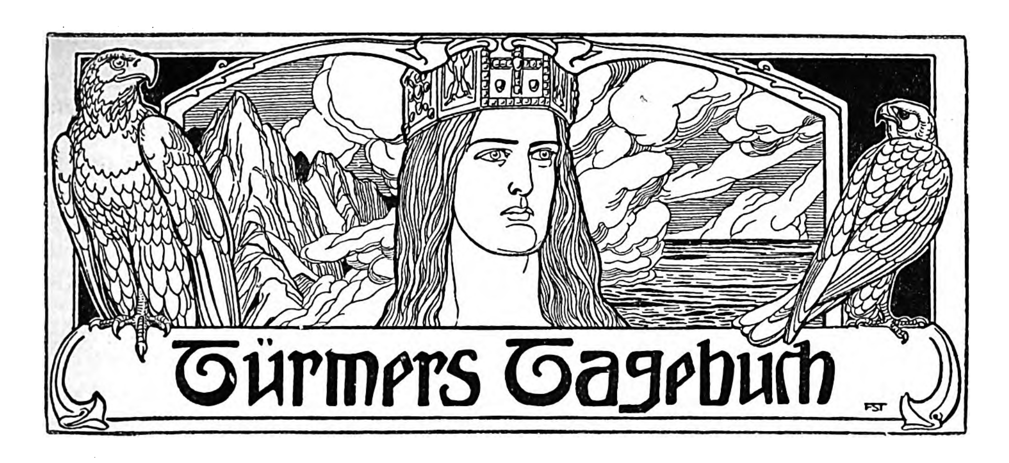
verspricht. Denn aus der Versenkung ins Denken an die ferne Gattin, aus der neuerwachten Liebesinbrunst, die in der Szene mit den drei Blutstropfen gipfelt, führt Gawan den Entzauberten in den Glanz der Tafelrunde zurück, als deren Krone er jetzt dasteht.

Hier wäre nun der Punkt, wo Parzival sich mit der schönen Weltlichkeit endgültig begnügen würde, bräche nicht mit der Gralsbotin Kundrie der Vorwurf auf ihn herein, daß er die Probe nicht bestanden. Alles Preises muß er verlustig gehen, weil er die erlösende Frage nicht tat, die ihm doch das einfachste Gefühl geboten hätte. Nun muß Parzival den Trug aller weltlichen Herrlichkeit erkennen; keiner verteidigt ihn gegen diesen Vorwurf, gegen den er selbst innerlich keine Rechtfertigung findet. Denn daß er es nicht gewußt, ist keine solche. Anderseits vermag er aus der weltlichen Rittervorstellung heraus sich auch keinen Vorwurf zu machen. So glaubt er sich schuldlos seiner Ritterherrlichkeit beraubt und gerät in den Zweifel an der Weltordnung und an Gott. Jetzt rettet ihn das einzige, was er sich bewahrt, die Treue, hier die Treue zu seinem Weibe. Sie bewahrt ihn vor den Versuchungen der Welt Klingsors, sie erhält ihm sein Herz rein. Und so erfüllt sich an ihm die Verheißung, daß er auch Gott anzuschauen vermag. Denn ein solch reines Herz ist der Boden, aus dem das Verständnis für Gottes fraglose Liebe aufzukeimen vermag, eine Liebe, die nichts für sich will, sondern nur gibt. Und in dieser Stimmung erkennt Parzival in seinem Versäumnis die Sünde. Furchtbar heben sich vor ihm die Wirkungen dieser Selbstsucht, in der er schon seiner Mutter Tod durch den ungestümen Drang in die Welt hinaus verursacht hat.

Aber — und das ist das Große in Wolframs Dichtung: dieser geläuterte Parzival kehrt zurück zur Tafelrunde des Artus, und dorthin bringt ihm die Gralsbotin die Mitteilung, daß er zum Gralskönig ausersehen ist. Mit der Gattin und seinen Söhnen hält er auf der Gralsburg Einzug. Das Weltliche und Geistliche muß zur Einheit gebunden werden, und das ist nur möglich durch Überwindung des Weltlichen. Denn dieses Weltliche hat uns und macht uns zum Knecht, wenn wir im Geistigen nicht so stark sind, daß wir die Welt zum Dienste zwingen für ein höheres Dasein.

Hier scheint mir das Parzivalproblem das Problem des deutschen Volkes gerade in unserer Zeit zu sein. So schmerzlich es ist, vielleicht tut es uns gut, daß wir vom Ersten bis zum Letzten in dieser großen Zeit nochmals den Fluch des Goldes, das nicht beherrscht wird aus geläutertem Geiste, der es zu einem bloßen Mittel machen würde im Dienste des Ganzen, so grausam haben erfahren müssen. Es hilft uns nichts, wir müssen hindurch, müssen durch die Erkenntnis der Sündhaftigkeit des selbstsüchtigen, genußgierigen Daseins, um das wir jahrzehntelang gerungen haben. Die Läuterung einer hehren Weihestunde reicht nicht aus. Die ganze Gemeinheit, das ganze Elend dieses rein aufs Irdische eingestellten Lebens muß uns zu Gefühl gebracht werden, auf daß wir dauernd erkennen, daß die einzig begehrenswerten Ziele anderwärts liegen. K. St.





Der Krieg

Man mag sich zu der letzten Note der deutschen Regierung an Wilsons Vereinigte Staaten stellen, wie man will —: leichten Herzens wird man über sie kein Urteil fällen dürfen. Gewichtig genug ist die Tatsache, daß an ihrer Festlegung und Ausgestaltung alle führenden und verantwortlichen Stellen mitgewirkt haben, freilich — nur die heute noch führenden und verantwortlichen.

Aber dürfen darum die herabgesetzt und verdächtigt werden, die schon im Grundsatz eine andere Entscheidung der deutschen Regierung gewünscht hätten? Ist aus einer der Folgeerscheinungen auch nur ein Grund aufzubringen, die als wahnbetörte, wenn nicht gar blutdürstige Fanatiker abzustempeln, denen der etwa zu erlangende Gegenwert in keinem Verhältnis zu dem dafür zu zahlenden Preise erschien? Ohne den Ereignissen im mindesten vorgreifen zu wollen, wird es doch erlaubt sein, die entscheidende Frage zu stellen: wem haben denn bis heute die Tatsachen recht gegeben?

Da ist — für manche fast schon ein Sammelname und ein rotes Tuch — der Graf Ernst zu Reventlow, der bekannte Auslandspolitiker der „Deutschen Tageszeitung". Er darf sich rühmen, einer der bestverketzerten (und verbotenen) zu sein. Ist er aber bis heute — ich spreche immer nur von dem, was ist — in irgendeinem Punkte widerlegt worden, dem er selbst Bedeutung beigemessen hat? Hat er nicht schon mit Recht auf die steigende Deutlichkeit der Tatsache aufmerksam gemacht, daß „Herrn Wilsons Sprache gegen Deutschland und dessen Kriegführung immer schärfer, drohender und schroffer im Tone wird, je schlechter der Krieg dem ‚alten Mutterlande' Großbritannien bekommt? Niemals war Großbritanniens Lage nicht nur unbehaglicher, sondern ungünstiger und gefährlicher als jetzt [vor der Einstellung des nunmehr aufgegebenen Unterseehandelskrieges. D. T.] und niemals hat der Präsident der Vereinigten Staaten einen drohenderen, diktatorischeren und schrofferen Ton gegen Deutschland angeschlagen als eben in diesem Augenblicke. Daraus geht aber nicht nur jener politische und Interessenzusammenhang zwischen den Vereinigten Staaten und Großbritannien hervor,

sondern die Tatsache müßte in Deutschland auch von einer anderen Seite gesehen nachdrückliche Beachtung erfahren. Die Logik erscheint einfach genug:

Die Vereinigten Staaten sind schwer besorgt um die Kriegslage in Europa, als deren Angelpunkt sie mit richtigem Blicke die Kriegslage Großbritanniens erkennen. Allmählich hat sich in den Vereinigten Staaten wohl auch die Auffassung durchzusetzen begonnen, daß Deutschland auf dem Lande nicht zu besiegen, und daß es vielleicht auch nicht auszuhungern sei, möglicherweise gar — schrecklich zu denken! — siegen könne. Dazu kommen die englischen Mißerfolge und inneren Wirrnisse, die Lage in Irland, und vor allem die wirtschaftliche Lage Großbritanniens. Niemals ist in britischen Zeitungen, wir erinnern auch an die fortgesetzten Reden des Reeders Houston, ernster und besorgter gesprochen worden als jetzt, nach der Märztätigkeit der deutschen Unterseeboote. Die Frachtraumnot und damit auch die Ernährungsfrage wirft immer schwerere Schatten. Man ist sich in London der Konsequenzen voll bewußt, wenn es so weitergehen oder gar noch schlimmer kommen sollte. Und weil man zu Washington diese Konsequenzen ebenso klar erkennt und fürchtet, weil man im Schoße der völlig englisch orientierten gegenwärtigen Unionsregierung einen Sieg Deutschlands auch als eine Niederlage der Vereinigten Staaten für jetzt und hauptsächlich für die Zukunft ansieht — so springt Washington mit erhobener Drohnote in die Bresche, damit das Schlimmste von Großbritannien abgewendet werde. Der Ton dieser Note zeigt so indirekt, für wie gefährdet man die britische Lage hält. Hierin können wir ausnahmsweise der Auffassung der Herren Wilson und Lansing und des großbritannischen Botschafters zu Washington, der amerikanischen Finanz und Presse vollkommen beipflichten. Was für dringende Hilferufe mögen von London nach Washington gegangen sein und gehen!

Gegen diesen Gedankengang läßt sich Stichhaltiges nicht anführen. Um so begreiflicher erscheint angesichts einer solchen Lage der Verhältnisse der ungeheure Eifer der amerikanischen Presse, Deutschland durch Drohungen mit ‚Millionen' Freiwilliger, mit Wegnahme der deutschen Schiffe, mit dem ‚gewaltigen Gewichte der amerikanischen Finanzkraft' usw. zu schrecken, und nicht minder begreiflich sind die Anstrengungen der englischen und französischen Presse, um die deutsche Regierung in die Falle zu locken, daß sie glaube, es könne dem Vierverbande nichts Erwünschteres passieren, als der Bruch zwischen dem Deutschen Reiche und Amerika. Um so unbegreiflicher ist es, wenn ein großer Teil der deutschen Presse alles dieses, wie es gegeben wird, hinnimmt, die amerikanischen Seifenblasen noch größer aufbläst und, die Hände zum Zeus erhoben, Verständigung, Verständigung! ruft.

Jene Kreise, welche immer die ‚nüchterne Überlegung' im Munde führen, scheinen uns, unter dem Gesichtspunkte des Ganzen gesehen — und um dieses Ganze geht es doch — sehr wenig nüchtern die Lage und die für diese maßgebenden Machtfaktoren zu betrachten; sie verwechseln Wirklichkeit und Schein ... Unsere Überlegungen führen uns zum gleichen Ergebnisse, und zwar in gesteigerter Stärke und Klarheit wie vor zwei Monaten und vor vierzehn Monaten: daß die Politik und die konsequente Handlungsweise der Vereinigten Staaten

durch ein deutsches Eingehen auf ihre jetzigen Wünsche nur dazu gebracht wird, ‚a fortiori' ihr bisheriges Verfahren fortzusetzen, um alles zu tun, damit Deutschland, nicht Großbritannien, unterliege.

Der psychologische Augenblick in diesem Kriege scheint gekommen. Wir hören Tag für Tag die Notschreie der Festlandverbündeten Großbritanniens nach britischer Hilfe, wir sehen, daß diese Hilfe nicht gegeben wird, nicht gegeben werden kann, weil Sorge und Mangel im britischen Hause dort die Stunde regieren, und zugleich nehmen wir wahr, wie in eben diesem Augenblicke die Vereinigten Staaten unter Aufwand beispielloser diplomatischer und publizistischer Mittel versuchen, Großbritannien vor dem Schlimmsten zu bewahren durch Einschüchterung Deutschlands."

Nichtsdestoweniger erhält sich — es ist nach allem schwer zu begreifen! — in einigen deutschen Kreisen auch jetzt noch die „gläubige Hoffnung, man werde die Vereinigten Staaten, wenn man sie nur richtig behandle, dazu bringen, daß sie ‚Schulter an Schulter' mit dem Deutschen Reiche gegen England die ‚Freiheit der Meere' durchsetzten. Dabei versteht man unter Freiheit der Meere in diesem Sonderfalle, daß die großbritannische Regierung auf amerikanischen Druck einwillige, sich auf den Boden der Londoner Deklaration von 1909 zu stellen. Besonders nach dem ‚Arabic'falle im vergangenen Jahre wurde diese sogenannte Eventualität in Deutschland sehr eifrig erörtert. Wir haben demgegenüber den Standpunkt vertreten, daß, selbst wenn Großbritannien sich auf den Boden der Londoner Deklaration stellte, der so entstehende Zustand das Deutsche Reich und die deutsche Kriegführung nicht annähernd entschädigen könne für den Verzicht auf sofortige praktische Anwendung eines wirksamen Kriegsmittels, auch wenn prinzipiell ein Verzicht nicht vorläge ... Eine Umgehung dieser Bestimmungen wäre dann der britischen Regierung sehr leicht. Sie brauchte ihre Kontroll- und Überwachungskommissionen innerhalb der neutralen Länder deshalb nicht aufzuheben und könnte den bisherigen Druck genau so, wenn schon in leicht geänderter Form ebenso wirksam fortsetzen. Die britische Regierung würde außerdem ihr altes Mittel, alle Güter und Frachten aufzukaufen, die für Deutschland wertvoll erschienen, nur in größerem Maßstabe zu betreiben, und würde dabei ausgiebig die verschleierte Hilfe des amerikanischen Geschäftsfreundes genießen. Schließlich fiele auch der große Frachtraummangel in dieser Beziehung zuungunsten solcher Einfuhr ins Gewicht. Es wäre ferner ein leichtes, einfach alle derartigen Schiffe als ‚verdächtig' zu erklären, sie in englische Häfen zu bringen und dort bis zu dem griechischen Kalender ‚untersuchen' zu lassen. Ein leichtes wäre ebenfalls, den Blockadebestimmungen der Londoner Deklaration formell zu genügen, in der Sache aber durch Minen, Schiffe und Fahrzeuge aller Art dieselbe Unsicherheit der Gewässer und ihre Überwachung, Gefährdung bzw. Sperrung fortzusetzen, wie sie bis jetzt besteht. Die anonyme Anwendung von großen Minenmengen ist bisher schon ein bei der britischen Admiralität besonders beliebtes Mittel.

Sicher würde die Regierung der Vereinigten Staaten dann alle paar Monate ‚eine scharfe Note' nach London schicken, die dann ein paar Monate später von

London beantwortet werden würde; in dieser Zeit wäre das englische Spiel mit dem seines stillen Teilhabers ruhig weitergegangen. Deutschland säße da als der ‚sehnsuchtsvolle Hungerleider nach dem Unerreichlichen‘, hätte aber sicher von Washington die Versicherung bekommen, man gelange der Freiheit der Meere jetzt immer näher, aber das herrliche Kulturwerk müsse sicher mißglücken, wenn man nicht deutscherseits jeden unliebsamen Zwischenfall zur See vermiede. Und das würde dann mit Grazie so weitergehen mit dem einzigen Ertrage für das Deutsche Reich, bei jeder ‚letzten‘ Note die Fahne der Hoffnung wieder aufpflanzen zu dürfen und zur See auf alles zu verzichten, was die beiden angelsächsischen Kulturmächte verstimmen könnte. Wahrscheinlich würde man auch — das ‚Berliner Tageblatt‘ deutet heute an, daß das bereits im Wege sei — eine Wiederholung kulturwidriger deutscher Luftangriffe auf Großbritannien verbieten. Vielleicht würden die Vereinigten Staaten dafür Schulter an Schulter mit allen, die es gern wollen, für die ‚Freiheit der Luft‘ kämpfen. Was könnte man mehr wünschen ...

Die Vereinigten Staaten erkennen in der Behebung oder Linderung der englischen Verlegenheiten ihr eigenes Interesse. Im gegenwärtigen Augenblick kommt es beiden nicht zum wenigsten auf Zeitgewinn an; für Deutschland bedeutet ein solcher den Verlust wertvollster Zeit. Man könnte sich denken, daß den beiden Mächten eine öffentliche Erörterung, vielleicht um mit Sir E. Grey zu sprechen, auch eine ‚internationale Begriffsbestimmung‘ der Londoner Deklaration erheblich lieber wäre, als daß das ‚letzte Wort‘ Amerikas durch die deutsche Antwortnote wirklich zum letzten Worte gemacht würde, natürlich unter der Voraussetzung, daß in der — möglichst langen — Zwischenzeit keinerlei solcher häßlichen Zwischenfälle des Seekrieges, vielleicht auch des Luftkrieges eintreten dürften. Mit deutschen Augen betrachtet würde das natürlich einen ‚Leim‘ erster Ordnung bedeuten; aus den erwähnten Gründen und außerdem würde durch eine derartige Unterhaltung zunächst die diplomatische Lage des Deutschen Reiches ungemein nachteilig und schwierig werden und ebenso auch die der deutschen Kriegführung ... Es würde eine Kette schlimmster Hemmungen für Deutschland werden, seine Lage verschlechtern und abhängig machen, dem Gegner Zeitgewinn zu geben, um selbst schweren, vielleicht verhängnisvollen Zeitverlust zu haben.“

Aber keine Sorge: es hat „keine Gefahr“ mit den Schritten, die Wilsons Vereinigte Staaten „gegen“ das brüderliche Großbritannien etwa unternehmen könnten. Darüber hat Mr. Lansings Erklärung keinen Zweifel gelassen — man scheint es drüben überhaupt satt zu haben, daß von unserer Seite aus irgendwelchen verbindlich klingenden Redensarten eine stillglühende Liebe herausgelesen wird, und so glaubt man denn nicht deutlich genug mit uns reden zu können. Mr. Lansing „tut uns“ unverblümt „zu wissen“ (amtliche Form der amerikanischen Regierung für Mitteilungen an die deutsche Regierung), daß alle Meinungsverschiedenheiten zwischen Wilsons Staaten und Großbritannien auf der Grundlage bestehender Schiedsgerichtsverträge erledigt werden könnten:

„Man kann Herrn Lansing für diese Erklärungen dankbar sein, denn sie beseitigen jedenfalls die Glaubhaftigkeit aller hier und da in Deutschland auf-

gebrachten Behauptungen: die Vereinigten Staaten würden jetzt, nachdem sie die Streitfrage mit Deutschland erfolgreich geschlichtet hätten, sich mit gleicher Energie gegen Großbritannien wenden und so, wenn nicht ausgesprochenermaßen, so doch tatsächlich ‚Schulter an Schulter' mit dem Deutschen Reiche für die legendäre Freiheit der Meere kämpfen. Außerdem wird damit der hier von Anfang an vertretene Standpunkt bestätigt, daß die Vereinigten Staaten nicht daran denken, gegen England etwa die Londoner Deklaration oder ähnliches durchzusetzen, oder aber einen bestimmten Teil der englischen Seekriegführung ernstlich zu beanstanden. Die weite Kluft zwischen dem amerikanischen Standpunkte und dem von seiten der deutschen Regierung gewünschten und geglaubten tritt hier sehr drastisch hervor. Wenn die Vereinigten Staaten wirklich an der englischen Kriegführung, an deren Begleiterscheinungen und direkten Folgen ernstlichen Anstoß nähmen, sich empfindlich durch sie geschädigt fänden, so würden Präsident und Kongreß den praktischen Gesichtspunkt an die erste, den prinzipiellen an die zweite Stelle längst gesetzt und gesagt haben: zunächst habe die britische Kriegführung sich auf den Boden der Londoner Deklaration und der anderen bekannten Bestimmungen zu stellen, und zwar in praxi und sofort. Dann werde man die Sache prinzipiell und theoretisch besprechen, sei es auf der Basis der Schiedsgerichtsverträge oder anders. Wer kann glauben, daß die amerikanische Regierung, hätte sie irgendein ernstliches praktisches Interesse nach dieser Seite hin, die Sache auf die lange Bank schieben würde. Nun schiebt sie dieselbe aber auf eine denkbar lange Bank — die schiedsgerichtliche Erledigung solcher Streitfragen kann bekanntlich Jahre dauern — und zeigt damit, was wir stets behauptet haben, daß sie in der englischen Absperrungs- und Aushungerungskriegführung gegen Deutschland viel mehr Vorteile und erwünschte Folgen, als Nachteile und unerwünschte Folgen erblickt.

So hat die Wilsonsche Note im Vereine mit der Erklärung Lansings in Wirklichkeit schon den letzten Teil der deutschen Note beantwortet; nämlich die Worte: ‚Sollten die Schritte der Regierung der Vereinigten Staaten nicht zu dem gewollten Erfolge führen, den Gesetzen der Menschlichkeit bei allen kriegführenden Nationen Geltung zu verschaffen, so würde die deutsche Regierung sich einer neuen Sachlage gegenübersehen, für die sie sich die volle Freiheit der Entschließungen vorbehalten muß.' — Die positiven Erwartungen der deutschen Regierung sind durch die Lansingsche Erklärung bereits insofern hinfällig geworden, als diese klar betont, daß die Regierung der Vereinigten Staaten nicht den Willen hat, es sich also gar nicht um das Anstreben eines, wie die deutsche Note sagt, ‚gewollten Erfolges' handelt. Die Freiheit für deutsche Entschließungen wäre mithin, auch vom Boden der deutschen Note ausgehend, bereits vorhanden.

In einem Teile der deutschen Presse wird der scharfe und verächtlich unhöfliche Ton der Wilsonschen Note eilig damit gerechtfertigt: Wilson habe ja auf die deutsche Note hin gar nicht anders gekonnt, denn er wolle doch wieder Präsident werden, und die Verquickung der deutsch-amerikanischen Angelegenheit mit der englischen Kriegführung in der deutschen Note seien ihm so sehr unangenehm gewesen. Herr Professor Delbrück geht so weit, gerade in dem unerhörten Tone der Wilsonschen Antwort einen Anhalt dafür zu erblicken, daß

Wilson beabsichtige, ‚seinen langgehegten Plan des Vorgehens gegen England in absehbarer Zeit zur Ausführung zu bringen'; eine Logik, welche nur zeigt, wieviel Herrn Professor Delbrück und den Vertretern seiner Richtung daran liegt, Wilsons Stellungnahme der deutschen Öffentlichkeit schmackhaft zu machen und den Erfolg der deutschen Note als zufriedenstellend erscheinen zu lassen. Prof. Delbrück schreibt auch den Satz: ‚... so daß man sagen darf, daß das deutsche Volk so gut wie einmütig sich von neuem um die Regierung geschart hat.' — Daß Herr Prof. Delbrück das ‚sagen darf', wundert uns nicht. Ob eine eingehende Erörterung dieser Frage aber den Zwecken dienen würde, um derentwillen er es ‚sagen darf', bezweifeln wir. —

Es bedeutet unseres Erachtens ein erhebliches Maß von Irreführung des öffentlichen Urteils, wenn gerade jetzt nach der amerikanischen Note in den Vordergrund gestellt wird: Wilson habe ja gar nicht anders gekonnt, denn er wolle ja wieder Präsident werden, habe sich auch England gegenüber nicht in eine unbequeme Lage drängen lassen dürfen. Und wenn Herr E. Z. im ‚Lokal-Anzeiger' und andere Triumphgesänge erheben: die Wilsonsche Antwort zeige, in welche verflixte Zwangslage er durch das deutsche Vorgehen gedrängt und wie er moralisch völlig besiegt worden sei, so sind das doch nur Phantasiebilder zur Verschleierung des wirklichen Tatbestandes: daß die Vereinigten Staaten nach wie vor fest, tätig und zielbewußt an der Seite unserer Feinde gegen uns stehen, alles tun, um Deutschland die Hände zu binden und zu knebeln, damit Großbritannien uns möglichst schwer treffen könne, ohne selbst schwer getroffen zu werden. Auf dieser Grundlage einen ‚Frieden zu vermitteln', könnte über kurz oder lang den Vereinigten Staaten ebenso wie unseren Feinden passen. Ihr Ziel ist das gleiche: ein siech geschlagenes Deutsches Reich, welches genügend geschwächt worden ist, um nicht in die Reihe der großen Welt- und Industriemächte wieder eintreten zu können. Das wollen die Vereinigten Staaten nicht weniger als Großbritannien erzielen. Auf diesen rein realen Gesichtspunkt und auf die daraus sich ergebende, ebenso große wie klare Frage kommt es an. Alles andere ist unwesentlich und verdunkelnd; wenn freilich die Stimmen der amerikanischen Presse gerade im obigen Sinne für uns bemerkenswert sind: ‚Die kurze, äußerst spitzige Antwort (des Präsidenten) ist einfach erdrückend in ihrer Würde, sie ignoriert alles Schwadronieren der deutschen Note und schiebt es zur Seite wie ein Gentleman das Toben eines betrunkenen Maulhelden beiseite schieben würde, der seine Empfindungen herausschimpft, aber nicht zu beleidigen vermag.' — Wirklich: ‚Schulter an Schulter!' ...

Es ist bezeichnend, daß der amerikanisch-deutsche Notenwechsel mit seiner inhaltlichen wie formalen Entwickelung in der neutralen Welt wie im feindlichen Auslande, jedenfalls zahlreichen Presseäußerungen zufolge, die Auffassung hervorgerufen hat: Deutschland wolle eigentlich nichts weiter als möglichst schnell Frieden. Auch in den Vereinigten Staaten scheint diese Auffassung hervorgerufen worden zu sein und tatsächlich zu bestehen, denn die dortige Presse erklärt das teils ausdrücklich, teils deutet sie es mit der in Amerika üblichen Deutlichkeit an. Wir brachten im gestrigen Abendblatt einige solcher

Äußerungen, unter anderen die der ‚Evening Post'. Dieses Blatt betonte erst mit Autorität — die Autorität in den Vereinigten Staaten Deutschland gegenüber wächst überhaupt unbegrenzt —, die Vereinigten Staaten ließen sich von Deutschland keine Winke geben, sondern behielten sich volle Handlungsfreiheit vor. Immerhin, so bemerkt die ‚Evening Post' herablassend, sei möglich, daß der Friedensfühler, welcher in der letzten deutschen Note enthalten sei, ‚einige Aufmerksamkeit' bei Wilson finden werde; natürlich unter der Bedingung, daß solche Dinge nicht mit dem Unterseekrieg vermengt würden, auch sei nicht sicher, daß Wilson wieder Vermittelungsversuche machen wolle, aber es würde doch etwas erwogen, was darauf hinauslaufe. — Das ist wirklich zu gütig und ebenso die Andeutung des Blattes, die Vereinigten Staaten würden wohl ihre Bereitwilligkeit dartun, einen baldigen Frieden herbeizuführen. Mit anderen Worten: die amerikanische Presse ist der Auffassung, daß das Deutsche Reich den Vereinigten Staaten gewissermaßen auf den Knien danken würde, wenn diese sich herbeiließen, einen Frieden zu ‚vermitteln', und zwar nachdem ein Notenwechsel wie der amerikanisch-deutsche stattgefunden hat und angesichts der konsequenten Politik der Vereinigten Staaten, vor allem seines Staatsoberhauptes. Wenn sich eine Macht als Vermittler nicht eignet, so sind es die Vereinigten Staaten von Amerika, denn die Voraussetzung einer Vermittelung ist ein in der Mitte zwischen den Parteien Stehen, also zum mindesten ein erheblicher Grad von Unparteilichkeit. Das würde gelten, wenn das Deutsche Reich, sein Volk und seine Regierung in der Tat, wie amerikanische und Blätter anderer Nationen behaupten, jetzt den Gedanken und den Wunsch nach Frieden zum Leitmotive ihrer Handlungen und ihrer Unterlassungen machten. Leider scheint es neuerdings in Deutschland Mode geworden zu sein, zu derartigen ausländischen Behauptungen und Zumutungen zu schweigen. Das halten wir für einen groben Fehler, denn: ‚Wer schweigt, scheint zuzustimmen.' Soweit uns bekannt ist, will aber das deutsche Volk den Sieg und Frieden nur auf Grund eines Sieges. Es will einen Erfolg, der die reale Grundlage für eine ersprießliche deutsche Zukunft bildet, aber nicht einen ‚Achtungserfolg' in Gestalt eines ‚ehrenvollen Friedens', und noch dazu ‚vermittelt' durch die transatlantische angelsächsische Macht, welche keinerlei Interesse an einer positiven Gestaltung deutscher Zukunft besitzt. Auch die deutsche Regierung hat bisher den Standpunkt vertreten, nämlich ihn öffentlich geäußert, daß der Wille zum Siege in Deutschland vorhanden und man entschlossen sei, bis zum Siege durchzuhalten. Die Annahme einer Vermittelung, die lediglich bedeuten würde, daß mit Eintritt eines Waffenstillstandes das Gewicht der Vereinigten Staaten sich nicht nur unausgesprochen, sondern ausgesprochen in die Wagschale unserer Feinde legte, — eine solche ‚Vermittelung' würde in Wirklichkeit das Gegenteil eines siegreichen deutschen Durchhaltens bedeuten. Die amerikanische Presse scheint von diesem Gedanken ganz begeistert zu sein. Auch die sogenannten deutschfreundlichen Blätter, in erster Linie die Hearst-Presse, finden es eine herrliche Gelegenheit für Wilson, unter Benutzung der Gelegenheit der deutschen Antwort den Frieden herbeizuführen, jedenfalls einen ehrlichen und ehrenvollen (für wen?)

Versuch zu machen. Die Londoner ‚Daily Mail' ist so begeistert von der Idee einer amerikanischen Friedensvermittelung, daß sie der amerikanischen Regierung nahelegt, nur nicht zu milde zu sein. Deutschland müsse alle von seinen Truppen und von denen seiner Verbündeten besetzten Gebiete abtreten, außerdem natürlich ‚Alsace-Lorraine', schließlich eine angemessene Kriegsentschädigung zahlen, und schließlich dürfte die deutsche Flotte nicht so stark bleiben, wie sie sei! —

Die ‚Daily Mail' ist dazu da, um denjenigen Volkskreisen zu gefallen und sie zu inspirieren, welche ‚starke Getränke schlürfen' wollen. Durch Übertreibungen darf man sich hier also nicht irremachen lassen. Die Äußerungen zeigen aber, daß man unter unseren Feinden wie unter den Neutralen der Überzeugung ist, das Deutsche Reich könne nicht mehr, es wolle nur den Frieden und werde, wenn man tüchtig von allen Seiten drücke, in absehbarer Zeit denjenigen Frieden annehmen, welchen unsere Feinde und die Vereinigten Staaten von Amerika dem deutschen Volke und Reiche aufzunötigen wünschen. ..."

Der große deutsche Gedanke, Herrn Wilson — ja ausgesucht Herrn Wilson! — zu unserem Schiedsrichter zu bestellen, ist, wie die „Tägliche Rundschau" anmerkt, „an zwei Stellen aufgetaucht, die sonst in ihren Strebungen und Meinungen einander entgegengesetzte Pole sind: im Zentralorgan der deutschen Sozialdemokratie und in den Depeschen des amtlichen Nachrichtenbureaus. Der ‚Vorwärts', der mit Genugtuung feststellt, daß die Antwort der Regierung an Amerika sich durchaus in dem Rahmen des bekannten U-Boot-Krieg-Antrages der Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft (!) halte, meint hoffnungsfroh, vielleicht gebe die deutsche Antwort Herrn Wilson ‚Veranlassung, seine Ansichten über die Formen eines seiner Ansicht nach möglichen Friedens näher auszusprechen'. Und das amtliche ‚Wolffsche Bureau' findet es richtig und an der Zeit, die Zuschrift eines ‚hervorragenden Neutralen' an die ‚Zürcher Post' zu verbreiten, in der an Amerika geradezu die Aufforderung gerichtet wird, jetzt die Rolle des Friedensstifters zu übernehmen. Wir möchten denn doch nicht unterlassen, solchen sozialdemokratischen und halbamtlichen Kitzeleien gegenüber stark zu betonen, daß nach unserem Geschmack ein Friedensvermittler anders aussehen muß als Herr Wilson. ... Und dann: Wozu ein Vermittler? Am Ende auch noch einen internationalen Friedenskongreß à la Algeciras? Damit dort die Herrschaften, die von unsern Hindenburg, Mackensen, Goltz, Falkenhayn, Bülow und wie sie heißen, auf allen Kriegsschauplätzen mit dem Schwert geschlagen worden sind, uns hinwiederum mit dem Stimmzettel schlagen in einem internationalen Kolloquium, in dem womöglich die Stimme Selig-Serbiens soviel gilt wie die Deutschlands, und in dem auf alle Fälle ein Wilson die erste Trompete blasen würde. Wir führen aus eigenen Kräften unsern Krieg; wir wollen auch aus eigenen Kräften unsern Frieden machen. Das deutsche, österreichisch-ungarische, türkische, bulgarische Schwert hat die Engländer e tutti quanti geschlagen, hat Polen, Serbien, Belgien erobert —: es soll auch vorschreiben, was damit geschehen soll."





Verantwortung

Der Hauptausschuß des Reichstages hat sich abermals mit der Zensurfrage beschäftigt! „Abermals!“ unterstreicht die „Kreuzztg.“. „Daß diese Zensurdebatten immer wieder nötig werden, ist gewiß nicht erfreulich. Es beweist, daß die Mißstände fortdauern und damit, daß diese Debatten ihren Zweck nicht oder nur unvollkommen erfüllen. Zum Teil mag das daran liegen, daß sie nicht vor dem richtigen Forum geführt werden. Aus irgendwelchen formellen Zusammenhängen werden sie beim Etat des Reichsamts des Innern verhandelt, und Ministerialdirektor Lewald ist es, der die Regierung vertritt. Sachlich aber richten sich die Beschwerden ganz überwiegend an das Auswärtige Amt. Immer wieder wird betont, daß nicht die militärische, sondern die politische Zensur der Stein des Anstoßes ist, und vor allem die durch und auf Veranlassung des Auswärtigen Amts ausgeübte, bei dem übrigens auch die technische Durchführung der Zensur zu ernsterer Beanstandung Anlaß gibt. Trotzdem hat auch jetzt wieder Ministerialdirektor Lewald die Verantwortung für die Zensur den Generalkommandos aufzubürden versucht mit der Begründung, dem Reichskanzler stehe auch nicht eine Stelle zur Verfügung, die unmittelbar mit der Zensur zu tun habe. Da das Auswärtige Amt unmittelbar eine Zensurtätigkeit ausübt, ist diese Behauptung nicht ohne weiteres verständlich. In Preußen hat die Regierung durch den Minister des Innern die Verantwortung für die Zensur, insoweit Regierungsstellen an ihr beteiligt sind, wie das natürlich und selbstverständlich ist, vorbehaltlos übernommen. Der ‚Unterschied in der Behördenorganisation‘ im Reiche und in Preußen kann kein Grund sein, diese Verantwortung im Reiche auf die militärischen Behörden abzuschieben, auch da, wo diese durch politische Stellen beeinflußt sind. Die Übernahme der Verantwortung durch die politischen Stellen erscheint aber um so notwendiger, als die Gesichtspunkte, nach denen die Zensur gegenwärtig ausgeübt wird, nicht unbedenklich sind. Entscheidender Gesichtspunkt kann doch nur sein, daß unsere auswärtigen Interessen gefördert werden. Das geschähe aber in sehr vielen Fällen wirksamer durch Widerspruch als durch Zustimmung zu den Maßnahmen unserer Regierung. Man kann wohl sagen, daß im allgemeinen der politische Wert eines von uns gemachten Zugeständnisses erhöht wird, wenn der Partner den Eindruck gewinnt, daß unsere Regierung es nur im Widerspruch zu starken Strömungen im Innern hat durchsetzen können. Mit guten Gründen ist gestern auch die Freigabe der Erörterung der Kriegsziele von neuem verlangt worden. Das deutsche Volk muß sich nachgerade darüber aussprechen dürfen, wofür es kämpft. Das ist um so notwendiger, als die allgemeine Stimmung durch die Schwierigkeiten der Nahrungsmittelversorgung recht starken Belastungsproben unterzogen wird. Wenn die Regierung hier versagt und dort weiter hemmt, so ist ein Nachlassen der Spannkraft, des Siegeswillens der Bevölkerung

unvermeidlich. Zudem sind seinerzeit Versprechungen ergangen, daß dem deutschen Volke die Mitwirkung an den Friedenszielen nicht endgültig versagt bleiben solle. Das geschieht aber in der Wirkung, wenn die Erörterung der Friedensziele so lange verwehrt bleibt und inzwischen, wie das durch die Reden des Kanzlers, namentlich betreffs des Ostens geschehen ist, amtlich das deutsche Kriegsziel mehr oder weniger festgelegt wird."

*

Wohin soll das führen?

In den Verhandlungen des Reichstagsausschusses über die politische Zensur ist man jüngst weniger säuberlich mit dem Knaben Absalom umgegangen.

Abgeordneter Stresemann (nationalliberal): Ganz unverständlich ist die Bevorzugung der Auslandspresse. Diese Presse, die in Deutschland verkauft wird, darf ausländische Nachrichten bringen, die zu bringen der deutschen Presse untersagt ist! Wohin soll das führen, die Preßfreiheit völlig zu knebeln? Die Zeitungen dürfen nicht einmal mitteilen, daß sie von der Zensur verhindert werden, ihre Meinung zu sagen. Die Art, wie die Presse von offiziöser Seite mit Nachrichten versorgt wird, läuft geradezu auf eine Irreführung der öffentlichen Meinung hinaus. Der amerikanische Botschafter in Berlin hat den Herausgeber einer Zeitschrift mit Tätlichkeiten bedroht, falls er es wage, etwas Nachteiliges über ihn zu veröffentlichen. Der deutschen Presse ist sofort verboten worden, solche Mitteilungen zu verbreiten. — Die Bestimmungen über die Schutzhaft sind eine Aufhebung der bürgerlichen Freiheit. Das bedeutet den allerschlimmsten Absolutismus. — Dieselben Übergriffe zeigen sich bei der Handhabung der Briefsperre, die sogar auf Dienstmädchen ausgeübt worden ist. Das Petitionsrecht ist schwer gefährdet, wenn die polizeilichen oder militärischen Behörden Petitionen verbieten können, nur deshalb, weil sie in starker Auflage hergestellt werden. Geradezu unerhört ist es, wenn man versucht, Anträge parlamentarischer Fraktionen nicht in die Öffentlichkeit gelangen zu lassen. Das läuft letzten Endes darauf hinaus, den Reichstag unter Vormundschaft zu stellen. Trotz aller Kritik im Reichstag ändert sich nichts. Damit drängt man den Reichstag in eine Rolle, die geradezu kläglich ist. Deshalb müssen Organe geschaffen werden, die dem Reichstag für alle diese Dinge verantwortlich sind.

Abgeordneter Gräfe (konservativ): Im Felde draußen hat man die Kritik an der Zensur freudig begrüßt; man war dort sehr enttäuscht, als man sah, daß die Verhandlungen des Reichstags ohne Ergebnis geblieben sind. Die Ruhe, die man damit erreicht, erinnert doch recht an die bekannte Kirchhofsruhe. Einem Volk, das derartige Opfer bringt, darf man solche Dinge nicht zumuten. In England ist die Kritik viel freier als bei uns. Dort hat man nicht diese Angst vor dem Ausland. Wenn Zivilbehörden Anordnungen erlassen, dann müssen sie auch den Mut haben, die Verantwortung zu übernehmen. Die Regierung werde mit ihren Ausführungen nirgends auf Verständnis stoßen. Wer in alldeutschem Sinne national begeistert ist, wird verhindert, seine Meinung zu sagen; er riskiert, sofort unter Briefzensur gestellt zu werden. Die Folge ist eine Durchschnüffelei privater Briefschaften. Die Konservativen verlangen keine Ausnahme für sich, sondern das Recht der freien Meinungsäußerung für alle. Die Zensur kann nur anerkannt werden für rein militärische Angelegenheiten. Die Regierung muß endlich bindende Zusagen geben, sonst schaltet sich der Reichstag selbst aus.

Von sich aus möchte der Türmer nur den Satz aus der Rede des Abg. Stresemann noch besonders hervorheben: „Die Zeitungen dürfen nicht einmal mitteilen, daß sie von der Zensur verhindert werden, ihre Meinung zu sagen."

*



Parzival erblickt die drei Blutstropfen — Hermann Hendrich

Beilage zum Türmer

Der Ruf ins Leere

Nach dem eigenen Zeugnis unserer Offiziösen ist mit unserer Antwort an Amerika eine der wichtigsten, vielleicht die wichtigste Entscheidung während dieses an Entscheidungen über Tod und Leben ganzer Nationen so reichen Weltkrieges gefällt worden. „Es wird“, bemerkt die „Tägl. Rundschau“, „für die Betrachter der Geschichte dieses Krieges zu dessen wunderbarsten Erscheinungen gehören, daß eine solche Entscheidung über das Schicksal der Nation gefällt werden konnte, ohne daß die öffentliche Meinung dieser Nation, um deren Kopf und Kragen es dabei geht, in einer Weise zum Ausdruck kam, die der ungeheuren Wichtigkeit der Sache und der fieberhaften Nervenspannung, womit ihre Entwicklung verfolgt, ihr Ergebnis erwartet wurde, irgendwie entsprochen hätte. Es war wie ein Schuß ohne Knall; ein widerhalloser Ruf ins Leere. Bei der deutschen nationalen Presse fiel die Veröffentlichung der Antwort unserer Regierung fast in ein völliges Schweigen. Man beschränkte sich darauf — aus welchen Gründen auch immer —, die Tatsache hinzunehmen und den Erfolg abzuwarten. Die ganze Wucht der Verantwortung für diesen Erfolg bleibt damit restlos den amtlichen Verfassern der Antwort an Herrn Wilson. Möge sie ihnen eine leichte Last werden ...“

*

Der Eselstritt

Im „Berliner Lokal-Anzeiger“ schreibt Herr E. Z., der aus seiner freundlichen Auffassung des englischen Hungerkrieges und der amerikanischen Waffenlieferungen gegen uns noch in rühmlichster Erinnerung stehende „reale“ Politiker der „kühlen und nüchternen Erwägungen“:

„Leichter wäre die jetzt gefallene Entscheidung gewesen, wenn nicht die öffentliche Meinung durch Unverantwortliche in anderer Richtung beeinflußt und erhitzt gewesen wäre. Wie es ein schwerer Fehler war, zu Beginn des Jahres 1915 den U-Boothandelskrieg mit großen Worten anzukündigen und der jungen Waffe Erfolge vorzuschreiben, die sie nicht erringen konnte, so war es falsch, in der öffentlichen Meinung den U-Boothandelskrieg als die einzige wirksame Waffe gegen England zu propagieren, wenn alles das auch, was selbstverständlich ist, mit den besten Absichten geschah. Durch die pomphafte Ankündigung der neuen Kriegsmethode ließ man die Neutralen aufhorchen und warf ohne Not neue und schwierige Probleme des Völkerrechts in die nervöse Debatte. Man kann eben ein guter Organisator und doch ein schlechter Politiker sein. ...“

Wem dieser Tritt versetzt wird, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. Bemerkenswert ist aber auch, daß hier eine von der Reichsregierung unter Verantwortung des Reichskanzlers und Billigung des Kaisers getroffene Kriegsmaßnahme von einem waschechten Offiziosus als „ein schwerer Fehler“ auf öffentlichem Markte ausgeklingelt wird!

Gr.

*

Ein Treppenwitz der Weltgeschichte

Der ehemalige Generaldirektor der Anatolischen Eisenbahn, Dr. Kurt Zander, berichtet in einem Aufsatze der „Deutschen Revue“ („Die Türkei und Mitteleuropas wirtschaftliche Schützengräben“):

„Erzerum hat in den letzten Jahrzehnten in den Beziehungen zwischen Rußland und der Türkei wiederholt eine bedeutsame Rolle gespielt. Die jetzige Niederlage der Türken konnte vermieden werden, wenn man in Konstantinopel Ende der 90er Jahre den dringenden Warnungen eines unserer tüchtigsten Offiziere gefolgt wäre. Nach persönlicher Inspektion an Ort und Stelle wies er immer wieder auf die Notwendigkeit hin, dies Bollwerk gegen Rußlands Angriffslust mit den neuesten und besten Verteidigungsmitteln zu versehen, sowie für gute Verbindungswege

Sorge zu tragen. Es gehört zu den merkwürdigsten Treppenwitzen der Weltgeschichte, daß nicht nur seitens des russischen Botschafters — von dem man es verstehen konnte —, sondern auch deutscherseits alles aufgeboten wurde, diesen Bestrebungen entgegenzuwirken, und zwar leider mit Erfolg. Als dann der gleiche Offizier die Vermessenheit hatte, unter Billigung seines Chefs und mit Zustimmung Abdul Hamids eine türkische Manöverübung so zu leiten, daß er dabei einen Angriff russischer Truppen auf Konstantinopel von der Meerseite her supponierte, wurde er auf deutsches Betreiben, veranlaßt durch die Vorstellungen des russischen Botschafters, in höchster Ungnade abberufen und mußte die Folgen dieser Ungnade bitter tragen. Auf die Dauer hat ihm diese Episode allerdings nicht geschadet; heute ist er in gerechter Würdigung seiner Fähigkeit Heerführer im Osten."

*

Eine Lücke in der Fürsorge für Kriegsbeschädigte

Der Geist der Gleichheit und Kameradschaftlichkeit im deutschen Volksheere muß auch die Fürsorgetätigkeit für die Kriegsverletzten erfüllen. Daran scheint uns aber doch noch mancherlei zu fehlen. So haben sich jetzt überall in Deutschland verschiedene Ausschüsse gebildet zur Unterbringung der kriegsbeschädigten Offiziere. Von einer ähnlichen Fürsorge für kriegsbeschädigte Mannschaften mit wissenschaftlicher Vorbildung ist kaum die Rede. Dabei haben diese die Hilfe infolge der geringen Pension viel nötiger, und auch das einfache Gerechtigkeitsgefühl muß anerkennen, daß der Offizier, dessen Beruf der Heeresdienst ist, für unser Vaterland doch sicher nicht mehr geopfert hat, als etwa der Akademiker, der als Kriegsfreiwilliger in den Krieg zog und als solcher verwundet wurde.

Es muß Bitterkeit erzeugen, wenn nun immer wieder Fürsorgeeinrichtungen geschaffen werden, auf die nur der Offizier Anrecht hat, wie etwa bei den Kursen zur Ausbildung kriegsbeschädigter Offiziere für den Kommunaldienst in Düsseldorf. Auch bei den Lehrgängen, die die Handelshochschule in Berlin eröffnet hat, sollen Mannschaften, die eine entsprechende wissenschaftliche Vorbildung haben, nur soweit zugelassen werden, als Platz vorhanden ist. Das geht nicht an. Hier muß der Grundsatz gelten: gleiches Recht für alle. St.

*

Merkwürdige Sentimentalitäten

Die „Zittauer Morgenztg." vom 12. April berichtet in einem spaltenlangen Artikel so stimmungsvoll, wie es ihr gegeben ist, über ein Kriegsgefangenenbegräbnis. Die Namen der beiden Verstorbenen, eines Franzosen und eines Russen, werden genannt und unter Beigabe der wörtlichen Übersetzung der Ansprache eines französischen Geistlichen wird berichtet, wie ergreifend die russische Lagerkapelle und der russische Sängerchor die Feier durch ihre Vorträge verschönten. Auch der deutsche Lagerkommandant hat dem Begräbnis beigewohnt, zu dem sich eine „außerordentlich zahlreiche Zuschauermenge" herangedrängt hatte.

Man kann sich über diese Teilnahme des Publikums nicht wundern, wenn in den Zeitungen für derartige Anlässe eine — man wird den Ausdruck hier richtig verstehen — „Reklame" gemacht wird, wie sie so umfänglich kaum für das Begräbnis eines verdienten deutschen Staatsbürgers aufgeboten werden würde. Es ist denn auch bezeichnend, daß in der Kirchenvorstandssitzung mitgeteilt werden mußte, daß aus der Gemeinde heraus Beschwerden wegen der Vorkommnisse bei den Begräbnissen von Kriegsgefangenen erhoben worden sind.

Es wird kein Deutscher einem der Feinde, die hier in Gefangenschaft sterben, ein würdiges Begräbnis weigern. Daß aus solchen aber Gemeindefeiern veranstaltet werden, und daß die Presse die ihr zur Verfügung stehende Rührung und Stimmungsmache gerade für diese Anlässe aufspart, das ist

schon nicht mehr bloß dumm, sondern auch roh gegen das eigene Volk. —

Alle Entschuldigungsgründe, die man allenfalls für Begräbnisfeiern geltend machen könnte, müssen verstummen bei einem Fall, den der „Generalanzeiger für Bonn und Umgegend“ aus Rheinbach berichtet:

„Im Saale von Burrenkopf, wo die gefangenen Russen untergebracht sind, fand die Namenstagsfeier des russischen Kaisers statt. Die Knabenklasse sang schöne Lieder. Bürgermeister Commeßmann richtete durch Vermittlung eines Dolmetschers eine Ansprache an die Gefangenen, die hierauf mehrere Lieder in russischer, polnischer und lettischer Sprache sangen. Jeder Gefangene erhielt eine Bescherung.“

Man faßt sich an die Stirn. So etwas wäre in Schilda nicht möglich gewesen, denn die guten Schildbürger waren ja bloß dumm, in ihren Gefühlen aber nicht so verwirrt, daß sie ihren Schultheiß und ihre Kinder dazu mißbraucht hätten, den Namenstag eines Feindes zu feiern, dessen innigstes Bestreben ihre Vernichtung war. St.

*

Hat je ein Krokodil rührender geweint

Der Altmeister der Berliner Schlächterinnung hat an den „Berliner Lokalanzeiger“ ein Schreiben gerichtet, das uns aufbewahrungswert erscheint:

„Es ist Tatsache, daß in diesen Tagen eine Hetze gegen das Fleischergewerbe veranstaltet worden ist. Selbstverständlich müssen in jedem mittleren oder größeren Fleischereibetrieb auch entsprechende Vorräte an Dauerwaren vorhanden sein. Es liegt den Fleischermeistern nichts ferner, als solche Dauerwaren aufzustapeln oder etwa dem Betriebe zu entziehen. Viele dieser Dauerwaren sind noch gar nicht verkaufsfertig, da sie noch einer Räucherung usw. bedürfen. Nun ist es vielfach vorgekommen, daß diese Waren beschlagnahmt und schätzungsweise zum Verkauf gebracht worden sind. Sollte das auch ferner der Fall sein, so würde dies einem Raubbau gleichen, es würden in wenigen Tagen sämtliche Vorräte aufgebraucht sein, so daß wir in Groß-Berlin hinsichtlich der Dauerware in einigen Tagen vor dem Nichts stehen würden. Das liegt aber durchaus nicht im Interesse der Volksernährung, welche auch mit diesen Dauerwaren haushalten muß. Verhängnisvoll ist auch, daß durch diese Beschlagnahme die Bevölkerung in die Meinung versetzt wird, es seien überall große Vorräte vorhanden, und daß diese unter Umständen zu Gewaltmäßigkeiten führen kann. Dringend notwendig erscheint es, zu allen diesen Revisionen sachverständige Fleischermeister hinzuzuziehen, die über die aufgefundenen Waren und die beste Art der Verwendung und Verwertung sachgemäßen Rat erteilen können.“

In der Tat haben ja die Herren Fleischermeister alles getan, um das rückhaltlose Vertrauen des deutschen Volkes in ihre Selbstlosigkeit zu rechtfertigen. Auch sind ihre Vorräte wirklich knapp, so knapp, daß sie gar nicht mehr wissen, wo sie sie unterbringen sollen. Hat man doch beim Hofschlächtermeister Biesold bei der Durchsuchung Speckseiten in den Betten von Angestellten gefunden, entschieden die appetitlichste Art, in der „im Interesse der Volksernährung mit Dauerwaren hausgehalten werden muß“.

Es ist überhaupt schlimm mit dem beschränkten Untertanenverstand. Selbiger empfindet nämlich diese Zurückhaltung als ein Verbrechen an unserm Volk, und jedem Verbrechen gebührt doch seine Strafe. Gelingt es aber der Polizei nach mühseliger Durchsuchung in einzelnen Fällen die widerrechtlich zurückgehaltenen Vorräte ans Licht zu schaffen, so werden diese zu den Höchstpreisen an das harrende Volk verkauft. Auf Rechnung des Herrn Fleischermeisters natürlich. Das ist also die furchtbare Strafe, die diesen für sein verbrecherisches, unabsehbare Gefahren in sich bergendes Verhalten trifft. Diese Verkaufsart in Verbindung mit den lächerlich kleinen Geldstrafen, die unsere Gerichte gegen die Wucherer verhängen, bedeutet nachgerade eine Prämie für Wucherei. St.

*

Liebknecht

Herr Liebknecht ist eine Null. Er könnte noch beliebige Nullen hinter sich haben, und das sollte uns völlig null sein.

Wenn nicht unsere Feinde vor diese Null an sich eine Eins und hinter die Null noch ein paar weitere Nullen setzten.

Wir haben's in diesem Kriege aber nicht mit der reinen Mathematik zu tun, sondern — mit unseren Feinden.

Und da wir nicht in der Lage sind, unsere Feinde und sonst Leute in der (neutralen) Welt zu überzeugen, daß die Null wirklich nur eine Null ist, so bleibt uns nichts anderes übrig, als die Null so zu behandeln, wie wenn sie keine Null wäre und wirklich eine Eins vor ihr stände.

Also haben wir mit dieser Null kein theoretisch-mathematisches Problem zu lösen, sondern — ein „Exempel zu statuieren". Gr.

*

Schutzhaft

Im Hauptausschuß des Reichstages erklärte der Zentrumsabgeordnete Dr. Pfleger namens seiner Partei:

„Die Polizei hat einfach eine bereits im Frieden aufgestellte Liste verdächtiger Personen übergeben, und die Militärbehörde hat dann die Haft verfügt. Die davon betroffenen Personen sind völlig schutzlos; sie sind schlimmer daran als Verbrecher, denen rechtliche Garantieu zur Seite stehen. — Die Ablehnung einer Verantwortung für die Zensurtätigkeit ist durch nichts begründet, soweit es sich nicht lediglich um rein militärische Angelegenheiten handelt. Die Zustände in der Lebensmittelversorgung wären nicht so schlimm geworden, wenn man die Kritik nicht unterbunden hätte. Noch weit schlimmer als die Zensur ist das Bestreben, dem deutschen Volke eine bestimmte Meinung aufzudrängen."

Der Abgeordnete erklärt also, daß auch „die Meinung des deutsches Volkes" in Schutzhaft genommen wird.

*

„Geradezu absurd"

In der „Täglichen Rundschau" findet sich folgende Bemerkung des Herausgebers: „Bedenklicher (als eine nicht wahrscheinliche Kriegsbeteiligung der Vereinigten Staaten) ist eine andere von der Sozialdemokratie ausgesprochene und, wie es scheint, von offiziöser Seite begünstigte und auch von amerikanischer Seite propagierte Hoffnung auf eine baldige Beendigung des Krieges durch eine Vermittlungstätigkeit Wilsons. Wir können uns nicht denken, daß man im Berliner Auswärtigen Amte ernstlich den Gedanken einer Wilsonschen Friedenvermittlung erwägt, wissen aber, daß man bei unseren Bundesgenossen diesen Gedanken geradezu absurd findet."

*

Nicht entschlossen zur Kniebeuge vor Wilson

ist — Japan. Die (in diesem Falle wohl gänzlich unverdächtige) „Nowoje Wremja" meldet aus Tokio, daß sich die politischen Beziehungen zwischen Japan und den Vereinigten Staaten neuerdings wieder verschärft haben. Entrüstung herrscht in Japan wegen des neuen amerikanischen Einwanderungsgesetzes. Die japanische Regierung hat ihren Gesandten in Washington beauftragt, Protest gegen dieses Gesetz zu erheben. Japanische Blätter führen gegen die Vereinigten Staaten eine scharfe Sprache. Eine Schmach sei es, wenn die Vereinigten Staaten sich die Absicht herausnähmen, die japanischen Auswanderer als Menschen zweiter Klasse zu behandeln.

Die deutsche Regierung hat sich bekanntlich in ihrer letzten Note an Wilson „volle Freiheit der Entschließung" (also auch der Tat) für den Fall vorbehalten, daß der Diktator der Vereinigten Staaten aus dem „äußersten Zugeständnis" Deutschlands nicht die entsprechenden, nur selbstverständlichen Folgerungen gegen England ziehen sollte.

Indessen handelt es sich hier nicht um Deutschland, sondern um Japan. Weil **Japan nicht** der Gladiator **Englands** bleiben will, **deshalb** beugt **Japan** auch nicht die Knie vor Imperator Wilson, deshalb trägt **Japan** auch kein Verlangen nach der ergebungsvollen Huldigung germanischer Gladiatoren: Ave, Caesar, morituri te salutant.

Gr.

*

Eroberungen des Deutschtums

Kürzlich hatte ich in einer neutralen, aber deutsch sprechenden Großstadt, die neuestens etwas mit dem Ausdruck „internationale Weltstadt“ kokettiert, einen Abend herumzubringen. Da der Theaterzettel, wie gewöhnlich, blöde war, ergab ich mich dem phänomenalen Weltstadtprogramm eines Variétés. Es lohnte durch gute Leistungen und — ungeahnte internationale Überraschungen für meinen deutschen Chauvinismus. Die Athletin Miß Claire Laford, „assistiert von Mlle. Margit“, rief der Assistentin halblaut auf deutsch ihre Weisungen zu, eine internationale Sängerin mit englischem Familiennamen sang in gutem Norddeutsch, Mona Lisa enthüllte nicht nur sich, sondern auch ihre landsmännische Bildung, Harry und L. Raymond, equilibristische Novität, hatten in der braven Artistenhauptstadt Düsseldorf die Photographien für ihre Ansichtskarten machen lassen, die in Lübeck gedruckt waren, und die Sisters Browning tanzten sogar, ich weiß nicht wem zulieb, mit schwarz-weiß-roten Schleifchen.

Ed. H.

*

Für die Merktafel

In italienischen Zeitungen macht die Mailänder **Berlitz-School** bekannt, daß sie an ihren Anstalten in Italien den deutschen Unterricht eingestellt habe, daß sich die Leitung ihrer sämtlichen Anstalten in Paris befinde, daß das Kapital der Gesellschaft ausschließlich französisch-amerikanisches, und endlich, daß der Leiter der Mailänder Berlitz-School französischer Bürger sei.

Diese wackern Herrschaften werden auch bei uns wieder krebsen wollen. Dafür sind diese Angaben sehr wertvoll.

-o-

*

Und abermals die deutsche Mode

Im großen Saal der Berliner Handelskammer fand am 3. Mai eine Sitzung aller Verbände der Mode- und Bekleidungsgeschäfte von Berlin und anderen Städten Deutschlands statt, die auch demjenigen, der diese Dinge mehr vom Standpunkt der Kulturgeschichte unserer Zeit ansieht, einige Ausbeute brachte. So hatten die Vorberatungen der verschiedenen Verbandsvorstände die Notwendigkeit erkennen lassen, „auf möglichste Stoffersparnis einzuwirken und dadurch zu vermeiden, daß etwa durch die **Generalkommandos** Vorschriften gegen übermäßigen Stoffverbrauch erlassen werden“. Bei der Sitzung selbst wurde das dann derartig ausgesprochen, es sei „der **Stolz** eines jeden Standes, Opfer, die der Krieg ihm auferlegt, **aus sich selbst heraus** als eine **Selbstverständlichkeit** zu bringen, ohne daß der Bundesrat erst das schwere Geschütz eines Gesetzes auffahren muß“. Seltsam, daß dieser schöne Standesstolz erst dann erwachte, als einige Generalkommandos Ernst machten. Und nun will also die „Konfektions-Industrie“, wie sie so schön heißt, als eine Selbstverständlichkeit aus sich heraus das große Opfer bringen. Dieses wird sich, wie gleich beruhigend versichert wurde, „auf die Feststellung von Höchstmaßen für jedes Kleid beschränken, ohne etwa die Linie der Mode ändern zu wollen; es muß im Gegenteil der Stolz eines jeden Konfektionsateliers sein, mit wenig Rohstoff das Bild der gegenwärtigen Mode ohne die Fülle des jetzt verbrauchten Materials zu erzielen“.

Das Bild der jetzigen Mode ist ja auch so bezaubernd schön, daß wir seine Linie nicht mehr entbehren können. Der Knüppel liegt aber viel näher beim Hunde. „Ein Umschwung der Mode, der natürlich eine Er-

sparnis an sich erleichtern würde, oder gar eine Rückkehr zur engen Mode, würde Deutschland isolieren und den Außenhandel völlig lahmlegen. Also Beibehalten der heutigen Mode" — damit gibt man doch endlich offen zu, daß das viele Gerede von einer eigenen deutschen Mode ein verlogener Klimbim war. Nicht viel besser ist es um die Wahrheit eines anderen Punktes bestellt. Noch vor wenigen Wochen versicherten die Herren „Interessenten", es sei gar nicht wahr, daß für die jetzigen Kleider so viel Stoff verarbeitet werde. Jetzt versichert dieselbe Stelle, es sollen nicht mehr, wie jetzt, 7—9 m für ein Kleid verbraucht werden, sondern die gleiche Wirkung soll mit 4½—5 m erreicht werden. Als Garantie für die genaue Durchführung werden die Verbände jedem Arbeiter, der von der Vorschrift abweicht, eine hohe Konventionalstrafe auferlegen, also „auch ein Gesetz mit Strafandrohung: Aber da es von der großen Körperschaft der Konfektionsindustrie selbst erlassen werden wird, braucht der einzelne nicht die Kontrolle des Schutzmanns zu fürchten". — So ist's recht. Die Herrschaften bleiben unter sich und werden sich zu — schützen wissen.

Um nun für die nötige Begeisterung einer „Festversammlung" zu sorgen, beschränkten sich die Herrschaften von der Konfektionsindustrie nicht aufs Geschäftliche, sondern machten auch noch einen Abstecher ins Moralische. „Der Syndikus Herr Dr. Albert Willner wandte sich mit aller Schärfe gegen das Muckertum. So sehr man bereit sei, den wirtschaftlichen Voraussetzungen für die Stoffersparnis restlos Rechnung zu tragen, so sehr müsse man sich gegen jene fanatischen Modeverächter wenden, deren blühende Phantasie an allen schönen (!?) Dingen Ärgernis nehme und vielfach unsere Jugendlichen erst auf Gedanken bringe, die ihnen gänzlich fern lägen (o du keusche Tauentzienstraße!). Es ist keineswegs wünschenswert, daß unsere Frauen gegenwärtig weniger Wert auf ihre Kleidung legen. Hunderttausende von zurückkehrenden Kriegern freuen sich, daß sie in der Heimat statt Öde und Einförmigkeit ein buntes, frisches Bild vorfinden. Es ist ein wohltuendes Bewußtsein, zu sehen, wie bei uns nicht nur das geschäftliche Leben seinen Gang geht, sondern wie auch eine starke Lebensbejahung und Lebensfreude Raum findet im deutschen Lande." (Diese Lebensbejahung liegt im kurzen Glockenrock.)

Da konnte natürlich die stürmischste Begeisterung nicht mehr länger ausbleiben. Und jene mögen sich beschämt zurückziehen, die auch heute noch der Meinung sind, daß nicht nur die Kleidung einzelner geschmackloser Modeäffinnen häßlich und unwürdig ist, sondern auch jene Tausende von Modebildern, die jetzt von eben den Kreisen, die sich zu dieser Versammlung zusammengefunden haben, in einer bislang kaum beobachteten Masse von Anzeigen und Beilagen bis in die kleinsten deutschen Blätter hinein verbreitet werden. Ein Kapitel für sich ist übrigens in diesem Abschnitt der Kulturgeschichte, daß in der Kriegszeit der Reklameaufwand der Konfektions-Industrie in unserer Presse auffallend groß ist. K. St.

*

Unbelehrbar

Die ersten Monate des Krieges sollten es eigentlich auch den Dickschädeligsten beigebracht haben, daß es für deutsche Kinder kaum eine weniger günstige Erziehungsstätte geben kann, als — belgische Anstalten. Trotzdem bringt die „Kölnische Volkszeitung" noch jetzt folgende Anzeige:

„Collegium Marianum der Priester vom hl. Vinzenz von Paul zu Theux (Belgien). Gegr. 1878. Eisenbahnstation zwischen Verviers und Spa. Pensionspreis 600 ℳ. Unterricht nach den Lehrplänen für preuß. Gymnasien von Sexta bis Obersekunda einschließlich. Beginn der Klassen am 4. Mai. Prospekte durch den Leiter der Anstalt."

o.

*

Reinhardt, der Harmlose

In allen Tonarten preist die ihm günstig gesinnte Presse die Kulturtat, die Herr Direktor Professor Max Reinhardt mit

dem Gastspiel seines deutschen Theaters in holländischen Städten vollbracht habe. Vielfach versteigt man sich auch dazu, dieses Gastspiel als einen „friedlichen Sieg“ Deutschlands zu bezeichnen. Zur Bestätigung drucken selbige Blätter dann auch die Kritik des unbedingt deutschfeindlichen holländischen Schriftstellers Henry Borel ab, die dieser in dem „rücksichtslosesten aller Hetzblätter“, dem „Telegraaf“, über die Aufführung von Gerhart Hauptmanns „Biberpelz“ in Amsterdam veröffentlicht. Die Vorstellung wird in der Tat hier über den grünen Klee gelobt, besonders Waßmann als Amtsvorsteher. Und dann heißt es: „Es ist wohl stark, daß das Deutsche Theater hier einen Typus auf die Bühne zu bringen wagt, der den Krieg gewollt und verursacht hat, und der in dem deutschen Volke den gehorsamen Amtsdiener fand, den Rasp so vortrefflich darstellt.“ Die Kritik endigt mit dem Ausrufe: „Vivent les alliés!“

Dieser Schluß ist ganz logisch, und Herr Reinhardt kann sich schmeicheln, die vielen Gesinnungsgenossen des Herrn Borel mit deutschem Material in ihrer Gesinnung bestärkt zu haben. Diese Leute brauchen ja nicht zu wissen oder doch nicht zuzugeben, daß die Gestalt des Amtsvorstehers Wehrhahn ein schroffes Zerrbild ist. Es gehört eine ganz eigentümliche Geistesverfassung bei Reinhardt, aber auch bei Gerhart Hauptmann dazu, jetzt während des Krieges auf ausländischem, beinahe feindlichem Boden „das starke Stück“ zu wagen, einen „deutschen Typus auf die Bühne zu bringen, der diesen Krieg gewollt und verursacht hat“. Weder Herrn Reinhardt noch Herrn Hauptmann, aber seltsamerweise auch einem großen Teil der deutschen Presse steigt der Gedanke, daß das in der Tat ein besonders starkes Stück, aber nicht gegen die Holländer, sondern gegen uns ist. Und es bleibt nur die Frage: Sind Herr Reinhardt und seine Genossen so gottverlassen dumm, daß sie nicht wissen, was sie tun, oder sind sie in ihrer Erhabenheit über alle nationalen Rückständigkeiten so — unverfroren, daß sie dem deutschen Michel auch die stärksten Stücke zu bieten wagen und ihm obendrein noch einreden, sie vollbrächten damit deutsche Kulturtaten! K. St.

*

Im Dienste des Zeitgeistes

arbeitet offenbar auch das Posener Stadttheater durch emsiges Bemühen, das unserm Volksleben so unentbehrliche Gebiet der Operette zu bereichern. Es findet in diesem Streben die eifrige Unterstützung der Berliner Presse. So hat sich „Der Tag“ über die Posener Aufführung der Operette „Prinzenlaunen“ zuerst telegraphieren und dann auch ausführlich berichten lassen. Aus diesem Bericht entnehmen wir, daß das Stück „die lustigen Liebesabenteuer eines in Abbazia zum Kuraufenthalt weilenden jungen türkischen Prinzen Jussuf-Eddin behandelt. Dieser bewegt seinen Adjutanten, den Rittmeister Rhaden, dazu, ihm behilflich zu sein, seine Geliebte Loni, deren er überdrüssig ist, durch Überredungskunst ihm (dem Prinzen) vom Halse zu schaffen. Der Adjutant gerät nun bei diesem Liebesdienst für seinen Herrn selbst in die Netze der Schönen und wird dabei von seiner eigenen ihm eben angetrauten jungen Frau überrascht. An dieser findet der Prinz seinerseits Gefallen, und während er sie in ihrem Liebesleid tröstet, tändelt der Adjutant mit Loni weiter. Ehe sich die Herzen wiederfinden, gibt es natürlich noch allerlei Hindernisse, aber schließlich wendet sich doch alles wieder zum Guten.“

Offenbar hat es das edle Kunstwerk diesem „guten Ende“ zu danken, wenn es von jener Zensur völlig unbehelligt bleibt, die gegen weniger gut endende Stücke, wie Schönherrs „Weibsteufel“, so grimmig vorgeht. -o-

*

Schwachsinn oder — System?

Im westfälischen Münster ist es alte Sitte, daß von den Studenten alljährlich ein aus den Zeitumständen heraus geborenes Stück im Zoologischen Garten aufgeführt wird. In diesem Kriegsjahre dient das Stück, das den Titel „Immer feste druff!“

erhalten hat, natürlich der vaterländischen Gesinnung. Bei der Aufführung brachten es nun, wie wir dem „Münsterischen Anzeiger“ (20. Februar) entnehmen, einige Damen in den ersten Reihen fertig, sich laut in englischer Sprache zu unterhalten. Es ist möglich, daß diese rohe Taktlosigkeit nur ein Ausfluß unheilbarer Beschränktheit war, wobei man trotzdem wünschte, die im Titel des aufgeführten Stückes liegende Mahnung wäre von einigen schlagfreudigen Gemütern kräftig befolgt worden.

Die Fälle einer ähnlichen, kaum begreiflichen Herausforderung sind aber bei uns doch so häufig, daß man den Verdacht nicht los wird, es handele sich hier gar nicht um heillose Dummheit, sondern um eine ganz niederträchtige Absicht. Man müßte allen diesen Fällen genau auf den Grund gehen. Unsere Feinde haben alle Ursache, uns Ungelegenheiten mit dem Auslande zu bereiten. Wir unsererseits haben die Ausländer dauernd derartig verwöhnt, daß sie der Meinung sind, in Deutschland nur Rechte und keine Pflichten zu haben, am allerwenigsten die der Rücksichtnahme auf unsere Gefühle. Wir Deutsche müssen jetzt in so manchem Betracht umlernen; es ist nicht einzusehen, weshalb die Ausländer, auch die sogenannten neutralen, nicht ebenfalls in bezug auf ihren Umgang mit den Deutschen etwas umlernen sollen.

St.

*

Veitstanz

Unter den ekelhaftesten Versgebilden der ästhetischen Jüngsten so ziemlich das ekelhafteste war neulich im „Literarischen Echo“ zu finden. Herr Lissauer nennt es ein „gewaltiges Bild“; „Bühne und Welt“ nennt es eine scheußliche Fratze. „Jesus, der sich mit Aas bekränzt“ — ein edles Menschengebilde also, das sich mit Abfällen der Natur behängt, also zwei ganz unzusammengehörige Dinge widernatürlich zusammengeklebt! Diese hysterische Scheußlichkeit soll „gewaltig“ sein?!

... „Ein schweflig Stinken und so ohne Maß
Aufbrodelte aus den verruchten Lachen,
Daß wir uns beugten übers gelbe Gras
Und uns vor uferloser Angst erbrachen (!)
Der Heiland aber hob sich auf und schrie (!)
Und schrie zum Himmel, rasend ohne Ende (!):
‚Mein Gott und Vater, höre mich und wende
Dies Grauen von mir und begnade die!
Ich nannt' mich Liebe, und nun geht mich auch
Dies Würgen vor dem scheußlichen Gesetze.
Ach, ich bin eitler als die kleinste Metze
Und schnöder bin als der letzte Hauch,“ usw.

Solches Veitstanz-Geschwätz wird dem Heiland in den Mund gelegt! Dem Weltheiland, der in einem „Strom von Aas“, voll von verbissenen Ratten, Schlangen, halb von Schürfe aufgefressen, und anderem verwesten Vieh steht! Licht fällt von oben, und:

„Er aber füllte seine Paare aus
Mit kleinem Aas und kränzte sich mit Schleichen,
Aus seinem Gürtel hingen hundert Leichen,
Von seiner Schulter Ratt' und Fledermaus“ —

ein so hübsches Bild, daß sich „Gottes Taube“ ganz „begeistert“ über ihm „im blauen Riesenwind“ wiegte!

Diese scheusälige Vorstellung nennt man in jenen Kreisen konvulsivischer Jüngster „große Dichtung“! Es möchte Schwachköpfe an Dantes groteske Hölle erinnern: aber in jenen Tiefen ist das Visionäre so organisch mit großer Ethik sinnvoll durchtränkt, daß dieses spielerisch-buhlerische Wühlen im Schlamm, auf die lichte Person des Heilands bezogen, nur wie Fratze berührt, und weiter nichts als Fratze.

Diesen Artgenossen nennt dann Herr Lissauer einen „geistlichen Dichter“: „Er dichtet nicht auf Erden, er dichtet im Raum (!).“ Immerhin: „Er stammt aus Prag.“ Aber sehr! Dann wieder: „Er ist urchristlich gesinnt“ — wir danken! So hätte kein Urchrist sein Heilandsbild beschmutzt wie dieser Hysteriker „anarchistischer“ Prägung. Die ganze Besprechung ist eine einzige Phrase. Wir warten auf einen Lessing, der diesen Kritikastern ebenso um die Ohren haut wie diesem Werfel.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart



Das Holzapfelbäumchen W. Steinhausen

Beilage zum Türmer

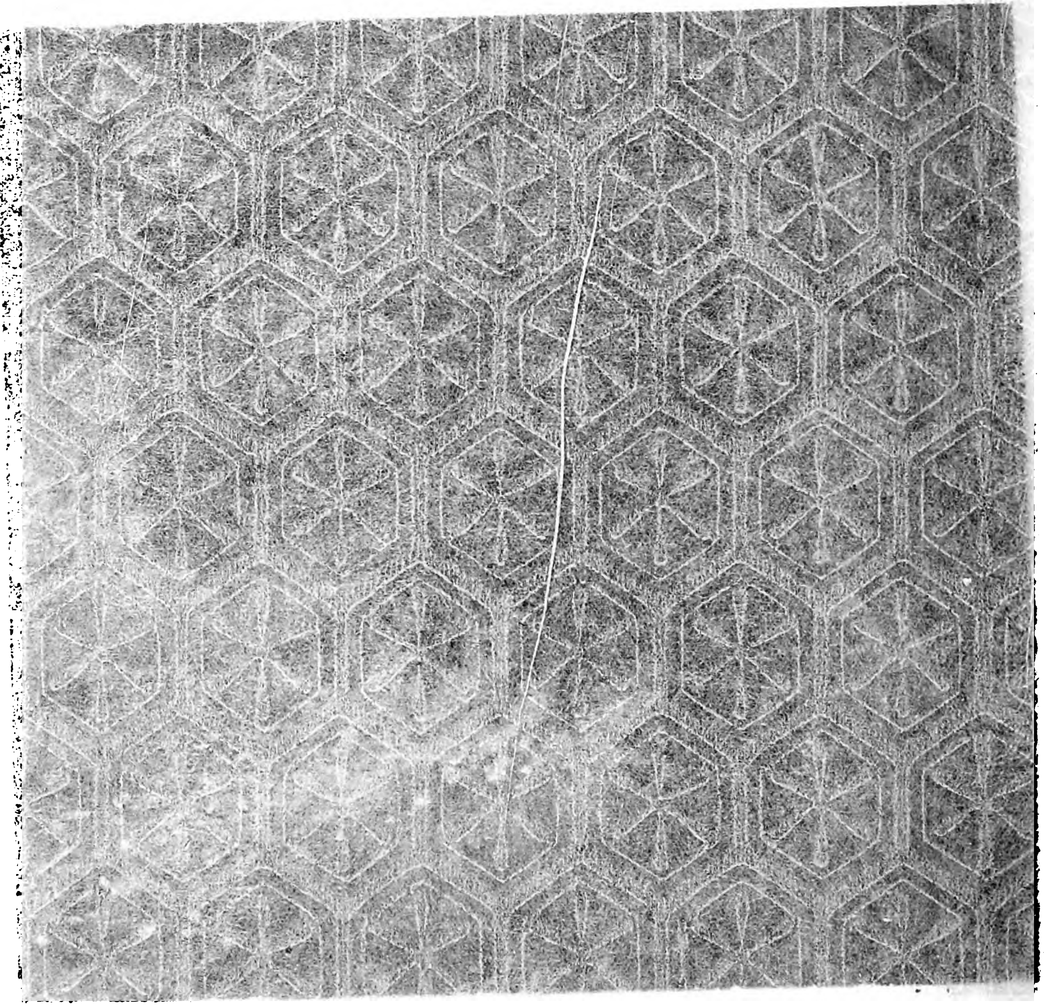


XVIII. Jahrg. Zweites Juniheft 1916 Heft 18

„Amerika"

Von Hans von Wolzogen

„Amerika, du hast es besser —" so sagte noch Goethe. Viele tausende Kinder Deutschlands glaubten dasselbe, zogen „ins hehre Land" und gingen ihrer Heimat verloren. „Besser" fanden es dort dann meist nur diejenigen, denen selber ihre Heimat verloren ging, indem sie ganz „amerikanisch" wurden. Inzwischen haben auch wir Heimatgebliebenen und Heimatlichen es anders gelernt — oder konnten es doch anders lernen. „Du hast keine verfallenen Schlösser und keine Basalte", das brauchen wir nimmer zu rühmen. Wie es mit den Basalten steht, mögen die Erdkundigen entscheiden; bei uns gehören ihre malerischen Gestaltungen zur deutschen Romantik, deren Reiz uns kein Fehler, deren Mangel uns undeutsch dünkt. Und „keine verfallenen Schlösser"? Gegen den Verfall fühlen wir in uns noch die Kraft zum Bauen, und bei den Schlössern denken wir nicht an Zwing-Uri, an Kerker und Raubnester, sondern an Schutz und Wehr, an rechte „Vesten", an alles auf große Geschichte und pflichtbewußte Geschlechter begründete Feste, Beschützende, Bewahrende. „Ein' feste Burg ist unser Gott" ist nicht ohne tiefen Grund unser frommes Volkslied geworden. Wir brauchen solche Burgen und haben sie uns aus dem eignen Volkstum erbaut. Mögen die leibhaftigen alten Schlösser auf den Bergen zur Romantik der Ruinen werden: dafür haben wir unsere geistigen Burgen, welche nicht verfallen, welche die Zeiten überdauern. Auch Ideen sind Burgen, auch



Das Holzapfelbäumchen

W. Steinhausen

Beilage zum Türmer



XVIII. Jahrg. Zweites Juniheft 1916 Heft 18

„Amerika“

Von Hans von Wolzogen

Amerika, du hast es besser —“ so sagte noch Goethe. Viele tausende Kinder Deutschlands glaubten dasselbe, zogen „ins beßre Land“ und gingen ihrer Heimat verloren. „Besser“ fanden es dort dann meist nur diejenigen, denen selber ihre Heimat verloren ging, indem sie ganz „amerikanisch“ wurden. Inzwischen haben auch wir Heimgebliebenen und Heimatlichen es anders gelernt — oder konnten es doch anders lernen. „Du hast keine verfallenen Schlösser und keine Basalte“, das brauchen wir nimmer zu rühmen. Wie es mit den Basalten steht, mögen die Erdkundigen entscheiden; bei uns gehören ihre malerischen Gestaltungen zur deutschen Romantik, deren Besitz uns kein Fehler, deren Mangel uns undeutsch dünkt. Und „keine verfallenen Schlösser“? Gegen den Verfall fühlen wir in uns noch die Kraft zum Ausbau, und bei den Schlössern denken wir nicht an Zwing-Uri, an Kerker und Raubnester, sondern an Schutz und Wehr, an rechte „Vesten“, an alles auf große Geschichte und pflichtbewußte Geschlechter begründete Feste, Bestehende, Bewahrende. „Ein' feste Burg ist unser Gott“ ist nicht ohne tiefen Grund unser frommes Volkslied geworden. Wir brauchen solche Burgen und haben sie uns aus dem eignen Volkstum erbaut. Mögen die leibhaftigen alten Schlösser auf den Bergen zur Romantik der Ruinen werden: dafür haben wir unsere geistigen Burgen, welche nicht verfallen, welche die Zeiten überdauern. Auch Ideen sind Burgen, auch

Organisationen, endlich der Staat selbst. Diese festen Schlösser müssen wir als Vorzüge unseres Volkstums betrachten, dürfen uns ihrer erfreuen und sollen für ihre Erhaltung sorgen. So wenig wie eine deutsche Geschichte und deutsche Geschlechter, so wenig auch wie deutsche Helden und Geister, besitzt Amerika etwas wie die deutschen Ideen, Organisationen und den deutschen Staat. Für sich hat es vieles ganz andere, für uns hat es nichts dergleichen und nichts, was uns dies unser Eigen ersetzen könnte. Rühme es sich, die „Neue Welt" zu sein, und lebe es das Leben dieser Welt, weil es nicht anders kann! Wir aber wollen nicht vergessen, was es bedeutet: die „Alte Welt" zu sein und noch die Kräfte und Pflichten einer Welt und einer Zukunft in lebendigem Besitz zu haben. Wir leben, wir können und wollen leben, wir sind der Welt, in der wir leben und die in uns lebt, das Leben schuldig. Wer will uns unfrei schelten, weil wir uns an unser Eigen, unsere Heimat, unsere Art gebunden fühlen? Unfrei werden wir erst, wenn wir uns fesseln lassen von den Mächten des Fremden, Uneigenen, wenn wir uns aus der Ordnung lösen, welche unsere Eigenart sich geschaffen hat um ihr Leben zu leben, und uns in das Chaos stürzen, welches uns der trügerische Reiz der Fremde vorspiegelt, als ob es die wahre Freiheit alles Lebens sei. —

Was war es doch, was die Neue Welt der Alten, und besonders der deutschen, in solchem verlockenden Glanze eines Vorbildes, ja eines Ideals erscheinen ließ? Für die große Masse des arbeitenden Volkes, bis weit hinein in das gebildete Bürgertum, wo immer es sich in beengenden Verhältnissen unbefriedigt fühlte, war es eben die schöne Vorstellung der absoluten Freiheit. Die Sondergattung der Handeltreibenden freilich sah schärfer und vermochte sich dabei für nichts Höheres zu begeistern, als für die unbegrenzte Möglichkeit des Geschäftemachens, des plutokratischen Gewinns. Letzteres empfinden wir als undeutsch, solange wir überhaupt noch deutsch empfinden; ersteres aber ist, als eine „Idee", für deutsche Geistesart eine Gefahr. Wir können uns gar nicht klar genug darüber werden, daß die chaotische Freiheit des Amerikanertums etwas ganz anderes ist, als was für den deutschen Geist „Freiheit" bedeutet. Soweit wir nicht schon von der Vorstellung der falschen, uns fremden Freiheit beeinflußt sind, werden wir immer mit dem Begriffe der Freiheit unwillkürlich den Sinn verbinden: der Freiheit, recht zu handeln. Bei der chaotischen Freiheit, welche jedem einzelnen die Ungebundenheit seiner Triebe gewährt, kommt es vielmehr so heraus, als ob die Freiheit, unrecht zu handeln, ihm dadurch gewährleistet sei. Den amerikanisch Denkenden liegt alles daran, frei zu sein, gleichviel, was daraus für die Gesamtheit oder für die Sittlichkeit entsteht. Dem deutschen Geiste dagegen wohnt das Streben inne, frei zu werden. Die Befreiung gilt ihm mehr als die Freiheit, wenn er auch deren Idee, als „Ideal", noch so sehr hochschätzt. „Erwirb es, um es zu besitzen" ist auch hier sein Lebensleitspruch. Dies aber bedeutet Entwickelung und wahren Fortschritt, Aufstieg. Es werden sittliche Kräfte aufgeboten und Pflichten vorgesetzt, um dem in Wirklichkeit nie völlig erreichbaren Ideale der vollendeten Freiheit sich möglichst zu nähern. Der Staat selbst macht eine solche Entwickelung mit. Von einer Entwickelung des Staatsgedankens ist in Amerika keine Spur. Der soziale Staat, wie er in Deutschland heranreift, unrevolutionär, auf fester

geschichtlicher Grundlage und im Schutz des deutschen Monarchismus, er ist dem amerikanischen Geiste ganz fremd. Für eine chaotische Freiheit aller einzelnen ist Staat ohnehin Zwang, und weil in Deutschland ein starker Staat besteht, gilt es der fremden Vorstellung als unter der Herrschaft des Zwanges, unfrei, barbarisch. In Wahrheit sorgt gerade der deutsche Staat, vorbildlich, für die Mittel zur Befreiung des deutschen Menschen, zu seinem wirklichen Freiwerden, indem er ihm die Vorteile, ja die Segnungen der Schule, des Heeresdienstes, der sozialen Organisationen sichert. Alle diese bildenden, sittlichenden Mittel dienen der Freiheit, recht zu handeln, menschenwürdig zu leben, und damit der sittlichen Kultur. Der Staat, nicht als Zwang, sondern als Befreier, ist echt deutsch, hervorgewachsen aus seinem Gegensatze, dem germanischen Individualismus, welcher ohne diese Regelung und Krönung des Willens durch die Vernunft das fremde Wesen ins Chaos führte. —

Der Individualismus gilt als insonderheit germanisch. Wenn er uns heutigen Deutschen, die wir sozial zu denken gelernt haben, nun als fremder Art, bei Fremden gegenübertritt, so wäre wohl zu fragen, ob nicht auch dort, gleichwie so oft germanische Blutmischung, germanischer Einfluß anzunehmen sei. Bei jenen anderen, Nichtdeutschen, ist der Individualismus nur unentwickelt geblieben. Er hat sich geistig verschlossen in das Sanktuarium der Freiheitsidee, um sich leiblich um so mehr in der Draußenwelt auszutoben. Eben durch die Entwickelung von individualistischer Willkür zum sozialen Bewußtsein hat sich bei uns auch der Staat entwickelt. Der gegen den liberalen Individualismus der revolutionären Vergangenheit starr aufgerichtete alte Polizeistaat, wie ihn z. B. Richard Wagner noch kannte und in seinen Erstlingsschriften als den Feind rein menschlicher Kultur angriff, ist für uns und die Zukunft zum neuen sozialen Staate und zum guten Freunde und Helfer beim deutschen Kulturwerke geworden. Hier also hat das germanische Wesen als deutsches den großen Schritt vorwärts getan, der dem wie immer germanisch vorgearteten Amerikanismus noch nicht gelang, vielleicht nie gelingen wird. Es hat ihn tun können, weil es seine „Schlösser und Basalte" hatte: Grundlagen für Ausbau, Wurzeln für Wachstum, Gewordenes für Werdendes. „Amerika, du hast es schlechter!" Amerikanismus ist, rassengeschichtlich betrachtet, nach Gobineau ein Chaos, ein Gemisch aller über See zusammengeströmten europäisch-afrikanischen, nun auch asiatischen Völkerelemente. Die verkörperte Entartung! Gewiß hat sich dabei wiederum ein eigentümlicher Typus gebildet. Es gibt einen amerikanischen Charakter, wie fremd er uns sein mag, oder gerade in seiner Fremdheit für uns eigenartig bestimmt, bis zu einer unleugbaren Tüchtigkeit und Kraft, etwas an sich Bedeutendes. Aber das Chaos steckt ihm einmal im Blute, und wir sind im Irrtum, wenn wir glauben, jene Eigenart rassig kurzweg mit „Angelsachsentum" bezeichnen zu dürfen. Bestärkt werden wir in diesem Irrtum durch die uns so unliebsam deutlich aufgedrängte Erfahrung, daß ein naheverwandter Geist im sogenannten Mutterlande Nordamerikas, in England, zur unbedingten Herrschaft gelangt ist. Ob er gemeinsamer Wurzel entsprossen ist? Ob England von Amerika, die Mutter von der Tochter, gelernt hat? Ob es angelsächsisch war, den deutschen Schritt über den germanischen Individualismus hinaus

nicht tun zu können? Wer will das sagen! Jedenfalls haben wir uns gewöhnen müssen, Amerikanismus und Albionismus so ziemlich als einen Begriff zu fassen. In beiden steckt der Alb und der Alberich. (Amerigo = Albericus.) Aber wir möchten doch ungern unsere altgermanischen Brüder, die sächsischen Angeln, dafür verantwortlich machen, den ersten Samenkeim der übeln Früchte auf die britische Insel mitgebracht zu haben. Wir pflegen uns dessen zu getrösten, daß in England die Mischung mit dem bereits romanisierten Eroberergeschlecht der Normannen die angelsächsische Kultur und Moral verdorben habe. Allein jene Puritaner der „Maiblume" waren doch wohl von der alten Angelsachsen-Art. Man spürt sie auch noch in der Neuen Welt, spürt sie im Guten, Deutschfreundlichen; nur ist das sicherlich nicht der Amerikanismus von heute, nicht das, was man das Angelsachsentum Amerikas nennt. Das ist eben jenes „Chaos" Gobineaus, eine Mischwelt, die englisch spricht. In der Neuen Welt hat es seinen rechtmäßigen Charakter, weil von ihm keine alte, höhere Kultur zu verderben war; was dagegen den Albionismus so viel unangenehmer wirken läßt. In seiner Geschichtelosigkeit also hat es Amerika insofern wirklich „besser"; die Geschichtlichkeit der britischen Kultur ist deren Fluch. Beide aber haben sich zu einer uns fremden Gestaltung ausgebildet, welche im schroffen Gegensatz, abgeschieden und abgeschlossen gegen unsere Art, hier auf der „Insel", dort als „Neue Welt", dem Individualismus, der noch germanisch sein konnte, den Stempel des Egoismus als Universal-Untugend aufgeprägt hat. —

Da nun aber der Egoismus in allem Menschenwesen von Natur vorhanden und wirksam ist, erklärt es sich wohl, wie der Amerikanismus auch in einem so wenig egoistisch gearteten Volkstum wie dem deutschen verwandte Saiten berühren und in seiner Ausbildung zu einer gewissen erfolgreich tätigen „Großzügigkeit" gar neidische Bewunderung erregen konnte. Dies egoistisch Großzügige, das ja dem Geschäftswesen der Neuen Welt nicht abzusprechen ist, wird in der Alten leicht als „Größe" empfunden. Von solcher Größe lassen sich selbst viele der Klugen und Mächtigen blenden, die dem deutschen Volke als Belehrer und Führer dienen sollen. Sie vergessen die Größe des wahrhaft Deutschen, die weniger Lärm macht und mit Erfolgen prunkt, und glauben sich auf dem rechten Wege, wenn sie die Zukunft Deutschlands in seiner Amerikanisierung als ideales Ziel ihrer vaterländischen Bestrebungen sich vorstellen. Selbst über alle bösen Erfahrungen mit amerikanischer Politik, welche doch nur der präsidierende Ausdruck jenes großzügigen Geschäftsegoismus ist, dürfte leider diese Bewunderung der fremden Größe noch ausdauern, weil im eigenen Lande der Geist des Geschäftemachens und Handelsgewinns, der Kultus des Geldsacks, bereits eine allzu große Macht gewonnen hat und auch aus dem Kriege sich noch seine Vorteile und Förderungen herauszuschlagen wußte. Dies ist die schwer drohende Gefahr unserer nächsten Zukunft. Nicht im Kriege ist Amerika zu fürchten; was für uns zu fürchten wäre, das ist der Amerikanismus im Frieden! Wenn wir unsere Zukunft amerikanisch einrichten wollen, werden wir aber doch immer nur stümpernde Nachäffer bleiben. Wir werden unser eignes Bestes einbüßen, und doch eben deshalb, weil dies unser Bestes und Eigenes war, werden wir das andere, Fremde uns nicht wirklich als eine



völkische Kraft aneignen können. Oder — haben wir es, so sind wir es nicht mehr! — Amerika mag unseren Albioniten ein bewundertes Vorbild sein; für deutsches Wesen selber ist es nun und nimmermehr ein erstrebenswertes Ideal. Wir haben nichts damit gemein; wir machen uns nur gemein mit ihm. Das Ungemeine — „Großzügige" — deutschen Wesens findet sich auf ganz anderem Gebiete, und es hat die Eigenart, daß es nicht dem gemeinen Egoismus dient, sondern der Gesamtheit oder der Idee. Nur auf diesem Gebiete gibt es Ideale. — Sollte aber dennoch der uns gefährliche Geist der Fremdenverehrung siegen, würden wir andern, Deutschgebliebenen etwa wieder nach alter deutscher Art zum Wanderstabe greifen müssen? Nicht mehr, um in Amerika ein daheim versagtes Glück — „Freiheit" — zu finden, vielmehr um dem Amerika zu Hause zu entgehen, uns von ihm zu befreien: — darum müßten wir dann auswandern? Und so käme es also doch noch dahin, daß die wahrhaft Deutschbewußten sich berufen fühlten, aus einem entarteten, seiner Art entfremdeten Deutschland die nie ganz auszurottenden Reste des besten Deutschtums zu retten und auf einem freien Boden, in einer rechten „neuen Welt", zu gereinigter Wiedergeburt einzupflanzen? Traum der Idealisten, wie nur Deutschland sie kennt! Wo aber wäre dafür noch die „Realität", der freie Boden? Was uns einzig sicher ist, das bleibt doch dieser unser eigner Heimatgrund unter unseren Füßen. Ihm, der Heimstatt unserer Art, schulden wir auch unserer Art Erhaltung. Nein! wir dürfen nicht auswandern, unsere Füße haben wir nicht zur Flucht, sondern zum Feststehen: wir müssen Heimkultur treiben. Hier warten und mahnen unsere Pflichten. Hier ist der Boden, der geistige Untergrund unseres Lebens, emsig zu roden und zu reinigen, neu zu erwerben, zu bebauen. Je mehr uns da die Fremde hereindroht oder innen schon wühlt und wirkt, um so mehr haben wir das Heimische zu stärken, zu verteidigen, zum Siege zu führen. Auch dies ist ein Weltkrieg, ein „Krieg im Frieden". Und dafür gibt es nur eine Waffe, die uns kein Ausland zu liefern vermag, die es aber auch keinem andern Lande wider uns liefern kann, und wäre es das lieferungsfreudigste Amerika: diese Waffe ist unser eigenstes Deutschtum. —

Nie soll das Deutschtum uns zur klingenden Schelle, zur Phrase werden! Seiner Wirklichkeit und Wahrhaftigkeit müssen wir unablässig und überall nachspüren: in uns selbst, in unserem Volk, in seiner Geschichte und seinen Helden und Weisen. Wenn wir dies tun, so geschieht — so geschehe es nicht in dem eitlen Bewußtsein: besser zu sein als andere, wohl aber: es besser zu haben, weil wir das Beste haben, von Gottes Gnaden, edelste Schätze der menschlichen Seele: den Drang nach der Höhe, den Blick in die Tiefen, den Sinn für das Sittliche wie für das Sachliche, den Willen zum Dienste des Ganzen, Großen, und daraus erwachsen: welch herrliche Werke der Kunst und des Gedankens, des Wissens und Glaubens! Das ist unser Besitz und Adel, und das bedeutet für uns die heilige Verpflichtung, seiner würdig zu sein und es zu erhalten, es immer wieder auf- und auszubauen zu wahrhaftiger Wirklichkeit, sichtbar und sieghaft vor aller Welt. Wir Deutsche! — Dann haben wir auch die Sicherheit, daß wir unbedenklich so klug sein dürfen, vom Auslande zu lernen und mit ihm zu wetteifern, in alledem, was wir als Land zwischen Ländern, als Volk unter Völkern zum Leben und Gedeihen nötig haben.

Wenn wir deutsch sind, wird auch unser ganzer völkischer „Betrieb“ deutsche Art bekunden. Auch wir werden Handel treiben und „Geschäfte machen“, doch nicht nur um den Reichtum einzelner zu mehren, das Unternehmertum zu heben, sondern im Dienste und zum Besten des Volkstums, zur Befestigung der unverfallenen „festen Burg“ seines gesamten Daseins. Wenn wir unsere Schiffe über die Meere schicken, wird uns das Meer nicht jenes verderbliche Element werden, das es für Englands Moral und Kultur geworden ist, sondern ein für unsere kontinentale Enge befreiendes und zugleich durch unsere ethische Eigenart für alle befreites Meer.

Nur unseren deutschen Geist dürfen wir nie verleugnen, auf ihn seien wir stolz, für ihn schmieden, schärfen und schwingen wir unsere Schwerter, voran die des Geistes selbst. Anstatt jenes Wortes: „Hier oder nirgends ist Amerika“ wird es dann heißen: Hier oder nirgends ist Deutschland. Und die Welt wird es erkennen, wird es nicht nur fürchten, auch achten, vielleicht gar einmal verstehen lernen. Ja, auch mit den Amerikanern, die das Beste ihrer Art vertreten, werden wir uns verständigen können, wenn wir nur das Beste unserer Art recht zu vertreten wissen. Wir werden nie mehr sagen: Amerika, du hast es besser! Aber wir werden uns, ohne darum zu werben, darüber freuen, wenn das „freie“ Amerika selbst zur deutschen Freiheit einmal sagen sollte: „Deutschland, du hast es gut!“ — Wohl, das hat es. Bleiben wir uns dessen bewußt, und danken wir Gott dafür! —



Du heiliges Meer · Von Hans Sturm

Nun bist du ewig uns heilig,
Brandendes Meer,
Denn deine Tiefen bergen
Unserer Brüder so viele ...

O hüte sie gut,
Alle die Helden,
Die über dich breiteten
Den Ruhm ihrer Heimat ...

Bewahre den brausenden
Siegesgesang,
Den unsere Tapferen
Sterbend gesungen,
Als sie gefahren
Mit wehenden Wimpeln
In deine Tiefen,
Du heiliges Meer ...



Der Vertrag mit dem Tode

Aus dem Kriegstagebuch keines Helden

Von Max Treu

Ich bin kein Held. Ich fürchte mich vor dem Tode. Das Stillstehen des Lebens, der ekelhafte Vorgang des Zersetzens, der Fäulnis flößt mir Grauen ein. Ich vermag es nicht, das Leben zu verachten, es von mir zu werfen, im Rausche der Begeisterung so wenig, wie in kühler Überlegung; ich habe das Leben lieb, habe Frau und Kind daheim, die sehnsüchtig meiner Wiederkehr harren und für die ich schaffen, wirken, arbeiten muß, wenn ihr Dasein auf gesicherter Grundlage beruhen soll. Mein Herz hängt an dieser Welt mit ihrem Glück und ihren Mühen — und noch einmal: ich bin kein Held, ich fürchte mich vor dem Tode ... Nun kommt er doch zu mir, er, der Fernhintreffer, der jeden zu finden weiß. Ich liege still, ganz still und erwarte ihn. Noch ist er nicht da — aber ich fühle es, er kommt, ist in nächster Nähe — es gibt kein Ausweichen, seine Arme sind stark und seine Umarmung ist vernichtend. Muß es denn sein?

Ich war mit meinem Pionierzug vorgeschickt, eine Notbrücke über einen kleinen Flußlauf zu schlagen. Die französischen Granaten heulten um uns, jene grausige Melodie, die wir alle so gut schon kennen: klatsch! klatsch! fahren sie ins Wasser — Gott sei Dank! Die sind unschädlich. Aber die andern, welche zwischen die Baumäste sausen, mannesstarke Stämme umreißen, sich in den weichen Boden wühlen — die fordern ihr Blutopfer und lassen es nicht los —

„Achtung, Herr Leutnant!" höre ich rufen.

Aber schon hat es mich: ich fühle einen heftigen Schlag, höre im selben Augenblick — wie seltsam! — das fröhliche Lachen meines sechsjährigen Jungen daheim, sehe mit verdunkeltem Blick noch einmal den Spiegel des langsam gleitenden Flusses — dann schwinden mir die Sinne —

Als ich wieder zu mir komme, ist es Abend. Dunkel ringsum. Und eine große, beängstigende Stille. Bin ich etwa schon tot? Noch nicht. Ich fühle den Verband, den mir eine hilfreiche Hand um die wunde Brust gelegt hat: er ist klebrig, naß von Blut — als ob sie etwas Ekelhaftes berührt habe, zuckt meine Hand zurück und sinkt matt nieder. Dabei fährt sie aufs neue in etwas Nasses, aber doch Scharfes, tastet langsam umher: ah, ich liege in einer Pfütze, die der kalte Dezemberwind, der schneidend durch den Wald pfeift, mit einer Eiskruste überziehen will — ein unheimliches Totenbett —

Ich will rufen. Die Stimme versagt, nur ein gurgelnder Ton kommt aus dem Munde. Niemand hört ihn. Doch — da ist jemand, ein scharfes, blasses Gesicht neigt sich über mich, zwei seltsam funkelnde Augen dringen in die meinen — wohl ein Arzt.

„Werde ich leben?" frage ich angstvoll. „Sie sind doch Arzt?"

„Der größte, den die Menschheit kennt!" sagt eine stille, fast tonlose Stimme.

Ich atme auf. Das ist ein Gruß des Lebens —

„Dann bin ich in guten Händen!“ flüstere ich.

„In den besten!“ kommt die Antwort, wie von weit, weit her. „Keine hilfreicheren gibt es für den Menschen!“

Ein leises Leuchten zuckt in dem tiefen Auge auf bei diesen Worten, die mir ans Herz greifen.

„So schaffen Sie mich fort!“ bitte ich. „Zum Verbandplatz —“

„Man wird kommen, den Verwundeten suchen und finden!“ klingt die Entgegnung, ruhig, leidenschaftslos.

„Und warum tun Sie es nicht?“ frage ich. Mir bangt um das langsam verrinnende Leben.

„Das ist nicht meines Amtes!“ sagt der andere mit derselben stillen, fast tonlosen Stimme.

„Nicht Ihres Amtes? Ihres Amtes nicht als Arzt?“

Ein geheimnisvolles Lächeln huscht einen Augenblick über die scharfen Züge:

„Ich bin der Tod!“

Ich schreie auf:

„Der Tod! Was willst du? Laß mich leben! Ich habe Weib und Kind — Geh zu denen, die dich rufen!“

„Die mich am lautesten rufen, die höre ich nicht. Zu denen aber komme ich, die mich hassen, verabscheuen, mich fürchten und von der Welt nicht lassen wollen — das sind meine Auserwählten!“

„Und darum kommst du zu mir?“ rufe ich entsetzt. „Du kennst mich, weißt, daß ich leben will und daß du mir ein Grauen bist —“

„Das weiß ich! Aber sei beruhigt — noch fordere ich dich nicht in mein Reich! Deine Stunde ist noch nicht da —“

Ich atme auf.

„Was willst du denn von mir?“ frage ich.

Wieder huscht das geheimnisvolle Lächeln über dieses rätselschwere Antlitz.

„Was gibst du mir, wenn ich dich leben lasse?“

„Du sprichst in Rätseln, wie du selbst der Rätsel größtes bist!“

Er schüttelt leise den Kopf.

„Ich bin kein Rätsel — nur der gelungene Schluß eines verfehlten Unternehmens! Hör' mich an — du bist in der Stimmung dazu! Sieh, ich habe meine Lieblinge unter den Menschen, die mir ganze Hekatomben ihrer Mitmenschen in die Arme führen: die Tollkühnen, welche jede Gefahr verachten; die Unvorsichtigen, die mit unverwüstlichem Leichtsinn Gefahren heraufbeschwören; die Ängstlichen, denen Mut und Geistesgegenwart fehlen, eine drohende Gefahr kurz entschlossen zu ersticken; die Zauderer, die vor lauter Überlegen zu keinem Handeln kommen können; die Neunmalklugen, die jeder Gefahr aus dem Wege gehen wollen und doch in jede hineintappen: die und so manche andere, das sind meine besten Freunde, das sind die Lieferanten des Todes. Mit ihnen mache ich gern einen Pakt, lasse sie leben, bis sie, satt und übersatt vom Leben, selbst mich rufen, und sie führen mir dagegen ihre Opfer scharenweise zu. Ich bestehe auf meinem Schein, aber ich lasse ihnen Zeit zur Erfüllung — ich dränge und mahne nicht —“

„Du kannst gut warten,“ warf ich bitter ein, „du bist ewig!“

Eine Sekunde schlossen sich die gedankenschweren Augen, ehe er entgegnete:

„Ewig? Du irrst! An dem Tage, an dem der letzte Mensch stirbt oder der erste Unsterbliche geboren wird, stirbt der Tod — das ist der Freiheitmorgen für die Welt —“

Ein langes, banges Schweigen. Dann nahm er wieder das Wort, und wieder klang seine Stimme wie von weit, weit her, ruhig, still, leidenschaftslos:

„Du gehörst zu jenen, die ich dir nannte: zu den Ängstlichen, Mutlosen, du bist kein Held —“

„Ich weiß es!“ ächze ich.

„Ob das unter euch Menschlein eine Schande ist, weiß ich nicht. Aber das weiß ich, daß du mein Mann bist —“

„Und was willst du von mir?“ frage ich, und der Atem stockt.

Ein kurzes Schweigen. Dann klingt die Antwort, düster und inhaltschwer:

„Deinen Zug! — Die Gelegenheit kommt.“

„Meinen Zug!“ schreie ich auf. „Meine Pioniere! Meine guten, braven Leute —“

„Ich verlange sie! Sie sind mein! Und du bringst sie mir!“

„Und wenn ich es nicht tue?“ rufe ich.

„So stirbst du selbst!“

Eine Eiseskälte greift mir ans Herz. Durch die kahlen Äste der Bäume ringsum singt der Wind das Lied vom Sterben. Meine Augen dunkeln. Ein Gesicht taucht auf: das zarte Gesicht einer geliebten Frau. Auf ihrem Schoß zwei Kinder: ein Knabe und ein klein, klein Mädelchen. Sie lächeln, winken:

„Vater, Vater, komm!“

Und schwer und schwerer liegt der Tod auf mir. Er drückt mir den Atem aus der Brust — es ist das Ende. Mir graust —

„Wähle! Du oder dein Zug!“ So klingt es mir in den Ohren, das Herz hämmert wild, und alle Pulse jagen.

Ein Zentnergewicht steht auf meiner Brust. Kein Atemzug mehr möglich. Nacht vor den Augen. Und trotzdem — noch immer sehe ich sie winken, sie, die ich lieb habe: „Komm doch wieder heim, Vater! Komme doch!“

Und wieder schreie ich auf:

„Laß mich leben! Mir graut vor dir! Du weißt, ich bin kein Held!“

„Du oder dein Zug! Wähle!“

Aus der Tiefe meines gemarterten Herzens steigt die Antwort: „Meinen Zug! Du sollst ihn haben! Mich gib frei!“

Da weicht die Last von mir; mir wird frei und leicht. Tief und wonnevoll hole ich Atem. Ein Lied klingt in meinen Ohren:

Es steht ein Baum im Westen
An der Straße nach Paris,
Der schirmt mit seinem Schatten
Auf grünen Wiesenmatten
Ein deutsches Soldatengrab.

Drin ruhen zwei aus der Kurmark,
Von der Heimat weit, so weit:
Keine Trompete kann sie mehr wecken,
Keine Trommel aus dem Schlaf aufschrecken —
Doch der Baum, der grünt noch heut'.

Und geschieht es einstmals wieder,
Daß der Franzose den Krieg anfing',
Dann soll der Baum im Westen
Uns weisen den Weg, den besten,
Den's Anno Siebzig ging.

Eine Stimme schlägt an mein Ohr:
„Bahre her! Hier liegt der Leutnant!"
Vorsichtige Hände fassen mich an, heben mich auf —
„Er lebt!" sagt einer.
Und ein anderer tritt zurück. Ich kenne ihn nur zu gut. Er neigt das Haupt:
„Du lebst! Aber vergiß nicht: Verträge mit dem Tode müssen gehalten werden — es gibt keine Instanz, die dich davon entbinden kann. Dein Zug gehört mir! Ich bin der Herr der Welt und lasse mich nicht täuschen!"

Er verschwindet im Dickicht, langsam, majestätischen Schrittes.

Ich fühle, wie die Tragbahre aufgehoben wird. Das weiche, wohlige Schaukeln des Getragenwerdens spüre ich. Ein beseligendes Gefühl schleicht mir ins Herz:

„Ich lebe! Ich werde leben! Ich grüße dich, Heimat und Weib und Kind!"

* * *

Spuk der Nacht war alles, Gaukelbilder eines Fiebernden. Meine guten Pioniere hatten mich gesucht, mich endlich gefunden und zum Verbandplatz gebracht. Meine Wunde war schwer, aber der Arzt gab gute Hoffnung:

„Sie haben einen besondern Schutzgeist, Herr Leutnant! Manchen andern hätte der Riß in der Brust unter die Erde gebracht."

Nun bin ich mit Heimaturlaub bei Weib und Kind. Welch ein Wiedersehen war das! Als die Kinder ihre Ärmchen um mich schlangen, meine Frau mich herzte und küßte — da zog ein Gefühl von Seligkeit in mein Herz ein, wie ich es in solcher Stärke und Schöne noch nie vorher gekannt hatte. O Leben, Leben, wie so warm, so wonnig, so berauschend bist du, wie so ganz anders, als der Tod —

Der Tod!

Ein Schauer kriecht mir über das Herz. Ich denke jener Nacht im Walde, jener stillen und doch so furchtbaren Gestalt, die aus dem stürmischen Sieden meines Blutes in Fieberglut geboren war — wie kommt der Mensch zu solchen Gesichten?

Ich grüble und grüble, bis mir mein Weib mit weicher Hand über die Stirn fährt:

„Was hast du, Mann?"

Und ich ziehe sie statt jeder Antwort an mich und küsse ihre feuchtschimmernden Augen —

Der Urlaub geht zu Ende. Ich bin völlig wiederhergestellt, übermorgen muß ich wieder ins Feld. Vor der Stunde bangt mir: sich das erstemal losreißen, ist schwer; aber sich ein zweites Mal, nachdem man soeben dem Leben wiedergeschenkt, losreißen von allem, was uns lieb, das erschüttert auch des stärksten Mannes Kräfte. Aber es wird überstanden, muß überstanden werden —

Nun stehen wir am Bahnhof.

„Gott erhalte dich uns!" spricht meine Frau.

Ein leiser Schauer überläuft mich.

„Hoffen wir es!“ entgegne ich.

Ein letzter Händedruck, ein letztes Zunicken der Kinder — der Zug setzt sich in Bewegung. Ich sehe mit winkendem Tuch den Zurückgebliebenen nach, so lange das Auge noch irgend etwas von ihnen erraffen kann —

„Werde ich euch wiedersehen?“ fragt mein Herz.

Und aus der Tiefe, als ob sie aus dem Rollen der Räder heraufkäme, klingt eine Stimme:

„Tor! Wie kannst du zweifeln! Der Tod hält sein Wort! Halte du das deine!“

* * *

Ich erhielt den verhängnisvollen Befehl.

Warum gerade ich? Ich, der schlichte Reserveleutnant, der sich sonst im Frieden daheim als Ingenieur sein nicht leichtes Brot verdient? Ich, der ich am harten Soldatenhandwerk keine Freude empfinde?

Was helfen Fragen — Befehl ist Befehl! Der Kommandeur des Pionierbataillons, Major Schirmer, rief mich an, als wir, während die Schlacht vor uns krachte und donnerte, in einer Bereitschaftstellung standen. Soeben war der Adjutant irgend eines höheren Stabes bei ihm gewesen und nach erstatteter Meldung in gestrecktem Galopp wieder davongejagt.

„Herr Leutnant Rothe!“ ruft die scharfe Stimme des Majors.

„Zu Befehl, Herr Major!“

Schon stehe ich neben ihm. Er zeigt mit der rechten Hand in den brüllenden Schlachtenlärm vor uns.

„Sehen Sie dort drüben das einzelne Gehöft mit den blendend weißen Umfassungsmauern?“

„Jawohl, Herr Major! Es liegt dicht vor der feindlichen Front!“

„Ganz richtig! Wie weit schätzen Sie die Entfernung?“

Einen Augenblick schätze ich ab.

„Etwa zweitausend bis zweitausendfünfhundert Schritt von hier aus!“ sage ich dann.

„Wird stimmen! Da drin ist eine ganze Kompagnie des X. Infanterieregiments eingeschlossen! Sie können nicht heraus, weil die Franzosen vorhin bei ihrem Ansturm alle Ausgänge derart verbarrikadiert haben, daß keine Katze hinein und hinaus kann. Nun nimmt die Gesellschaft das verschlossene Gehöft unter schweres Artilleriefeuer, wie Sie selbst sehen!“

Ich nicke. Ich erkenne deutlich die einschlagenden Granaten.

„Die Kompagnie ist bis auf den letzten Mann verloren,“ fährt der Major fort, „wenn es nicht gelingt, sie aus ihrem Gefängnis zu befreien. Ich habe den Befehl dazu von der Division soeben erhalten. Nehmen Sie Ihren Zug und alles erforderliche Werkzeug, aber schnell, schnell! Dann im Laufschritt nach dort und befreien Sie die Tapfern mit Axt und Hacke!“

„Zu Befehl, Herr Major!“

Er reicht mir die Hand.

„Gehen Sie mit Gott! Es ist ein gefahrvoller Auftrag — Sie haben das Eiserne Kreuz noch nicht — dort können Sie es sich holen: in dem Gehöfte liegt es. Nochmals Gott befohlen!"

Schon zwei Minuten später sind wir unterwegs. Was die Beine halten und die Lungen hergeben, so schnell geht's vorwärts. Die weißen Mauern des Gehöftes leuchten in der Sonne. Unmittelbar vor ihnen, so daß wir es, ehe wir heran sind, passieren müssen, liegt ein Stück freies Feld, an dessen rechter und linker Seite sich zwei große, seeartige Teiche weithin ausdehnen. Über dieses freie Feld, auf dem sich keine Menschenseele zeigt, müssen wir. Der Weg um die Teiche herum führt zu weit ab und, was das übelste ist, er setzt uns dem Bemerktwerden und dem Feuer des Feindes aus, während uns die hohen Mauern gute Deckung gegen Sicht und Schuß gewähren.

Also vorwärts — auf das freie Feld zu. Bald sind wir dicht davor, kein einziger ist zurückgeblieben. Die feindlichen Geschosse gehen alle über uns hinweg. Die Unsern im Gehöft scheinen zu erkennen, daß wir ihnen Hilfe bringen. Aus einer Dachluke heraus sehe ich zwei Köpfe emporragen. Und gleich darauf auch zwei Hände —

Aber, mein Gott, was ist denn das?

Diese Hände winken uns ab — gar kein Zweifel, sie winken: Zurück! Zurück!

Ich kommandiere Halt. Nehme mein Feldglas vor die Augen: nicht der geringste Zweifel, sie winken zurück —

Was hat denn das zu bedeuten? An ein Verständlichmachen durch die Sprache ist nicht zu denken — die Entfernung ist zu groß, der Lärm ringsum zu toll —

Und immer weiter, weiter winken die beiden Hände — Zurück! Zurück! Zurück! Das verstehe ich nicht. Indessen, mögen sie winken: ich habe den Befehl — und Befehl ist Befehl, also vorwärts —

Eben will ich rufen: „Vorwärts, Leute!"

Da fällt zufällig mein Blick auf den Erdboden, ein Dutzend Schritte vor uns — Das Wort erstarrt mir im Munde. Blasses Entsetzen faßt mich —

Die freie Stelle vor dem Gehöft ist ein Minenfeld! Deutlich erkenne ich mit dem geübten Blick des Fachmanns die verderbenbringenden Satansapparate: sie sind offenbar in aller Eile und nach französischer Art ziemlich liederlich angelegt, sonst dürfte man sie nicht so ohne weiteres erkennen. Aber ihre Wirkung werden sie tun — wer sie berührt, ist ein Kind des Todes —

Jetzt verstehe ich jenes verzweifelte Abwinken.

Was tun, um Gottes willen? Hinüber können wir nicht — dann sind wir alle verloren. Die Minen zu beseitigen erfordert große Vorsicht, und Vorsicht erfordert Zeit, und die haben wir nicht. Also um die Teiche herum — aber wohin kommen wir dann? Ist auf diesem Umweg das Gehöft überhaupt noch für uns erreichbar? Der Umweg entzieht sich von meinem Standpunkt aus jeder Einsicht — wie! wenn wir dabei auf vor- oder zurückgehende Truppen stießen, zwischen die eingekeilt wir unser Ziel nicht erreichen, unsere Aufgabe nicht lösen könnten? Und sie muß gelöst werden, muß, muß, muß —

So jagen sich die Gedanken innerhalb von Sekunden in meinem Hirn, während mein Blick wie gebannt auf dem unheilvollen Minenfelde haftet. Und die drinnen im Gehöft, auf das Granate nach Granate niederzischt, winken noch immer, winken, winken, winken —

Meine Leute verstehen den Aufenthalt nicht — staunend und fragend ruhen aller Blicke auf mir.

„Herrgott im Himmel," stöhnt mein gequältes Herz, „tue ein Wunder!"

Da plötzlich — da steht er neben mir, der Mann jener düsteren Stunde am Flußufer —

Und seine Stimme klingt an mein Ohr, wie damals, wie von weit, weit her:

„Hier bin ich! Was zauderst du?"

„Und du, was quälst du mich?" will ich schreien. Aber keine Silbe findet über meine Lippen, Angst und Entsetzen schnüren mir die Kehle zu —

Kühl, leidenschaftslos, wie ein sicherer Rechner das Ergebnis seiner Rechnung mitteilt, spricht er weiter:

„Erfülle den Vertrag, wie ich ihn erfüllte! Ich ließ dich leben — jetzt tu das Deine: schicke die andern über das Feld —"

„Versucher!" knirsche ich.

Es leuchtet in den dunkeln Augen, als er entgegnet:

„Kleinlich zu sein, überlasse ich den Menschen! Aber ich stehe auf meinem Schein! Schicke deine Leute über das Feld — sie sind mein, und wir sind quitt! Du aber bleib zurück, wirf dich platt auf den Boden, das Gewitter geht unschädlich über dich hin und Weib und Kinder werden nicht vergeblich auf dich warten —"

Ich sehe das Gesicht meines Weibes, sehe die braunen lachenden Augen meines Jungen, und mein Mädelchen streckt lustig die Ärmchen nach mir aus — Und hinter mir sehe ich meine Leute: meinen braven Sergeanten Leßler, der neulich weinte wie ein Kind, als er einen Brief von zu Hause erhielt, unter welchen sein vierjähriger Junge ein paar unlesbare Krikel-Krakel-Buchstaben gekritzelt hatte — so rührte der Gedanke an das Heim den Vater; da steht mein tapferer Gefreiter Worrmann, der an jedem Abend das Bild seiner Braut verstohlen küßt, ehe er sich zur Ruhe legt; da ist der Pionier Heim, der neulich, als wir seit vierundzwanzig Stunden nichts mehr zu essen gehabt hatten, mir sein letztes Stückchen Brot zuschob: „Essen Sie man, Herr Leutnant! Mir macht das bißchen Hunger nischt — aber Sie sind das nicht gewöhnt, Ihnen tut er weh! Essen Sie man — 's ist ganz sauber!" Und da ist der treue Pionier Schmücke, der mich auf seiner Schulter durch den Fluß trug: „Wozu sollen Sie doch noch naß werden, Herr Leutnant! 's ist ja genug, wenn ick mit det nasse Emolument Bekanntschaft mache!" Und da sind die andern alle, treue, gute, liebe Menschen —

Und die soll ich —

„Erfülle dein Versprechen!" mahnt die kühle Stimme neben mir.

Noch immer sehe ich mein Mädelchen winken, meinen Jungen lachen, mein Weib zittern —

„Vorwärts!" will ich rufen. Aber das Wort erstirbt mir auf der Lippe.

„Das ist ja Mord!" schreit es in mir.

Und neben mir steht der andere, der das Seine fordert —

Da ist es mir, als ob etwas in mir risse, als ob eine Kraft frei werde, die ich bisher nicht gekannt. Was es ist, ich weiß es nicht; aber es ist etwas Starkes, Fortreißendes —

„Leute!“ rufe ich, und ich wundere mich, wie scharf und kalt meine Stimme klingt. „Alles sofort zu Boden werfen!“

Im Nu liegen sie platt auf der Erde.

Ich wende mich um, zu ihnen, sehe die treuen, guten Gesichter mich fragend anstarren — ihr Herz schlägt zu mir herüber, und jeder Schlag bedeutet unbedingtes Vertrauen zu ihrem Führer.

„Gebt acht!“ rufe ich wieder. „Ihr bleibt liegen, bis ihr es knallen hört da vorn — dann im Laufschritt auf das Gehöft zu und euren Auftrag ausgeführt, den Eingeschlossenen Luft gemacht! Wenn ich nicht mehr da bin, hört der Zug auf das Kommando des Sergeanten Leßler —“

„Und grüßt mein Weib und meine Kinder!“ will ich hinzusetzen. Aber ich spreche die Worte nicht mehr — schon eile ich auf die Minen zu. Jetzt erkenne ich deutlich den Kontakt, der sie untereinander verbindet — sie explodieren zugleich — ein Knall, und das Feld ist unschädlich gemacht.

Eine Sekunde überlegen, ob sie sich nicht auf andere Weise unschädlich machen lassen — vielleicht ja, aber es würde Zeit kosten, und die haben wir nicht — Ich muß es tun, muß in den Tod gehn —

Mit scharfem Krach stößt mein Stiefel an das Eisen. Wie eine Glocke klingt es.

Im selben Augenblick ein Knall —

Ein Hurrah klingt mir noch in den Ohren — dann weiß ich nichts mehr —

Ich liege im Lazarett. Soeben hat mich der Divisionskommandeur verlassen, der mir das Eiserne Kreuz überbracht hat. Die Armee könne stolz sein auf einen Offizier, der in Erfüllung seines Auftrags sich in so heldenmütiger Weise für seine Leute geopfert habe. Von allerhöchster Stelle sei besonderer Bericht eingefordert worden — Pour le mérite oder so etwas scheine in Aussicht zu stehen.

Ich werde ihn nicht mehr brauchen. Ich sterbe. Ich bin ein Krüppel, beide Beine sind mir abgerissen — ein Wunder, daß ich noch lebe. Tagelang habe ich im Hindämmern gelegen. Gestern bin ich erst zu mir gekommen; mein braver Leßler erzählte mir alles. Kaum war die Mine hoch, da waren die Wackeren schon am Gehöft, und wenige Minuten später hatten sie die Eingeschlossenen befreit.

„Ich hab' ja so etwas geahnt, Herr Leutnant,“ sagte Leßler, „wie ich Sie so da stehen sah! Da stimmte etwas nicht — das wußte ich!“

Ja, ja, mein Braver, es stimmte etwas nicht — du hast nur zu sehr recht.

Heute habe ich an mein Weib geschrieben und Abschied genommen. Sie soll nicht weinen und klagen um den einen unter den vielen, vielen, unsere Kinder soll sie zu tapfern und starken Menschen erziehen. Das ist mein letzter Wunsch — ich bin fertig mit dem Leben.

Nun erwarte ich nur noch einen einzigen Besucher. Ich weiß bestimmt, er kommt —

Schon steht er neben mir.

„Folge mir!“ sagt er ruhig. „Die Stunde ist da —“

„Ich weiß es! Ich bin bereit!“

Er neigt das Haupt, und an mein verdämmerndes Bewußtsein klopft seine Frage:

„Zürnst du mir, weil ich auf meinem Schein bestehe, weil ich dein Leben für die andern fordere?“

„Ja, ich zürne dir! Denn ich lebe gerne! Und du reißest mich vom Leben!“

Da scheint die düstere Gestalt aufzuwachsen ins Riesenhafte. Majestätisch steht er da, der Herr der Welt, und in seinen Augen liegt ein stilles Leuchten, wie eine frohe Verheißung. Seine Hand faßt nach mir, zieht mich vom Schmerzenlager empor, und mir wird frei und leicht, als wüchsen mir Flügel —

Wie Glockenklang über freies Feld klingt seine Stimme:

„Laß deinen Zorn fahren, du kleines Menschenkind — er ist ein Unrecht! Denn siehe, ich habe dich zu dem gemacht, was du nicht warst, zum Helden, und ich führe dich in die Unsterblichkeit! Komm!“

* * *

Hier endete das Tagebuch.

Das Bataillon gab den Tod seines Offiziers bekannt: „Er starb als Held. Sein Name aber und seine Tat werden in der Geschichte des Bataillons unsterblich sein.“



Juni · Von Else v. Holten

Das Lichtgefieder wolkengleich gebläht
Ist blitzewerfend erdwärts er gekommen
Und hat erwärmend an die Brust genommen
Die grüne Saat, die blüstestäubend weht.

Es neigt sich die Beglückte im Gebet;
In Nächten, die in weißem Glanz erglommen,
Sieht sie die ferne Sternensaat verschwommen
Gleich goldnem Staub ins Firmament gesät:

Im Menschen, der durch hohe Wunder schreitet,
Die von der Erde ihn zum Himmel weisen,
Keimt Tatendrang, der sich erschauernd weitet;

Sein Geist, der still die künft'ge Frucht bereitet,
Fühlt hohe Kräfte schaffend in sich kreisen
Und ahnt, daß stufengleich er aufwärts schreitet.



Das Programm Tirpitz

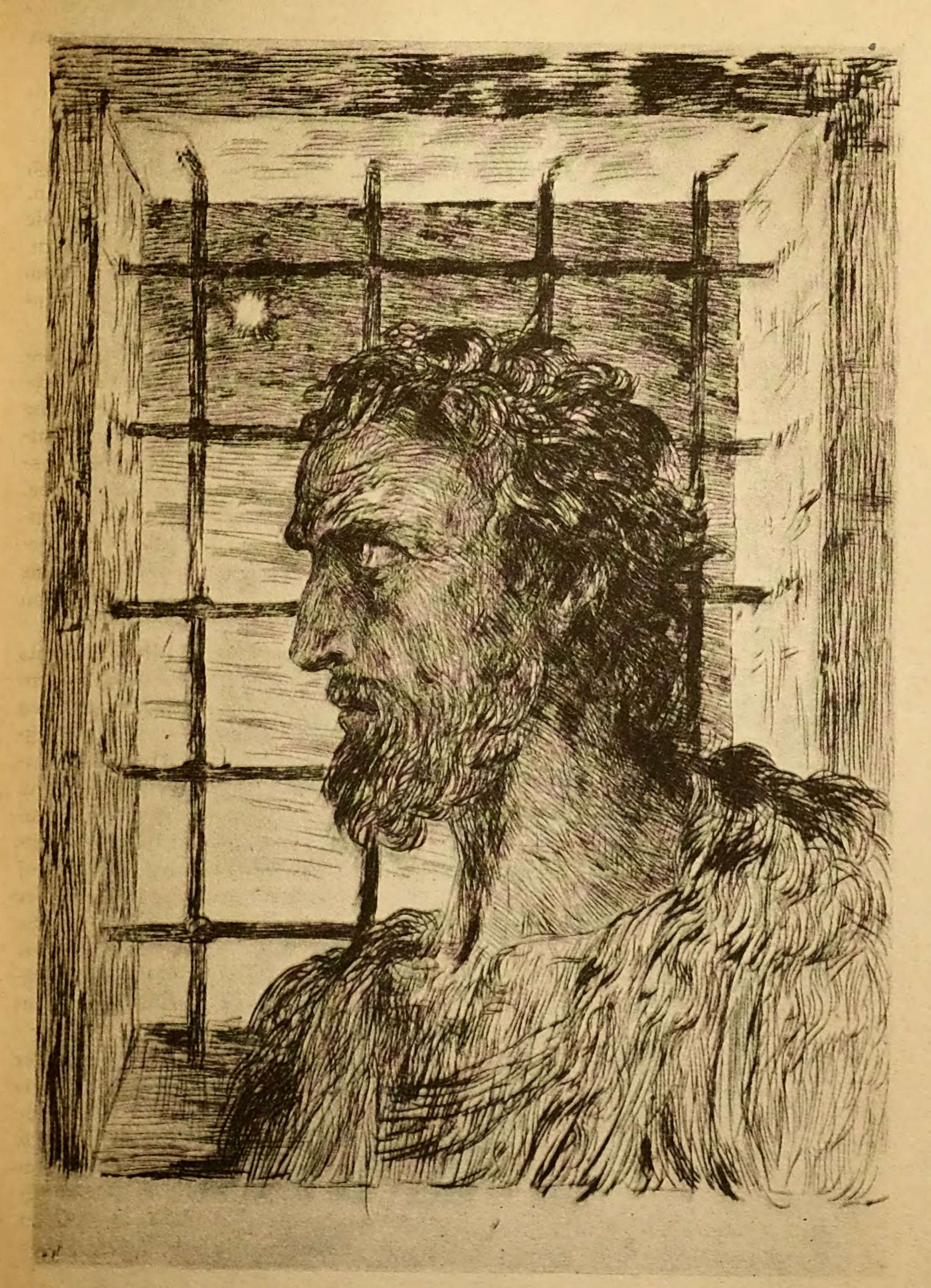
Die Tätigkeit des Admirals und alles, was mit ihr zusammenhing, kann ohne Rücksicht erst nach dem Kriege öffentlich beurteilt werden. Ebenso ist es nicht möglich, jetzt die Ursachen, besonders auch die Anlässe seines Rücktrittes mit einiger Vollständigkeit zu erörtern. Dennoch verdienen einige Haupt- und Grundlinien, die Graf Ernst Reventlow in der Monatschrift „Der Panther" (Leipzig) heraushebt und beleuchtet, gespannteste Aufmerksamkeit und folgerichtige Würdigung:

„Als im Anfang des Jahres 1912 der damalige großbritannische Kriegsminister, Lord Haldane, seinen vom deutschen Reichskanzler gewünschten ‚Verständigungs'besuch zu Berlin machte, erklärte er u. a., daß eine wirkliche vertrauensvolle Verständigung zwischen Großbritannien und dem Deutschen Reiche unter anderem den Rücktritt des Staatssekretärs des Reichsmarineamtes, des Großadmirals von Tirpitz, zur Voraussetzung habe.

Diese Tatsache, die ich gleich zu Anfang und aus den eigentlichen Zusammenhängen herausgreife, beleuchtet mit einer unvergleichlichen Schärfe die Bedeutung des jetzt während des Krieges erfolgten Rücktrittes des Admirals von Tirpitz und ebenso die Bedeutung seiner langjährigen vorhergegangenen Tätigkeit als Staatssekretär. ...

In Schilderungen der rein maritim-organisatorischen Tätigkeit des Admirals von Tirpitz pflegt gewöhnlich in erster Linie hervorgehoben zu werden, daß im Gegensatz zu seinen Vorgängern, besonders Admiral Hollmann, es der taktischen Geschicklichkeit von Tirpitz gelungen sei, der Periode der parlamentarischen Mißerfolge ein Ende zu machen und eine solche der ununterbrochenen Erfolge einzuleiten. Das ist richtig, und dieser Teil der Tätigkeit des Admirals war natürlich die Vorbedingung für die Möglichkeit, seine Aufgabe im ganzen durchzuführen. Die Natur dieser Aufgabe aber ist mit der Registrierung der parlamentarisch erfolgreichen Tätigkeit nicht einmal angedeutet, denn sie liegt und lag auf dem Gebiete der auswärtigen Politik, ja sie bedeutete das Einschlagen einer vollständig neuen Richtung der deutschen Politik, einer Politik, welche der wirtschaftlichen Entwickelung des Deutschen Reiches zu folgen hatte, wie die Flagge dem Handel, wie die Bismarckische Kolonialpolitik dem kolonialen Fußfassen des deutschen Kaufmannes, und die Bismarckische Postdampferpolitik dem deutschen Seehandel.

Gerade in den neunziger Jahren setzte, immer sichtbarer und gewaltiger werdend, der Aufschwung der deutschen Ausfuhrindustrie und damit des Handels und der Schiffahrt schlechthin ein. Eine neue Zeit, wie Bismarck nach den Worten des Fürsten Bülow damals bei einem Besuche des Hamburger Hafens sagte, hatte eingesetzt. Der Deutsche Kaiser hat schon kurz nach Beginn seiner Regierung das Gefühl vom Beginne dieser neuen Zeit gehabt, und auch davon, daß sie Deutschland vor neue Aufgaben stelle, vor neue Pflichten und vor neue Notwendigkeiten. Die Tatsache eines so mächtig aufblühenden Handels auf der Grundlage über-



Johannes der Täufer im Gefängnis W. Steinhausen

Beilage zum Türmer

seeischer Ausfuhr mußte ohne weiteres den Gedanken wachsender, gewaltiger, ungeschützter Werte nahelegen und der Notwendigkeit, sie irgendwie zu schützen. Aber wie?

1890 war Helgoland deutsch geworden und damit ein Schritt getan, dessen erfolgreiche Bedeutung niemand in Deutschland und sonst in der Welt ahnte, noch ahnen konnte. Und daß es niemand ahnte, zeigt uns heute, soviel später, daß niemand es ahnen onnte. In die gleiche Periode fiel die Zeit deutscher Annäherung an England und ein tastender Versuch deutscher Staatsleiter, die seeischen und überseeischen deutschen Werte unter englischen Schutz und Vormundschaft zu stellen, vielleicht im mehr oder minder klaren Bewußtsein, daß England die Gegenleistung auf dem Festlande und über See einkassieren werde. Den ersten Schritt zur Einführung eines solchen Abhängigkeitsverhältnisses Großbritannien gegenüber bildete die Nichterneuerung des deutsch-russischen Rückversicherungsvertrages, denn hierdurch wurde Rußland auf Frankreich angewiesen und Deutschland auf Großbritannien, welches seinerseits so in Deutschland den Degen gegen Rußland erblickte. Mit dem Chinesisch-Japanischen Kriege pendelte diese Politik wieder zurück. Man wollte bald so, bald so, und über dieser Politik des Tastens und Schwankens, welche ein großes festes Ziel nicht hatte, wurden naturgemäß alle Schwierigkeiten größer, wurde das deutsche Prestige geringer und wurde es immer schwieriger, wieder zu einer großen klaren Linie zu gelangen, wie zu Zeiten Bismarcks.

Die Tätigkeit des Staatssekretärs von Tirpitz kann nur in diesen großen und größten Zusammenhängen deutscher Politik und Wirtschaft verstanden werden. Ihm war es klar, ... daß Deutschland für die Zukunft als immer stärker werdende Festlandmacht, als im mächtigen Aufsteigen befindliche Übersee ausführende Industriemacht seine Politik und damit seine Rüstung auf und gegen Großbritannien orientieren müsse. Tiefe geschichtliche Bildung und politischer Blick, verbunden mit unbeirrbarer Einsicht in das durch die Jahrhunderte sich gleichbleibende Wesen der Seemacht, hatten schon den Kapitän zur See Tirpitz mit der intuitiven Gewißheit erfüllt, daß Großbritannien in dem so aufblühenden Deutschen Reiche lediglich einen Nachfolger Spaniens, Hollands und Frankreichs erblicke und zu einem gegebenen Augenblicke mit seiner Seemacht und einer festländischen Koalition zu vernichten oder sich zu schlagen versuchen werde. Andererseits erkannte Tirpitz, daß bei allem Festhalten und bei aller Pflege der kontinentalen Grundlage des Deutschen Reiches die Erhaltung und Pflege seiner überseeischen Zukunft eine Lebensbedingung des Gedeihens und der Stärke der deutschen Nation von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in höherem Maße werden müsse. Dem Durchschnittsdeutschen, dem deutschen Politiker und dem deutschen Diplomaten, lagen derartige Gesichtspunkte und Erwägungen damals ganz fern. Man dachte nicht an die Weltgeschichte und ihre Lehren, sondern glaubte für Deutschlands Zukunft genug zu haben mit der Erfahrung aus wenigen Jahrzehnten deutscher und preußischer Vergangenheit. Die Bedeutung der überseeischen Ausfuhr und

alles, was mit ihr für das deutsche Wirtschaftsleben und dessen Zukunft zusammenhing, und was durch sie an weiteren Werten erzeugt werden konnte, das lag bis in die maßgebenden deutschen Kreise hinein den Deutschen fern, und der deutsche Diplomat hielt es sich auch fern, weil er ein neues Moment der Erschwerung seines Berufes und eine Pandorabüchse unbekannter schwieriger Fragen witterte. Sogar nach anderthalb Jahrzehnten fortschreitender Schulung durch die Flottengesetze und die englische Eifersucht haben die ‚gebildeten' Deutschen mit entrüsteter Geringschätzung gegen die Chauvinisten und in unerschütterlichem Vertrauen zur internationalen Solidarität auf dem Felde der Kulturideale beteuert, es gäbe keinen Kriegsgrund zwischen dem Deutschen Reiche und Großbritannien. Die gesamte Politik des Reichskanzlers von Bethmann Hollweg drehte sich um den Gedanken, Großbritanniens Versicherung zur Neutralität zu gewinnen und damit den Festlandkrieg zu vermeiden. Der Kanzler verkannte, daß die Kriegsgefahr nicht vom Festlande, sondern von Großbritannien eben kam.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß es sich für den Tirpitzschen Gedanken nicht nur um den Bau einer Kriegsflotte handelte, sondern daß dieser Bau nach bestimmten Gesichtspunkten und auf der Grundlage einer bestimmten Gesamtpolitik erfolgen mußte. Das bekannte Wort ‚Germaniam esse delendam' wurde in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre in England geschrieben, also in der schlimmsten Periode Hollmannscher Marineverwirrung und parlamentarischer Ratlosigkeit.

Die deutsche Flotte war damals in jeder Beziehung unbeachtlich, und die großbritannische nach Quantität, Qualität, Hilfsmitteln, Übung und Erfahrung stand weitaus an erster Stelle in der Welt. Es war natürlich, daß Tirpitz nicht sagen, noch sagen lassen konnte: das Ziel seiner Flottenpläne sei der Schutz gegen Großbritannien. Die Begründung aber der großen zweiten Flottenvorlage vom Frühjahr 1900 ließ dieses Ziel immerhin klar durchblicken. Deutschland müsse, so hieß es in der Begründung, zum Schutze seines Seehandels und seiner Seeinteressen eine Flotte besitzen, die stark genug sei, um auch der größten Seemacht einen Krieg mit uns als bedenklich erscheinen zu lassen, indem sie nämlich befürchten müsse, so große Verluste zu erfahren, daß nach dem Kriege ihre Weltstellung gefährdet wäre. Das zielte natürlich auf Großbritannien, und man faßte es dort auch so auf, lächelte aber geringschätzig über ein derartiges Papierprogramm, dessen Schicksal, wie man meinte, unschwer vorauszusehen sei. ...

Das Flottengesetz bzw. Flottenprogramm von 1900 begriff als Hauptkörper rund 40 Linienschiffe mit einem entsprechenden Beiwerke von Kreuzern und Torpedofahrzeugen. Es war vorauszusehen und ist vorausgesehen worden, daß Großbritannien bei fortschreitender Durchführung dieses Programmes selber seine Seestreitkräfte entsprechend vermehren werde. Admiral Tirpitz rechnete aber richtig, wenn er von dem Gedanken ausging: das Vorhandensein einer so starken geschlossenen und geeinten, vorzüglich ausgebildeten deutschen Schlachtflotte werde ein gewaltiges Gewicht in der Wagschale der deutschen Sicherheit an den Küsten auf und über See bilden, auch eine Garantie für die Erhaltung des



Friedens darstellen. Selbstverständlich hat Admiral Tirpitz aber genau gewußt, daß es absolute Garantien dieser Art nicht gibt, und daß die Entscheidungen über Krieg und Frieden selten nach mathematischer Berechnung gefällt werden, um so weniger, wenn es sich um einen Koalitionskrieg handelt. Damals um die Jahrhundertwende sah es freilich nach einer Festlandkoalition unter Englands Führung gegen Deutschland nicht aus. Die ostasiatischen und asiatischen und die afrikanischen Meinungsverschiedenheiten Großbritanniens mit Rußland und Frankreich zwangen die britische Regierung, die Flotte vom Ärmelkanal bis zum Mittelmeer — wo die Hauptmasse stationiert war—, ferner an der ostasiatischen Küste und auf allen Meeren zu verteilen. Die Begründung des Tirpitzschen Flottengesetzes rechnete ausdrücklich hiermit, indem sie ausführte: um ihr Ziel zu erreichen, brauche die deutsche Flotte nicht so stark zu sein, wie diejenige der größten Seemacht, da die letztere ja nicht imstande sein werde, im Kriege vereinigt gegen die deutsche aufzutreten. Mit anderen Worten: als die deutsche Regierung sich auf den Boden der Tirpitzschen Flottenvorlage stellte, war sie sich darüber klar oder mußte es sein, daß diese deutsche Zukunftsflotte ihrer Aufgabe **nur dann** mit Sicherheit gewachsen sein könne, wenn die großbritannische Flotte außerstande bliebe, **alle** ihre Kräfte gegen Deutschland zu vereinigen. Das war also eine **politische Aufgabe**, eine Aufgabe der **auswärtigen Politik** des Deutschen Reiches, eine Aufgabe erster Ordnung und, wie ohne weiteres eingeräumt werden kann, eine nicht leichte Aufgabe.

Die auswärtige Leitung des Deutschen Reiches ist bekanntlich diesen Anforderungen nicht gerecht geworden. Die großbritannische Staatskunst wurde in wenigen Jahren ihrer Schwierigkeiten derart Herr, daß Großbritannien nicht nur aus der Isolierung der Jahrhundertwende hinausgelangte, sondern das Haupt der gewaltigsten Koalition wurde, welche die Welt gesehen hat. Das Bündnis mit Japan und die Vernichtung der russischen Flotte durch Japan gestatteten Großbritannien, seine ostasiatischen Streitkräfte nach der Heimat zu ziehen. Die Entente cordiale mit Frankreich gestattete der britischen Admiralität, den Schwerpunkt der Flotte aus dem Mittelmeere von Gibraltar und dem Ärmelkanale fort, nach den Nordseeküsten zu legen. Die Verständigung Großbritanniens mit Rußland weckte Deutschland einen neuen Gegner in der Ostsee und schuf der deutschen Flotte zwei Fronten. Die politische Grundlage des Flottengesetzes von 1900, die Weltlage, auf welche dieses Gesetz mit seinen Anforderungen an die deutsche Wehrkraft bewußt basiert worden war, diese Grundlage war bereits mit dem Jahre 1906 völlig in Stücken gebrochen, mit anderen Worten, **die auswärtige Politik des Deutschen Reiches war nicht in der Lage gewesen, der großen Aufgabe auch nur annähernd zu genügen**, vor welche sie der Tirpitzsche Flottengedanke und Gedanke, die deutsche Zukunft gegen englischen Angriff zu sichern, gestellt hatte. Fürst Bülow hatte in seinem Werke über die deutsche Politik jener Zeit die großen Schwierigkeiten derselben hervorgehoben. Sie war sicher schwierig, um so mehr, weil ihr, der Bülowschen Periode, die des Herrn von Marschall und Caprivis vorausgegangen war. Sie war ferner von wachsender Schwierigkeit, weil die Bevölkerungsvermehrung das Deutsche Reich und der wirtschaftliche

Aufschwung das Deutsche Reich immer größer, immer stärker und damit immer unbequemer für die anderen Mächte werden ließen. Um so mehr hätte die auswärtige Politik des Reiches eines einheitlichen großen Zuges bedurft und eines nicht nur sozusagen passiven Zieles. Die Politik eines großen Reiches kann man nicht gewissermaßen auf der Stelle treten lassen, sondern sie gewinnt erst in zielbewußter Eigenbewegung Kraft und Sicherheit. Alles das fehlte hier, ohne daß damit gesagt werden sollte, daß Fürst Bülow selbst die Hauptschuld daran getragen hätte; dieses Kapitel kann man heute noch nicht besprechen. Hinzu kam aber außerdem noch etwas, das von schwerem Nachteile geworden ist, nämlich der Widerstand der deutschen Diplomatie und anderer einflußreicher Kreise gegen die Flottenpolitik. Der langjährige Beherrscher des Auswärtigen Amtes, Geheimrat von Holstein, war ein entschlossener Gegner dieser Politik von Anfang an und durchaus in dem Gesichtskreise ausschließlicher Festlandpolitik befangen. So ist es ja vielen sogenannten Schülern Bismarcks gegangen: daß sie einer der größten Fähigkeiten ihres Meisters entbehrten: den Wechsel der Zeitverhältnisse und deren neue Anforderungen zu erkennen. Von diesen Kreisen ist mit hauptsächlich jene verderbliche Irreführung ausgegangen, daß die Flotte eine gesunde Heimatpolitik unmöglich mache. In Wirklichkeit ist, wie wir heute wissen, ja das Gegenteil der Fall, eine starke Flotten- und Weltpolitik ohne starke Heimatpolitik ist unmöglich, und umgekehrt bedarf die Heimatpolitik als Ergänzung einer von starker Flottenmacht getragenen Weltpolitik.

Die überwiegende Mehrheit der deutschen Diplomatie und ihres Anhanges hat dem Tirpitzschen Flottengedanken von Anfang an äußersten Widerstand, ärgerlichste Abneigung und völliges Unverständnis entgegengebracht. Dazu kamen sehr einflußreiche Schichten und Kreise, die zum Teile im hohen Adel und im hohen Handel zu suchen waren, welche die Überlieferung, England zu gefallen, besonders pflegen zu sollen glaubten. Und alle diese Flottengegner versuchten, Anhänger unter sich zu gewinnen durch die Suggestion: der Ausbau der deutschen Flotte erfolge auf Kosten der Armee, man vergesse den Festlandcharakter des Deutschen Reiches. Gerade durch diese letzte Suggestion ist viel Schaden und viel böses Blut auch zwischen der Armee und der Marine gemacht worden.

Es liegt auf der Hand, und Fürst Bülow, der das übrigens seinerzeit auch im Reichstage sagte, hat darin vollkommen recht, daß der Aufbau einer starken deutschen Flotte die Handhabung und Führung der auswärtigen Politik sehr erschweren mußte. Das war eine Periode, durch die man hindurch mußte und durch die man hindurchgekommen wäre bei mehr Zielbewußtsein und vor allem bei höherem Verständnisse für die staatsmännische und nationale Bedeutung des Tirpitzschen Flottengedankens. Der Mangel an Verständnis in den Kreisen der deutschen Regierungen und Diplomatie ist stets ganz außerordentlich gewesen. Abgesehen vielleicht vom Fürsten Bülow, hätte man denjenigen deutschen Diplomaten vergeblich mit der Laterne gesucht, welcher über Grundgedanken und Inhalt der deutschen Flottengesetze, über ihre Ausführung, über die Machtverhältnisse

zur See usw. auch nur oberflächlich unterrichtet gewesen wäre. Man verstand nicht nur nicht, sondern man wollte nicht verstehen, weil man von Abneigung gegen die ganze Richtung erfüllt war.

Welch ein Maß von Schwierigkeiten und Hindernissen sich auf diese Weise der Tirpitzschen Politik nicht nur dauernd, sondern wachsend gegenüberstellte, mag damit nur angedeutet sein. Alle jene offenen und heimlichen Gegner eines großzügigen Flottengedankens versuchten naturgemäß mit allen Mitteln und auf allen Umwegen auf den Deutschen Kaiser einzuwirken. Und da sie die Sache ihm teuer wußten, so richteten sie sich gegen die Person des Staatssekretärs, in der richtigen Überlegung, daß mit ihm auch sein Werk fallen werde....

In Großbritannien erkannte man mittlerweile mehr und mehr, daß es einen Mann in Deutschland gab, der sich durch die Masken und Verkleidungen der britischen Politik und öffentlichen Meinung nicht über ihr wirkliches Wesen und ihre Überlieferungen täuschen ließ. Man begriff in London gut genug, daß Großadmiral von Tirpitz die Fehler Spaniens, Hollands und Frankreichs: ungenügend gerüstet unter den Druck oder in den Krieg mit Großbritannien zu geraten, durch lange zielbewußte Vorbereitung auf lange Sicht vermeiden wollte. So wandte sich der englische Haß immer intensiver gegen Tirpitz, und man bediente sich aller Mittel, um dem deutschen Volke und seinen Führern gegenüber das Verbleiben des Admirals in seiner Stellung als eine Gefahr für den Frieden und für das Zustandekommen einer vertrauensvollen Freundschaft zwischen den beiden Mächten erscheinen zu lassen. Man schmeichelte, man log, man drohte, man machte bald in Verständigungsrummel, bald in künstlichen Flottenpaniken, bald wurde der Großadmiral beim Kaiser, bald bei den leitenden Staatsmännern verleumdet und angeschwärzt.

Überlegt man hierzu die von Jahr zu Jahr fortschreitende britische Einkreisungspolitik und Koalitionsbildung gegen das Deutsche Reich, so ergibt sich, wie schädlich und schwächend der Mangel innerer Einheit in Deutschland in und um die Flottenpolitik werden mußte. Soll ein so großes und schwer erreichbares Ziel unter derartigen europäischen Verhältnissen erfolgreich angestrebt werden, so sind Einigkeit, Einheit und vollkommene Klarheit nach allen Seiten hin unerläßliche Bedingung. Sie waren in der Tat nicht vorhanden und wurden es immer weniger, je mehr Jahre vergingen und je weniger die auswärtige Politik des Deutschen Reiches sich den Anforderungen der Lage und der Zukunft gewachsen zeigte. Heute wird man sagen müssen: wo eine verständnisvolle Einigkeit nicht zu erzielen war, hätte Einheit sie ersetzen, hätte die Verwirklichung des politischen und staatsmännischen Gedankens in derselben Hand liegen müssen, welche die Flotte entwickelte und aufbaute. Diese Folgerung wäre lediglich logisch gewesen.

Mit dem Jahre 1909 begann eine neue Periode durch den Rücktritt Bülows und den Amtsantritt des jetzigen Reichskanzlers. Staatssekretär des Auswärtigen Amtes wurde der dem Flottengedanken verständnislos und voll Widerwillen gegenüberstehende Kiderlen-Wächter. Der neue Reichskanzler stellte seine auswärtige Politik auf Gedanken und Ziel restloser Verständigung

mit Großbritannien. Daß ein solches Ziel nur auf Kosten des Flottengedankens und seiner Verwirklichung einer selbständigen deutschen Weltpolitik gehen konnte, war ohne weiteres klar und ist es, auch außerhalb der aktuellen Zusammenhänge betrachtet, schlechthin. Der Leser begreift, daß ich auf diese Periode in der jetzigen Zeit nicht näher eingehen kann. Erwähnt sei nur noch einmal jener Besuch Lord Haldanes im Winter 1912 und die Forderung des britischen Ministers nach Beseitigung des unheilvollen Staatssekretärs von seinem Posten, als dem Hindernisse englisch-deutscher Freundschaft. Mit welchen Mitteln, beiläufig erwähnt, man in England dieses heiß ersehnte Ziel anstrebte, mag u. a. aus folgendem hervorgehen: Es erschien eine von recht sachkundiger englischer Feder geschriebene Entwickelungsgeschichte und Schilderung der deutschen Marine und Flotte; A. Hurd ist der Verfasser. Mit großem Raffinement wußte Hurd in dem Buche immer wieder hervorzuheben, wie Admiral Tirpitz mehr und mehr eine Stellung einnehme, die auf Kosten des Ansehens des Deutschen Kaisers gehe. Der Leser sollte den Eindruck erhalten, daß Tirpitz kein Mittel versäume, um das Verdienst des Kaisers um die Schaffung der deutschen Flotte zu schmälern, und daß seine Stellung in Deutschland dem kaiserlichen Ansehen überhaupt abträglich werde. Welches Ziel diese Darstellung verfolgte, brauche ich nicht ausdrücklich zu sagen. Es genügt, zu erwähnen, daß die Hurdsche Schrift von Gegnern der Person und der Politik des Staatssekretärs in Deutschland eifrig gelobt wurde.

Haldane erreichte seinen persönlichen Zweck bekanntlich nicht, er erreichte aber, daß die nach Agadir eingebrachte Flottenvorlage verstümmelt wurde und den Bedürfnissen der Flotte, ja der Marine überhaupt, nicht annähernd entsprach. Der deutsche Reichskanzler hat später im Reichstage gesagt, er habe Lord Haldane gegenüber geäußert, daß eine deutsch-englische Verständigung mehr wert sei, als ein paar Dreadnoughts mehr oder weniger. In derselben Periode erschien die vielbesprochene Broschüre: ‚Weltpolitik und kein Krieg‘ und das Buch des Legationsrates Riezler (Ruedorffer) ‚Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart‘. Beide zeigten den Umschwung. Sie waren Vorboten für das nahende Ende zielbewußter Verfolgung des Tirpitzschen Gedankens: die flottenbauliche Entwickelung und die großen Linien der auswärtigen Politik unter einheitlichem Gesichtspunkte energisch vorwärts zu treiben. Die letzten zwei Jahre vor dem Kriege standen ganz im Zeichen der sogenannten deutsch-englischen Verständigung, und bei längerer Dauer des Friedens würde eine schnellere oder langsamere Politik des Abbaues des deutschen Flottengedankens im Zeichen der Versöhnung und vertrauensvollen Verständigung mit England eingetreten sein. — Nun hat der Krieg den Rücktritt des Großadmirals aus Gründen und unter Verhältnissen gebracht, deren annähernd vollständige Erörterung sich heute ausschließt. Gesagt mag nur sein, daß die Frage des Unterseehandelskrieges dabei nicht allein maßgebend gewesen ist, sondern auch viele andere Momente und Faktoren persönlicher und politischer Art. Als im Herbst 1915 im Anschluß an den ‚Lusitania‘fall der Unterseehandelskrieg eingeschränkt wurde und die Stellung des

Staatssekretärs erschüttert worden war, zeigte sich die großbritannische Presse — laufend und eingehend aus Deutschland ‚trotz' Zensur unterrichtet — voll Jubel. Die ‚Daily Mail' brachte ein Bild analog jener berühmten Zeichnung des ‚Punch' bei Bismarcks Abgang. Damals verließ Bismarck das deutsche Reichsschiff, und darunter stand: ‚Der Lotse geht vom Bord.' Dieses Mal verließ Tirpitz das Schiff und darunter stand: ‚Der Pirat geht von Bord.' An Bord des Schiffes war der Kaiser gezeichnet, wie er dem Scheidenden nachblickte. Der ganze, den Admiral ehrende, englische Haß lag in dieser Zeichnung enthalten. —

Die reichlich anderthalb Jahrzehnte, welche Tirpitz beschieden gewesen sind, um einen großen weltgeschichtlichen Plan in seiner Durchführung zu beginnen, können nur richtig verstanden werden, wenn man die Flotte selbst nicht als Zweck, sondern als das Mittel für die Verwirklichung des großen Gedankens auffaßt. Es ist unrichtig und bedeutet eine gänzliche Verkennung der Politik und des Wesens des Mannes, wenn man glaubt oder behauptet, er sei ein Fanatiker der Flotte an sich oder gar bestimmter Schiffsklassen gewesen. ... Die militärischen, die wirtschaftlichen Momente ebenso wie die der Politik selbst und die der nationalen Imponderabilien hat er stets und seiner Natur entsprechend unter dem Gesichtspunkte des wollenden und schaffenden Staatsmannes gewürdigt, gewertet und anzuwenden versucht.

Die Tätigkeit des Großadmirals von Tirpitz hat, seitdem er Stabsoffizier war, immer im Zeichen des großen Gedankens: eines sich wohlvorbereitet gegen Großbritannien in Europa und in der Welt durchsetzenden Deutschen Reiches gestanden. Es ist ihm nicht vergönnt gewesen, sein Werk militärisch durchzuführen, dazu war die Zeit zu kurz. Und es ist ihm auch nicht vergönnt gewesen, die für die Durchführung der militärischen Seite seiner Aufgabe erforderliche, weit ausblickende, rückenstarke und stetige Politik zu treiben. Eine solche aber mußte, wenn alles gelingen sollte, Ergänzung und Grundlage der eigentlichen Flottenpolitik bilden.

Im ganzen Auslande galt Tirpitz schon seit einem Jahrzehnt als der einzig starke Mann in Deutschland auf dem staatsmännischen Gebiete. Man hatte in ihm den einzigen erkannt, der ein großes, weitgestecktes Ziel für Deutschlands Zukunft anstrebte und die Kraft besaß, es zu erreichen. Ausländer und die ausländische Presse haben vor deutscher Staatsmannskunst und ihren Trägern seit Bismarck nicht eben große Achtung gezeigt, noch gehegt. Tirpitz bildete für sie eine Ausnahmeerscheinung, sie erkannten in ihm den Mann des harten Willens und der Ausdauer, den Feind und Verächter der dem Deutschen sonst so teuren Phrase, den Mann, der auf das Wesen der Dinge losging und sich nichts vormachen ließ, der keine großen Entscheidungen scheute, sondern sie für notwendig hielt, der sie bewußt vorzubereiten strebte, damit das Deutsche Reich nicht eines Tages unvorbereitet in eine Lebensentscheidung hineinstolperte. Tirpitz ist in der Tat dieser Mann, für den ihn das Ausland hielt und als den man ihn später einmal auch in Deutschland erkennen wird, als den Mann auch, der nicht an die Stelle

kam im Deutschen Reiche, die seiner Fähigkeit und seinem Willen zum Heile der deutschen Gegenwart und Zukunft gebührt hätte.

Als Tirpitz Staatssekretär wurde, war die deutsche Flotte eine unbeachtliche Größe. Als siebzehn Jahre später der Krieg ausbrach, war sie die zweitstärkste der Welt. ..."

Das sind nicht Meinungen eines „Unverantwortlichen", das sind Tatsachen. Es ist wohl an der Zeit, aus ihnen zu lernen.

Oder wollen wir England aus der Hand fressen?

Das hätten wir billiger haben können.



Juni

(1914)

Von Börries, Freiherrn v. Münchhausen

Juni, wie süß und sehnend du wieder duftest —!
Morgens durch die Bretter der Jalousien
Wehen Nelkenwolken erinnerungsträchtig,
Und die steinerne Treppe riecht wie damals,
Als ich sie sprang in langen Knabenstrümpfen.

Juni, du fröhlicher Mann, wie lustig du lachst!
Tolpatschig taumeln die dicken Pfingstrosenköpfe,
Komisch koaxt das Lied der Frösche im Teiche,
Nichts wie Späße treibt auch der Wind, der junge,
Bis das ernsthafte Wasser die Stirn kraust.

Juni, du stehst wie der Wanderer auf der Höhe,
Der zum Aufstieg zurück, zum Abstieg hinabsieht,
Stehst wie des Springbrunns Strahl, der zögernd zaudert
Atemverhaltend, bevor er herabspringt
Auf den Tuffstein, daraus er stieg.

Meiner Kindheit gedenk' ich im Juni immer,
Weiß nicht weshalb, — und weiß auch nicht worüber
Ich im Juni so gern und fröhlich lache, —
Aber vielleicht, weil der Frühling weit, und der Winter
Ferner noch als der ferne Frühling scheint.



Das Deutsche Reich Europas Friedenshort

Von Justizrat Wagner, Berlin

Das deutsche Volk ist friedfertig. Das können wir nach strenger Selbstprüfung mit gutem Gewissen behaupten. Seit Gründung des Deutschen Reiches haben wir vierundvierzig Jahre Frieden gehalten, wir hatten keine Ausdehnungsgelüste, wir wollten keinem unserer Nachbarn, keinem Volke zu nahe treten, es in seinen Rechten berauben oder gar es unterwerfen. Das Deutsche Reich erstrebte nicht die Weltherrschaft, auch nicht die Vorherrschaft in Europa. Wir haben in Deutschland keine Kriegspartei, keine Militärpartei, und die Friedensliebe unseres Kaisers wird vom ganzen deutschen Volke einmütig anerkannt.

Wenn andere Völker an die Friedfertigkeit des deutschen Volkes nicht glauben wollen und von dem deutschen Militarismus reden, der die Welt bedroht, so kennen sie uns Deutsche nicht und legen uns Gesinnungen, Absichten, Pläne unter, die wir nicht haben, die sie aber selbst bewegen würden, wenn sie eine solche Macht in Händen hätten, wie das deutsche Heer. Heute kann uns die Meinung anderer Völker, zumal unserer Feinde, ganz gleichgültig sein; denn sie haben durch Beschimpfung, Verleumdung und Lüge jeden Anspruch auf Achtung und Beachtung verloren. Ein großes wohlausgerüstetes Heer mußten wir haben; das war geboten durch unsere geographische Lage mitten in Europa, umgeben von Nachbarn, die seit Jahren und Jahrzehnten aus Rachsucht und Neid uns mit scheelen, feindlichen Augen ansahen; die sich miteinander verbanden, uns einkreisten, auf deren Angriffe wir jederzeit gefaßt sein mußten. Der jetzige Krieg, der nach der Absicht unserer zahlreichen Feinde das Deutsche Reich zerschmettern sollte, hat gezeigt, wie notwendig es war, unsere Verteidigung vorzubereiten und jederzeit bereit zu sein, für unser Dasein zu kämpfen. Das deutsche Heer, so stark es war, war aber für niemand eine Bedrohung; es war einzig und allein ein Rüstzeug zum Schutze unserer friedlichen Arbeit. Nichts anderes wollte das deutsche Volk, als arbeiten und schaffen, und bei dem Verkehr mit andern Völkern nicht deren Unterdrückung und Ausbeutung, sondern überall nur die offene Tür für sich und andere Nationen.

Die bösen Nachbarn haben es nicht gewollt, sie störten uns in unserer friedlichen Arbeit und überzogen uns mit Krieg. Wir haben uns der Feinde erwehrt, so viele es waren, und wir können einen ehrenvollen Frieden erwarten.

Mit dem Frieden muß aber ein neuer Zustand in Europa geschaffen werden. Die furchtbaren Kriege mit dem Hinmorden der Männer und der Verwüstung der Länder, die dauernden Kriegsdrohungen, die Arbeit und Geschäftsverkehr lähmten, und die immer wieder hervortretenden Ausdehnungsgelüste einzelner Staaten in Europa müssen aufhören; in friedlichem Wettbewerb sollen die Völker Europas nebeneinander wohnen.

Nur der Starke kann den Frieden schützen. So muß das deutsche Volk, das das friedfertigste in Europa ist, auch das stärkste sein. Das Deutsche Reich muß durch den Friedensschluß seine Machtmittel so vermehren, daß es durch seine Friedensliebe und seine Stärke Europas Friedenshort wird. Friedenshort von Europa zu sein, das ist die von der Vorsehung dem Deutschen Reich bestimmte Aufgabe.

Einen dauernden und gefestigten Frieden, das ist es, was wir brauchen, den Europa braucht, der für die ganze Welt eine Wohltat wäre.

Zur Erhaltung eines solchen Friedens können wir uns auf den guten Willen der europäischen Völker nicht verlassen; denn, wie der Krieg gezeigt hat, fehlt es an dem guten Willen. England wollte den Krieg, um den deutschen Handel und die deutsche Industrie zu vernichten. Frankreich wollte den Krieg, um Rache zu nehmen für die Niederlage im Jahre 1870. Rußland wollte den Krieg aus Machtgelüst und Herrschsucht.

Ein wirklicher Friedenszustand und ein dauernder Frieden kann auch nicht erhalten werden durch internationale Verträge, weil sich die Völker, wie die Geschichte und besonders die Erfahrung des jetzigen Krieges lehrt, doch nicht an Abmachungen kehren; ebensowenig nützt ein internationales Schiedsgericht, weil die Interessengegensätze und die meisten Zwistigkeiten der Völker sich gar nicht in bestimmte Sätze fassen lassen, die einer richterlichen Entscheidung zugrunde gelegt werden könnten, weil es an einem klaren und für alle Völker verbindlichen Recht fehlt, und weil schließlich hinter dem Schiedsgericht keine Macht steht, die die Durchführung eines Schiedsspruches erzwingen kann.

Den Frieden konnte auch die Kunst der Diplomaten nicht aufrechterhalten, soweit sie das überhaupt wollten.

Auch die Lehre vom europäischen Gleichgewicht hat für Aufrechterhaltung des Friedens nichts genützt. Der Grundsatz vom europäischen Gleichgewicht war ein recht vager Begriff. Man hoffte, daß die Staaten oder Staatengruppen von möglichst gleicher Macht sich die Wage hielten und deshalb Frieden halten würden. Aber die Hoffnung war trügerisch. Niemals hat die Achtung vor dem europäischen Gleichgewicht einen Staat in seinen Absichten gehindert; gemißbraucht aber wurde der Grundsatz nicht selten, um aufstrebende Staaten zurückzuhalten oder sogenannte Kompensationen zu verlangen; oft gab er Anlaß zu kriegerischen Verwicklungen, niemals hat er Kriege verhindert. Ganz gewiß auch nicht den jetzigen Krieg, durch den unsere verbündeten Feinde Deutschland zerschmettern und also das seit länger als einem Menschenalter bestehende europäische Gleichgewicht vorsätzlich zerstören wollten.

Auch die internationalen Beziehungen der Sozialdemokraten haben sich als ganz wirkungslos erwiesen. Der Weltkrieg ist darüber hinweggebraust.

Alle diese angeblichen Stützen des Friedens sind wertlos, sie sind zerbrochen.

Das Deutsche Reich muß den Frieden aus eigener Macht schützen. Sein Platz inmitten der Völker Europas, seine Friedensliebe und die gepanzerte Faust befähigen es dazu.

Das Deutsche Reich soll der Friedenswächter werden. Das ist seine Mission.

Wenn wir diese Mission verstehen und in kraftvollem Stolz und ruhiger Besonnenheit übernehmen, so kann es nur geschehen, wenn aus dem jetzigen Kriegsbrande ein neues stärkeres Deutschland ersteht.

Zur Stärkung deutscher Macht kommt zunächst die Erweiterung und der bessere Schutz seiner Grenzen in Frage, nach Westen und nach Osten. Die Grenzerweiterung gilt als Siegespreis und als deutliches Zeichen der Überlegenheit. Solch einen Siegespreis kann das deutsche Heer und das deutsche Volk für so große Opfer an Gut und Blut mit Recht verlangen. So ein Lohn kommt uns zu.

Das Recht der Eroberung ist unbestreitbar und stets im Völkerrecht anerkannt. Erobertes Land zu behalten zum Schutze des Landes ist ebenso gutes Recht unter den Völkern, wie das Recht der Enteignung innerhalb eines Staates, wenn solches Recht zum gemeinen Wohl in Anspruch genommen wird. Und die Landesgrenzen, wie sie jetzt bestehen, die durch Kriege oder diplomatische Künste bestimmt wurden, sind doch auch nicht heilig und auf ewig unverletzlich.

Nicht im Siegesrausch und im Übermut wird das deutsche Volk die Grenzerweiterung bestimmen. Auch hier werden wir mit Ruhe und Besonnenheit erwägen und handeln, und nicht nur überlegen, was wir nehmen, sondern auch was aus dem Lande werden wird, wenn wir es behalten. Nicht jede Gebietserweiterung ist eine Machterweiterung. Mit dem Land bekommt man auch Leute; es kann nicht die ganze Einwohnerschaft „evakuiert" werden. Von einer Aufnahme neuen Landes in das Reich, wie Elsaß-Lothringen, kann nicht die Rede sein. Werden die eroberten Leute nicht deutsch, wozu nach unserer bisherigen Erfahrung mit den Fremdstämmigen recht wenig Aussicht ist, so würden wir in ihnen eine unruhige, ewig unzufriedene, wahrscheinlich sogar deutschfeindliche Bevölkerung innerhalb des Reiches haben. Die Deutschfeinde innerhalb der Grenze sind schlimmer, als die Feinde draußen. Die Kraft des deutschen Volkes erwuchs aus seiner Einigkeit, seiner nationalen Einheit, seinem Deutschtum. Nicht zufällig wurde das Lied: „Deutschland, Deutschland über alles" zum Nationallied und Schlachtgesang. Wir wollen nicht von der Höhe des Nationalbewußtseins zum Staatsbewußtsein herabsinken. Das Staatsbewußtsein, das verschiedene Nationalitäten zusammenhalten soll, wie etwa Österreich-Ungarn, schließt die Möglichkeit eines Zerfalls nicht aus.

Wir werden aus den eroberten Landesteilen besondere, vom Deutschen Reich abhängige Staatsgebilde schaffen müssen. Das Maß der Selbständigkeit der neuen Lande wird abhängen von der Gesinnung und dem Verhalten der Bewohner. Bleiben sie unsere Feinde, so müssen wir über sie herrschen, werden sie unsere Freunde, nicht nur in heuchlerischen Schmeichelreden, sondern in der Wahrheit, so werden sie auch die Freiheit erwerben. Vorläufig können diese Gebiete unter militärischer Verwaltung bleiben, bis Klarheit geschaffen ist über die Gesinnung der Beherrschten. Nicht wir haben uns zu bemühen, um sie zu gewinnen, wir können warten. Nicht die Wünsche der Unterworfenen entscheiden, sondern einzig und allein die deutschen Interessen.

Die Gebietserweiterung ist aber nicht die alleinige Ausstattung des deutschen Friedenswächters.

Neben der Machtstärkung durch Gebietserweiterung ist besonders wichtig die Entschädigung für die Kriegskosten und Kriegsschäden. Alle Schäden, die unsere Industrie, unser Handel, unsere Schiffahrt durch den furchtbaren Krieg erlitten haben, müssen, so schnell es geht, beseitigt werden. Das kann nicht geschehen, wenn wir die Zinsen und Abzahlungen der Kriegskosten selbst tragen sollen. Das würde unser ganzes Wirtschaftsleben niederhalten. Die Milliarden der Kosten und Schäden müssen unsere Feinde zahlen, die uns den Krieg aufgezwungen haben, und die wir niedergekämpft. Unsere Feinde haben, als sie den Krieg anfingen, sich das anders gedacht, als es gekommen ist; sie wollten sich bereichern, die deutsche Industrie vernichten, die deutschen Handelsbeziehungen für sich gewinnen. Nun wir die Sieger sind, haben wir volle Entschädigung zu verlangen.

Bei der Frage nach der Kriegskostenentschädigung begegnet man oft dem Einwand: Unsere Feinde sind ruiniert, sie können ja nichts zahlen. Das ist ganz verfehlt. England hat noch neuerdings mit seinem großen Geldsack geprahlt. Wir brauchen uns auch nicht den Kopf zerbrechen, woher unsere Feinde die Mittel für die Kriegsentschädigung nehmen. Wenn sie das Geld nicht selbst aufbringen können, mögen sie sich an Amerika wenden, das ihnen ja bisher so gut geholfen hat. Hier ist zarte Rücksicht nicht am Platz. Wir wollen doch nicht vergessen, daß Königsberg und Elbing noch bis vor wenigen Jahren an den Kriegsschulden zu zahlen hatten, in die sie durch die Kontributionen des Kaisers Napoleon geraten waren.

Wir haben das Unheil nicht verschuldet, wir müssen Entschädigung haben. Das Volk, das sein Wirtschaftsleben am schnellsten durch die nötigen Geldmittel in Ordnung bringen kann, wird das mächtigste sein. Danach müssen wir streben. Unser Augenmerk müssen wir auch darauf richten, daß bei dem Friedensschluß, so wie es im Jahre 1870 nach dem französischen Kriege geschah, unsere Handelsbeziehungen vorteilhaft geordnet werden. Es wird ja nicht möglich sein, mit dem Frieden vollständige Handelsverträge zu erzwingen, aber gewisse allgemeine Zoll- und Handelsgrundsätze können wohl festgesetzt werden.

Endlich aber müssen wir die Freiheit zur See erreichen, für uns und alle Völker. Es darf nicht wieder vorkommen, daß Deutschland von allem Verkehr zur See gänzlich abgeschnitten wird. Die Herrschaft Englands auf den Weltmeeren ist noch nicht gebrochen, sie ist zur rücksichtslosen Tyrannei geworden, die weder Völkerrecht noch Neutralitätsrechte achtet. Wenn wir auch den Beweis geliefert haben, daß die Herrschaft keine unbedingte ist, so hat doch England allein durch das Dasein seiner Flotte unseren ganzen überseeischen Handel lahmgelegt und, um jede Zufuhr von uns abzuschneiden und uns auszuhungern, sogar den Handel der Neutralen unter seine Aufsicht gezwungen. Das Seerecht bedarf einer besseren Feststellung, es darf nicht nur abhängig sein von der Willkür Englands. Wir brauchen eine stärkere Flotte und genügende Kohlenstationen und Flottenstützpunkte in allen Teilen der Welt. Die Kosten hierfür sind bei der Frage der Kriegskostenentschädigung zu berücksichtigen. Wir müssen aus der Kriegsentschädigung unsere Seemacht stärken, wie wir 1871 unsere Festungen ausbauten.

Eine schwere Schädigung, die uns der Krieg gebracht hat, kann uns das Ausland nicht ersetzen. Das ist der Verlust an geistigen Gütern, der durch de



Tod so vieler geistig hochstehender Jünglinge und Männer entstanden ist, die noch jahre- und jahrzehntelang zum Besten des Vaterlandes wirken und schaffen sollten. Wir haben nicht, wie unsere Feinde, Massen von Indern, Negern, Tataren, Mongolen und anderen halbwilden, ungebildeten, des Lesens und Schreibens unkundigen Soldaten ins Feld gestellt; hochgebildete Kaufleute und Industrielle, Professoren, Lehrer, Architekten, Beamte, Richter, Rechtsanwälte, Referendare sind auf unserer Seite gefallen. Diesen Ausfall, der sehr fühlbar für unser Vaterland sein wird, müssen wir selbst ersetzen. Das ist eine ernste Mahnung für die Jugend, die mit Begeisterung den Kriegsereignissen gefolgt ist; sie, die Jungen und die Jüngsten, sie sollen körperlich und geistig sich üben, arbeiten und streben, auf daß sie ihrer Väter wert werden und bald dem Vaterlande an geistigem Kapital das ersetzen, was das Vaterland im Kriege verlor. Es ist aber auch eine Mahnung an uns alle. So wie im Kriege Burgfriede herrschte und alle Kräfte eingesetzt wurden zur Verteidigung des Vaterlandes, so sollte auch nach Friedensschluß das Wohl des Vaterlandes der Mittelpunkt aller unserer Arbeit, unserer Bestrebungen sein, und auch bei den notwendigen Auseinandersetzungen und Kämpfen der Parteien soll gegenseitig Achtung herrschen und Mäßigung und stets soll das Vaterland über der Partei stehen. Das fordern von uns die Geister der Gefallenen. „Alles für das Vaterland!" Das ist die beste Machtstärkung.

Auch sollen wir unser Haupt erheben. Wir haben uns lange genug erniedrigt, das Ausländische hochgeschätzt und das Fremdländische bevorzugt. Jetzt haben wir gesehen, wieviel tiefer unsere Feinde standen, wie sie die Lüge zu ihrem Bundesgenossen nahmen, wie sie als Vorwand für ihren Krieg zur Zerschmetterung Deutschlands zur Verleumdung und Beschimpfung griffen, wie sie die „Nation der Dichter und Denker" als „Barbaren" und „Hunnen" verschrien. Und wir haben ihre verächtlichen Prahlereien kennengelernt, wie sie sich rühmen, die weißen und die farbigen Engländer und Franzosen, sowie die halbasiatischen Russen, daß sie für Kultur und Zivilisation, daß sie für die Gerechtigkeit und das Wohl der Menschen kämpfen. Da ist deutsche Art und deutsche Sitte denn doch anders. Selbstbewußtsein und Nationalstolz soll uns deshalb erfüllen, stolz sollen wir das Haupt erheben: An deutschem Wesen soll die Welt genesen. Wir wollen stark sein, wie wir gerecht und friedfertig sind. So wird das Deutsche Reich die ihm von der Vorsehung bestimmte Aufgabe erfüllen als Europas Friedenshort.



Kindlein werden geboren...

Von Ernst Theodor Müller

Erde kann nicht sterben —
Unterm Fuß der Schlacht
Windet sie durch Scherben
Ihre Blüten sacht.

Aus zerschoßnen Bäumen
Tastet ihre Hand
Noch mit hellen Träumen
Segnend in das Land.

Rankt zu dunklen Toren
Ihre Rosen rot —
Kindlein werden geboren
Unter dem Könige Tod.

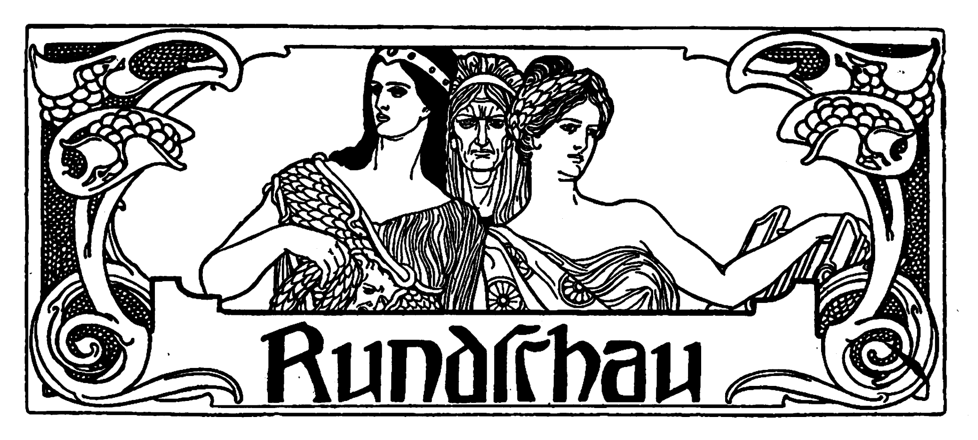


Entbehren oder Genießen?
Von H. Voß

Wie gut, daß es auch in ernster Zeit Menschen gibt, die uns eine frohe Stunde bescheren! Las ich da unter den Zeitungsstimmen etwas über Einschränken nach dem Krieg von einem Grafen oder Baron Soundso, der Name ist mir entfallen. Da stand allerlei von nicht mehr erster Klasse fahren, von nicht mehr täglich Wein trinken, von nicht mehr Jagden pachten, bei denen ein erlegter Hirsch nur die Kleinigkeit von 2000—3000 ℳ kostet, und andere gute (?) Dinge mehr. Ein wenig Einschränkung, ein wenig Entbehren!

Erst habe ich leise, dann laut und fröhlich gelacht und mich bei dem Schreiber des Aufsatzes in Gedanken recht herzlich bedankt für die frohe, gute Stunde, die er mir bereitet hat, für die Erkenntnis, die ich dadurch gewann. Denn, was ich bis jetzt nicht wußte, weiß ich jetzt, nämlich, daß ich tausendmal reicher bin ohne erste Klasse, Wein, Jagden usw., als die Reichen, die sich das alles leisten können, und daß, kommt es noch so arg mit den Steuern nach dem Krieg, ich meinen Reichtum gar nicht herzugeben brauche, denn, eigentlich möchte ich als guter Patriot sagen leider! kann der Staat mit ihm nichts anfangen. Also, ich brauche nichts zu entbehren, mich nicht einzuschränken mit meinen Schätzen. Mir bleiben Wald und Feld, Gebirge und Meer, muß ich mich auch auf Schusters Rappen oder dritter Klasse zu ihnen hinbemühen. Daß sie eigentlich nicht mein eigen, was tut's! Ich habe meine Freude an ihnen ohne die Sorgen des Besitzes. „Was wir lieben, haben wir, durch Begehren berauben wir uns selbst der Liebe." Mir bleiben meine treuen Freunde, die Bücher, mir bleibt die vielseitige Arbeit und die Arbeitsfreudigkeit, mir bleiben der gesunde Körper, die gesunde Seele. Entbehren? Einschränken bei solchen Reichtümern? Mir bleibt das liebe tägliche Brot und sicher noch so viel darüber, daß ich nicht verhungern muß, ja ich glaube, mir bleibt noch so viel mehr, um andere trösten, andern helfen zu können. Mir bleibt — ach, man müßte ja ein Buch schreiben, wollte man alles aufzählen, was einem an Großem, Herrlichem, Liebem, Schönem bleibt, mag nur jeder bei sich weiter aufrechnen und mag jeder denkende Deutsche mit mir die tiefe Wahrheit des Satzes aus Kronenbergs Kant nacherleben: „Reich ist man nicht durch das, was man besitzt, sondern mehr noch durch das, was man mit Würde zu entbehren weiß. Und so könnte es auch hier vielleicht sein, daß die Menschheit reicher wird, indem sie ärmer wird, daß sie gewinnt, indem sie verliert."





Politische Volksbildung

Wahrlich, eine der wichtigsten Aufgaben, die im großen schon vor dem Kriege hätte bewältigt sein sollen, an die heute aber gar nicht ernst und entschlossen genug herangegangen werden kann! Denn Paul Rohrbach hat recht, wenn er in der Wochenschrift „Deutsche Politik“ erklärt: „Das Bekenntnis zur Internationale und zum Völkerfrieden ist an und für sich heute praktisch ebenso ziel- und wertlos, wie das zum Schutz des Vaterlandes und selbst der Welt und Überseepolitik. Die Allgemeinheiten helfen nichts, es muß vielmehr das Wissen um eine bestimmte Mindestmenge von positivem Stoff und eine Vorstellung davon erlangt werden, was dieser Stoff, diese Tatsachen mit unseren nationalen Interessen und Zielen zu tun haben.

Angenommen“, führt Rohrbach weiter aus, „wir wollten das, was wir brauchen, schulmäßig lehrhaft ausdrücken, so wäre ein neues Fach in die Volksbildung einzuführen: politische Weltkunde. Bleibt man, um zunächst durch die Entwicklung eines Schemas formelle Deutlichkeit für unsern Gedanken zu gewinnen, bei dem Bilde eines Schulfachs, so könnte über die Grundlage, auf der es aufzubauen wäre, kein Zweifel sein: natürliche und politische Erdkunde. Erweitert man diesen Begriff nach der geschichtlichen, wirtschaftlichen und kulturwissenschaftlichen Seite hin, so hat man das beisammen, was als Wissen und Anschauung in unsere nationale Bildung eingeführt werden muß

Ich sage ‚eingeführt‘, weil das, was da ist, lange nicht genügt. In unserm Volksschulunterricht ist das geographische Pensum über die Heimatkunde hinaus sehr dürftig. Weltkundliche Gedanken im politischen Sinn lassen sich mit diesem mageren Gerippe kaum verbinden. Es ist auch nicht gut möglich, der nicht gehobenen Volksschule, deren Lehrgang bestenfalls mit dem vierzehnten Lebensjahre abschließt, solche Aufgaben zu stellen. Für die Fortbildungsschule dagegen käme sie sehr wohl in Frage, ja für diese sind sie sogar notwendig. Auf den höheren Schulen war Geographie bis vor nicht langer Zeit das miserable Fach schlechthin. Mit den Kenntnissen, die sich der Gymnasiast auf diesem Gebiet erwarb oder besser nicht erwarb, kam es natürlich im späteren Leben nur zu weltkundlichen Vorstellungen von höchster Dürftigkeit. Ich denke immer noch an den akademisch gebildeten Juristen, der mich fragte, von welcher Kolonie Togo die Hauptstadt sei. So krasse Fälle waren wohl Ausnahmen, aber wo Ausnahmen von diesem Kaliber möglich waren, da konnte man auch schon einen Schluß auf die Regel ziehen. Heute ist es etwas besser geworden, aber es steht noch mangelhaft genug. Oder wie soll man es nennen, wenn dasjenige Fach, das als Fundament für jede Art von Wissen über weltpolitische Dinge das allerunentbehrlichste ist, auf dem Gymnasium nach Absolvierung der Mittelstufe gar nicht mehr oder nur ausnahmsweise getrieben wird?

Politische Volksbildung im Sinn von Weltkunde ist nur dann möglich, wenn zunächst ein festes Weltbild da ist: Wie die Länder und Meere zueinander liegen, wie sie politisch unter den Völkern verteilt sind und auf welche Art diese Verteilung mit ihrer natürlichen Lage und Beschaffenheit verbunden ist. Man muß wissen, welches die von der Natur vorgezeichneten, die Weltgeschichte und die Weltwirtschaft formenden erdkundlichen Zusammenhänge sind. Man muß weiter wissen, durch welche geographischen Tatsachen jede Nation sich ihre politischen Ziele und Sorgen vorgeschrieben sieht, worauf sie sich stützen kann und was sie zu korrigieren bestrebt sein muß. Es ist aber auch notwendig, die Größe der Länder, die Menge und Verteilung der Menschen darin, ihre natürlichen und ihre geschaffenen Reichtümer, ihre Sinnesart, ihren politischen Entwicklungsstand und die Grundtatsachen ihrer Geschichte zu kennen. Wer jetzt, seit dem Ausbruch des Weltkrieges, damit zu tun gehabt hat, diese Dinge dem Durchschnittsverständnis nahezubringen, der weiß, wieviel ehrliches Bemühen um Aufklärung auf diesem Gebiet, aber auch wie geringe Kenntnisse im Durchschnitt vorhanden sind.

Es gibt zurzeit acht relative Großmächte auf der Welt, von Japan bis Deutschland, und eine absolute: die menschliche Unwissenheit. Ich meine damit nicht Unwissenheit um irgendwelche Höhen und Tiefen der geistigen Erkenntnis aller Art, sondern Unwissenheit um greifbare und allgemein zugängliche weltkundliche Tatsachen. Alle Völker sind in dieser Unwissenheit befangen, aber das eine ist es mehr, das andere weniger. Ganz besonders unwissend sind z. B. die Amerikaner. Es ist lächerlich, wie wenig Kenntnisse, selbst der ‚gebildete' normale Amerikaner von allen Dingen außerhalb seines Vaterlandes hat. Ihm ist das so selbstverständlich; er kann sich gar nicht denken, daß es, abgesehen etwa von England, in der nichtamerikanischen Welt bedeutende und wirklich wissenswerte Dinge geben könne. Alles Große ist in Amerika, und das Größte davon ist die amerikanische Verfassung. Sie ist das Höchste und Letzte an politischer Weisheit. Sie ist demokratisch. Völker, die keine solche Verfassung haben, in der ein, wenn auch unvollkommener, Abglanz der amerikanischen Vollkommenheit sich spiegelt, sind unbeachtlich, unsympathisch oder gefährlich. Kommen sie zur Macht, so bedeutet das einen Rückschritt der menschlichen Kultur.

Das alles glaubt der normale Amerikaner neben den verschiedenen Dingen, an die er je nach seiner Besonderheit sonst noch glaubt: die Humanität, den Dollar, die Miß Eddy, das Wassertrinken oder die bessere Sittlichkeit des Munitionsverkaufs gegenüber dem U-Boot. Er glaubt es so ehrlich, wie ihm nur etwas zu glauben möglich ist. Ein sehr unwissender Glaube, sicher! Irgend einmal wird das amerikanische Volk auch ohne Zweifel die politische Rechnung dafür geschrieben bekommen. Einstweilen aber kann es sich den Luxus seiner Irrtümer leisten. Für uns dagegen ist Unwissenheit in bezug auf die amerikanischen Eigentümlichkeiten eine schwere Gefahr. Auch das ist ein Stück Weltkunde. Wir müssen wissen, was für die politische Gedankenwelt und für die politische Haltung des Amerikanertums daraus folgt, wenn in einem der gebräuchlichsten Bücher für den Unterricht auf der Oberstufe der amerikanischen Schulen folgendes Urteil über Deutschland zu lesen steht:

„... Die Geschichte der Gründung des Deutschen Reiches zeigt deutlich, daß es sich nicht nur um einen Prozeß von Blut und Eisen handelte, sondern auch um einen von Trug und Falschheit. Es ist schwierig, die Geschichte eines so gigantischen und erfolgreichen Wirkens zu erzählen, ohne dabei den Anschein zu erwecken, als ob es verherrlicht werden solle. Natürlich muß man sagen, daß Bismarck nicht für gewöhnliche oder niedrige Ziele arbeitete, auch nicht für rein preußische Ziele, sondern daß er von aufrichtigem und starkem Patriotismus erfüllt war. Nur durch eine nationale Einigung, wie er sie schuf, konnte das deutsche Volk im modernen Leben emporsteigen. Gleichzeitig hat aber Bismarcks Erfolg ohne Zweifel dazu gedient, den Stand der internationalen Moral zu erniedrigen; seine Politik des Betruges und der Gewalt hat Deutschland eine Menge von brennenden Fragen hinter-



Lazarus vom Tode erweckt W. Steinhausen

Beilage zum Türmer

lassen, mit denen es noch lange zu tun haben wird. Die Rolle des Unteroffiziers und des Polizisten im modernen Deutschland, die Feindschaft der Dänen in Schleswig und der Franzosen in Elsaß-Lothringen gegen das Reich, die bittere Eifersucht zwischen Preußen und Bayern, und endlich die ungeheuren Armeen von ganz Europa gehören zu den Ergebnissen seiner Politik. Es ist aber zu früh, um zu sagen: diese Politik hat endgültig gesiegt.'

So sieht die Vorstellung des gebildeten Amerikaners über Deutschland aus, was den moralischen Wert unseres Staatswesens angeht. In diesem Vorurteil befangen, liest er den Notenwechsel zwischen seiner Regierung und der unsrigen. Alles, was da verhandelt wird, geschieht für ihn zwischen einem Staat von moralisch höherer Ordnung, dem seinigen, und einem von geringerer, dem unsrigen. Er sieht nicht den Balken im Auge seiner Demokratie, aber er sieht den Splitter im Auge unseres politischen Verfassungslebens. Trotzdem ist der demokratische Gedanke für ihn der allein seligmachende politische Glaube. Zu einem Mangel an ‚Demokratie' oder was er dafür hält, stellt er sich wie die Kirche zum Ketzer. Wie kann sich auch der Ketzer der Kirche gegenüber auf moralische Motive berufen — die Kirche hat gesprochen, die Sache ist zu Ende!

Wer in seiner Weltkunde soviel Kenntnis von amerikanischer Psychologie hat (die Politik im Sinne der Lehre vom nationalen Vorteil und Nachteil behält daneben natürlich ihren Raum), der wird die äußere und innere Rolle der Vereinigten Staaten von Amerika gegenüber Deutschland und England von Anfang an auf der richtigen Grundlage einschätzen. Wer diese Dinge nicht kennt, muß aber in der Frage unseres Verhältnisses zu Amerika notwendig fehlgehen. Ganz entsprechend verhält es sich mit verschiedenen anderen wichtigen Grundfragen in diesem Krieg. Ich will auf psychologischem Gebiet nur noch ganz kurz auf etwas hinweisen, was auch nur von wenigen von vornherein richtig bewertet wurde: den englischen Charakter. Am Anfang des Weltkrieges waren viele Leute der Meinung, der Krieg würde nicht lange dauern. Die einen begründeten es damit, daß kein Staat und keine Volkswirtschaft längere Zeit hindurch die gewaltigen finanziellen Opfer würde aushalten können; die anderen begründeten es mit militärischen oder sonstigen Erwägungen. Wer aber England kannte, der sagte sich: dies Volk hat in seinem privaten Leben und in seiner Geschichte schon so große Beispiele von zähem Durchhalten gegeben, daß nun, wo England mit eingetreten ist, an einen kurzen Krieg nicht mehr gedacht werden kann! Es gibt überhaupt auf der Welt nur ein einziges Volk, das imstande ist, es mit diesem englischen Charakterzuge aufzunehmen. Dieses Volk sind glücklicherweise wir.

Über die Grundlagen unseres Verständnisses für das russische Problem habe ich an dieser Stelle schon wiederholt gesprochen. Allerdings kann ich nicht sagen, daß die Kenntnis der Tatsachen, durch die Rußland zum unversöhnlichen Feinde der deutschen Zukunft geworden ist, während dieses Krieges bei uns große Fortschritte gemacht hat. Diese Tatsachen sind, wie unsere Leser wissen, geographischer und wirtschaftspolitischer Natur. Sie gehören ganz und gar in das Gebiet hinein, das wir ‚Weltkunde' genannt haben. Das fundamentalste Stück darin ist die Verschiebung des russischen Wirtschaftszentrums nach Süden in das Verkehrsgebiet des Schwarzen Meeres. Diese Verschiebung ist Tatsache, und sie läßt sich aus der überall zugänglichen russischen Produktions- und Handelsstatistik zahlenmäßig beweisen. Der Schwerpunkt des russischen Wirtschaftskörpers liegt nicht mehr in den zentralrussischen Gebieten, sondern zwischen den Karpathen, der unteren Wolga und dem Pontus. Sobald man das vor Augen hat, ist die ganze russische Politik klar. Die russische Volkswirtschaft ist unter allen Umständen darauf angewiesen, ihre Handelsbilanz aktiv zu halten. Aktivität der Handels- und der Zahlungsbilanz fallen für Rußland zusammen, weil im russischen Wirtschaftsleben keine Mittel vorhanden sind, ein Minusergebnis im Güterverkehr mit dem Auslande auf andere Weise auszugleichen. Deutschland und England können es, sie sind zugleich Gläubiger des Auslandes und Unternehmer, die geschäftliche Gewinne

im Auslande machen. Rußland kann es nicht. Nur wenn es imstande ist, so viel Waren ins Ausland zu exportieren, daß es damit alle seine Verpflichtungen, einschließlich der schweren Schuldzinsen decken kann, ist sein ökonomisches Gleichgewicht sicher. Von diesem aber hängt seine Fähigkeit und seine Freiheit zu jeder großen politischen Aktion ab. Also will Rußland freien Ausgang aus dem Schwarzen Meere haben, wohin sich sein Wirtschaftsleben während des letzten Menschenalters mehr und mehr gewandt hat. Der Ausgang aber gehört den Türken. Daraus folgt, daß Rußland an sich bringen will, was türkisches Besitztum ist. Mit der Wohlfahrt und Stärke der Türkei aber hat sich das deutsche Lebensinteresse verbunden. Unter keinen Umständen ist es für uns möglich, das politische Lebenszentrum unserer Verbündeten preiszugeben. Dies Stück Weltkunde hatten wir aber noch nicht gelernt, als der Krieg ausbrach. Wer es nicht inne hat, ergeht sich leicht in Träumen von der Zufälligkeit dieses deutsch-russischen Zusammenstoßes und von einem zukünftigen Ausgleich der deutsch-russischen Interessen. (Ein „zukünftiger" Ausgleich dieser Interessen braucht gleichwohl kein „Traum" zu bleiben. Überhaupt: was ist in einer nicht übersehbaren Zukunft nicht möglich? D. T.)

Im Anfang der Periode, in der sich das Schicksal des Weltkrieges vorbereitete, stehen die Sätze in dem berühmten Artikel ‚Saturday Review' von 1897, in dem es hieß:

‚England mit seiner langen Geschichte erfolgreicher Angriffe, mit seiner wunderbaren Überzeugung, daß es zugleich mit seiner Fürsorge für sich selbst Licht unter die im Dunkel lebenden Völker verbreitet, und Deutschland, demselben Fleisch und Blut entsprossen, mit geringerer Willensstärke, aber vielleicht mit noch kühnerem Geiste, wetteifern miteinander in jedem Winkel des Erdballes.'

‚Wenn Deutschland morgen aus der Welt vertilgt würde, so gäbe es übermorgen keinen Engländer in der Welt, der nicht um so reicher sein würde. Völker haben jahrelang um eine Stadt oder um ein Erbfolgerecht gekämpft; müssen sie nicht um einen jährlichen Handel von 250 Millionen Pfund Krieg führen?'

Diesen Sätzen entspricht als Gegenstück ein halbes Menschenalter später, am Ende der Periode, in der sich der Weltkrieg vorbereitete, der Brief des russischen Professors Mitrofanow an Hans Delbrück in den Preußischen Jahrbüchern vom Mai 1914. Wir erinnern an folgende Stellen:

‚Das ganze russische Budget ist auf die Ausfuhr nach dem Auslande basiert. Zwei Drittel dieser Ausfuhr gehen durch die südlichen Häfen und weiter durch die beiden türkischen Meerengen. Ist dieser Ausgang einmal geschlossen, so stockt der russische Handel.'

‚Nur der Besitz des Bosporus und der Dardanellen kann diesem unerträglichen Zustande ein Ende bereiten. Noch einmal: der Drang nach Süden ist eine historische, politische und ökonomische Notwendigkeit, und der Staat, der sich diesem Drange widersetzt, ist eo ipso ein feindlicher Staat.'

Über solche Sätze liest achtlos hinweg, ohne sich ihr gewaltiges politisches Gewicht klarzumachen, wer keine zusammenhängenden weltkundlichen Vorstellungen besitzt. Wer solche aber hat, der weiß, was jene englischen Worte von 1897 und jene russischen von 1914 zu bedeuten hatten. Will man die Dinge richtig beim Namen nennen, so muß man sagen, daß es heute geradezu ein Beweis von Unwissenheit und politischem Dilettantismus ist, über die russischen Kriegsziele und das mögliche oder nichtmögliche zukünftige Verhältnis zwischen Deutschland und Rußland zu urteilen, ohne sich mit Rußland im Sinn der modernen politischen Weltkunde genügend beschäftigt zu haben.

Ebenso ist es ein Beweis weltkundlichen Nichtwissens, Rußland zum Ersatz für den Bosporus und die Dardanellen auf andere Ausgänge ans ‚freie Meer' zu verweisen. Die Ostsee kommt nicht in Betracht, weil sie selbst ein geschlossenes Becken ist. Die eisfreien Küsten im Norden von Skandinavien und Russisch-Lappland können für den Kriegsfall wichtig werden, wenn Rußland dort Häfen besitzt und die anderen Ausgänge ans Meer ihm versperrt sind.

Für die Verschiffung von Getreide, überhaupt für den Import und Export des Friedens, sind sie dagegen wegen ihrer Entlegenheit bedeutungslos. Erst recht gilt das für den Persischen Golf. Rußland wird auch, wenn ihm der Persische Golf gehört, stet nach dem türkischen Besitz streben, wird ein Feind der Türkei und damit notwendig auch unser unversöhnlicher Gegner sein. (Die Durchfuhr könnte Rußland auch ohne den „Besitz" des Bosporus und der Dardanellen haben. Heißt es nicht auch Englands Stellung stärken, wenn wir für alle Zeit jedes gemeinsame Vorgehen mit Rußland gegen England verschwören? Freilich, darin muß Rohrbach unbedingt beigepflichtet werden: wer für heute oder morgen schon an eine Versöhnlichkeit Rußlands gegen uns glauben möchte, gäbe sich einer ganz gefährlichen, einer lebensgefährlichen Träumerei hin! D. T.)

Der Beispiele solcher Art ließen sich noch viele häufen, aus dem Orient und aus Ostasien, aus Mittelafrika, aus Südamerika und wer weiß woher sonst noch! Nirgends ist es damit getan, die Flüsse und Gebirge, die Grenzen und die Städte, die Quadratkilometer und die Einwohnerzahlen im Kopfe zu haben. Überall kommt es auf die innere Verbindung dieser Dinge an, und darauf, wie sie sich in politische Notwendigkeiten und politisches Streben umsetzen. Überall kommt es vor allen Dingen auch darauf an, was für Menschen in den Ländern wohnen und was für eine Sinnesart sich in ihnen geschichtlich gebildet hat. Das alles ist ‚Weltkunde', und wenn diese Art von Weltkunde nicht recht bald zu einem festen Stück unserer politischen Volksbildung wird, so werden wir nicht daran denken können, zukünftigen Krisen mit einer bessern inneren Vorbereitung entgegenzugehen, als wir es diesmal getan haben."

Schaffen wir ein Allgemeines Deutsches Archiv!

Wie Erfahrungen nur auf dem Wege des Versuchs entstehen, und Erfahrungstatsachen wesentlich da in Erscheinung treten, wo eine bestimmte Zahl von Einzelerfahrungen, mit Sorgfalt und Umsicht gruppiert, von geschickter, dazu befähigter Hand zu einem größeren Ganzen zusammengefaßt wird, so scheint es unzweifelhaft, daß, nachdem phototechnische Verfahren in der Nachbildung von Urkunden, alten Pergamenten aller Art und wertvoll veranlagten Handschriften einander gedrängt haben, jetzt ein Sammelpunkt für die so entstandenen Interpretationsbelege und Dokumente alter Zeit gebildet werden muß. — Die tschechische Nation u. a. ist längst mit dem Vorbilde aufgetreten, in umfassender Weise durch Abschrift und Vervielfältigung archivalischer Stücke, die in Prag wie auch außerhalb Böhmens für die Aufklärung der Vergangenheit der tschechischen Nation von Bedeutung sind, sich zu betätigen. Was für Böhmen durch Palacky, Höfler, Gindely und deren Nachfolger geleistet wurde, warum soll es nicht auch für Deutschland möglich sein, wo es einen nationalen Zweck in bewegter Zeit zu erreichen gilt, und wo es sich um die Vertiefung und Weiterbildung des Einheitslebens im deutschen Volke handelt? Wenn Fichte dem deutschen Volke zurief: „Seid Männer!", wenn Gleim und E. M. Arndt das Wesentliche ihrer Erfolge dem Umstand zuzuschreiben hatten, daß sie zur rechten Zeit aus den Wünschen des Volkes heraus das Geeignete in die rechten Worte zu fassen vermochten, um wieviel mehr wird es heute möglich sein, ein Projekt zu verwirklichen, das erhebliche Summen kostet, das aber von nachhaltiger Bedeutung ist für den Aufbau eines Werkes, das in gewissem Sinne und mit bestimmten Beschränkungen als ein Tempelgebäude des Nationalgedankens zu betrachten wäre.

Als Freiherr vom Stein 1815 nach Beendigung der Freiheitskriege die Anregung zur Begründung des Nationalwerks der Monumenta Germaniae historica gab, bestand nur eine Stimme über den Wert des hier durch G. H. Pertz und seine Mitarbeiter in jahrelanger Sammel-

arbeit, unter Anwendung praktischer Sichtungsmethoden und mit durchdringendem Scharfsinn, Geleisteten. So wie hier das Werk der Freiheitskriege fortgesetzt wurde, und nach der damals stattgefundenen Aufrüttelung der Geister dem Drang der Betätigung des Deutschtums in sinngemäßer Weise die so wünschenswerte neue kräftigste Nahrung in reichlichem Maß zuteil wurde, wuchs das Unternehmen bald zu einer stattlichen Reihe von Foliobänden heran, und legte Zeugnis ab von der Umsicht und Tatkraft der Mitarbeiter, wie von der Nützlichkeit des Werks.

Den Scriptores schlossen sich die Abteilungen Leges, Diplomata usw. an. Was so vor den Augen der staunenden Zeitgenossen und trotz öfteren Versagens der noch sparsam fließenden Geldquellen erstand, indem Pertz auf Anregungen vielfach auch fußte, die durch B. G. Niebuhr ihm geboten wurden, war etwas Großes, Gewaltiges und in sich Formvollendetes, wenn auch, verglichen mit der neueren Arbeitsweise, wie sie unter notwendiger Stoffeinteilung und weiterer Abgrenzung seit den letzten Dezennien des 19. Jahrhunderts sich entwickelt hat, der Abstand der denkbar größte ist. In andern literarischen Werken ist weiter Zweckentsprechendes beigebracht worden. Man könnte die Diplomata betreffend z. B. sagen, daß in dem von H. von Sybel und Th. von Sickel herausgegebenen bedeutenden Werk „Kaiserurkunden in Abbildungen" hinreichend für den Bedarf der Information gesorgt sei, so daß es weiterer Vorkehrungen nicht bedürfe. Auch soll nicht in Abrede gestellt werden, daß Illustrationswerke wie W. Onckens Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen, L. Stackes Deutsche Geschichte und E. Berners Geschichte des Preußischen Staates, nützliche Dienste leisten können, aber es ist ein anderes, ob ein literarisches Werk uns Dinge vorführt, die in bestimmter Auswahl uns die Überlieferung gewisser Zeitabschnitte, Gruppen von Persönlichkeiten und dergleichen mehr veranschaulichen, oder ob bei Bildung eines Reichsarchivs das gesamte auf unser Volkswesen und seine Schicksale bezügliche Material, wenn auch zum Teil nur in Reproduktionen, einheitlich uns erscheint und als Fundgrube weitesten Umfangs und reiches Schatzkästlein zusammengestellt ist. Es käme für Herstellung der möglichst getreu die Originalstücke wiedergebenden Nachbildungen die Opferwilligkeit Preußens wie der Einzelstaaten, die Mitwirkung des Reichsschatzamts, der Reichsbank und sonstiger einflußreicher Behörden und Institute in Frage, die bei Regelung der Kostenfrage notwendig zur Mitwirkung herbeizuziehen wären. Über den Ort der Errichtung des Reichsarchivs käme man nicht allzuschwer ins reine. Scheidet Marburg, wie zu erwarten ist, aus, so wäre nur zu wählen zwischen Berlin, wo zurzeit dem Königlichen Geheimen Staatsarchiv in Dahlem ein neues, weit vergrößertes Heim an Stelle des bisherigen in der Klosterstraße 76 befindlichen Archivgebäudes ersteht, und Frankfurt a. M., das durch seine reichhaltigen Urkunden- und Aktenbestände der älteren Zeit, und als die altherkömmliche Krönungsstadt des früheren sacrum imperium, sich empfiehlt.

Freilich besitzt Bayern in seiner Hauptstadt ein in besonderem Maße durch Mannigfaltigkeit ausgezeichnetes Institut von speziell das Mittelalter betreffenden Akten. Es nennt sich „Allgemeines Reichsarchiv", ist wohlgeordnet und seit der Zeit des genialen Direktors Franz von Löher nach modernsten Grundsätzen entwickelt (M. J. Neudegger, Geschichte der bayerischen Archive. München 1904. 238 Seiten), aber die hier lagernden Bestände betreffen eben nur Bayern und die ehemals von Bayern in Territorialabhängigkeit befindlichen oder zu ihm in näherer Beziehung stehenden Gebiete. Auch ist trotz neuerdings gemachter Fortschritte die Peinlichkeit in der Benützung hier noch eine solche, daß sie bei weitem nicht an die Liberalität heranreicht, die im Königlichen Geheimen Staatsarchiv zu Berlin, dem Hausarchiv zu Charlottenburg und den andern Archiven Nord- und Mitteldeutschlands gewährt zu werden pflegt. Es kostete Mühe, bis es gelang, das namentlich aus den säkularisierten Klöstern und Stiften seinerzeit nach München geflossene Material von fast unübersehbarer Fülle zu ordnen und für den Gebrauch geeignet zu machen. Aber so bedeutend die hier vollführten Leistungen sind, ist doch das Fundament zu dem künftigen für das Deutschtum in seiner Gesamtheit maßgeblichen Reichsarchiv in München nicht anzutreffen, auch nach Lage



der Sache in dieser Stadt zu entwickeln kaum möglich. — Das erkannte seinerzeit sehr richtig Freiherr Hans von Aufseß († 6. Mai 1872), als er bei Gründung des Germanischen Nationalmuseums 1852 zu Nürnberg den gleichzeitigen Plan der Anlegung eines gesamtdeutschen Allgemeinen Archivs verfolgte, das die geschichtlichen Überlieferungen auch Österreichs zu sammeln und der Nachwelt aufzubewahren geeignet gewesen wäre (vgl. Th. Hampe, Das Germanische Nationalmuseum, Leipzig 1902, S. 9ff., und „Deutsche Geschichtsblätter", herausgegeben von A. Tille, III, Seite 264). In räumlich mehr begrenzterer, darum aber auch der Aktualität näherkommender Weise hat die Regierung des Deutschen Reichs dann den Plan wieder aufgenommen, indem sie Anfang 1914 im Ressort des Reichsamt des Innern, Kapitel 3, Titel 32, Grundsätze in Vorschlag brachte „einer Vereinbarung zwischen dem Reiche und Preußen, betreffend den Neubau für das in Verbindung mit dem Königlichen Geheimen Staatsarchiv zu Berlin zu errichtende Reichsarchiv". Als erste Rate für den Bau, der ein Flügel oder Nebenbau des großen Gebäudes in Berlin-Dahlem zu werden bestimmt sein sollte, und die Akten für den Zeitraum seit 1807 in sich aufnehmen sollte, waren 973000 Mark in Ansatz gebracht. Aus Erwägungen, wie sie der Reichstagsabgeordnete A. v. Graefe dann aber in der Reichstagssitzung vom 25. Februar 1914 bei dieser Position des Reichsamts des Innern vorbrachte, wurde dann leider die Baurate in Absatz gebracht, während der Plan als solcher sich der Zustimmung nicht nur Albrecht von Graefes, der seitdem zum Kriegsdienst nach dem Osten einberufen wurde, sondern auch der für den Archivbau zu Berlin im allgemeinen eingesetzten Kommission zu erfreuen hatte (Verhandlungen des Reichstags Band 293, Seite 7583 bis 7584). Die Feststellung eines den Staat Preußen wie die Reichsverwaltung gleichmäßig zufriedenstellenden Bauplans im Kataster-Grundbuch dürfte am Ende nicht eine solche sein, daß einen Ausweg darin zu finden unmöglich wäre.

Worauf es bei dem Reichsarchiv besonders ankommen muß, ist der sorgfältig genaue Nachweis über die Fundstätte jedes einzelnen der für das Reichsarchiv zur Einverleibung im Original oder in photographischer Nachbildung als tauglich befundenen Aktenstücke und Urkunden, nebst einer Schilderung ihrer genetischen Entstehung. Ein Beispiel dafür, wie bei einer schematisch wesenlosen, nur die Äußerlichkeiten im allgemeinen berücksichtigenden Gruppierung des Materials der Zweck einer solchen an sich wertvollen Gründung, unter Herabsetzung des ideellen, den Akten innewohnenden Gehalts, verfehlt werden kann, sind u. a. die Archives nationales zu Paris, die trotz ihres großen Umfangs den Ansprüchen einer gewissenhaften und wirklich exakten Forschung nicht in allen Punkten zu genügen imstande sind.

Daß es wesentlich ist, auch auf die beim künftigen Friedensschluß in Reichsgebiet voraussichtlich sich verwandelnden Länderstrecken, speziell aus Gebieten Belgiens, Russisch-Polens, Litauens und Kurlands, von vornherein Bedacht zu nehmen, und in angemessener Würdigung ihnen in besonderen Abteilungen der Aktenbestände die erforderliche Berücksichtigung zuteil werden zu lassen, bedarf bei den in dieser Hinsicht bestehenden, zurzeit besonders günstigen Umständen kaum noch des besonderen Hinweises. Wenn in diesem ziemlich weiten Umfang die Aufgabe des künftigen Reichsarchivs aufgefaßt wird, vor allem die Gefahr vermieden wird, im neuzugründenden Reichsarchiv etwa nur die Akten der großen, im Jahre 1871 errichteten allgemeinen deutschen Reichsämter aufbewahren zu wollen, so kann aus kleinem, an sich unbedeutendem Keim sich hier ein Werk entwickeln, dem der Dank der Nation gewiß, ein Spiegel der Heldenhaftigkeit und des Redlichkeitssinns unserer Vorfahren, ein Ansporn für künftige Generationen, und ein Feld zur Betätigung privaten und behördlichen Arbeitsfleißes, wie es nicht leicht anderwärts wieder in ähnlicher Weise anzutreffen ist.

Hoffen wir auch, daß Geheimrat Dr. Paul Kehr, bisheriger Direktor des Königlich Preußischen Historischen Instituts zu Rom, dem die Nachfolge des Geheimrats Dr. R. Koser († August 1914) in der Generaldirektion der Königlich Preußischen Staatsarchive übertragen ist, in der Anwendung organisatorischer Maßnahmen in allen Archiven Deutschlands das Richtige zu treffen wissen wird.

Dr Gustav Sommerfeldt

Zeitlose Bühne

(Berliner Theater-Rundschau)

Genau genommen, kann man sich eine zeitlose Bühne geradesowenig denken wie eine raumlose. Wir armen Schächer! Unsere Vorstellungen sind von Raum und Zeit abhängig, wie unsere Lungen vom Luftschnappen. Nur der selige Paul Scheerbart sprang über Immanuel Kant hinweg ins Kosmische hinein, doch war er sich bei seinen Kometenträumen wach bewußt, daß er mit der Aufhebung von Raum und Zeit der Vernunft einen grotesken Schabernack spielte. Eine hie und da geniale Unvernunft war seine Dichtung. (Ich fürchte, man darf schon sagen: sie war, — ein halb Jahr nach Scheerbarts Tod.)

Das Drama ist Gegenwart, nichts als Gegenwart. Auch wenn es Menschen aus äonenfernen Zeitaltern herbeiholt! Es macht diese Menschen zu unseren Zeitgenossen, wir leben mit ihnen. Wo es anders ist und wir den Abstand fühlen, wenn also die kühle Betrachtung fremder Lebens- und Kunstgesetze das Mitfühlen und Miterleben in den Hintergrund drängt, wird das wesentliche Ziel des Bühnenspiels verfehlt. Wir nennen alte Dichtungen nicht deshalb unsterblich, weil sie immer wieder die Schuljungen über die Sagen, geschichtlichen Ereignisse, Anschauungen und Sitten verstorbener Menschengeschlechter, Völker und Rassen unterrichten; mit dem Worte bezeichnen wir vielmehr ihren Gehalt an unveränderlicher Menschlichkeit, die zu allen Zeiten als etwas Gegenwärtiges empfunden wird, demnach — mit Hinsicht auf die Veränderungen dessen, was nur für ein Zeitalter gültig ist — gewissermaßen „zeitlos" genannt werden kann. Dieses Ewigmenschliche ist in manchen Dichtungen der Vergangenheit so stark, daß die größten Hemmungen, z. B. die dem blinden Fatum gehorsame Weltanschauung der Hellenen, von dem Mitgefühl des andersgläubigen Zuschauers überwunden werden. Dem Menschendichter ist es nicht um die Auffrischung abgestorbener religiöser oder politischer Angelegenheiten zu tun, und die Wissenschaft der Geschichte dient ihm nur, indem sie seiner Phantasie menschliche Möglichkeiten unterbreitet. Aus den Chroniken holt er auch den Reiz besonderer Farben für seine Kreaturen. Leben seine Menschen heute, in Dichters Werk, so bleibt es gleichgültig, ob ihre Urbilder so oder irgendwie oder überhaupt nicht gewesen sind.

Das geschichtliche Drama ist arg mißverstanden worden — von Gelehrten und von Dichtern. Was hat es zu bedeuten, daß die Geschichtsforschung dem Schillerschen „Don Carlos" fast in jedem Zuge widersprach? Daß der historische Egmont nicht der freie Abgott seines Klärchens, sondern ein braver Ehemann gewesen? Daß der Historiker Max Lenz dem „Florian Geyer" Gerhart Hauptmanns wissenschaftliche Irrtümer nachwies, da doch die Historia am Dichter und der Dichter an der Historia ihre Schuldigkeit erfüllten: die Chronik, indem sie dem Dichter ungefähr die Umstände lieh, unter denen ein bestimmter Mannescharakter sich wie Hauptmanns Bauernführer entwickeln und betätigen konnte; der Dichter, indem er einem in der Chronik vergrabenen Zeitgeist lebendigen Ausdruck gab. Kein noch so bedeutsames Kapitel der Weltgeschichte hat einem Drama Dauerwert geschenkt, wenn nicht der Dramatiker aus eigener Kraft die Menschen schuf, um derenwillen die geschichtlichen Vorgänge ein höheres persönliches Interesse für uns erhielten. „Was ist ihm Hekuba?" sagt Hamlet, als der Schauspieler über das Schicksal der Jahrtausende alten Dame Tränen vergoß. Trojas Geschick erregt uns nicht mehr, aber ewig ist das Leid der greisen Frau, die Gatten und Söhne verbluten sah ... Was läßt uns den geschichtlichen Ballast in Shakespeares Königsdramen willig ertragen? Das helle Licht, das aus dem Urquell froher Jugend, aus dem Prinzen Heinz, flutet; der grandiose Heroismus des bösen, die problematische Güte des sanften Richard; Percys kostbares Feuertemperament; Falstaffs verschlampte Dionysosgestalt; die Fülle charakteristischen Menschentums. Vergoldet nicht — in „König Heinrich der Fünfte" — die kleine Prinzessin Katharina mit ihrem persönlichen Zauber das Riesengemälde kriegerischer Ereignisse, obwohl die Rolle auf zwei für die Haupt- und Staatsaktion recht nebensächliche Szenen, auf

die Sprach- und die Liebeslektion, beschränkt ist? Ein lachender Triller, der aus dem Herzen perlt, eine Träne, in der sich die Lust oder Pein der Welt spiegelt, ein feiner Wachsabdruck persönlicher Eigenheit, das ist in mancher von Waffenlärm durchhallten geschichtlichen Tragödie der lebendige Keim. Denn so weit auch der Schauplatz der Begebenheiten sein mag, des Dichters letzte und höchste Mühe ringt doch nur um winzige Dingerchen: um Menschenseelen. Der Dramatiker, der zwar sein geschichtliches Pensum durchaus studierte und auch sonst gar wohl imstande ist, die Chronik plastisch auszugestalten und einen szenischen Bau und dramatischen Dialog auszuführen, der aber den menschlichen Gebilden nicht den göttlichen Atem einhaucht, humpelt auf den Krücken der Geschichte in die tote Literatur. Heinrich von Collin, zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hochgeehrt, beherrschte, als er seinen „Coriolan“ schrieb, ein reicheres Material als Shakespeare. Ernst Raupach folgte in seinem Hohenstaufen-Zyklus den Raumerschen Geschichtsbüchern viel emsiger und treuer als Grabbe. Collins und Raupachs heute verweste Dramen bedeuten: die Weltgeschichte ist dem Dichter ein Fels, aus dem nur der Stab des Moses Wasser schlägt.

Dem Irrglauben, daß des Dichters Glück schon der gewaltige Stoff mache, verfielen die hurtigen Dramatisierer des gegenwärtigen großen Kriegs. Sie wogen nicht das Verhältnis von Kraft und Stoff, sie scheuten nicht die Ohnmacht der Mittelmäßigen. Vielleicht muß ein Jahrhundert vergehen, ehe diese Wirklichkeit Mythos und Mythos Dichtung geworden ist. Unter den Dramen, die von dem Brande Europas ein Muttermal empfingen, ist mir nur ein würdiger Zeuge der Zeit bekannt: Schönherrs „Volk in Not“, — und dieses furchtbare Heldenlied im schlichten Gewande des Volksstücks erhielt von der Gegenwart nur den Impuls; sein Gegenstand ist uns seit drei Generationen entrückt, ist der Freiheitskampf der Tiroler im Jahre 1809. Das in einem hohen Sinne Zeitgemäße muß durchaus nicht das Gleichzeitige sein. Schillers „Jungfrau von Orleans“ und „Wilhelm Tell“ fachten die deutschen Flammen im Kampfe gegen Napoleon an.

Die Schauspielhäuser Berlins entsagten im zweiten Kriegsjahr den Gelegenheitsstücken. Ein einzelner Fehltritt: Rudolf Herzogs dramatisierter Festredenschwefel „Stromübergang“ zählt weiter nicht. Und ansonsten? Nahe der Neige der Spielzeit wurde die bei vollen Häusern das Jahr hindurch angewachsene Schuld an unterbliebenen Taten zu löschen begonnen. Der Shakespeare-Zyklus des Deutschen Theaters fügte kein neues Glied in die halbfertige Kette ein; immerhin ließ er das Banner des deutschen Shakespeare vor dem 300. Todestage dieses entarteten Engländers wehen! Der Ibsen-Zyklus des Lessingtheaters festigte ererbten und erworbenen Besitz. Den gesellschaftsrevolutionären Schauspielen Ibsens haben Otto Brahm und Paul Schlenther, heute beide ein Häuflein Asche, die Pforte zur deutschen Welt geöffnet; der Nachfolger Barnowsky zog in den erweiterten Kreis „Peer Gynt“ und „Kaiser und Galiläer“. Zu solchen „Zeitlosen“, denen jede Gegenwart gerecht ist, traten nun noch andere. Einer von ihnen stimmte vor Jahrtausenden das mächtigste Klagelied über den Krieg an, das in unseren Tagen schauerlich widerhallt.

* * *

Kurz vor Ausbruch des deutschen Weltkriegs hat Franz Werfel die „Troerinnen“ des Euripides übersetzt, und im Vorbericht seines Buches (erschienen bei Kurt Wolff in Leipzig) schrieb er: die menschliche Geschichte berühre in ihrem Kreislauf wiederum den Zustand, aus dem heraus das Werk des Euripides entstanden sein mag.

Welcher Zustand war das? Euripides, der Geistesfürst und Demokrat von Athen, hatte den Peloponnesischen Krieg erlebt und gesehen, wie sein siegreiches Athen sich im Blutrausch des Sieges entmenschte und an den Kriegsgefangenen Grausamkeiten ohne Maß verübte. Athen, die Blüte der Kultur! Da erhob Euripides, der verwegene Empörer wider die priesterliche und weltliche Autorität, seine Stimme. Er schleuderte den Siegern die Anklage entgegen, umfing die Besiegten mit Erbarmen und fluchte dem durch Gesetze geregelten Wahn der Welt

und dem Kriege. Zurück zur sagenhaften Ilios verlegte er die Plattform seiner dichterischen Streitschrift, aber brennend gegenwärtig tönte der Spiegel des älteren Geschehens den Zeitgenossen des Euripides.

Prophetisch? Wer möchte den, der Erfahrenes verkündet, als Propheten feiern? Wenn Uraltes, wie der Völkerkrieg, nach Jahrtausenden sich noch wiederholt, so mögen wir den Kläger von Einst unsterblich nennen, doch nicht einen Seher. Was übrigens ist in dreiundzwanzig Jahrhunderten unverändert geblieben? Gewiß nicht die Grausamkeit des siegenden Volkes — denn unser Deutschland gibt das Beispiel hoher Menschlichkeit —, und auch nicht das schmachvoll-bittere Los der besiegten Männer und ihrer Frauen und Kinder. Fürchterlich ist dennoch auch heute die Saat des Krieges, das Leid, das Mensch dem Menschen zufügt. Wir haben das heilige Recht, die heilige Pflicht des Überfallenen, das Vaterland zu retten. Machtgier entzündete die alten Kriege, ganz zu schweigen von dem völkermordenden Kampf um das Bett der schönen Buhlerin, den Euripides zum tragischen Spott der streitenden Götter und Menschen machte. Doch aus welcher Ursache immer der Feuerbrand in die Welt geschleudert wird, und wie sehr sich auch der Sinn der Sieger in Jahrtausenden zur Milde verwandelt haben möge, mit eisernen Hufen zerstampft jeder Krieg den Garten der Menschheit. Nicht „politisch“ vorausgesehen hat Franz Werfel, der im Frühling 1914 die Übersetzung der „Troerinnen“ vollendete, das Kommende. In Seelenpein gefühlt und geahnt mochte er haben, daß der alte Dämon der Völker sich rege. Und voraus eilte sein Jammer. Hätte Werfel auch nicht die deutlichen Worte seinem Werk zum Geleit gegeben, wir wüßten dennoch, daß der deutschen Nachdichtung der „Troerinnen“ nicht der Zufall das Datum setzte. Den innersten Schmerz und den lodernden Zorn des großen Euripides konnte so nur der in sein eigen Fleisch und Blut übernehmen, der dem anderen in Denken und Fühlen verwandt ist, der, ein Skeptiker vor den geweihten Satzungen wie jener andere, denselben Glauben an den Wahn und die Not der Welt nährt. Ein anmaßender Richter, der zum Dichter spräche: „Dein Glaube ist nicht der rechte, bekehre dich zu meinem Apostolikum!“ Suum cuique! Unser Herz sei eine Wachstafel, auf der nichts geschrieben steht, als was der Genius des Gedichts darauf schrieb.

Die deutsche Schrift der „Troerinnen“ prunkt in leuchtender Schönheit. Wir haben längst sprachlich von der Antike Besitz ergriffen. Wilamowitz-Moellendorf übersetzte die griechischen Tragödien in ein philologisch gewissenhaftes und trotzdem elegantes Deutsch. Was aber schöpferische Kraft und was gelehrter Kunstverstand ist, das unterscheiden wir, Werfel mit Wilamowitz vergleichend, genau. Wie Sturmwogen rollen und donnern die Verse des deutschen Dichters, in jauchzender Wut stürmen sie himmelan, in schwerer Pracht stürzen sie nieder. Hier gleicht hohe Kunst elementarer Natur. Hugo von Hofmannsthal, auch ein Erlauscher geheimnisvoller Rhythmen der Dinge und der Worte, hat, als er sophokleische Tragödienstoffe bearbeitete, ein solches Wunder nicht vollbracht. Denn er diente nicht dem fremden Geist, er eignete sich von ihm an, was er selbstherrlich für das eigene Bedürfen und Bauen brauchen konnte; indessen Werfel sein Eigenes — und das ist viel — dem Euripides unter die Füße breitete.

„Haben denn alle Nationen seit ihm einen Dramatiker hervorgebracht, der nur wert wäre, ihm die Pantoffeln zu reichen?“ So dachte Goethe von Euripides. Die Philologen aber stellen ihn in der klassischen Trias am niedrigsten. Mit Euripides, der die rituellen Gesetze des Theaters von Athen gelegentlich ebenso mißachtete, wie die des Olymps, beginne, so sagen sie, die Dekadenz der griechischen Kunst. Was den Philologen den Euripides entfremdet, bringt ihn den Dichtern nahe! Sein Trotz, der das sittliche und ästhetische Gehege niederbricht, sein soziales Gewissen, seine Problematik. Aber ein Drama sind trotzdem gerade die „Troerinnen“ nicht. Denn in diesem darstellbaren Gedicht kämpft nicht eine Kraft gegen eine andere, wird kein Untergang mit moralischem Sieg besiegelt, gibt es keine Erlösung. Die volle Ungerechtigkeit der Welt lastet zermalmend auf den schuldlosen Frauen von Troja, die, nachdem ihre Männer gefallen oder als Gefangene geschlachtet sind, von der brennenden Stadt als



Sklavinnen fortgeschleppt werden — zur Lust oder zum harten, schimpflichen Dienst der Überwinder. Was sonst dramatische Entwicklung ist, hier ist es nur Steigerung, unerhörte Steigerung des Unglücks. An Hekuba, Priams greiser Gattin, erreicht es das volle Maß. Mit weißem Haar wird sie dem verhaßten Odysseus niedrige Magddienste leisten. Vorher erlebt sie — das ist der letzte Tag der Vaterstadt, der Tag der Tragödie — die Ermordung von Tochter und Enkel, und daß die heilige Jungfrau Kassandra von Agamemnon entweiht wird und Andromache, Hektors stilles Weib, dem Sohne des Achill zur Beute fällt, des Achill, der ihren Hektor erschlug. In diesem Unsinn der Welt findet Hekuba den einen Sinn: „Nur die ihr schont, o Götter, tötet ihr" ... Dennoch verschmäht sie Selbstmord. Denn in Euripides und seiner Hekuba dämmert — nur erst als ein Gefühl, nicht als eine Erkenntnis — der kategorische Imperativ. Dämmert ein Gefühl der Pflicht. Sie, die ausrief: „Ich hab' nicht Seele mehr zu neuem Wehruf, o Tochter, schwer ist mein Gesicht wie Marmor!" — sagt auch das Wort: „Und doch ist gut sein mehr als glücklich sein."

Dem Chorus in den „Troerinnen" obliegt nicht bloß, wie bei Äschylos und Sophokles, der rituelle Tempelgesang, er ist nicht bloß der vielstimmige Gedankenreflektor des Dichters; er setzt sich vielmehr aus Einzelwesen und Einzelschicksalen zusammen zu der Gemeinschaft des leidvollen Geschicks, das alle Frauen Trojas tragen. Weil er also fast einrückt unter die personae dramatis, schien es mir besonders verfehlt, daß bei der Aufführung des Lessingtheaters seine Strophen nicht an Sprecherinnen verteilt worden waren, sondern in Reinhardtschem Unisono nach dem Kapellmeisterstabe gesprochen wurden. Dadurch erhielt die Darstellung einen melodramatischen Charakter. Sie erhob sich im übrigen nur mit einer Gestalt, mit der Andromache der Lina Lossen, zur ragenden Höhe der Dichtung; gerade mit dieser Gestalt, die den Kothurn abgestreift hatte und das Menschliche, frei von den Ketten eines zeitlichen Stils, zu reinem Ausdruck brachte.

* * *

Die interessanteste und erfolgreichste Erscheinung des Berliner Spieljahrs war die deutsche Uraufführung von Strindbergs „Traumspiel" im Theater in der Königgrätzer Straße. Über die szenische Aufschließung ergoß sich ein Füllhorn magischer Schönheiten! Nur in solchem Dämmerschein zwischen Sein und Traum, nur mit der Macht von darstellenden Künstlern, die in den absonderlichen Kurven einer entzügelten Phantasie den Glauben an eine andere Art Wirklichkeit gründeten und festhielten, ließ sich das Wagnis wagen. Denn Strindberg hat hier wirklich die Gesetze zerbrochen, die uns Sterbliche umfrieden; die Gesetze von Raum und Zeit und Kausalität. Er tat, was sonst nur der Traumgott im Hirne des Schläfers oder der Wahnsinn tut.

Vollkommen willkürlich scheinen sich die Grenzen des Möglichen zu verschieben — wie im richtigen Traum, und wie ganz und gar nicht in den bisher bekannten Traumdichtungen und Märchen, die doch an unserer Logik festhalten und nur übernatürliche oder übersinnliche Zwischenglieder in die Kette der Folgerungen einschieben. Hier begibt sich das außerirdische Wesen, die zur Erde geschwebte Tochter Indras, vollkommen ihrer Wundermacht. Sie wird Frau, Mutter, Geliebte, Erlebende, Erleidende, Subjekt und Objekt der Tathandlungen, verstrickt in die Wirrnisse des Menschenlebens, das sie „erfahren" wollte. Der Traum schüttelt die Realitäten durcheinander, aber — wie seltsam! — ihr scheinbares Chaos gewährt uns ein sehr umfassendes Weltbild: Strindbergs persönliches, pessimistisches Weltbild. Und hinter den Schleiern sehen wir die schärfsten Konturen der Dinge. Strindbergs sonderbare Verquickung des dunklen Mystizismus und des hellen Realismus ist in keinem anderen seiner Werke so vollkommen, wie im „Traumspiel". Was den Mystizismus betrifft, so war er nie weniger verboten; hat er doch die Unverantwortlichkeit eines Traumes! Über diese Verschlingung des Unsinnigen mit Sinnvollem sagt Strindberg selbst: Das schlummernde Hirn mischt Erinnerungen, Erlebnisse, Einfälle, Ungereimtheiten. Die Personen teilen sich, verdoppeln sich,

verdunsten, verdichten sich, zerfließen, sammeln sich. Aber ein Bewußtsein steht über allen, das des Träumers; für das gibt es keine Geheimnisse, keine Inkonsequenz, keine Skrupel, kein Gesetz.

„Es ist schade um die Menschen“: das Wort der Erkenntnis nimmt die Tochter Indras am Ende von der Erde der leid- und schuldbeladenen Menschen mit hinauf zur reineren Sphäre; das Wort und das Bittgesuch eines — Poeten, der es der Gottheit gläubig anheimstellt, die Menschheit zu bessern und glücklich zu machen. Die Tochter Indras erfährt in ihrem Erdendasein, was Menschen verüben und erdulden: den Betrug der Frühlingstriebe, die Pein mißhandelter Treue, die Verachtung hilfsbereiter Güte, den Triumph des hohlen Scheines, die Schmach der Armut, die Vertierung durch Not, die Verzweiflung im Ehekerker, Leibes- und Seelenkrankheit, rohe Gewalt und schlammige Alltäglichkeit, den Hunger der Arbeiter und den Müßiggang der reichen Prasser, den Neid der gelehrten Priester der Wissenschaft, die allgemeine Erniedrigung der Kreatur. Nicht spielt Strindberg nach Art übler Symbolisten mit abstrakten Begriffen, sein Traum führt auf Spirallinien durchs Leben. Wie der Dämon in Strindberg die Menschen unbarmherzig sieht, glaubt man ihm das starke Wort: „Als der Urgeist sich mit dem Erdgeist vermählte, da geschah die Todsünde und entstand der Mensch.“ Dennoch sollen wir das Wort nicht überschätzen. Es hält nicht jener Einsicht stand, die Gott in jedem, auch im elendesten Geschöpfe sucht und findet. Übrigens — der Gottestochter Kehrreim: „Es ist schade um die Menschen!“, verrät er nicht, daß Strindberg doch nicht anders kann, als an den göttlichen Keim des Menschentums glauben? Im Widerspruch freilich mit all dem Hohn, der seine Klaue tief einhackt. Und ließe einer die Forderung nach Gerechtigkeit zu Gott emportragen, der nicht an die barmherzige Mittlerin, die Tochter Indras, glaubte? Ungeheuerlich einseitig häuft Strindberg Schuld und Unglück auf das Menschentum. Dieses Übermaß macht mißtrauisch. Wir erkennen manche Absichten, die nicht Einsichten sind, und einen Plan, der nach Manie schmeckt. Auch geschieht es zuweilen, daß das „Traumspiel“ recht taghell wird und daß alle Zuschauer zu einer billigen Satire lachen; dann hat sich der Dichter von der Schwelle der letzten Dinge recht ungeniert auf den Markt begeben, wo alte Wahrheiten feilgehalten werden. Mit einem Male aber wieder flackern und lodern die Blitze des Genies! Als Ganzes genommen, in seiner mystischen Phantastik und scharfen Ausprägung der Gestalten, ist das „Traumspiel“ nur mit sich selbst zu vergleichen, — ein Abkömmling von unbekannten Eltern.

Daß Rudolf Bernauer, der den Strindberg-Traum als ein erfüllender Künstler träumte, und der mit Svend Gades (des Malers), sowie der Irene Triesch, Friedrich Kayßlers und Alfred Abels Hilfe eine neue Vollkommenheit der Bühnenkunst schuf, — daß derselbe Mann in seinen freien Stunden Possenattentate auf den guten Geschmack verübt, das ist ein Beispiel für die psychiatrische Hypothese vom gespaltenen Ich.

* * *

Auch Fürstin Mechtild Lichnowsky, die geistreiche, mit einem kleinen, feinen Schreibtalent begabte Frau, machte sich an ein Mysterium. Um sieben Uhr (so lautete ein unartiger Parkettwitz!) hieß es „Spiel vom Tode“, um elf: Tot vom Spiele! . . . Frau Mechtild setzte auf der Bühne die Gewohnheit des Salons fort: immer wieder nehmen zwei oder mehrere Menschen, die nichts zu tun haben, auf einer möglichen oder unmöglichen Sitzgelegenheit Platz und unterhalten sich über Gott und die Welt. Von allem tatlosen Geplauder ist auf der Bühne keines auf die Dauer schwerer zu ertragen, als das philosophische, und es versöhnt auch nicht, daß etwa die meisten geistigen Entdeckungen längst zwischen irgendwelchen Buchdeckeln stehen. Der personifizierte Tod der Fürstin Lichnowsky ist übrigens ein origineller Kauz. Er bescheidet seinen wohltätigen Sinn nicht mit der Rolle des Ruhebringers und Sorgenlösers, er tritt geradezu als Lebenserhalter auf und hält angehende Selbstmörder vom letzten Schritte ab.

Ebenso rasch, wie das „Spiel vom Tode“ die Bühne des Lessingtheaters verließ, verschwand aus dem Königlichen Schauspielhaus Franz Dülbergs romantisches Drama „Karinta von Orelanden“. Unsere Hofbühne hat ein sonderbares Geschick, Talente an

ihrer schwächsten Seite zu fassen. Was die erotisch schwül-schwülstige „Karinta“ betrifft, so sind hier Spuren der Begabung überhaupt nur für den sichtbar, der Dülbergs „Korallenkettlin“ kennt und das Gehör für des Dichters besonderen Ton geschärft hat. Zwischen seiner inneren Stimme und uns steht das Stück als Isolierwand. Es spukt in diesem Trauerspiel. Ein Sterbender kündigt sich seinem Weibe als Gespenst an (wir sind modern: daher als unsichtbares Gespenst!) — für den Fall, als sie je in eines anderen Mannes Armen liegen sollte. Der liebenden Eifersucht wäre solche Selbstsucht zuzutrauen. Doch Dülberg verschmäht die guten Gründe. Sein Geistselbstbeschwörer wollte im Leben von seiner Frau nichts wissen! In „Des Knaben Wunderhorn“ steht die grausige Ballade von der schönen Herzogin von Orlamünde, die, um zu ihrem Buhlen zu gelangen, ihre kleinen Kinder mordet. Karinta tut desgleichen an dem erwachsenen Sohn und der bräutlichen Tochter. Sie ist eben hysterisch und glaubt bald in dem einen, bald in der anderen die drohenden Züge des verstorbenen Gatten zu erkennen. Sogar in der Zeit des „Vierundzwanzigsten“ und des „Neunundzwanzigsten Februar“ hätten die vernünftigen Zuschauer über den in hohen Versen rollenden Aberwitz gelacht, und sicher sind Zacharias Werner und Adolf Müllner, die Schicksalstragiker, niemals auf den spaßigen Einfall geraten, Mutter und Sohn ein Duell mit blanken Stoßdegen auspauken zu lassen (wobei Mama Kunstfechterin ihrem Söhnchen den wohlgezielten tödlichen Stich beibringt).

Für solche Setzlinge reift — wir wollen's hoffen! — kein Zeitalter. Zeitlos in ganz anderem Sinne, Lieblinge der wechselnden Geschlechter, sind die zwei Komödien, eine deutsche und eine französische, die Reinhardt im Volksbühnenhaus und im Deutschen Theater aufführte: Anzengrubers „Doppelselbstmord“ und Molières (wenig bekanntes) Lustspiel „Die Lästigen“. In einer knappen, vornehmen und wirksamen Bearbeitung von Hugo von Hofmannsthal glänzte das alte Stück des Molière neu auf — wie edler Stahl, vom Rost befreit.

Hermann Kienzl

Eine deutsche Idealistin

Seitdem die Frau werktätigen Anteil am öffentlichen Leben hat, muß man für diesen Teil der Frauenwelt Napoleons vielberufenes Wort, wonach eine Frau die beste ist, von der man am wenigsten spricht, dahin abändern: Jene Frau ist die beste, die am wenigsten von sich reden macht und am meisten arbeitet. Der Name Anna Morsch ist außerhalb bestimmter Kreise kaum bekannt; wenn ich aber ein goldenes Buch der Frauenarbeit zu schreiben hätte, wäre sie unter den ersten, deren Würdigung sich mir als Pflicht aufdrängte.

Wie wichtig das Gebiet war, auf dem sie sich betätigte, vermag nur der Kenner der Verhältnisse zu beurteilen; aber der Art, wie diese Lebensarbeit geleistet wurde, kann auch der Fernstehende die Bewunderung nicht versagen. Niemals ist eine Arbeit, die auch eines starken Mannes Leben hätte ausfüllen können, so echt frauenhaft vollbracht worden, wie hier. Und wie mancher große Haushalt, dessen Glanz auf den Mann fällt, in Wirklichkeit nur durch die stille Arbeit der Hausfrau ermöglicht wird, so wirkte Anna Morsch im künstlerisch-sozialen Haushalt des für unser deutsches Kunstleben wichtigsten Gebietes. Zwar viel Glanz ist da überhaupt noch nicht erreicht worden; aber auch für die unter den schweren Verhältnissen mögliche Wirkung nach außen, hielt sie sich im Hintergrund. Und daß sie die Triebfeder, die Seele der ganzen Bewegung war, wußten nur die Eingeweihten, die sie darum verehrten und liebten, aber auch auf der anderen Seite als hartnäckigste Gegnerin selbstsüchtiger Absichten haßten. Nun hat ein wunderbar sanfter Tod die fast Fünfundsiebzigjährige, während sie Erholung zu neuer Arbeit suchte, leise bei der Hand genommen und von der auch in dieser Erholungszeit nicht aufgegebenen Arbeit weggeführt. Da werden selbst die Gegner sich achtungsvoll vor diesem Leben beugen, das im höchsten Sinne ideal war, weil es niemals

und nirgends etwas für sich selbst, sondern überall alles nur für die Sache suchte, der es sich geweiht hatte.

Anna Morsch wurde am 3. Juli 1841 im brandenburgischen Gransee geboren, kam aber schon früh nach Potsdam. Der Ernst des Lebens trat früh an sie heran. Als älteste Schwester im mutterlos gewordenen Haushalt, mußte sie in jungen Jahren, in denen man gewohnt ist, nur an sich selbst zu denken, die Sorge für die jüngeren Geschwister übernehmen. Auch später hat die unvermählt Gebliebene als Tante Mutterstelle vertreten. Für den Musiklehrberuf, den sie sich erkoren hatte, begnügte sie sich nicht mit gründlichen Klavierstudien in der Schule Kulaks, bei Karl Tausig und Louis Ehlert, sondern erkannte auch die Unentbehrlichkeit einer umfassenden Kenntnis der Musiktheorie. Besondere Neigung führte sie zu eingehender Beschäftigung mit Musikgeschichte. Die Früchte ihrer Studien kamen nicht nur ihren unmittelbaren Schülern zugute, sondern wurden auch in einer rasch anwachsenden schriftstellerischen Tätigkeit weiteren Kreisen übermittelt. Dabei verstand sie mit besonderem Geschick, den oft recht widerhaarigen Stoff auch den Jugendlichen nahezubringen.

Über die Notlage im Musiklehrerstande machen sich von den Tausenden, die den privaten Musikunterricht suchen, kaum einige wenige Gedanken. Ja auch jene Gesellschaftskreise, die die Wohltätigkeit mit dem Herzen oder als gesellschaftliche Pflicht üben und sich im Besitze eines „sozialen Gewissens" wähnen, nutzen gedankenlos diese Notlage aus und zahlen für den Musikunterricht zumal ihrer Kinder so niedrige Preise, daß sie bei einiger Überlegung einsehen müßten, wie kümmerlich das Dasein derer sein muß, die es mit dieser Tätigkeit fristen.

Anna Morsch war vom Geiste echter Nächstenliebe beseelt. Darum empfand sie den „Glücksumstand", daß sie sich selbst durchzusetzen vermocht hatte — 1885 hatte sie ein bald stark besuchtes Klavierinstitut ins Leben gerufen — als Verpflichtung, für die Schwächeren zu sorgen. Sie war aber auch viel zu klug, um nicht einzusehen, daß an den üblen Gesamtverhältnissen nicht nur die Gewohnheit die Schuld trage, daß vielmehr im Musiklehrerstande selbst der Hauptgrund zu suchen sei. So hatte sie sich von Anfang an den reformatorischen Bestrebungen Professor Emil Breslaurs angeschlossen, war Mitarbeiterin seines „Klavier-Lehrers" (seit 1878) und seines „Deutschen Musiklehrer-Verbandes" geworden, und reichte mit ihm 1886 das Gesuch um Einführung einer staatlichen Prüfung für Musiklehrer beim preußischen Kultusministerium ein. Die Grundgedanken, die damals vor 40 Jahren ebenso wie heute dieses Verlangen beseelen, sind so überzeugend, daß es kaum verständlich ist, wie noch jetzt die weitesten Kreise ihnen gleichgültig gegenüberstehen können. Ja, wenn es sich dabei nur um eine Standesfrage handelte, aber es ist eine nationale Bildungsfrage von höchster Wichtigkeit.

Was die Musik unserem deutschen Volke bedeute, braucht nicht erst erörtert zu werden. Weniger schon macht man sich leider klar, daß die Wiege unserer einzigartigen Musikkultur das häusliche Musizieren ist, und daß wir heute noch in der Hinsicht vom Erbe glücklicherer Zeiten zehren. Blüte und Verfall der Hausmusik sind gleichbedeutend mit Blüte und Verfall unserer Musikkultur überhaupt und damit — das darf man wohl ruhig sagen — mit Blüte und Verfall des deutschen seelischen Lebens, soweit es in Kunst lebendig wird. Wenn es mit der deutschen Hausmusik in so betrübendem Maße und immer mehr abwärts geht, so kann der Grund dafür nur in der ungenügenden Ausbildung der im Hause Musizierenden liegen. Denn an Begabung für Musik fehlt es in unserm Volke nicht, ebensowenig an Willen, dieser Begabung zur Ausbildung zu verhelfen. Wir machen nur die betrübende Beobachtung, daß der in der Jugend empfangene Musikunterricht die weitaus größte Mehrzahl nicht so weit zu fördern vermag, daß die Ergebnisse auch noch den Ansprüchen reiferer Jahre zu genügen vermögen. Die Ursache für diesen schädlichen Zustand ist beim Musikunterricht zu suchen, der zu sehr aufs Äußerliche gerichtet ist und darum auch keine Musikbildung, sondern günstigstenfalls eine gewisse musikalische Dressur erzielen kann.

So gewiß nun die Äußerlichkeit der meisten Menschen auch diese äußerliche Auffassung der Kunsterziehung begünstigt, so würde diese doch nicht zum Siege, ja zur Alleinherrschaft gelangt sein, wenn ihr vom Musiklehrerstand aus tatkräftig entgegengearbeitet worden wäre. Aber zu einer so hohen Auffassung des Musiklehrberufes wird eben nur ein Musiklehrerstand kommen, der selber wahrhaft gebildet ist. Es würde hier zu weit führen, den Ursachen nachzugehen, die den Musiklehrberuf zu einer Zufluchtstätte zahlloser gescheiterter Existenzen und zu einem Tummelplatz Unbefugter gemacht haben. Die Tatsache ist jedenfalls unleugbar.

So erscheint als das unbedingt sichere Heilmittel eine Ausdehnung der sonst für jede öffentliche Ausübung des Lehrberufes geltenden Grundsätze auf den Musikunterricht, und die ganze Frage ist mit dem Augenblick gelöst, in dem der Staat die Ausübung dieser Tätigkeit vom Nachweis der dazu notwendigen Kenntnisse und Fähigkeiten und, was bei der Lehrerschaft unserer Jugend nicht übersehen werden dürfte, auch der sittlichen Reife abhängig macht. Der Einwand, daß es sich hier um Kunst handele und diese „frei“ sei, ist nicht stichhaltig. Es handelt sich hier nicht um Kunst, sondern um Erziehung zur Kunstbetätigung, und das sind zwei grundverschiedene Dinge.

Vierzig Jahre sind seit jener ersten Petition an das Kultusministerium vergangen. Während damals nur vereinzelte Musiklehrer dieses Gesuch unterstützten, herrscht heute, wieweit die Anschauungen über Maß und Richtung des zu Fördernden auseinandergehen mögen, doch allenthalben in Fachkreisen die Überzeugung von der Notwendigkeit einer solchen Musiklehrerprüfung. Das ist die Frucht der Lebensarbeit von Anna Morsch. Mit welcher Mühe sie zur Reife gebracht wurde, vermag der Fernerstehende nicht zu begreifen. Man muß die Zähigkeit kennen, mit der preußische Behörden ihr aus irgendeinem Grunde unwillkommene Eingaben zu übersehen und beiseite liegen zu lassen verstehen, um ermessen zu können, welche Zähigkeit zu selbstloser Arbeit dazu gehört, immer und immer wieder mit wohlausgearbeiteten Darlegungen den Schritt aufs neue zu tun. Die Männer, die jene erste Eingabe vorbereitet hatten, ließen auf das Schweigen des Kultusministeriums hin die Sache fallen. Der „Verband der Musiklehrervereine“ löste sich wieder auf. Nur Anna Morsch behielt das Ziel fest im Auge. Sie hatte erkannt, daß in ihm gleichzeitig verschiedenes eingeschlossen war. Dem sozialen Elend des Musiklehrerstandes war abgeholfen, wenn dieser von den unlauteren Elementen und ihrem schmutzigen Wettbewerb befreit war; die Güte des Unterrichts war durch eine Prüfung so weit gewährleistet, als es sich überhaupt erreichen ließ, damit war die musikalische Erziehung des deutschen Volkes wieder auf den rechten Weg gebracht.

Seitdem Anna Morsch 1899 die Redaktion des „Klavier-Lehrers“ übernommen hatte, wirkte sie andauernd in diesem Geiste. Dem großen Allgemeinen deutschen Musiklehrerinnen-Verein wurde eine Musikabteilung angegliedert und hier erzielte sie für eine neue Petition 2000 Unterschriften (1901). Als auch diese ohne jede Antwort blieb, erkannte sie als einzigen Ausweg die Selbsthilfe. Die Gelegenheit war günstig, als 1903 zur Einweihung des Berliner Richard-Wagner-Denkmals ein Internationaler musikwissenschaftlicher Kongreß einberufen werden sollte. Auf Anna Morschs Betreiben wurde eine musikpädagogische Abteilung angegliedert. Die Vorarbeit, die sie ebenso geschickt wie eifrig geleistet hatte, war so gut, daß, als jener große Kongreß nicht zustande kam, ein Musikpädagogischer Kongreß einberufen werden konnte, weil inzwischen der Musikpädagogische Verband gegründet worden war.

Seit jenem Oktober 1903 habe ich Anna Morsch in einer wenn auch nur bescheidenen Mitarbeit nahegestanden. Sie hatte die eigentliche Arbeit des Verbandes übernommen als dessen Schriftführerin. Welch mühselige und undankbare Arbeit! Es ist nicht nur der Kampf gegen Unverständnis und Gleichgültigkeit des Publikums, gegen eine Fülle unlauterer Elemente im Musiklehrerstand, es ist auch der Kampf gegen das Kapital. Mit wenigen Ausnahmen sind die Hunderte sogenannter Konservatorien in Deutschland Privatunternehmungen. Von den vielen schwindelhaften abgesehen, in denen die wüsteste Ausbeutung der Lehrkräfte und

der Schüler mit der Wertlosigkeit des darin erteilten Unterrichtes gleichen Schritt hält, haftet auch an den an sich guten Anstalten der verhängnisvolle Mangel, daß sie eben kapitalistische Unternehmungen sind, mit der Notwendigkeit, Gewinn herauszuwirtschaften, so daß natürlich nicht die Güte, sondern die Masse der Schüler ausschlaggebend wird.

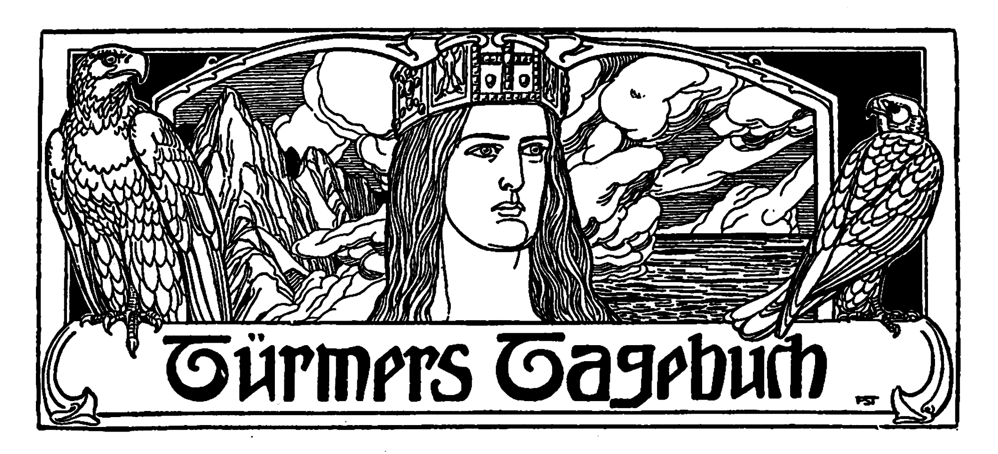
So mußte der Musikpädagogische Verband immer wieder in Streit geraten mit den Konservatoriumsinhabern, deren natürliches Bestreben auf Herabminderung der Anforderungen gerichtet ist. Nun war Anna Morsch von Anfang an klug genug gewesen, sich nicht um jene zu kümmern, die die Musik als rein künstlerische Laufbahn einschlagen wollen, sondern nur um jene, die sie zum Lehrberuf erkoren. Und hier erkannte sie nach meiner Überzeugung vollauf zu Recht, daß auch für den Fachlehrer ein beträchtliches Maß allgemeiner Bildung Voraussetzung ist, und zwar sowohl für seine Lehrtätigkeit im engeren Sinne, wie auch für sein soziales Ansehen und damit für seine soziale Stellung. Hier tobt noch heute der Streit. Es sind in diesen Jahren zahllose Eingaben bei den Behörden gemacht worden. In ausgedehnter Arbeit ist der musikalische Lehrgang bis ins letzte entwickelt worden, in zahlreichen Prüfungen haben sich diese Anschauungen bewährt. Und so kann es für mich keinem Zweifel unterliegen, daß die Lösung auf dem Wege des Musikpädagogischen Verbandes liegen wird, dem sich inzwischen eine gleiche Organisation in Österreich, aber auch ähnliche Verbände in der Schweiz, in Holland, Dänemark, den skandinavischen Staaten angegliedert haben.

Aber nicht auf die Arbeit eines Menschen allein kommt es an, mehr auf den Geist, in dem sie geleistet wird. Wunderbar war die Selbstlosigkeit, mit der Anna Morsch ihre große Kraft in den Dienst der Sache stellte. Nach außen hin blieb sie, die alles Wesentliche leistete, bescheiden im Hintergrund, vom Verzicht auf jeden pekuniären Vorteil ganz zu schweigen. Aber die Selbstverständlichkeit, mit der sie nach jeder neuen Enttäuschung, nach jedem neuen Versagen, die Arbeit weiterführte, hatte etwas Ergreifendes. Ich gestehe gern für mich selbst und weiß es von manchem andern, wie wir Jüngeren durch dieses Beispiel angespornt wurden. Ich hätte schon manchmal meine Tätigkeit für die soziale Besserung unserer Kunstzustände aufgegeben und mich lieber dem mir Näherliegenden gewidmet, wenn ich mich nicht vor dieser weißhaarigen Dame geschämt hätte, die so tapfer das Ausharren in diesen Schützengräben unserer kunstpolitischen Kämpfe als natürliche Pflicht betätigte.

Freilich, wie nüchtern ist das Wort Pflicht, wo es in Wirklichkeit der warme Geist der Liebe ist. Wer Anna Morsch nahegestanden hat, empfand dieses alte Fräulein, das so oft als hartnäckig und fanatisch verschrien worden ist, wie eine Verkörperung der Mütterlichkeit. Und so stimmt es zu diesem Lebensgange, daß jetzt in den Kriegsjahren ihre Tätigkeit vor allem dem Hilfswerke für in Not geratene Musiklehrende gewidmet war, daß sie zuvor alles daransetzte, den Unbilligkeiten der neueren Versicherungsgesetze, die zu einseitig den Musiklehrenden belasten, abzuhelfen und daß sie bei alledem noch Zeit fand, den Gedanken der Volksmusikschule, wenn auch zunächst nur in bescheidenem Umfange, zur Tat werden zu lassen. Man muß die Freude gesehen haben, die dieses greise Antlitz, in dem die Augen noch so lebenskräftig leuchteten, verklärte, als die zwanzig Kinder aus der Volksschule, die als erste Versuchsklasse ausgebildet worden waren, in diesem Kriegsjahre zum erstenmal vor der Öffentlichkeit spielten. Das war echtestes Weibtum in seiner schönsten Verklärung: der Mütterlichkeit.

So kann und darf ihr Werk nicht untergehen. Ich weiß und fühle es an mir selbst, daß wer ihr im Leben nahegestanden hat, sich nun bei ihrem Hinweggehen gelobte, nach seinen Kräften das Beste zu tun, um zu vollenden, was sie so tatkräftig begonnen und unermüdlich gefördert hat. Denn in der Tat, es ist ein unvergleichliches Glück, mit einem wahrhaft idealen Menschen gemeinsam gewirkt zu haben, und Anna Morsch hat vollauf des Dichters Forderung erfüllt: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.

Karl Storck



Der Krieg

Können wir heute noch von dem Geiste sprechen, dessen heiliges Wehen uns in den Augusttagen 1914 über uns selbst emporhob? Lebt heute nicht ein anderer Geist, eine andere Stimmung in weiten Kreisen unseres Volkes? Ist unser Volk heute überhaupt noch von einem Geiste erfüllt?

Diese Fragen richtet der Breslauer Universitätsprofessor Dr. Kaufmann in der Zeitschrift „Das neue Deutschland" an Deutschlands — Gegenwart.

So einfach und so einheitlich wie in jenen großen Tagen ist die Stimmung heute nicht mehr: „Solch hohe Spannung kann nicht fortwährend anhalten. Man wird matt, man hat Augenblicke der Ermüdung, in denen die persönlichen Erlebnisse, die Verluste, die getäuschten Hoffnungen, der Ärger und der Zorn über Verordnungen und Personen die Oberhand gewinnen, die man für ungeeignet oder mehr noch, für verderblich hält. Solcher Wechsel der Stimmung ist begreiflich, aber alle Klagen der Art verschwinden doch in der immer aufs neue bestätigten Überzeugung, daß unsere Feldherren und Führer ihre Aufgabe, im ganzen betrachtet, glänzend erfüllten, daß dagegen alle einzelnen Mißgriffe wenig bedeuten, und daß der Geist, der unsere Offiziere mit den Mannschaften verbindet, vortrefflich ist. Der Mängel, die sich zeigen, wollen wir gedenken, wenn der Friede uns die Zeit dazu gibt: jetzt wollen wir stolz sein, daß trotz der langen Dauer und trotz der furchtbaren Opfer des Krieges der Geist unseres Volkes und unseres Heeres noch immer groß und stark ist.

Durch unser Volk geht die in seiner geschichtlichen Entwicklung begründete Überzeugung, daß seine welthistorische Aufgabe noch nicht erfüllt ist, daß jetzt erst die Epoche anbricht, in der wir als geeintes Volk mit all den Kräften, die sich in früheren Jahrhunderten im gegenseitigen Kampfe lähmten, in der Welt und für die Welt wirken werden. Nicht nach den Vorbildern und Verhältnissen der früheren Jahrhunderte im Streben nach einer Weltherrschaft, ähnlich der englischen und der russischen in den letzten Perioden, oder der französischen in der Zeit Ludwigs XIV. und Napoleons I., sondern in dem Geiste der fried-

lichen Gemeinschaft der Staaten und Völker. Das Bewußtsein dieses so großen wie berechtigten, die anderen Staaten zu friedlichem Verkehr einladenden, sie in ihrer Selbständigkeit nicht bedrohenden, sondern schützenden Strebens, ist eine der Quellen, welche uns erfrischen, wenn die Mattigkeit oder der unter den Erfolgen des Kriegs und den Hoffnungen auf eine große Zukunft unseres Volkes sich wieder regende Parteihader uns die Freude der Einigkeit zu rauben scheint.

Sehen wir nur auf die Sozialdemokratie. Der Kern der Partei hat sich unter dem reinigenden Strome der trotz aller internationalen Schlagworte in ihrem Herzen lebendig vorwaltenden Liebe zu Volk und Vaterland sogleich in die Reihen der Kämpfer gestellt, und mit Stolz feiert sie in ihrem Führer Frank, der gleich in einer der ersten Schlachten den Heldentod erlitt, das Vorbild der Genossen und den rechten Vertreter ihrer Ideale. Wie Frank, so sind Tausende seiner Partei in treuer Kameradschaft mit den anderen Volksgenossen den Heldentod gestorben und Hunderttausende kämpfen so noch heute im Felde. Wiederholt haben sie zornig ihre Stimme gegen die Gruppe der Partei erhoben, die da versucht, mit den lebensfremden Schlagworten der Vergangenheit und ihren Abstraktionen das natürliche Gefühl des Herzens zu unterdrücken und die Tatsache zu verschleiern, daß die Sozialdemokraten in England, Frankreich und Rußland die Kriegspolitik ihrer Regierungen unterstützten und damit die Absicht, das deutsche Volk zu vernichten. Kein Zweifel indes, daß die erst in diesem Kriege vollendete Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht zusammen mit den Erfahrungen des Krieges, vor allem mit der Tatsache echter Kameradschaft von Offizieren und Mannschaften das Beste tun wird in der Überwindung jener schlechten und überlebten Traditionen der Partei. Der Gegensatz der Interessen der verschiedenen Stände und Erwerbszweige wird immer bleiben und manches deutet darauf hin, daß einige dieser Gegensätze nach dem Kriege in verschärfter Form auftreten werden, so der Gegensatz des großen Kapitals zu der Arbeit, mit dem bitteren Beigeschmack, daß in diesem Kriege Riesenkapitale auf wenig schöne Weise erworben worden sind. Aber um so reicher wird sich der Segen des Krieges und der Kriegserinnerungen erweisen. Sie werden uns die wirtschaftlichen Risse überbrücken helfen und die neu entfachte Liebe zu Staat und Volk wird die Gegensätze überwinden oder doch ertragen lehren.

Es ist aber nicht nur dieser soziale Gegensatz, der unser Volk spaltet. Ein so reiches Leben wie das unseres Volkes erzeugt Gegensätze aller Art und immer aufs neue. Das liegt in der Natur des Lebens und dem Reichtum der Dinge und Neigungen. Erinnern wir uns doch nur, mit welcher Leidenschaft sich die bürgerlichen Parteien 1862—66 in Preußen bekämpften und wenige Jahre später die kirchlichen Parteien in dem Kulturkampfe. Alle solche Gegensätze werden nun fortan immer sicherer eine Grenze finden vor dem Bilde dieser gewaltigen Erhebung unseres Volkes und von der ausgleichenden Kraft überwunden werden, die in der großen Stunde, in dem erhabenen Gefühl liegt: Glied zu sein in der starken Kette, die dem Feinde den Weg sperrt in unser Land, Genosse zu sein der tapferen Schar, die das Schwert führt für des Volkes Freiheit. Da fallen in dem gleichen Dienst die Unterschiede des Standes und der Bildung. Jeder gilt, was

er leistet, und da ist der Mann des Handwerks und der bäuerlichen Arbeit dem Vornehmen und Gelehrten in so vielen Dingen überlegen, daß er seine größere Bildung recht nötig hat, um sich zu behaupten. Die miteinander im Schützengraben des Winters Schnee und den Schlamm der Sommerregen ertragen haben, oder die Kuh ins Quartier führten und schlachten halfen, die miteinander aus fragwürdigen Bestandteilen ein Essen zurecht machten, den Topf mit dem Stroh reinigten, auf dem sie mit ihren nassen und schmutzbedeckten Stiefeln gelegen hatten; die das und tausendfach Schlimmeres miteinander ertrugen: die sind Kameraden im vollen Sinne, die wissen, daß die Unterschiede der Bildung und der Lebensgewohnheiten null und nichtig sind gegenüber der Kraft des Arms, der Klarheit des Urteils, dem Mute des Herzens und der Festigkeit des Willens.

Der Krieg ist furchtbar, man möchte oft verzweifeln über die Taten des Entsetzens und die Urteile der Roheit, die namentlich Englands kulturstolzes Volk von Beginn des Krieges an und in steigender Masse aufhäuft. Aber der Krieg ist doch auch der Vater aller Dinge. Er weckt Kräfte, wo niemand sie vermutete, er macht auch die Zarten, die scheinbar Zaghaften zu Helden, die alles überwinden. Mein Urteil gründet sich auf eine Fülle von Erzählungen von Mannschaften und Offizieren, unter denen ich besonders meine Studenten hervorheben möchte, mit denen ich im lebendigen Verkehr geblieben bin . . .

Im Sommer 1914 hatte ich in meinem Seminar für mittlere und neuere Geschichte an der Universität Breslau etwas über 20 Mitglieder, alles ältere Studenten, mehrere mit Dissertationen beschäftigt oder bestrebt, aus den Anregungen des Seminars den Plan zu einer selbständigen Forschung zu gewinnen. Es war eine außergewöhnlich gute Generation, eine der besten, die ich in meinem Amte je um mich versammelt habe . . . Da kam der serbische Konflikt und bald darauf die steigende Gewißheit, daß der Krieg unvermeidlich sei. Wie ein Mann waren die Studenten entschlossen, sich freiwillig zum Heeresdienste zu melden. In diesen Tagen der höchsten Spannung lud ich die liebe Schar zum Abendessen in meinen Garten, und bald saßen wir dann bei einer Bowle wie eine große Familie zusammen. Die tapferen Jungen waren begeistert, aber auch ernst, namentlich einige, die da wußten, daß sie die Stütze und Hoffnung ihrer Familie waren. Kräftig schallten ihre Lieder vom Vaterland, von Sieg und Tod, aber auch manch frischer Sang von Leben und Liebe durch das Gartenviertel, und die Nachbarn öffneten die Fenster, um sich erheben zu lassen durch den stolzen Mut der Jugend. Wo sind sie geblieben? Schon die Hälfte ist verwundet und gefallen, die einen in Frankreich, die anderen in Rußland. Einige kamen verwundet zurück, einige ganz zusammengebrochen nach den furchtbaren Märschen, auf denen im Osten der Feind eingeholt und festgehalten wurde; namentlich nach den Märschen, durch die sich im Spätherbst des ersten Kriegsjahres 1914 ein Teil unserer Truppen aus der drohenden Umzingelung durch weit überlegene russische Massen befreite.

Die heroische Stimmung, die diese liebe Schar von Studenten erfüllte, war auch in meinem Kollegen, dem Professor der Geschichte Dr. Georg Preuß, ganz

übermächtig, war gewissermaßen Person in ihm geworden und trieb ihn gleich unter den ersten in den Tod. ‚Nicht siegen oder sterben ist die Losung,‘ sagte er kurz vor dem Ausmarsch, ‚sondern sterben schlechthin.‘ Alter Germanenzorn und alte Germanen-Kampfeslust lebten gleichsam wieder auf in unserem Volke, als sich die neidischen Nachbarn verschworen, es zu vernichten, und gerade auch in den akademischen Kreisen, deren Arbeit sie doch den Waffen und den Strapazen des Krieges zu entfremden schien.

Viele hatten bisher gar manches zu tadeln an unserer Jugend, an der Entwicklung ihres wissenschaftlichen Interesses wie an anderen Seiten des akademischen Lebens. Man fand, daß der alte frische und forsche Geist, der freie Zug in den Studenten erlahme. Es herrschte das Streben hier nach allerlei Wissen ohne Zusammenhang und dort nach den engen Vorschriften der Examensfibel. Alle diese Sorgen — ganz abgesehen davon, ob sie nicht übertrieben waren — sind mit einem Schlage weggefegt ... Die akademische Jugend selbst hat sich in diesem Kriege bewährt als Träger eines herrlichen Mutes, eines opferbereiten Sinnes, eines Herzens, das den größten Aufgaben des Lebens kühn entgegentreten, zugleich aber auch der Wissenschaft in rechtem freien Sinne dienen wird. Unsere Universitäten sind ihrer hohen Aufgabe gerecht geworden. Sie haben uns eine Fülle hochstrebender, auf den Kern der Dinge schauender, nach dem Kern der Fragen suchender Männer geliefert. Diese akademische Jugend wird auch den Aufgaben gewachsen sein, die ihr nach dem Frieden in unserem Volke und für unser Volk gestellt werden.

Ein glänzendes Zeugnis des Geistes, in dem sie ihre schwere Pflicht erfüllt, ist die Schrift ‚Stellungskrieg‘, die der Göttinger Historiker Professor Brandi, zurzeit als Oberleutnant der Landwehr im Felde, zu Weihnachten vorigen Jahres den Kameraden im Felde gewidmet hat. Ich kann es mir nicht versagen, einige Sätze aus dem Schluß anzuführen. ‚Es ist unbeschreiblich, wie stark der Einfluß des einzelnen ist. Ich sehe sie vor mir, all die herrlichen Menschen: diese Pioniere an den Spitzen der Sturmkolonnen, diese Unteroffiziere, denen man eine ganze Stellung anvertrauen kann, diese Kriegsfreiwilligen, die keine Gefahr kennen, diese prachtvollen niedersächsischen Landwehrleute, die unverrückbar feststehen ... Augenblicke vollkommener Ermüdung bleiben keinem erspart. Aber es ist das Geheimnis unserer Kraft, daß sie sich täglich auch erneut. Aus dem Born enthaltsamer Gesundheit strömt die Zuversicht, aus der ererbten Zucht der Halt und die sichere Überwindung der natürlichen Schwankungen unserer Kraft.‘ Brandi preist ‚die anspruchslose Perlenschnur stiller Helden‘, welche auch den zusammengeschossenen Graben halten, und sagt von dem Stellungskrieg, dessen Schrecken er geschildert hat: ‚Seine moralischen Anforderungen greifen in die Tiefen der Seelen derer, die ihn tragen. Was sie nicht mitbringen, kann keine Kunst ihnen geben. Aber eben dieses macht uns so stark und zuversichtlich: wir sind des festen Zutrauens, daß unsere Jugend überall jene unverbrauchten Schätze der Seele hegt und spürt. Heil ihr!‘

Brandi rühmt die akademische Jugend nicht vor den andern, er nennt sie gar nicht besonders, sondern unter der allgemeinen Gruppe der Kriegsfreiwilligen, aber die Schrift ist den Göttinger Studenten und Dozenten gewidmet, die im



Felde stehen, und der Hauch akademischen Geistes weht in ihr mit seiner reichen Kraft. Auch die Gelehrsamkeit fehlt nicht. So wenn er den Einmarsch in den vordersten Schützengraben schildert. ‚Immer aufs neue dieselbe tiefe Straße des Todes, dieselben ausgewaschenen Stufen hinunter zum Laufgraben, per me si va nella città dolente. Jawohl, per me si va! Sie schreiten hindurch festen Schrittes. Und wenn die Welt voll Teufel wär' ...'

Aber freilich. Auf dem durch die geistige Arbeit von Jahrhunderten gesättigten Boden der Universitäten wächst mancherlei Kraut, und neben der Begeisterung für unser Volk hat sich dort selbst in dieser Kriegszeit auch die kahle Abstraktion eingefunden, die in dem Manne und besonders in dem Forscher nur das Glied der Menschheit sieht und nicht in erster Linie das Glied seines Volkes. Sind diese Stimmen auch nur vereinzelt, so sind sie doch gefährlich, denn sie sind geeignet, der Jugend, und gerade der ideal gerichteten studierenden Jugend den Sinn zu verwirren. Diese Gedanken haben in der scheinbar neutralen, tatsächlich aber überwiegend die Interessen der Gegner Deutschlands vertretenden Zeitschrift ‚Internationale Rundschau' (Druck und Verlag Orell Füßli, Zürich) Vorkämpfer gefunden ... Diese Männer sind befangen in Schlagworten, in denen sie hohe sittliche Forderungen zu verteidigen glauben. Sie möchten die Menschen von den Schranken befreien, die der Staat aufrichtet. Sie sind geblendet von dem Gedanken der Freiheit des einzelnen, sie verkennen das Wesen des Staats, sehen in seinen unserem Gefühl oft wenig genehmen Forderungen nur den Druck, der hemmt, nicht den Zwang, der unsere Kräfte zusammenfaßt. Sie übersehen die **größeste Lehre, die der Krieg unserem Volke gibt, die Lehre von dem unschätzbaren Segen, den der einzelne aus der Hingabe an den Staat empfängt.**

Mir ist diese Lehre nie gewaltiger und nie zugleich so zart gepredigt worden als in dem Lazarett und sonst in Gesprächen mit Verwundeten, und zwar mit Verwundeten aller Gesellschaftsschichten, besonders aber der Arbeiterklasse. Ich gedenke dabei besonders an einen Landwehrmann, der ein Auge verloren hatte und um das andere besorgt sein mußte, der auch in Not war um seine Familie und sein kleines Anwesen, und der doch den Sinn auf die große Sache, auf Volk und Vaterland gerichtet hielt. Dabei war das Lazarett, in dem er lag, keins von den gut besorgten, sondern die Leute hatten manche berechtigte Klagen. Ich habe mich hier und bei ähnlichen Erfahrungen beschämt gefühlt vor der einfachen Größe, zu der dieser furchtbare Krieg so manchen erhebt, der sonst über seine persönlichen Interessen nicht hinausschaute. Ein **Gedanke erfüllte hier alle: Wir dürfen keinen Frieden schließen, der unseren Feinden die Macht läßt, nach wenigen Jahren von neuem über uns herzufallen. Wir dürfen uns nicht durch Worte** täuschen lassen, die edel klingen und die Sache nicht treffen ... Soll das aber sein, so **dürfen England und Rußland die alte Weltstellung nicht behaupten, die ihnen gestattet, die Menschen von drei Erdteilen aufzubieten,** um Rache dafür zu nehmen, daß ihr vom Neid geplanter und lang vorbereiteter Angriff an dem Heldenmute unseres Volkes gescheitert ist. ..."

Sehen wir doch auf die Dinge, wie sie sind. Da sagt ein Professor, wir sollen

nach einem Siege über Rußland, England und Frankreich, die sich zu unserer Vernichtung vereinigt haben, beim Friedensschluß in Europa keine Gebietsabtretung fordern dürfen aus „äußeren Gründen“.

„Was soll das heißen? Doch wohl, wir sollen keinen Berg und kein Tal, keine Stadt oder kein sonstiges Gebiet fordern dürfen, weil wir es für unsere Verteidigungslinie nötig haben, oder weil das Gebiet für unsere Wirtschaft und unseren Verkehr besonders wichtig erscheint. Und das soll uns verboten sein, weil in Europa sich im neunzehnten Jahrhundert die Idee des Nationalstaats durchgesetzt habe, und man deshalb die Grenzen nicht verändern und nicht Bewohner einer fremden Nationalität oder überhaupt eines fremden Staates gegen ihren Willen unterwerfen dürfe! Welcher Staat in Europa hat denn dieses Gesetz befolgt, und welcher will es befolgen? Frankreich hat im neunzehnten Jahrhundert nicht nur das deutsche Elsaß festgehalten und seiner Nationalität zu berauben versucht, sondern auch nicht aufgehört, belgische, holländische und deutsche Gebiete zu begehren. Der Krieg von 1870 entsprang doch nur daraus, daß Frankreich große Gebiete der deutschen Rheinlande von uns forderte. Napoleon hatte von Italien die Abtretung von Savoyen und Nizza erpreßt als eine Bezahlung dafür, daß er die weitere Einheitsbewegung Italiens nicht hinderte. Das gleiche forderte er von Deutschland, als es sich durch den Krieg von 1866 aus der Zersplitterung zu besserer Ordnung erhob. Und nicht bloß der Kaiser Napoleon, sondern auch das französische Volk war empört, daß König Wilhelm und sein großer Minister diese dreiste Forderung ablehnten. Noch mehr, die Franzosen verlangten den Krieg auch als Revanche für Sadowa, wie sie die Schlacht von Königgrätz nennen, d. h. sie wollten Rache und Ersatz dafür, daß der glänzende Sieg der preußischen Heere den früheren Ruhm der französischen Siege über Rußland und Österreich in den Schatten stellte. Diese verletzte Eitelkeit war der Hauptgrund, weshalb sie zum Kriege drängten.

Wenn Frankreich heute über uns siegen sollte, so würde kein Räsonnement nach Art der „Internationalen Rundschau“ den Drang nach Annexionen mäßigen. Die Franzosen reden vom Nationalstaat und Nationalitätsprinzip nur, wenn es ihre Wünsche nicht stört. Sie verkünden ganz offen ihre Absicht, große Gebiete Deutschlands zu erobern, und in diesem Streben werden sie von England und Rußland nicht nur unterstützt, sondern England und Rußland würden sich an dieser Zerstückelung beteiligen.

Ebensowenig ist England ein Nationalstaat, sondern England übt eine Gewaltherrschaft über weite Gebiete und widerstrebende Nationen. Zunächst in Irland. England hat im neunzehnten Jahrhundert Irland so gedrückt, daß die Bevölkerung um Millionen zurückging, während sie sich in England mehr als verdoppelte. Und ferner: England behauptet das spanische Gibraltar wie das italienische Malta und vernichtete in Afrika erst die Buren, dann die Deutschen. Von seiner Tyrannenherrschaft in Ägypten und Indien will ich nicht reden. Mag man es drehen, wie man will. Für England ist die Nationalitätenfrage stets nur der Phrasenkasten, aus dem es seine Depeschen speist, seine Politik wird durch seine Interessen geleitet. Seine Flotte schießt heute Kopenhagen zusammen und morgen Alexandria, opfert heute

die Schleswig-Holsteiner und morgen die Türken. England kennt kein Recht der Nationalitäten, wo immer deren Rechte mit den Interessen Englands in Widerspruch stehen."

Das Nationalitätsprinzip besteht auch in Belgien nicht: „Freilich wurde mit diesem Prinzip Lärm gemacht, als sich Belgien unter dem Einfluß sehr verschiedener, besonders konfessioneller, Elemente von Holland 1830 losriß. Aber seither ringen dort eine niederdeutsche und eine französische Volksschicht miteinander. Die französische herrscht und tyrannisiert die niederdeutsche.

Unter dem Einfluß der deutschen Siege des Jahres 1870 hat sich ihr Widerstand gekräftigt. Auf die Siegeskunde von Sedan hat der Fläme Emanuel Hiels gesungen: ‚Hoe zullen wij u danken, o Duitsche broederschaar, gij, die dor moedig kampen ons reddet van't gevaar der fransche rooverbenden, die van Germaniens Rijn en ook der Maas, der Schelde de Meesters willen zijn?' Dieser Volksteil hatte seither von der die Regierung beherrschenden französischen Partei schwer zu leiden und sieht in dem Siege Deutschlands die Rettung. Im Oktober des vorigen Jahres haben 52 Flämen eine vorläufige Regierung unter dem Namen ‚Rat von Groß-Flandern' gewählt, die unter dem 17. Oktober ein Manifest erlassen hat, welches fordert, daß Ost- und Westflandern, Antwerpen, Limburg, Flämisch-Brabant mit Brüssel, die Strecken um Landen, Edingen (Enghien) und alle zum Wallonenlande gehörenden flämischen Gemeinden, sowie die Umgebung von Belle (Bailleul), Hazebroek, Winoksbergen und Dünkirchen von dem romanischen Gebiete Belgiens getrennt und zu einem selbständigen flämischen Staatswesen Groß-Flandern gebildet werden.

Ähnlich liegt es in Rußland. Hier versucht die blinde Leidenschaft einer großrussischen Partei, wie in Belgien die französische, die Deutschen und die anderen Nationalitäten, die in dem Reiche vereinigt sind, mit rücksichtslosen Maßregeln zu unterdrücken. Sie verbieten den Deutschen, den Polen, den Kleinrussen den Gebrauch ihrer Sprache, sie treiben die Deutschen von ihrem Besitz und gehen in allen diesen und ähnlichen Dingen mit einer Roheit vor, die an die Zeiten der Mongolen erinnert.

Nicht anders ist das Ergebnis einer Betrachtung Italiens. Hier ist seit Jahrzehnten von dem Nationalitätsprinzip nicht bloß geredet, es hat dies Prinzip gegenüber der Zerstückelung des Landes in hilflose Fetzen, von denen keiner fähig war, die Aufgaben eines Staates zu lösen, auch eine große Kraft entwickelt und dem Volke die Anfänge eines gesunden Staates geschenkt. Aber alsbald greift nun dieser Staat unter dem Vorwande der Befreiung von Italienern auf Gebiete, in denen Hunderttausende von Deutschen wohnen, während er es duldet, daß die alt-italienischen Gebiete Savoyen und Nizza, die erst unter Napoleon III. an Frankreich abgetreten wurden, und daß ferner Korsika und Malta in fremder Hand bleiben. Weiter verlangt der italienische Staat Gebiete auf der Balkan-Halbinsel, die ebenfalls zum großen Teile von Nicht-Italienern bewohnt sind.

Wohin man schaut, überall ergibt sich, daß das Prinzip der Nationalität auch heute nur eines der Elemente ist, aus denen sich die Staaten erbauen. Daneben haben die Lage, die wirtschaftlichen Verhältnisse und vor allem der Lauf

der Geschichte ihren Anteil an der Kraft und dem Leben der Staaten und in diesem Anteil ihr Recht. Das Betonen des Nationalitätsprinzips durch unsere Feinde bietet also nicht den geringsten Schutz für unser deutsches Land, falls sie siegen sollten. Laut verkünden sie ja schon, wie weite Strecken sie im Osten und Westen abreißen wollen. Wenn die Macht der gegen uns verbündeten Weltstaaten England, Frankreich und Rußland, vor allem von England und Rußland nicht gebrochen wird, wenn die europäischen Verhältnisse in dem Frieden nicht so geordnet werden, daß wir einige Sicherheit haben gegen die Wiederkehr solcher Angriffe, so wird der Friede nur ein Waffenstillstand sein.

Unser Volk will den Frieden und nichts als Raum für seine friedliche Tätigkeit, aber wir müssen auch den Mut haben, unsere Grenzen so zu gestalten, daß wir Hoffnung auf einen dauernden Frieden und für den Fall erneuten Angriffs besseren Schutz haben. Es heißt den Geist schwächen, in dem unser Volk die Bürde dieses Krieges auf sich genommen hat, wenn wir einen Frieden erkaufen wollen unter Bedingungen, die uns keine Gewähr und kein Gefühl siegreichen Überwindens unserer Feinde geben ..."

Das ist so wahr, wie schön gesagt. Aber woher soll denn das Volk auf die Dauer den Mut auf Flaschen ziehen, die „Bürde dieses Krieges" anders denn als Bürde zu empfinden? Die Verhandlungen des Reichtags vom 25. Mai ds. Js. sprechen da mehr als Bände. Es ging ja „nur" um die Zensur, aber — vielleicht doch um etwas mehr? Aus Gründen, die sich aus dem Folgenden von selbst ergeben, muß ich mich auf schlichte Wiedergabe beschränken.

„Noch heute, nach 22 Monaten Krieg," sagte der konservative Abgeordnete Dr. Oertel, „dürfen die Kriegsziele nicht erörtert werden. Schon vor Jahr und Tag wurde in Aussicht gestellt, daß man ‚seinerzeit' die Erörterung freigeben werde. Die Zeit ist noch nicht gekommen, und ob sie überhaupt während des Krieges kommt, bezweifle ich." Das sagte der konservative, bis auf die Knochen königstreue und regierungsfromme Abgeordnete Dr. Oertel.

Der nationalliberale Abgeordnete Hirsch-Essen schilderte die Lage, wie folgt:

„Wir haben ein Eingreifen der Zensur in Gestalt der Briefsperre; wir haben Briefzensur; wir haben Telegramm- und Telephonzensur. Jeden Augenblick trifft man jemanden, der in dieser Beziehung Erfahrungen gemacht hat; und es sind nicht gerade immer die schlechtesten Patrioten, die solche Erfahrungen gemacht haben. Wenn es so weiter geht, dann wird es, glaube ich, bald zum Zeichen eines anständigen Menschen gehören, daß er nach irgendeiner Richtung hin unter Zensur steht. Heute fragte mich ein Kollege aus diesem Hause, wie man sich gegen Derartiges schützen könne. Ja, das ist sehr schwer zu sagen; allgemein kann man sich gegen diese Dinge nicht schützen. In einer Beziehung könnte ich ihm allerdings aus meiner eigenen Erfahrung einen Tip geben: wenn er Telegramme abschickt, so kann ich ihm nur dringend ans Herz legen, das Wort ‚lang' in irgendwelcher Verbindung in dem Telegramm zu vermeiden; sonst kommt es entweder gar nicht oder mit großer Verspätung an. Das kann ich aus eigener Erfahrung sagen; und ich glaube, andere haben diese Erfahrung auch gemacht.

Nach Ansicht des Ausschusses soll sich die Zensur nicht über das militärische Gebiet hinaus erstrecken; sie soll sich nicht, wie sie das heute tut, fast auf alle Gebiete des politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebens begeben. Heute versucht man ja schlechtweg alles — und mag es sich um einen wissenschaftlichen Aufsatz über die Besteuerung der Offiziere handeln — unter den Druck der Zensur zu pressen und womöglich zu verhindern.

Meine Herren, was die Kriegsziele angeht, so wollen wir, daß die Zensur auf einen Rahmen beschränkt werde, der die Freudigkeit des Durchhaltens in unserem Volke nicht beeinträchtigt, und der im feindlichen und auch im neutralen Auslande nicht die Ansicht aufkommen läßt oder bestärkt, daß dem deutschen Michel trotz seiner im Verlaufe des Feldzuges immer wieder betätigten siegreichen Stärke alles, aber auch schlechtweg alles geboten und angetan werden könnte. Meine Herren, ganz abgesehen von unseren Feinden würde ja auch vielleicht diese oder jene angeblich ‚neutrale', in Wirklichkeit aber stark blutbefleckte Hand, die aus schnöder Gewinnsucht zur Verlängerung des Krieges und des gegenseitigen Hinmordens der Völker nach Kräften beigetragen hat, so gut sie nur beitragen konnte, sicherlich bereit sein, nach dieser Richtung hin mitzuwirken, wenn es einmal zu Friedensverhandlungen kommen wird. Meine Herren, daß wir uns das alle miteinander, nicht bloß bezüglich einer Einmischung in unsere inneren politischen Angelegenheiten, sondern auch nach außen hin, ohne Rücksicht darauf, wie wir sonst zueinander stehen, verbitten würden, daß sich auch die Regierung das verbitten würde, darüber hege ich gar keinen Zweifel. Andernfalls würde ja wohl das Wort auf uns passen:

‚Nur die allergrößten Kälber
Wählen ihre Metzger selber!'

Meine Herren, solchen Wünschen und Bestrebungen wird Vorschub geeistet, wenn man die öffentliche Meinung über derartige nicht nur außerordentlich dreiste, sondern auch die Interessen des deutschen Volkes in schwerster Weise bedrohende Anmaßungen nicht in deutlicher Weise zum Ausdruck kommen läßt.

Endlich, meine Herren, hat die Kommission verlangt, daß, wo Zivilbehörden Einfluß auf die Handhabung der Zensur durch die militärischen Stellen nehmen, sie dies auch kraft der ihnen obliegenden Verantwortung vertreten. Wir sind der Meinung, daß diese Behörden schon heute die Verantwortung tragen. Es kann unseres Erachtens kein Zweifel daran obwalten, daß staatsrechtlich auch der Herr Reichskanzler in vollem Umfange verantwortlich ist für die Einwirkungen ihm unterstellter Organe auf die Handhabung der Zensur durch die militärischen Organe. Wir hoffen stark, daß unser gemeinsamer Antrag dazu führen wird, in diesem Punkte Klarheit und Ordnung zu schaffen. Sollte es nicht der Fall sein, sollten wir uns darin täuschen, dann würden wir allerdings überlegen müssen, ob nicht schärfer zugefaßt werden muß.

Wie weit die Dinge heute gediehen sind, darüber ist hier ja von den verschiedensten Seiten eine ganze Reihe von Beispielen gegeben. Meine Herren,

wenn irgend etwas dartun konnte, wie recht Herr von Heydebrand gehabt hat, so ist es die weitere Entwicklung der Dinge gewesen. Das möchte ich doch hier unterstreichen. Und wenn man sich schon gezwungen glaubte, gegen Herrn von Heydebrand vorzugehen, so kann ich keine Entschuldigung dafür finden, daß man zulassen konnte, daß dieser Mann, dessen Worte zu verbreiten man verbot, hinterher in einem anderen Blatte, in der ‚Zukunft', derartig angepöbelt wurde, wie es geschehen ist. Das heißt nicht mit gleichem Maße messen, sondern das ist eine einseitige Handhabung der Zensur und ein Sichhinwegsetzen über Rücksichten, die für jeden so selbstverständlich sind, wie es überhaupt nur sein kann.

Von weiteren Einzelheiten möchte ich nur einen Fall hier bringen, der einen scherzhaft-ernsthaften Anstrich hat. Es erscheint in einem Blatte ein Aufsatz aus philologischer Feder über die Sprache und die Sprachentwicklung in Ypern. In dem Aufsatz werden die verschiedenen Wandlungen, die die niederländische Sprache durchgemacht hat, zur Darstellung gebracht, und es heißt dann am Schluß, hoffentlich würde bald auch die deutsche Sprache in Ypern wieder neben der niederländischen erklingen, wie es in Brügge und Gent der Fall sei. Das war so gefährlich, daß es verboten werden mußte, denn — hieß es ungefähr in der Begründung — dadurch würden Hoffnungen erweckt, von denen man noch nicht wisse, ob sie erfüllt werden könnten.

Ja, meine Herren, das ist ja wohl mehr spaßig; aber für mich ist, abgesehen von den Einzelfällen, die ja an sich durchaus überzeugend und beweiskräftig dafür sind, daß eingegriffen werden muß, besonders überzeugend für die Notwendigkeit eines Eingreifens gewesen, daß man sich nicht einmal gescheut hat, Anträge von Parteien, die hier im Hause eingebracht wurden, zu zensurieren, wie das seinerzeit bei den U-Bootanträgen geschehen ist. Zuerst verbot man den Abdruck der Anträge überhaupt, hinterher gestattete man ihn nur in einer Form und Zusammenstellung, die jedenfalls dem Willen der Antragsteller nicht entsprach. Das ist ein so starkes Stück, und darin trat eine derartige Mißachtung dessen hervor, was hier im Reichstag vor sich geht, daß mir die schärffste Verwahrung angezeigt erscheint. Es mag ja sein, daß man durch diese Entschließungen gewisse Ziele, auf die man damals vielleicht schon lossteuerte, gefährdet glaubte und sich nicht anders helfen zu können glaubte. Jedenfalls aber war es ein Eingriff, der weit über das zulässige Maß hinausging und der Veranlassung geben muß, daß der Reichstag für sich und für andere die Rechte der öffentlichen Meinungsäußerung in den gebotenen Grenzen wahrt.

Meine Herren! Weiter war für mich überzeugend für die Notwendigkeit eines energischen Eingreifens das Vorgehen in Angelegenheit der Petition des Professors Dietrich Schäfer, die hier mit 90000 Unterschriften eingegangen ist. Gleichviel, was in der Petition steht, gegen einen solchen Gewaltakt müssen wir uns ernstlich verwahren. Ein Eingriff in das Petitionsrecht, wie Artikel 23 der Verfassung vorsieht, soll nach Ansicht des Herrn Vertreters der Regierung, des Herrn Ministerialdirektors Lewald, nicht begangen sein. Meine Herren, wenn das Petitionsrecht überhaupt noch einen Inhalt hat, dann weiß ich nicht, welcher schlimmere Eingriff hätte erfolgen können.



Als Hauptgrund für die Beschlagnahme ist angeführt worden, die Petition sei als Massenpetition hergestellt und verbreitet, sie sei in 750000 Exemplaren gedruckt. Ob das zutrifft, kann ich nicht sagen. Es ist auch grundsätzlich nicht von Bedeutung. Wahrscheinlich sind die 750000 Exemplare aber in der Hauptzahl der Beschlagnahme verfallen. Nur ein kleiner Teil ist, soweit ich weiß, überhaupt zur Versendung gelangt. Der ganze Rest ist beschlagnahmt worden.

Meine Herren, nun hat gleichzeitig der Herr Vertreter der Regierung auf die Anfrage, ob auch eine im Sinne der Regierung gehaltene Petition verboten oder beschlagnahmt sein würde, auch bei Massenauflegung, diese Frage verneint. Er hat gleichzeitig den Zweck und Inbegriff der Zensur etwa dahin zusammengefaßt, daß sie da hindernd einzugreifen habe, wo nach Ansicht der zuständigen Stellen Äußerungen der öffentlichen Meinung geeignet sein könnten, den Zielen, welche die Regierung zu verfolgen für richtig hält, entgegenzuwirken oder sie zu gefährden. Auf den Wortlaut kann ich mich nicht festlegen, aber der Sinn war so. Das deckt sich ja auch mit dem, was wir vorhin vom Herrn Staatssekretär des Äußern gehört haben. Auf das Petitionsrecht angewandt, würde das ein Petitionsrecht von Regierungsgnaden sein, und man mag sich einmal vorstellen, wie sich beispielsweise die Dinge gestalten müßten, wenn es sich nachher einmal um eine Erörterung der Friedensbedingungen handelt. Das müßte ja ein wunderschöner Zustand werden.

Von großem Interesse ist wohl für uns alle das eine gewesen, nämlich die Einmütigkeit, mit der festgestellt wurde, daß über die Ausübung der Zensur bezüglich militärischer Fragen kaum irgendwelche Beschwerden vorgebracht worden sind. Jeder ist eben so verständig, daß er einsieht, daß über militärische Fragen nichts veröffentlicht werden darf. Das ist von allen Seiten anerkannt. Aber gegen das Übergreifen der Zensur auf das politische Gebiet, zur Förderung einer bestimmten Tendenz, zugunsten irgendeiner Zivilbehörde oder einer bestimmten Person wendet man sich in der Presse mit Recht, dagegen wenden wir uns auch hier im Reichstage.

Meine Herren, ich habe hier eine Eingabe vom Reichsverbande der deutschen Presse, die sich mit diesen Dingen beschäftigt. Sie datiert vom 20. Mai. Es heißt in dieser Eingabe:

„... Tatsächlich hat sich im Laufe des Krieges das Verhältnis in der Weise verschoben, daß heute die politische Beschränkung der deutschen Zeitungen schwerer und härter empfunden wird als die militärische, da so ziemlich jede öffentliche Angelegenheit mit dem militärischen Interesse in Verbindung gebracht wird. Die Zeitungen werden dadurch gezwungen, in den großen politischen Fragen, die, wie Ew. Exzellenz in den Zusatzbemerkungen zu dem Merkblatt für die deutsche Presse betonten, für ein Jahrhundert das Geschick des deutschen Volkes bestimmen, beiseite zu stehen oder ihre Meinung nur andeutungsweise mit Verhüllungen und Anspielungen auszusprechen, wenn sie nicht durch besondere Verbote zum völligen Schweigen verurteilt werden. Die Folge dieses Zustandes ist eine wachsende Unsicherheit und Verwirrung der öffentlichen Meinung, eine Begünstigung der

heimlichen Geschichtenträgerei, des Flugblatt- und Broschürenwesens und ein Sinken des Vertrauens des deutschen Volkes gegenüber seiner Presse.'

Einem solchen Übergreifen der Zensur auf das politische Gebiet sich zu fügen, ist nicht nur die Presse nicht bereit, sondern auch sehr viele andere Leute sind dazu nicht bereit, auch der Reichstag nicht.

Nun kommt dazu, daß die Militärbehörden, wie ja in der Kommission erneut festgestellt wurde und wie auch hier im Plenum hervorgehoben worden ist, keineswegs immer aus eigener Initiative handeln, sondern auf Veranlassung von Zivilbehörden. Bald ist es das Reichsamt des Innern, das den Einfluß ausübt, bald ist es das Kriegsministerium, bald ist es das Reichs-Marineamt; in der Hauptsache aber ist es das Auswärtige Amt, das sich in die Dinge hineinmischt und Anordnungen gibt.

Im Abgeordnetenhause sind bei den von mir angezogenen Verhandlungen über die Zensur Schriftstücke vorgelegt, auf denen auf der einen Seite von der militärischen Seite vermerkt war: ‚Zur Veröffentlichung zugelassen, wenn das Auswärtige Amt einverstanden ist' — während es auf der anderen Seite hieß: ‚Nicht geeignet zur Veröffentlichung'. Da stellte sich heraus, daß das Auswärtige Amt eben nicht einverstanden war. In anderen Fällen tritt die Oberste Zensurbehörde auch einmal direkt in die Erscheinung. So sind Schriftstücke vorgelegt worden, auf denen stand: ‚Zur Veröffentlichung nicht geeignet, Nachrichtenstelle des Reichs-Marineamts'. Wir haben im Abgeordnetenhause vergebens gefragt, was denn das eigentlich für eine verantwortliche Stelle sei, welche Stellung sie im Staatsorganismus einnehme, welche Anordnungsbefugnis ihr erteilt sei, und von wem? Aber eine Antwort auf diese Fragen haben wir nicht erhalten. Man kann also nur annehmen, daß hier ein Teil der Obersten Zensurstelle in die Erscheinung getreten ist.

Und ferner — das ist auch in der Kommission im Abgeordnetenhause hervorgehoben worden —: aus dem Lande kommen von Zeit zu Zeit Mitteilungen über Bescheide der Generalkommandos, wo es einfach heißt: Oberzensurstelle Berlin entscheidet, daß dies oder jenes nicht gebracht werden soll.

Wie man sich diesen Tatsachen gegenüber immer wieder auf den Standpunkt stellen kann, es handle sich bei der Zensur um Dinge, auf die die Zivilbehörden keinen Einfluß haben, das ist einfach unverständlich, um so unverständlicher, als es, Gott sei Dank, kommandierende Generale gibt, die kein Hehl daraus machen, daß ihnen das, was ihnen von der Zensurbehörde zugemutet wird, durchaus nicht sehr angenehm ist, daß es gar nicht ihrer Ansicht entspricht, daß sie es aber machen, weil sie das, was ihnen an Anweisungen erteilt wird, aus allgemeinen Gründen erfüllen zu müssen glauben, denen aus eigener Überzeugung sich anzuschließen, sie persönlich aber nicht in der Lage sind.

Meine Herren, es ist mit Recht gegenüber der wiederholt aufgestellten Behauptung, die Zivilbehörden hätten auf diese Dinge keinen Einfluß, in der Kommission vom Abg. Dr. Stresemann geantwortet worden: Ja, ein Beamter, der derart auf die Zensur einwirkt, handelt entweder amtlich oder nicht amtlich. Niemand wird doch behaupten können, daß derartige Einwirkungen auf die militärischen Stellen nichtamtlichen Charakter tragen. Wenn sie aber nicht amtlichen

Charakter tragen, dann handelt es sich um amtliche Beeinflussungen, und für solche Beeinflussungen seitens nachgeordneter Stellen ist in letzter Linie der Reichskanzler verantwortlich, und zwar politisch und auch hier dem Reichstage gegenüber. Dieser Standpunkt muß klipp und klar ausgesprochen werden.

Eine andere Seite dieses Zustandes. Es ist natürlich außerordentlich leicht, auf diesem Wege Politik zu machen. Etwas Einfacheres kann man sich nicht denken als eine Anweisung an die Generalkommandos, wie die politischen Dinge behandelt werden sollen. Da ist zunächst von Interesse der Passus im Merkblatt der Presse. Da heißt es an einer Stelle: ‚Jede versteckte oder offene Kritik der auswärtigen oder sonstigen Politik des Reichskanzlers ist verboten'. Da sind ferner Depeschen an die Zeitungen gekommen vor Reichstagssitzungen, in denen der Kanzler sprechen sollte, und in diesen Depeschen heißt es — ich habe mir den Wortlaut aufgeschrieben —: ‚Die Zeitungen werden ersucht, Besprechungen der Reichskanzlerrede innerhalb des Rahmens zu halten, in dem sich die Ausführungen des Herrn Reichskanzlers bewegt haben'. Aber wenn das geschah, wenn Blätter sich streng an diese Dinge hielten und aus den Reden des Kanzlers gewisse Richtlinien herauszogen, bekamen sie in der ‚Frankfurter Zeitung' und im ‚Berliner Tageblatt', und zwar unverkennbar offiziös, eine derbe Zurechtweisung, und es wurde angedeutet, daß das nicht so ausgelegt werden könne, wie es die nationale Presse ausgelegt hatte. Es ist sogar bei solcher Gelegenheit, wenn ich nicht irre, der ‚Kölnischen Volkszeitung' passiert, daß ihr die Ehre des Verbots zuteil geworden ist.

Nun darf man nicht verkennen, daß es in der Tat nicht immer ganz leicht ist, Sinn und Rahmen unserer offiziellen Verlautbarungen auseinanderzuhalten. Nehmen wir z. B. den Schlußsatz unserer Note an Amerika. Dieser erscheint doch ganz eindeutig, und man sollte meinen, daß, wenn Worte überhaupt einen Sinn haben, man diesen Schlußsatz nur so verstehen und auslegen konnte, daß man sich, wenn Amerika den in der deutschen Note verlautbarten Erwartungen nicht entsprechen sollte, alles weitere nach der energischen Seite hin vorbehalte. Nun fragen Sie aber einmal das ‚Berliner Tageblatt'. Da werden Sie ganz etwas anderes hören, und das darf ich Ihnen vielleicht an einem Beispiel erläutern.

Der Zentralvorstand der nationalliberalen Partei, dem ich anzugehören die Ehre habe, hat am letzten Sonntag eine Entschließung gefaßt, die auch diesen Punkt berührt. Sie ist, notabene, von der Zensur schleunigst verboten worden, sie hat es furchtbar eilig gehabt mit Telegrammen des Inhalts: ‚Die Entschließung des nationalliberalen Zentralvorstandes ist heute morgen von einigen Zeitungen ohne Zensurvorlage veröffentlicht worden; Nachdruck und Besprechung sind unzulässig. Vertraulich, nur für die Redaktion bestimmte Notiz'. ‚Die Entschließung des nationalliberalen Zentralvorstandes ist heute von einigen Zeitungen ohne Zensurvorlage veröffentlicht worden, Nachdruck und Besprechung ist unzulässig.' Ich habe hier noch eine ganze Reihe von Belegen, aus denen hervorgeht, daß man geglaubt hat, diesen Bericht schleunigst verbieten zu müssen. Blättern, die es trotzdem versucht haben, besonders in der Provinz, ist das Handwerk gleich

gelegt worden. Sie zeigen erhebliche weiße Stellen. Also es muß für sehr notwendig erachtet sein, diese Entschließung zu unterbinden. Dagegen hat man es für zulässig und richtig gehalten, einen Auszug aus dieser Entschließung, den das Wolffsche Bureau gemacht hatte und in welchem der Nachdruck etwa darauf lag, daß die nationalliberale Partei hinter jeder Regierung stehen würde, abdrucken zu lassen, den ließ man zu, den finden Sie in der ganzen Presse. Durch Zufall bin ich darauf gekommen, daß es das Wolffsche Bureau war; in einem Blatte fand ich dessen Signum, die anderen Blätter hatten es fortgelassen. Inzwischen ist mir dann auch ein Original in die Hand gekommen. Aber nun, meine Herren, der Beschluß, den ich eben erwähnte, berührt auch die Dinge, die uns heute hier beschäftigen, und ich möchte deshalb um die Erlaubnis bitten, ihn verlesen zu dürfen. Er lautet:

‚Der Zentralvorstand wiederholt nachdrücklich seine bereits am 15. August 1915 geäußerte und durch die Ereignisse seither bestätigte Überzeugung, daß nur Hinausschiebung der Land- und Seegrenzen des deutschen Machtbereiches in Ost und West und Übersee dem deutschen Volk die notwendigen realen Garantien für seine künftige, militärische, politische und wirtschaftliche Sicherung schaffen können.

Der Zentralvorstand erklärt diese nicht allein auf Verträgen, sondern auf wirklicher Machterweiterung beruhende Sicherung gerade gegenüber England als dem immer deutlicher erkennbaren Hauptfeinde Deutschlands für besonders notwendig. Er erachtet es daher als eine Hauptaufgabe der deutschen Politik, der deutschen Kriegsleitung die Freiheit im Gebrauch aller militärischen Mittel zu sichern, die einen für die deutsche Zukunft unentbehrlichen, entscheidenden Sieg über diesen Hauptfeind gewährleisten.

Der Zentralvorstand weiß sich mit der nationalliberalen Reichstagsfraktion einig in der hohen Bewertung der U-Bootwaffe, die das geeignetste Mittel ist, England auf seinem eigensten Herrschaftsgebiete zur See zu schlagen und dami den Krieg zu einer schnelleren siegreichen Beendigung zu führen.

Der Zentralvorstand bittet die Reichstagsfraktion für den Fall, daß Amerika den in der deutschen Note ausgesprochenen Voraussetzungen nicht entsprechen sollte, mit allem Nachdruck dafür einzutreten, daß in Ausnützung der in der deutschen Note vorbehaltenen Freiheit der Entschließung von der U-Bootwaffe im Handelskrieg rechtzeitig uneingeschränkter Gebrauch gemacht wird.

Der Zentralvorstand weist erneut darauf hin, daß er mit der ganzen Partei geschlossen hinter jeder Regierung stehen wird, die diese Ziele mit unbeugsamer Festigkeit verfolgt. Der Zentralvorstand mißbilligt anderseits aufs schärfste, daß in diesen Fragen, die nicht nur über den Ausgang des Krieges, sondern über die ganze zukünftige geschichtliche Stellung des Deutschen Reiches entscheiden müssen, nicht nur eine freie Meinungsäußerung in der deutschen Presse verhindert, sondern vielmehr dem Volke eine mit seinem wahren Willen nicht übereinstimmende Meinung künstlich aufgedrungen werden soll. Es muß erwartet werden, daß die Leitung der Auswärtigen Politik, d. h. der Reichskanzler und der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, die Verantwortung für alle diejenigen Zensurmaßnahmen

übernehmen, die, wenn auch formell von militärischen Stellen verhängt, doch in Wahrheit in ihrer Tendenz von den politischen Leitern des Reiches veranlaßt worden sind.'

Was sagt nun das ‚Berliner Tageblatt' dazu? Das ‚Berliner Tageblatt' spricht von einer ‚Umdeutung' der letzten deutschen Note an Amerika. Wer hat denn nun recht? Wenn Worte einen Sinn haben, dann ist doch die Note in ihrem Schlußpassus so zu verstehen, wie sie vom nationalliberalen Parteivorstand ausgelegt ist, und nur dann könnte das ‚Berliner Tageblatt' recht haben, wenn die Worte dazu da wären — um ein bekanntes Wort zu gebrauchen —, um die Gedanken zu verbergen. Nun, meine Herren, der Zentralvorstand der nationalliberalen Partei hat sich an den klaren Wortlaut gehalten und ist davon ausgegangen, daß süß süß und sauer sauer ist. Das ‚Berliner Tageblatt' aber, das, nebenbei bemerkt, den Geschmack besitzt — ich weiß nicht, ob auf Grund des Charakters der ihm selbst eigenen Moral —, dem Zentralvorstande noch unterzuschieben, er handle hier aus geschäftlichen Rücksichten, das ‚Berliner Tageblatt' spricht von ‚Umdeutung'. Meine Herren, ich nagle dies hier an und hebe es hier hervor, um Ihnen zu zeigen, wie schwer es für die Presse und für die Öffentlichkeit überhaupt ist, bei den offiziellen Verlautbarungen entsprechend den Depeschen, die vor und bei solchen Verlautbarungen kommen, immer das zu treffen, was offiziell wirklich gemeint war. Wie man es auch auslegt, es ist immer verkehrt. Meine Herren, solche Anweisungen an die Presse ergehen ja auch in allerneuester Zeit. In einem noch gar nicht lange zurückliegenden Falle — es ist erst ganz kurze Zeit her — wurde von der Obersten Heeresleitung, die ja selbstverständlich nicht aus ihrer eigenen Entschließung handelt — darüber sind wir ja alle einig, und in diesem Falle war dies noch besonders klar —, eine Vorschrift erlassen, wonach eine gewisse Verlautbarung nur nach gewissen Richtlinien behandelt werden sollte. Das könnte man ja verstehen. Aber diese Verfügung hatte noch einen Schluß, und der ist besonders charakteristisch. Das Oberkommando der Marken, welches den Zeitungen von der Stellungnahme der Obersten Heeresleitung Kenntnis gab, sagt am Schluß: Das Oberkommando erklärt daher Ausführungen für unstatthaft, welche gegen die Maßnahmen der deutschen Regierung in der Angelegenheit gerichtet sind oder überhaupt dem Sinne der gegebenen Richtlinien zuwiderlaufen. — Nun, meine Herren, kommt das Beste! — Ebenso werden Bemerkungen verboten, welche den Eindruck erwecken, als ob die Zensur die freie Meinungsäußerung unterbinde. Ja, meine Herren, einem verbieten, daß er etwas sagen darf, — das könnte man ja vielleicht noch verstehen; einem aber auch verbieten, daß er sagen darf, daß ihm das verboten ist, das geht mir doch ein bißchen weit. Meine Herren, was für eine ‚öffentliche Meinung' unter solchen Verhältnissen entstehen muß, darüber braucht man ja kein Wort zu verlieren. Man täuscht sich selbst, wenn man diese öffentliche Meinung dann als den wahren Ausdruck der wahren Gesinnung ansieht; man täuscht sich und täuscht andere, nur einen täuscht man am wenigsten: das Ausland ..."





Das große Schweigen

Fast zwei Jahre stehen unsere Kämpfer draußen, vom Tode umdroht, in ihrem harten, blutigen, schweren Kriegswerk, — sollen sie, fragte der konservative Abgeordnete Dr. Oertel in der Reichstagssitzung vom 25. Mai d. J., nicht hören dürfen, welcher Preis ihnen, dem Vaterlande und ihren Nachfahren vielleicht winken kann, wenn sie selbst zu den Toten entboten werden? Sollen sie das nicht hören dürfen? Sollen wir ihnen nicht sagen dürfen, wie sich die Zukunft gestalten kann, was aus den Blutopfern heraus erkämpft, erstritten, erreicht werden kann? Hunderte von Zuschriften habe ich aus dem Felde erhalten, vom General herab bis zum Musketier, in denen der Mißstimmung darüber Ausdruck gegeben wird, daß sie aus den deutschen Zeitungen jetzt so wenig Erhebendes, so wenig ihre Zuversicht Förderndes lesen können.

Meine Herren, wir drinnen im Lande, wir leiden unter tiefen Sorgen, unter schweren seelischen Schmerzen — von den Entbehrungen will ich gar nicht reden, so schwer sie sind, sie kommen nicht in Betracht gegenüber dem tiefen seelischen Leiden und dem, was draußen geduldet und geopfert werden muß. Ich will davon nicht reden; aber sollen wir denn nicht fordern dürfen, daß, wenn irgend möglich, mit allen Mitteln des Kampfes diesen schweren Leiden, diesen Opfern bald ein Ende gemacht werde? Ich meine, das ist so selbstverständlich wie nur irgend etwas. Das erzwungene Schweigen erzeugt doch nicht die Stille der Stärke, sondern die unheimliche Ruhe des dumpfen Druckes. Und was hat denn dieses erzwungene Schweigen genützt? Hat es unsere wirklichen und offenen Feinde zum Frieden geneigter gemacht? Hat es unsere vermeintlichen „neutralen“ Freunde — in Gänsefüßchen — uns gegenüber wohlwollender gemacht? Nein! Die Frage kann nicht bejaht werden. Es hat uns nichts genützt.

Wir wollen alle den Frieden, auch wir. Wir sehnen uns danach, das will ich gar nicht leugnen, aber nur nach einem Frieden, der uns den Frieden für möglichst lange Zeit sichert und der den Opfern entspricht, die wir gebracht haben. Ich glaube, auch darin können wir alle einig sein: einen faulen Frieden wollen wir nicht. Ein Abgeordneter des türkischen Parlaments hat gestern bei dem Herrn Reichskanzler gesagt: Wir haben nicht den Frieden im Auge, sondern nur den Sieg. Das ist auch unsere Meinung. Wir stimmen dem Herrn vollkommen zu, und ich möchte das Wort noch etwas erweitern und ergänzen: wir wollen den Frieden nur durch den Sieg. Das ist unsere Friedenssehnsucht, unser Friedenswunsch.

Wir wollen den Sieg mit allen Mitteln herbeiführen, mit allen Mitteln der Kriegskunst, mit allen Mitteln, die uns zu Gebote stehen. Wir wollen uns keine Waffe aus der Hand winden lassen, und wir wollen uns von keinem Vermittler, wie er auch heißen mag, um den Siegespreis irgendwie betrügen

oder ihn verkümmern lassen. Meine Herren, das offene, nicht verhüllte und nicht vieldeutige Bekenntnis zu einem solchen sieghaften Frieden sollen Sie dem Volke nicht wehren. Ich sage mit Bedacht: das offene, nicht verhüllte, nicht vieldeutige. Mit allgemeinen Redewendungen mag sich das Volk nicht mehr abfinden. Frei und offen zu sprechen, wie es ihm ums Herz ist, und frei und offen seine eigene Stimmung sich widerspiegeln zu sehen in seiner Presse, dazu hat das Volk ein unbestreitbares Recht. Und dieses Recht soll ihm nicht genommen, nicht verkümmert, nicht beschränkt werden, sondern es soll ihm wiedergegeben werden, so wie das Volk es verlangen darf.

*

Was hat man damit ausgerichtet?

In der Reichstagssitzung vom 25. Mai d. J. beschloß der nationalliberale Abgeordnete Hirsch-Essen seine Anklagerede gegen die politische Zensur mit folgenden Worten:

„Ich frage: Was hat man mit dieser Art der Handhabung der Zensur ausgerichtet? Was hat man nach außen ausgerichtet? Man hat unseren Gegnern, auch Neutralen, gewissen Neutralen, eine Handhabe gegeben, sich auf den Standpunkt zu stellen, als ob man dem deutschen Volke, trotz aller von ihm erfochtenen Siege und trotz seiner günstigen militärischen Verfassung, trotz seiner Stärke und trotz seiner ihm zur Verfügung stehenden Waffen, alles, auch das Schlimmste, auch das Demütigendste, zumuten könnte. Ob dies den deutschen Interessen förderlich sein wird, wenn einmal der Tag des Friedensschlusses kommen wird, möchte ich dahingestellt sein lassen. Meiner Meinung nach ist dieser Eindruck den deutschen Interessen nicht nur nicht förderlich, sondern geeignet, die deutschen Interessen auf das schwerste zu schädigen. Es ist im Auslande auch der Eindruck erweckt worden, als wenn es nur darauf ankäme, zähe zu sein, dann würde dem deutschen Michel schon der Atem ausgehen. Ob dieser Eindruck dazu gedient hat, den Krieg zu verkürzen, ist auch eine Frage, die ich Ihnen hier unterbreiten möchte. Ich möchte sie nicht mit Ja beantworten. Und was hat man nach innen erreicht mit dieser Art der Zensur? Sicher nicht die Stärkung der Freudigkeit des Durchhaltens! Nein, meine Herren, wenn unser Volk, Gott sei Dank, auch heute noch gewillt ist, bis zum Äußersten durchzuhalten, wenn es auch heute noch entschlossen, opferfreudig, in der Front wie hinter der Front, bereit ist, alles daranzusetzen, bis ein Sieg erfochten ist, der unsere Zukunft nach jeder Richtung hin sicherstellt, so ist das sicher nicht ein Verdienst der Handhabung der Zensur, sondern es ist eine Naturgewalt, ein Elementares, was hier zum Ausdruck kommt, und was sich nicht hat niederdrücken lassen, was sich nicht hat dämpfen lassen. Mit Recht ist gerade aus Pressekreisen dem Herrn Reichskanzler vorgeworfen worden, daß er es nicht verstanden hat, aus der Presse das kräftige Instrument nach innen und außen zu machen, das sie vermöge ihrer doch durchweg nationalen Gesinnung hätte bilden können. Das ist ihm nicht gegeben gewesen. Aber das Gegenteil kann man hier aussprechen:

Wenn man nach einem Mittel gesucht hätte, eine große, eine tatkräftige, opferfreudige Stimmung systematisch zu versumpfen, so hätte man diese Art der Handhabung der Zensur wählen müssen, die man gewählt hat."

*

Auch Majestät unter Zensur

„Seine Majestät der Kaiser selbst", erzählte der Abgeordnete Hirsch-Essen in seiner hier schon mehrfach angezogenen Reichstagsrede vom 25. Mai d. J., „ist in die Lage gekommen, von den Zensurstiften korrigiert zu werden. Da fand sich in einer Kaiserrede der Satz:

‚Die preußische Garde, die Wachtparade Friedrichs des Großen, hat im Westen wie im Osten die Feinde niedergerungen, und sie mußten sehen, was es heißt, wenn der König von Preußen seine Garde einsetzt.‘

Dieser Satz ist gestrichen. Aus welchem Grunde, meine Herren? Das wird vielleicht auch Seiner Majestät dem Kaiser nicht ganz klar gewesen sein, wenn ihm zufällig zu Gesicht gekommen sein sollte, daß die Streichung stattgefunden hat.

Es war noch ein anderer Satz in derselben Rede gestrichen, der lautete:

‚Napoleon I., der bekanntlich stolz auf seine Garde war, hat das Wort geprägt: die Garde ist die wandelnde Zitadelle des Kaisers. So ist es auch mit euch: wo das Gardekorps eingesetzt wird, fliegen die Splitter, und der Feind wird niedergekämpft.‘

(Zuruf von rechts.) Von wem das gestrichen ist? Das vermag ich nicht zu sagen. Ein geheimnisvoller Stift hat die Sache besorgt.

Eine andere kaiserliche Rede ist verboten worden. Dieselbe war ursprünglich vom Wolffschen Bureau verbreitet worden. Irgend jemand, der in Deutschland Einfluß auf die Zensur hat, hat die Rede gesehen, und dann ist der Abdruck verboten worden. Warum das geschah, weiß man nicht. Der betreffende Redner des Abgeordnetenhauses (in dem diese Angelegenheit zuerst zur Sprache gebracht wurde) meinte, es wäre wegen folgenden Satzes geschehen: ‚Dann hieß er — der Kaiser — unsere Kameraden in den Schützengräben grüßen und forderte uns auf, durchzuhalten, bis wir den Feind auf die Knie gezwungen hätten und ihm einen Frieden diktieren könnten, der unserer Opfer würdig wäre.‘

Ich bin nicht in der Lage zu sagen, ob die Streichung wegen dieses Satzes erfolgt ist. Aber ich möchte doch die groteske Komik dieser Zensurstücke und das Schlaglicht, welches dadurch auf unsere Zensurverhältnisse geworfen wird, durch keinerlei Bemerkungen meinerseits beeinträchtigen oder verdunkeln.“

Nur einem darf hier vielleicht noch Ausdruck gegeben werden: nämlich der aufrichtigen Freude, Genugtuung und Dankbarkeit, daß Seine Majestät sich in so herzerquickender Weise geäußert hat. Um so fester und freudiger wird das deutsche Volk hinter seinem Kaiser stehen.

*

Der Trappistenorden

Es tut wohl, in dieser geräuschvollen, unästhetischen und unphilosophischen Zeit sich in den Geist der Zeiten zu versetzen, ganz unpolitisch und rein wissenschaftlich den Problemen früherer Geschlechter sich hinzugeben. Und wie grüßt uns da z. B. der Trappistenorden! Er wurde im 12. Jahrhundert gegründet, aber je ferner, um so näher uns Deutschen. Mit der volkstümlichsten Regel des Trappistenordens, dem Gebot des Schweigens, haben wir uns, auch ohne „retrospektive“ Betrachtungen, schon abgefunden. Auch die Lebensmittel des Ordens, als da sind Wurzeln, Kräuter, Gemüse, Wasser, Luft (die wir nach Belieben in Stickstoff oder in „Realpolitik“ umwandeln) sind uns sehr sympathisch. Wie ein trautes Heimatlied klingt uns die Kunde, daß auch die Trappisten (jedenfalls wegen Ledermangels, es wird wohl aber schon mehr Wucher gewesen sein) ihre Stiefel mit Holz versohlen ließen.

Aber, aber — es kommen Bedenken, Zweifel ...

Alle diese sympathischen Züge des vortrefflichen, vorbildlichen Trappistenordens können uns nicht davon überzeugen, daß Schweigen unter allen Umständen — Gold ist. Denn wär's an dem, dann brauchten wir „zur Hebung unserer Valuta“ keine — Spargeln ins Ausland auszuführen.

Die Bedenken und Zweifel gegen das Schweigesystem des vortrefflichen und vorbildlichen Ordens werden auch dadurch nicht gehoben, daß, wie alle, auch diese Regel des Schweigens durch Ausnahmen nur bestätigt wurde. Die Trappisten mußten nicht immer schweigen, sie durften einander mit dem Worte begrüßen: „Memento mori!“ (Sterben mußt du doch!)

Selbst ein so klarer und philosophischer Gedanke kann unter Umständen Trübungen unterliegen. Wenn wir z. B. an Leute denken, von denen wir uns keine Waffe aus der Hand winden lassen wollen — und sie tun's aber frecherweise doch —, dann sträubt sich in uns immerhin noch „ein Erdenrest, zu tragen peinlich", die „Morituri" zu sein. Und wir können den sträflichen Gedanken nicht abstreifen, daß wir nicht nur unsere Stiefel, sondern auch noch andere versohlt und auf die Strümpfe gebracht haben.

Gewiß, es ist nicht ganz ästhetisch, nicht ganz philosophisch. Edler ist's, sich schweigend niederboxen lassen. Hat nicht schon unser (zu allem) guter Schiller gesagt: „Tapfrer, wer sich selbst bezwang" —? Gr.

*

Heydebrand und Harden

Aus der Rede des Abgeordneten Dr. Oertel (54. Sitzung vom 25. Mai d. J.) verdienen die folgenden bemerkenswerten Mitteilungen hervorgehoben zu werden:

„Ich wiederhole die von mir zweimal im Ausschusse des Reichstages gestellte Frage: weshalb hat das Auswärtige Amt — es ist zugegeben worden, daß es auf Veranlassung des Auswärtigen Amtes geschah — verfügt, daß ein Aufsatz, den mein hochverehrter Freund Dr. von Heydebrand in der ‚Kreuzzeitung' veröffentlicht hat, nicht abgedruckt und besprochen werden durfte? Herr Dr. von Heydebrand geht davon aus, daß Amerika sich von Anfang des Krieges wohlwollend auf die Seite unserer Gegner gestellt hätte. Wer zweifelt daran? Niemand. Herr Dr. von Heydebrand sagt ferner, daß der Ton der amerikanischen Note anmaßend war. Er gebraucht nachher zu meinem Bedauern das Fremdwort: insolent — wahrscheinlich war das eine Höflichkeit. Wer zweifelt daran, daß diese Kennzeichnung richtig ist? Niemand! Auch der Herr Reichskanzler hat diesen Ton bedauert und wenn auch nicht so, aber doch ähnlich gekennzeichnet. Herr Dr. von Heydebrand beklagt sich dann darüber, daß die Amerikaner ihre Forderungen im Namen der Menschlichkeit gestellt hätten. Das sei von einem Lande, dessen Waffen- und Munitionslieferanten wir seit mehr als Jahresfrist die Verlängerung des Krieges zu danken hätten, eine Scheinheiligkeit, und er gibt der Meinung Ausdruck, es wäre vielleicht nicht so weit gekommen, wenn wir von Anfang an mit den Herren Amerikanern die Sprache geredet hätten, die unserer Stärke entsprach. Wer wagt zu widersprechen? Herr Dr. von Heydebrand meint dann, das Ansinnen der Amerikaner laufe darauf hinaus, in einem Augenblick, wo wir den endlichen Sieg winken sehen, uns um die Früchte des Sieges zu betrügen. Meine Herren, dieser Ausdruck stammt von mir. Ich habe das kurz wiedergegeben. Zum Schluß sagt Herr Dr. von Heydebrand:

‚Nun, ich denke, die deutsche Antwort wird unseres Landes und der großen Stunde würdig sein. Denn darüber hat doch auch die letzte Reichstagstagung keinen Zweifel gelassen, daß die national fühlenden Kreise unseres Volkes ausnahmslos verlangen, daß von unseren militärischen Machtmitteln ein voll wirksamer Gebrauch gemacht wird. Das Volk steht also, zu allem entschlossen, hinter der Regierung, die unsere Würde und die letzten Interessen unseres Landes mit derjenigen Unzweideutigkeit und Endgültigkeit wahrt, wie sie das Gebot dieser Stunde ist.'

Wer im ganzen Hause versteht, weshalb das Auswärtige Amt die weitere Verbreitung und Besprechung dieser Rede gehindert hat? In anderen Städten ist, wie ich gehört habe — ich weiß es nicht genau — die Rede anstandslos abgedruckt worden. Und fünf Tage nach dem Erscheinen hat eine hiesige Wochenschrift (die „Zukunft" des Herrn Harden) sie zu Angriffen gegen Herrn von Heydebrand benutzt, die geradezu alles Maß überschreiten, unerhört in der Form wie in der Sache. Da der Herr Staatssekretär von Jagow hier ist, möchte

ich doch einmal die Frage an ihn richten — und er kann ihr nach dem, was Herr Direktor Dr. Lewald im Ausschuß erklärt hat, nicht ausweichen —: was hat das Auswärtige Amt veranlaßt, hier anzuregen, daß ein Verbot des Nachdrucks des Aufsatzes erfolge?"

Der Herr Staatssekretär von Jagow ist denn auch nicht „ausgewichen". Er erklärte:

„Der Artikel des Herrn von Heydebrand in der ‚Kreuzzeitung' sollte in dem Augenblick erscheinen, als die Verhandlungen mit Amerika schwebten. Diese wären gestört worden. Das Auswärtige Amt hatte allen Anlaß, so vorzugehen, wie es geschehen ist. Der spätere Artikel der ‚Zukunft' konnte eine Störung der Verhandlungen nicht mehr verursachen. Ich hatte keinen Anlaß, dagegen einzuschreiten."

Leider steht noch das Urteil d'Annunzios aus.

*

Zur Nacheiferung empfohlen

Was man auch immer dem zurückgetretenen Staatssekretär Dr. Delbrück vom Reichsamt des Innern zum Vorwurf machen mag, nachträglich hat er sich aufrichtige Sympathien erworben durch den Entschluß, an der Universität Jena als Lehrer der Staatswissenschaften zu wirken.

Nur zu oft ließen sich verabschiedete Minister, Generäle, Oberbürgermeister und andere Spitzen verleiten, in große Banken, Bodengesellschaften und sonstige Aktienunternehmungen als Aufsichtsräte einzutreten. Man bewilligte diesen Herren hohe Bezüge bei geringer Arbeit, um ihre persönlichen Beziehungen für geschäftliche Zwecke zu verwerten. Es ist anzunehmen, daß Delbrück zu vornehm dachte, um auf solche Verlockungen einzugehen. Er hat sich seine persönliche Unabhängigkeit bewahrt. Das verdient Anerkennung und wird — hoffentlich! — Nachfolge finden. D.

*

Armer Michel!

Im „Volkserzieher" (Berlin-Schlachtensee) schreibt Wilhelm Schwaner:

„Was alles hat der deutsche Mann, dieser Träumer des Menschheitgedankens, nicht vor dem Großen Kriege von den ‚parlamentarisch geschulten' Engländern, den ‚konfessionell erlösten freiheitlich gesinnten' Franzosen, den ‚geruhig breiten' Russen, den ‚quecksilbern geschmeidigen' Italienern geglaubt! Er hat ihnen allen Bewunderungsreden im höheren Stil gehalten und hat ihnen den Text als Liebesvers ins Stammbuch der Presse geschrieben. Die lieben Amerikaner gar hat er als die ‚kommandierenden Generale' besonders hoch gefeiert, hat ihren obersten Cowboy, diesen Roosevelt, der seine Beine lang über alle Stühle legt — auch in anständiger Gesellschaft! — ins königliche Schloß zu Berlin eingeladen — wo der Cowboy als Kuhjunge sich ebenso betrug! — hat ihm den Ehrendoktorhut der Berliner Universität verliehen; gar den eigenen Bruder des Kaisers, den Prinzen Heinrich, hat Michel als unseren Verständigungsrat nach Amerika geschickt, und allgemein ging die Überzeugung: wir müssen bei uns noch viel mehr Amerikaner haben. Menschen mit frechem Ellbogen und großem, frechem Maul! Denn das gehört zum Menschlichkeitsprofessoren- und Cowboytum ... Als nun der Krieg ausbrach, da stellten wir den ‚Freunden von jenseits des Atlantischen', den ‚lieben Menschen', denen wir seinerzeit die Unabhängigkeit erringen halfen, denen wir jedesmal beistanden, wenn sie in Not waren, Sonderzüge nach Hamburg unentgeltlich zur Verfügung; wir schmückten uns mit Sternenbannern an Hut und Knopfloch; und wenn wir sie gekannt hätten, würden wir die Cowboy-Hymne gesungen haben. Als der österreichische Botschafter drüben gegangen wurde und unsere beiden tüchtigen Militärbevollmächtigten schimpflich nachgeschickt wurden, da hatten wir gerade vorher der Gemahlin des amerikanischen Botschafters in Berlin, der Gerard, die Rote-Kreuz-Medaille erster Güte angeheftet. Und als trotzalledem Brandnote auf Brandnote, Back-

pfeife auf Backpfeife des Menschlichkeitsprofessors gegen die — Deutschen ausgeteilt wurde, da bogen wir den Tirpitzflügel gehorsam und bescheiden zurück. Währenddessen brachte England seine Weizenernte aus Südamerika ein, versah die Union alle Fronten mit amerikanischen Menschlichkeitsbomben ..."

*

Herrn Poincarés Schwur

Herr Poincaré hat es Nancy und „ihren gefangenen und hingerichteten Schwestern" geschworen: „Bei den Helden der Marne, der Yser und Verduns —: ich schwöre euch, daß ihr befreit werdet, ich schwöre euch, daß ihr gerächt werdet!"

Hätte, bemerkt Graf Reventlow, Herr Poincaré, wie Karl Moor, lediglich gesagt: „Bei den Gebeinen meines Roller, ich werde euch niemals verlassen", — so wäre das vielleicht noch vertretbar gewesen, aber zu schwören: „daß ihr gerächt werdet", ist eine bedenkliche Sache. Der unfreiwillige Humor dieser Schwüre zeigt sich besonders angesichts der militärischen Lage und der Clemenceauschen Propaganda und seiner wütenden Angriffe gegen die, wie er sagt, von Poincaré gelegten faulen Eier: Viviani, Millerand, Delcassé und Briand. Clemenceau und die, welche hinter ihm stehen, halten für nötig, daß Frankreich jetzt alle Kraft zusammennehme zu einem entscheidenden siegreichen Offensivschlage, oder die Sache werde schlecht auslaufen. Clemenceau, Humbert und andere zeigen seit Wochen die ernstesten Besorgnisse. Wenn Poincaré demgegenüber besonders große Worte redet, so läßt sich auch das verstehen, und ebenso wenn Mr. Clementel einem besorgten und hungrigen Italiener versichert, man dürfe nicht Frieden schließen, ehe Deutschland ganz erledigt sei, damit es nicht nachher Wirtschaftskrieg machen könne; aber, wie gesagt: schwören, das hätte Herr Poincaré doch lieber nicht tun sollen. Wenn es nun nachher mit der Rache doch nichts wird, dann muß er es machen wie die untreue, aber ehrliche Schöne in dem Liede: „Ich habe gebrochen den Schwur, hier sind die Brillanten retour". Aber damit wird seinen Landsleuten kaum gedient sein.

*

Patriotische Tschechen

Die in Wien erscheinende „Deutsche Hochschulzeitung" hebt eine bemerkenswerte Stelle in den Erzählungen der Abenteuer des Fremdenlegionärs Kirsch hervor, die von dem Kapitänleutnant Paasche in der „Gartenlaube" veröffentlicht werden. Kirsch war zu Beginn des Krieges von Kamerun aus in englische Gefangenschaft, dann in die Hände der Franzosen geraten, in die Fremdenlegion eingetreten und schließlich an die Front gelangt, wo er eines Nachts glücklich zu den deutschen Schützengräben hinübergelangte. Während seiner Ausbildung als Legionär war er in der südfranzösischen Stadt Bayonne und lag hier in derselben Kaserne, in der auch Tschechen untergebracht waren. Er erzählt:

Eines Morgens bot sich ein ungewohnter Anblick: in der Kaserne war großer Lärm, auf den Kasernenhof kam in musterhafter Ordnung in geschlossenen Reihen ein großer Zug Engländer an, bald hörte man, daß es Tschechen seien, die bei Ausbruch des Krieges in England beschäftigt waren, von England erst als Österreicher gefangengesetzt, dann aber freigelassen worden waren, als sie sich bereit erklärt hatten, für die „Sache der Tschechen" mit Rußland gegen Österreich zu kämpfen. Es waren meist junge Menschen: Studenten, Kaufleute, Kellner, Hotelangestellte, die den „Sokols", Turnvereinen, angehörten. „Nazdar", grüßten sie sich. Das ist etwa so, wie wenn unsere Wandervögel jetzt „Heil" rufen.

Sie hatten auch ein Blatt, das „Nazdar" hieß. Sie kamen an unter Führung von Männern gebildeter Stände, es waren österreichische Reserveoffiziere dabei. Diese Legion der Tschechen wuchs bald auf mehrere tausend Köpfe an, bildete ein ganzes Bataillon und wurde von den Franzosen begeistert empfangen. Der

Bürgermeister von Bayonne wurde zum Ehrenpräsidenten ernannt. Die Damen der Stadt stifteten eine Fahne aus roter Seide. Darauf war der goldene Löwe schreitend gestickt.

Die Tschechen wurden täglich in die Stadt eingeladen und wegen ihrer musikalischen Begabung hoch geschätzt. Die Leute waren schon in England militärisch ausgebildet und dann den Franzosen zugesandt worden. Ungern trennten sie sich nach Wochen von der englischen Kleidung, in der sie den Einwohnern auffielen.

*

Die Jagdliebhaber

Es war seit Jahren eine ausgemachte Sache, daß die Franzosen eine ganz besondere Jägerfreude an elsässischem Wild hatten, und es hätte eigentlich auffallen müssen, wie viele Jagdgründe an Herren französischer Abkunft in den Vogesen verpachtet waren. Auch die Freunde, die sich diese Herren oft zu Gaste luden, waren meist Franzosen. Sehr elegante Leute, Offiziere, Generalstäbler ...

Aber wer hätte sich dabei etwas gedacht? Lieber Himmel, im Elsaß wird soviel Jagdsport getrieben! Civis.

*

Peut être

In einem einsamen Wirtshaus in den Hochvogesen kehrte im Sommer 1914 ein Herr aus Berlin ein, der sich ins Fremdenbuch als Gardehauptmann eintrug. Einige Wochen später brach der Krieg aus. Der Wirt bekam französische Einquartierung. Einen Offizier. Wirt und Wirtin sehen sich den Mann an und flüstern zusammen. Endlich erklärt die Frau bestimmt: „Der war schon einmal bei uns, aber als Berliner!"

Sie holt ihrem Gedächtnis das Fremdenbuch zu Hilfe. Da steht der „Gardehauptmann". Und die Frau sagt: „Es ist der und kein anderer."

Endlich faßt sich der Wirt ein Herz und wendet sich an den Offizier: „Sie wohnen hier nicht das erstemal. Wenn ich nicht irre, hatten wir schon vor einigen Wochen —?"

Der Franzose zuckt die Achseln, lächelt: „Peut être!" Civis.

*

Nothelfer im deutschen Walde

Während Reichs-, Landes- und Kommunalbehörden die schwierige Frage der Fleischversorgung der Bevölkerung nach bester Möglichkeit zu lösen trachten, wächst in unsern Wäldern ein herrlicher Fleischbehelf heran — die Pilze. Um diese Gottesgabe voll auszunutzen, handelt es sich aber nicht nur darum, in die Zeitungen zu schreiben, „sammelt, eßt, trocknet Pilze", was ja ohnehin überall geschehen wird bei dem Lebensmittelmangel, sondern diese Pilzernte vor ihrem Beginn von oben, von Reichs wegen zu organisieren und planmäßig den Dörr- und Trocknungsanlagen zuzuführen. Hier müssen die Schulen in kleinen und mittleren Ortschaften und Städten mobil gemacht werden. Dagegen wäre von einer Mobilmachung der Großstadt-Schuljugend zum Zwecke des Pilzsammelns aus verschiedenen Gründen abzuraten. Nach einem warmen Regentag ist „Pilzvakanz" zu geben, statt „Hitzvakanz". Der gesamte Anfall wird an die nächste wenn möglich größere Dörranlage geschickt, d. h. direkt zugewiesen, die ihn vertragsmäßig zu verarbeiten und auf Abruf sachgemäß zu lagern hätte für den Winter. Lagerräume lassen sich überall finden und eine gemeindliche Katze gegen Mäuseschaden anstellen. 200 Städte sollen die Anlage von Dörranstalten beabsichtigen und ein großer Teil soll schon fertig sein. Diese kämen in erster Linie in Betracht. — Die Verrechnung könnte auf Grund des Frachtbriefs später erfolgen. — Im allgemeinen sollten nur die gelben Eierschwämme gesammelt werden; Steinpilze sind zu teuer, sie sind ohnehin von den Konserven-Maggifabriken begehrt, das Sammeln von Champignons durch Kinder zu gefährlich, wegen der Ähnlichkeit mit dem Knollenblätterpilz. Andere eßbare Pilze

sollten mehr dem lokalen Bedarf zugeführt werden; Sammeln und Verkaufen der frisch zu verwertenden Pilze können ruhig die bisherigen Sammler und Händler behalten für lokalen Bedarf. Für das Pfund Eierpilze dürften nicht mehr wie 10—15 ₰ gezahlt werden an die Schulen bzw. Gemeinden, das Pfund Trockenpilze (bei $^7/_{10}$ Gewichtsverlust) den Preis von 1.20 bis 1.40 ℳ nicht wesentlich übersteigen, sollen die getrockneten Pilze wirklich ein Volksnahrungsmittel sein. Aller Wucher und jede Preistreiberei müßte sich durch das Einsammeln durch Schulkinder, genauen Vertrag mit den Dörranstalten, direkte Verteilung und Verkauf durch die Reichs-Lebensmittelzentrale vermeiden lassen. Die deutschen Waldprodukte dürfen keinesfalls Preistreibereien ausgesetzt werden. Unverzüglich wäre zu erheben, welche Städte und Gemeinden bereits Trokken- und Dörranlagen besitzen, um diesen ganze Regierungsbezirke zuzuweisen, deren Pilzanfall sie zu trocknen und zu lagern hätten.

Viele Tausende von Zentnern „Fleischersatz" ließen sich dadurch gewinnen, denn Fleischklöße, Hackbraten, „falscher Hase" läßt sich tadellos aus frischen und getrockneten oder pulverisierten Pilzen bereiten, und sie könnten sehr gut dazu beitragen, unsere Fleischvorräte zu strecken und zu schonen.

Gleiches Sammeln durch die Schulen, Errichten einer Sammelstelle in jeder Gemeinde käme auch für andere Produkte in Frage, z. B. Brennessel für Bekleidungszwecke, Buchenkerne zur Ölgewinnung. Sehr baldige Organisation wäre dringend vonnöten.

*

Die Sommerzeit

Aus parlamentarischen Kreisen weiß Wahrmund in der „Glocke" zu berichten, daß in der „sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft" lebhaft die Frage erörtert wurde, ob und in welcher Weise die Regierung zur Rechenschaft zu ziehen sei wegen ihrer eigenmächtigen Einführung der Sommerzeit. Die Maßregel sei mit allen Feststellungen der Wissenschaft unvereinbar und schlage jeglicher Theorie ins Gesicht. Denn nach wie vor stehe die Sonne um 12 Uhr mittags auf ihrem Höhepunkt, und wenn auch vor Jahren durch Beschluß des Reichstags die Ermächtigung erteilt worden sei, daß das Reich sich an einem gemeinsamen mitteleuropäischen Zeitmeridian beteilige und die zu den ursprünglichen Menschenrechten gehörende Ortszeit von Kuhschnappel, Dinkelsbühl, Bomst usw. beseitigt wurde, so sei daraus keineswegs die Ermächtigung herzuleiten, willkürlich den theoretischen Meridian während der Sommerzeit zu ignorieren und Mittag auf 11 Uhr fallen zu lassen. Um so bedenklicher sei die Eigenmächtigkeit, als sich auch Österreich-Ungarn dem Schritte angeschlossen habe, was eine Vereinbarung voraussetze und vermuten lasse, daß durch solche scheinbar harmlose Maßregeln dem geplanten Wirtschaftsbündnis vorgearbeitet werden solle. Dieses aber sei grundsätzlich zu bekämpfen, da nur ein Wirtschaftsbündnis sämtlicher Staaten der Welt zu verlangen und jedes Teilbündnis als ungenügend zu verwerfen sei. Aber ganz abgesehen von all diesen gewichtigen Gründen dürfe die „Arbeitsgemeinschaft" schon darum nicht widerspruchslos den neuen Willkürakt aufnehmen, weil sie sich und ihren Anhängern wenigstens durch Rechtsverwahrung die Befugnis sichern müsse, eine Stunde später aufzustehen.

*

Einfuhr aus England

Der internationale Riesenschwindel des Lebensmittelwuchers treibt immer neue Blüten. Alle verfügbaren Kühlräume sind überfüllt mit Fleischvorräten, nach denen das Volk hungert. (Es wäre endlich einmal Zeit, in den Kühlräumen der Brauereien Beschlagnahmen vorzunehmen!!!) Und dabei wissen sich die Geschäftsleute oft auf recht billige Art Fleisch zu verschaffen. Zur Illustrierung der Lage diene folgendes Gespräch, das kürzlich vor Zuhörern in einer Wiesbadener Geflügelhandlung zwischen Geschäftsfreunden geführt wurde.

Die Ladeninhaberin: „Mir wurde gestern ein großer Posten Hammelfleisch an-

geboten zu 1,80 ℳ das Pfund. Ich habe natürlich ordentlich gekauft."

Der Geschäftsfreund, anscheinend ein Händler: „Na ja, natürlich, englische Hämmel."

Die Kunden werden aufmerksam.

Die Ladeninhaberin (verlegen): „Ich weiß nicht, was Sie meinen."

Der Geschäftsfreund (lacht): „Sie werden schon wissen!"

Die Ladeninhaberin (bestürzt): „Ich weiß wirklich nicht, was Sie meinen."

Ei, ei! Civis.

*

Herrenmode

Nichts, so liest man in den „Süddeutschen Monatsheften", war ekelhafter, als das Feierlichnehmen der Männermode, wie es vor dem Kriege in Deutschland grassierte und sich als Kultur der Kleidung blähte: Hanswurste, die von Schlipsen und Röcken sprachen, als wären es Werke der Kunst oder Wissenschaft, und von Werken der Kunst oder Wissenschaft, als wären es Schlipse und Röcke. Affen, die zuerst stolz waren, einen Smoking zu tragen, und sich später etwas darauf zugute taten, keinen Smoking zu tragen, sondern ein Dinner-Jacket. Es gab Literaten, die darüber dicke Bücher schrieben, Verleger, die den Dreck druckten, und ein Publikum, das ihn verschlang. Es riß plötzlich eine ungeheure Verachtung des Lodentouristen ein. Man durfte ein Schweinehund sein, aber man durfte keine Röllchen tragen. Wer so nützlich war wie eine Bettwanze, hielt sich für einen Halbgott, weil er kein Nachthemd benützte, sondern einen Schlafanzug, den er mit einem englischen Wort nannte, welches er nicht aussprechen konnte, weil es aus dem Indischen entlehnt ist, das er nicht verstand. Überhaupt ist der Anzug neben der Wohnungseinrichtung derjenige Teil der Bildung, der am leichtesten zu erwerben ist, und so werden die während des Kriegs reich Gewordenen an sich und ihre Mätressen alles hinhängen, was teuer ist. Ob in den übrigen Bevölkerungsklassen eine Rückkehr zur früheren Einfachheit möglich ist?

*

Die Schule als Brutstätte der Fremdwörterei

So viele unserer Lehrer stehen in den Reihen des Deutschen Sprachvereins und sind damit grundsätzlich Bekämpfer der entbehrlichen Fremdwörter. Sie müßten endlich den Kampf im eigenen Hause aufnehmen, beim Sprachunterricht zumal der höheren Schulen. Die Sprachlehre, vor allem die gesamte Grammatik, ist eine Brutstätte von Fremdwörtern. Auch jene Mädchen, die niemals irgendeine Beziehung zum Lateinischen gewinnen, werden von Kind an selbst in die deutsche Sprachlehre eingeführt mit dem ganzen Wust der lateinischen Bezeichnungen. Da spricht man mit den Kindern nicht von Hauptwort, Eigenschaftswort, Tätigkeitswort, nicht von Gegenwart, Vergangenheit, Zukunft, auch nicht von Einzahl und Mehrzahl, was alles für sie sofort verständlich wäre, sondern sie müssen sich die lateinischen Bezeichnungen einprägen, die für die meisten dauernd nur Worte bleiben. Auch die anderen Fächer sind von diesem Fehler nicht frei. Ich habe wiederholt die Beobachtung auch bei klugen Kindern machen können, daß z. B. der Begriff Prozent im Rechnen für sie deshalb äußerlich blieb, weil er ihrem Sprachgefühl fremd war. Wäre von vornherein und dauernd „von hundert" oder „auf hundert" gesagt worden, so hätten sie die Aufgaben selber besser verstanden. Es ist doch gar kein Grund einzusehen, weshalb hier nicht mit dem fremden Wust aufgeräumt wird.

St.

*

Meier-Graefes fidele Gefangenschaft

Seit einigen Wochen, so wird der „Deutschen Tageszeitung" geschrieben, hält der bekannte Vorkämpfer für nichtdeutsche Kunst bei uns, Herr Julius Meier-Graefe, in den größeren Städten Vorträge über seine Erlebnisse in seiner sibirischen Gefangenschaft. Wie bekannt, leitete Meier-Graefe

eine freiwillige Sanitäts-Automobil-Kolonne im Osten und wurde auf einer Fahrt zu einem Verbandplatz gefangengenommen. Die Vorträge des dank der Vermittlung des Roten Kreuzes wieder Freigelassenen verdienen aus besonderen Gründen unsere Beachtung.

Es mag von vornherein festgestellt werden, daß Meier-Graefe nicht als ein Blinder an all dem Jammer vorbeigegangen ist, in dem unsere kriegsgefangenen Soldaten in Rußland nun seit vielen Monaten, ja seit Jahren leben müssen. In bildlicher Weise weiß uns Herr Meier-Graefe hiervon zu erzählen und damit das zu bestätigen, was wir allerdings schon längst wissen. Aber es kommt bei diesen Vorträgen auf den Ton an, in dem sie gehalten sind, und dieser Ton ist es, der mittelst der Berichterstattung am weitesten wirkt und eine gänzlich unangebrachte Stimmung gegenüber der Lage unserer Kriegsgefangenen in Rußland zeitigt.

Herr Julius Meier-Graefe ist ein glücklicher Mensch — dies muß man ihm zugeben. Zunächst hat er das Glück, in die Hände von Kosaken und Tscherkessen zu fallen, die wahre Vorbilder an Edelmut und an Ehrlichkeit sind: sie nehmen ihm alle Wertgegenstände ab und geben sie ihm auch wieder zurück. Weiter hat Herr Meier-Graefe das Glück, in Uriskaya nicht seine gute Laune zu verlieren, obwohl die dortigen Zustände bei den gefangenen Deutschen einfach schauderhaft sind. Wieder erkennen wir die glückliche Hand seines Schicksals darin, daß sich seine Lage bedeutend bessert. Er findet Wirtsleute, die alles tun, um ihm die Gefangenschaft zu erleichtern, und es bedeutet für ihn nur einen kleinen Gegenschlag, wenn er doch nicht freigelassen, sondern nach Omsk weiterbefördert wird. Auch dort sind die Verhältnisse furchtbar, aber Herr Meier-Graefe verliert hier so wenig seinen Humor, wie irgendwo anders zuvor. Er lacht, und mit ihm lachen alle die anderen, unsere Kriegsgeschädigten, die blind, ohne Arme, ohne Beine und schwer krank nach Omsk befördert wurden, wie man das liebe Vieh gewiß nicht befördert. Selbst die Mannschaft — Herr Julius Meier-Graefe widmet auch der Mannschaft kürzere Ausführungen — lacht und freut sich ihres Daseins, obwohl es in Wirklichkeit nur aus einer Häufung der schrecklichsten Entbehrungen bestand und wohl noch besteht. Von Omsk kam Meier-Graefe nach Nischni-Udinsk, dessen Gefangenenlager ihm einen märchenhaften Eindruck machte; allerdings nur das Gefangenenlager der Offiziere, während die Mannschaften, die Meier-Graefe wiederum nicht zu bemerken vergißt, auch hier unter den elendesten Verhältnissen zu leiden hatten. Aber dort schien alles ebenfalls zu lachen, und als für Herrn Meier-Graefe schließlich die Stunde der Befreiung schlug, so konnte er sich nur schwer von den neuen Verhältnissen trennen. Seine Seele hatte sich in so hohem Maße an die neue Umgebung gewöhnt, seine Persönlichkeit hatte so lange der Freiheit entbehrt, daß ihm die Zukunft als etwas eigentlich Entbehrliches schien. Dies sind die Hauptpunkte in den Vorträgen, die durch völkerpsychologische Betrachtungen und durch Vergleiche zwischen russischen und deutschen Gefangenen in so hübscher Weise belebt werden.

Leider müssen wir sagen, daß diese Art des Berichtens über die Zustände in den sibirischen Gefangenenlagern in keiner Weise dem Objekt entspricht und, um es voll herauszusagen, daß diese Art des Berichtens auch dem Ernst unserer Zeit nicht entspricht.... Es mag schon möglich sein, daß Herr Meier-Graefe vieles mitgemacht hat, und wenn er dies ebenso auf eine leichte Schulter nimmt, wie es der Athlet mit seinen schweren Gewichten tut, so ist das seine Sache. Unsere Sache aber bleibt es nach wie vor, uns keinen Täuschungen über die schauderhaften Verhältnisse hinzugeben, unter denen unsere Landsleute in Rußland zu leiden hatten und noch leiden. Die Meier-Graefeschen Vorträge sind aber in hohem Maße dazu geeignet, diese Zustände vergessen zu machen — man lese nur gewisse Besprechungen dieser Vorträge.

*

Siegesfeiern und Schulfrei!

Gegen jene Ängstlichen und Allzupflichtengen, denen die Schulkinder um unserer Siege willen zu oft „schulfrei“ haben, verteidigt ein Lehrer im „Allgemeinen Schulblatt“ mit guten Worten das Recht der Jungens und des — Lebens.

„Eine patriotische Schulfeier, mit der kein ‚Schulfrei‘ verbunden ist, wird von unsern Schulkindern eben nicht als richtige Feier empfunden und hat darum auch nicht den gewünschten Erfolg. Das ist psychologisch zu begreifen und darum zu berücksichtigen. Dazu kommt, daß unser ganzer Schulbetrieb während des Krieges ein anderer sein muß als in Friedenszeit. Wir erleben eine Ausnahmezeit, und eine Ausnahmezeit verlangt nach Theobald Ziegler nicht bloß Ausnahmemaßnahmen, sondern auch Ausnahmemenschen. Es wäre tief bedauerlich, wenn die Zeichen und Wunder, die in Ost und West und auf dem Weltmeer geschehen, nur in behördlich besonders angeordneten Stunden vor das geistige Auge des tatenfrohen Kindes gebracht würden. Vielmehr wird der rechte Lehrer, der im Bann unserer Tage steht und in seinem mitfühlenden Herzen den besonderen Pulsschlag unserer Zeit spürt, recht oft Veranlassung finden, von den Heldentaten unserer Unterseeboote, dem stillen, opferfrohen Ausharren unserer Helden im Stellungskampf und ihrem frischfrohen Wagen zu erzählen und so Kopf und Herz erglühen zu lassen für unseres Volkes und Vaterlandes unvergleichliche Größe. Kommt dann die Nachricht von einem besonderen Sieg, der den Fortschritt unserer Waffen jedem sichtbar macht, so ergibt sich aus der allgemeinen Stimmung der patriotischen Schulgemeinde von selbst die Forderung einer besonderen Schulfeier und zur Vertiefung derselben im festlich gestimmten Schülerherzen das ‚Schulfrei‘. Starr auf dem Einhalten von Lehr- und Stundenplan bestehen, stets kunstvoll zurechtgelegte Lektionen verlangen wollen, hieße den patriotischen Schwung des begeisterten Lehrers lähmen und das Schulinteresse der Gegenwart schwer schädigen. Das große ethische Kapital, das die Vertreter der deutschen Lehrerschaft auf den verschiedenen Schlachtfeldern in ihrer Disziplin, ihrem Wagemut und ihrer stets kontrollierten Selbstzucht anerkanntermaßen bewiesen haben, ist auch die beste Bürgschaft dafür, daß die Zurückgebliebenen, denen es nicht vergönnt ist, mit ihren Brüdern in Feindesland deutsche Art zu betätigen, den anvertrauten Zöglingen und damit dem nachwachsenden Geschlecht pflichttreue Führer sein werden.“

Recht so! Wir haben von alters her den Spruch, daß wir nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen. Jetzt übernimmt obendrein das größte Leben eine Lehrerstelle. — Wenn wir nur recht viele Anlässe zum „Schulfrei“ erhalten! St.

*

Mamasprache

Mit Genehmigung des Stadtschulrats von Berlin wird in den dortigen Volksschulen an die Schülerinnen ein zweistimmig gesetztes Lied vom täglichen Brot verteilt. Es ist von Margarete Henschke verfaßt, von Else Matthies vertont und beginnt: „Mama, Mama, wir brauchen kein Fett, mach' dir keine Sorgen!“ Es ist kaum angebracht, gegen das Wort „Mama“ das Geschütz gegen die Fremdtümelei aufzufahren. Das Wort entstammt der Kindersprache und findet sich überall. Aber was im alltäglichen Umgang harmlos ist, wird läppisch und schädlich im Gedicht. Wir haben allen Grund, gerade im Schulgesang alles zu vermeiden, was irgendwie an den Possen- und Operettenton erinnert, und es ist gerade hier wirklich nicht einzusehen, weshalb das Lied nicht mit den Worten „Mutter, Mutter“ usw. beginnen soll. Wir wollen doch in jetziger Zeit und gerade in Verbindung mit dem Krieg alles vermeiden, was zur Verniedlichung des großen und schweren Erlebens beiträgt.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart



Fausts Schloß am Meer — Hermann Hendrich

Beilage zum Türmer



XVIII. Jahrg. Erstes Juliheft 1916 Heft 19

Die Unzufriedenen

Von Marie Diers

Als der Krieg anfing, sagten wir uns alle: Jetzt kommen ernste Zeiten. Nicht nur solche, die aus Herzblut gehn, auch solche, die aus Wohlbehagen greifen. Einen großen Krieg wußte man unzertrennlich mit schweren Schäden an Geld und Gut, mit Verlusten mannigfalt, mit Teuerung und Hungersnot. Der Kaiser sagte uns voraus „schwere Opfer an Gut und Blut". Wir hörten es und glaubten es, und doch vermochte es damals nicht die strahlende Begeisterung der ersten Kriegswochen zu dämpfen.

Und jetzt doch diese Aufregung über die Lebensmittelfrage!

„Schwere Opfer an Gut und Blut." Man möchte meinen, die Menschen hätten nur das letztere erfaßt. Die Wolken senkten sich, [illegible] drohend zusammen, aber das ganze Volk trug stolz und grade seine Last. Einzelne Erscheinungen, wie die Miesmacher, hoben sich scharf ab, verfielen dem Spott und der Verachtung. Von derartigen Entgleisungen abgesehen, die man nicht mitzählen darf, wenn man das Volk im ganzen sehen will, ja sogar von einer künstlich [illegible] Presse und ihren Geistesopfern abgesehen, bot das deutsche Volk in seiner Allgemeinheit einen stolzen Anblick. Es war mehr, vornehmer, würdiger, [illegible] an [illegible] und Willen als alle seine Feinde, und selbst die Besten unter uns durchglühte der ruhige Stolz: Es ist doch was dran an unsren Deutschen!

Fausts Schloß am Meer

Hermann Hendrich

Beilage zum Türmer



XVIII. Jahrg. Erstes Juliheft 1916 Heft 19

Die Unzufriedenen

Von Marie Diers

Als der Krieg anfing, sagten wir uns alle: Jetzt kommen ernste Zeiten. Nicht nur solche, die ans Herzblut gehn, auch solche, die ans Wohlbehagen greifen. Einen großen Krieg wußte man unzertrennlich mit schweren Schäden an Geld und Gut, mit Verlusten mannigfalt, mit Teuerung und Hungersnot. Der Kaiser sagte uns voraus „schwere Opfer an Gut und Blut“. Wir hörten es und glaubten es, und doch vermochte es damals nicht die strahlende Begeisterung der ersten Kriegswochen zu dämpfen.

Und jetzt doch diese Aufregung über die Lebensmittelfrage?

„Schwere Opfer an Gut und Blut.“ Man möchte meinen, die Menschen hätten nur das letztere erfaßt. Die Wolken senkten sich, Lebensglück brach zusammen, aber das ganze Volk trug stolz und grade seine Last, einzelne Erscheinungen, wie die Miesmacher, hoben sich scharf ab, verfielen dem Spott und der Verachtung. Von derartigen Entgleisungen abgesehen, die man nicht mitzählen darf, wenn man das Volk im ganzen sehen will, ja sogar von einer künstlich frisierten Presse und ihren Geistesopfern abgesehen, bot das deutsche Volk in seiner Allgemeinheit einen stolzen Anblick. Es war mehr, vornehmer, würdiger, stärker an Geist und Willen als alle seine Feinde, und selbst die Besten unter uns durchglühte der rassige Stolz: Es ist doch was dran an unsren Deutschen!

Trauer, bohrende Unruhe, Herzensangst, zerbrochnes Glück, ein Trümmerfeld der Hoffnungen und Pläne — das alles konnten wir tragen und mit gradem Nacken gehen. Ist denn die Seele weniger wert als der Leib? Ist Herzeleid leichter zu tragen als ein ungestillter Appetit?

Wo sind wir — was ist aus uns geworden in den letzten Wochen?

Wo zwei oder drei beisammen sind, da sprechen sie vom Essen. Nicht nur die, die auch vorher keine höheren Interessen kannten, sondern auch die Schöngeistigen und die Eleganten, Künstlerinnen und Gräfinnen, Hausfrauen, Mütter — ja, ja: die Soldatenmütter — sie sprechen, wo man sie auch trifft oder ihre Worte auffängt, nicht von den neuesten Vorgängen bei Verdun, von U-Booten und Zeppelinen, nicht von Amerikas unerträglich beleidigender Note, von unserm Seesieg — sie sprechen nicht von unsern Gräbern draußen, nicht von denen, die ihr Augenlicht, ihre gesunden Glieder dahingaben, nicht von denen, die draußen stehen auf todumheulter Wacht, von unsern tapfern Jungen, die ihr frisches, hoffnungsreiches Leben hinwerfen wie nichts — sie stehen nicht still und ernst beieinander, halten nicht das zitternde Herz fest, daß es nicht in Schluchzen herausbreche — sie haben nicht in den Augen den heiligen Schein, der über eigne Not triumphierend nur um das eine bebt: Deutschland, du sollst nicht untergehn —

Nein, nein. Von dem allen nichts. Wir sehen jedenfalls nichts. Mag sein, daß es darunter auch glimmt. Aber nur darunter. Wichtiger, vorherrschend, als helle Flamme lodernd, das ist die Lebensmittelfrage.

Ja, ja, ja — ich weiß ja alles, was man mir mit bekannter weiblicher Zungenfertigkeit entgegenwirft. Ja, ja, gewiß, wir müssen leben, unsre Kinder sollen satt werden, wir „brauchen" Butter. Wir brauchen alles mögliche. Natürlich! Man muß sich auch durch die Bestimmungen durchfinden usw. usw. Ich habe aber auch meines Wissens nicht behauptet, daß man überhaupt nicht darüber reden solle.

Aber ihr deutschen Frauen, Hand aufs Herz: redet ihr nicht ein wenig zuviel davon? Ob die Dinge nicht genau so wären und eher noch etwas besser, wenn ihr neun Zehntel der Zeit, die ihr darüber mit Reden verbringt, für Besseres aufspartet? Halte doch jede bei sich einmal Gerichtstag, ob sie nicht dieselbe Wahrnehmung immer wieder in veränderter oder unveränderter Form durchgesprochen hat, Kleinigkeiten, Selbstverständliches immer wieder breitgetreten?

Redet ihr nicht zuviel vom Essen im Verhältnis zu dem, was draußen vorgeht? Stille — atemlos stille sollten wir sein und dem hallenden Schritt der Weltgeschichte lauschen. Aber wir schlagen in uns selbst diese übergewaltige Zeit mit jämmerlichem Kleinkram tot!

Denket das aus:

Nur der Wall von den Leibern unsrer Männer, unsrer Söhne umfriedet und schützt unser Leben und unser Land. Und in dieser von dem Blut und Gebein unsrer Kämpfer gedeckten Stellung sitzen wir sicher und geborgen und wissen uns nichts Besseres als daß wir reden, reden, reden vom Essen!!

Es ist ja anzunehmen, daß es in den meisten Frauen noch sitzt wie ein Schreck, der sie verwirrte. Denn gewiß, die Zustände hätten nicht so zu werden brauchen.

Was dahinter steckt, was unsre berühmte Organisation so rätselhaft hemmte, wird man ja später erfahren. Das wird schon wieder zurechtkommen. Das soll auch jetzt unsre Sorge nicht sein. Unsre Sorge betrifft vorläufig erst mal uns selbst.

Das durfte nicht kommen, daß ein vorübergehender Mißstand mitten in einem Kriege, in dem man auf Schlimmeres gefaßt sein mußte, auf die Frauen so verwirrend wirkte. Das war ein ganz gewaltiger Mangel an Selbstdisziplin. Und hoffentlich ist es nicht mehr. Die Mehrzahl der deutschen Frauen ist doch nicht so jammervoll beschaffen, wie diese Schwatzwelle aus den Tagen der Lebensmittelnot uns glauben läßt!

Freilich, für manche ist es die folgerichtige Fortsetzung ihrer Linie. Denken wir nur, um ein krasses Beispiel herauszugreifen, an die hirnversengte Mode, der vor dem Kriege einige Gesellschaftsdamen verfallen waren: mit Puppen zu spielen. Das hielt eine verdrehte Schicht, die vor Langeweile nicht aus noch ein wußte, für pikante, verfeinerte Kultur. Diese Zerrbilder des Frauentums sind dieselben, die jetzt als Modenärrinnen von der allgemeinen Mißachtung getroffen werden.

Aber sollten nicht die Besseren und Tüchtigeren in diesen Wochen das Recht verwirkt haben, über diese Inhaltlosen zu Gericht zu sitzen mit dem Ausruf: Es ist eine Schande, diese Stoffverschwendung!? Denn auch sie treiben Verschwendung mit etwas, das heute vielleicht noch wertvoller ist als Stoff: mit Zeit — und Kraft — mit der Stille des Herzens — mit der Heiligkeit der Stunde —

Ja, es ist ein Jammer um jede Stunde, die verschwatzt wird, die dem tiefen, schweigenden Erleben, der heiligen Not, da Deutschland um sein Leben, seine geschichtliche Zukunft kämpft, verloren geht!

Die Verluste an Blut konnten wir tragen und die Würde nicht verlieren. Das Bewußtsein, daß unsre Männer, unsre kindesjungen Söhne draußen die furchtbarsten Strapazen und Entbehrungen litten, das brachte uns nicht in Verwirrung. Aber als es an die eigne Essensportion ging, da verloren wir allen Halt. —

Um auf die Frage selbst zu kommen:

Sind wir denn eigentlich nun auch wirklich so unaussprechlich abhängig von dieser Essensfrage? Glauben wir, daß, weil wir jetzt vieles weniger haben, manches entbehren müssen, wir zugrunde gehen müßten?

Nun ja — es kommt wohl immer ein wenig darauf an, wie man die Dinge nimmt. Froher Mut läßt nicht nur den Hunger ertragen, sondern ihn sogar für Geist und Körper höchst bekömmlich werden, wie die vielen Beispiele großer Männer erweisen, die von blutarmen Eltern stammen. Und noch näher an die eigne Erfahrung heran. Muß ich erst daran erinnern, welche geradezu enormen Strapazen bei Kriegsanfang von unsren Soldaten ertragen wurden mit einem Minimalsatz von Ernährung? Hört es, ihr Weiber, ihr Männer im gesicherten Zuhause, die ihr vor Schwäche umfallen wollt, wenn euch einmal Butter oder Fleisch fehlen: im ersten Kriegsjahr haben unsre Tapfren in Rußland überhaupt keine Butter gesehen; unsre Jungen im Westen haben sich rote Rüben aus dem Acker gezogen, wenn sie noch solche kriegen konnten, und haben die unerhörtesten Märsche damit geleistet! — Da soll es euch bunt vor den Augen werden, wenn ihr daran denkt!

Hunger! Wer hungert denn überhaupt bei uns? Seid nicht so jämmerlich, so hilflos, so unterlegen der ersten größeren Probe! Überbrückt lieber mit ein wenig mehr Idealismus diese trostlose materialistische Schwachheit! Jammert euren Kindern nicht in die Ohren: „Ach, sie müssen doch in ihren Wachsjahren gut genährt werden!“ sondern betet lieber mit ihnen kräftig und frisch: „Herr, laß uns hungern dann und wann, satt sein macht stumpf und träge!“ Ein junges Geschlecht, das einmal für des Vaterlandes Ehre durch eine Hungerzeit ging, das bekommt Eisen ins Blut, das steht, weiß Gott, fester als ein verweichlichtes. War denn die Jugend von 1813 schlechter als unsre?

Es ist ja das: sehr viele Frauen kennen ihre Verantwortung noch nicht. Das geht nicht nur auf die Schlemmerinnen, denn diese Sorte rechnet heute überhaupt nicht, steht noch unter den Modepuppen — sondern auf die Unzufriedenen, die da glauben, der Weltkrieg, der über die blutgetränkte Erde dahinstürmt, solle vor ihrer Speisekammer halt machen. Geht auf sie alle, die bei jedem Zusammensein vom Essen und immer wieder vom Essen reden.

Die Herzen in die Höhe! Los aus den Drahtschlingen der allergemeinsten Alltäglichkeit! Daß wenn diese Zeit längst vorüber ist und in späteren Jahren nur noch die Erinnerung nachklingt, wir deutschen Frauen uns nicht bitter schämen müssen, daß wir uns in jämmerlichen Nebenerscheinungen so ganz verloren und die Größe der Zeit spurlos an uns vorüberging.



Segne, Herr! · Von Hugo Waldhier

Segne, Herr, die liebe, deutsche Heimaterde!
Sorglich haben deutsche Hände sie bebaut,
Stück für Stück, und ihr das Saatkorn anvertraut,
Gläubig, daß es hundertfach erstehen werde.

Auch die Winde, die in sanften Wogen wie
Silberwellen über grüne Halme spielen,
Und die Wolken, die zu unbekannten Zielen
Erdenferne Wege wandern . . . segne sie!

Kommt der Tag, an dem die vollen Ähren stehn . . .
Sommerreif! . . . so segne auch die blitzend blanken
Ernteeisen, die so hungrig nach den schlanken,
Fruchtgebeugten Halmen durch die Felder gehn!

Jene Eisen auch und jene andern Schnitter
Segne, die da ernten, wo sie nicht gesät,
Heute Mäher, morgen selbst dahingemäht;
Schrecklich eines und das andre todesbitter!

Segne, Herr!



Im K.-V.

Von Fritz Müller

Früher waren in dieser Klasse die Strafen niemals abgerissen. Das ganze Klassenbuch war voll davon. Die Lehrer hatten ihre liebe Not. Schon erheblich weniger lieb war diese Not dem Rektor, und bös geradezu bei den von diesen Strafen mitbetroffenen Eltern, die auf roten Rektoratszetteln bescheinigen mußten, daß sie von den Missetaten ihrer Söhne Kenntnis genommen hatten.

Das war früher. Jetzt war das alles nicht mehr. Jetzt war die Spalte „Verhängte Strafen" im Klassenbuche leer. Nicht etwa, weil aus dieser schwarzen Klasse über Nacht eine weiße geworden wäre. Solche Wunder gibt es nicht. Und wenn es sie gäbe, wären sie verdächtig, höchst verdächtig. Nein, die Sache war höchst einfach: Die Strafgewalt war umgesteuert worden.

Ein neuer Lehrer war auf diese absonderliche Idee gekommen. Nach dem dritten oder vierten Dutzend Strafen, welche er verhängen mußte, schlug er aufs Katheder und erklärte:

„Jungens," sagte er, „die Straferei wird mir zu dumm!"

„Uns auch, Herr Lehrer", grinste es ihm von den Gesichtern der Klasse stumm aber ausdrucksvoll entgegen.

„Warum ich, wenn ihr eine Blödigkeit begeht, mich mit dem Strafvollzug belasten soll, das seh' ich gar nicht ein."

„Wir auch nicht", grinste jetzt der Frechste in der Klasse gar laut.

Das war trotz der Übereinstimmung natürlich eine Riesenfrechheit. Die Klasse wartete gespannt auf eine dicke Strafe Und noch mehr auf die damit verbundene Selbstblamage des neuen Lehrers, der eben verkündet hatte, daß er nicht mehr strafen wollte. Aber der Lehrer blieb ganz ruhig.

„Was tätet ihr in solchem Falle mit dem Martin Schrettle, wenn ihr Lehrer wäret?" sagte er ganz ruhig.

„Verhauen!" rutschte es dem Nachbar von Martin Schrettle heraus, während die Klasse vergnügt dazu nickte.

„Also gut," sagte der Lehrer jetzt sehr ernst, während draußen die Glocke eine Pause einläutete, „also gut, ich nehme euch beim Wort — Strafgewalt in der Pause bei euch!"

Draußen war er. Die Schüler sahen sich verblüfft an. Und dann, je nun, dann hauten sie den Martin Schrettle durch. Ohne hochnotpeinlichen Eintrag ins Klassenbuch, ohne daß der Rektor Ja und Amen sagte, und ohne daß sich die Eltern des Martin Schrettle auf Grund des roten Rektoratszettels mitverhauen gefühlt hätten.

Damit fing sie an, die neue Klassenjustiz in Selbstverwaltung. „Nun, sie wird auch danach gewesen sein," wird der Zweifel sagen, „nachsichtiger vor allem, milder?"

Fehlgeschossen. Dem Martin Schrettle haben noch nie im Leben Prügel so weh getan, wie diese Klassenprügel. Nicht so sehr des körperlichen Schmerzes wegen — der alte Lehrer hatte manchmal fester zugehauen —, als der Scham wegen. Von der eignen Klasse durchgeprügelt? — verflucht nochmal ...

Von da ab entwickelten sich die Dinge unter sachter Anleitung des neuen Lehrers ganz organisch. Die Selbstjustiz wurde ausgebaut. Ein Strafkodex mit vernünftiger Steigerung wurde aufgestellt, die Klasse wandelte sich in eine Republik um, wählte aus ihrer Mitte jeden Monat einen neuen Präsidenten mit zwei Beratern und setzte einen ungewohnten Ehrgeiz darein, nur die schwersten Fälle vor den Lehrer selbst zu bringen, dem ein Veto zustand. Der Lehrer wußte, daß Schüler untereinander am unerbittlichsten zu strafen pflegen.

„Seid sparsam mit der höchsten Strafe, Jungens," warnte er, „verhängt den Klassen-Bau nicht, ohne meinen Rat zu hören."

Das wurde ihm versprochen, und das hielten sie. Dem Neuen konnte man schon ein Versprechen halten, den Neuen konnte man fast lieben, fanden sie.

Und als sie eben dabei waren, das „fast" vom lieben fortzulassen und ihn schlechterdings zu lieben, wurde der Neue versetzt. Es war zu schade. Aber solche Neue sind auch anderswo vonnöten.

Der nach ihm kam, hatte keine Ahnung von der Selbstverwaltung. Zwar, die leere Strafspalte im Klassenbuch nahm er als selbstverständlich hin, aber die Gegenleistung, die liebevoll heimliche Überwachung der Klassenselbstjustiz, die fehlte.

Um diese Zeit geschah es, daß der Klassenerste Friedrich Gurmanz sich tödlich an der Klassenehre verging.

Die Jungen waren in den Jahren, wo man aufhört, seine Schwester zu verachten, weil sie einen Rock hat. Wo am Knabenhimmel die erste zarte Röte der geahnten Weiblichkeit leise aufsteigt und mancherlei Verwirrung in den Bubenherzen anzustellen pflegt. Die Verwirrung hatte ihnen der jetzt versetzte Lehrer sparen wollen. Dabei verfiel er, wunderlich wie dieser Neue einmal war, auf einen eigenartigen Gedanken.

„Jungens," sagte er freimütig, „ich seh's euch an, ihr braucht was zur Verehrung — habe nichts dagegen. Verehrungen bewahren, wenn sie gleichgerichtet sind. Aber nun denkt einmal, es würde jeder einzelne von euch was anderes verehren. Das gäb' ein schönes Durcheinander und am Ende eine Klassenverfilzung. Ihr seid eine Republik. Einer Republik ziemt eine einzige Verehrung. Wählt euch also in Gottes Namen eine Klassenliebe."

Nein, wie dieser Lehrer das verpönte Wort aussprach, wie sein blaues Auge dabei glühte. Das geringste Augenzwinkern hätte bei diesem Wort die ganze Klasse angesäuert. Aber so —

„Halt, noch eines, Jungens: Für einen ordentlichen Jungen ist zwischen einer Lieben und einer Heiligen nicht so viel Unterschied. Wählt dementsprechend, und daß die beste Verehrung die ist, von dem der Verehrte gar nichts weiß, das ist euch sicher auch bekannt ..."

So wurde Dora Wilhelm Klassenliebe. Dora Wilhelm war ein kleines dünnes Mädchen, das täglich viermal über den oberen Wall ging. Dora Wilhelm war so klein und schmächtig, daß der Klassenerste Friedrich Gurmanz gegen diese Klassenliebe protestierte. Aber ohne daß er durchdrang in der Republik.

„Was sagst du?“ hieß es, „man blamiere sich mit dieser dünnen Klassenliebe? Aber blamieren kann man sich doch nur mit jemand, der davon was weiß. Die Dora Wilhelm aber weiß von nichts — ruhig, Friedrich Gurmanz, wir behalten unsre Dora.“

Freilich, wenn die Dora weiter nichts gehabt hätte, als daß sie dünn und klein gewesen wäre. Aber der Dora saß ein Gesicht von einer solchen Lieblichkeit auf ihren schmalen Schultern, daß man sie nicht ansehen konnte, ohne dabei selber gut zu werden. Erzählten sie sich doch vom Klassenfrechsten, dem Martin Schrettle, daß er einmal über die Straße ging, um drüben seinen Todfeind von der Lateinschule ausgiebig zu verwichsen und dazu einen dicken Prügel mitgenommen hatte. Da begegnete ihm das Gesicht der Dora Wilhelm. Der Martin Schrettle wurde rot. Der Martin Schrettle konnte sich plötzlich nicht mehr darauf besinnen, warum er über die Straße gehen wollte. Der Martin Schrettle trällerte ein friedesames Lied und glotzte zwischen jeder Strophe mißmutig seinen dicken Prügel an, der ihm jetzt auf einmal immer zwischen die Beine kam, bis er ihn mit einem Schwunge ins Gebüsch warf.

So eine war die kleine dünne Dora.

Kein Wunder also, daß sie von der Klasse in aller Stille und Treue verehrt wurde und, ohne daß sie's wußte, den Knabenliebesschild der Klasse blank erhielt. Der Lehrer schmunzelte in aller Heimlichkeit:

„Aus dieser Sekunda macht die Klassenliebe mir die liebste Klasse.“

Dann aber geschah es, daß der Friedrich Gurmanz, als der neue Lehrer versetzt war, sich in einer Stunde sträflich langweilte. Dabei schnitzte er einen Namen in die Holzbank. Und jedesmal, wenn ihm das Gähnen aufsteigen wollte, unterdrückte er es mit Erfolg vermittels eines besonders kräftig eingeschnitzten Druckbuchstabens — linke Hand am Munde, uah, und rechte auf der Schnitzelbank, mha—mh.

Als er mit seiner Schnitzerei gerade fertig war, stand der Lehrer vor ihm, bösartig glitzernd.

„Dora Wilhelm?“ zischte er. „Wer ist Dora Wilhelm, he?!“

„Unsre Klassenliebe“, sagte Friedrich Gurmanz wie ein Traumwandelnder, der auf den Dächern angerufen wird. Ein zweiter Anruf — und er fällt.

„Soso — hehe — eure Klassenliebe!“ zischte der Lehrer diesen zweiten Anruf heraus. Da fiel der Friedrich Gurmanz. In den Klassen-Bau fiel er. Klassen-Bau, mit Fembuchstaben so geschrieben: K.-V. — bedeutete die schlimmste aller Strafen, den Klassen-Verruf.

Friedrich Gurmanz hatte das Liebste und das Heiligste der Klasse preisgegeben — wenn es eine stärkere Strafe gegeben hätte als den K.-V., er wäre zornig von der Klasse da hineingeworfen worden.

Der Gurmanz wehrte sich. Erst mit Gleichgültigkeit. „Ich bin doch der Klassenerste", zuckten seine Schultern spöttisch, „und mache mir aus eurem K.-V. gar nichts."

Dann versuchte er es, Steine aus der Mauer des K.-V. zu brechen:

„Aha, Martin Schrettle, du bringst die Gleichungen der Hausaufgabe nicht heraus — komm heute nachmittag zu mir, ich lasse sie dir abschreiben."

Friedrich Gurmanz wartete den ganzen freien Nachmittag zu Hause auf den Martin Schrettle. Dem hatte er ja schon früher oft geholfen. Der würde sich natürlich jetzt auch wieder helfen lassen.

Aber wer nicht kam, das war der Martin Schrettle. Der Nachmittag verging, der Abend sank, schwer legte sich der K.-V. auf die junge Brust des Gurmanz. Zweimal, dreimal, viermal versuchte er es noch bei andern:

„Du, Stirner, soll ich dir sagen, was für x herauskommt?"

Der Stirner gab keine Antwort. Aus dem Fenster schaute er.

„Du, Schröder, brauchst du vielleicht eine Einleitung zu dem neuen Aufsatz?"

Der Schröder gab keine Antwort. Er pfiff die Wacht am Rhein. In einer wichtigen Klassenarbeit, die doppelt zählte, sah er seinen Nebenmann noch fünf Minuten vor Ablieferung vor einem leeren Blatte schwitzen.

„Du, Baumann", flüsterte er ihm zu. Und dann nochmal, wie ein Flehender: „Da, Baumann, nimm den Zettel, da steht alles drauf — so nimm doch, nimm."

Aber der Baumann schaute weiter schwitzend auf die Decke, wo eine übersehene Spinne hurtig um ihr Netz herumlief, und sah weiter nichts als diese Spinne, und gab nach fünf Minuten ein reines weißes Blatt ab.

An diesem Tage überdachte Gurmanz zusammenzählend, wie oft die Kameraden auf der Straße beim Begegnen ihr Gesicht von ihm gewendet hatten — wie sie den Platz, auf dem er saß, als leer betrachtet hatten — wie oft sie seinen Vorschlag, heute nachmittag gemeinsam den und den Spaziergang auszuführen, überhörten — wie oft er ihnen mit seinem Wissen, wonach kein Mensch verlangte, nachlief — das alles addierte er in einem Augenblick und brach unter dem K.-V. zusammen.

Das war nicht nur bildlich. Seine frischen Wangen fielen ein. Seine ehrgeizige Knabenstirn sank schläfrig mitten unterm Unterricht. Sein Gang schlotterte. Sein warmes Herz erstarrte unterm Griffe des schrecklichsten in eines Jungen Leben: Der unerbittlichen Klassenverachtung.

Seine Eltern liefen besorgt zum Lehrer:

„Herr Professor, wir wissen nicht, was unser Junge hat. Es ist nichts aus ihm herauszubringen. Wie verwandelt ist er."

„Verwandelt?" sagte der Lehrer und schlug sein Notenbüchlein nach, „stimmt, auch bei mir ist er verwandelt. Er ist längst von seinem ersten Platz herabgerutscht. Wenn er so weiter macht, Ihr Sohn, wird er noch in den letzten Bänken landen."

„Ach, Herr Professor, wir sind ganz untröstlich. Wenn Sie es doch versuchen wollten, herauszufinden, was in ihn gefahren ist."

Vergebliches Bemühn. Wer vom ersten Platze durch K.-V. vertrieben ist, leidet, aber redet nicht und beichtet nicht. Gar einem Lehrer, der nicht wußte, was K.-V. war. Da wandte sich der Lehrer an die ganze Klasse:

„Hört mal, wißt ihr, was mit dem Friedrich Gurmanz los ist?“ Dabei blickte er in sein Notenbuch. Erst das Schweigen der ganzen Klasse hob seinen Kopf hoch. Um ihn aber gleich wieder, einer erschreckten Schildkröte gleich, ins Notengehäuse zurückzustecken: Sein Blick war einem Auge begegnet, einem Klassenauge, so grausam einig, so herzlich gleichgültig, daß ihn graute.

„Ich lasse euch eine Stunde nachsitzen, wenn ich nicht herausbekomme, was ihr gegen euren Kameraden Friedrich Gurmanz habt!“ schrie er in den Graphit seines Notenbuches hinein.

„Euren Kameraden“? — dem K.-V. verzerrte es den Mund.

„Wenn also niemand redet, bleibt's dabei: Ei—ne — Stun—de — Ar—rest!“

Die Stunde Arrest wurde von der Klasse schweigend abgesessen. Und als die vorbei war und noch immer niemand sprach, wurden ihnen für den nächsten Tag zwei Stunden Arrest aufgebrummt. „Die werden euch schon das Reden lehren!“ schrie der Lehrer in sein Notizbuch.

„Lächerlich!“ blickte ihn das Klassenauge an, „gib du Arrest, soviel du willst — stärker als aller Arrest, den du geben kannst, ist unser K.-V.“

Der Lehrer wütete am Schlusse von drei Arreststunden. Aber auf einmal verschlug es ihm die Rede. Er sah den Friedrich Gurmanz mitten unter den Bestraften sitzen:

„Gurmanz!“ rief er, „was hast du in dem Arrest zu tun? — den haben ja die andern deinetwegen abzusitzen!“

Aber Gurmanz sah nicht den Lehrer an, die Klasse sah er an. Die Klasse verstand: „Um euch zu erweichen, bitte ich euch, mit euch leiden zu dürfen.“

„Nichts da“, schlug ihm das Klassenauge seinen Blick zurück, wie man einen Ball zurückwirft, „unsre Leiden gehören uns — Leiden teilt man nur mit seinesgleichen — unsre Leiden haben nichts gemeinsam mit einem im K.-V.“

Der Lehrer war am Ende seiner Kunst. Auch der Friedrich Gurmanz. Er versank in einen dicken Nebel. Und eine Woche später rutschte er auf einen Platz zwischen dem Steininger Adolf und dem Hundhammer Max auf der letzten Bank. Das waren die beiden dümmsten Schüler in der Klasse, der eine aus Faulheit und der andre aus Verständnislosigkeit.

Zwei Wochen saß der Gurmanz zwischen diesen beiden, ehe er ihnen einmal voll ins Auge sah: „Ihr wenigstens, ihr?“ flehte seine letzte Hoffnung die vier Augen an, „ich will — ich will aus Dankbarkeit dann immer bei euch bleiben — bleiben in der letzten Bank — ich will sogar —“

„Gib dir keine Mühe“, sagten die vier Augen, „wir sind mit den gescheitesten der Klasse gleichberechtigt im K.-V.“

An diesem Nachmittage war es, daß sich sein Gehirn verwirrte, als er in einer Zeitung las, wie sich einer durch einen Brückensprung sein Leben genommen hätte.

„Natürlich“, murmelte er, „kann ich gut verstehen.“ Dann bog er das Blatt zusammen, steckte es ein, ging an die Stadtwallbrücke und stieg so selbstverständlich aufs Geländer, daß er es nicht einmal der Mühe wert hielt, vorzusorgen, ob auch niemand käme.

„Was machst du da?“ sagte eine dünne Kinderstimme ängstlich, „du willst doch nicht hinunterspringen?“

Er hörte gar nicht hin und machte sich an den Hakenspitzen auf dem oberen Brückengeländer zu schaffen, die sich in seine Kleider zu verfitzen drohten. Aber dabei tat er einen Blick in das Gesicht der dünnen Stimme, fing zu zittern an, schlug auf den Gehsteig zurück auf die Knie, stand wieder auf und stotterte in des Gesichtes erschrockne Lieblichkeit hinein: „Du bist ja — bist ja Dora Wilhelm — und ich — ich habe deinen Namen — deinen Namen — ja, ja — im Klassen-Verruf — ich bin nichts wert, ich weiß ja schon — ich komme nie mehr — nie mehr aus dem K.-V. — wie, du weißt nicht, was K.-V. ist? — o Dora Wilhelm, das ist das Schrecklichste — wie, du kennst mich nicht? — ich bin doch der K.-V. — ja, ja, Dora Wilhelm, der K.-V. — deinetwegen — nein, nicht deinetwegen, sondern meinetwegen — ich — ich weiß nicht mehr ...“

Fiebrig ging aus dem jungen Mund der Atem. Die aufgespeicherten Qualen brachen auf.

Das kleine Mädchen fürchtete sich zuerst ein wenig vor dem Jungen. Aber seine Augen waren gar nicht bös. Nur krank.

Sie sah sich auf der Brücke um. Niemand war da. Da nahm sie ihn entschlossen mit der kleinen Hand am Ärmel und führte den großen, zitternden Jungen einfach und geradewegs zu ihrem Vater, dem Oberlehrer Wilhelm, in die Wohnung.

Der legte den fiebernden und stammelnden Jungen ruhig in sein Bett, deckte ihn zu. Während sein Töchterchen nach der Gurmanzschen Wohnung ging, saß er still am Bett des Kranken und formte sich, erschüttert, aus den Redefetzen des mit der Krisis Ringenden ein Bild des K.-V.

Nach zwei Wochen war der junge Friedrich Gurmanz wieder fähig, in seine Schule zu gehen. Einen Tag vorher ging der Oberlehrer Wilhelm hin und klopfte neben seinem Töchterchen fünf Minuten vor Schulschluß an die Türe der Sekunda. Der Lehrer kam heraus:

„Ah, Herr Professor —“

„Ich habe eine kleine Bitte, Herr Kollege — morgen kommt der Gurmanz wieder, den wir gern haben, sehr gern — darf ich es der Klasse sagen?“

„Aber bitte, Herr Professor.“

Wie hat die Sekunda die Augen aufgerissen, als da plötzlich die Klassenliebe zwischen zwei Lehrern stand, und als der fremde Lehrer den Mund auftat. Nicht zu einer Rede. Zu einem einzigen schlichten Satz nur:

„Jungens, meine Tochter bittet euch, dem Friedrich Gurmanz — er kommt morgen wieder — eurem Kameraden Gurmanz gut zu sein — guten Morgen, Jungens — ich danke Ihnen, Herr Kollege — nein, nein, das ist wirklich alles, Herr Kollege, was ich auf dem Herzen hatte.“

Dann ging er hinaus, gefolgt von Dora Wilhelm. Die drehte noch ein einzigmal ihr liebliches Gesicht auf den dünnen Schultern zurück ins Klassenzimmer. Sie sagte gar nichts. Nur schauen tat sie.

Und das war genug: Zwischen Tür und Angel zerstäubte der K.-V.



Die Friedenstifter · Von Heinrich Viehoff

(1870)

Wie wird nun plötzlich, da wir siegen,
Der Friedenstifter Herz so warm!
Seht, wie die Diplomaten fliegen!
Das regt sich wie ein Bienenschwarm.

O schön, daß euch vor all dem Blute,
Vor diesem Kriegesbrande graut!
Doch warum mit so kühlem Mute
Habt ihr dem Frevler zugeschaut?

Dem Frevler, der die Feuerbrände
Frech drohend wider Preußen schwang?
Der unserm König in die Hände
Das Schwert durch Lug und Kränkung zwang?

Er lechzte heiß nach Preußens Falle,
Auf Rach' und Raub war's abgesehn;
Ihr saht es klar, ihr wußtet's alle,
Und ließt den Frevel doch geschehn.

Warum hat eure mächt'ge Stimme
Ihm nicht zur rechten Zeit gewehrt?
Wer wies von euch in heil'gem Grimme
Zur Ruh' ihn mit erhobnem Schwert?

Ihr ließt uns ohne Kampfgenossen.
Allein, mit Brüdern gleichen Bluts,
Die sich uns freudig angeschlossen,
So wagten wir's getrosten Muts,

Und wollen, wie wir ausgezogen,
Auskämpfen auch den Kampf allein,
Und um den Kampfpreis nicht betrogen
Durch unerbetne Mittler sein.



Maske und gefühlvolle Roheit

(Tränenseligen Pazifisten gewidmet)

Von Erich Schlaikjer

Ein merkwürdiger Pazifismus fängt an, in der Welt um sich zu greifen. Nachdem Amerika ein so gesegnetes Geschäft in Bomben und Granaten gemacht hat, wird es plötzlich elegisch gestimmt. Was das Zeug halten wollte, hat seine Industrie gearbeitet, um unsere deutschen Brüder totzuschlagen. Nun aber wandeln sich die Gefühle und werden so friedlich wie ein Sommerabend auf dem Dorf, wenn Glockenklänge über die Felder ziehen. Der ehrenwerte Herr Wilson, der den ruchlosen Aushungerungskrieg gegen unsere Zivilbevölkerung ohne merkliche Beschwerden ausgestanden hat, nimmt eine Friedenspalme in die Hand und entzückt das versammelte Europa mit einem pazifistischen Balletlächeln. Im deutschfeindlichen Neutralien, wo man den heiseren Schrei: „Vernichtet sie! Vernichtet sie!" mit Begeisterung aufnahm und durch einen tausendstimmigen Chor verstärkte, gehen die Zeitungsartikel plötzlich in Moll. Eine sanfte Sonne ist aus dem Meer gestiegen und übergießt das Land mit einem freundlichen Schimmer.

Was soll im Grunde das viele Blutvergießen? Wäre es nicht schöner, wenn die Völker jetzt den wilden Hader vergäßen und unter möglichst großer gegenseitiger Schonung einen harmonischen Frieden schlössen? Wer könnte so roh sein, fremde Gebietsteile an sich reißen zu wollen? Pfui, man schämt sich ordentlich, daß Europas Kulturvölker auf solche Gedanken kommen könnten.

Es ist ja richtig: wir schrieben in unsern Zeitungen bei Ausbruch des Krieges, daß die Deutschen grausame Barbaren seien, und daß im Interesse der Kultur der deutsche Militarismus vernichtet werden müsse. Jawohl, das schrieben wir; aber wir wollen mit einem schönen Beispiel vorangehen. Wir wollen vergessen. Wir wollen Deutschland verzeihen, daß wir so geschrieben haben. Dafür muß es dann natürlich auch eine Probe seiner Zivilisation ablegen. Überhaupt muß es durch die Größe des Verzichts beweisen, daß es unsere Verzeihung verdient. Und wie leicht hat es Deutschland, zu verzichten und die ganze Welt mit dem langersehnten Frieden zu beglücken! Es braucht nur seine Truppen zurückzuziehen, keinerlei Ansprüche zu stellen und den besiegten Völkern eine angemessene Entschädigung zu zahlen — dann soll es unsere aufrichtige Verzeihung erhalten. Dann wollen wir all die tausend Schläge ins Gesicht vergessen, die ihm unsere Presse zunächst versetzte!

Sogar Mister Grey wird philosophisch gestimmt und unterhält die Welt mit gefühlvollen Äußerungen. Die „Kriegsmethode" ist doch nicht die richtige, den Streit der Völker zu schlichten. Das hat er jetzt nach zwei Jahren Krieg glücklich erkannt. Wollte Gott, daß die Erkenntnis ihm schon im Frieden gelungen wäre: dann wäre weniger deutsches und fremdes Blut geflossen. Aber immerhin: jetzt hat er's erwischt. Mit angelsächsischer Zähigkeit wird er nunmehr an diesem Ge-

danken festhalten. Es durchbebt ihn noch nachträglich mit Wehmut, wenn er an all die gemeinen Kriege denkt, durch die das englische Weltreich begründet worden ist. Es wird hoffentlich nicht lange mehr dauern, dann hat er sich zum überzeugten Pazifisten entwickelt und beglückt die pazifistischen Organe mit milden Artikeln.

Man sagt uns Deutschen ja eine Neigung zur Philosophie nach, und so wollen wir ehrlich bekennen, daß wir die geschilderten pazifistischen Kapriolen nicht ohne eine stille Heiterkeit wahrgenommen haben. Der Philosoph läßt sich ja durch die Erscheinungen nicht blenden, sondern sucht den Grund der Dinge. Wenn man das aber tut, entwickelt sich vor unseren sehenden Augen dieser Pazifismus zur schönsten menschlichen Humoreske. Prügel stimmen den Empfänger immer höllisch nachdenklich, und mehr als ein Bauernbursche hat bereits nach einer mißglückten Rauferei milde Friedensstimmungen empfunden — so wie der Mensch bekanntlich im Zustand des Katers zu einer bußfertigen Betrachtung des Alkohols neigt.

Amerika fühlt, wie die angelsächsische Welt in ihren Grundfesten erbebt — im besondern, wenn wir den rücksichtslosen Gebrauch der Waffe wieder aufnehmen, die wir zunächst in den Ruhestand versetzt haben. Die festländischen Mächte empfinden die militärische Niederlage als unabwendbar. Das deutschfeindliche Neutralien wittert Gefahr für die Sympathiegenossen, und aus dem allen entsteht eine Friedensmelodie, die auf einer Hirtenflöte geblasen werden muß. Ist das nicht wirklich Frühlingsluft für deutsche Seelen? Beweist es nicht, daß unser militärischer Sieg nicht nur erkannt, sondern auch anerkannt zu werden beginnt? Und ist damit das Kriegsende und der Jubel des deutschen Siegs nicht in greifbare Nähe gerückt? Nie hat uns der Mai eine bessere Botschaft gebracht, als diesen Pazifismus der Geprügelten.

Nur fällt leider ein bitterer Tropfen in den bekränzten deutschen Wein. Es gibt in unserem eigenen Land Leute, die diese pazifistische Humoreske ernst nehmen — nicht den Hintergrund der Dinge, sondern die Humoreske selber. Es gibt Deutsche, die bewundernd zu dem Raubvogelgesicht des Misters Grey hinaufblicken und seine milden Friedensworte mit den andächtigen Schauern einer süßen Schwärmerei aufnehmen. Mit bebender Stimme mahnen sie unsere Staatsmänner, doch ja nichts zu unternehmen, was den Frieden der Herren Grey und Wilson stören könnte. Ach, daß doch dieses erbärmliche Satyrspiel durch den großen Ernst dieser Tage laufen muß! Daß dieser furchtbare Hohn uns geboten werden muß, während die ersten Strahlen der aufgehenden Siegessonne bereits in unsern Schwertern blitzen! Daß Söhne unserer eigenen deutschen Erde sich so weit verirren können, den deutschmörderischen Anschlag nicht zu entdecken, der in diesem Pazifismus steckt, sobald man ihn ernst nimmt. Daß sie nicht mit uns andern das Schwert fester packen und in ein fröhliches Lachen ausbrechen! Halten wir die Augen offen, weisen wir mit allem Nachdruck auf das Friedensgerede als auf eine Maske unserer Todfeinde hin, und vergessen wir keine Sekunde, daß derartige Sentimentalitäten uns leicht gefährlicher werden können, als die Schwerter der Feinde es vermochten. Mit dem Schwert war den Deutschen von jeher nicht leicht beizukommen. Mit einem idealistisch vermummten Betrug schon eher. Nachdem die Vernichtung nicht gelungen ist, sollen wir um die Früchte

gebracht werden und der zukünftigen Vernichtung preisgegeben werden. Das und nichts anderes ist der politische Inhalt des Greyschen Pazifismus. Ihn erkennen, heißt hoffentlich auch für unsere sanftesten Mitbürger, ihn ergrimmt verwerfen.

* * *

Neulich kam ein Mann zu mir, sah mich mit den großen Augen des milden Vorwurfs an und schüttelte traurig den Kopf.

„Was haben Sie da nun wieder geschrieben?“ begann er. „Ich bin geradezu entsetzt, auch Sie unter den blutrünstigen Annektionspolitikern zu finden. Ist Ihnen denn jede Besonnenheit abhandengekommen? Das Blut ist in Strömen geflossen und fließt noch immer. Unsere Väter und Mütter, Bräute und Frauen haben namenloses Weh erduldet. Das ganze Volk lechzt nach Frieden. Wenn aber Wilson und Grey von Frieden reden und dadurch ihre Rückkehr zur Vernunft beweisen, überschütten Sie das mit einer Schale Ihres kalten Hohns. Europa ist von einem Wahnsinnsanfall heimgesucht und schüttelt sich wie im Fieber. Alle guten Europäer wünschen die baldige Genesung und die Wiederherstellung der früheren Harmonie. Sie aber sind unter die Hetzer und Chauvinisten gegangen! Wie können Sie das verantworten?“

Ich bot dem Mann einen Stuhl und eine Zigarre, obwohl er beides nicht verdient hatte, und dann sprach ich so zu ihm: „In Ihrem schönen Erguß sind mancherlei Fäden durcheinandergesponnen und ineinander verwoben. Gestatten Sie, daß ich den verführerisch anmutenden Stoff auflöse und die einzelnen Fäden bloßlege. Zugleich werde ich mich bemühen, Ihnen meine Antwort in möglichst klarer Gliederung zukommen zu lassen. Also:

1) Es ist schlankweg eine Unwahrheit, daß der gegenwärtige Krieg einen europäischen Wahnsinnsanfall und ein plötzlich aufspringendes Fieber darstellt. Von einem Wahnsinnsanfall kann man nur bei Frankreich sprechen. Das französische Volk ist in der Tat von seiner angeblich demokratischen Regierung in eine Politik des Wahnsinns hineingelogen und hineingeschwindelt worden. Rußland und England aber haben als eiskalte und gewissenlose Rechner gehandelt. Beide hatten ihre klar erkannten Kriegsziele, von denen das eine die Zertrümmerung Österreich-Ungarns, das andere die Vernichtung Deutschlands zur Voraussetzung hatte. Das war durchaus kein Wahnsinn, sondern ein von ihrem Standpunkt aus klar überlegtes Verbrechen. Der Verstand hat den Weltkrieg hervorgerufen, und darum muß unser Verstand auf dem Posten sein, wenn wir ihn beenden wollen.

2) Sie sagen: Das ganze Volk ersehnt den Frieden. Das ist ohne Zweifel richtig. Das tun wir auf unserer Seite auch. Fragen Sie aber einmal unsere Feldgrauen, ob sie einen vorzeitigen Frieden wünschen und ob sie einen Zustand herbeisehnen, in dem unser Land und unser natürliches Ausdehnungsbedürfnis in die Willkür mörderischer Feinde gelegt ist. Fragen Sie einen Vater, der seinen Sohn im Felde hat, ob er ihn zurückwünscht um den Preis eines versumpften und verpfuschten Friedens. Formulieren Sie die Frage in dieser allein ehrlichen Weise, und Sie werden finden, daß die erdrückende Mehrheit des Volkes

auf unserer Seite steht. Wenn sich überhaupt Gruppen oder Grüppchen absplittern konnten, so nur darum, weil man ihnen Sand in die Augen gestreut und ihnen vorgeredet hat, daß ein Frieden unserer Todfeinde Wilson und Grey für uns ein guter sein könnte.

3) Alle guten Europäer sehnen die Wiederherstellung der früheren Harmonie herbei. Darf ich Sie darauf aufmerksam machen, daß dieser Satz eine gradezu ungeheuerliche Lüge zur Voraussetzung hat? Was in Europa vor dem Krieg bestand, war eine so verhängnisvolle Disharmonie, daß sie den grausigsten aller Kriege gebären konnte. Eine möglichst starke Annäherung an diesen verflossenen Zustand (Sie und Ihresgleichen pflegen das einen ‚schonenden Frieden' zu nennen) wäre die Rückkehr zu den Quellen des Weltkriegs; die Rückkehr zu einer Situation, die einen lebensgefährlichen Anschlag auf unser Volk darstellt. Umgekehrt: Soll wieder Ruhe in Europa einkehren, müssen die objektiven Machtfaktoren zu unsern Gunsten verschoben und der Zustand vor dem Krieg mit möglichster Gründlichkeit aufgehoben werden.

4) Sie behaupten selbstverständlich so gut wie ich, daß Sie einen dauernden Frieden wollen. Ohne die Maske dieses Wortes könnten Sie sich mit Ihren Ansichten überhaupt vor dem Volk nicht sehen lassen. In der armseligsten Hütte, wie im Palast, wünscht man den Frieden — das ist wahr. Ebenso wahr aber ist, daß man einen dauernden Frieden und nichts anderes wünscht. Sie nennen die Leute auf unserer Seite: unbesonnen, Annektionsphantasten, Beutepolitiker, Kriegshetzer und so weiter. Gestatten Sie, daß ich die moralischen Anwürfe zunächst mit der Feuerzange beiseite lege und mich an den respektabelsten Einwand halte: an die Unbesonnenheit. Mister Grey hat durch den gegenwärtigen Weltkrieg versucht, ein Messer in unser Herz zu stoßen. Er sieht ein, daß ihm das mißlungen ist, verbirgt das Messer und läßt einige Worte von der Unzweckmäßigkeit der ‚Kriegsmethode' fallen. Sie sind von diesen Worten entzückt und wollen sich Hals über Kopf in die freundlichst eröffneten Aussichten hineinstürzen. Ich aber halte es in des Worts verwegenster Bedeutung mit der deutschen Redewendung: Ich traue dem Frieden nicht. Ich schenke Herrn Grey alle gegenwärtigen und zukünftigen pazifistischen Anwandlungen, dafür aber will ich ihm das Messer wegnehmen. Und nun soll mein Verlangen nach tatsächlichen Garantien und nach realer Macht eine ‚Unbesonnenheit' sein? Ihr halsbrecherisches Vertrauen in die Worte und Gefühle unseres Todfeindes aber soll ein Akt staatsmännischer ‚Besonnenheit' sein? Dann müssen zuvor alle überkommenen Begriffe auf den Kopf gestellt werden.

Sehen Sie, das wäre das Politische. Darf ich Ihnen nun auch in einer kurzen persönlichen Bemerkung sagen, wie ich über den moralischen Wert Ihrer Handlungsweise denke? Wer nicht einen Frieden erstrebt, der uns durch die harten Tatsachen der Macht vor einer Wiederholung des gegenwärtigen Krieges schützt, der mißachtet das geflossene deutsche Blut; der mißachtet den Schmerz der Väter und Bräute; der weckt ein bitteres Lachen in jedem Vater, der seinen Sohn dahingab und sich schließlich fragen muß: wofür? Als der Krieg ausbrach, ließ der Gott der Geschichte die furchtbarste Not über uns kommen, von der je ein Volk

heimgesucht worden ist. Wenn wir uns jetzt mit unanständiger Eile in Friedenserörterungen stürzen, nur um möglichst schnell die Bequemlichkeiten des Friedens zurückzugewinnen, dann mißachten wir den Inhalt dieser großen Heimsuchung. Wenn aber jemand sich dieser doppelten Mißachtung schuldig macht, begeht er eine Roheit, und wenn sie, wie bei Ihnen, aus einer zarten Seele stammt, nenne ich sie eine gefühlvolle Roheit. Sie sind beleidigt? Das glaube ich gern. Ihre Worte sind so verschwommen, wie Ihre Friedenssehnsucht. Ich aber liebe die klaren Worte und die entschiedenen Gedanken. Wenn Ihnen das nicht gefällt: ich werde Ihre Gesellschaft gewiß nicht suchen."

Darauf ging er. Ich aber sperrte drei Stunden lang die Fenster meines Arbeitszimmers auf, um die herbe Luft eines kühlen deutschen Maitages hereinzulassen.



Über den Waffen .... Von Karl Frank

Über den Waffen mit schwingender Wage
Schwebt der Geist der kommenden Tage,
Trägt auf bebenden Lippen die Frage,
Was aus all den Schrecken und Greueln
Sich als ewiger Kern wird entknäueln —
Was wir, wenn endlich die Brände erkalten,
Werden als Frucht in den Händen halten,
Was wir uns Großes daraus gestalten ...
— — — — — — — — — — — — — — — — —
Weh uns, wenn wir die Antwort nicht finden,
Wenn wir erstarren, wenn wir erblinden,
Wenn uns das fragende Auge des Lichts —
Mag auch der Lorbeer die Schwerter umwinden —
Stieße für immer ins grinsende Nichts! —
Erst wenn die Schwerter zu Boden sich neigen,
Erst wenn die eisernen Donnerer schweigen,
Wird es sich zeigen,
Ob wir, geadelt durch Schmerzen und Wunden,
Uns selbst und den Weg zur Höhe gefunden —
Denkt an die kommende Schicksalsfrage!
Über den Waffen mit schwingender Wage
Schwebt der Geist! ...



Das Lied

Skizze von Hans Fr. Blunck

Als der Organist zum erstenmal die Karte des Totgeglaubten in den Händen hatte, hatte er's nicht zu Ende lesen können, so sehr tanzten die Buchstaben nach der ersten Zeile. Kaum das Datum und die Überschrift hatte er gefunden und mühevoll entziffert, daß sein Jung irgendwo in Sibirien war, aber daß es ihm wohl ging. Dann hatte er zu dem jungen Weib laufen wollen, das seit Monaten um den Gefallenen trauerte, und erst auf dem Weg war ihm eingefallen, wie's zwischen ihnen beiden stand, daß Küster Randers und seine Schwiegertochter seit bald zwei Jahren nicht mehr miteinander sprachen.

Die winterliche Erde ringsum wurde durch den ersten herben Lenz geweckt. Die Bäume standen frostig, aber mit dem roten Schleier keimender Knospen. Und ein Singen, ein zartes summendes Singen kam aus dem spröden Erdreich und dem harfenden Wind. Fast wie in jungen Jahren schien Küster Randers der Frühling, so kunterbunt und brausend, so hoffnungsreich und überschwellend.

Der Jung lebte! War's nicht, als hätte der Lenz für ihn eingesetzt, rein für ihn, Küster Randers, weil er wußte, daß solches Wetter zu solcher Neuigkeit gehörte. All der singende Lenz! Der Organist horchte, blieb stehen und sah sich verwundert um nach dem Klingen, das aus den jagenden Wolken kam. Oder war's von dem Gotteshaus? Er begann eifersüchtig den Weg zur Kirche hinaufzulaufen, aber die Töne blieben nicht vorn, sie kamen aus allen Bäumen und Winden. Ein feierliches Lied war's, das sie sangen, eins, das Küster Randers seit Jahren nicht mehr gespielt hatte aus lauter Trotz. Ein altes Kirchenlied, das er einst zur Hochzeit seines Jungen umgeschaffen und vorgetragen hatte, und das er vergessen wollte, seit er Marie Randers nicht mehr sah, seit dem Tag, da der Streit über sie beide gekommen war.

Der Organist blieb plötzlich stehen. Er wäre am liebsten ins Dorf hinabgegangen und hätt' all seinen Zorn fahren lassen, um's dem jungen Weib zu sagen. Ob's nicht seine Pflicht war? Was würde Ehler sagen, wenn er heimkam und hörte, daß sein Vater Marie seinen Brief vorenthalten hatte?

Dann nahm der Trotz wieder überhand. Was sollte er denn hinabgehen? Hätte sie nicht hundertmal kommen können während all der Zeit, die der Jung fort war? Aber sie wollte ja nicht, wollte ihm nicht ein Wort geben, und er, Küster Randers, wollte auch nicht.

Der Wind trug auf einmal eine Herbe, die er beim Atmen fühlte, fast kalt war der Frühling geworden, feucht und frostig. Dem Alten fiel ein, daß er Marie Randers ja doch noch nicht treffen würde. Er tröstete sich, daß sie mit den andern Frauen des Dorfes drüben auf dem Gut war und die Männer ersetzen half. Würde noch eine halbe Stunde dauern, bis sie kam — oder nicht mehr so lange. Warum quälte er sich damit?

Küster Randers wandte sich wieder und schritt langsam zur Kirche, er wußte kaum, warum. Aber all seine Dankbarkeit und sein Glück zwangen ihn wie selbstverständlich zu dem altgewohnten Gang. Was wollte er da oben? Beten? Natürlich, das wollte er auch, aber spielen mußte er, das war's, was ihm auf dem Herzen lag. Irgend etwas spielen, was ihn entlastete und freier machte.

Einmal dachte er, daß er Marie treffen könnte; sie kam bald von der Arbeit, ungefähr um die gleiche Stunde täglich. Und die ging auch bei der Kirche vorbei.

Er kam auf die Höhe und sah die Frauen vom Kirchhügel unten im Grund kommen. Langsam und müde stiegen sie den Berg hinan.

Küster Randers schlug mit dem Arm durch die Luft. Was ging's ihn an? Mochte Marie zu ihm kommen, wenn sie's hören wollte. Sonst war's immer noch früh genug, wenn sie's oben im Dorf hörte.

Er stapfte langsam in die hallenden Gewölbe und begann über die knarrenden Stiegen zu steigen. Die schwere eiserne Tür hatte er offen gelassen. Als er daran dachte, wollte er erst zurück, aber dann war's ihm recht, daß der Frühlingswind eine Weile in die Kirche fuhr — und sein Spiel in den Lenz hinaus.

Die Kirche war voll von dem brausenden, jubelnden Widerhall der alten Orgelstimmen. So stark und gewaltig hatte sie's selten gehört. All die Bilder und geschnitzten Gestalten um den Altar lauschten und schienen sich zu bewegen zu dem rauschenden starken Spiel. Und die alten Bogen und Pfeiler, die seit Jahrhunderten in ihren Fugen ruhten, zitterten leise, und die Sonnenstrahlen, die gläsern in die Gewölbe fielen, wirbelten und drehten den Staub wunderlich.

Ein alter Hochzeitsmarsch war's, den der Alte spielte, festlich und getragen, so wie die alten niederländischen Melodien schwellen und steigen. Er hatte den grauen Kopf dicht über die Tasten gebeugt, sein Leib arbeitete mit dem Spiel, aber seine feinen Ohren fingen alle Töne und einten sie im Herzen zu einem einzigen glückseligen Jubel.

Die Frauen waren vor der Kirche stehen geblieben und horchten. Sie waren müde und verstaubt, taten, als wollten sie nur Atem holen nach dem langen Steigen auf den Berg. Aber sie lauschten alle noch eine Weile weiter, und als die alte Rodeanne Marie Randers spottend fragte, ob sie nicht hineingehen wollte, wehrten die andern ab und hielten die Köpfe gebeugt. Es geschah nicht oft, daß sie etwas anderes hörten als eines der Lieder, die sie von Kind auf kannten.

Einzelne Frauen gingen weiter. Marie Randers blieb noch, trat ein paar Schritt in die Kirche und lauschte in eigentümlichem Widerstreben. Sie suchte nach einer Erinnerung, ohne sie finden zu können. Ihre Hochzeit stand wie ein großes buntes Bild vor ihr, die Menschen lachten und die Orgel brauste. Da begann sie wieder zu weinen, dachte an Ehler Randers, den Verschollenen, wollte gehen und blieb doch noch und lehnte sich lauschend an die Treppe. So sonderbar schien ihr das Spiel. Wenn sie aus den übertränten Augen sah, war's, als stände sie mit Ehler oben neben der Orgel und horchte.

Drinnen aber stieg das Lied zu einer gewaltigen Jubelhymne der Menschheit über Gott und Zeugung und Erlösung, und der Alte fühlte eine Kraft in

seinen Armen, in seiner Brust und in seinem Spiel, als hätte der Frühling und die Freude alles Weh und Greisentum von ihm genommen. Eine Kraft, die die Menschen zwang, wie er sie wollte, die wie etwas Körperliches weit über seine Hände hinausreichte.

Ein paar Schritte kamen langsam zögernd über den Orgelboden. Er hörte sie, wußte, wen sie trugen, schlug brausender über die Tasten und hätte doch am liebsten die Arme sinken lassen und aufgeschrien: „Der Jung lebt, Marie!“ Aber er wartete noch und zwang die andere mit seinen Melodien, und die Schritte kamen näher, noch näher, bis sie an seiner Bank stehen blieben.

„Vater, Vater — was ist?“

Der Alte ließ plötzlich die Hände sinken, lachte wie ein Kind und schluchzte zugleich tief auf:

„Er lebt ja, Marie, Ehler lebt!“



Wacht · Von Bruno Großer (im Felde)

Die Nacht ist kalt und blau und sternenklar --
Fahl schimmert unterm kiefernen Geäst
In langen Dämmen weißer Kreideschutt —
Wie ferne Wetter zuckt's und grollt's im Westen.

Leuchtkugeln steigen überm Walde auf,
Stehn wie erschrocken still und sinken zitternd;
Denn ihre Augen sahn auf Haß und Mord,
Auf Gräben und auf Gräber, Brand und Leichen. —

Wir halten Wacht: ich und mein Kampfgenoß,
Mein Kampfgenoß im grauen Eisenkleide —
Er steht, dem Feinde drohend zugewandt,
Steht so seit Monden — Tag und Nacht und Tag.

Ich seh' ihm ins Gesicht beim matten Licht
Der Nacht — mein Auge hart an seinem — und ich
Erkenne es: „Sperrfeuer gradeaus —
Granatenaufschlag — siebzehnhundertfünfzig.“ —

Und immer, wenn ein flackernd weißer Stern
Zum Himmel schießt, blitzt es im Erz der Mündung
Auf wie im Auge einer treuen Dogge,
Die mir zu Füßen sitzt, furchtlos und kampfbereit. —

Wir halten Wacht.



Der Friede von Hubertusburg

im Jahre 1763

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Die Rede des Reichskanzlers am 5. April im Reichstag, und später gegenüber Zeitungsmännern seine Hinweise auf die „Kriegskarte", als die starke Grundlage unserer Friedensschlüsse, haben dem Wachsen der Besorgnisse vor den grünen Tischen und vor den seltsamen Schlafgesellen, die heute dort willkommen sind, durch die obere Stelle ein Ende gemacht. Einen ehrlichen Historiker läßt es aber doch nicht ruhen, daß zu gewisser Zeit die Parallele zwischen unserem Kriegsabschluß und dem von 1763 in die öffentliche Meinung hineingeworfen werden und als das Ergebnis einer gebildeteren Einsicht sich ungestört auswirken konnte, dagegen die kritische Beleuchtung des Vergleichs damals genötigt war, zu schweigen.

Zur Klarstellung, wie wenig berechtigt die Berufung auf den Hubertusburger Frieden war, genügt schon das Trivialste der Unterschiede. Voran, daß er einen siebenjährigen Krieg beendete. Was sich unbesieglich gehalten hatte, war das Genie des königlichen Feldherrn, die Tüchtigkeit der von ihm gemeisterten und begeisterten Truppen. Nichtsdestoweniger war es ein Krieg der abnehmenden Erfolge, einer Defensive bei sich engender Eingeschlossenheit und gespenstisch näherrückender Erschöpfung. Glückstagen der späteren Jahre standen peinliche Verluste gegenüber, wie der von Schweidnitz und von Kolberg. Jedes neue Mißgeschick konnte entscheidende, vielleicht katastrophenhafte Folgen, politisch wie militärisch, nach sich ziehen, immer behutsamer galt es die eigenen Stöße zu führen und — einzuschränken. Finanziell beruhte für Friedrich die Durchführbarkeit des Krieges großenteils auf den Subsidien des englischen Verbündeten, dem bei seiner Vernichtung der französischen Stellung in Nordamerika und Indien die preußischen Waffen den Rücken deckten. Sobald aber in dieser Richtung England des europäischen Krieges an Friedrichs Seite minder bedurfte, schwenkte es unter Lord Bute um zu den nunmehrigen Geschäften bei der Gegenpartei. Seit Ende 1761 ward Friedrich ohne die vielbedingenden englischen Hilfsgelder gelassen, und in Paris, Petersburg, Wien stieß er auf die Ränke seines Verbündeten, schon bevor dieser zu Fontainebleau seinen gesonderten „Präliminarfrieden" schloß. Nach Kunersdorf, 1759, war der König verzweifelt gewesen, aber der momentane militärische Zusammenbruch hatte nicht die andauernde graue Hoffnungslosigkeit über ihn verhängt, worin die beginnenden sechziger Jahre ihn seelisch gefangen hielten. Erst die Thronbesteigung und die Hilfe des Zaren Peter schenkten ihm die unverhoffte Möglichkeit, aus den bescheidenen Strategien dieser Jahrgänge nochmals herauszukommen. Die günstige Wendung reichte dazu hin, durch die Wiedereinnahme von Schweidnitz, die Siege von Burkersdorf und Freiberg eine abermalige Viktoria der preußischen Fahnen der Welt zu zeigen. Indessen schon war Peter beseitigt, Katharina regierte; ohne Tschernitschews eigenmächtige Gefälligkeit, daß er mit dem Abmarsch der Russen ein paar Tage zögerte, wären

Burkersdorf, Schweidnitz nicht einmal gewesen. Katharinas Verhalten war eine Bedenkliches bergende Neutralität, deren Friedensvermittlung besser nicht abzuwarten war. Es liegt ein gewisser Humor der unerkannten Selbstwiderlegung in dem verunglückten Vergleich der heutigen Lage mit der vor Hubertusburg. Hätte sich nämlich die Türkei geregt, was Friedrich längere Zeit so brennend erhoffte, mit welcher hellmutigen Kühnheit wollte er die neue Situation ergreifen! So aber, als er im Dreiklang jener Erfolge nochmals das Feld behauptet hatte, machte er dem bestenfalls für ihn kein neues Unglück bringenden Kriege ein Ende, indem er sächsische Friedenswünsche rasch und günstig aufnahm.

Seine Diplomatie hat aber keineswegs auf dem sächsischen Jagdschlosse bloß „genügsam“, „gemäßigt“ zu sein brauchen. Er hatte durchgehalten, hielt aber weder den unbezweifelbaren Sieg in der Hand, noch besetzte Feindesländer. Mit einer Energie, die in dem — weiter intrigierenden — England ihn nun auch als den überlegenen großen Unterhändler anstaunen ließ, hat er seinen Statusquo heimbringen müssen. Einen Hubertusburger Frieden von der Entschlossenheit und Geschicklichkeit, die er dort bewies, Besseres brauchten wir nicht zu wünschen. Wer aber meint, daß der König sehr zufrieden war, der lese den Brief an d'Argens vom 19. Februar 1763: „Wenn der Staat einige Provinzen hinzu erworben hätte, wäre das zweifellos ein Vorteil gewesen.“ Er wies Glückwünsche ab; des Friedens froh sprach er doch wiederum fast gedrückt über ihn. Seine Stimmung der späteren, Kriegszeit: „Alles Unglück und alle schlechten Nachrichten, die uns seit sechs Jahren etwas Alltägliches sind“ (an die Königin, 1762) kommt mit dem Wort an d'Argens überein: ein besserer Vorteil aus dem Kriege wäre nicht von ihm, Friedrich, abhängig gewesen, sondern vom besseren Glück.

Soweit, nach den Ereignissen betrachtet, die Parallelität. Womöglich noch geringer ist sie, wenn wir auf das blicken, wovon der Krieg entstand und ausging. Nur 8 Jahre liegt sein Beginn entfernt vom Ende des Österreichischen Erbfolgekrieges, in dessen Rahmen die zwei Schlesischen Kriege gehören. Eine Ähnlichkeit wäre demnach, wenn eine Verbündung der Mißgünstigen die Revanche für 1870 in jenen Jahren gesucht hätte, da das mit seinen morgenjungen Aufgaben beschäftigte neue Deutschland durch den Mund Bismarcks aussprach: „Wir führen keine Kriege mehr.“ Nach 45 Jahren stehen die Dinge — wir und die Welt, die um uns her und gegen uns ist — nicht mehr da, wo sie zur Zeit der inneren Arbeit an der deutschen Reichsgründung standen und der beginnenden Schutzzollära, die uns emportrug, unsere Blüte erst begründete, die nun England unter dem Vorgeben, den Militarismus grundsätzlich zu bekämpfen, und freilich indem es ihn vernichten möchte, zerknicken und verderben will. Wohin wir in jeglichen Fragen blicken, es ist der Klarsicht und dem Gewissen nicht erlaubt, die Lage des heutigen Deutschlands, womit sich so viel andere Mitverantwortungen, vom Morgenland bis zu den Flämen, verquicken, gedanklich mit der des Preußens unter Friedrich im Siebenjährigen Kriege durcheinanderzubringen. —

Nicht der Holzrahmen der Ereignisse, sondern das Bedingte und Bedingende darin ist das so ungemein Lehrreiche. In dieser Zerlegung schärft der Rückblick auf abgeschlossene Vorgänge, zum Nutzen unentschiedener Fälle, die vergleichbar

sind, die Beobachtung der in Betracht kommenden Kausalitäten und die Abmessung der möglich eintretenden Folgen. Geschichte — d. h. gekannte Geschichte, nicht „auf der Schule gehabte“ — könnte und sollte eines der wichtigsten Gegengewichte gegen die Dogmatismen und Schablonismen, diese großen Lückenbüßer des konkret lebendigen Geistes, sein. Aber eben auch bei ihr ist die große Gefahr der leeren Behandlung: daß man das Lebendige darin unverwertet läßt, sie in so entseelter Nutzanwendung dem sachlich objektivierenden Denken nicht zur Hilfe, sondern nur zur Behinderung, Blendung werden läßt. Respekt hat bekanntlich der Mensch am meisten vor dem Unbekannten, und daher finden auftauchende geschichtliche Parallelen gern willige Bereitschaft, erscheinen als etwas bündig Überlegenes, und um so eher, je leichter obenhin sie sich formulieren. Die eindringlichsten Historiker, die die entlegenen Verhältnisse und Menschen so klar, als ob sie mit ihnen lebten, schauten, haben es daher am meisten bekämpft, daß man die geschichtliche Anschauung zu Beispielen, zu Paradigmen und endlich zu „Philosophien“ verforme.



Opfer · Von Kurt Engelbrecht

Mit großen Augen heischend steht die Not,
Das Letzte fordernd von der ärmsten Seele.
Du kanntest nicht das herrische Gebot
Und nicht die Härte herber Notbefehle!

Was wußtest du von heiligem Opfermut,
Von letzter Gabe höchstem Glückerlangen? —
Du gabst dein Geld, gabst nutzlos nichtig Gut. —
Notopfer aber heischt dein Herzensblut,
Willst du des höchsten Heiles Huld empfangen!

Und auch der Ärmste gibt sich niemals aus,
Solang ein Tropfen Bluts in ihm noch quillt.
Erst in des Todes steinern starrem Haus
Wird allen Gebewillens Glut gestillt.

Fragst du um Lohn? Das Opfer kennt ihn nicht!
Des Opfers Segen ist das Glück des Gebens:
Ein Segen, der mit hellem Himmelslicht
Dir läuternd leuchtet in das Weltgericht!
Des Opfers Sinn ist der Gewinn des Lebens. —





Halbmondleuchten im Kriegswetter

Feierlich ist in Berlin und Konstantinopel der Abschluß des deutsch-türkischen Verteidigungsbündnisses verkündigt worden. Damit besiegelt sich, nimmt man die Eingliederung Bulgariens in das Bundesgefüge der Mittelmächte und der Vormacht des Islam hinzu, die Bildung einer riesenhaften Staatenorganisation, deren Machtbereich einheitlichen Zuges von Ostende bis Bagdad, von der Nordsee bis zu den syrischen Toren des Mittelmeers und zu den Pforten des Indischen Ozeans am Persischen Golf sich erstreckt, ja sofern die ganze islamische Welt West- und Mittelasiens einbegriffen wird, deren Sinn und Empfinden zweifellos im Gleichtakt mit der Türkei und deren Verbündeten sich bewegt, bis zur Mekranküste und zu den Toren des Hindukusch sich ausdehnt. An weltumspannender Raumweite mag dieses Bündnissystem noch immer dem Ententering mit seiner Stütze auf das die Meere beherrschende Albion und den ungefügen russischen Staatskoloß und mit der Anlehnung an das im fernen Osten zur Vorherrschaft sich aufschwingende Mikadoreich unterlegen sein: in seiner festländisch-körperschaftlichen Geschlossenheit, an gebundener Schlag- und Stoßkraft ist es seinem Gegner zweifellos überlegen. Vor allem aber: während aller Wahrscheinlichkeit nach das Kunstgebilde des Vierverbands, wenn nicht schon während des Kriegs, so doch alsbald nach dessen Ende zerfallen wird, darf mit fester Zuversicht erwartet werden, daß umgekehrt der Saat des Vierverbands nach dem Friedensschluß erst starkes Wachstum und reiche Blüte und Ernte bevorsteht. Zu solcher Hoffnung berechtigen nicht nur allgemein weltpolitische und weltwirtschaftliche Entwicklungsgesetze, sondern auch die Tatsache, daß das osmanische Reich, das noch vor wenigen Jahren wegen seiner inneren Schwäche als bündnisunfähig galt, mitten in den Nöten der Kämpfe um sein Dasein ebenso kraftvoll auf den Wegen innerlicher Erneuerung voranschreitet, wie es heldenhaft nach außen sich verteidigt.

Eine erste Tat zu den Zielen solcher Befestigung der Reichsgrundmauern war die Aufhebung der Kapitulationen. Sie erscheint der Wurzelung nach als ein Erzeugnis und Ausdruck des aufwallenden Fremdenhasses. Aber weder moralisch noch politisch ist der Türkei das gute Recht, sich von dieser Fessel zu befreien, zu bestreiten; denn mit der Organisation eines Verfassungsstaates sind derartige fremdherrliche Ausnahmerechte nicht vereinbar, und unter ihren Auspizien blühte die dem Osmanli begreiflicherweise denkbar verhaßte Praxis, daß die gewinnreichsten wirtschaftlichen Unternehmungen jedesmal Monopol der „Feringhis“ wurden. Das laut im ganzen Land bejubelte Abschaffungsgesetz aber bedeutete zugleich ein Gewinnspiel der Politik des Deutschen und des Habsburgischen Reiches, die als einzige unter den Vertragsmächten längst ihre Zustimmung dazu gegeben hatten, während Frankreich und England, die vereideten Zionswächter der Völkerfreiheit, mit Rußland unter einer Decke zur

Hintertreibung der Maßregel spielten. Als ein nicht minder großer Erfolg erscheint die Annahme der Gesetzesvorschläge über die Verfassungsrevision. Das osmanische Reich kann nicht unter einem Schattenherrscher gedeihen, der nur der Ausführungsbeamte eines Klubs verantwortlicher oder unverantwortlicher Machthaber ist, und ein parlamentarischer Radikalismus, wie ihn einst die aus der Pariser Schule hervorgegangenen jungtürkischen Weltverbesserer als Heilsbotschaft predigten, ist Spott und Hohn auf das ewig gültige Gesetz Sallusts, daß Staaten nur durch dieselben Kräfte und Triebe sich erhalten lassen, denen sie ihre Entstehung verdanken. Die ganze Weltanschauung des Orientalen ist aristokratisch in ihren Quellgründen wie Zukunftsausblicken, die gesamte Geschichte des osmanischen Reiches auf Monarchismus mit theokratischer Spitze aufgebaut und hingerichtet; nur ein türkischer Verfassungsstaat, der das Ideal des Kaisertums behütet und hochhält und zugleich mit ihm Würde und Ansehen des Kalifats, dessen Wesen mit dem absolutistischen und tyrannischen Charakter der russischen Zäsaropapie nichts zu tun hat, als Sinnbild der organischen Verwachsung von Staat und Kirche beschützt, hat Aussicht auf Blüte und glückliche Fruchtbildung. In diesem Licht will die Änderung des Artikels 35 der Verfassung dahin, daß dem Sultan das unbeschränkte Recht der Parlamentsschließung, das er früher nur im Fall des Konflikts zwischen Senat und Abgeordnetenhaus besaß, eingeräumt wurde, ferner des Artikels 38 über die Wirksamkeit des parlamentarischen Mißtrauensvotums und provisorisch verfügter Gesetze, endlich des Artikels 117 über die Auslegung der Verfassungsgrundgesetze durch den Senat und die Prüfung der Verwaltungsrechtsfragen durch den Kassationshof beurteilt werden: alle diese Umbildungen sind gewiß keine epochemachenden Reformtaten, aber sie geben Zeugnis vom Erwachen eines Geistes geschichtlich-konservativer und realistischer Prägung und staatsmännischer Reife als glücklichen Gegengewichts gegen den früher allein herrschenden demagogisch gefärbten Radikalismus.

Die Türkei ist ein Ackerbaustaat; der Zähigkeit und Selbsterneuerungskraft des Bauernstandes allein verdankt sie ihr Widerstandsvermögen in allen Stürmen und Nöten, die über sie hereingebrochen sind, und so muß notwendig jedes Mühen um ihre nationale und kulturelle Neubelebung und ihre politische Kräftigung in grundständiger, den Gefahren heutiger und kommender Zeit gewachsener Form eine Arbeit auf Triebsand bleiben, solange nicht die Beseitigung des Übels gelingt, daß rund dreiviertel sämtlichen Bodens sich in der Gewalt der Toten Hand befinden, solange nicht ein freies Bodenbesitzrecht und damit ein freier, kräftiger, selbstbewußter Bauernstand als tragfeste Untermauerung der staatlichen Gesellschaft geschaffen wird. Es erscheint daher als ein nicht hoch genug einzuschätzender Verdienst der Jungtürken, daß sie, sobald sie die Regierung fest in der Hand hatten, dieser Tatsache entsprechend eine gründliche Reform der bodenwirtschaftlichen Rechtsverhältnisse in die Wege leiteten. Schon in der zweiten Sitzungsperiode der neugeschaffenen Volksvertretung (Winter 1909/10) wurde dieser bekanntlich ein umfangreicher, von Machmud Essad Effendi stammender Plan zur Reform des Bodenbesitzrechtes vorgelegt. Das ganze Werk scheiterte freilich damals aus dem doppelten Grund, weil das Parlament zu einer so umfangreichen und Fachkenntnisse erfordernden Arbeit sich gänzlich unfähig zeigte und weil die islamische Geistlichkeit schärfsten Widerstand leistete, der von den blinden Volksmassen, die in dem ganzen Reformplan nur einen Schlag gegen altgeheiligte Überlieferungen sahen, kräftig unterstützt wurde, konnte dann aber auf Grund der Machtstellung, welche die jungtürkische Regierung mit der Wendung des Kriegsglücks in den Kämpfen gegen den Balkanbund zugunsten des Reichs durch die Rückeroberung Adrianopels gewann, nach Maßgabe des Artikels 36 des Staatsgrundgesetzes im einfachen Verordnungsweg in Kraft gesetzt werden. Heute aber hat die Geistlichkeit ihren Widerstand gegen alle diese Reformmaßregeln, wenn natürlich auch nicht bedingungslos, so doch grundsätzlich aufgegeben. So ist das Bodenreformgesetz nunmehr auch vom Parlament ordnungsmäßig angenommen und damit eine feste und nicht mehr zu zerstörende Rechtsgrundlage für die Gesundung der wichtigsten und ausschlaggebenden Lebensorgane des os-



manischen Reichs geschaffen: und diesem gesetzgeberischen Fortschritt steht die praktische Arbeit des Heilungsprozesses in glücklicher Weise zur Seite.

Ehedem saßen in Pera die vornehmen, modisch gekleideten Herren zusammen, verhandelten über alle möglichen Staatstheorien, stellten „soziologische Studien“ über den Geburtenrückgang, die endemischen Krankheiten und die Verarmung des osmanischen Volkstums an, bemitleideten das Los des kaba türk, des derben und darbenden türkischen Bauern, dachten aber nicht daran, diesen selbst, dessen Sprache sie kaum verstanden und dessen Art und Sein sie in ihrer Verstädterung völlig fremd geworden waren, bei seiner Arbeit aufzusuchen und sich aus der Nähe über die eigentlichen Wurzeln seiner Leiden und das Wesen seiner Bedürfnisse aufzuklären. Jetzt bildet sich in Überwindung der alten Bachschisch- und Bestechungswirtschaft der hamidischen Zeit allmählich ein arbeitswilliges und leistungsfähiges Beamtentum, unter dessen Händen die Durchführung all jener Reformgesetze von Tag zu Tag mehr fortschreitet. Es soll bei alledem gewiß nicht darüber hinweggesehen werden, daß die Sonne des Fortschritts nach wie vor starke Schatten aller möglichen Verirrungen und schlimmer Überlieferungen aus alter Zeit wirft: Mißlichkeiten und Schwächen, die jedoch das stürmische Wachstum eines Staatswesens und das starke Selbstbewußtsein und der Eigenwille eines Volkes, das mit geringen Erfahrungen eifrig und sehnsuchtsvoll in kurzer Zeit die Versäumnisse von Jahrhunderten nachzuholen sucht und den hohen Zielen nationaler Wiedergeburt zustrebt, nur zu begreiflich macht. Der springende Punkt und die entscheidende Tatsache bleibt jedenfalls, daß der Krieg das politische wie wirtschaftliche Vorwärtsstreben der Türkei nicht ins Stocken gebracht, sondern im Gegenteil zur Reformarbeit in ernsterer und gewissenhafterer Form denn je angespornt hat, und daß die aufgehende Sonne der Reformbewegung alle Teile des Reichs bestrahlt und überall hoffnungsreiche Saaten ergrünen läßt. So rückt im nördlichen Syrien von Jahr zu Jahr unter Pflug und Hacke und Aussaat die Kultur westwärts gegen das Badiet es Scham und den mittleren Euphrat immer mehr vor, ist in Palästina und im ganzen östlichen und nördlichen Haurangebiet schon fast aller besserer Boden besetzt und entstehen aus den schwarzen Trümmern alter Siedelungen neue blühende Dörfer und Ortschaften, nimmt im Umkreis von Bagdad die Bewohnerzahl durch Einwanderung von Persern, Kaukasiern, Arabern, Indiern derart zu, daß die Basare zu eng werden und die Straßen den Verkehrsstrom kaum mehr zu fassen vermögen: überall wirft das Licht einer nahenden großen Zukunft seine Schatten weit voraus. Was will es demgegenüber bedeuten, wenn in diesen Gebieten jenseits der Amanusgrenze, die stets brüchige Wandmauern des osmanischen Reichs waren, solchem Auftrieb sich vereinzelte örtliche Hungersnöte verbinden, deren Gewicht und Umfang von demselben London ins Maßlose übertrieben wird, das durch seine auch auf die Levante ausgedehnte „umgekehrte Kontinentalsperre“ nach Möglichkeit diese Volksleiden zu steigern sucht?! . . . Hellseherisch hat einst Mehmed Emin, der Dichter der jungen Türkei, seinem Volk eine letzte große Prüfung vorausgesagt und ihm zugerufen:

> Es tobt der Sturm!
> Laß ihn toben, wie wenn der jüngste Tag anbräche!
> Du geh auf deinem Weg mit Riesenschritten vorwärts!
> Nur vorwärts! Verweile nicht! Mag dein Fuß vom Gehen anschwellen,
> Vom Tode rettet dich nur das Vorwärtsgehen.
> Vorwärts, vorwärts! Auf halbem Weg bleib nicht zurück! Vorwärts!

Das ist das Bild der Gewitterzeit, in deren Nöten das osmanische Reich heute steht: aber eben die mannhafte Art, wie es ihrem Wetteranprall sich unbeugsam entgegenstemmt, ist das sichere Pfand der Zuversicht, daß es siegreich aus dieser Feuerprobe hervorgehen und daß die Losung des Propheten seiner Schicksale **Vorwärts!** das Geleit- und Wahrwort einer glücklichen Zukunft und sonniger Marschtage nach einer langen Nachtwanderung werden wird.

Dr. Frhr. v. Mackay



Luther, Papst und Türke

Als die vielleicht seltsamste und unter Umständen folgenreichste Merkwürdigkeit unter den vielen erstaunlichen Schauspielen des Weltkrieges bucht Kurt de Bra in der von Eugen Diederichs herausgegebenen Monatsschrift „Die Tat“, „daß, um einmal in der Sprache des 16. Jahrhunderts zu reden, Luther, Papst und Türke, durch innige Interessengemeinschaft vereint, auf derselben Seite kämpfen.

Die Tatsachen sind klar genug und die Sprache der Tatsachen redet auch laut genug.

Das Volk Luthers, das Kernvolk der protestantischen Kultur der Neuzeit, streitet für seine staatliche Existenz, die ihm um so teurer und um so mehr ans Herz gewachsen ist, als ihm die Geschichte eindringlich genug gezeigt hat, daß die schönste menschliche Nationalkultur dazu verurteilt ist, eine taube Blüte zu bleiben, wenn sich die Kulturnation nicht als Staatsnation in fester Zusammenfassung zu finden und zu fügen gelernt hat.

Der römische Katholizismus kann sein Auge nicht vor den gewaltigen Gefahren verschließen, die ihm drohen würden, wenn die heranflutenden Massenwogen der griechischen Orthodoxie die einzige bewußt katholische Großmacht, die Donaumonarchie, verschlungen hätten. Zudem machen die Polen und die Iren mit ihrer bekannten Oppositionseinstellung gegenüber der sie unterjochenden und religiös andersgesinnten Staatsgewalt der katholischen Kirche fortwährend klar, daß ihr natürlicher Beruf darin besteht, als Anwalt unterdrückter katholischer Nationalitäten aufzutreten, ein Beruf, der der universalen und übernationalen Grundrichtung der römischen Kirche von jeher gelegen hat. Und nicht zuletzt wird sich die römische Kirche mit größerem Wohlgefallen an die ausgezeichnete Stellung erinnern, welche die politisch so vorzüglich organisierten deutschen Katholiken in dem protestantischen Deutschland einnahmen, als an die schwächliche Rolle, welche der römische Katholizismus in dem katholischen Frankreich unter dem Drucke der staatlichen antiklerikalen Politik zu spielen gezwungen war. So hat der Katholizismus sicherlich allen Anlaß, mit seinem Herzen auf seiten der europäischen Zentralmächte zu stehen.

Und was die Türkei anbelangt, so hat sie richtig herausgefühlt, daß sowohl ihre eigene Unversehrtheit als auch die gesamte Weltstellung des Islam nur in einem Bunde mit jenen europäischen Mächten behauptet werden können, die weder ein erhebliches Stück moslemitischen Landes besitzen noch danach gieren, sondern deren höchste Lebensinteressen an eine blühende, selbständige, das ganze Gebiet von den Dardanellen bis zu dem Persischen Meerbusen unbeschränkt beherrschende Türkei gebunden sind.

Hellstes Tageslicht bescheint also die Tatsache, daß sich drei religiöse Parteien oder kulturelle Gruppen, die jahrhundertelang in hartnäckigster gegenseitiger Bekämpfung sich abmühten, in nothafter Gegenwartsstunde als Bundesgenossen ertragen gelernt haben. Auf die sich neu herausstellenden politischen Zusammenhänge wird oft genug aufmerksam gemacht. Man tut gut, darüber die auffallenden seelischen Neugestaltungen und geistigen Umbildungen nicht zu übersehen, welche am weltgeschichtlichen Webstuhl des Völkerlebens zurzeit hergestellt werden.

Es mag sein, daß jede der drei genannten Geistesmächte in den beiden anderen zunächst nicht mehr erblickt als notwendige Übel. Es mag sein, daß vorerst nur jene gemeinsame Not, welche nach Shakespeares Ausspruch so seltsame Bettgenossen schafft, die drei Gesellen zusammengepreßt hat, und keineswegs eine freudig-begeistert ergriffene und begriffene Seelengemeinsamkeit. All das ist nicht so wichtig. Menschengruppen, welche die wichtigsten Entscheidungen der Weltgeschichte Seite an Seite mit klopfenden Herzen durchlebt haben, pflegen durch solche in engster Gemeinsamkeit der Furcht und der Hoffnung verbrachte Sekunden mehr genähert zu werden als durch jahrhundertelanges Hindämmern in Mattigkeit, Gleichgültigkeit und gegenseitiger Beziehungslosigkeit.

Schon der bisherige Kriegsverlauf läßt die erfreuliche Tatsache immer stärker hervortreten: die gegenseitigen Anerkennungen, die von der einen zu der anderen Religionspartei geäußert werden, Anerkennungen, die früher nur ziemlich sporadisch auftauchten, werden häufiger und wärmer.

Wir erleben es, daß Protestanten ihre Empfindungen äußern, wonach der Katholizismus die höhere Kulturstufe gegenüber dem orthodoxen Moskowitertum vertritt. Fürs erste ist das schon allerhand und es wäre unbillig, schon jetzt eine Form der Anerkennung zu erwarten, die mit mehr Wärme aus der vorsichtigen Relativität heraustritt. Allmählich wird man sich schon auf alte Bindeglieder und alte Bindemöglichkeiten besinnen, die doch schließlich auch in der Geschichte vorliegen und vielleicht nur auf eine günstige Zusammenfassung harren, also etwa auf Franz von Assisi und die großen deutschen Mystiker, auf die deutsche Romantik eines Eichendorff und Schenkendorf, auf die innige Frömmigkeit altdeutscher Kunst und unseres deutschen Volksmalers Ludwig Richter, auf die vornehme, historische Objektivität in den Werken eines F. X. Kraus, eines Schell, eines Merkle. (Man sollte nie vergessen, die Tatsache als erfreuliches und sympathisches Symptom zu buchen, daß Leo XIII. die Schätze des vatikanischen Archivs der Wissenschaft zugänglich gemacht hat und sich dadurch als liberaler erwiesen hat als der preußische Staat, der bekanntlich größere Abschnitte des politischen Testaments Friedrichs des Großen noch immer sekretiert hält.) Auch daß die Auffassung und die Einrichtung sozialer Dinge, wie sie von katholischer Seite (München-Gladbach!) geübt werden, für die Sozialpolitik viel Lehrreiches dargeboten hat und noch darbietet, wird von jedem Volksfreunde willig anerkannt werden. Manche Gemeinsamkeit kann sicher noch aus der Schatzkammer der Erinnerung sowohl als aus der Wohnstube der Gegenwart hervorgeholt und als freudiger und wohltuender Klang in einer neuen Harmonie der Gemüter erfrischend empfunden werden, wenn nur der gute Wille allerseits vorhanden ist. Und daran zu zweifeln darf in dieser außerordentlichen Schicksalsstunde des deutschen Volkes kein Grund vorliegen.

Der deutsche Katholizismus hat sich überall bereit gezeigt, in eine Betonung der volklichen Gemeinsamkeit aller Deutschen in weitgehender Weise einzustimmen. Er wird und kann zugeben, daß er in dem neudeutschen protestantischen Kaiserstaate, abgesehen von der Irrungsepisode des Kulturkampfes, eigentlich nie etwas auszustehen gehabt hat. Daß die deutsche protestantische Wissenschaft in ihrem rastlosen Ehrlichkeitsstreben auch ihm manches gebracht hat, ist mannigfach bezeugt worden. Empfinden doch bekanntlich die Katholiken Harnacks Dogmengeschichte in wichtigen Abschnitten als Stärkung ihrer eigenen Position. Gerade dieser Krieg, der ‚nicht aus einer mit den katholischen Grundsätzen schlechthin unvereinbaren Machtgier entsprungen ist, sondern als uns aufgenötigt empfunden wird', hat ganz erhebende Bekenntnisse deutschkatholischer Männer zu deutschvolklicher Einheitsempfindung ans klarste Sonnenlicht gefördert. Unmöglich ist's, daß ein zu dieser Stunde ausgestreuter Same nur auf das Steinige gesäet ist. (Vgl. Heinrich Schrörs, Gedanken eines katholischen Theologen zur gegenwärtigen Lage. Internationale Monatsschrift, 2. Kriegsheft.)

Was den Dritten im Bunde, den Islam, anbelangt, so werden ihm die christlichen Bekenntnisse gern die Anerkennung gönnen, daß er für das rassige Seelengefüge vieler Völker die geeignete Religionsform darstellt und daß er in seiner strengen Betonung des göttlichen Einheitsgrundes aller Dinge und der Notwendigkeit der Ergebung in den unergründlichen Gottheitswillen eine schöne Tiefe erreicht. An die arabische Kultur, wie sie im Zweiströmeland, in Persien, in Nordafrika, Spanien und im Mittelmeer gedieh und blühte, an die Höfe Saladins und Friedrichs II., an die Geistesschöpfungen eines Averroës, eines Hafis, eines Omar Chaijam, eines Sadi werden wir uns gern in menschlicher Gemeinsamkeit der Würdigung erinnern und der muselmanischen Geisterbewegung freudig zugestehen, daß auch sie an der Heraufführung neuzeitlicher Kultur und an der Pflege uralten Ewigkeitserbes der Menschheit redlich mitgearbeitet hat.



‚Gottes ist der Orient!
Gottes ist der Okzident!
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände.‘

Dieser wundervolle Spruch aus Goethes „West-östlichem Divan“ ist so recht geeignet, in zeitgemäßer Anwendung die Findung und Bindung religiöser Gemüter verschiedenster Zonen zu kräftigen. Der unter jungtürkischer Beeinflussung stehende Islam unserer Tage hat eine ganz neue Offenheit gegenüber europäischen Kulturwellen gewonnen; er wird gern bereit sein, manchen freundlichen Austausch anerkennend zu erwidern, und so mag auch hier eine neue Hoffnung erblühen.

Fassen wir zusammen! Über die tatsächliche, durch die Not geforderte Anerkennung der Bundesgenossen hinaus, über die Erinnerung an die hier und da aufgetauchten geschichtlichen Gemeinsamkeiten hinaus, den Ausblick auf wieviel neue schöne Möglichkeiten eröffnet die einzigartige Zusammenstellung der großen Gegenwart! Sollten wir Deutschen, denen die Anerkennung alles menschlich Anerkennungswürdigen von jeher in Fleisch und Blut gesteckt hat, nicht jetzt zu einer besonderen Aufgabe berufen sein? Die Bundesgenossenschaft der Völker, welche die umfassendsten Menschheitsreligionen geistig tragen, ist eine in Leid und Tod des Weltkrieges erhärtete Tatsache geworden. Nun gilt es, diese Tatsache ins hellste und kräftigste Bewußtsein der Völker zu rufen, sie ins tiefste Gewissen der Völker zu tauchen, sie als lebendigsten Ansporn für das Zukunftsleben der Völker zu verwenden. Welche Sendung für den deutschen Volksgeist! ...

Der alte Toleranzgedanke der deutschen Aufklärung muß in veredelter Weise neu geboren werden. Nicht jene schwächliche Toleranz wird erheischt, die aus Resignation und Skepsis ohnmächtig gemischt ist, die aus dem kalten Gefühle eines widerwärtigen Duldenmüssens, weil nicht Ausrottenkönnens geboren ist oder auch einer Stimmung gleichgültiger oder überheblicher Lauheit entspringt, sondern jene wahrhafte Toleranz ist notwendig, welche aus dem warmen Gefühle gemeinsamer Weggenossenschaft der Menschheitsreligionen auf der Wanderung zu dem Ewigkeitsziele sich ableitet. Nur der unsichere oder isolierte Mensch ist fanatisch und intolerant; der Gedanke, daß andere anders anbeten, ist ihm unheimlich, bedrückend und seine enge Festigkeit störend. Der wahrhaft strebende, auf der Gottheitslinie sich entwickelnde Mensch ist anerkennend und duldsam; er kann es sein, weil er die menschheitliche Zielstrebigkeit im Bewußten und Unbewußten, im Willkürlichen und Unwillkürlichen in der ihm eigenen heißen und echten Empfindung der menschlichen Gemeinsamkeit herausfühlt. Er sieht in jeder Religion nur eine andere Regelmäßigkeitskurve, nach welcher sich die Eisenfeilspäne der menschlichen Seele der Ewigkeit gemäß lagern; ihm ist jede Religion ‚eine andere Erfassung einer Seite des göttlichen Lebens durch Menschenherzen‘ (Lagarde); er betrachtet jede Religion als einen anderen Handgriff, vermittelst welcher sich Seele und Unendlichkeit zu berühren suchen. Je reicher eine Menschenseele ist, desto häufiger wird sie wechseln können in der Melodie, mit der sie in die Gottheitsharmonie einzufallen sucht. Und die deutsche Volksseele hat sich so oft als reichste Menschheitsseele bewährt, daß man zu ihr das Vertrauen haben kann, daß sie die große Sendung des Augenblickes begreift und aus dem bloßen Nebeneinander der umfassendsten Menschheitsreligionen der Gegenwart im Weltkriege ein freudig erlebtes und in tiefer Gemeinsamkeit erfaßtes Miteinander und Ineinander der Menschheitsreligionen für lange, lange Zeiten des Friedens heraufführen wird. Dann wird mit dem Bau des hohen Chores im Menschheitstempel begonnen werden können.“



Französisches

Den französischen Volkswirtschaftler Viktor Cambon, einen ganz unfranzösisch gründlichen Kenner auch der deutschen Industrie, glaubte man bisher nach seinen Reden und Schriften unter die wenigen, blutwenigen Franzosen rechnen zu können, denen die ohnmächtige Wut und der blind machende Haß noch nicht jedes Urteilsvermögen über das wirtschaftliche Kräfteverhältnis Deutschlands und Frankreichs und noch nicht alle Erkenntnis für die wahre, furchtbare Lage des französischen Volkes geraubt haben. Die französische Regierung hat auch diesen gefährlichen Ausnahmezustand des mahnenden und warnenden Patrioten richtig erkannt und hat ihm vor einiger Zeit alle Vorträge über wirtschaftliche Fragen für die Dauer des Krieges verboten.

Der Mann fing auch an, recht unbequem zu werden. So hat er erst neulich wieder Aufsehen erregt durch die Veröffentlichung zahlreicher zustimmender Zuschriften, die ihm sein Vortrag „Frankreich und die wirtschaftliche Expansion“ vom vorigen Jahr eingetragen hat. Durch den Beifall Gleichgesinnter ermutigt, sagt er seinen Landsleuten in den einleitenden Worten wiederum einige bittere Wahrheiten:

„Warum mußten wir das Alizarin, mit dem wir die Hosen unserer Soldaten rot färbten, aus Ludwigshafen beziehen? — Warum sind unsere größten Hebekräne in den meisten unserer Werften und Marinearsenale in Düsseldorf gebaut? — Warum beschaffen sich unsere physikalischen und chemischen Laboratorien ihre optischen Apparate und ihre Normalgläser aus Jena und Ilmenau? — Warum müssen wir Lokomotiven aus deutschen Werkstätten beziehen? — Warum ließ unsere Marine ihre Dieselmotoren in Augburg bauen? — Sehr oft verfügen Werke, die chemische Verbindungen herstellen, über gar keine Chemiker. — Professor Haller hat im (französischen) Norden Vorträge gehalten, um die Steinkohlenbergwerksgesellschaften zu veranlassen, die Nebenprodukte der Steinkohle praktisch zu verwerten. Er hatte keinen Erfolg. — Usw. uwf.“

Warum hatte dieser Gelehrte keinen Erfolg? Warum muß ein Franzose diese schmerzlichen Fragen stellen? Die erwähnten Zuschriften an Viktor Cambon geben zum Teil recht vielsagende Antworten. So klagt ein Ingenieur: „Seit einigen Jahren bin ich Ingenieur einer Bergwerksgesellschaft und ich sehe, daß unsere alten Arbeitsmethoden die Tatkraft und die persönliche Berufsbegabung lähmen und bei allen die Disziplin, die Arbeitsfreudigkeit, die methodische Entwicklung aller industriellen Möglichkeiten abschwächen oder abtöten.“

Ein Arzt erkennt noch besser das Grundübel, an dem das französische Volk krankt: „Auch ich war im Jahre 1913 in Deutschland (wie Cambon), und ich bin überwältigt zurückgekehrt. Der Unterschied stach allzusehr in die Augen. Ich fürchte, daß der lachende, *unfruchtbare Optimismus* bei uns der Anstrengung und Überlegung nicht Platz machen wird und wir so grausamen Enttäuschungen entgegengeführt werden. Jetzt muß gehandelt werden, *genug der Worte, genug der Advokaten (!) — das Land stirbt an Beredsamkeit.*“

Die gleichen Sorgen und Forderungen sprechen auch aus den anderen Zuschriften, die Cambon zu seiner Rechtfertigung der Öffentlichkeit übergibt. Fast dünkt einem, als dämmere wenigstens bei einem kleinen Kreis einsichtiger Franzosen eine Art Selbsterkenntnis, der erste Schritt zur Besserung, und man ist fast geneigt, einen Mann wie Viktor Cambon für einen viel gefährlicheren Gegner anzusehen, als manch beredten Advokaten am französischen Staatsruder ... Wenn nicht der gallische Pferdefuß auch hier in dieser noch verhältnismäßig klarsehenden Gesellschaft doch wieder zum Vorschein käme!

Für Frankreich wird nach dem Kriege die Frage der Arbeitskräfte noch viel dringlicher und ernster werden, als für irgendein anderes der kriegführenden Länder. Von ihrer Lösung wird abhängen, ob sich das Land überhaupt wieder von diesem Krieg wird erholen können, ob es in dem zu erwartenden erbitterten Wettkampf auf wirtschaftlichem Gebiet noch einen

Platz unter den wirtschaftlichen Großmächten wird beanspruchen können. Diese Frage wäre wahrlich „der Anstrengung und Überlegung" wert für einen Franzosen. Um so unfaßbarer ist für unser deutsches Denken, mit welch „unfruchtbarem Optimismus" selbst so ernsthaft und nüchtern urteilende Männer in Frankreich, wie Viktor Cambon, diese Lebensfrage lösen zu können glauben.

Ohne jede Kritik, also mit stillschweigender Zustimmung, gibt Cambon zwei Vorschläge wieder, die beweisen, wie sehr in Frankreich immer noch — oder sagen wir besser: überhaupt — selbst kühler wägenden Köpfen jeder Blick für die Wirklichkeit, für Erreichbares und Mögliches abgeht, wie auch die Besten dieses Volkes, statt der harten Wirklichkeit ins Auge zu sehen, sich durch Vorspiegelung falscher Zukunftshoffnungen in einem geradezu krankhaften Zustande eines „unfruchtbaren Optimismus" zu erhalten suchen:

„Eine der ernstesten Fragen," schreibt einer, „die unsere schärfste Überlegung bedarf, ist zweifellos die der Arbeitskräfte. Aber glauben Sie nicht, daß, wenn die Feindseligkeiten eingestellt sind, und wir unseren Gegnern den Frieden diktiert haben, den wir für unsere Sicherheit für nötig halten, es möglich wäre, dem Vertrag eine Klausel beizufügen, die uns berechtigt, eine Anzahl Kriegsgefangener zum Wiederaufbau unserer zerstörten und ausgeraubten Städte und Industrieanlagen zurückzubehalten, und unsere ruinierten Verkehrswege von ihnen wiederherstellen zu lassen?"

Cambon beantwortet diese Frage nur durch Wiedergabe eines zweiten, ganz gleichen Vorschlags: „Und was die Arbeitskräfte anbelangt, — warum verlangen wir denn nicht, daß die Deutschen uns unsere Gefangenen ausliefern, während wir ihre zurückbehalten?" (!!)

Viktor Cambon erblickt nach allem, was wir von ihm bisher gehört haben, seine Lebensaufgabe darin, die französische Industrie aus ihrer Stagnation aufzurütteln, ihr modernes Leben einzuhauchen — und verkennt hier so ganz das ureigenste, wahre Wesen der Industrie. Industrie ist das Arbeitsvermögen = Energie eines Volkes. Und hier erhoffen er und die um ihn für ihres Volkes verzweifelte Not Hilfe und Rettung von der Rückkehr zum antiken Sklavenhaltertum! Uns kann es recht sein.

Otto Debatin



Der deutsche Erfinder des Unterseebootes

Als unsere Feinde ihre geistige Arbeit im wesentlichen darauf vereinigten, die Minderwertigkeit des deutschen Volkes auf allen Gebieten wissenschaftlich darzutun, behaupteten sie auch die Unfruchtbarkeit des deutschen Geistes als Erfinder. Die Deutschen hätten allenfalls die „Methode", dank der sie durch Fleiß die Erfindungen und schöpferischen Gedanken anderer sich zu eigen zu machen verständen, selber aber vermöchten sie nichts Ursprüngliches zu schaffen. Wir haben mit Recht diese Anwürfe humoristisch genommen und uns gar nicht erst mit ihrer Entkräftung abgegeben. Aber bei den Verdunkelungsbestrebungen der anderen haben wir auch keinen Anlaß, fürderhin unser Licht unter den Scheffel zu stellen. Das gebietet nicht etwa Ruhmgier, sondern in vielen Fällen auch die einfache Dankbarkeit gegen unsere großen Männer, deren manchem bei uns der verdiente Lohn nicht zuteil geworden ist.

Ein solches echtes Erfinderschicksal ist auch das des eigentlichen Schöpfers des heute zu so außerordentlicher, von ihm aber klar vorausgesehener Bedeutung gelangten Unterseebootes: Wilhelm Bauer. Im Hofe des Museums für Meereskunde in Berlin ist dieses Mannes „Brandtaucher" aufgestellt, der 1851 im Hafen von Kiel gesunken war, 1887 wieder gehoben worden ist. Der nicht mit besonderen Fachkenntnissen ausgestattete Besucher kommt

kaum auf den Gedanken, daß er hier dem ersten wirklich brauchbaren Unterseeboot gegenübersteht, und wer sich in den Nachschlagewerken erkundigen will, findet nur ganz dürftige Angaben. So ist es zu begrüßen, daß jetzt im ursprünglichen Verlage von C. C. Buchner in Bamberg der buchstabentreue Abdruck einer Schrift erschienen ist, die bereits 1859 erschienen, seither aber ganz in Vergessenheit geraten war: „Die unterseeische Schiffahrt, erfunden und ausgeführt von Wilhelm Bauer, früher Artillerie-Unteroffizier, später k. russ. Submarine-Ingenieur", von Ludwig Hauff (1 ℳ 50 ₰). Dieser Münchener Schriftsteller wurde 1858 mit Bauer bekannt, als dieser aus Rußland nach seiner Münchener Heimat zurückkehrte mit der Erkenntnis, daß, wo Unverstand oder Kleinheit der Verhältnisse ihm nicht hemmend im Wege standen, Neid und Verderbtheit der Menschen seine Bemühungen ums Gelingen brachten. Hauff versuchte sich zum Propheten des von ihm in seiner ganzen Bedeutung erkannten Erfinders zu machen, aber mit geringem Erfolg, so daß der 1875 verstorbene Mann und sein Werk in Deutschland ganz in Vergessenheit geraten sind.

Wilhelm Bauer war 1822 zu Dillingen in Bayern als Sohn eines Wachtmeisters geboren, trat selber in den Militärdienst und machte als Unteroffizier in der bayerischen Artlilere den Feldzug in Schleswig-Holstein mit. Er erzählt nun selbst: „Während des Treffens bei Düppel den 13. April 1849 kam mir der Wunsch, die Sonderburger Brücke zu sprengen, um dadurch die diesseits stehenden Dänen abzuschneiden und zugleich zu einem unfreiwilligen Deckungsmittel für die heftig beschossene sächsische Brigade zu machen. Da ich, im ersten Momente ohne Boot und Sprengmaterialien, diese Idee nicht verwirklichen, auch keine Erlaubnis hierzu erhalten konnte, so ging dieselbe in das allgemeine Bestreben über, bei wieder vorkommenden ähnlichen Fällen möglichst ungesehen mich feindlichen Brücken oder Schiffen zu nähern, an dieselben Petarden oder Sprengladungen bis zu 500 Pfund Pulver in schwimmenden Hüllen zu befestigen und durch galvanische Batterien zu entzünden, wobei ich mich durch Schwimmen retten oder mit explodieren wollte. Vorzüglich während der in den jütländischen Kantonnements gegebenen Muße suchte ich die natürlichen Grundlagen der Bewegungsfreiheit eines Seehundes, als eines guten Modells zu obigem Zweck, zu ergründen, dann mit Hilfe meiner früheren Kenntnisse in Physik, Chemie und Mathematik einen nach jeder beliebigen Richtung in und unter das Niveau des Wassers bewegbaren Apparat zu konstruieren, und nach fünf Monaten Nachdenkens fühlte ich mich gedrungen, das Projekt von einer sachverständigen Kommission prüfen zu lassen. Bei dem Mangel von Schiffsbau- und See-Kundigen in Bayern, wohin ich inzwischen zurückkehren mußte, nahm ich meinen Abschied aus dortigem Aktivdienst und trat am 29. Januar 1850 in die holsteinische Artillerie."

Nachdem seine Erfindung von einer Marinekommission als ausführbar erkannt worden war, erhielt er zum Bau eines Modelles auf Rechnung der holsteinischen Marine — 30 Taler. Die Versuche waren so überzeugend, daß er eine Subskription in der holsteinischen Armee eröffnen durfte und so in den Besitz einiger Mittel kam. Die erforderlichen 10000 Taler wurden allerdings nie erreicht. Natürlich pfuschten ihm Sachverständige ins Handwerk, erklärten, der Apparat könne viel billiger gebaut werden, als Bauer es vorgeschlagen hatte. Die Mittel reichten nirgendwo zu. Anderseits wurde auf endgültige Probefahrten gedrungen, so daß sich Bauer schließlich, trotzdem er ganz genau die Gefahr voraussah und wußte, daß sein Schiff bei einem bestimmten Tiefgang der schwachen Bauart wegen vom Gewicht des Wassers erdrückt werden müßte, am 1. Februar 1851 im Kieler Hafen zu einem umfangreichen Versuch entschloß.

Der grundsätzliche Unterschied des Bauerschen Tauchbootes von allen früheren lag darin, daß es hermetisch verschlossen war, wodurch die im Raum des Bootes abgeschlossene Luft vor jeder Einwirkung der Wassersäulenschwere geschützt blieb, sofern die Hülle des Bootes dem Druck zu widerstehen vermochte. Das war dem bisher allein angewandten kartesianischen Prinzip, das ja auch bei der Taucherglocke üblich ist, genau entgegengesetzt. Leider erfüllte

sich die Befürchtung Bauers, als er am 1. Februar 1851, morgens 9 Uhr, mit zwei Freiwilligen, dem Zimmermann Witt und dem Schmied Thomsen, in den Apparat stieg. Sein Bericht über diese Erlebnisse ist so fesselnd und auch den Mann kennzeichnend, daß wir ihn hier folgen lassen:

„Bei dem Mangel einer Senknadel oder Wasserwage hatte es im schwimmenden Zustande des Schiffes nicht bemerkt werden können, daß in dessen hintersten Ende von der vorigen Tags beschafften Pumpenreinigung her ein zirka 150 Pfund schweres Stück Ballast zu viel liegen geblieben war. Dies bewirkte natürlich, daß das Schiff nach dem Hinterende zu etwas tiefer hing, und also auch das behufs des Sinkens eingelassene Wasser, bei dem Mangel der dafür von mir projektierten, aber zur Kostenersparnis nicht angefertigten Zylinder ungehindert mit seinem Gewicht sich nach hinten zu sammelte und die Schrägstellung vermehrte. Als ich diesen Umstand bei einer Wassermasse von 6000 Pfund bemerkte, schloß ich sofort Ventil und Hahn und das Schiff hatte damals noch ein Schwimmvermögen von 1500 Pfund, jedoch nur im Kopf und Hals, da der Schiffskörper in einem Winkel von 15 Grad zu senkrecht lag. Durch diese große Schrägstellung mußte selbstverständlich die vordere Pumpe ohne Wasser stehen, die hintere Pumpe dagegen bis an die halbe Kolbenstange — 7 Fuß — überschwemmt werden.

Da diese nun von oben und unten saugen mußte, so konnte sie nur 50 % der normalen Wassermasse ableiten und auch nur unter bedeutend stärkerer Beschwerde gehandhabt werden. Eine andere allmähliche Folge der Schrägstellung war unterdessen die, daß die Eingangsklappe unter das Meerniveau geriet; dieselbe zeigte an ihren Einfassungen einen ziemlich starken Leck, welcher durch Ausspülen der Packung allmählich größer wurde und durch Ein- und Verstemmen nicht beseitigt werden konnte. Um das Schiff zu retten, bevor es durch das Leckwasser vollständig unter das Niveau gebracht werde, damit das eingelassene Wasser verteilt und beide Pumpen gebraucht werden könnten, half ich den Ballast in Stücken von 100 bis 150 Pfund nach vorn schaffen. Da aber mit 50 % einer einzigen Pumpe nur der während des Pumpens eindringende Leck abgehalten werden konnte, jedoch wegen der auch hierbei eintretenden Ruhepausen sich das Fallvermögen steigerte, so sah ich mich endlich genötigt, dem langsamen, aber fortwährenden Sinken bis auf den Grund ruhig zuzusehen, worüber zirka 54 Sekunden verstrichen. Nachdem wir den 52 Fuß tief liegenden Grund erreicht hatten, nahm der Apparat seine horizontale Stellung wieder an.

Als während des Sinkens der Manometer die Tiefe von 30 Fuß zeigte, richtete ich an meine Gefährten die Worte:

‚Wenn es jetzt nicht bricht, so können wir uns retten.‘

Doch hatte ich kaum ausgesprochen, so hörten wir ein Knistern, darauf Krachen und sahen im selben Moment die linke Wand an das linke 6 Fuß große Trittrad anpressen, dasselbe dicht an der Nabe von den Speichen absprengen, die Wand ein Fuß eingebogen, die Kernschraube von 4 Zoll Länge, 1¾ Zoll Dicke abspringen, den Manometer abdrücken, die Umlaufbalken aus Eichenholz 5 und 4 Zoll in Splitter brechen, die Nieten lecken, die Kleiderrahmen weggeschleudert, die rechte Vorderwand gleichfalls eingedrückt, die Prause der Hinterpumpe abgesprengt. Nachdem die erste erdrückende Spannung vorüber war, sagte ich meinen Gefährten:

‚Wenn die Wand da oben einbricht, sind wir verloren; wenn nicht, so können wir uns durch die Eingangsklappe bei komprimierter Luft retten.‘

Darauf erfolgte eine stumme, aber erwartungsvolle Pause von zirka 1 Minute. Da die Luft im Apparat noch nicht komprimiert war, die Lecke aber bis zu Ergüssen von 2 Kannen in 1 Sekunde wuchsen und die Leute mich frugen:

‚Was sollen wir tun, damit wir das Schiff samt uns retten?‘ so gab ich denselben die Weisung:

‚Aus dem Wasser zu steigen, niederzusitzen, um sich zu erholen, damit sie Kräfte haben, nach geöffneter Klappe schwimmen zu können, doch könne dieselbe erst nachher geöffnet werden, wenn die Luft so stark gepreßt sei, als wie die Schwere des Wassers von oben sei.‘ Obgleich

ich, veranlaßt durch die Bezweiflung des Aushaltens, dieses schon früher erklärte, so war es denselben doch nicht möglich, ohne physische Kraftanstrengung 3—4 Stunden ruhig zu sitzen, sondern erboten sich gegenseitig nach Ablauf von zirka 5 Minuten, aufs neue zu pumpen, um, wie selbe sich äußerten, ihre Pflicht getan zu haben, wodurch selbe nur verursachten, daß die Kompression der Luft bis zum Eintritt der Stickluft verzögert wurde.

Auf wiederholte Fragen, was zu tun sei, sagte ich nur: ‚Tun Sie, was Sie wollen, es hilft Ihnen nichts, da wir nur durch die Klappe entkommen können.‘ Nun versuchten beide, die Klappe mit Gewalt zu lüften, doch es war, wie ich dachte, noch umsonst, da auf derselben ein Druck von 5544 Pfund ruhte, daher noch nicht gehoben werden konnte.

Ich hüllte mich in meinen Mantel und saß bereits 1 Stunde auf dem rechten Trittrad. Da bemerkte ich eine sich allmählich nähernde Leine mit Lot. Die Wahrnehmung dieses wirkte sehr ermunternd auf uns alle, hingegen, da es nicht denkbar war, daß der Apparat so schnell nach oben gebracht werden könne, daß noch genießbare Luft uns erhalten, so verursachte das bald darauf erfolgende Herunterlassen und Umstricken mit Tauen und Ketten bei mir nur Sorge, wir möchten von den oben Beschäftigten unbewußt eingeschlossen werden. Dieses um 11 Uhr. Um ½2 Uhr kam ein kleiner Anker herunter, hing sich an die untere Fensterrahme und drohte das Fenster einzudrücken.

Damit wir nicht noch öfter den nur Gefahr bringenden Rettungsversuchen von oben ausgesetzt würden, wollte ich einen Pumpenhebel losschrauben, um die Klappe, welche noch 80 Pfund Druck von oben erlitt, mit Gewalt zu lüften. Doch dessen wurde ich durch die noch große physische Kraft des Gefährten Witt enthoben, indem derselbe die Klappe mit den Armen lüftete und 2 Zoll aufhob. Durch das hierdurch hereinstürzende Wasser erschreckt, schloß er dieselbe schnell wieder, worauf er mich und Thomsen zu sich rief, um hinauszusteigen. Bei dieser Gelegenheit bat ich die Leute: ‚Es möge keiner den anderen anfassen oder sonst aufhalten, da alle drei leicht hinauskommen könnten, dagegen keiner im anderen Falle.‘

Als ich Witt entfernt sah, griff ich mit der rechten Hand nach der Luke, mit der linken nach dem unter mir stehenden Thomsen, um ihn mitzunehmen, da derselbe schon so schwach war, daß er alle Gegenstände, woran er sich festhalten konnte, mit solcher Hast und Kraft faßte, wodurch ich befürchten mußte, er könne sich an der Luke festhalten und aus Ermattung nicht hinauf kommend auch mir den Tod bereiten, weswegen ich vorzog, ihn bei den Haaren emporzuziehen, daher vor ihm hinaufstieg; doch wollte mir dieses mit meinen vor Kälte steif gewordenen Fingern nicht gelingen, indem ich ihn nicht fest genug fassen konnte. Doch war er durch das herunterstürzende Wasser erfrischt und konnte sich retten. Auf diese Weise wurden wir vom Luftstrom glücklich an die Oberfläche des Wassers getragen und dort von den Wartenden freudig aufgenommen.“ — —

Auf diese Weise wurde das Prinzip der Rettung aus einem gesunkenen Unterseeboot für alle Zeit gefunden. Übrigens ist es bezeichnend, daß Bauers Gefährte Witt in der Stunde der höchsten Gefahr erklärte: „Es ist einerlei; wenn wir wieder hinauskommen und so ein Schiff wieder gebaut wird, so fahre ich doch gleich wieder mit, denn die Geschichte ist gut, und daß die Pumpen versagt haben, davor können wir nicht.“ Das gesunkene Tauchboot blieb auf dem Grunde liegen, bis zum Jahre 1887, wo es beim Bau des Torpedohafens wieder gehoben wurde.

Das Kieler Ereignis hatte großes Aufsehen erregt, aber Deutschland war damals so ohne jeden Unternehmungsgeist, daß Bauer keinen Vorteil davon hatte. Die holsteinische Marine hatte von den Versuchen genug; des Erfinders Heimat, Bayern, war kein Seestaat und wußte nichts mit der Sache anzufangen; Preußen beantwortete Bauers Anerbieten gar nicht; in Österreich zerschlugen sich weit gediehene Verhandlungen im letzten Augenblick aus unaufgeklärter Ursache. Nun versuchte es der deutsche Erfinder, wie so mancher Landsmann vor ihm, mit dem Auslande. Amerika lehnte ab, desgleichen Napoleon III. Endlich verschaffte

ihm eine Empfehlung seiner heimatlichen Regierung Zutritt beim Prinzen Albert von England und der Königin Viktoria. Nach langen Verhandlungen lehnte die englische Regierung ab, weil sie die Unterseefahrt nicht fördern könne, solange sie im Besitz einer Seemacht sei, mit welcher sie alles beherrsche. Aber kurze Zeit später wurde Bauer doch zurückgerufen. Auf Veranlassung des Prinzen Albert arbeitete er monatelang in einer Privatwerft. Aber als man hier glaubte, im Besitz seines Geheimnisses zu sein, erklärte man ihm, sie hätten ihn nun zum Bau seines Apparates nicht mehr nötig, er könne gehen. Sie haben sich freilich getäuscht.

Bauer eilte aber nach Rußland, wo der Großfürst und Generaladmiral Konstantin an seiner Erfindung lebhaften Anteil nahm. Konstantin hat ihn auch auf alle mögliche Weise gefördert; er war aber selber ohnmächtig gegen die Korruption des Beamtentums, die dem ehrlichen Deutschen alle erdenkbaren Hindernisse in den Weg legte. Immerhin hat Bauer hier weit über 100 gelungene Fahrten unter See veranstaltet und bei dieser Gelegenheit nicht nur zum erstenmal Musik unter dem Wasser ertönen lassen, sondern auch trotz der unzureichenden Apparate und des Mangels an technischer Schulung die Möglichkeit der Photographie unter Wasser nachgewiesen. Bauer hat dann noch in Rußland die Pläne für eine unterseeische Korvette zu 24 Kanonen mit einer Dampfmaschine zur Bewegung über dem Wasserspiegel und mit einer Luftkraft seiner Erfindung zur Bewegung unter dem Wasser ausgeführt. Bevor es aber zur Tat kam, mußte er vor den Verfolgungen seiner Gegner weichen und kehrte nach Deutschland zurück. Danach lag es natürlich im Interesse Rußlands, das bis dahin alles über diese Arbeiten geheim gehalten hatte, die Erfindung herabzusetzen. Und in jedem Betracht befleißigte sich die damalige deutsche Presse mit verschwindenden Ausnahmen, sich dem russischen Willen gefügig zu erweisen. Verschwieg sie doch sogar Bauers Erfindung gänzlich, als sie über eine angebliche ähnliche Erfindung eines Amerikaners berichten mußte. Es war damals eben die Regel, daß, wie der Verfasser der Schrift sagt, „Deutschland seine Söhne mit ihren Erfindungen verlachte und den Wert derselben erst dann erkannte, wenn das Ausland sie anerkannt und sich ihrer bemächtigt hatte".

Es ist in der Hinsicht manches besser geworden, obwohl das Schicksal des Grafen Zeppelin in manchem an das Bauers erinnert und ihm vielleicht noch viel ähnlicher geworden wäre, wäre in diesem Fall der Erfinder nicht ein vornehmer Graf gewesen, dessen Stand auf Geldgeber eine andere Zugkraft ausübte, als der eines einfachen Unteroffiziers. Aber allzuwenig kennen wir auch heute noch so manchen tüchtigen Sohn unseres Vaterlandes, und allzuleicht beugten wir uns doch immer den anmaßenden Ansprüchen des Auslandes. St.



Goethes Christiane

Zu ihrem hundertsten Todestage (6. Juni 1816) widmet der Vielberedeten Dr. Ernst Trautmann in der „Frankfurter Zeitung" Betrachtungen, die wohl geeignet erscheinen, ein gerechtes Gleichgewicht in der Beurteilung ihrer Persönlichkeit und ihrer Bedeutung in Goethes Leben herzustellen.

Es war am 12. Juli 1788, als ihm im Weimarer Parke die kleine Blumenmacherin Christiane Vulpius, die Tochter eines an der Trunksucht zugrunde gegangenen Amtskopisten, mit einer Bittschrift ihres stellenlosen Bruders in der Hand, entgegentrat: Das 23 Jahre alte, frische und anmutige kleine Mädchen aus dem Volke, mit dem Lockenkopfe, dem schwellenden Munde und den üppigen Formen, „ein weiblicher Dionysos", wie sie Adele Schopenhauer noch in späteren Jahren bezeichnet hat, wurde sofort seine Geliebte. Bald nahm er sie ganz in sein Haus auf, das sie nun nicht mehr verließ, und im Dezember des nächsten Jahres gebar sie ihm seinen Sohn August. Aus dem kleinen Erotikon des Weimarer

Ministers, von dem erst nach und nach die Freunde und die Gesellschaft der Residenz erfuhren, wurde ein Verhältnis, das, wie kein anderes, Goethes äußeres Leben beeinflußte. Und wie bei jeder Station dieses großen Daseins fragen wir nach dem Sinn, nach dem tieferen Grund dieses Erlebnisses. Ganz gewiß war es die Überraschung des Blutes, die „schnelle“ Liebe, die den Gereiften und Gehaltenen, den Brausejahren der Jugend längst Entwachsenen zu dem so folgenschweren Schritte verführte; aber um Goethe gerecht zu werden, müssen wir den ganzen Zustand seiner seelischen Verfassung kennen, aus dem diese leidenschaftliche Tat entsprang. Noch war kein voller Monat verflossen, daß er aus Italien, dem farben- und formenreichen, in das gestaltlose Deutschland, unter den „ehernen Himmel des kimmerischen Nordens“ zurückkehrte. „Physisch-moralische Übel“ hatten ihn, außer der zur Krankheit gewordenen Sehnsucht nach Kunst und eigenem Künstlertum und dem Bedürfnis, sich selber wieder anzugehören und sich selbst an den Gegenständen kennenzulernen, in das paradiesische Land getrieben. Die ungestillte Liebe, die, wie er später dichtete, nimmer im Busen des Mannes erlischt, zu Charlotte hatte ihn innerlich zermürbt. Er war genesen an Leib und Seele, geheilt von jener unseligen Leidenschaft zur alternden Frau, worüber er ihr noch am 21. Februar 1787 aus Rom gestand: „Ach, liebe Lotte, Du weißt nicht, welche Gewalt ich mir angetan habe und antue, und daß der Gedanke, Dich nicht zu besitzen, mich doch im Grunde, ich mag's nehmen und stellen und legen wie ich will, aufreibt und aufzehrt.“ Der Sinnenmensch, der den Hexen- und Zaubertrank der südlichen Lebensfülle erschlürft, war wieder in ihm geweckt, im Liebesbunde mit der römischen Faustina war „seine Studentenader wieder erwacht“. Und wie traf der Dürstende die Heimat? Die ehemalige Geliebte verschlossen und kalt, sie wie die nächsten Freunde ohne Verständnis für seine letzten, schönsten Werke, „durch des Herzogs äußeres Verhalten und durch andere Kombinationen alles bei uns inkonsistent und folgenlos“, den Sommer, wie meistens, trüb und feucht, vor dem strengen Winter jetzt schon bange, frierend, wie einst Albrecht Dürer, nach Italiens Sonne. Welcher Richter, der, um strafen oder lohnen zu können, Menschen menschlich sehen muß, darf es dem nach Licht, Wärme, Leben Lechzenden verargen, daß er diese Nahrung bei Christiane suchte und fand? Wer darf die Arme verdammen, die sich dem schönen, hohen, rüstigen Manne so rasch ergab?

Freilich, die Pharisäer, die den ersten Stein auf die Liebenden schleuderten, waren nahe genug. Allen voran die tief erbitterte Charlotte. Hatte sie sich ehedem als die verlassene Dido gefühlt, nun war das in seinem innersten Lebensnerv verwundete Weib auf dem Wege, eine Medea zu werden. Grauenhaft müssen ihre Ausbrüche dem nach Seelenruhe und äußeren Frieden Hungernden erklungen sein. Am 8. Juni 1789 schreibt er der Erstarrten: „Ich habe kein größeres Glück gekannt, als das Vertrauen gegen Dich, das von jeher unbegrenzt war; sobald ich es nicht mehr ausüben kann, bin ich ein anderer Mensch und muß in der Folge mich noch mehr verändern“ ... „Zu meiner Entschuldigung will ich nichts sagen. Nur mag ich Dich gern bitten: Hilf mir selbst, daß das Verhältnis, das Dir zuwider ist, nicht ausarte, sondern stehen bleibe, wie es steht“ ... Auch in Goethes Dichtung gibt es ein erschütterndes Zeugnis für diese Zeit tiefster innerer Zerrissenheit, für jene Tage voll „Tollheit, Angst und Graus“. Es ist der zwischen dem guten Genius seiner früheren idealen Liebe und dem bösen Geist der niederen Minne hin und her gezerrte Faust im Dialog mit Mephisto in der Szene „Wald und Höhle“. Goethes Idyll beginnt schon jetzt, trotz allen heimlichen Glückes, das er aus ihm schöpfte, durch den Widerstand der stumpfen, gehässigen, neidischen Welt zu jener halben, kaum verschleierten Tragödie zu werden, als die seine Gewissensehe mit dem zwar bildungsfähigen aber ungebildeten Natur- und Volkskinde dem schärfer Blickenden erscheinen muß. Seit es in der Klatschwelt der Weimarer Gesellschaft ruchbar wurde, daß, wie Karoline Herder schreibt, Goethe „die Vulpius zu seinem Klärchen habe“, hebt jener groteske Tanz um Goethes Ehebett, um das liebeerwärmte Lager des Olympiers, um unseres größten Dichters geheimstes Leben an, jenes Raunen und Wispern über den

„Geheimderath“ und seine „Mamsell“ und seine „dickere Ehehälfte“, jenes Fingerdeuten auf den großen Satyros, der sich als Gott gebärdet hatte, und auf seine Liebste, jener Schwaden von Verlästerung, der sich wie eine Giftwolke um die zarte Pflanze seiner ehelichen Freuden legte und, fortdauernd, noch heute das Bild des Heros mit stinkendem Nebel umwittert. Zwar hatte der Empörte der eifersüchtigen Charlotte zugerufen: „Und welch ein Verhältnis ist es? Wer wird dadurch verkürzt, wer macht Anspruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihm zubringe?“ ... Aber die Welt ließ sich ihre „Ansprüche“, den Helden mit Kammerdieneraugen in seiner Blöße zu schauen, nicht verkürzen. Nicht etwa sein Liebesverhältnis zu dem kleinen Mädchen verübelten ihm die Moralwächter, sondern seine Treue und Anhänglichkeit, den dauernden Schutz, den er dem Mädchen und ihrem Kinde angedeihen ließ. Schon der junge Verfasser von „Hanswursts Hochzeit“ hatte die zynische Philosophie dieser Welt erkannt:

„Der Weise sprach, der Weise war nicht klein:
Nichts scheinen, aber alles sein.“

Und ach! es waren nicht nur Lakaienseelen, die sich da mit ihm und seiner Erkorenen im Kote wiederzufinden glaubten, auch edle Naturen, wie Schillers Charlotte — freilich im Banne ihrer gleichnamigen mütterlichen Freundin — entrichteten der unersättlichen Fama, die sich der Person Christianens zeitlebens bemächtigte, ihren Zoll. Nur wenige Zeugnisse aus dem Munde billig und ruhig Denkender, so das von Körner oder Reinhards Gattin oder Elisa von der Recke, werden Goethes Lebensgefährtin einigermaßen gerecht. Am natürlichsten beurteilten Knebel, der freilich im gleichen Falle war, und der Herzog das illegitime Verhältnis; dieser, weil er selbst in solchen Dingen vorurteilslos verfuhr und den Minnesold, wie er einmal schrieb, sogar in der lockeren Zeit des 18. Jahrhunderts noch zu selten fand. Ein wahres Scheusal hat die liebevolle Mitwelt im Lauf der 28 Jahre, die Christiane an Goethes Seite zubringen durfte, aus ihr gemacht, und sie hat seine Ehe zu einem Zerrbilde verzogen, das heute noch, hundert Jahre nach dem Tode der Verlästerten, gebieterisch nach Berichtigung verlangt. Als eine Tanzfurie und trunksüchtiger Unhold geht die Gattin des Dichters, des Frauenlob und Frauenlieblings, der in seinen weiblichen Idealen die reine Anmut und das holde Maß als das Erlösende gepriesen, im Mythus unseres Volkes noch vielfach um, ein ekelhaftes und lächerliches Geschöpf, das Bettinas keifendes Wort von der „wahnsinnigen Blutwurst“ auf ewige Zeit stigmatisiert zu haben scheint.

Es gibt einen untrüglichen Spiegel dafür, wie Goethes Zusammenleben mit Christiane in Wirklichkeit beschaffen war: der Briefwechsel der beiden Gatten. Erst jetzt erhalten wir ihn aus der sorgsamen Hand H. G. Gräfs in so vollständiger und treuer, zumal Christianens seltsame Schreibweise wiedergebender Edition, wie er — nach der Vernichtung der Briefe bis zum Jahre 1792 und der Jahre 1804—1809 — noch erhalten ist. In wenigen Wochen wird diese Korrespondenz dem Publikum vorgelegt werden; aber die „Einführung“ des Herausgebers, die uns mitgeteilt wurde, und die ein warmgefühltes, feinsinniges Bild der so oft verkannten Liebe Goethes entwirft, strahlt schon ein helles Licht auf das wertvolle Geschenk, das unser wartet: Im ganzen 601 Briefe, 247 von Christiane, 354 von Goethe! Ein Zungenreden und eine Freude zum lieblichen Fest, die uns der Pfingstgeist beschert.

Wenn wir an der Hand der uns bisher bekannten Zeugnisse den Bund der „ungleichen Hausgenossen“ vor unserm inneren Auge wieder aufleben lassen, so schlägt uns daraus vor allem eine wohltuende, linde Welle entgegen, die Zärtlichkeit, die sich zwischen beiden von Anfang bis zum Ende erhalten hat, ja stellenweise eine leidenschaftliche Liebe, die selbst in späten Jahren noch nicht erlischt, wo der Gealterte sich von Christiane ein Paar durchgetanzte Schuhe wünscht, „um nur etwas von ihr zu haben“. Von jenen kurzen, sehnsüchtigen Episteln aus den Tagen der französischen Champagne, die die Freuden des „grünen Alkoven“

in so kindlicher Weise widerspiegeln, bis zu den letzten, bedächtigen Zeilen ist es der Geist der Fürsorge, der über ihrer Gemeinschaft waltet. Es ist keine Frage, daß das Kindliche, Urwüchsige, Frische, Muntere des „kleinen Naturwesens", ihr gesunder, heller Verstand Goethe zeitlebens gefesselt hat. So, wie sie Gott geschaffen hatte, und nicht anders wollte er sie haben, so behagte sie dem sinnlichen Freier, wie es dem Weisen „an ihr gefällt, daß sie nichts von ihrem Wesen aufgibt und bleibt, wie sie war". So war es ihm wohl ein ernstliches Bemühen, sie an sich heranzubilden und ihrer Vereinigung einen geistigen Hauch einzuflößen; aber allzu tief ging es dem Gatten nicht, daß sie in der Bahn ihrer Natur verharrte und den Kreis ihrer Wirksamkeit erfüllte, der ihr bestimmt war: im Haus und Garten. Wenn er sich in einem zahmen Xenion einmal eine hübsche Frau wünschte, die nicht alles zu genau nähme, die „doch aber am besten verstände, wie er sich selbst am besten befände", so hat ihm die kleine Christiane dieses Behagen wohl vielfach verschafft, obwohl der Läßliche auch zuzeiten ihrer unbezähmbaren Tanzlust und anderen Unmäßigkeiten, auch ihrer unökonomischen Art, manches vergeben mußte. Auch von Eifersucht war diese Liebe nicht frei — vor „Äugelchen" wird in dem Briefwechsel immer wieder gewarnt — und so erklärt es sich, daß dieses Gespenst am Schlusse der sonst so innigen Elegie „Alexis und Dora" plötzlich wie ein dräuender Dämon, wie ein dunkles Gewitter am heiteren Himmel dieses Idylles auftreten kann. Mit den Jahren wuchs wohl Christianens Anteil an Goethes Arbeiten, da seine späteren Briefe öfter die Werke, womit er sich gerade beschäftigte, erwähnen; aber einen tieferen Eindruck auf sie gewahren wir nirgends, und es mochte dem Dichter wohl mehr zum Scherze gereichen, wenn die Kleine in ihrer Naturfreude einmal die Anfangszeilen von „Reinicke Fuchs", das andere Mal bei einer häuslichen Putzerei den „Zauberlehrling" zitierte. Eine gewisse Kultur empfing sie nur vom Theater, das sie leidenschaftlich besuchte und dessen Weimarer Mitglieder mit ihr befreundet waren, Beziehungen, die Goethe gerne benützte, wie er ihr auch auf diesem Gebiet ein sachverständiges Urteil zutraute. Auch geschäftliche Dinge überließ er gerne ihrem natürlichen Verstande, so die Verhandlungen bei der Übernahme des Gutes Oberroßla und die Erbschaftsangelegenheit in Frankfurt, die sie, nach seinem befriedigten Ausspruch, „nobel regulierte". Mehr und mehr war sie in die Gunst und Neigung der Frau Rat hineingewachsen, die schon sogleich den „Bettschatz" ihres Hätschelhans in ihrer vorurteilslosen, jeder Prüderie und „Bemoralisierung" abgeneigten Weise warm begrüßt hatte, und die der treuen Pflegerin ihres schwer erkrankten Sohnes und seiner Retterin aus jener ernsten Lebensgefahr während der Jenaer Schlacht ihre tiefe Dankbarkeit bezeugte, und die ihm in diesem Jahre angetraute Gattin nach ihrem letzten Besuche als „herrliches, unverdorbenes Gottesgeschöpf" in ihr Herz geschlossen hatte. Ein Wort aus prüfendem Muttermunde, das tausend gehässige Stimmen aufwiegt und niederschlägt!

Auch Goethes kirchliche Trauung war ein Akt der Treue und Dankbarkeit und jener Ehrfurcht, wozu sein Gemüt, nach einem Wort aus „Dichtung und Wahrheit", von Natur geneigt war. Sie war nur das äußere Siegel eines Herzensbundes, den er, auch ohne „Zeremonie", stets als eine Ehe betrachtet hatte, und sie galt vor allem der Legitimierung seines nunmehr 17jährigen Sohnes, des einzigen, der ihm von fünf Kindern geblieben war — schmerzliche Verluste, die beide Gatten aufs tiefste erschütterten und sie noch inniger aneinanderketteten. Die gesellschaftliche Stellung der so spät zu ihrem gesetzlichen Rechte gelangten Frau änderte sich durch diese nachträgliche Konzession an Sitte und Herkommen natürlich im Grunde sehr wenig, obwohl Damen wie Johanna Schopenhauer, zu Goethes tiefster Erkenntlichkeit, sie gütig und ehrerbietig in ihren Kreis aufnahmen. Die übrige Weimarer Welt blieb kühl und innerlich ablehnend, wenn man sich auch scheute, den allmächtigen Gatten allzu sichtlich zu verletzen. Auch taugte Christianens Wesen kaum für die glatte Konvenienz oder die anmaßende Schöngeisterei der „Tonangebenden". Sie blieb selbst Goethes größeren Gastereien fern, und selten zeigte sich ihr Gatte mit ihr in der Öffentlichkeit. Ihre Bade-

reisen machen sie mit geringen Ausnahmen allein, sie nach Lauchstedt, er nach Böhmen, und nur wenige Male erscheinen sie in fremden Städten, in Frankfurt, Leipzig, Kassel, Seite an Seite. So geht jedes, trotzdem ihre Herzen einander zugewandt blieben, seine eigenen Wege, der große Dichter seine großen, die kleine Hausgenossin ihre kleinen. Sicherlich wirkte dieses Verhalten der Eltern, und zumal ihr so lange ungeklärtes Zusammenleben, auf die leidenschaftliche Seele des Sohnes in unheilvoller Weise ein — hier rächte sich wohl zumeist jene irdische „Schuld", von der Goethe seinen düsteren Harfner singen läßt. Ein fürchterlicher, einsamer Tod, von dem alle Eingeweihten mit einem tiefen Grauen berichten — Goethe selbst krank und von Verzweiflung betäubt, konnte, wie überhaupt den Anblick Sterbender, so auch den der entsetzlich Leidenden nicht ertragen, sein Sohn war nicht zu bewegen, an das Schmerzenslager der Mutter zu treten —, dieses krasse Ende erlöste die Arme am 6. Juni 1816 von einem Leben, das zuviel des Schattenhaften und Gedrückten und Zwiespältigen in sich trug, als daß es hätte glücklich genannt werden können. ...

Was dünkt uns nun in Wahrheit um Goethes Ehe? War ihm wirklich, wie die Liebe und Verehrung zu dem erhabenen Genius unserem Denken einreden möchte, in seinem Hause auf die Dauer, nach den erotischen Aufwallungen und Sättigungen der ersten Jahre, das Wohl bereitet, das sein Thoas als das größte Glück des Menschen, sei es nun ein König oder Geringerer, preist? Wir sehen ab von den unbestreitbaren Schwächen Christianens, die man zu „Lastern" vergröbert haben mochte, auch von dem in den Hinterzimmern des edlen Goetheheimes sich breitmachenden Anhange ihrer Sippe und Bekanntschaft, die dem vornehmen Hausherrn unmöglich Sympathie einflößen konnte; aber zwei Momente vor allem sind es, die uns jene Frage entschieden verneinen lassen: Die regelmäßig wiederholten langwierigen Reisen Goethes und seine tiefgehenden Leidenschaften zu anderen Frauen. Nicht nur Tage und Wochen, sondern Monate, ja viertel und halbe Jahre und noch längere Zeit war der Dichter von Hause abwesend und, kein Zweifel! hat er es — gemieden. Die Aufenthalte in Jena, periodisch wiederkehrend, sind nicht allein durch die Flucht vor höfischen Störungen, nicht nur durch Knebels oder Schillers Anziehungskraft oder durch den Genuß der wissenschaftlichen Institute zu erklären, nein, der Mensch und Künstler in Goethe brauchte die Sammlung, die ihm zu Hause fehlte, und benötigte ein anderes geistiges Klima, als er es in der Stickluft der heimischen Atmosphäre fand. „Goethes elende häusliche Verhältnisse" — dieses Wort Schillers, das er zu einer Zeit sprach, wo er den Freund und seine Umgebung auf das genaueste kannte, besagt alles. So zog ihn auch nicht nur die Sorge um seine Gesundheit nach Böhmen, in die Schweiz, zum Main und Rhein, sondern er mußte, um seinem edleren Ich treu zu bleiben, dem Dunstkreis des Gewöhnlichen entrinnen und in die Sphäre gelangen, die ihm „gemäß" war; der Hohe, der eine Welt in sich trug, bedurfte eines Parterre von Kaiserinnen, Königinnen, von edlen Frauen und bedeutenden Männern, die seinem Wesen die Folie und Resonanz zu geben vermochten, damit er in seiner einsamen Größe nicht in sich erstarrte und erstarb. ...

Nein, eine Ehe wie das Herz und der Sinn unseres Volkes sie für seinen größten Menschen und Schöpfer ersehnte, war die Goethes nicht. Die deutsche Nation trauert nicht darum, daß es ein Mädchen aus niederem Stande war, das er zur Gattin erhob. Auch die anfängliche Illegitimität des Verhältnisses hätten die Freunde und Kenner des menschlichsten der Menschen verschmerzt, obwohl ein glühender Verehrer des Dichters mit Recht an ihn schreiben durfte: „Es ist für uns Nordländer Pflicht, die Maximen einer höheren Sittlichkeit zu befolgen, die uns auf das Gesetzmäßige verweist", und er Goethes Beispiel als staunens- aber nicht nachahmungswerte Ausnahme gelten läßt. Was uns ewig in die Seele des Unsterblichen hinein schmerzt, ist, daß er keine Lebensgefährtin gesucht und gefunden hat, die seiner geistigen Höhe, seiner Bildung, seines ganzen Menschentums würdig war. Von der trostlosen Tatsache seines häuslichen Elendes, dessen Fluch sich auf Kind und Kindeskinder vererbte,

schweifen unsere Wunschgedanken hin zu dem, was hätte sein können, wenn er anders gewählt hätte. Und unser sehnsüchtiges Gemüt malt es sich aus, wie etwa die hochgemute Lili oder die schöne, von allen Grazien und Musen begünstigte „Crone“ das klassische Haus am Frauenplan geziert und geleitet hätte — ein Weib, wie er es sich selbst einmal gewünscht hatte, als er sie im Jahre 1776 erblickte. Wie harmonisch hätte das Leben des fürstlichen Mannes, der der Kulturwelt gehörte und zu dem sie pilgerte, an der Seite eines solchen edlen Wesens nach außen und innen verklingen können! So aber ist Goethes Ehe in seinem Dasein die große Dissonanz geblieben, die der „Entsagende“, der dreifaches Erz um die weiche Brust zu legen verstand, nur durch seine stoische Ergebenheit in das Unabänderliche zu dämpfen wußte. Die größte persönliche Angelegenheit des Mannes, die der Ehe, hat der Weiseste der neueren Menschheit nicht zu lösen vermocht. Und so hören wir mit Gottfried Keller den „alten feierlichen, schönen Mann mit den Zauberaugen“, den ungekrönten Herrscher im Reich des deutschen Geistes in den Himmelsräumen klagen:

Ach, am Ende war ich König,
Aber ohne Königin.



Holzbildkunst

Durch den Krieg, der die Zukunft wie ein Sphinxrätsel zeigt, rückt die Vergangenheit in neue Beleuchtung. Wir besinnen uns plötzlich auf so viel Wertvolles in der guten alten Zeit, fühlen uns als Arme, die von jenem Reichtum borgen möchten. Die uns aufgenötigte Tugend der Sparsamkeit entdeckt Fülle in der Bescheidenheit. Schon vor dem Krieg hat es Volksverbesserer mit dem rückschauenden Blick gegeben, Biedermeier ist mitten im Glanz des Kaiserreiches erwacht. Trotz allen Marmorkonsums sind haushälterische Künstler zu einer Rehabilitierung des Holzmaterials geschritten. Es ist ein billigerer Stoff, um Schöpfungen des Plastikers zu gestalten, abgesehen von all seinen Tugenden der Leichtigkeit und technischer Fügsamkeit. Schnell leuchteten alle diese wiedererkannten Vorzüge den Künstlern ein, und es ist nur natürlich, daß der Zwang zum schärferen Rechnen die Förderung des Holzmaterials jetzt mit erneuter Stoßkraft aufnehmen ließ.

Wiederum war eine sehenswerte Ausstellung der Holzbildkunst in Berlin eröffnet worden, die auch jetzt die Runde durch deutsche Städte machte. Ihr Studium in dem Renaissancerahmen des Berliner Wenzel-Heckmann-Patrizierhauses wurde ein beredter Fürsprecher für das herausgestellte Objekt. Ganz wie die Edelmaterialien Marmor und Bronze, oder wie Elfenbein, Alabaster und Terrakotta hebt auch das Holz Reize des vornehmen Heims. Lückenlos vermag es die reiche Empfindungsskala der Künstlerseele vom leidenschaftlichen Pathos bis zu lyrischer Zartheit zum Ausdruck zu bringen. Auch dem Lachen und Kichern, wie der Berichterstatter-Genauigkeit wird es gerecht. Es ist eben der willige Stoff in jedes Bildners Hand.

Und der Deutsche hat seit frühen Kulturphasen viel durch dieses Medium ausgesagt. Er fand Stoff genug in den reichen Waldungen unserer Heimat, und vom schlichten Bauern bis zum hochgeschulten Kunsthandwerker und schöpferischen Künstler ist viel in Holz geschaffen worden. Die gesamte deutsche Volkskunst findet ihre glänzendsten Ruhmesleistungen, außer im Metallwerk, in der Holzarbeit. Zierliche Schnitzereien schmückten das Haus des Bauern, gleichviel ob es im sächsischen Flachlandstil niedrig geduckt aus der Ebene wuchs oder in mehrfachen Stockwerken des Frankenbaus emporragte. In allen Teilen des Vaterlandes, besonders in nordischer Meernähe und südlicher Hochgebirgsnachbarschaft, schufen Bauernhandwerker

viel nach Vorbildern des Städters, aber viel auch aus eigener Begabung Möbel, Truhen, Schränke, Betten, Anrichten, die heut noch Jagdbeute des Liebhabers bilden. Kerbschnitt und Flachschnitt ist der häufigste Dekor, aber oft auch vollbringt die Hand des ländlichen Künstlers erstaunliche Holzskulptur. Ein Studium der Bauernzimmer im Kieler Thaulow-Museum kann uns darüber belehren. Die Weihnachtskrippen der sächsischen Erzgebirgler, die religiöse Plastik der Oberammergauer sind in vielen Beispielen einer Künstlersignatur wert. Die große Weckerin bildnerischer Schöpferbegabung, die Kirche, rief den inspirierten Holzbildhauer ins Leben. Für die breitflächigen Teile der Altäre, der Kirchstühle und Sakramentshäuser war als Rahmenwerk, aber bald auch statt des Bildschmucks, Holzplastik erwünscht. Das Holz gestattete ein fein verästeltes Filigran, das schließlich auch von der Steinbildhauerei übernommen wurde. Es war in Reliefs zu verarbeiten und bot seine Oberfläche zu tüpfelnden, kantigen oder breitgleitenden Schnitten. Die verschiedenartigen Naturfarben und Tönungsmöglichkeiten, die Leichtigkeit der Vergoldung, Ätzung, Beizung, des Polierens oder der Deckung mit Kreidegrund gab den Künstlern unbegrenzte Freiheit in der Wahl des Vorwurfs. So wundervolle Wirkungen angeborene Maserungen und Tönungen auch oft ergaben, den Techniker lockte die Fügsamkeit des Materials. Es war ihm ein leichtes, Bronze, Marmor, Terrakotta oder Elfenbein darzustellen, Verbindungen mit anderen Stoffen einzugehen, Intarsia und schmückende Bearbeitungen auszuführen.

Vom Ende des 15. bis über die Mitte des 16. Jahrhunderts hinaus sah Deutschland eine hohe Blüte der Holzbildhauerei, vor allem in den Kirchen des südlichen Deutschlands, aber auch nordische Städte bergen aus jener Zeit wundervolle Arbeiten. Italien, die Niederlande, Skandinavien haben reiche Anregungen mitgeteilt. Die Phantasie, ja die Phantastik der Holzbildhauer begehrte freien Spielraum, aber auch der gesunde Realistensinn des deutschen Künstlers griff kühn aus dem umgebenden Leben heraus seine Motive. Trotz zerstörender Kriege und Naturgewalten sind viele Meisterwerke erhalten geblieben. Der Freund der Holzplastik muß die Kirchen, Rathäuser und Museen in Württemberg, Bayern, Tirol, auch in Schleswig und Lüneburg durchforschen. In Schwaben treten uns Einzelfiguren entgegen, individuell erfaßt und fein durchgearbeitet, aber noch fehlen Kompositionen zu geschlossenen Gruppen. Hier entzückt die Eigenart eines Syrlin, dessen fein vollendete, bis in die Hände sorgsam ausgestaltete Halbfigürchen apart kostümiert, wie Zuschauer aus Theaterlogen, im Kirchgestühl auftauchen. In Franken, vor allem in Nürnberg, saßen die Künstler mit den offenen Sinnen für die Wirklichkeit. Alle Spitzbogigkeit, Krausheit, Eckigkeit und Enge ihrer Umgebung bildeten sie nach, aber ihre Seelen waren auch schon ergriffen von dem befreienden Zug einer gedankenkühnen und schönheitsanbetenden Zeit. Sie empfanden als Gotiker, aber auch als Menschen der Renaissance. Alles das spiegelt das Werk der Pacher, Veit Stoß, Riemenschneider, Brüggemann. Es ist, je nach der Art seines Schöpfers, großzügig, voll naturalistischer Detailtreue, innig oder scharf charakterisierend. Gänzlich war die künstlerische Holzarbeit in Deutschland eigentlich niemals erloschen, aber das Kunsthandwerk mehr als die hohe Kunst wurde zu ihrem Erhalter. Köstliche, in Buchsbaum geschnittene Modelle, auch mit figürlichen Motiven, werden in Museen aufbewahrt. Hat doch selbst ein Wenzel Jamnitzer solche Vorlagen für seine Schöpfungen gebraucht. Aber der Stein blieb das Lieblingsmaterial des Plastikers, weil er die längste Dauer gewährleistete. Und welchem Künstler wäre nicht der Gedanke an die Unsterblicheit der höchste Ehrgeiz! Wenn neuerdings Holzbildkunst wieder von den besten Künstlern aufgenommen wird, gebührt dem Anreger der ganzen Bewegung, dem Bildhauer Gotthard Sonnenfeld, besonderer Dank für seine Erfindung des Verfahrens, Holz unzerstörbar zu machen. Den Künstlern wird auf diese Weise nicht nur ein edles, bei weitem wohlfeileres und williges, sondern auch ein zuverlässig haltbares Material in die Hand gegeben. Zwar haben uns die Jahrhunderte viel herrliches Kunstgut erhalten, aber in jedem Fall scheint der glückliche Zufall eine Rolle gespielt zu haben.



Wessen Auge im Genuß klassischer Holzbildkunst geschult ist, wird vor manchem Werk unserer Lebenden ebenfalls rechte Freude empfinden. Meister wie Schaper, Manzel, Schott, Tuaillon, Kruse, Kaufmann, Breuer, Herter, Janensch, Haverkamp und Mißfeld stellen sich mit reifen Leistungen vor. Sie haben nicht in jedem Fall ihr Werk für das Holz konzipiert, aber wie es auch sei, tun sie ihre Hochschätzung des Materials kund. Oft haben auch die schlichten Techniker als bloße Nachschöpfer wirklich Künstlerisches vollbracht. Aus der harten Eiche, der schmiegsamen Linde, dem festen Birnbaum, aus dem fast steinernen Makassar-Ebenholz sind überraschende Wirkungen gezogen. Die imposanten Bischof-Halbfiguren Schotts erinnern an Werke der Strozzi und Majano. Manzels Einzelfiguren lassen an Pacher denken. Haverkamp zeigt in der Herausbildung präziser Linienführungen Anklänge an Paduaner Charakteristiker. Sowohl bei Tuaillon und Breuer, als bei Puchegger und Hußmann tritt das Holz als hervorragender Interpret des Tierkörpers auf, sei es in streng realistischer oder stilisierender Wiedergabe. Die Fähigkeit des echten Holzschnitzers hat Bölzig, Garvens und Dietzsch zu wirksamen Genres geholfen, Wagner und Hermann zu Kleinplastiken, die in ihrer Art nach Tanagra weisen. Sonnenfeld selbst, der Leiter des Meisterkursus für Holzbildhauer an der Berliner Handwerkskammer, zeigt sich in allen Sätteln gerecht und wurzelt immer in strengem Naturstudium. Er interessiert auch durch eine besondere Kenntnis des psychologischen Ausdrucks, die auf der Hut bleiben muß, das Sensationelle zu meiden. Wir müssen die ausgestellten Plastiken genau studieren, um uns in vielen Fällen von der Benutzung echten Holzmaterials zu überzeugen, so täuschend ist oft die Wirkung von Stein, Bronze oder Terrakotta durch verschiedene Arten farbiger Hölzer erreicht. Haben die vielen kolonialen Beziehungen neuerdings doch auch dem Holzbildhauer ein reiches Inventar köstlicher Hölzer an die Hand gegeben. Interessant ist auch die Auswahl und Bearbeitungsart der Hölzer für bestimmte Vorwürfe, oder ihre Zusammenstellung, um dem Naturvorbild möglichst nahe zu kommen. Die Anwendung des Kreidedeckgrundes, die freilich schon in der Gotik und Renaissance überall auftritt, scheint dem modernen Empfinden, das reine Qualitätswirkung liebt, zu widersprechen.

Was das Komitee der Ausstellung für Holzbildkunst bezweckte, die Förderung einer in Vergessenheit geratenen, echt deutschen Kunst, ist glücklich in die Wege geleitet. Die Künstler haben an einem würdigen Bildstoff neue Freude gewonnen, und die Kunsthandwerker lassen sich gern für eine bodenwüchsige Technik neu schulen. So entschieden alle, die die heißen Kämpfe unserer modernen Kunstentwickelung mit durchlebten, gewisse Errungenschaften der Fortschrittlichkeit festhalten werden, so dankbar wird jeder Einsichtige für neugestärkte Pietätsgefühle sein. Schon reifen sie sichtbar als Früchte des großen Krieges, und auch für die Holzbildkunst muß es heißen: in Bewunderung rückschauend, zielbewußt vorwärts.

Jarno Jessen



125 Jahre Singakademie

Das 125. Stiftungsfest der Berliner Singakademie ist nicht bloß eine Vereinsangelegenheit, aber auch nicht nur ein Berliner Ereignis, sondern geht die Allgemeinheit an. Wenn man in dem in den letzten Jahrzehnten gewaltig angewachsenen, vielfach unförmig angeschwollenen Körper des Berliner Musiklebens nach dem innersten Herzen forscht, so trifft man auf die Singakademie. Alle unerfreulichen Erscheinungen im Berliner Musikleben dürfen unsere Augen nicht dafür verschließen, daß ein so Gewaltiges nur entstehen konnte, wenn zu innerst eine gesunde Triebkraft wirkte. Es gibt im deutschen Vaterlande viele Gegenden und Städte, in denen die Musik natürlicher, mehr von selbst wächst, als in der sonst immer als amusisch verrufenen Mark und ihrer mehr dem Verstande und Witze, als dem Ge-

müt und Gefühl geöffneten Hauptstadt. Aber wie hier durch sorgsame, geradezu als Pflicht empfundene Pflege dem kargen Boden ein reicherer Blumenschmuck abgewonnen wird, als er der anspruchsvollen Sorglosigkeit manches glücklicheren Landstriches beschieden ist, so hat in Berlin die von allem Genialischen unberührte Musikpflege in schlichter Stetigkeit einige Gebilde zustande gebracht, denen die von Natur beglückteren Gegenden kaum etwas Gleichwertiges, sicher nichts Besseres zur Seite zu stellen haben. Nicht nur das wertvollste, sondern auch das bodenständigste dieser Gebilde ist die Singakademie.

Wir können uns heute dank der Wirkung ihres Beispiels selbst in kleineren Provinzstädten kaum mehr die musikalischen Verhältnisse vergegenwärtigen, deren Dürftigkeit abzuhelfen der ursprüngliche Beruf der Singakademie gewesen ist. Die Kleinheit der deutschen Lebensführung noch ein Jahrhundert nach ihrer völligen Zerstörung durch den Dreißigjährigen Krieg, erhellt am besten aus der Tatsache, daß es trotz aller Bemühungen nicht gelingen wollte, den Chorgesang zu beleben, trotzdem unsere ganze evangelische Kirchenmusik vom letzten Drittel des 17. Jahrhunderts an eine immer reichere und glänzendere Chorliteratur geschaffen hatte, die schließlich in der unvergleichlichen Kantatenkunst unsres Joh. Seb. Bach gipfelte. Und wenn sich allenfalls für kirchliche Aufführungen die Kräfte notdürftig zusammenbringen ließen, so versagte sie völlig für die Pflege des weltlichen Chorgesanges. Aber weitaus der größte Teil des von Joh. Seb. Bach für Chor Geschaffenen ist zu seinen Lebzeiten nicht zur Aufführung gekommen. Und die ungeheure Chorkunst, die Händel in nie wieder erreichten gigantischen Gebäuden aufgetürmt hatte, blieb in des Künstlers Heimat unbekannt, einfach weil sich nirgends das Material vorfand, das sein Riesengeist und die ihm entsprechende Riesenfaust brauchte. Es sei nur daran erinnert, daß man noch 1802 in Dresden Haydns „Jahreszeiten“ italienisch aufführen mußte, weil man keine deutschen Chorsänger hatte und darum den Opernchor heranziehen mußte.

Seitdem in Berlin am 19. Mai 1786 unter Leitung Adam Hillers mit einem ganz ungewöhnlichen Aufgebot einheimischer und fremder Kräfte Händels „Messias“ aufgeführt worden war, war auch in Deutschland die Erkenntnis aufgedämmert, daß die Pflege des Chorgesanges nicht bloß eine Schulsache sei. Aber das glänzende Beispiel Englands, dessen alte Chorvereinigungen Händel eigentlich den Weg zu der ihm eigensten Kunst gewiesen hatten, einfach zu übernehmen, erlaubten die kleinen Verhältnisse nicht. Und das war gut so. Denn auf diese Weise erwuchs nun unser Chorsingen als etwas ganz Eigenes aus kleinsten Anfängen. Man fand sich zu mehrstimmigem Gesang als zu einer Verschönerung häuslicher Geselligkeit zusammen. Freilich barg diese Art Kunstübung auch alle Gefahren des selbstgefälligen und leicht zufriedenen Dilettantismus in sich. Noch 1807 berichtet Zelter in einem Briefe an Goethe (24. August): „Es sind hier in Berlin an jetzt vielleicht mehr als 50 solcher Familienkreise, die sich singend vergnügen und Singetees genannt werden.“ Er dürfe an keinem einzigen derselben Anteil nehmen, weil sie die gefährlichsten Feinde der Singakademie seien. Dann fährt er fort: „Aus einem solchen kleinen Kreise ist freilich die Singakademie entstanden. Allein es ist alle Aufmerksamkeit nötig, diese nicht wieder in einen Singetee aufgelöst zu sehen.“ Es kam in der Tat darauf an, die Singelust des Liebhabers auszunutzen, sie aber vor so hohe künstlerische Aufgaben zu stellen, ihr einen solchen künstlerischen Ernst einzuhauchen, daß der Dilettantismus keinen Boden fand.

Einen dieser Singetees mit so hohem Wollen erfüllt zu haben, war das Verdienst des sehr bescheidenen, aber ungemein feinsinnigen Musikers Karl Friedrich Fasch, der als Nachfolger Phil. Emanuel Bachs der Klavierspieler des großen Friedrich geworden war und seit dem Siebenjährigen Kriege eine ausgiebige Tätigkeit als Lehrer in der besseren bürgerlichen Gesellschaft entfaltet hatte. Er hatte bei jener denkwürdigen Aufführung des „Messias“ am Cembalo gesessen und aus ihr die Sehnsucht nach regelmäßiger Pflege des Chorgesanges mitgenommen. Selber tüchtig im mehrstimmigen Satz, begeisterte ihn ältere italienische Musik,

und er vereinigte seine Schüler, um mit ihnen von Herzen der Singelust, der Freude am Mehrstimmigen zu frönen.

Aus diesen bescheidenen Anfängen ist die Singakademie hervorgegangen. Der Dienstag am 24. Mai 1791, an dem sich 27 Damen und Herren in dem Hause Nr. 59 Unter den Linden zu regelmäßigen Zusammenkünften entschlossen, ist als Geburtstag des Vereins anzusehen, der zwei Jahre später für seine Übungen in die Akademie der Künste überging und daher den Namen Singakademie annimmt. Wie sehr ähnliche Unternehmungen an anderen Orten Nachahmungen der Berliner sind, zeigt sich in der vielfachen Übernahme dieses Namens, der anderswo gar keinen Sinn hat. Rasch nimmt die Zahl der Mitglieder zu, obwohl es ein ganz privates Musizieren bleibt und die Öffentlichkeit nicht herangezogen wird. Aber so bescheiden Fasch für sich selbst war — hatte er doch auch die Vernichtung seiner Kompositionen testamentarisch verordnet —, so klar muß er doch die höhere Bedeutung seiner Gründung gefühlt haben. Denn er hatte zu seinem Nachfolger einen Mann bestimmt, dessen Wesen kräftige Betätigung nach außen gebot: Karl Friedrich Zelter, der 1800 die Leitung übernahm und bis an sein Lebensende 1832 beibehielt. Goethe hat Zelter, mit dem ihn eine Freundschaft von eigenartiger Innigkeit, ja seitens Zelters Leidenschaftlichkeit verband, eine prometheische Natur genannt. Als Tonschöpfer hat der ehemalige Maurermeister, der sein Handwerk als — übrigens unbesoldeter — Direktor der Singakademie noch lange weiterführte, sein Bestes in der einfachen schlichten Vertonung von Liedern geboten. Aber das Prometheische mag wohl stimmen, nicht nur für den leidenschaftlichen Bildungsdrang des Mannes, sondern auch für seine Fähigkeit, andere unter seinen Willen zu zwingen, zum Dienste an einem groß gesehenen und leidenschaftlich erstrebten Gebilde. Unter Zelter ist die Singakademie das geworden, was sie bis heute ist; unter ihm hat sie ihr eigenes Heim erhalten, den von dem jungen Baumeister Ottmer 1827 glücklich zu Ende geführten Bau im Kastanienwäldchen, der irrtümlicherweise zumeist als ein Werk Schinkels bezeichnet wird. Bei der Einweihung des Saales wirkten 266 Mitglieder mit. Zwei Jahre später, am 11. März 1829, erklang hier zum erstenmal Bachs Matthäus-Passion unter Leitung des zwanzigjährigen Felix Mendelssohn. Wie sehr es ausschmückende Legende ist, daß es gegen Widerstreben Zelters geschehen sei, davon hätte man sich längst in den Briefen dieses Mannes an Goethe überzeugen können. Vielmehr hat Zelter dem Programmbuch eine von tiefstem Verständnis zeugende Einführung vorangeschickt, und es ist nur ein Zeichen dafür, wie selbstlos dieser Mann auch sein konnte, daß er seinem lieben Schüler die Leitung überließ. Er hätte sicher auch den genialen Jüngling am liebsten als seinen Nachfolger gesehen, aber die außerordentliche Selbständigkeit, die die republikanische Verfassung des Vereins jedem Mitgliede gab, brachte es mit sich, daß die bürgerlichen Erwägungen auch einmal über die künstlerischen den Sieg davontragen konnten, und so übernahm Karl Friedrich Rungenhagen Zelters Erbe.

In den 20 Jahren seiner Amtsführung ging es mit der Singakademie bergab; erst als Eduard Grell (1852—1876) die Leitung übernahm, erstrahlte ihr alter Ruhm in neuem Glanze. Der Einseitigkeit Grells, der ganz im alten A-cappella-Gesang und im strengsten Satz aufging, dürfen wir nachträglich dankbar sein. Gerade das Berliner Musikleben würde sonst dieser Art von Kunstpflege, die in katholischen Gegenden im Dienste der Kirche nie ganz erstorben war, völlig entbehrt haben. Und der unbegleitete Männergesang, der übrigens auch mit seiner ganzen politisch-nationalen Bedeutung aus der Singakademie herausgewachsen ist (1809 durch Zelters Gründung der Liedertafel), vermag die hohen künstlerischen und erzieherischen Werte dieser Gesangsübung nicht zu ersetzen. Dann folgte mit Martin Blumner bis 1899 eine Zeit gediegener und tüchtiger Kunstarbeit, die nur dadurch beeinträchtigt wurde, daß sie sich zu sehr allem Neuen verschloß. Auf der anderen Seite hat diese Einseitigkeit nicht nur eine vorzügliche Beherrschung des alten Stils erzielt, sondern auch das Emporblühen anders gerichteter Vereine begünstigt, so daß dann mit dem Eintritt des neuen Jahrhunderts im

Wetteifer mit dem inzwischen zur Höhe herangereiften „Philharmonischen Chor" auch für die Singakademie eine Zeit gesteigerter Arbeit und neuen Strebens einsetzte. In Georg Schumann hatte sich der rechte Mann gefunden; es ist ihm gelungen, dem ihm anvertrauten ehrwürdigen Verein den überlieferten Charakter strenger Gediegenheit zu wahren und ihn doch in einer lebendigeren Beweglichkeit mit dem Sinn fürs Farbige zu erfüllen. Wie Schumann in seinen eigenen Kompositionen zeigt, vereinigt er in glücklicher Weise die sonst meist getrennt liegenden Fähigkeiten der Chor- und Orchesterbehandlung. Gerade durch diese Vereinigung ist er allen anderen Vereinen überlegen und hat es in steigendem Maße erreicht, die Aufführungen seines Chores auch für jene immer bedeutsamer zu machen, die in der Kunst auch das Interessante nicht entbehren wollen.

Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, daß dieser moderne Einschuß dem alten Organismus nichts von seiner gediegenen Gesundheit geraubt hat, so hätten ihn die Festaufführungen, mit denen die Singakademie ihre Jubelfeier beging, vollgültig erbracht. Was an diesen beiden Tagen, dem 27. und 28. Mai, unter den erschwerenden Kriegsverhältnissen — ein Drittel der Männerstimmen steht im Felde — geleistet worden ist, war ein stolzes Zeugnis für die Höhe deutscher Musikkultur.

Ein echt festlicher Chor aus der Kantate „In Zeit und Ewigkeit" von Martin Blumner eröffnete das erste Konzert. Darauf folgte das glänzende, im herrlichen Gewoge der Sechzehnstimmigkeit die Ahnung des Gesanges der Engelscharen heraufrufende „Gloria" aus der großen Messe Eduard Grells. Ein anderes „Gloria in excelsis Deo" schloß sich an, eine Kantate Joh. Seb. Bachs zum erstenmal in dieser Form aufgeführt, jedem Musikkundigen aber wohlvertraut, weil aus dem Gloria der H-Moll-Messe herausgewachsen. Daran schloß sich ein für diesen Zweck aus den reichen Bücherschätzen der Singakademie herausgegrabenes Werk „Es erhub sich ein Streit" von Joh. Christoph Bach, einem Oheim Johann Sebastians, für zehnstimmigen Chor mit Orchester. An das ungeheure Werk, das der große Johann Sebastian über diesem Texte aufgebaut hat, darf man nicht denken. Aber in einem ist der Oheim dem Neffen verwandt: in der inneren dramatischen Anschauung. Seltsam und glücklich überraschend wirkt es immer wieder, wie unsere deutsche Art, die damals so ganz vom Theater ausgeschlossen war, sich zu einer mehr innerlichen Dramatik entwickelte, die entschieden die Wiege geworden ist für das in der deutschen Musik entscheidende „Dichten in Tönen". Mit einfachen Mitteln, in einer hartlinigen Holzschnittechnik wird dieser Kampf, den Michael und seine Engel im Himmel stritten mit dem Drachen, geschildert. Man sieht die Parteien sich erheben, gegeneinanderwogen, ein einziges Ausweichen aus dem festgehaltenen C-Dur nach B erleuchtet eindringlich das Wort von Satanas, der die ganze Welt „verführet", danach erhebt sich ein urgesunder Jubel. „Nun ist das Heil und die Kraft und das Reich und die Macht unseres Gottes seines Christus worden."

Aber der eigentliche Großmeister des Chores ist doch Georg Friedrich Händel, von dessen „Debora" der zweite Akt geboten wurde. Bei Händel wandelt sich mir der Konzertsaal immer zur Szene. Um so gewiß die Wiederaufnahme einer mehr dramatischen Darstellung bei Oratorienaufführungen ein Rückschritt wäre, so sehr wünschte ich, daß doch im elementaren Rahmen der Chorgliederung die großartige dramatische Lebendigkeit eines Händel veranschaulicht würde. So sollte man hier die Chöre der Kinder Israels und des feindlichen Heeres der Kanaiter scharf trennen, und nicht von denselben Sängern beide singen lassen. Die Beweglichkeit und Aufgeregtheit der Chöre der Baalspriester vertrüge eine schwächere Besetzung; die ernste Größe und wuchtige Geschlossenheit des gläubigen Volkes würden um so gewaltiger dagegen erstrahlen. Das ganze kämpfende Gegeneinander der beiden Welten gebietet irgendeine Form der Übertragung ins Räumliche.

Sanktus und Benediktus aus Beethovens „Missa solemnis" sind wieder aus einem ganz anderen Chorempfinden herausgeflossen. Die Menschenstimmen sind nur weitere Re-

gister der Tonorgel, auf der der Komponist spielt, um sich auszudrücken. Ein im Grunde mystisches Sich-hineinfühlen in die Gottherrlichkeit, das inbrünstige Erfühlen eines seligen Einssein in und mit Gott. Es ist so bezeichnend, daß in diesem Chor die wortlose Violine die beredteste Stimme führt. Auf ihrem Gipfel mündet hier die subjektive Musik ein in jenen „Jubilus", der anderthalb Jahrtausende vorher im römischen Choral als ungehemmte Tonwoge über das Textwort hinausschoß. — Felix Mendelssohns 114. Psalm wirkt heute vielleicht gerade durch seine völlige Unproblematik am stärksten. Und immer aufs neue bewundern muß man doch diese angeborene technische Fähigkeit der Ausnutzung der Singstimme in ihrer natürlichsten Bewegung. Brahms schwerblütige „Nänie" ersteht in dunkler Schönheit. Dann folgt wuchtig gehämmert Johann Sebastians gewaltige Kantate: „Nun ist das Heil", in der die höchste Technik des Kontrapunkts bis in die letzten Wendungen hinein Ausdruck des Seelischen geworden ist.

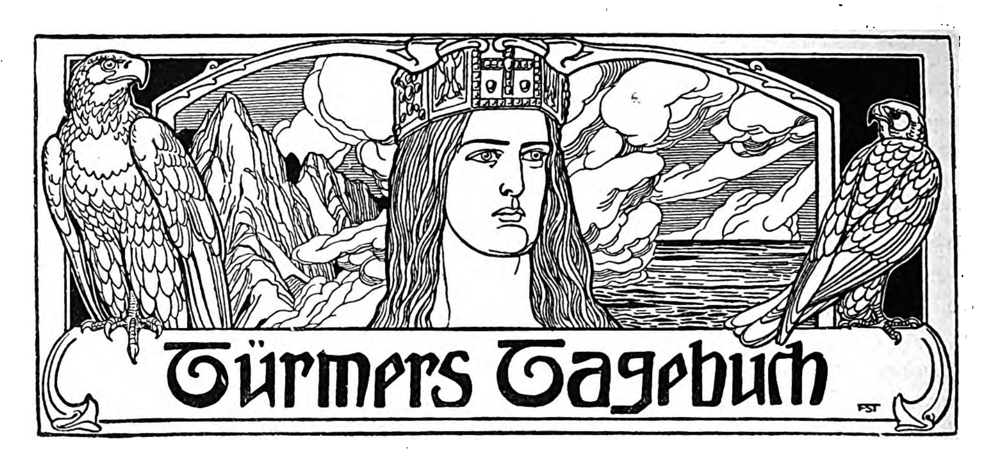
Am Sonntag vormittag feierte dann die Singakademie einen Festgottesdienst, in dem der kunstvolle Gesang des Chores und der Solisten (Bachs Kantate „Eine feste Burg") mit dem Gemeindegesang, der Liturgie und der Predigt zu einer schönen Einheit zusammenwuchs. Ob hier nicht der Weg gewiesen ist, auf dem die Kirchenfreudigkeit bei Evangelischen am natürlichsten zu wecken und zu steigern wäre?

Das zweite Festkonzert brachte des jetzigen Direktors der Singakademie Georg Schumann schon vielfach aufgeführtes dramatisch belebtes Oratorium „Ruth". Wenn Solisten und Orchester mit sichtlicher Freude das Werk zur Aufführung brachten, so geschah es nicht nur aus dankbarer Liebe zum Dirigenten, sondern weil hier mit echter Musikseligkeit gesungen und gespielt werden kann. Wir haben zurzeit keinen Komponisten, der der Freude am Klang in so vornehmer und kunstvoller Weise zur Geltung zu verhelfen weiß, wie Schumann. Dieses Schwelgen im Wohllaut erhält die wertvolle Grundlage durch ein lebendiges lyrisches Empfinden. Einer allzu großen Buntheit in der Mischung der stilistischen Elemente wäre gerade in diesem Werke sehr leicht durch einige kräftige Striche abzuhelfen. Sie müßten vor allem zwei umfängliche Chöre: „Seht, seht, dort in dichter Schar ziehen Vögel durch die Lüfte" und besonders den ganz als Fremdkörper wirkenden „Chor der nächtlichen Geister" beseitigen. Bei wiederholtem Hören des Werkes haben mich diese Teile immer mehr angefremdet, während umgekehrt die Wirkung des Ganzen jedesmal eindringlicher geworden ist.

Georg Schumann, der erst jüngst mit einer sinfonischen Dichtung einen glänzenden Erfolg errungen hat, steht jetzt auf der Höhe des Schaffens, die Singakademie hat unter seiner Führung eine bewundernswerte Leistungsfähigkeit errungen. Sicher haben diese Feiertage das Verhältnis zwischen Dirigent und Sängerschar noch vertieft, so daß wir mit besonderer Freude die Mitteilung entgegennahmen, daß der Verein eine Stiftung ins Leben gerufen hat, die der grundsätzlichen Pflege der neueren Chorliteratur zugute kommen soll. Es liegt im gemeinsamen Wirken des menschlichen Chores mit dem Orchester einen Schutz gegen alle äußerliche Theatralik einerseits, gegen subjektive Willkür andererseits, Gefahren, die dem Opernkomponisten und dem Sinfoniker drohen. Um so wertvoller würde eine ausgiebige Pflege dieser Kunstgattung für unser ganzes musikalisches Schaffen sein. Um so begrüßenswerter ist darum auch eine Einrichtung, die die großen Schwierigkeiten, denen neue Werke dieser Gattung auf dem Musikalienmarkte begegnen, in sehr wirksamer Weise abhelfen würde. So zeugt diese Stiftung der altehrwürdigen Singakademie von kräftigstem Willen zu jugendlichem Leben zum Heile ihrer selbst und unserer geliebten deutschen Kunst.

Karl Storck





Der Krieg

Es wäre wohl für alle Teile nützlicher und angenehmer, für den Türmer allemal, in eigener Sprache zu den letzten Erörterungen des Deutschen Reichstages Stellung zu nehmen, als sich an den Wortlaut der Reden und Ausführungen klammern zu müssen, denen allein heute im deutschen Vaterlande noch eine Freistatt vergönnt ist. In dem Vaterlande, das für sein Dasein ringt und opfert, wie kein anderes!

Zwar ist uns verheißen worden, die zivile Wacht am freien Wort werde in Zukunft „milder", weniger „fest und treu" gehandhabt werden. Solcher Verheißungen haben wir mehrere, nach jeder der Reichstagserörterungen mindestens eine, vernommen; geändert hat sich bisher nichts, wenigstens nicht zum Besseren. Auch das ist, mit Verlaub, im Reichstage festgestellt worden.

„Wohin soll das führen," fragt der Abgeordnete Dr. Stresemann in der 55. Sitzung des Deutschen Reichstages vom 30. Mai 1916, „wenn man auch jetzt noch glaubt, an der Erörterung der Kriegsziele vorbeigehen zu dürfen? In seiner letzten Rede hat der Reichskanzler ausführlicher als vorher von Kriegszielen gesprochen und in bezug auf den Osten ein ganzes Programm aufgestellt von dem, — was ihm an politischer Neuorientierung in Europa vorschwebt. Wenn Sie der Regierungsbank das Recht geben, ihre Gedanken zum Ausdruck zu bringen, auf der anderen Seite den Parteien des Hauses untersagen, ihre Entschließungen zu veröffentlichen, so kommt das auf das hinaus, was in einem Erlaß an die Presse verfügt wurde, ehe noch der Reichskanzler gesprochen hatte: Der Reichskanzler wird sprechen, was er sagt, das darf nur in dem Sinne kommentiert werden, in dem seine Ausführungen sich halten. Das ist nicht ein des deutschen Parlaments würdiger Zustand. Auch unsere Organisationen, aus denen die Fraktionen hervorgehen, müssen für sich das Recht haben, in dieser Frage Stellung zu nehmen. Ich bin fest davon überzeugt, daß keiner der kommandierenden Generale auf den Gedanken gekommen ist, sich mit der Entschließung unseres Zentralvorstandes zu beschäftigen. Es muß eine Anweisung vom Auswärtigen Amt oder Reichskanzler ergangen sein. Die

mit der Handhabung der Zensur betrauten Persönlichkeiten haben uns auch ausgesprochen, wie sehr sie darunter leiden, daß sie immer ihren Buckel hergeben müssen für die Anweisungen, die ihnen von den Zivilbehörden gegeben werden."

„Überall," — Abgeordneter von Graefe — „wo die politische Zensur eingreift, wo die politische Zensur die Verantwortlichkeit, etwas widerstrebend zwar, aber schließlich teilweise doch zu übernehmen sich bereit erklärt hat, ist dasselbe Bild, daß man jede süßsaure Flaumacherei, wie wir sie leider Gottes in den neuesten Regierungsorganen oder wenigstens der Regierung nahestehenden Organen täglich zu kosten bekommen, frei zuläßt, jedes starke Wort dagegen, das einmal wirklich ein starkes deutsches Bewußtsein und weitergesteckte nationale Ziele weist, das wirklich aus der Seele des deutschen Volkes (das wir zu vertreten uns auch erlauben) und aus seinem Herzen kommt, unterdrückt. Wir haben ja die Kritik gehört, die bereits in den Verhandlungen über die Maßregeln gegen die Herren von Liebig, Claassen usw. hier geübt wurde; ich möchte aber eins noch ganz besonders bedauern, daß der Herr Ministerialdirektor Dr. Lewaldt, dessen nicht besonders glückliche Polemik bereits von anderer Seite betont worden ist, es für geschmackvoll gehalten hat, die Petition des Prof. Schaefer in einem Atem zu nennen, ja in Parallele zu stellen mit dem Flugblatt des Herrn Liebknecht. Der Herr Ministerialdirektor weiß, daß hinter der Schaeferschen Petition nicht nur die 90000 niedergeschriebenen Namen, die er vielleicht einmal, wenn er Zeit hat, durchlesen möge, stehen, sondern daß noch Hunderttausende und Millionen von Männern im deutschen Volke hinter dieser Auffassung stehen, und daß das Männer sind, die im deutschen Volke nicht nur den Ruf genießen, sondern auch die Garantie bieten, daß es Männer von durch und durch nationaler Gesinnung und Betätigung sind, und daß man die nicht in einem Atem nennt oder in Parallele stellt mit dem Flugblatt eines Mannes, der nach dem Beschluß dieses hohen Hauses mit Recht hinter Schloß und Riegel wegen Landesverrats sitzt. M. H., das bewirkt eine Empörung im deutschen Volke, die die deutsche Regierung nicht unterschätzen sollte.

Ich bin mir ja vollkommen bewußt, welche Auslegung seitens der Regierung und ihrer neuesten Vertreter derartige Kritiken an der Zensur und der damit zusammenhängenden Maßnahmen der Regierungspolitik finden. Man unterstellt uns, daß wir den Friedensschluß erschwerten, man unterstellt uns, daß das Ausland dadurch beeinträchtigt würde in seiner Beurteilung unserer Stimmung, und daß es dadurch jedem Friedensschluß abhold gemacht wird. Wir müssen uns schließlich hier von der äußersten Linken sagen lassen, daß wir überhaupt daran schuld seien, daß der Krieg noch länger dauere. Ja, meine Herren, wenn man jeder böswilligen Auslegung an sich richtiger Äußerungen in der Öffentlichkeit oder von dieser Stelle im Auslande eine so ängstliche Bedeutung beilegen wollte, dann müßte die Zensur auch die Kanzlerreden verbieten und die Kanzlerinterviews; ich will gar nicht reden von der Wirkung des unglücklichen Wortes von dem Unrecht gegen Belgien, aber betrachten Sie doch einmal den Erfolg, welchen die letzten Reden des Kanzlers

und seine Interviews in der ausländischen Presse hervorgerufen haben! Die Londoner ‚Nation' hat von einem markierten Rückzug des Kanzlers gesprochen, dieselbe Zeitung hat davon gesprochen, daß Deutschland einen Akt der Wiedervergeltung und Besserung vornehmen müsse, es müsse sich davon überzeugen, daß Hegemonie ein Traumbild sei, und nun kommt der schöne Satz: ‚Diese Wahrheit, darf man annehmen, hat der Kanzler sich halb zu eigen gemacht, er scheint nach der Bekehrung seiner Landsleute zu seufzen'! Der ‚Petit Parisien' stellt den Präsidenten Wilson in einen Gegensatz zu unserem Allerhöchsten Landesherrn, den ich nicht wiederholen möchte, weil er jeden Deutschen mit Zorn und Wut erfüllen muß. Der ‚Temps' triumphiert, daß wir uns von Amerika einen Ton ‚trocken bis zur Verachtung' gefallen lassen müßten, und Präsident Wilson, dieser eigenartige Friedensengel, spricht höhnisch von dem Gelingen unseres Niedergeboxtseins und bietet uns dann allergnädigst die Hand zum Frieden! Wenn das die Wirkung der Kanzlerreden im Auslande ist, die gewiß nicht als sonderlich friedenfördernd gelten kann, dann wäre hier der Ort, wo meines Erachtens zuallererst die Zensur einsetzen mußte, wenn ich nicht ein Feind dieser Art von Zensur wäre.

Meine Herren, ich glaube nicht, daß der Herr Reichskanzler diese Wirkung im Auslande erwartet hat — er erwartet gewöhnlich im Auslande etwas anderes als das, was dort eintritt —; aber ich glaube doch, daß er sich trotzdem hätte sagen müssen, daß diese Wirkung mehr oder weniger unvermeidlich war, wenn er jede kraftvolle Auslegung seiner Worte und überhaupt jeden Ausdruck der Kraft im deutschen Volke durch die Zensur derartig unterbindet. Ja, meine Herren, nicht nur das Ausland wird getäuscht über unsere Auffassung über das, was weiteste Kreise des deutschen Volkes empfinden, nein, im eigenen Lande werden die Menschen getäuscht durch die Anwendung dieser Zensur, die nicht mehr als einwandfrei bezeichnet werden kann. Muß man doch im eigenen Lande jetzt alle Augenblicke Leuten begegnen, die einem sagen: Ja, entweder seid ihr Reichstagsabgeordneten eine ganz traurige Gesellschaft, daß ihr nicht den Mut findet, an der einzigen Stelle, die euch im Deutschen Reiche bei der heutigen Zensurmethode überhaupt noch die Möglichkeit gibt, ein offenes Wort über die Stimmungen im deutschen Volke zu sprechen, oder aber — und diese falsche Vermutung ist das Allerbedenklichste — ihr müßt in der Kommission durch die geheimnisvollen Mitteilungen der Regierung doch wohl so überzeugt worden sein, daß alle eure bisherigen Ansichten falsch waren, weil ihr nun ganz ruhig und still seid! Ja, meine Herren, gerade das ist das Bedenkliche, daß im deutschen Volke der falsche Schein erweckt wird, als seien wir nun auf einmal durch alle die Darlegungen, die uns in der Kommission gemacht worden sind, überzeugt, daß unsere bisher gewünschten Ziele Utopien seien, als seien wir überzeugt, daß weder der rücksichtslose U-Bootkrieg Erfolg hätte haben können, noch die Anwendung der Zeppeline in der vollständigen Weise, wie sie von uns und vom Grafen Zeppelin selbst gefordert wurde, kurz und gut, daß alle diese Hilfsmittel keinen Erfolg versprochen hätten, so daß wir selbst nicht mehr zu Tirpitz ständen und dergleichen mehr.



Meine Herren, das ist ein so grundfalsches Bild, welches durch die Zensur im deutschen Volke hervorgerufen wird, daß es nach meiner Überzeugung allerdings unsere Pflicht ist, von dieser Stelle aus zu sagen, daß eine solche Auffassung im deutschen Volke nicht aufkommen darf, sondern daß gerade angesichts dieser Knebelung der öffentlichen Meinung durch eine falsch ausgeübte Zensur von dieser Stelle aus betont werden muß: wir stehen noch genau auf demselben Standpunkt, auf dem wir früher gestanden haben.

Meine Herren, wir stehen auch auf dem Standpunkt, daß eine offene Kritik an Auffassungen der Regierung, wie man sie aus der ihr nahestehenden Presse entnehmen muß, und eine energische Kritik an allen Flaumachereien im Lande gerade die gegenteilige Wirkung haben muß, als sie von den Vertretern der Regierung und von der Linken angenommen wird. Ich stimme dem Herrn Abgeordneten Mertin vollkommen bei, wenn er sagt: Es ist tief bedauerlich und gänzlich unverständlich, daß die Regierung die Waffe, die ihr in dem Ausdruck eines starken Volkswillens in die Hand gegeben würde, für alle Unterhandlungen mit dem neutralen Auslande und eventuell mit unseren Gegnern nicht zu schätzen wüßte; denn, meine Herren, wenn die Regierung sich mit dieser Waffe immer selbst in die Finger schneidet, dann ist das nicht Schuld der Waffe, sondern derjenigen, die nicht mit ihr umzugehen verstehen. Wir bedauern das; denn wir sind der Ansicht, daß diese Waffe von allerhöchstem Werte für unsere Politik sein würde, und daß wir manche traurige Erfahrung, die wir als Deutsche in der letzten Zeit über uns haben ergehen lassen müssen, wohl hätten vermeiden können, wenn die Regierung nicht immer bloß die ‚Frankfurter Zeitung', das ‚Berliner Tageblatt', den ‚Berliner Lokal-Anzeiger' usw. als Stimmungsbild des deutschen Volkes im Auslande erscheinen ließe.

Meine Herren, der Herr Ministerialdirektor Lewald hat neulich mit einem sehnsüchtigen Auge nach der französischen Kammer hingeblickt und hat uns darauf aufmerksam gemacht, wie artige Kinder doch die dortigen Abgeordneten bei der Zensurdebatte gewesen seien; es sei sehr schade, daß wir es nicht auch so brav machten. Ja, Herr Ministerialdirektor Lewald, Sie täten gut, erst auch einmal nach der französischen Regierung hinzuschauen, die ganz gewiß alle diejenigen, welche in Frankreich für starke Kriegsziele und hohe Friedensforderungen, sogar für die Rückeroberung von Elsaß-Lothringen und ich weiß nicht was alles eintreten, nicht mundtot machen, sondern noch schieben und stoßen, weil die französische Regierung diese Waffe zu gebrauchen weiß. Geben Sie uns die Freiheit, so offen zu sprechen über das, was wir als Wunsch und Ziel eines starken Deutschlands haben, dann werden Sie dieselbe artige Kammer haben, die Sie in Frankreich so loben. Die Regierung sollte wahrlich nicht die Bedeutung derjenigen Kreise, die von Ihnen jetzt angegriffen werden, sie sollte nicht den Furor Teutonicus — es ist nicht Chauvinismus, es ist berechtigter Furor Teutonicus, auf den wir Deutsche stolz sind — unterschätzen in dem Bewußtsein der Macht der alleinigen Entscheidung, die sie zurzeit in der Hand hat. Diejenigen, die die unselige Olmützer Punktation zustande gebracht haben,

hatten auch allein die Macht in der Hand und wagten es, gegen das nationale Bewußtsein des deutschen Volkes, in gutem Glauben, aber mit einem sehr unglücklichen Resultate, das deutsche Volk in eine Lage zu bringen, die heute noch nicht vergessen ist, an die man aber heute mit ganz besonderer Trauer zurückdenken muß."

Abgeordneter Dr. Hirsch: „Der Staatssekretär des Innern meint, eine völlige Freigabe der Friedensdebatte sei nicht zweckmäßig, die siegreiche Beendigung des Krieges müsse in erster Linie im Auge behalten werden. Aber gerade, weil wir die siegreiche Beendigung des Krieges im Auge haben, wollen wir die Freigabe der Friedensziele, damit dem Volke gezeigt werden kann, wofür es kämpft, wofür es leidet. Wir wollen auch wegen des Eindruckes auf das Ausland die Freigabe der Friedensziele. Die Herren auf der Linken werden sich schwer täuschen, wenn sie glauben, daß bei einer solchen Erörterung die Flauen nach oben und diejenigen, die stark sind, nach unten kommen. Nicht der geringste Zweifel kann darin bestehen. Man müßte am deutschen Volke verzweifeln, wenn man glauben wollte, daß es anders wäre. Wenn es anders wäre, dann würde der Mut und die Zähigkeit im Durchhalten unter den Maßnahmen der Zensur längst dahingeschwunden sein.

Wer eine Politik der Stärke und des Selbstbewußtseins fordert, begeht keinen Verrat am Vaterlande; das gilt auch für die U-Bootfrage, angesichts der Leistungsfähigkeit dieser Waffe, über die kein Zweifel bestehen kann, auch bei Ihnen nicht auf der linken Seite. Schon in der Kommission habe ich mir den Ausdruck erlaubt: mit der Mundharmonika kann man die Mauern von Jericho nicht umblasen. Glauben Sie (nach links gewendet) im Ernste, daß es Herrn Wilson daran liegt, sich ein Verdienst um Deutschland zu erwerben? Sie wissen, daß das nicht sein kann, wenn Sie an die schnöde Antwort denken, die von Wilson auf den Kaiserbrief wegen der Völkerrechtsverletzung unserer Feinde damals gekommen ist. Schon damals mußte man wissen, daß an der Stelle keine Deutschfreundlichkeit herrscht, daß von der Stelle aus ein Segen für unser Vaterland und unser Volk nicht zu erhoffen ist. In einem offiziösen Artikel ist die Anschauung ausgesprochen worden, als ob es ganz ausgeschlossen wäre, daß ein Friedensvermittler auch ein Friedensdiktator sein könne. Wir dürfen die Zukunft für unser Vaterland nicht in einem internationalen Wolkenkuckucksheim suchen. Haben Sie denn ein Gefühl der Stärke bekommen aus dem Auftreten des Herrn Staatssekretärs des Äußern hier? Das war doch so nebensächlich und unzulänglich, wie man es sich überhaupt nur vorstellen kann. — Bei Männern der Wissenschaft und aller anderen Gebiete haben wir ein Gefühl der Stärke gefunden. Diesen hat man gerade den Weg verlegt nach einer Stelle, die von einer chinesischen Mauer umgeben zu sein scheint. Glauben Sie denn, daß Herr Fendrich allein das Recht hat, nach jener Stelle zu gehen? Diese anderen Kreise haben auch ein Recht darauf, an jener Stelle gehört zu werden; und wenn man ihnen den Weg verlegt, kann man ihnen es nicht verdenken, daß sie in ihrem Vertrauen zu unserer heutigen Politik nicht gestärkt werden."

Nun aber, schreibt die „Tägliche Rundschau", geschieht etwas Wunderbares: „Der Mann, zu dessen Gunsten unsere Zensur wie zu keines zweiten deutschen Mannes Gunsten wirkte und wirkt, hält es plötzlich in der dumpfigen, ungesunden, ja vergifteten Atmosphäre unserer Zensurzustände nicht mehr aus. Der Reichskanzler, dem eben noch während der Zensurdebatte des Reichstages sämtliche Parteien mit lückenloser Einmütigkeit die volle Verantwortung für die Entwicklung und die Gepflogenheiten unserer Zensur zugeschoben haben, erhebt pathetische Anklage gegen die von uns seit fast zwei Jahren beklagten unhaltbaren Mißstände und moralischen Vergiftungserscheinungen in der öffentlichen Meinung, die nach des Kanzlers Zeugnis durch die Zensur hervorgerufen worden sind. Das ist natürlich eine starke, wenn auch traurige Genugtuung für jemanden, der seit fast zwei Jahren es für seine vornehmste sittliche Pflicht hielt, diesen Wirkungen der Zensur entgegenzutreten.

Auch die Klage gerade über das Wesen und Unwesen der mit und ohne Namen von Haus zu Haus, von Hand zu Hand gehenden Streitschriften haben wir mehr als einmal erhoben, längst bevor der Kanzler sich dazu gedrängt fühlte. Aber dieses Wesen und Unwesen war und ist nicht weniger unvermeidlich als bedauerlich, solange die Zensur nach dem Willen des Kanzlers der Nation die öffentliche Meinungsäußerung über ihre grundlegenden Lebensangelegenheiten zwangsweise unterbindet. Wir sehen auch nach den neulichen Äußerungen des Vizekanzlers Helfferich, sehen nach den heutigen Worten des Kanzlers selber kein Ende dieses Zustandes ab. Denn nach Herrn Helfferichs Wort ist die Zensur für die Regierung unentbehrlich, solange in der Nation schroffe Meinungsverschiedenheiten bestehen, das wäre also bis zum Jüngsten Tag, und wenn heute Herr v. Bethmann versicherte, daß auch er das Ende der Zensur wünscht, so hat er doch keinerlei Aussicht auf eine Erfüllung dieses Wunsches eröffnet. Er will ‚so wenig wie möglich' zensieren lassen. Das ist eine Losung aus Gummi, nach der seit dem ersten Tag des Krieges schon jeder deutsche Zensor angeblich gearbeitet hat. Im übrigen soll weiter zensiert werden, ‚mag es sich um militärische oder politische Dinge handeln'. Das ist eine Grundlage, auf der sich's nicht um ein Jota weniger ungemütlich sitzt und schreibt, als auf der wir seither auch uns befanden.

Gleich hier beginnt jede kritische Auseinandersetzung mit der heutigen Rede des Reichskanzlers ins Schiefe und Stückhafte, ja ins Unehrliche zu geraten. Denn hier setzt der ungesunde Druck unserer Zensurverhältnisse schon wieder mit ganzer Wucht ein. Des Kanzlers Politik ist, wie jüngst im Reichstag mit aktenmäßigem Beleg dargetan wurde, ausdrücklich unter den Schutz des Zensursäbels gestellt. Wie wäre es also möglich, sich darüber so auszusprechen, wie seine Rede es eigentlich notwendig machte. Obgleich die Kanzlerrede zu einer solchen Auseinandersetzung einzuladen scheint, ist es unmöglich, dieser Einladung zu folgen. Denn das würde eine Auseinandersetzung unter gar zu ungleichen Bedingungen.

Auf die geschichtlichen Betrachtungen über den Kriegsausbruch und die Tage

vor dem Kriegsausbruch einzugehen, hat auch an sich wenig Reiz für uns, deren Augen angestrengt eine deutsche Zukunft suchen. Der Kanzler selbst hat ja vor kurzem erst sich über die Wertlosigkeit langer geschichtlicher Rückblicke lebhaft geäußert. Wir sind darin grundsätzlich mit ihm einig. Die Dinge, die er hier behandelt, gehören vor das Forum der Geschichte; diese wird das gültige Urteil fällen, nicht Herr v. Bethmann, nicht wir, nicht irgendein streitschriftenschreibender Namenloser. Soweit aber diese Dinge, die uns heute fernliegen, doch für die Wertung unserer noch im Flusse befindlichen Politik, für die Würdigung noch amtierender Staatsmänner in Betracht kommen, besteht, wie gesagt, heute noch keine Möglichkeit zu freier Gegenrede. Die Unterhaltung muß also einseitig bleiben.

Sollte nun diese einseitige Unterhaltung doch schon geführt werden; brach schon eine Kanzlerrede mit lautem, ja pathetischem Tone in die Öde des öffentlichen Ausschweigens; hielt schon er, dem es doch zweifellos bei diesem Zustand am besten gehen mußte, diesen Zustand nicht mehr aus, so hätte man ihn allerdings lieber mit etwas Wesentlicherem sich auseinandersetzen hören als mit dieser namenlosen Denkschrift, gegen die er so leidenschaftlich vom Leder zog. Nach dem Begriff von der Bedeutung dieser uns unbekannten Denkschrift, den die Andeutungen des beleidigten Kanzlers geben, gibt es in der vertraulichen Flugschriftenliteratur dieser Zeit sehr viel Wesentlicheres und Gewichtigeres. Es wäre eine stärkere Genugtuung gewesen, den Kanzler mit diesem Wesentlicheren sich auseinandersetzen zu hören. Bei seiner leidenschaftlichen Polemik gegen diesen ‚im Namen einer niederdeutschen Bismarckrunde' redenden Anonymus wird man das peinliche Gefühl nicht los, daß des Deutschen Reiches Kanzler in dieser Zeit seine Leidenschaft, Kraft und Nerven an eine Aktion hätte wenden können, die dem Gewicht seiner Stellung gemäßer gewesen wäre.

Was der Kanzler gegen den befehdeten Anonymus im einzelnen vorbringt, gäbe der Anregungen genug zu weitspurigen Auseinandersetzungen. Es ließe sich fragen, ob bei der Überzeugung, daß Frankreich und Rußland ohne die Hoffnung auf England den Krieg nie gewagt hätten, noch Raum für eine begründete deutsche Hoffnung auf England bleiben konnte, nachdem sie ihn gewagt hatten. Es ließe sich fragen, ob ein Staatsmann je mit Genugtuung selbst auf den edelsten Versuch zurückblicken dürfe, wenn der Versuch mißglückt ist. Bisher galt gerade in der Politik der Erfolg für das Entscheidende. Es ließe sich erörtern, ob es nicht für einen Staatsmann unter allen Umständen das Richtigere sei, lieber den Schein einer Schuld als die Gewißheit eines wirklichen starken Nachteils zu wählen. Darüber und über anderes ließe sich viel sagen. Wir verzichten darauf, weil wir nicht wissen, in welcher Form und mit welcher Begründung der Anonymus des Reichskanzlers hier Behauptungen aufgestellt hat, und weil wir, wie gesagt, heute noch gar nicht in der Lage sind, unter gleichen Bedingungen wie der Kanzler über diese Dinge zu sprechen. Es muß also einstweilen unausgetragen bleiben, ob man hier für oder gegen ihn sein müßte.

Etwas, aber nicht viel glimpflicher als mit seinem Anonymus ist der Kanzler in seiner Rede mit dem vortrefflichen Generallandschaftsdirektor Kapp um-

gesprungen, der es gewagt hat, zu behaupten, daß unsere heutige Burgfriedlichkeit etwas nach einem faulen Frieden zu riechen beginne. Hier gerät der Kanzler in eine besondere Erregung, fühlt sich persönlich angegriffen und erklärt mit auffallender Heftigkeit: ‚Ich nehme den Kampf auf.‘ Man sieht im Augenblick nicht recht, gegen wen.

Man errät es aber ungefähr aus dem Folgenden. Gegen die Volksvergifter, gegen die ‚Piraten der öffentlichen Meinung‘, die ‚Mißbrauch mit der Flagge der nationalen Ehre‘ treiben! Was könnte hassenswerter sein als solches Otterngezücht? Aber wo sind die? Wer sind die? Der Generallandschaftsdirektor Kapp doch wohl nicht? Wir fürchten, daß die Kampfansage des Kanzlers in dieser Form ihre wesentliche Wirkung üben wird in der Form einiger Schlagwörter, die jeder Beliebige gegen jeden Beliebigen mit Berufung auf das Ansehen des Reichskanzlers schleudern wird. Ob das dann viel dazu beitragen wird, dem, was man heute öffentliche Meinung nennt, die Giftstoffe zu entziehen? Wir fürchten, daß die, welche heute dem Kanzler am lautesten ob solcher Worte zujubeln — ihrer werden viele sein —, ihm wenig Rückhalt sein werden in seinem Bestreben, ‚die schönste Frucht‘ dieses Krieges ausreifen zu lassen und ‚die Unterscheidung zwischen nationalen und anderen Parteien zum alten Eisen‘ werfen zu können. Dieser Krieg, auch dieser nicht, kann die Natur der Menschen in den Wurzeln ihres Wesens nicht ändern. Wir hielten im Glühen der ersten Monate ein fast völliges Umschmelzen der Nation und ihres politischen Aufbaus für möglich. Wir hoffen auch heute vieles, vieles in dieser Richtung, mehr jedenfalls als der Generallandschaftsdirektor Kapp. Aber das erste Glühen ist doch erkaltet. Wer ist schuld an dieser Erkaltung der öffentlichen Meinung? Wer sich vor jedem Gären des Mostes so fürchtete, daß nach seiner Weisheit nie ein klarer deutscher Wein werden könnte …“

„Der Reichskanzler“, äußert sich Professor Eduard Meyer in dem selben Blatte, „beschwert sich darüber, daß in einer anonymen Broschüre der Bericht des englischen Botschafters Sir Edward Goschen über sein Verhalten am 4. August 1914 als geschichtlich korrekt verwertet ist. Das englische Weißbuch darüber ist in zahllosen Exemplaren über ganz Deutschland verbreitet, in den englischen Originalausgaben wie in Übersetzung, und unsere Zeitungen haben seinerzeit diesen Bericht wortgetreu wiedergegeben, ohne daß seitens der Regierung irgendeine Richtigstellung erfolgt wäre. Jetzt erklärt der Reichskanzler, Sir Edward Goschen sei ‚bei dieser Unterredung innerlich so erschüttert gewesen, daß ich, weil es sich um einen persönlichen und menschlichen Vorgang handelte, aus natürlichem Anstandsgefühl es unterlassen habe, jemals öffentlich davon zu sprechen‘. Dieses Gefühl macht seinem menschlichen Empfinden gewiß alle Ehre; aber man sollte denken, daß das deutsche Volk doch noch mehr Rücksicht verdient hätte als der englische Botschafter, und daß es für dieses von höchster Bedeutung gewesen wäre, über das Verhalten des leitenden Staatsmannes in dieser entscheidendsten Krisis der deutschen Geschichte sofort eine zuverlässige Aufklärung zu erhalten. Daß dies nicht geschehen ist, ist ein ganz verhängnisvoller politischer Fehler gewesen; denn da der englische Bericht unwidersprochen

blieb, mußte man ihn für im wesentlichen zuverlässig halten, und von dem Verlauf dieser Vorgänge hing nicht nur die Beurteilung des Verhaltens unserer Staatsmänner in den Verhandlungen ab, aus denen der Krieg erwachsen ist, sondern er mußte, wenn der englische Bericht authentisch war, auch ein schweres Mißtrauen gegen das Verhalten und die Tendenzen der Regierung während des Krieges erzeugen. So ist es dringend zu wünschen, daß wenigstens jetzt noch eine eingehende und neues Vertrauen erweckende Darstellung dieser Vorgänge baldmöglichst veröffentlicht wird.

In seiner Rede vom 6. Juni wendet sich der Reichskanzler erneut gegen die insgeheim in Deutschland verbreiteten Schriften, die seine Politik angreifen, und erklärt, er habe ‚sich für verpflichtet gehalten, diese Machenschaften an die Öffentlichkeit zu ziehen'. Ganz gut; aber wer trägt die Schuld daran, daß sie überhaupt an die Öffentlichkeit gezogen werden mußten und nicht selbst im vollen Lichte der Öffentlichkeit erscheinen? Niemand würde diese geheimen Wege aufsuchen, die uns an sich so antipathisch sind wie nur möglich, wenn es möglich wäre, in gemäßigtem Ton und unter Wahrung der durch den Krieg gebotenen Rücksichten, die wir vollauf anerkennen, öffentlich über diese Dinge zu reden oder zu schreiben. Aber das ist uns eben durch die Regierung unmöglich gemacht, und die Lage wird dadurch nur noch weiter verschärft und erbittert, daß, während man uns jede Äußerung verbietet, unseren Gegnern das Wort freigegeben wird und sie ungehindert die umfassendste Propaganda für Ansichten treiben dürfen, die wir nun einmal nicht nur für falsch, sondern für im höchsten Grade schädlich und verhängnisvoll halten müssen. Es ist ja gewiß möglich, daß die Ziele und Maßnahmen der Regierung die richtigen und wir durchaus auf irrigem Wege sind; aber trotzdem ist es ein unmögliches Verlangen, daß die Männer, welche aus tiefgegründeter, ehrlich politischer Überzeugung zu einer anderen Auffassung gelangt sind, in Fragen, von denen die ganze Zukunft unseres Volkes abhängt, sich mundtot machen lassen und ruhig schweigen sollen. Es hat sich denn auch gezeigt, daß diese Bestrebungen und alle Zensurvorschriften nicht zum Ziele führen können, sondern lediglich verhängnisvoll vergiftend wirken; sie drängen diese Männer in eine immer schärfere prinzipielle Opposition, die an sich ihren Absichten ganz fern gelegen hat. Die Stellung der Regierung würde weit fester werden und die von ihr erhoffte Einigkeit unseres Volkes nur gesteigert werden, wenn sie sich entschließen könnte, in diesen Dingen das Wort freizugeben und durch eine offene Aussprache eine Klärung der Ansichten zu ermöglichen und so zugleich die ständig anwachsende Verbitterung aus der Welt zu schaffen, die, ganz gegen ihre Absichten, ihre Maßregeln mit Notwendigkeit erzeugen mußten. Man sollte denken, daß unsere Lage sich doch jetzt so gestaltet hat, daß eine offene, maßvoll gehaltene Aussprache z. B. über unsere Beziehungen zu England und zu Amerika ganz unbedenklich gestattet werden könnte."

Es gibt außer England und Amerika auch noch andere Fragen, über die eine Aussprache nicht nur „ganz unbedenklich gestattet werden könnte", sondern unbedenklich durchgeführt werden müßte. Im ungarischen Abgeordnetenhause

hat der Ministerpräsident Graf Tisza dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß eine Verständigung über die polnische Frage recht bald erfolgen möge. Die Frage könne und werde zwar nur im Einvernehmen zwischen Deutschem Reiche und Österreich-Ungarn gelöst werden, aber es käme auch auf die Einzelheiten an. Sehr richtig! Und ganz meine Meinung ist auch, was die „Kreuzzeitung“ dazu sagt: „Erst auf dieser Grundlage kann die Verwaltung in den besetzten polnischen Gebieten, die jetzt sozusagen mit der Stange im Nebel herumfährt, zielbewußt geführt werden. Auch die polnische Bevölkerung muß möglichst bald vor vollendete Tatsachen oder wenigstens vor feste Entschlüsse gestellt werden, damit sie weiß, woran sie ist, Farbe bekennen kann und nicht den Einwirkungen aller möglichen geheimen Agitationen preisgegeben ist. Die polnische öffentliche Meinung für die durch den künftigen Frieden festzusetzende Ordnung zu gewinnen, erscheint uns als eine Aufgabe, die bei den Friedensverhandlungen recht nützliche Frucht bringen kann. [Aber sehr! D. T.] Diesen Erwägungen wird man sich auch an maßgebender deutscher Stelle kaum verschließen und demgemäß mit der Lösung des Problems vermutlich lebhaft beschäftigt sein. Unwillkürlich fragt man sich aber, ob diese ohne jede Mitwirkung der deutschen öffentlichen Meinung erfolgen soll. Das entspräche weder dem sachlichen Interesse — in Angelegenheiten von derartiger Tragweite muß jeder gehört werden, der etwas zu sagen hat — noch der Zusage, daß das deutsche Volk Gelegenheit erhalten werde, bei der Festlegung der allgemeinen Friedensziele mitzuwirken. Es zeigt sich in diesem Punkte von neuem und hier besonders schlagend, daß das Verbot der Erörterung der Kriegsziele nicht mehr aufrechtzuerhalten ist. Ließe man es endlich fallen und ermöglichte damit eine gründliche Auseinandersetzung darüber, was bei den Entscheidungen dieses Krieges für unseres Volkes Zukunft in Frage steht, so wären so unfaßbare Ansichten wie die, daß die eigentliche Bedeutung dieses Krieges auf innerpolitischem Gebiete liege, gar nicht möglich. [Das ist allerdings der Gipfel! D. T.] Diese eine Äußerung, die doch in einem großen deutschen Blatte Platz finden konnte, sollte dem Herrn Reichskanzler zeigen, wie verkehrt es ist, dem deutschen Volke die Aussprache über diejenigen Fragen zu unterbinden, die sein ganzes Sinnen und Trachten ausfüllen sollten. Da aber von der idealen Seite des Krieges nicht gesprochen werden darf, ist es nur natürlich, daß nachgerade alle Gedanken durch die Fleisch- und Butterkarte in Anspruch genommen werden. So zwingt die Staatsleitung selber den Sinn des Volkes, den sie zur Höhe führen und für die gewaltigen Aufgaben begeistern sollte, die es zu lösen hat, zum Niederen herab.“

So ist es. Aus der großen Zeit ist die Zeit der ewig-besorgten männlichen Hausfrauen geworden, die Zeit der ewig-besorgten politischen Markttasche.

„Das Unbeschreibliche, hier ist's getan. Das Ewig-‚Weibliche‘ zieht uns — hinan“ —?





Ohne Beispiel

Zur Reichstagssitzung vom 6. Juni d. J. bemerkt die „Kreuzzeitung“ u. a.:

„Mit allen guten Deutschen wird man rückhaltlos und aus vollem Herzen in die hohe Anerkennung mit einstimmen, die der Reichskanzler der Leitung unserer Streitkräfte zu Wasser und zu Lande und unseren herrlichen Soldaten und unseren herrlichen Blaujacken wiederholt zollte ... Wenn sodann nun aber der Reichskanzler in engstem Zusammenhange, ja geradezu zusammengewoben mit diesen höchsten, allseitiger stürmischer Zustimmung sicheren Fragen in großer Ausführlichkeit und in sichtlicher Erregung sich gegen eine anonym erschienene Schrift wendete, durch die er sich persönlich beleidigt fühlt, so erscheint uns dies als ein Vorgang, der nahezu ohne Beispiel in der Geschichte des Hauses dasteht.“

*

Das „Pamphlet“

Der „Deutschen Zeitung“ ist es fraglich, „ob die von einem zweiten ‚Junius‘ herausgegebene Schrift zum überwiegenden Teile doch nicht vielmehr eine scharfe politische Streitschrift ist. Einige teils vermeidliche, teils bedauerliche Irrtümer stehen, soweit wir haben sehen können, darin... Andererseits muß man gerechterweise hervorheben, daß bisher diejenigen, die unter ihrem Namen offene Denkschriften aus vaterländischer Gesinnung und politischer Überzeugung schrieben, persönlich eingeengt, mit Briefsperre bedacht und nicht gerade voller Achtung ihrer Staatsbürgerrechte behandelt worden sind, so daß es natürlich ist, wenn die Hitze an anderen Stellen nach innen geschlagen ist, wenn an die Stelle vaterländischen Eifers ‚Treibereien‘ traten, und wenn der Zorn dieses oder jenes Kritikers sich dem ‚Pamphlet‘ im Kanzlersinne mehr genähert hat. Zwei tatsächliche Ausstellungen an der Schrift konnte der Kanzler mit Recht machen; daß diese beiden Stellen aber charakteristisch für die ganze Darstellung und Kritik des Buches seien, haben wir beim Lesen nicht gefunden.“

Ja aber, wo bleibt dann das „Pamphlet“?

*

Tirpitz

Der Abgeordnete Ernst Bassermann hat (im Reichsverlage, Berlin) eine sehr dankenswerte Schrift erscheinen lassen, in der er dem Schöpfer unserer Flotte mit Wärme gerecht wird. Einige Sätze verdienen besonders herausgestellt zu werden:

„England hat Tirpitz immer richtig beurteilt, die Schwankungen der deutschen Politik, die mit der Periode Caprivi einsetzten und sich wie ein roter Faden durch diese letzten 25 Jahre hinzogen, hat Tirpitz nicht mitgemacht. Die richtige Erkenntnis des englischen Volkscharakters, die Erfassung der englischen Geschichte war in Fleisch und Blut bei ihm übergegangen. Er wußte, daß uns dieser Waffengang mit dem alten Seeräubervolk nicht erspart bleiben werde, und rüstete darauf.

Und doch hatte ich oft den Eindruck, wenn von Verhandlungen mit England, von Rüstungsabkommen die Rede war, Tirpitz wäre als leitender Staatsmann der einzige gewesen, der ein solches Abkommen fertiggebracht hätte. War er auch gehaßt und gefürchtet in England, so genoß er doch andererseits solches Ansehen, solche Autorität jenseits des Kanals, daß man die starke Hand, von ihm ausgestreckt, nicht ausgeschlagen hätte. Die offene und latente Dissonanz zwischen dem leitenden Staatsmann und dem Schöpfer der Marine war sicher ein die deutsche Politik ungünstig beeinflussendes Moment ...

Wie bitter mag er es empfunden haben, daß es ihm nicht vergönnt war, als Oberbefehlshaber der Seestreitkräfte die Flotte, die er geschaffen, zur höchsten Leistung zu führen, wie dies Millionen ersehnt haben. Es war ihm nicht beschieden. Er sah den Chef des Admiralstabes wechseln, ebenso den Befehl der Hochseeflotte, er selbst blieb Minister. Aber er war nicht Minister im landläufigen Sinne, der Mann, der die Marine verkörperte, war nicht ein Verwaltungsbeamter, was trockene Bureaukratie in den letzten Monaten zu konstruieren trachtete. Tirpitz war die Marine, die Flotte war sein Kind und die Seeoffiziere aus seinem Wesen geformt."

*

„Der Oberstgewaltige" — „Eine Ironie der Geschichte"

In der Sitzung des Deutschen Reichstages vom 6. Juni d. J. sprach der Reichskanzler von dem wenig erhebenden Eindruck der letzten Zensurdebatte. Dazu der Abgeordnete Bassermann:

„Wenn auf einem Gebiet, wie es die Zensur ist, eine solche Menge von Verstimmung und beleidigtem Gerechtigkeitsgefühl, von dem Gefühl, daß mit ungleichem Maß gemessen wird, sich auftürmt, dann ist es schließlich selbstverständlich, daß hier im Parlament sich einmal die Schleusen öffnen.

Es ist jedenfalls eine Ironie der Geschichte, daß der Oberstgewaltige der Zensur genötigt ist, sich angesichts von Mißständen, die durch die Zensur erzeugt werden, in die Öffentlichkeit zu flüchten."

*

Der ahnungsvolle Wilson

Es kann heute kaum noch einem Zweifel unterliegen, daß Präsident Wilson mit einem auffallenden — Ahnungsvermögen die Entwicklung der Dinge, die ihm vorbehaltenen Triumphe vorausgesehen hat. Denn sonst wäre seine hartnäckige Ablehnung aller ihm schier aufgedrungenen Handhaben, Deutschland auch nur das wohlfeilste Entgegenkommen zu zeigen, schlechterdings unbegreiflich. Der Kongreß war, wie der „Kreuzztg." berichtet wird, eine Zeitlang ziemlich geneigt, Maßnahmen zuzustimmen, welche der Erhaltung des Friedens förderlich gewesen wären. Es wurde vorgeschlagen, dem Präsidenten die Macht zu verleihen, ein „Embargo" (Verbot) auf die Waffen- und Munitionsausfuhr zu legen, aber Wilson wehrte sich so entschieden, diese Befugnis zugesprochen zu erhalten, daß der Kongreß davon absah, einen dahingehenden Beschluß zu fassen. — Nachher wollte der Kongreß eine Warnung an alle Amerikaner erlassen, auf bewaffneten Handelsschiffen — besonders solchen kriegführender Mächte — Passage zu nehmen, damit die Vereinigten Staaten nicht mehr einzuschreiten brauchten, wenn durch ein Unterseeboot ein solches Schiff torpediert wäre, aber der Präsident hintertrieb auch diesen Beschluß. — Am 18. Januar hatte das Staatsdepartement eine Note nach Paris und London gesandt, welche gegen die Bewaffnung von Handelsschiffen mit Kanonen am Heck protestierte. Als aber die beiden Regierungen antworteten, sie könnten nicht darauf eingehen, schwenkte die Administration sofort um, und fünf italienischen

Kauffahrteischiffen, die mit zwei bis fünf Kanonen im Neuyorker Hafen einliefen, wurde kein Hindernis in den Weg gelegt. Sie konnten auch ruhig wieder abfahren, obschon die Kapitäne selbst damit prahlten, sie hätten auf deutsche Unterseeboote Jagd gemacht. —

Ein wie guter Kenner von Menschen und Dingen muß Mr. Wilson sein, wie gut muß er aber auch — bedient worden sein, um mit so unbeirrbarer, unfehlbarer Sicherheit auf sein Ziel loszuboxen! Gr.

*

Unser U-Bootkrieg

Eines der kürzlich von einer Unternehmung im Atlantik zurückgekehrten deutschen U-Boote versuchte am 2. Mai d. J. in der Nähe von Ouessant einen etwa 3000 Tonnen großen Frachtdampfer ohne neutrale Abzeichen durch Warnungsschuß anzuhalten. Der Dampfer eröffnete darauf nach wenigen Minuten das Feuer aus einem etwa 5 Zentimeter-Kaliber großen Heckgeschütz. Das deutsche U-Boot konnte sich durch Ablauf mit hoher Fahrt in Sicherheit bringen. Es gelang ihm aber später nicht, an den mit Zickzackkursen ablaufenden Dampfer wieder heranzukommen.

Am Nachmittag des nächsten Tages folgte dasselbe U-Boot einem größeren Dampfer und schoß auf große Entferuung einen Warnungsschuß, um diesen zum Stoppen zu veranlassen. Der Dampfer eröffnete darauf sofort das Feuer aus einem Geschütz von etwa 12 Zentimeter-Kaliber und lief dem U-Boot mit hoher Fahrt fort.

Wolffsches Telegraphenbureau und zwar „Amtlich“.

*

Der nützliche Popanz

Der sozialdemokratische Abgeordnete Noske sagte in der letzten Zensurdebatte des Reichstages:

„Wir sind unter keinen Umständen für einen Eroberungskrieg zu haben. Herr Hirsch und Graf Westarp irren sich sehr über die Stimmung des deutschen Volkes. Am Ende des Krieges wird sich eine große allgemeine Enttäuschung zeigen und Abneigung gegen neue Rüstungen.“

Das Eintreten einer großen allgemeinen Enttäuschung hält auch Graf Reventlow, freilich in anderem Sinne als Herr Noske, für nicht ausgeschlossen und unter Umständen sicher: „Es ist bekannt genug, daß von langer Hand her eine geschickte und weitverzweigte Propaganda gemacht wird, um die Bevölkerung glauben zu machen, es gäbe in Deutschland Parteien und Gruppen, welche einen ‚Eroberungskrieg‘ wollten, ‚Annexionsfanatiker‘ wären usw. Dabei weiß man gut genug, daß es nichts der Art in Deutschland gibt, es ist aber natürlich und der Zweck der Übung, durch diese Beeinflussung, durch das Hinweisen auf diesen Popanz die urteilslosen Massen glauben zu machen, nüchterne Überlegung und staatsmännischer Weitblick verlangten für Deutschlands Zukunft die Rolle des sehnsuchtsvollen Hungerleiders nach dem Unerreichlichen auf der Grundlage einer gefestigten moralischen Abgeklärtheit. Wenn man in den breiten Massen der Bevölkerung und in allen denjenigen gebildeten Kreisen, die sich nur gelegentlich mit Politik beschäftigen können, sachliche Aufklärung verbreiten könnte, wie die Dinge wirklich stehen, dann würden die Herren von der nüchternen Überlegung und der weisen Mäßigung ihr blaues Wunder erleben. Soviel Wirklichkeitssinn hat man im deutschen Volke, daß man für die ungeheuren Blut- und Geldopfer des Krieges Wirklichkeiten erringen will, aber nicht Papier und Redensarten und auch nicht, wie Herr Noske verheißungsvoll andeutet, ‚Abneigung gegen große Rüstungen‘. Die Verhältnisse der Zensur gestatten aber nicht eine Aufklärung im Sinne der Tatsachen und Wirklichkeiten, und so befinden sich die deutschen Bevölkerungsmassen in ungeheuren Irrtümern.“

*

Lächerliche Träume

In der Bismarckschen Zeit, so liest man in der „Kreuzztg.“, war es bei allen großen deutschen Zeitungen üblich geworden, daß die ersten Kräfte sich mit der inneren Politik, hauptsächlich der Parteipolitik, beschäftigten. Die Freisinnigen stritten sich mit den Konservativen, die Nationalliberalen mit dem Zentrum und alle zusammen mit den Sozialdemokraten. Die auswärtige Politik wurde minder tüchtigen Leuten überlassen, oft ganz jungen Herren, die frisch von der Universität gekommen waren und die Weisheit der Hörsäle und irgendwelcher Bücher verzapften. Dagegen fand sich in der Londoner und Pariser Presse stets eine große Anzahl von Redakteuren, welche die Weltverhältnisse so genau kannten, daß man ihnen jeden Tag den Posten eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten hätte anvertrauen können. Das geschah auch zuweilen, so z. B. war Delcassé früher Redakteur. Auch die Aufsätze der großen Wiener und Ofen-Pester Zeitungen über auswärtige Politik waren im allgemeinen gediegener als die, welche man in deutschen Blättern fand. So kam es aber, daß die deutsche Presse in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege gegenüber der englischen und französischen Publizistik über internationale Fragen ins Hintertreffen geriet, und es ist ganz selbstverständlich, daß dies auch unseren vaterländischen Interessen erheblich geschadet hat. Es ist beschämend, wenn man an die Ratschläge denkt, die in den letzten Jahren vor dem Kriege in manchen deutschen Blättern, besonders den kosmopolitisch angehauchten, in bezug auf Behandlung europäischer Fragen zum besten gegeben wurden. Da las man z. B., mit den „stammverwandten“ Engländern würden wir uns leicht verständigen; es komme nur darauf an, daß wir uns besser kennen lernten, und das werde durch die gegenseitigen Besuche der Bürgermeister, Journalisten und Geistlichen bewirkt. Auch werde es nicht lange dauern, bis die Franzosen und wir gute Freunde würden, und zwar durch das Medium der Kunst! Um die Russen brauchten wir uns überhaupt nicht zu kümmern; diese hätten mit ihren eigenen Angelegenheiten genug zu tun. Solcher Art waren die Anschauungen, die man in großen Blättern ganz ernsthaft vorgetragen fand. Daß die Handlungsreisenden und Kellner im allgemeinen wohl ähnlich so dachten, rechtfertigt einen unsinnigen Optimismus dieser Art unter keinen Umständen, aber man konnte nichts dagegen machen; es war die herrschende Meinung. Während wir uns aber solchen lächerlichen Träumen hingaben, arbeitete die britische Presse mit Ameisenfleiß Jahr für Jahr und Tag für Tag an einer Verhetzung der ganzen Welt gegen Deutschland.

*

Es bleibt dabei

Es bleibt dabei: der Wucherer ist der König dieser Zeit. Von hoch oben herab schaut er auf alle die Dummen, die ihre Knochen, ihr Leben, ihr Erdarbtes für ein sogenanntes Vaterland opfern. Aber er möchte sie doch nicht missen, denn für ihn ja, den Wucherer, opfern sie. Das ist nur selbstverständlich.

Es bleibt dabei: Der Wucherer geht mit Siebenmeilenstiefeln über Leichen. Dann kommt der brave, treue Amtsschimmel im Hundetrab angetrottelt und — gibt den Leichen recht. Nur hätten sie noch ein wenig länger „durchhalten“ sollen, bis eben der brave, treue Amtsschimmel im Hundetrab angetrottelt kam. Die Hunde, die hungrigen Hunde, sind damit ganz einverstanden: wenn sie sich den müden alten Gaul begucken, haben sie ihn zum Fressen gern.

Es bleibt dabei: Keine Staats- und Regierungsgewalt kann dem Wucherer ernstlich was anhaben. Wucherer werden selten gefaßt, eigentlich nie. Denn wenn mal einer zufällig „gefaßt“ wird, findet er milde, gütige, menschlich verstehende und nachfühlende Richter. Welcher auf Ehre und Reputation haltende Wucherer würde nicht gern 20 Mark „Strafe“ zahlen, wenn er dafür im Jahre 10000 Mark „verdient“? Welcher nicht gern 100 Mark, wenn er dafür im Jahr 50000 Mark

„verdient“? Welcher nicht gern 1000 und auch 10000 Mark, wenn er dafür im Jahr — Tatsachen! — eine Million und mehr „verdient“?

Ach so, — die angedrohten schweren Gefängnis-, die berühmten Zuchthausstrafen —?

Wer lacht da? Gr.

*

Madjarisch, nicht ungarisch!

Im preußischen Abgeordnetenhaus ist die Errichtung eines Lehrstuhls für ungarische Sprache an der Berliner Universität beantragt worden. In der Eingabe, die dazu die Anregung gab, hieß es u. a.: „Wie wenig pflegt der Deutsche im allgemeinen von Ungarn zu wissen.“ Dieser Vorwurf fiel auf die Urheber der Eingabe zurück. Denn sie verlangten einen Lehrstuhl für „ungarische“ Sprache, obwohl es eine solche Sprache nicht gibt. In Ungarn spricht man deutsch, madjarisch, rumänisch, serbokroatisch, slowakisch und italienisch, aber eine ungarische Sprache ist unbekannt. Offenbar will man einen Lehrstuhl für madjarische Sprache. Weshalb nannte man das Kind nicht mit dem richtigen Namen?

Praktischen Wert hat der Vorschlag nicht. Wer wird eine Sprache lernen, die nur von 8—9 Millionen Menschen gesprochen wird, noch dazu in einem Lande, wo jeder gebildete Mensch und jeder Geschäftsmann Deutsch versteht? Aus dem gleichen Grunde hat der Vorschlag der Ungarischen Waffenbrüderlichen Vereinigung, deutsche und madjarische Schulkinder auszutauschen, damit sie leichter die beiden Sprachen lernen, für deutsche Schüler keinen Wert.

Leider findet die deutsche Zuvorkommenheit in Ungarn — wie schon früher anderwärts — keine Wertschätzung. Nach dem „Deutsch-Ungarischen Volksfreund“ in Temesvar wurden kürzlich die deutschsprachigen Zeitungen in Ungarn angewiesen, fortan nicht mehr die alten deutschen Städtenamen wie Hermannsstadt, Kronstadt, Preßburg usw., sondern nur die neuen madjarischen wie Nagyszeben, Brasso, Poszony usw. zu benützen. Zum Überfluß hat Professor Beöthy in Pest vorgeschlagen, auch im Verkehr mit Deutschland madjarische Städtenamen, die bisher nur für den amtlichen Verkehr vorgeschrieben waren, zu gebrauchen. Wenn die neue Deutsch-österreichisch-ungarische Waffenbrüderliche Vereinigung sich nicht auf schöne Reden beschränken will, so möge sie bemüht sein, alle Rücksichtslosigkeiten gegen die Deutschen in Ungarn und gegen das deutsche Volksgefühl überhaupt zu verhüten. P. D.

*

Zwei Diplomaten

Ein früherer österreichisch-ungarischer Botschafter, Graf Lützow, widmete dem jüngst verstorbenen letzten italienischen Botschafter in Wien, Herzog von Avarna, einen Nachruf in der „Neuen Freien Presse“ und rühmte darin: „Mit dem Herzog von Avarna wurde in des Wortes vollster Bedeutung ein Ehrenmann zu Grabe getragen.“

Dagegen schrieb der Mailänder „Secolo“: Der Herzog von Avarna habe in Wien seine eigene patriotische Leidenschaft bewiesen. „Er hat die Kunst, seine Gedanken zu verbergen, so gut verstanden, daß er sogar die Gunst der Hofkreise in Wien genoß und deswegen in Italien so lange verdächtig war, bis das Grünbuch seine wahren Gesinnungen zeigte.“

Gewisse Diplomaten scheinen unbelehrbar zu sein.

*

Der Verständigungsversuch 1914

Vor kurzem veröffentlichte das Auswärtige Amt einen Bericht des deutschen Botschafters in Petersburg vom 1. April 1909, in dem mitgeteilt war, daß Eduard Grey sich ungehalten über die friedliche Beilegung des bosnischen Streites durch Iswolsky geäußert und beigefügt habe, die öffentliche Meinung in England sei genügend vorbereitet gewesen, um der Regierung ein Eingreifen Britanniens an der Seite Rußlands in den Krieg zu ermöglichen. Wohl bemerkt, dies war am 1. April 1909, da wünschte England schon den Kriegsausbruch durch Rußland, worauf es bereit sei, selber gegen das verbündete Deutschland und Öster-

reich an Rußlands Seite die Waffen zu ergreifen. 1909 lagen die Dinge noch ziemlich ungünstig: Rußland litt schwer an den Folgen des japanischen Krieges, und Frankreich besaß noch keine dreijährige Dienstzeit. Im Sommer 1914 verhielt es sich wesentlich anders, da hatten beide Reiche sich von langer Hand auf einen Krieg mit den Mittelmächten gerüstet, und zwar unter steter Begünstigung des Verbandsgenossen Englands. Dieser war in seiner durch und durch britischen Einkreisungspolitik, war in der Marokkofrage und auch sonst feindlich gegen Deutschland aufgetreten, so daß an seinen Absichten billigerweise nicht gezweifelt werden konnte.

In der Reichstagssitzung des 5. Mai äußerte der Reichskanzler über die Lage bei Ausbruch des Weltkrieges: „Wie war die Lage? Frankreich und Rußland waren gegen Deutschland durch ein unsprengbares Bündnis miteinander verbunden. In Frankreich eine starke Revanchepartei! In Rußland einflußreiche expansive, zum Krieg treibende Kräfte! Frankreich und Rußland konnten nur in Schach gehalten werden, wenn es gelang, ihnen die Hoffnung auf England zu nehmen. Dann hätten sie sich nie in einen Krieg gewagt! Wollte ich gegen den Krieg arbeiten — und das habe ich allerdings getan —, dann mußte ich versuchen, mit England zu einer Verständigung zu kommen, die die Kriegsparteien in Frankreich und Rußland niederhielt. Ich mußte das doch tun trotz der mir, wie nur irgendeinem andern, genau bekannten deutschfeindlichen Tendenzen der englischen Einkreisungspolitiker."

Bei diesen Darlegungen, die unter dem Beifall der Linken und des Zentrums erfolgten, fragen wir jeden ruhig und verständig denkenden Menschen: wie war es möglich, Frankreich und Rußland die Hoffnung auf Englands Unterstützung zu nehmen, welche sie in der offenkundigsten Weise schon jahrelang besaßen? Wie konnte man bei der wirklich vorhandenen, nicht eingebildeten Sachlage überhaupt an eine Verständigung mit England denken, die die Kriegsparteien in Frankreich und Rußland niederhielt, wie kann man im Ernst meinen: daß „die schwebenden Verhandlungen guten Erfolg versprachen". Jedes Bemühen war ja von vornherein gescheitert und hätte nur Sinn gehabt, wenn man es geschickt zum Schein als Friedenswunsch ins Werk setzte, um etwa seine politische und militärische Lage zu verbessern und das neutrale Ausland möglichst zu gewinnen.

Der Grundfehler der deutschen Vorkriegspolitik beruht darin, daß man seinen Hauptfeind nicht klar erkannte und sich durch günstige Meinungen und eine geschickte Behandlung von seiten Englands (Streicheln neben Maulschellen) soweit täuschen ließ, daß man noch bis zuletzt an „eine Verständigung mit England" dachte, welches gar nicht verständigt sein, wohl aber die Niederwerfung Deutschlands wollte. P. H.

*

Unzulässige Geschichtschreibung

muß genannt werden, was man in einem Werkchen des Historikers Gottlob Egelhaaf „Vom Weltkrieg" (Stuttgart, Bonz) in folgenden Sätzen liest:

„Wenn der bayrische und der deutsche Kronprinz imstande gewesen wären, Verdun zu nehmen und über Chalons auf Paris vorzugehen, so würde der Rückschlag an der Marne wohl gar nicht eingetreten oder bald wieder überwunden worden sein. Allein es gelang nur den Bayern vom Infanterieregiment v. d. Tann, am 25. September das Sperrfort Camp Romain bei St. Mihiel, südlich von Verdun, zu erstürmen und den Übergang über die Maas zu besetzen. Verdun selbst sollte beschossen werden; allein, so wurde mir von glaubwürdiger Seite erzählt, ein elsaß-lothringischer Reserveoffizier, der deswegen erschossen wurde, als er eben überlaufen wollte, verriet dem Feind den Standpunkt, wo unsre 42-cm-Mörser aufgestellt werden sollten, worauf die Franzosen durch furchtbares Feuer schwerer, in den Vereinigten Staaten gekaufter Geschütze die Aufstellung verhinderten" ...

Wir deutsch gesinnten Elsaß-Lothringer haben die Pflicht, diese Art von Geschicht-

schreibung zurückzuweisen. Hier wird, auf ein Gerücht hin, dem Elsässertum insgesamt ein Hieb versetzt: dem Elsässertum, das ohnedies bitterlich leidet unter dem Schatten, den seine Landesverräter und Fahnenflüchtige auf uns alle werfen. Das war nicht nötig, zumal jetzt nicht, mitten im Kriege, mitten im Burgfrieden aller Stämme und Stände, und zumal es sich hier um keine amtlich festgestellte Tatsache handelt.

Dann liegt aber auch in der Wendung „allein es gelang nur den Bayern" für junge Leser und preußische Leser ein Beigeschmack der Geringerwertung andrer Truppen. Was weiß denn ein Professor am Schreibtisch, wie diese Dinge in Wirklichkeit sich vor Verdun verwickelt haben! Uns hier im Operationsgebiet ist aufs strengste verboten, Gerüchte oder Mitteilungen irgendwelcher Art weiterzutragen. Und hier liest man in einem Jugendbuch (!) den angeblichen Verrat eines Elsaß-Lothringers mit einer katastrophalen weltgeschichtlichen Folge schwarz auf weiß gedruckt!

Es ist bedauerlich, daß so etwas Belastendes hinausgehen darf. F. L.

*

Männer!

Man kann gegen die Konservativen, je nach dem eigenen politischen Standpunkte, dieses oder jenes geltend machen, — das aber muß ihnen der Neid lassen: Männer sind sie. In seiner letzten Tagung hat der Weitere Vorstand der deutschkonservativen Partei folgende Entschließung angenommen:

„Der Weitere Vorstand der deutsch-konservativen Partei billigt einmütig die seit seinem letzten Zusammensein von der Leitung der Partei beobachtete Haltung, insbesondere auch die Stellungnahme der konservativen Fraktionen des Preußischen Abgeordnetenhauses und des Reichstages in Sachen des U-Bootkrieges und der Friedensziele. Er spricht der Leitung der Partei, insbesondere dem Geschäftsführenden Ausschusse und seinem Vorsitzenden, Abgeordneten von Heydebrand, volles Vertrauen und den Dank für die Vertretung einer aktiven, zielbewußten, konservativen Politik aus."

*

Englisch

Die aus Deutschland nach der Schweiz gesandten englischen Schwerverwundeten sind auf dem Wege von Konstanz nach Zürich und weiter von der schweizer Bevölkerung herzlich begrüßt und beschenkt worden, wie jeweils die Franzosen auch, und wie auf dem umgekehrten Weg in die Schweiz oder in die Heimat auch die Deutschen. Das englische Konsulat in Zürich erläßt einen Dank dafür an die Schweizer, abgefaßt in englischer Sprache. Die Blätter drucken das im hochgeehrten englischen Urtext ab mit beigefügter Übersetzung.

Man hat hier den Maßnahmen Englands so manches Ach und Weh und manche Sorge zu verdanken; so hatte man in dieser ehrenvollen Anrede auf englisch doch mal eine kleine Entschädigung dafür. Mir gefällt das Konsulat. H.

*

Dreierlei Maß

Einer der akademischen Weltbeglücker, in Bern, hat einen „Ausgleichsfrieden" ausgearbeitet, der alle Nationen nach dem Maß und Ausgleich ihrer vom Verfasser anerkannten „spezifischen Bedürfnisse" befriedigen wird. Selbstverständlich wurden die Vorschläge unter anderen auch an den Doppelkollegen Wilson, der ja zurzeit nicht nur neutraler Professor ist, übermittelt.

Die französische Militärzensur machte kurzen Prozeß, sie behielt die durchreisende Sendung an den Präsidenten Wilson im Papierkorb, laut Auskunft, die später die Berner Post erhielt. Auch vom Dank Poincarés für sein Exemplar schweigt die Geschichte. Da war seinerzeit der Revanche-Napoleon General Boulanger doch ein anderer; wir sandten ihm als Heidelberger Studenten eine ermunternde Postkarte mit soundso viel „aufs Spezielle" und bekamen prompt ein schönes Antwortschreiben.

Nachher gelang es aber doch, daß die Sendung nach Washington gelangte. Wilson erhielt sie und wollte sie in Erwägung ziehen. Seitdem lassen die in die Presse gebrachten Zuschriften des „Berner Sitzes des Bundes für Menschheitsinteressen“ mit etlicher Deutlichkeit durchblicken, daß seine Vorschläge eine „Vorgeschichte“ der rednerischen Friedenstaten Wilsons sind.

Die deutsche amtliche Stelle hat für die Überreichung der Vorschläge durch ein Dankschreiben geantwortet. Sie war die klügste. Der Menschheitsdrang der Herren ist, wie Boulanger, empfänglich und empfindlich. — Wenn Wilson nun zu den Bürgern von Charlette vom Frieden redete, ohne die Vorgeschichte seiner Gedanken wie ein braver Philologe mit Zitat und Autor nachzuweisen, so fällt auf die ganze Weltbeglückung ein Verschnupfen. Nicht einmal zu einer unumwundenen Danksagung hat sich dieses eingebildete Staatshaupt herbeigelassen. Sondern nur gerade den Empfang der Zustellung bestätigt und sich ihre Erwägung vorbehalten, obwohl er ausdrücklich gebeten war, sie zum Ausgangspunkt seiner Friedensaktionen zu nehmen. h.

*

Was vom Gegner zu lernen ist

Zwischen der Seichtheit oder perfiden Gewöhnlichkeit der feindlichen Journalistik finden sich hier und da Stimmen, die noch immer an ihre besseren Zeiten erinnern. Schon früher habe ich Hanotaux, den französischen Historiker und gewesenen Minister des Auswärtigen, zitiert. In einer Schilderung der Kämpfe bei Verdun im „Figaro“ bespricht er die Laufbahn des Oberbefehlshabers Pétain, der vor nicht lange noch Oberst gewesen, und fügt hinzu: „Das macht die Stärke unserer demokratischen Armee und die Ehre ihrer Leitung aus, daß solche Aufstiege möglich sind, einzig auf Grund des wahren Verdienstes.“ Ganz so einwandfrei wird das nun auch nicht stimmen, aber es kommen uns jedenfalls Gedankengänge, die nicht ganz vergessen sind.

Ein anderer Satz: „Das Geschehen beherrschen, statt ihm ausgesetzt zu sein, darauf kommt es an.“ Militärisch braucht das bei uns ja nicht erst begriffen zu werden. Doch noch immer kann es anderswo nicht schaden.

„Der Franzose ist entzückt, sich auf so vollkommene Art kommandiert zu sehn.“ Man darf ergänzen: und auch imponiert. Es gibt kein anderes Mittel, seine Unlogik und Eitelkeit in Schranken zu halten, und das auf eine Art, daß es ihm selbst wieder schmeichelt. Dies Frauenzimmer von Nation, das sich die Primadonna fühlt, muß den rechten Mann, der nicht um sie bettelt, spüren.

Als Publizist in England und ebenfalls kundiger Historiker, äußert sich Hilaire Belloc zum Weltkriege und begründet mit sachlicher Ausführlichkeit:

„Die großen Kriege, in denen um letzte Entscheidungen gerungen wird, haben immer diese früher oder später zum Ergebnis. Es läßt sich da nicht haltmachen, weil einem plötzlich wichtiger als die Frage des Sieges etwas anderes erscheint, materielle oder seelische Depressionen. Vermeintliche Frieden, Kompromisse, sind da nur sinnlose Zwischenstillstände, die den Austrag der Entscheidung in die Länge ziehen und die Opfer vermehrend erneuern.

„Betrachten wir die derartigen Fälle in der zurückliegenden Geschichte, so ist über ihre Evidenz kein Zweifel. Anders in der Gegenwart; da bringen wir die falschen Proportionen hinein, die wir Dingen beilegen, die uns zu nahe und mit denen wir zu eng verknüpft sind.“

— Auch hier darf man hinzusetzen: Der am Geschehen beteiligte Politiker ist in vervielfachter Weise derjenige, dem die Dinge zu nahe aufrücken. Darüber muß er sich Rechenschaft geben können. Will er die Gefahr, die hierin für sein Werk ist, vermeiden, so hat er dem Künstler, dem Maler aus einer guten Zeit der Kunst zu gleichen, der sich mit Sorgfalt der Einzelheit widmet und wieder auf den Abstand des Beschauers zurücktritt, aus dem er die Wirkung im Ganzen prüfen kann. Nichts wird ihm so

beistehen, wie überblickende historische Vergleiche. Aber sie müssen aus ihrem Fall gesehen sein und nicht zum kritiklosen Kopieren dienen. Ed. H.

*

Greys deutscher Lobredner

Es ist Herr Harden. Herr Harden hat mit folgenden Sätzen sich zum Verteidiger Sir Edward Greys aufgeworfen, indem er in der „Zukunft" schrieb: „Grey hat (wir wissen's von Fernen und Nahen) an jedem Tag und in jeder Nacht unter der Vorstellung dieses Greuels (des Krieges) gelitten; darf sich also der Menschheit zuzählen."

Also, wird der „Deutschen Tageszeitung" geschrieben: alle Veröffentlichungen aus den belgischen Archiven, aller wohlbeglaubigter, von den verschiedensten Seiten zusammengetragener Stoff, die Sir Edward und Genossen als sorgsame Vorbereiter und Schürer dieses Greuels entlarven, existieren für Herrn Harden nicht. Seine Gewährsmänner sind die Fernen, die an jedem Tag, und die Nahen, die in jeder Nacht Einblick nehmen durften in jenes der Menschheit zuzuzählende Taubengemüt. Alle offenbaren Lügen und Verdrehungen dieses Ministers wiegen Herrn Harden keinen Deut, er glaubt an die Nahen, die Fernen und Herrn Grey. Man sollte meinen, weiter könne eine Parteinahme für den bösartigsten Feind Deutschlands nicht gehen. Das ist eine irrige Meinung. Herr Harden gibt die Auslassungen Greys vom 13. Mai d. J. wieder und fügt hinzu: „Der Mann, der so spricht, erschaudert vor dem Krieg wie vor Todsünde wider die Majestät der Menschheit. Ist derselbe, der einsam gegen den Kabinettsbeschluß fürs Stimmrecht der Frauen focht, und den die Curzon, Carson, Milner auf allen Gassen als schlappen Weichling verschreien."

Schade, daß man im Schützengraben und auf der deutschen Flotte diese Verteidigung Greys nicht gelesen hat! Sie würde ebenso gewirkt haben, wie jene Beschönigung des italienischen Treubruchs. Damals verbaten sich deutsche Offiziere die Nachsendung der „Zukunft". Und doch ist diese Bewunderung eines der erbittertsten, verlogensten Gegner Deutschlands für einen mit einem leidlichen Gedächtnis Begabten nicht auffallend. Es ist noch unvergessen, wie Herr Harden sich mit Lob teerte und federte, um Eduard den Einkreiser, ihn, der für den Krieg von heute die Eisen ins Feuer schob, als klügsten und geschäftsgewandtesten Monarchen zu feiern. Wer sich an dieser Pastete schmalziger Lobpreisungen damals den Magen verdorben hat, denkt noch jetzt daran.

*

„Eine weltgeschichtliche Dummheit"

Eine solche Konstellation, wie die gegen uns zusammengeschweißte — schreibt Ernst Heinemann im „Größeren Deutschland" — kann unmöglich nur mit der Schlechtigkeit der Menschen begründet werden, sie muß notwendig auch in anderen Antrieben ihren Ursprung haben. Und da zeigt sich: solange Bismarck das Steuer des Deutschen Reiches lenkte, waren alle Versuche unserer lieben Vettern jenseits des Kanals, uns mit Rußland in einen ernstlichen Konflikt zu bringen, ohne Erfolg; erst seinem Nachfolger blieb es vorbehalten, uns um den Preis unserer Beziehungen zu Rußland mit den Wohltaten der englischen „Freundschaft" in ausgiebiger Weise bekanntzumachen. Denn kaum hatte Bismarck seine Amtsfeder niedergelegt, da war auch das Unheil schon geschehen: Herr v. Caprivi und die Großmama in London sanken einander in die Arme „und weinten vor Schmerz und vor Freude". Heute weiß jeder: die Kündigung des deutsch-russischen Rückversicherungsvertrages war eine weltgeschichtliche Dummheit, die nicht ihresgleichen findet, eine Dummheit, die ihrem verantwortlichen Redakteur, Herrn v. Caprivi, den Anspruch auf den Titel nicht eines deutschen, sondern eines englischen Reichskanzlers gewährt hätte, und die nicht dadurch aufhörte, eine Dummheit zu sein, daß sie die ausgiebigste Unterstützung im deutschen Parlamente und in der deutschen Presse gefunden hat. Indem der zweite Reichskanzler, verleitet durch die englischen

Sirenengesänge, den Rückversicherungsvertrag, den Rußland brauchte, um sich mit England, unserem heutigen Hauptgegner (!). auseinanderzusetzen, nicht nur nicht erneuerte, sondern sich obendrein an England, also an Rußlands größten Feind, enge anschloß, drängte er Rußland geradezu in die Arme Frankreichs und wurde damit der wirkliche Schöpfer des russisch-französischen Bündnisses, das dann durch England, nachdem dieses seinen Zweck erreicht hatte, zu dem Dreiverbande, mit dem wir uns gegenwärtig auseinanderzusetzen haben, erweitert wurde ...

Es ist leider nur zu wahr geworden, was Bismarck einst sagte: „England braucht nicht mit Rußland zu kämpfen, wenn ihm Deutschland die Mühe abnimmt. Wenn ich einen großen und starken, dummen Kerl finden könnte, der für mich mit meinem Feind kämpft, so würde ich ihn absolut nicht daran zu hindern suchen." So ist's gekommen: wir sind augenblicklich damit beschäftigt, Englands größten Gegner niederzukämpfen, damit England selbst dieser Sorge fürs erste enthoben ist. England und Rußland, die beiden größten Rivalen der Welt, die beiden Mächte des Gegensatzes — im Bunde gegen das Deutsche Reich, fürwahr, ein Meisterstück der englischen und — der nachbismarckschen Diplomatie! Wenn wir heute den Engländern mit Entrüstung die uns einst von ihnen verliehenen Ehrenbezeigungen vor die Füße werfen, ein Vorgang, der ihnen höchstens ein Achselzucken entlockt, wenn unsere Empfindungen in diesem Weltkriege sich in die Worte: „Gott strafe England!" zusammendrängen: was liegt in diesem Ausbruche unserer Gefühle anderes als das Eingeständnis der grundverkehrten Politik, die wir seit dem 20. März 1890, die wir nach dem Abgange Bismarcks England gegenüber getrieben haben?

*

Ein Prediger in der Wüste

In der Unterhaltungsbeilage der „Deutschen Tageszeitung", 19. Mai 1916, unterzieht ein gelegentlicher Mitarbeiter, Adolf Reinecke, „das Gehabe und Getue" mit dem Französisch und Englisch in den deutschen Mädchenschulen und Pensionaten einer sehr vernünftigen Kritik. Ein Mann, der selber jahrelang unter Franzosen und Engländern lebte und nicht gegen die fremden Sprachen auftritt, nur auf das Sinnlose und Entwürdigende den Nachdruck legt. Satz für Satz entblättert er die Beschönigungen, die diesen verhimmelnden Unterricht noch immer rechtfertigen müssen, und wenn es da heißt, die Mädchen müssen doch imstande sein, sich mit Ausländern, die nach Deutschland kommen, zu unterhalten, so deutet er zutreffend genug auch die dabei so gerne herauskommenden Folgen an, die ja nicht immer die gröbsten sein müssen, aber auch so noch unsere weibliche Jugend darin bestärken, sich allem Ausländischen, bis herunter zu den verächtlichsten Sorten importierter Tänze, mit der Gewißheit in die Arme zu werfen, erst so auf die Höhe ihres Geschlechts zu gelangen.

Nützen wird ja auch dieser Einspruch nicht viel, den auch schon andere vor ihm taten. — Zur Zeit der Entdeckung Süd- und Nordamerikas gab es dort verschiedene Indianervölker, bei denen die Männer und die Frauen gesonderte Sprachen redeten. In Bern, Luzern, wo die „Dame" in den Läden und soviel sie sonst kann, streng nur französisch spricht, und zum Teil im Elsaß hat man es glücklich zu dieser Indianersitte jetzt auch gebracht, und wenn man das einer deutschen jungen Dame oder gar Schultante erzählt, so ist in vier Fällen von fünf die Wirkung die einer unverhohlenen sehnsüchtigen Bewunderung, die gar nicht verstehen will, was dagegen etwa einzuwenden sei. Bei jenen Indianern lag nun die Sache so, daß die Männer den Weibern nicht erlaubten, die Sprache ihrer Herren zu reden; für uns aber liegt es so, daß die umgedrehte Art von Pädagogik und Bildungsaberglauben fortfährt, ein weibliches Geschlecht zu züchten, auf das noch für lange Zeit hinaus in vaterländischen Dingen, mit Einschluß deutschfühlenden Takts in Ethik, Geschmack, Moden, Gesellschaftsinhalten, kein sicherer Verlaß zu setzen ist.

H.

Die Sommerzeit

Ich bin sehr, im höchsten Maße, für sie. Immerhin ist nicht zu verkennen, daß sie auf dem Lande, besonders im Osten, mißlich ist, weil man dort schon vorher mit der Sonne lebte. Ein Gleichnis, wie heutzutage die Natürlichen und Vernünftigen für die allgemeine Unnatürlichkeit zu büßen haben.

Ed. H.

*

Der deutsche Ton —

— nämlich jener Anschnauzeton gegenüber dem Inländer, jener Flötenton, wenn es sich aber um Ausländer handelt — dieser veraltete deutsche Ton, an dessen Überwindung der Weltkrieg arbeitet, wird in der „Tägl. Rundschau" an einem Beispiel erläutert. Dort erzählt ein höherer Regierungsbeamter folgendes:

Es war am Dienstag, den 16. Mai, morgens 8½ Uhr, als ich mein zuständiges Polizeibureau, Wilmersdorf, in einer Angelegenheit aufsuchte. Nachdem der Herr Wachtmeister vom Dienst einige mit Markttaschen bewaffnete Frauen, die den üblichen Wucher von Geschäftsleuten zur Anzeige brachten, abgefertigt hatte, war ich an der Reihe. Der Gestrenge warf mir einen unwirschen Blick zu und fuhr mich an: „Nun, und was haben Sie?" Ich setzte eben an, mein Anliegen in höflichster Form vorzubringen, als zu meiner Verblüffung der Herr Wachtmeister sich plötzlich von mir abwandte und mit schneller Veränderung seiner Gesichtszüge einen hinter mir stehenden Herrn, der nach mir das Bureau betreten hatte, im sanftesten Ton fragte: „Sie wünschen, mein Herr?" Antwort: „Einen Paß." „Was sind Sie?" „Amerikaner!" In mir kochte es auf, aber ich bezwang mich in der spannenden Erwartung: Wird es der Wachtmeister wirklich fertig bringen, den Amerikaner zu bevorzugen? — Aber er tat es. War er schon vorher beim Wittern eines Ausländers die Höflichkeit selber, so ward sein Antlitz, als sich der Herr als Amerikaner auswies, eitel Sonnenschein, und ich war von dem Augenblick an vollkommen Luft. Zwischen den beiden entwickelte sich ein längeres Gespräch, und der Herr Amerikaner, der das Bureau später betreten hatte als der deutsche Staatsbürger, ward zuerst abgefertigt. Der Wachtmeister aber verschwand, ohne mich eines Blickes zu würdigen, im Nebenzimmer — es gab ja soviel andere wichtige Sachen zu erledigen, und ich, der Deutsche, konnte weiter warten.

Das Geschichtchen ist klassisch und verdiente, in allen Polizeistuben des Deutschen Reiches angeschlagen zu werden.

L.

*

Große Seele

In dem richtigen Gefühl, und nur der Wahrheit die Ehre gebend, daß unser großer Seesieg vor dem Skagerrak letzten Endes den unvergänglichen Verdiensten unseres Tirpitz zu danken ist, hat man seiner auch im preußischen Abgeordnetenhause gebührend gedacht. Als dort der Präsident um die Ermächtigung bat, dem Vizeadmiral Scheer die Glückwünsche des Hauses zu übermitteln, erschollen, nach dem Wolffschen Berichte, lebhafte wiederholte Rufe: „Und Tirpitz!" Alle Zeitungen haben das abgedruckt bis auf die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung"!

*

Die innere englische Gefahr

Ein Beitrag zu unserem so überschriebenen Artikel im 2. Aprilheft ist ein in der Berliner Hof(!)buchdruckerei von Julius Sittenfeld hergestelltes Blatt, das ohne jede Namensunterschrift zahlreichen Geistlichen ins Haus geschickt wird. Darauf steht zu lesen:

„Am 2. Januar 1916 fand in der Paulskathedrale in London ein nationaler Bittgottesdienst statt, dem unter anderen der Oberbürgermeister von London, die Stadträte und Sheriffs (oberste Beamte der Grafschaft) und einige achtzig Mitglieder der Londoner Kaufmannschaft in Amtstracht beiwohnten. Der Erzbischof von Canterbury leitete den Gottesdienst, der folgendes Gebet enthielt:

‚Lasset uns Gott bitten, daß er aus den Wirren und dem Elend des Krieges ein besseres Verständnis für das wahre Verhältnis von Recht und Macht erwachsen lasse und ein tieferes Erfassen der Botschaft Christi in seiner Bedeutung für die Gemeinschaft der Völker. Mögen wir keinen Wunsch haben, unsere Feinde vernichtet zu sehen, nur um ihrer Demütigung willen.

Lasset uns für sie wie für uns selbst wünschen, daß ihre Augen für die Erkenntnis der Wahrheit geöffnet werden mögen; lasset uns beten, daß durch die Gnade Gottes der Tag kommen möge, an dem wir einander verstehen und achten lernen, und uns als Freunde vereinigen, um nach dem gemeinsamen Guten zu streben. Und vor allem lasset uns beten, daß wir, wenn der ersehnte Friede kommt, von dem festen Willen erfüllt sein mögen, die bittere Erinnerung an unsere Kämpfe dadurch auszulöschen, daß wir von neuem als Menschen von gutem Willen uns in den Dienst der hohen Aufgabe stellen, die Völker der Welt zur wahren Erkenntnis unseres einzigen Erlösers und des Herrn über uns alle und zum Gehorsam gegen ihn zu führen.‘

Möchten alle Geistlichen sich angetrieben fühlen, in diesem Sinne, jeder in den Formen, die sein Bekenntnis ihm eingibt, die einstige Verständigung der Völker vorbereiten zu helfen.“

Es kann nicht bloß Michelei sein, die dieses echte Erzeugnis englischer Heuchelei unseren Geistlichen als Vorbild für ihre Aufgabe ins Haus schickt. In allen diesen Dingen steckt System. St.

*

Repräsentationsgelder

Recht häufig bringt die Post den meisten Lesern des „Türmers“ Aufforderungen zur Spendung von Beiträgen für allerlei Zwecke der Kriegswohlfahrt. Viele Unternehmungen zugunsten der Hinterbliebenen oder der beschädigten Feldgrauen im Interesse ihrer Zukunft sind unterstützungswürdig. Der Mittelstand möchte gern helfen, ist aber selbst in schwieriger Lage. Alles wird teurer. Selbst bei größter Sparsamkeit erhöhen sich die Ausgaben, und für freiwillige Spenden bleibt wenig oder nichts übrig.

Leider ist aber auch die Gebefreudigkeit in den wohlhabenden Kreisen nicht genügend. Die preußischen Minister beziehen jährlich 36000 ℳ Gehalt bei freier Dienstwohnung, die Reichsstaatssekretäre 50000 ℳ, der Reichskanzler 100000 ℳ. Ein erheblicher Teil dieser Bezüge ist den Ministern für Repräsentationskosten bewilligt worden. Dafür hatten diese hohen Beamten seit Kriegsbeginn wenig oder nichts aufzuwenden, konnten demnach beträchtliche Ersparnisse machen. Es wäre durchaus im Sinne des Haushaltungsgesetzes, wenn die Herren sich entschließen wollten, die erhaltenen und nicht verwendeten Repräsentationskosten geeigneten Zwecken der Kriegswohlfahrt zuzuweisen. Zwar haben die höchsten Beamten bereits eine Sammlung von 30000 ℳ abgeführt. Allein auf den einzelnen entfiel nur eine Gabe von etwa 1500 ℳ, die in gar keinem Verhältnis zu den Ersparnissen steht, die sie durch Bezug von Repräsentationsgeldern ohne Gelegenheit zur Verwendung machen konnten. Hoffentlich bleibt diese Anregung nicht unbeachtet.

Auch die Zivilliste des Königs von Preußen und anderer deutscher Fürsten setzt Ausgaben für Repräsentationen voraus, die während des Krieges wegfallen. In einer Zeit, da selbst der Ärmste gibt, Blut und Geld, dürfen diejenigen, die es angeht, nicht die Pflichten übersehen, die ihnen durch Bewilligung hoher Bezüge aus den Erträgnissen der Gesamtheit obliegen.

*

Geschwätz auf allen Gebieten

„Sie haben schrecklich viel gelesen“, und selbst der Schmock beiderlei Geschlechts, der zu den klischierten Modemodellen der Firma so und so einen Text liefern muß, legt dar, wie in der scheinbaren Laune der Mode das große, verborgene Gesetz der Geschichte regiere. Das ist nämlich ganz richtig, — solange es vormals Trachten der Völker und der Kulturperioden gab, die noch einen

bestimmten Inhalt an Weltanschauung und Lebensideen hatten. Es aber im wirbelnden Chaos von heute zu behaupten, ist maßstablose oder wissentliche Flunkerei.

Zu den leidigsten Erscheinungen im Zeitungswesen gehört bekanntlich der den Redaktionen auferlegte Verzicht auf Kritik, sobald sie mit dem Anzeigengeschäft in Widerspruch geraten würde, das die „besseren" Modefirmen ganzseitig in Nahrung setzen. Deshalb verschweige ich, aus mitfühlender Schonung, den Druckort eines modeschriftstellerischen Hymnus auf den neuesten Ungeschmack, der der schneidermäßigen Beschreibung mit Klischees die allgemeine Berufung auf die Menschheitsgesetze Anno 1916 vorhängt und im gleichen plattärmlichen Orakelstil dann folgendermaßen ausklingt: „Die Mode ist nicht Zufall, sondern notwendiges Ergebnis. Wenn man sie von diesem Standpunkte aus betrachtet, versteht man erst ihren Sinn. Die Mode spricht aus, was die Frauen sich denken und wünschen, und da bekanntlich Gott will, was die Frau will, so ist auch die Mode nur eine Art und Weise, wie das Göttliche sich den Menschenkindern offenbart."

In ein paar Monaten wird sich das Göttliche auf die entgegengesetzte Weise geschäftlich offenbaren, und bei der Unmöglichkeit, die vorhandenen Hüte und Kleider entsprechend umzuändern, werden die Vestalinnen der Mode sich wieder etwas Neues zu „denken und wünschen" veranlaßt sein.

Ed. H.

*

Gegen den Mond

Welchen Grad auf der Stufenleiter der Narrheit die italienischen Kundgebungen gegen uns und unsere Freunde — „einst im Mai" (1915)! — erkletterten, dafür erzählt Philipp Hiltebrandt in der „Deutschen Revue" ein von ihm selbst erlebtes Beispiel vollendeter Verblödung: Am 17. Mai passierte eine Demonstration unter wilden Rufen: „Abbasso l'Austria! Abbasso la Germania!" die Cavourbrücke in der Dämmerung, als gerade der Mond aufging. Da rief einer der Demonstranten: „Abbasso la Mezzaluna!" (Halbmond = Türken), worauf dann die ganze Masse den Mond anschrie: „Abbasso la Mezzaluna! Abbasso la Mezzaluna!"

*

Weltkrieg und Königliche Bühne

Das Berliner Königliche Schauspielhaus kündigt Neuheiten an. Was für Neuheiten sind das mitten in diesem schwersten Kriege, den Deutschland und Preußen jetzt zu bestehen haben? Erstens: „Die Blumen der Maintenon", frei nach Dumas von Reinhard Bruck. Zweitens: „Colombine Sorgenbuckel" von Reinhard Bruck. Dieser zweimal vertretene Dr. Bruck, unsres Wissens aus Wiener Kreisen, ist Oberregisseur des Königlichen Schauspielhauses. Ein Lustspiel des Wieners Franz Blei „Logik des Herzens" fügt sich da ganz gut an. Die vierte Neuheit ist von einem Benjamin Segel (?) ... Und damit dürfen wir ja wohl aufhören. Denn der „Jahrmarkt zu Pulsnitz" und ein Stück „Könige" ändern an dem jammervollen Tatbestand nichts.

St.

*

Feste zum Besten „unserer verwundeten Krieger"

Sie sind an der Tagesordnung unter den verschiedensten hochtrabendsten Titeln. In der Tat ist so viel Not zu lindern, daß die Wohltätigkeit steter Ermunterung bedarf. Aber wenn ja, so müßte sie jetzt vorsichtig in der Wahl des Gewandes sein. Nicht nur um der Sache, sondern vor allem auch der Feldgrauen willen, denen man wohltun will. Wie diese manche derartiger Veranstaltungen empfinden, zeigt ein Schützengrabenbrief, der durch einen „Wohltätigkeitsabend" in der Stadthalle zu Hannover veranlaßt worden ist.

„... Und nun möchte ich meinem bedrängten Herzen gern einmal Luft machen. Ich glaubte meinen Augen nicht trauen zu

dürfen, als ich vor einigen Tagen im Anzeiger den Bericht über den „Wohltätigkeits(!!)-Basar“ in der Stadthalle las. Also angeblich Wohltätigkeit für die Verwundeten, in Wirklichkeit aber, wie ja auch der Bericht mit zynischer Offenheit zugab, nur Schaugepränge, um sich zu amüsieren, um zu sehen und hauptsächlich gesehen zu werden. Hat Euch dahinten in der Heimat denn dieser Krieg so gar nichts gesagt, ist diese große Zeit, diese ernste Zeit so ganz spurlos an diesen Leuten vorübergegangen? Glaubt Ihr denn, das sei im Sinne unserer Feldgrauen gehandelt? Schämen sollte sich diese Bande! Millionen braver Männer tragen täglich ihre Haut zu Markte, Millionen von Frauen sorgen sich um ihre Männer, Brüder und Kinder und arbeiten doch fleißig mit zum Wohle des Vaterlandes, und da schämt sich dieses geistige Proletariat wirklich nicht, denselben hohlen Vergnügungen nachzulaufen, wie in der verrotteten Zeit vor dem Kriege. Und der Sache dann noch das Mäntelchen der ‚Wohltätigkeit für unsere Verwundeten‘ anzuhängen! Unsere Verwundeten werden sich bedanken. Für diese Art von Leuten haben sie nicht geblutet. Für die stehen wir nicht jahrelang auf der Wacht im Graben. Für diese Leute ist kein Platz im neuen Deutschland. Die gehören nicht zu uns. Wir brauchen Männer von Stahl, keine aufgeputzten Affen. Ich habe mit mehreren Offizieren darüber gesprochen. Sie waren ganz meiner Meinung. Und was meint Ihr wohl, wie werden erst unsere einfacheren feldgrauen Kameraden darüber urteilen, der Arbeiter, der einfache Handwerker! Wenn man wohltätig sein will, so hat man heute tausendfach Gelegenheit dazu. Das da sind Pharisäer, die nur gesehen sein wollen beim Geben. Ihren Lohn haben sie dahin, und ihre Gabe taugt nichts. Wir hier an der Front wollen gewiß nicht, daß Ihr dahinten den Kopf hängen lassen sollt! Ihr sollt fröhlich sein. Wenn Ihr dort ein gutes Konzert veranstaltet und weist den Ertrag den Kriegern zu, so wird niemand daran etwas finden. Aber solch ein — —sabbat gehört sich nicht in dieser großen Zeit, denn daß er nur veranstaltet wird, damit gewisse Leute für sich Reklame machen können, ist doch wohl klar. Ich kann so etwas nur als geistige Verrohung bezeichnen ...“

Ob der Mann nicht allzusehr recht hat?! -o-

*

Was muß da „verdient“ werden!

Der „Vorwärts“ berichtet:

„Vor einiger Zeit war der Viehhändler Max Otto Hennig in Dohlen vom Leipziger Landgericht wegen Preisüberschreitung beim Schweinehandel zu 6000 ℳ Geldstrafe verurteilt worden. Diese Strafe hat Hennig nicht abgehalten, neuerdings beim Kälberhandel gegen die Wucherverordnung durch zu hohe Preisforderungen zu verstoßen. Das Gericht verurteilte ihn diesmal zu einer einmonatigen Gefängnisstrafe und zu 1500 ℳ Geldstrafe.

Der Fall beweist, daß unsere Ansicht, durch Geldstrafen werde den Preistreibereien kein Abbruch getan, berechtigt war. Wir glauben bestimmt, daß die nunmehr über den Viehhändler verhängte Gefängnisstrafe eine bessere Wirkung erzielen wird.“

Eine „bessere“ — vielleicht? Eine nachhaltige bestimmt nicht. Dazu wird bei dem „Geschäft“ zu viel „verdient“, ist die Versuchung zu groß.

Da wir aber unseren Nächsten nicht in Versuchung führen sollen, so wäre eine Außerbetriebsetzung für die Dauer des Krieges auch für solche lieben Nächsten nur eine moralische Versicherung, also Wohltat. Man brauchte dabei nicht gleich auf die von Herrn Asquith seinerzeit wohlwollend in Aussicht gestellten zwanzig Jahre Kriegsdauer zurückzugreifen. Gr.

*

Die „geheimen“ Druckschriften und die — offenen

Herr von Bethmann Hollweg, meint der „Hannöversche Kurier“, will zwar in den geheimen Druckschriften nicht nur die Kehrseite des öffentlichen Schreib- und Sprech-

verbotes sehen, sondern er scheint zu glauben, daß dabei noch „andere Momente“ im Spiel sein könnten. Wir wissen nicht, worauf diese Andeutung geht. Die meisten Schriften gehen unter dem vollen Namen ihres Verfassers und sind nur insofern geheim, als sie dem Zensor entzogen werden sollen. Im übrigen scheuen sie das Licht der Öffentlichkeit durchaus nicht, und sie hören sofort auf geheim zu sein, sobald man dem deutschen Staatsbürger wieder gestattet, sein politisches Licht offen leuchten zu lassen. Das Gegenmittel gegen diese Geheimschrift liegt also ziemlich einfach und nahe bei der Hand. Herr von Bethmann Hollweg greift trotzdem nicht danach, um den „schweren Mißstand“ der geheimen Druckschriften zu beseitigen, sondern will den Druck, der naturgemäß Gegendruck erzeugen muß, fortbestehen lassen. Den Grund dafür gibt er nicht an. .. Es muß von neuem betont werden, daß unter dem Walten der politischen Zensur — um sie allein handelt es sich — im Bilde der Öffentlichkeit immer schärfer die Züge einer einseitigen gemachten Meinung hervortreten. Dieses Bild ist falsch, weil die Öffentlichkeit nur dann richtig widerspiegelt, wenn alle Meinungen frei an ihre Oberfläche dringen können. Heute ist das aber nicht der Fall, sondern heute kommt nur eine Richtung zu Wort, eine Richtung, die von kritischen Neigungen gegen die Regierung frei ist. Die Anwälte dieser Richtung sind in Wort und Schrift sehr rege und ungehemmt. Sie machen aus der U-Bootsresolution des Reichstages ein Vertrauensvotum für den Kanzler, sie verdrehen den klaren Wortlaut unserer letzten Note an Amerika, sie reden uns auf, daß alles erreicht sei, wenn wir uns bis zur Anerkennung unserer Gleichberechtigung durch England „großgehungert“ hätten, daß alles, was wir an Garantien gegen England brauchen, in der Furcht Englands vor einer etwaigen ernsthaften deutschen U-Bootsaktion liege. Sie sind mit einer Lähmung unserer U-Bootswaffe durch Herrn Wilson ganz einverstanden, sehen aber trotzdem in dem U-Boot ein Zaubermittel, das uns zurzeit jeder entscheidenden Auseinandersetzung mit England überhebt. Das Bild der ungetrübten deutschen Öffentlichkeit wäre mit dem schrankenlosen Gewährenlassen dieser Politiker zu teuer erkauft. Wie die Dinge liegen, ist das Schweigegebot eine unerträgliche Zumutung. .. Es ist und bleibt ein Unding, daß die Politik des Verzichts offen gepredigt werden darf und Kundgebungen wie der Beschluß des nationalliberalen Zentralvorstandes der Zensur zum Opfer fallen. ..

*

Was Großadmiral von Koester sagt

Er sagt (Tagung des Flottenvereins in Berlin):

„Selbst Engländer behaupten jetzt, daß die Waffe des Unterseeboots in stetiger Zunahme eine Krankheit bedeute, die England zum Tode führen müsse. In einem Vortrage über Nahrungsmittelzufuhr sprach sich das Parlamentsmitglied Ch. Bathurst dahin aus, daß England nur mit genauer Mühe und großer Not der Aushungerung entronnen sei.

Sollen wir es zugeben, daß unser Volk unter englischer Brutalität leidet? Wir müssen die uns zur Verfügung stehende Waffe ausnutzen. Wenn unsere Feinde sich der Minen und Flugzeuge gegen uns zu Wasser und zu Lande als Kampfmittel bedienen, wenn im Osten die größten nur denkbaren Grausamkeiten begangen sind, und wenn der Vorkämpfer für Humanität und Gerechtigkeit, Herr Wilson, die Durchführung des Krieges einzig und allein durch die Lieferung von Munition an unsere Feinde ermöglicht hat, warum sollen wir nicht diese neueste, für uns erfolgreiche Waffe zur Anwendung bringen, die in bezug auf die Menschlichkeit sicherlich nicht gegen die vorgenannten Maßnahmen zurücksteht? Zielbewußt und energisch müssen wir, wenn irgend möglich, vorgehen, auch wenn die Regierung der Vereinigten Staaten die heiligen und

unbestreitbaren Gesetze des internationalen Rechts und die allgemein anerkannten Gebote der Menschlichkeit für noch so gefährdet erachtet. Hier muß der Hebel also mit voller Kraft angesetzt werden.

Wir wissen, daß wir mit rücksichtslosem Gebrauch der U-Boot-Waffe den Feind in verhältnismäßig kurzer Zeit ins Herz zu treffen in der Lage wären.

Welch ein Alp von unseren Feinden durch die in letzter Zeit erfolgte Verflachung des U-Boot-Krieges genommen ist, können wir am besten aus dem unmittelbar darauf eingetretenen Rückgang der Seeversicherung gegen Kriegsgefahr entnehmen ..."

*

Kapp und Bethmann Hollweg

Der Generallandschaftsdirektor Kapp hat die politische Betätigung und Befähigung des Herrn Reichskanzlers von Bethmann Hollweg in einer Denkschrift scharf angegriffen.

Herr von Bethmann hat sich daraufhin in der Sitzung des Deutschen Reichstages vom 5. Juni d. J. gegen Herrn Kapp mit den Worten, in dem Sinne und in dem Zusammenhange ausgelassen, die aus den Berichten über diese Reichstagssitzung bekannt sind.

Herr Kapp, der nicht in der Lage war, Herrn von Bethmann vor dem selben Forum der selben Öffentlichkeit und in der selben Ausführlichkeit Rede und Antwort zu stehen, hat sich zu dem Versuche veranlaßt gesehen, eine persönliche Verständigung mit Herrn von Bethmann herbeizuführen.

Diese von Herrn Kapp versuchte Verständigung ist gescheitert, und Herr Kapp veröffentlicht unter dem „14. Juni 1916" die zwischen den Vertretern der beiden Herren ausgetauschten Erklärungen:

„Der Vertreter des Herrn Reichskanzlers erklärte:

‚Die von Herrn Kapp verbreitete Denkschrift ist ein Angriff gegen die Politik des Herrn Reichskanzlers. Aus Gründen des Staatswohls ist der Herr Reichskanzler diesem Angriff öffentlich im Reichstag entgegengetreten. Er lehnt es ab, diese ihm durch die Pflichten seines Amtes auferlegte Handlung zum Gegenstand persönlicher Auseinandersetzung zu machen.'

Darauf erklärte mein Vertreter:

‚Herr Kapp hat der Politik des Herrn Reichskanzlers den Vorwurf der Unfähigkeit und Schwäche gemacht. Der Herr Reichskanzler hat gegen Herrn Kapp persönliche Schimpfworte gebraucht. Nach der Erklärung des Herrn Reichskanzlers ist er aus Gründen des Staatswohls dem Kappschen Angriff öffentlich im Reichstag entgegengetreten. Er lehnt es ab, diese ihm durch die Pflichten seines Amts auferlegte Handlung zum Gegenstand persönlicher Auseinandersetzung zu machen. Demgegenüber erklärt Herr Kapp, sich in einem Augenblick Genugtuung verschaffen zu wollen, in welchem dem Herrn Reichskanzler nicht mehr der Schutz des Krieges, seine Stellung und die Knebelung der Presse zur Seite stehen.

Diesen Tatbestand teile ich hierdurch ergebenst mit.

Generallandschaftsdirektor
Kapp."

Hierzu wird es erlaubt sein, gegenüber öffentlichen „sarkastischen" Erzählungen von einem „verhinderten Blutvergießen" u. dergl. rein sachlich und hypothetisch zu bemerken:

Es ist mehr als unwahrscheinlich, daß Herr Kapp ein solches „Blutvergießen" herbeiführen wollte.

Dagegen ist es sehr wahrscheinlich, daß Herr Kapp an Herrn von Bethmann Hollweg das Ersuchen gerichtet hat, ihm eine Ehrenerklärung zu geben.

Dieses Ersuchen wäre dann begründet, wenn, wie Herr Kapp das behauptet, auf von ihm vorgebrachte, nur in engeren Kreisen verbreitete Vorwürfe gegen die Politik des Herrn Reichskanzlers der Herr Reichskanzler gegen Herrn Kapp in öffentlicher Reichstagssitzung „persönliche Schimpfworte gebraucht" haben sollte.

Ob Herr von Bethmann solche Worte ge-

braucht hat oder nicht, ist jeder zu beurteilen in der Lage, der die Worte des Herrn Reichskanzlers persönlich mit angehört oder in den Berichten gelesen hat.

Hat Herr von Bethmann solche Worte gegen Herrn Kapp gebraucht, dann hat er das mit der bei seiner Stellung, vor diesem Forum und in dieser Zeit unvermeidlichen Wirkung getan, Herrn Kapp vor der ganzen Welt bloßzustellen.

Trifft diese Voraussetzung zu, dann befand sich Herr Kapp in der denkbar klarsten Notwehr, da ihm ja kein anderes Mittel übrigblieb, als eine persönliche Verständigung zu versuchen.

Trifft die Voraussetzung zu, dann war das keine Staatssache, sondern eine persönliche Angelegenheit. Dann war Herr von Bethmann auch nicht in der Lage, die ersuchte „persönliche Auseinandersetzung" über von ihm etwa ausgesprochene persönliche Beleidigungen mit Berufung auf „Gründe des Staatswohls" abzulehnen, die unter solchen Umständen nur persönliche Erleichterung als eine ihm „durch die Pflichten seines Amtes auferlegte Handlung" zu erklären. Wenn auch immerhin der Fall denkbar wäre, daß irgendwo und irgendwann ein Staatsmann sich gedrungen fühlte, aus Gründen des Staatswohls zu persönlichen Beleidigungen zu greifen, so wäre das doch — für den Staat — ein recht trauriger, um nicht zu sagen trostloser Fall.

Treffen diese Voraussetzungen nicht zu — über diese Frage enthalte ich mich als in die Einzelheiten der Vorgänge und Verhandlungen nicht Eingeweihter jeglichen Urteils —, dann sind selbstverständlich auch die oben gezogenen rein hypothetischen Folgerungen hinfällig. Gr.

*

Berichtigung

Zu dem von uns im zweiten Aprilheft S. 145 aus den „Alldeutschen Blättern" übernommenen Artikel „Mehr denn unwürdiger Zustand" sendet uns die Presseabteilung des Admiralstabes der Marine folgende Berichtigung:

„Von der in dem Aufsatz erwähnten Benutzung von Blanko-Telegrammformularen ist hier nichts bekannt; sie wird auch aus folgenden Gründen für ausgeschlossen erachtet:

Alle Telegramme geschäftlichen oder privaten Inhalts werden der Kriegszentrale des Admiralstabes durch Vermittlung der Handelskammern schriftlich vorgelegt. Telegramme politischen oder militärischen Inhalts gehen der Kriegszentrale im allgemeinen durch Vermittlung des Auswärtigen Amts oder des Kriegspresseamts zu. Erst von der Kriegszentrale des Admiralstabes werden alle diese Telegramme für die Funkspruchbeförderung freigegeben. Zur äußeren Kennzeichnung erhalten sie einen besonderen Stempel. Die Beamten des Haupt-Telegraphenamts, durch dessen Vermittlung alle Telegramme bei der Beförderung an die Funkspruchstellen gehen, sind angewiesen, nur solche Telegramme weiterzugeben, die diesen Stempel tragen. Der Stempel selbst befindet sich nur im Besitze zweier Offiziere. Außerdem erhalten alle ein- und ausgehenden Telegramme nach ihrer Zulassung zur Beförderung in der Kriegszentrale eine fortlaufende Nummer. Auch aus diesem Grunde ist es ausgeschlossen, daß Telegramme durch Funkspruch weitergegeben werden, die nicht vorher die Kriegszentrale des Admiralstabes und die dort ausgeübte militärische Zensur passiert haben."

Wir geben dieser Berichtigung gern Raum, obwohl danach die an der betreffenden Stelle erwähnte Verhökerung von Blanko-Telegrammformularen in Berliner Kaffeehäusern erst recht der Aufklärung bedarf. Im übrigen ist die berichtigte Tatsache nur eine von vielen, auf denen die Unwürdigkeit des in jenen Ausführungen gegeißelten Zustandes beruht.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart



Königin Luise von Preußen als Braut

Nach einer Zeichnung von Tielker aus dem Jahre 1793



XVIII. Jahrg. Zweites Juliheft 1916 Heft 20

Der Versöhnungsfriede

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Es wäre Narrheit, noch einmal so zu handeln!" hat Hardenberg zur Zeit der zweiten Besetzung von Paris nach Waterloo gesagt, im Hinblick auf die Schonung Frankreichs im ersten Pariser Frieden. Die überhebungsvolle Nation durfte im Jahre 1814 durch keine Rücknahme der aus aller Welt nach Paris zusammengeschleppten Kunstschätze beleidigt, durch keine unzarte Erinnerung an die Brandschatzungen und [illegible] hohnvolle Behandlung, die sie zwei Jahrzehnte an den Deutschen und ihren Fürsten ausgeübt hatte, verletzt werden. Es war die gebührende Rücksicht [illegible] Sieger, Frankreich an Landbesitz und deutschen Untertanen noch immer [illegible] zu lassen, als seinerzeit Ludwig XIV. vom Reichskörper abgerissen hatte. [illegible] gard, die Reste im Elsaß, die das Reich noch 1792 gehabt, den Landstrich [illegible] burg bis Landau, das allzeit treudeutsche Saarbrücken mit seinem wichtigen Kohlengebiet, ferner den in die Südniederlande tief einspringenden [illegible] Zipfel mit der Maasfeste Givet noch dazu zu legen. Deutscher Michel edelster Sorte war es, daß schon auf das Neujahr 1814 ein lateinischer [illegible] in Umlauf kam: Jam vicisse sat est, victor, non ultor, habebor! „Sieger, nicht Vergelter, das möge genügen!" Kein alter Vers der Römer, wo solche Edelmutsschlapperei auf Kosten des eigenen Volkes und seiner für ihn [illegible] verbluteten Jugend nicht zu holen gewesen wäre; [illegible] Schulfuchserei war es, die



Königin Luise von Preußen als Braut

Nach einer Zeichnung von Tielker aus dem Jahre 1793



XVIII. Jahrg. Zweites Juliheft 1916 Heft 20

Der Versöhnungsfriede

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

„Es wäre Narrheit, noch einmal so zu handeln!" hat Hardenberg zur Zeit der zweiten Besetzung von Paris, nach Waterloo, gesagt, im Hinblick auf die Schonung Frankreichs im ersten Pariser Frieden. Die überhebungsvolle Nation durfte im Jahre 1814 durch keine Rücknahme der aus aller Welt nach Paris zusammengeschleppten Kunstschätze beleidigt, durch keine unzarte Erinnerung an die Brandschatzungen und die hohnvolle Behandlung, die sie zwei Jahrzehnte an den Deutschen und ihren Fürsten ausgeübt hatte, verletzt werden. Es war die gebührende Rücksicht großherziger Sieger, Frankreich an Landbesitz und deutschen Untertanen noch immer etwas mehr zu lassen, als seinerzeit Ludwig XIV. vom Reichskörper abgerissen hatte, Mömpelgard, die Reste im Elsaß, die das Reich noch 1792 gehabt, den Landstrich Weißenburg bis Landau, das allzeit treudeutsche Saarbrücken mit seinem unschätzbaren Kohlengebiet, ferner den in die Südniederlande tief einspringenden Keil oder Zipfel mit der Maasfeste Givet noch dazu zu legen. Deutscher Michel echtester Sorte war es, daß schon auf das Neujahr 1814 ein lateinischer Geleitvers in Umlauf kam: Jam vicisse sat est, victor, non ultor, habebor! „Sieger, nicht Vergelter, das möge genügen!" Kein alter Vers der Römer, wo solche Edelmutsschlapperei auf Kosten des eigenen Volkes und seiner für ihr Vaterland verbluteten Jugend nicht zu holen gewesen wäre; liebedienerische Schulfuchserei war es, die

schon, wie der „maßgebliche“ Wind ging, merkte. Aber nicht minder hatte es Talleyrand rechtzeitig heraus, wie man die philosophischen Köpfe in Deutschland, für die ein bürgerlicher Fichte nicht gewesen war, mit „höheren“ als nur realpolitischen Gesichtspunkten füttern müsse. Da war die „Legitimität“, die bei den Monarchen — obwohl sie alle voll von mediatisiertem Gut steckten, das aus glücklich beseitigten Legitimitäten herrührte — so herrlich verfing, um auf den „restaurierten“ Ludwig XVIII., dieses Musterbild eines hochmütigen, beschränkten Emigranten, jede unverdiente Fürsorge zu häufen. Da war der nicht minder durchschlagende Lehrsatz: „Das Mittel, um künftigen Kriegen Frankreichs vorzubeugen, ist, es zu verpflichten und jede Entehrung zu vermeiden.“ Ja, in den Fragen des Wiener Kongresses, wo Talleyrand eigentlich gar nichts mitzureden haben sollte, nun aber als orakelhafter Mittelpunkt von den beglückten Huldigern umdrängt wurde, schien dem ehemaligen Minister Napoleons zu winken, Frankreich sogar noch über das Erwähnte wieder zu vergrößern, diesmal durch das berühmte europäische Gleichgewicht, das andernfalls bedenklich in Unsicherheit gerate. Hier haben denn doch die preußischen Staatsmänner die Hand über dem westlichen Deutschland gehalten, welches natürlich das vermehrte Gleichgewicht für Frankreich auch noch hätte hergeben müssen.

Das für die nationale Erhaltung und Entwicklung Deutschlands so unendlich wichtige und segensreiche Kriegsergebnis, welches Preußen in der Erweiterung seiner westlichen Grenze bis über Trier hinaus zufiel, ist nicht sein erstrebtes gewesen. Es war ihm ein Sprung ins Dunkle, eine übrigbleibende Entschädigung für die versagte Aneignung des binnendeutschen Sachsen und für die entgangenen Polengebiete. Im Steinschen Sinne deutsch ist diese preußische Politik von 1813/14 durchaus nicht gewesen, und die rheinischen neuen Untertanen im preußischen Beamtenstaat, nachdem sie lange eine ähnliche Rolle, wie später die Elsässer im Reiche von 1871, gespielt, sind ihm erst innerlichst gewonnen worden, seitdem man sie als Deutsche behandeln und wecken lernte. Aufgedrungene Nötigungen, die Gefahren durch Frankreich, durch England, das seinen niederländischen Brückenkopf schon bis Köln hatte vorrücken wollen, haben Preußen in seine überrheinische Politik gezwungen. Die böswillige Behandlung aber, mit der es zunehmend zu ringen hatte, würde es bei nur wenig mehr politischem Blüchergeist nicht erlitten haben, so wie vorher die jetzt so hochfahrenden Alliierten ohne den preußischen Blücher niemals nach Paris gekommen wären. Ganz wie nachmals 1815 wieder, ging England (Lord Castlereagh) von der Unterstützung Preußens in dessen ursprünglichen Wünschen erst zum Gegenteil über, als es des preußischen Mangels an gezeigtem Selbstvertrauen, der vornehmen Unfähigkeit seiner Lenker zur scharfen, gefügig machenden Rücksichtslosigkeit inne wurde. Mit „etwas weniger Verschämtheit und etwas mehr Geschick“, wie Wilhelm v. Humboldt selber nachträglich sah, hätte Preußen nicht so die diplomatische Verwandlung aus dem hauptsächlichen Sieger in den hauptsächlichen Unterlegenen zu erfahren brauchen. Was in der amtlichen Beschönigung denn so ausgedrückt wurde: „Wir können uns der gewissen Erwartung hingeben, unsere Wünsche für den Glanz und die Macht Preußens vollständig erfüllt zu haben.“

Die Probe auf den über Frankreich ergossenen Edelmut ist so pünktlich bald erlebt worden, daß es auch den derartiger Vertrauensseligkeiten entwöhnten Historiker überrascht. Preußen als Staat und namens seiner Untertanen hatte für Lieferungen und Verpflegung beim Durchzug der „großen Armee“ 1812 zivilrechtliche Forderungen an Frankreich, die es auf die mäßigste Summe von 146 Millionen Franken herunterdrückte. Mit diesem unpolitischen Anspruch, den es versäumt hatte in die Verträge mit den Alliierten aufzunehmen, blieb es nun sitzen. König Ludwig XVIII. entschied, noch während des Kongresses, der ihn aus deutschen geschichtlichen Anrechten so splendide für die größere Liebe seiner Franzosen auszustatten beeifert war: „Lieber 300 Millionen, um Preußen zu bekämpfen, als 100, um sie ihm zu geben!“ So endeten die peinlichen Verhandlungen gleich einer schimpflich zurückgewiesenen Bettelei.

Und vollends bezeichnend die Pariser. 1814 hatten sie die einrückenden Preußen, die sie ganz richtig als die Schwertführer der Alliierten erkannten, bewundernd und beklatschend empfangen: „Vive Guillaume et ses guerriers vaillants!“ ward ihnen durch eine Ode im Theater gehuldigt, daß Friedrich Wilhelm III. und andere über dies Vergnügen, besiegt zu sein, den Kopf schüttelten, aus dem sie freilich auch mehr hätten lernen können. Dagegen an den Preußen, die 1815 wiederkehrten, wo sie alles geleistet, die Engländer herausgerissen hatten, die andern Alliierten gar nicht zum Krieg gekommen waren, war ihre hinnehmende Ungefährlichkeit nun schon offenbar geworden. Sie fanden die Liebenswürdigen von 1814 sich geringschätzig den Rücken kehren, während die französische Verhimmelung nebst allem, was in Paris als Polen und von ähnlicher Logik lebte, den auf preußische Lorbeeren mitreisenden Zaren für den Ärger entschädigte, daß es keine eigneren waren. Daß die so liebevoll geschonten Franzosen nur ein Jahr lang schon wieder obenauf gewesen, bekamen die „plus chiens“, wie man den Namen der Prussiens verhöhnte, zu fühlen.

Bei Blücher kamen sie an den Unrechten. Unverweilt, solange er die Militärgewalt hatte und die „verfluchten Diplomatiker“ in ihren Reisekaleschen noch nicht wieder heran waren, hatte er die nach Preußen gehörenden Kunstwerke heraussuchen und einpacken lassen, gleich am ersten Abend den Danziger großen Memling, und so brachte der Feldmarschall in Gang, daß weiter auch die kleineren Staaten und Italien sich ihre Gemälde, Antiken, berühmten Handschriften wieder holen konnten. Indessen war diesmal auch die preußische Politik entschlußhaft gesonnen, die Lehren ihrer frischen Erfahrung folgerichtig anzuwenden, sogar so, daß sie aufs Ganze ging, die einmütige Entrüstung auszunützen, mit der der Wiener Kongreß beim Abfall des geliebten Frankreich zu Napoleon jählings auseinandergelaufen war. „Um jeden Preis muß Frankreich verkleinert werden“, bestärkte Humboldt seinen Staatskanzler darin, daß die Wiederholung von 1814 Narrheit sei, ganz so, wie es Gneisenau sah: „Die bourbonische Regierung kann sich nicht sicherer die Volksgunst gewinnen, als wenn sie sich der abenteuerlichen Rachsucht ihrer Nation ganz hingibt. Ermutigt durch die Erfahrung, daß seine Grenzen auch nach den größten Niederlagen unverletzt bleiben, daß die Berechnungen einer engherzigen [d. h. schwachherzigen] Politik ihm unter allen Umständen

die Sicherheit seines Gebietes gewährleisten, wird das französische Volk bald keine Schranke mehr für seinen Übermut kennen." Man dachte an einen abzutretenden Streifen von Dünkirchen bis Savoyen, mit der Stachelkette der darin liegenden Festungen, diesmal also auch mit dem deutschen Elsaß und der alten reichs-lothringer Bistumsgegend.

Aber diese preußische Ministerentschlossenheit, die vorerst die Gedankengänge der Diplomatie ähnlich natürlich nachzog, wie Blüchers Gemäldeheimführung die übrigen Staaten, — die ferner sogar in England durch die Tories und die für old Blucher begeisterte volkliche dankbare Stimmung Unterstützung fand — trug zu ihrem Unglück die „abgeklärten" Selbstbescheidungen in sich, die die wieder kühl werdenden anderen Mächte nur für Zurückweichen nahmen, wodurch nun auch diesmal die gesicherte Vorhand des militärischen Siegers an den mißgünstigen Metternich verloren ward und am Ende wieder alles für Deutschland zerrann. Preußen ersah die Notwendigkeiten und stand doch rücksichtsvoll verlegen und unheimlich vor ihrer Verwirklichung. Das Richtige mußte sich mit dem edleren Eindruck des Selbstlosen verbinden lassen, „das Ansehen vermieden werden, als spräche Preußen nur zu seinem eigenen Vorteil" (Humboldt an Hardenberg). „Sicherung" der preußischen Grenze, doch ohne Vergrößerung! So wollte Preußen nur eine Art Erker bis an die neue deutsche Westgrenze beanspruchen, das befestigte Saarlouis, Diedenhofen, Metz — ein geringfügiges Stück gegenüber dem, was zur freundschaftlichen Austeilung stand. Kurzum, ein Kriegsziel, dessen wohldenkende Programmlosigkeit ein Chaos von deutschen, niederländischen, großmächtlichen Fragen enthielt, zu viel für die erst vom Wiener Kongreß in jeder Hinsicht gesättigte oder erschöpfte Diplomatie. Hatte Preußen zuerst gedanklich die Spitze genommen, so trat dann nach seinem Vorgang auch ein bedenkenvolles allgemeines Zurügehen, eine ungewöhnliche Unlust des Nehmens und Veränderns ein. Insbesondere Österreich, das der Eidgenossenschaft soeben erst sein bis 1803 besessenes urhabsburgisches Gebiet im Aargau mit der Stammburg neu belassen, trug bei seiner an der Adria, in Italien, im Südosten beschäftigten neueren Zielrichtung wenig Begehren auf die ihm zugedachte geschichtliche Wiedereinsetzung im Sundgau oder im elsässischen Westen, in die Grenzwacht Süddeutschlands, die die beiden deutschen Großstaaten zur Gemeinsamkeit in diesen Aufgaben und verwickelten territorialen Regelungen geführt hätte. Eine zweite verhängnisvolle Form, den Eindruck des preußischen Willens zu mindern, war der Humboldtsche Idealgedanke eines „intermediären Europa", das in dauernder Übereinstimmung von England, Österreich und Preußen die auftretenden Fragen des mittleren und westlichen Europa schlichten werde. Was Castlereagh und Metternich sich aus dieser Treuherzigkeit entnahmen, war natürlich nur die Unsicherheit Preußens, seine Stellung des selbstbestimmt Wollenden, Handelnden zu halten, der freiwillige Rückzug aus dem Anspruch von Waterloo und den daran geknüpften Leitgedanken im Verhältnis von Deutschland und Frankreich. — Das Schauspiel von Paris 1814 und vom Wiener Kongreß wiederholte sich nun in verstärkter Auflage, wobei bezeichnend ist, daß ein gegen damals viel weniger eigennütziges Preußen sich in diese üble Lage manövriert; der öffentliche Eindruck aber der

Nation verdichtete sich dahin, daß das siegestüchtige, aber unvaterländisch selbstbegnügte Preußen abermals nicht das Nötige getan habe, das von den deutschen Gesinnungen so zornig und heiß verlangte Elsaß nun doch im zweiten französischen Frieden zurückzufordern. Archivalisch mit Unrecht, schließlich aber auch sehr richtig. Unter unendlichen Schwierigkeiten hat die Diplomatie Hardenbergs, nachdem sie die Gunst des Überzeugenden und des Kriegsanspruchs, die sie hatte, aus der Hand gelassen, im zähen, wackeren Nachhutkampf die Ecke Saarbrücken und Saarlouis für Preußen, für Bayern Landau und den Südstrich der Pfalz gerettet. Das aber war auch alles, von den starken Entschlüssen nach Waterloo. Sonst blieb von Dünkirchen bis zum Sundgau Frankreich abermals geschont, die Unverletzlichkeit des gehäuften Unrechts, das diese Grenze darstellte, der über die preußischen Politiker höhnenden Nation tatsächlich, wie es Gneisenau warnend befürchtete, bestätigt. Und in diesem Augenblick, wo also abermals der dauernde Friede durch gallische Dankbarkeit gesichert werden sollte, ist eine der wundersamen englischen naiven Offenherzigkeiten zu erwähnen, die Vertröstung Castlereaghs, der mit Wellington schließlich alles für diesen Ausgang getan hatte, an Hardenberg: die Franzosen würden schon nicht verfehlen, durch ihre Kriegslüste Europa doch noch zur Neubegrenzung zu nötigen, so daß dann künftig Deutschland den ihm diesmal entgangenen Lohn heimtragen könne! Exoriare ultor — aber in jenem Jahre 1815 war er im märkischen Gutsschloß zu Schönhausen gerade erst geboren worden.

Selbst den Generaladjutanten Friedrich Wilhelms III., v. d. Knesebeck, dessen Rolle sonst so viel die Behinderung und bedenkenvolle Lähmung der Blücherschen und Gneisenauschen Kriegführung gewesen, hat damals der einfache, von Ideologien verschonte Soldatenverstand zu der Bemerkung geleitet, daß ein Friedensschluß von übertriebener Milde die bourbonische Herrschaft keineswegs besser sichere, weil vielmehr die Franzosen dann noch weniger die Niederlage in Brabant (Waterloo) ad acta nehmen und sich verzeihen würden. Damit ist der Kern der Dinge für ein kommendes Jahrhundert bloßgelegt. Das gekränkte „Prestige“, wie es Frankreich nennt, hat sich ihm durch kein Algier, Mexiko, Tonking, Tunis, Marokko und was die Regierungen ähnliches für die gloire oder den Erfolg unternahmen, ersetzen lassen, es mußte dort wiederhergestellt werden, wo es der Sieger von 1813—1815 bezahlte. Als der persönlich kluge, verständige Thiers für das in lauter Bonhommie getauchte Bürgerkönigtum jählings den linken Rhein forderte (— Entstehung der „Wacht am Rhein“ —), da brauchte Frankreich nicht die Rheinprovinz, wohl aber das Ministerium Thiers eine rauhe, starke Überbietung schlimmer Niederlagen. Das zweite Kaiserreich verkündete, „der Friede“ zu sein, und war genötigt, Sadowa zu „rächen“. Und so lallt der heutige Poincaré, vor wenig Tagen war es noch, von dem Frieden, den Frankreich Deutschland „diktieren“ wird. Wenn wir ihm das ganze vorgebliche Elsaß-Lothringen und noch mehr in den Mund stopften, — ohne das „Diktieren“ unserer Niederlage müßte es unversöhnlich bleiben, sich nur neu ermutigt in seiner haßvollen Unzufriedenheit fühlen. Das ist das eine, und das andere, womit immer zu rechnen, ist die himmelschreiende Rechenschaftslosigkeit und Entwöhnung vom Tatsachensinn, womit diese tief heruntergekommene Politikmacherei nicht nur ihre Phrasen

redet, sondern auch beschließt und ausführt. Wobei sie überhaupt nicht mehr mit der Geschichte und deren Urteil rechnet, sondern nur noch von den Wellen der Schaumschlägerei zu Eintagshöhen hinaufgespült wird, von denen sie da oben ohne Schrecken gar nicht augenfrei und richtig um sich blicken dürfte und wo sie dem, der sie führend willenskräftig am Arm packt, und ob es John Bull, der allbekannte, ist, sich blindlings überlassen, ausliefern muß. Ein gewisses Teil von Englands politischen Klugheiten und Folgerungen werden auch wir uns jetzt aneignen müssen. An die Londoner Politik traut sich keine Rache für Faschoda, auch kein Professor Wilson usw. heran, weil England das übelnimmt; uns aber setzt alles ins Unrecht, wird uns übelgenommen, hetzt uns die Verdächtigungen und Böswilligkeiten auf den Hals. Und schuld daran geworden ist nichts so sehr wie unsere Versöhnlichkeit und Wohldienerei allerorten, die alte Michelei im neuen Reichsformat, und die fehlende Gewöhnung, sparsam in Worten und sicher im Handeln den Willen unserer Einsichten zu „diktieren“, wenn man französisch reden will, oder ihn auf gut deutsch wie Blücher, so daß es dann sicher und in Ordnung ist, durchzuführen.



Das Lied der Ähren · Von Karl Frank

Der Wind streicht übers Ährenfeld,
Daß wiegend sich die Halme neigen,
Wie wenn ins goldne Mittagsschweigen
Die Erde eine Predigt hält —

Kein Laut ringsum — und dennoch liegt
Ein Klang im Land wie Meeresrauschen —
Die weißen Wolken stehn und lauschen,
Wenn sich das Korn im Winde wiegt ..

Was uns wie fernste Sage nur
Noch klang, in unsre Zeit verschlagen,
Als heißes Lied aus unsern Tagen
Schwebt's flammend über unsrer Flur —

Das Lied von Kampf und Erdennot,
Das einst den ersten Wald gelichtet,
Das immer neu die Menschheit dichtet,
Das Schicksalslied, das Lied vom Brot.



Nis der Deutsche

Von Ingeborg Andresen

Jedesmal, wenn das Wochenblatt, das allerdings seit Kriegsausbruch ein Tageblättchen ist, obgleich es seinen alten Namen beibehalten hat, — jedesmal, wenn das Blatt von einer neuen Note des schreiblustigen Herrn Wilson zu berichten weiß, denken sie im Dorf an Nis. Es sieht auch wohl einer den andern an und meint, ein wenig Vorwurf und ein wenig Verwunderung im Ton: „Nanu ... was Nis wohl dazu sagt?"

Und in dem Augenblick stellen sie sich Nis vor, wie er „drüben" die Treppen des Weißen Hauses hinansteigt, mit seiner nicht allzu klein geratenen Bauernfaust vernehmlich an Herrn Wilsons Türe klopft, auf das barsche „Herein!" mit seinem schweren, etwas wiegenden Gang über die Schwelle schiebt und nun Herrn Wilson mal ganz gehörig seine Meinung (d. h. auch unsere!) sagt. Und sollte vielleicht der Herr Präsident so Aug' in Aug' mit Nis noch immer Lust und Neigung verspüren, sein beliebtes Vorbeihören an unsrer Meinung fortzusetzen und weiterhin mit Nis so zu reden versuchen, wie er seine Noten schreibt, so zieht denen im Dorf beim Gedanken daran ein breites geruhiges Schmunzeln um die Lippen: sie hören im Geist Nis' Antwort, wie sie sie hier im Dorf alle, Mann für Mann, geben würden. Man kann sich denken, wie: kurz, unmißverständlich und kräftig.

Und wenn Nis so weit die Geschichte besorgt hat, sind sie im Dorf wieder ganz beruhigt. Nis wird schon weiter aufpassen und zur rechten Zeit mit der Faust auf den Tisch schlagen, denken sie.

Den Leuten im Dorf — einem kleinen nordfriesischen Küstendorf — ist Nis eben „der Deutsche" dort drüben schlechthin. Er ist ein Teil unsrer Seele, ein Teil, der noch mit tausend feinen Fäden an der Mutterseele hier hängt, der darum auch diese Zeit erlebt, wie wir sie erleben, der mit uns fürchtet und hofft, liebt und leidet.

Gut ist es, denken die im Dorf, daß Nis drüben ist und unsre Sache wahrt. Nicht als ob nicht noch mehr Leute aus dem Dorf drüben wären. In den achtziger und neunziger Jahren sind viele übers Wasser gegangen, viele, von denen man hier kaum noch den Namen kennt, von denen man nur noch spricht, wenn man sich an Winterabenden Geschichten erzählt.

Erst schrieben sie regelmäßig Briefe in die Heimat, dann immer seltener, schließlich hörte man kaum noch von ihnen. Der eine oder andere von ihnen kam vielleicht noch einmal nach Jahren wieder in das alte Dorf zurück — aber dann war es fast bei allen das gleiche: sie wußten nichts mehr mit der Heimat anzufangen und die Heimat nichts mehr mit ihnen. Gewöhnlich wurde dies Wiedersehen ein allerletzter Abschied.

Mit Nis ist es anders. Die Leute im Dorf haben ein Sprichwort: „Nun komm' ich nicht wieder, sagte Nis, da kaufte er sich eine Karte zur Rückfahrt."

Auch pflegen sie an des Überseers regelmäßige Heimfahrten ihre Zeitrechnungen anzuschließen: „Das war, als Nis das letztemal hier war!" — oder: „Wenn Nis wiederkommt, wird dies oder das fällig."

Seit er als siebzehnjähriger Bursche, der hier nicht recht in den Siehlen

gehen wollte, nach drüben fuhr, kreuzte er jeden dritten Sommer den Ozean, um die alte Heimat aufzusuchen. Oft blieb er nur kurze Wochen — eine innerliche Rastlosigkeit zerrte an ihm und mahnte und trieb im Namen der Arbeit, die ihn drüben ungern aus den Fingern ließ. Als er Frau und Kinder hatte, wurden seine Stunden hier noch knapper. Wenn er am Tage seiner Ankunft einen Gang durch das Dorf gemacht hatte, über den Kirchhof gewandert war, wenn er auf dem Außendeich die Lungen voll Seeluft und Meeresfeuchte geschöpft hatte, meinte er, schnurstracks wieder umkehren zu können. Die alte Heimat war noch da — alles wie in seinen Träumen: die Häuser, die Bäume, die weite, unendliche Ebene, der Wind, der Deich und das Meer ... auch die Menschen. Gottlob, es war alles wirklich und greifbar. Nun war die Sehnsucht wieder ruhig, er konnte wieder umkehren ... heim zu Frau und Kindern, zu Besitz und Arbeit, die alle ungeduldig ihn erwarteten.

Und beim raschen, hastigen Abschied fand er immer die gleichen Worte, die Worte, die längst jedes Kind im Dorf kennt: „Nun komm' ich nicht wieder. Dies war das letztemal."

Jedesmal lächeln die im Dorf, lächeln und nicken ihm zu: „Wohl! wohl! Also, Nis, auf Wiedersehn!"

Und schon von der Überfahrt her trifft irgendeine Karte von ihm ein, die in einem englischen Hafenort auf die Post gegeben wurde oder die ein heimfahrender Dampfer unterwegs mitnahm: „Wie freu' ich mich auf das nächstemal!" Und aus Neuyork kommt nach seiner Ankunft ein Brief: „... Ich hab' mir hier gleich den neuen Dampfer der H. A. L. angesehen, mit dem ich übernächsten Sommer nach Deutschland fahren werde."

Seine Frau hat Nis niemals begleitet. Sie ist eine Amerikanerin von Geburt, ihre Voreltern freilich waren Deutsche, aber das ist in ihrer Familie etwas Nebensächliches, halb Vergessenes. Nis wohnt in einem der mittleren Nordstaaten. Es ist dort eine ganze Kolonie von Nordfriesen, die alle noch, vielfach schon in zweiter und dritter Geschlechterfolge, ihre friesische Heimatsprache beibehalten haben, vermischt mit allerlei Brocken aus dem ähnlichen Englisch-Amerikanischen. Auch Nis' Frau und Kinder sprechen dies Friesisch — aber niemand von ihnen versuchte noch seine Zunge an einem Wort der deutschen Muttersprache. Drüben ist es Nis nie zum Bewußtsein gekommen, daß die alte Heimat doppelsprachig ist. Erst als ihn zum erstenmal eins seiner Kinder auf der Reise über den Ozean begleitete und nun im Lande verständnislos den deutschen Lauten gegenüberstand, ausgeschlossen war von allem, was dem Vater gleich beim ersten Schritt auf deutschem Boden entgegenschwoll — erst da erwachte Nis und erkannte, daß seine Kinder wohl friesisch sprachen, aber nicht deutsch. Daß sie keine Deutschen waren, daß zu ihnen der Boden und die Erde der Heimat nicht redeten mit den Stimmen der Vergangenheit, daß sie fremd waren in unsrer Sehnsucht und unserm Hoffen, in unserm Stolz und unserm Glauben, in allem, was die lebendigen Quellen deutschen Wesens tränkt und nährt.

Dies Erwachen war ein schmerzliches Erleben für ihn, es erschütterte ihn bis auf den Grund seiner Seele. Es verdarb ihm die Tage in der Heimat, obgleich er diesmal länger blieb als sonst und gerade hier das Hineinfinden seines Kindes scheinbar mühelos vor sich ging.

Über Nis aber war eine fast schmerzliche Sehnsucht gekommen. Er rief die Kinder von der Dorfstraße zu sich heran, und an den warmen, dämmerigen Sommerabenden saß er mitten zwischen ihnen und ließ sich Lieder vorsingen, Lieder, wie sie sie in der Kirche und Schule sangen, und die sie mit frischen, unbekümmerten Stimmen wuchtig genug vortrugen. Daß jedes von ihm mit einem blanken Nickelstück belohnt wurde, hob nicht wenig ihren Eifer. Die Größeren überredete er auch, daß sie ihm den Text der Lieder fein säuberlich auf ein Stück Schreibpapier abschrieben. So trug er als köstlichste Beute jedesmal in seiner Brusttasche einen Haufen beschriebener Blätter — mit deutschen Liedern beschriebener Blätter — mit sich über das Weltmeer.

Es war ein unbeholfener, fast unbewußter Versuch von ihm, seinen Kindern die deutschen Laute einzuprägen. Er meinte, die Melodien würden ihnen schon im Ohre haften ... und wenn er ihnen nun die Worte wußte? Diese Worte, voll von Stolz und Zuversicht, von Glauben und Hoffnung, von Sehnsucht, Heimweh und Treue ... Ob sie dann nicht in ihren Herzen den Widerhall spürten, ob ihnen nicht wie von selbst Sinn und Klang verschmolz?

Nis lernte mit eisgrauem Haar all die längst vergessenen, vielleicht auch kaum gekannten Verse auswendig, auf jeder Reise seinen Schatz bereichernd, damit er ihn drüben desto zwangloser unter den Seinen ausbreiten konnte. Nur hielt ihn eine eigentümliche Scheu zurück, jemals nachzuforschen, ob und wieviel von dieser ausgestreuten Saat wirklich Wurzel schlug. Und doch lebte es wie ein stetes brennendes Begehren in ihm, zu wissen, ob seine Kinder ihn verstehen würden, ob sie ihm antworten könnten, wenn er nun auf einmal in deutschen Lauten mit ihnen reden würde. Darum nahm er auch jedesmal ein anderes seiner vielköpfigen Schar als Begleitung mit sich in die alte Heimat — sie sollten alle wenigstens den Klang der deutschen Muttersprache im Ohr haben, wie das Bild der alten Heimat in ihrer Seele, meinte er in seinem Innern.

* * *

Zwei Monate vor Kriegsausbruch setzte er wieder den Fuß auf deutsche Erde. Diesmal war eine Tochter mit ihm herübergekommen, die ihn schon früher einmal begleitet hatte. Katty Jürgens — aus dem friesischen „Karen“ war drüben ein amerikanisches „Katty“ geworden — war mit ihrem dunklen Haar und den auffallend hellblauen Augen eine anziehende Erscheinung, ihr liebenswürdig heiteres Wesen gewann ihr alle Herzen.

Nis beobachtete seine Tochter oft mit einer inneren Unruhe: zum zweitenmal war sie jetzt hier — mußte sie nun nicht Wurzel schlagen? Mußte nicht die Stimme seines Blutes jetzt in ihr lebendig werden? Würde jetzt nicht das, was an Sehnsüchten, Geheimnisvollem, Raunendem in ihr schlummern mußte, würde das nicht jetzt hier unter dem Himmel der Heimat, unter dem Dach des Vaterhauses, im Duft und Atem der mütterlichen Erde erwachen, erstarken?

So traf sie der Kriegsausbruch. Unvorbereiteter fast noch als die Menschen ihrer Umgebung, da sie kaum eine Zeitung gelesen und auf die wortkargen Bemerkungen der anderen wenig geachtet hatten.

Katty Jürgens zog ihren Vater mit sich in die Stube: „Du, Vater, was



nun? Laß uns reisen ... heute noch ... auf der Stelle! Wir kommen vielleicht noch fort ... über Rotterdam, denke ich!"

Nis faßte ihre beiden Hände: „Kind, das ist unmöglich! Versteh mich recht: in diesen Tagen muß ich hier sein! Ich würde keine Stunde Schlaf finden, wenn ich jetzt abreiste und nicht wüßte, was aus Deutschland wird!"

Sie fuhr entsetzt hoch: „Aber du kannst doch nicht bleiben, bis ... bis ... ja, wer weiß denn, wie hier alles werden mag! Du willst dich und mich doch nicht den Schrecken des Krieges aussetzen? Freu' dich doch, daß du jetzt amerikanischer Bürger bist, daß uns das alles nichts angeht ..."

Über Nis' Gesicht lief ein Schatten: „Sei still, Mädchen! Heute — das will ich dir ruhig sagen — heute schäme ich mich dessen! Mir ist zumute wie einem Menschen, der es zu etwas gebracht hat im Leben und nun seine Eltern verleugnet, weil sie arm sind ..."

Er atmete schwer und fuhr sich mit der Hand übers Gesicht: „... Aber darum will ich jetzt nicht fort — ich will nicht und ich kann nicht!"

Katty fügte sich schweigend, sie kannte ihren Vater und wußte, daß Widerspruch zwecklos war.

Aber sie selbst umzog sich von nun an wie mit einer Mauer: fremd, kühl und gleichgültig lebte sie im Kreise der Anverwandten. So viel wie möglich entzog sie sich jeder Anteilnahme an dem gewaltigen Geschehen dieser Tage. Aber Deutschland war selbst an dieser abseitigen, schwerblütigen Stelle seines Bodens nur noch Leben, Tat und Kraft, überschäumend und mitreißend. Da wehrte sie die Flut, die auch ihre Füße netzte, mit höflicher Gleichgültigkeit, die nur schwach ihren Widerwillen verbarg, ab.

Daß sie dabei ein heimlich Werdendes, eine Hoffnung von eines Vorfrühlingstags Herbe und Scheue, erstickte, kam ihr nur flüchtig und ohne eine Regung von Mitleid zu wecken, zum Bewußtsein. Ein entfernter Verwandter, ein junger, frischer Mensch, war ihr bei diesem Wiedersehen mehr noch als vor drei Jahren mit kaum verhehlter Zuneigung begegnet, und es hatte nicht nur ihm selbst, sondern auch kühleren Beobachtern fast geschienen, als käme sie ihm mit einer leisen Neigung entgegen. Nun aber, als er ihr in den ersten Kriegstagen gegenüberstand, um Abschied zu nehmen, bevor er abreiste zu seinem Stellungsort, gab sie ihm flüchtig ihre kühle Hand: „Leben Sie wohl, Magnus ... auf Wiedersehn!"

„Ja, Katty ... das ist es eben ..." Er suchte nach einem Wort, während seine leuchtenden Augen sich durch die innere Erregung verdunkelten.

Da stand sie rasch auf: „Ich finde Deutschland schrecklich, Vetter ... und die deutschen Männer noch schrecklicher! Und verzeihen Sie: furchtbar drollig sind Sie eigentlich in dieser allgemeinen Wichtigkeit!" Dabei sah sie ihm mit einem leisen spöttischen Lachen in das erblaßte Gesicht.

Magnus Ketelsen schloß eine Sekunde lang die Augen — dann hatte er sich wieder ganz in der Gewalt. Ohne ein Wort ging er zur Tür hinaus, ganz langsam, Schritt für Schritt.

Draußen auf der Diele streifte er Nis.

„Junge ... siehst du mich denn nicht? Nun, geht's los, Magnus? Wo hast du dich zu stellen?"

Und er legte dem Schweigsamen den Arm um die Schultern und zog ihn mit hinein in die Stube.

„Ich will Katty rufen, die wird dir auch die Hand drücken wollen zum Abschied!"

„Laß nur, Onkel ... deiner Tochter sagte ich bereits Lebewohl."

Da sah Nis ihm schärfer ins Gesicht: „Junge ... mein Junge, nimm es nicht zu schwer! Nimm es leicht! Siehst du ... Katty ist drüben geboren ... sie hat nicht deutsche Luft getrunken, zum zweitenmal erst steht sie auf deutscher Erde ... sie kann heute nicht fühlen mit uns ... laß sie außen vor!"

Der Junge, in dem alles Brodelnde und Stürmende dieser Tage immer wieder zu dem einen großen Fühlen zusammenklang, fand ein rasches, hartes Wort: „Du hast die Schuld, Onkel! Bist du nicht deutsch, wie wir ... und deine Kinder hast du Fremde werden lassen ..."

Das traf den Alten wie ein Keulenschlag. Er meinte, das müßte ihm jeder entgegenschreien von nun an — in jedem Blick glaubte er diesen Vorwurf zu lesen. Wie eine scheue Hilflosigkeit lag es über ihm. Beim Bittgottesdienst in der Kirche drückte er sich auf eine der letzten Bänke in eine dunkle Ecke; zogen neue Mannschaften aus dem Dorfe fort, stand er hinter dem Hause auf dem Hofplatz und horchte auf ihre Lieder und Abschiedsworte, auf die Zurufe der Zurückbleibenden — auf die Straße hinaus traute er sich nicht mehr. Und als die ersten Siegesnachrichten den ersten Jubel auslösten, hielt er sein Herz mit beiden Händen fest: Sei still, freu' dich nicht zu laut ... sie weisen dich hinaus ...

Von drüben kamen Briefe an über Holland; die drängten auf Rückkehr so bald wie möglich. Katty wußte alle Verbindungen auszunützen und endlich triumphierte sie: man konnte heim ... nach drüben! In Rotterdam waren Plätze frei auf einem amerikanischen Dampfer!

* * *

Am Abend — einem Septemberabend nach einem sommerheißen Tag — ging Nis allein und barhäuptig über die Dorfstraße hinaus. Der Deich lief vor seinen Füßen weg schnurgerade in das Land hinein; links der blanke, breite Kanal, der am Himmelsrand, wo alle Linien verklingen, das Meer sucht, rechts die Endlosigkeit satter grüner Wiesen.

Der Odem Gottes lag über dem Land. Wallend und brauend stieg es aus den Gründen auf, schob und formte sich, zerfloß und ballte sich wieder zu Wolken und geisternden Schatten.

Nis Jürgens faltete die Hände, als er so weiterging, ein wenig wiegend und schwerfällig, mit dem Schritt des Alters. Ja: des Alters. Dies Bewußtsein hatte ihn so oft neidisch werden lassen in diesen Tagen: Ah, wenn ich noch jung wäre wie ihr ... wenn ich noch mit könnte! So untätig zusehen müssen, so nutzlos beiseite stehen war schwer und bitter in solchen Zeiten.

Doch das brauchten die andern, seine Jugendgenossen aus dem Dorf, ja auch nicht; sie gaben sich selbst vielfach dem Vaterland in seiner Not: in ihren Söhnen. Karsten Eggers schickte vier Jungs ins Feld, Reimer Ahrens drei und zwei Schwiegersöhne ... Wiebke Bundies gar sieben! Sieben Söhne einer Witwe!

Nis atmete schwer. Er selbst hatte dort drüben neun Söhne ... alles große, starke Männer, einer wie der andere. Wenn sie hier wären, hier aufgewachsen

wären, würden sie jetzt alle Mann für Mann ins Feld rücken. Und er würde ihnen die Hand drücken und sagen: „Macht's gut, Jungs ... macht's gut!“ Und die Zähne zusammenbeißen und stolz sein ... stolz wie Karsten Eggers und Reimer Ahrens und Wiebke Bundies und alle andern.

Ah ... wenn, wenn! Seine Jungs waren in Sicherheit. Die brauchten nicht mit. Die konnten nicht mit ... wollten nicht mit. Was wußten die von Deutschland? Was kümmerte die Deutschlands Not ... die Not eines fremden Landes?

Der alte Mann krampfte die Hände fester zusammen und starrte mit verdunkelten Augen auf den Weg, auf die dämmernde, versinkende Welt.

Wer kam ihm dort entgegen? ... In grauen, schweren Falten umhüllte das Kleid die Gestalt ... die wuchs und wuchs ... er wagte nicht, den Blick zu heben. Das Antlitz — er fühlt es — wird erhaben, vorwurfsvoll und drohend sein. Es ist Deutschland, es ist das Vaterland, vor dem er zitternd steht.

Ein grauer, gewaltiger Arm hebt sich: „Was tust du hier auf meiner Erde, Fremdling?“

„Was sagst du? Fremdling? Bin ich nicht hier geboren? Gruben sich nicht meine Knabenschritte deinem Boden ein? Wuchs und ward ich nicht in deiner Luft zum Jüngling? Trieb es mich nicht immer wieder mit nie rastender Sehnsucht heim zu dir? Fand je der bohrende Wurm des Heimwehs Ruh' in meiner Brust? — O Deutschland ... o Heimat ... ich bin doch kein Fremder dir ... ich nicht!“

Es brauste in seinen Ohren: „Du nicht? — Laß sehen: was warst du mir? Was gabst du mir? Deine Manneskraft schuf nicht auf meiner Erde ... deine Söhne kenne ich nicht ... mir schenktest du keinen ... auch nicht jetzt in der Zeit der Not ... fremd sind sie mir ... fremd wie du. Was tust du noch auf meinem heiligen Boden, Nis Jürgens?“

Naß und feucht schlug es gegen seine Stirn, netzte seine Wangen, seine gefalteten Hände, Deutschland weinte, weinte über ihn, über das verlorene Kind. Er taumelte vorwärts ... er wollte das Kleid der Mutter fassen und flehen: Vergib mir, vergib mir! ... da griffen seine Hände ins Leere, ins Nichts. Vor seinen Füßen schimmerte der Weg in mattem, blassem Licht; am Himmel stand in Scheitelhöhe der Mond hinter hellen Wolkengardinen.

Nis ging noch immer vorwärts. Ich muß umkehren, dachte er, ich muß nach Hause. Und morgen früh reise ich ab. Nach drüben ... über den Ozean. Eine Welt zwischen Deutschland und mir, eine Kluft der Ewigkeit. Niemand reicht mir die Hand herüber, niemand sagt mir, wie es hier geht, wie es wird.

In Frankreich ist jetzt eine große Schlacht ... seit Tagen ... seit vielen Tagen. Sie warten hier alle mit zitternden Herzen ... nachts fahren sie hoch aus träumeschwerem Schlaf ... die Mütter, die Väter, die Frauen: ein Schrei rief, ein Stammeln traf ihr Ohr ... sie falten die Hände und beten ... beten ...

Und ich muß abreisen, muß fort. Weiß nicht, wie es wird ... ob die Unsern den Ansturm niederwerfen, ob es ihnen gelingt gegen die Übermacht.

Dort hinten auf dem Deich ... was ist das? Aus dem ebenen Land steigt es herauf ... graue Schatten ... dicht an dicht ... sie erklettern den Deichkamm ... zahllos ... ein Vorwärtsdrängen und Schieben ... im Takt ... im Schritt ...

ein Blinken, ein rasches Flimmern dann und wann ... wie metallner Glanz ... wie Eisenspitzen. Und nun? ... Nein, nein! ... und doch: rot funkelt es auf ... rot an rot — eine rote, schiebende, drängende Linie: Franzosen, Franzosen ... Hilf Gott ...

Seine Augen starren und brennen: o ja — so „sah" die alte Inken Roloff sie schon vor dreißig Jahren hier auf dem Deichkamm ... so „seh'" ich sie heute.

Ein Schrei bricht über seine Lippen, er stürzt vorwärts: weg das Gesicht. Ein Heckenzaun steigt enggedrängt aus dem nebelumlagerten Wassergraben über die Deichhöhe zum Kanal abwärts.

Da kehrte Nis Jürgens um. Unsere Söhne halten euch stand in Frankreich ... hierher setzt ihr nicht den Fuß. Frankreichs Erde trinkt unersättlich das Blut der Unsern ... o Deutschland, Deutschland ... wie sehr müssen wir dich lieben, da wir dich so teuer erkaufen ...

Wir ... wir ... wieder vergesse ich: ich gehöre nicht dazu. Meine Kinder bluten und sterben nicht. Was will ich noch hier? Fort nach drüben ... in die Heimat. Heimat? Nein, das ist es nicht, das kann es nie werden. Wurzellos, erdentrissen hier wie drüben ... so werd' ich's schleppen müssen durch die letzten Jahre.

* * *

Vor einigen Wochen kam Nis Jürgens wieder. An einem sommerhellen Frühlingstag langten mit dem ersten Zug von Süden auf der kleinen Haltestelle, die weitab von allen Dörfern liegt, zwei Männer an, ein alter und ein junger. Sie schritten eilig auf der breiten blauroten Klinkerstraße dem Küstendorf zu.

Als sie eine Strecke gewandert waren, blieb der Junge stehen: „Vater?"

„Heinrich?"

„Vater — das ist die Heimat? Deine Heimat?"

„Ja, mein Junge ... meine ... und deine! Deutschland ist es, Heinrich!"

Der Junge bog den schmalen Kopf vor, als horche er: „Es ist wie ein Rauschen in der Luft, Vater."

„Das ist die See, Heinrich. Die klopft immer hier an die Türen. Macht nichts ... mit der werden sie fertig."

„Mit den andern auch, denk' ich, Vater!" Er sagte es mit einem sorglosen Lachen, durch das dennoch etwas wie Stolz klang.

So gingen sie weiter. Nun lagen bereits die ersten Häuser rechts und links vom Deich auf den Werften vor ihnen. Da verhielt der Alte noch einmal den Schritt.

„Heinrich, warte noch! Heinrich, überleg es dir noch einmal! Sieh, wir brauchen ja schließlich nicht zu sagen, weshalb wir gekommen sind ... Es ist doch besser, du wirst erst warm hier im Land ..."

Der Junge legte ihm den Arm um den Nacken: „Gereut es dich, Vater? Bin ich nicht dein Sohn? Und hast du diese zwei Jahre einen ruhigen Tag drüben gehabt? Und meinst du, in meinen Adern pulste dein Blut — dein deutsches Blut — gelassener? Nun komm, wir haben Zeit genug gehabt zum Besinnen."

* * *

Tobies Knutzen, der Ortsvorsteher, schüttelte den Kopf.

„Nis, es wird schwer halten: sie werden ihn nicht nehmen wollen! Er ist Ausländer!"

„Da soll doch ...! Zum Donnerwetter, was schert hier ein Stück Papier? Schreib's auf, Tobies, und schick' es weg — sie werden ein Einsehen haben! Schreib, daß ich übers Wasser gekommen bin und ihnen meinen Jungen bringe — nur einen von neun — aber den besten, Tobies! Hörst du: sie müssen ihn nehmen!"

Draußen auf der Straße sehen sie sich in die Augen.

„Ärgere dich nich, Heinrich," sagte der Alte, „so ist nun mal das Land, wofür du sterben willst: kein Anreißer und kein Geschäftsmann. Es ist das Selbstverständlichste von der Welt, daß du deine Haut zu Markte trägst — aber auch das darfst du nur nach vielem Bitten! Wir sind nicht mehr in Amerika, mein Junge — wir sind in Deutschland! Aber nun tritt fest auf ... mit beiden Füßen: wir haben wieder Heimatboden unter den Hacken! Wir wachsen wieder fest, Heinrich!"

Unter der niedrigen Tür des Strohdachhauses steht die Schwester, alt und gebückt, die Hand über den Augen, und späht den Ankommenden entgegen. Bei ihr der Schmied, der als Erster jede Neuigkeit erfährt im Dorf und daher eben die Ankunft der Überseer angemeldet hat.

„Nis, du? In dieser Zeit kommst du wieder?"

„Ja, Schwester ... ich bring' den Jungen ... der will noch mithelfen bei Verdun!"

„Was du sagst, Bruder! Ist es wirklich wahr? So seid willkommen hier!"

Der Schmied zog die Stirn in Falten: „Nis, was wird nun drüben mit dem Wilson, der so viel zu schreiben hat? War es recht von dir, den ohne Aufsicht zu lassen?"

Nis lachte: „Sorg' dich nicht, Nachbar — da sind noch andere, die dem auf die Finger klopfen werden ..."

„Na, denn ist's gut," meint der Schmied beruhigt, „dann kommt 'rein und ruht euch aus."



Botschaft? · Von Ernst Theodor Müller

Wie bunt dieser Lenz in die Lande trat,
Als trüg' er schon Botschaft und Freudensaat!

Wie die Vöglein sangen mit neuem Ton,
Als gingen die Glöcklein des Friedens schon!

Wie die pfingstlichen Birken wehten im Glanz,
Als hing' unter Träumen ein Siegerkranz!

O seliger Lenz — wär' der Friede auch weit —
Deine Lerchen singen sichelnder Zeit!



Der Krieg, Königin Luise und die deutsche Frau

An ihrem Sterbetage (19. Juli)

Von Karl Storck

An der ungeheuren Last des Leides, das über unser Vaterland herniedergebrochen ist, tragen die Frauen weitaus den größten Teil. Das ist Frauenlos von jeher, ihr Schicksal und ihre Größe. Viel schneller noch, als das Heer der Männer draußen im Kampf zusammenschmilzt, wächst hier daheim die schwarze Armee der trauernden Frauen. Wenn der Geist versucht, sich die Tausende und aber Tausende das schwarze Kleid des Leides tragender Mütter, Gattinnen, Schwestern, Töchter, vereinigt vorzustellen, ist es, als ob ein Gewölke auf unser Land sich niedersenkte, so schwarz und so dicht, daß man kaum daran glauben mag, es könne jemals wieder die Sonne scheinen. Und doch wird sie wieder scheinen, ja, wie wir zuversichtlich hoffen, heller als zuvor. Denn es ist kein Leid der Schuld, an dem wir tragen, und darum ist es ohne Reue und Vorwurf, die für die Dauer Kraft und Freude verzehren. Es ist ein Leid des Opfers, das in Erkenntnis und aus Liebe gebracht worden ist. Darum ist dies Leid gesegnet und wird Segen bringen.

Warum vermögen wir dieses Leid so still und stark zu tragen? Der einzelne trägt sein Leid nicht allein; das Ganze trägt es, wie es um des Ganzen willen über den einzelnen gekommen ist. Nur zum Gewinn des Ganzen haben wir uns dem Leide ausgesetzt. Es gibt kein Tun, das freier ist von Selbstsucht, als dieser Kampf fürs Vaterland und die Opferbereitschaft, mit der für ihn das Teuerste hingegeben wird. Dadurch gewinnt auch das kleinste Leben Größe, und alle Größe trägt den Samen der Fruchtbarkeit in sich.

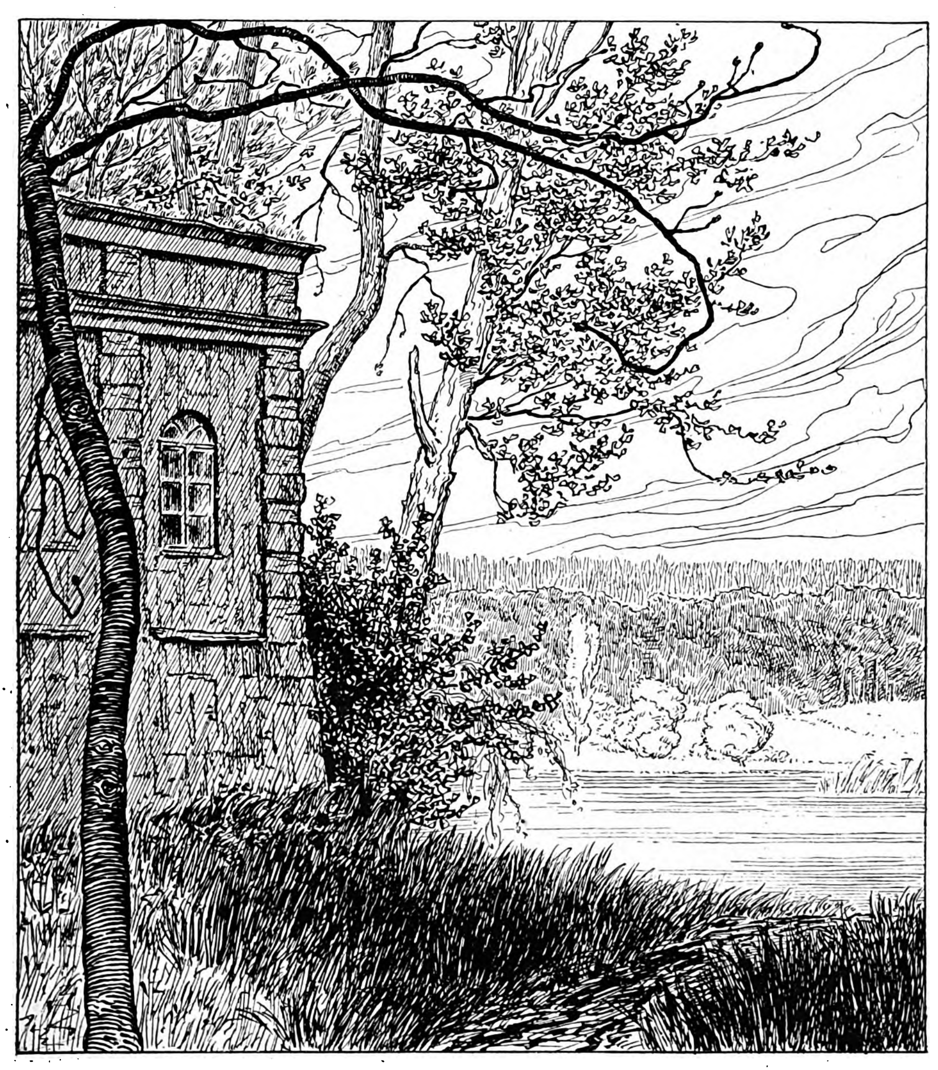
Ein Symbol des Gesegnetwerdens durch das Leid ist uns Deutschen die Königin Luise. War sie vorher anmutig und schön, durch das Leid ist sie ehrwürdig und groß geworden. Sie für sich selbst, aber auch für die Vorstellung ihres Volkes. Und ob sie auch sterben mußte, noch bevor die Morgenröte des Erfüllungstages ihrer Hoffnungen aufging, sie war doch gesegnet: ihr Schoß hatte den geboren, der dereinst die Kaiserkrone eines Deutschen Reiches tragen sollte, das so stark und fest erstand, wie es die kühnsten Träume der Königin nicht geschaut hatten. Sie selbst aber wurde gerade durch diese Verklärung des Märtyrertums zum Idealbild der deutschen Frau, denn es ist nicht die Freude, die der Menschheit die Dauerwerte gibt, sondern die Tragik.

Die Kriegs- und Leidenszeit vor 100 Jahren hat ein Idealbild der deutschen Frau hervorgebracht; von der heutigen Zeit möchten wir, entsprechend der Vergrößerung aller Maße, die Entwicklung der deutschen Frauenwelt zu ihrem Ideal erhoffen. Das verklärte Idealbild der Königin Luise wird gerade bei sachlich nüchterner Beurteilung des ihm in der Wirklichkeit zugrunde liegenden Urbildes auf diesen Wegen als Leitstern vorleuchten können.

Die Zeit, in der die Königin Luise zur ersten Wirkung kam, zeigt in ihrer geistigen und sittlichen Verfassung manche ähnliche Züge, wie die letzten Jahrzehnte vor unserem Kriege. Auch damals schien die Tüchtigkeit, auf deren nüchtern gediegenen Grundlagen Friedrich der Große seine gewaltigen Erfolge errungen hatte, dem friedlichen Genusse und Auskosten dieser Erfolge nicht gewachsen. Es steht ja alles in einem viel engeren Rahmen, als es jetzt der Fall war; aber eine eitle Genußsucht und ihre Kehrseite, die rücksichtslose Gier nach Erwerb, der eben jenen Genuß ermöglichen sollte, eine seichte Frivolität, die Zügellosigkeit einer mit starken Worten der „Freigeisterei der Leidenschaften" um sich werfenden, im Grunde aber schwächlichen Lebensführung, in der, wie auch bei uns, der künstlerisch maskierten Erotik ein breiter Raum gewährt war, — alles das, ebenso wie manche unerfreuliche Erscheinung in der Art der Bekämpfung dieser Übelstände, erinnern auffallend stark an unsere Verhältnisse in den letzten Jahren. Der Hof Friedrich Wilhelms II. war durchaus nicht angetan, dieser Entwicklung entgegenzuarbeiten.

Es ist nun überaus erbauend, wie mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III., dank seiner Gemahlin Luise, eine reinere Luft eindringt. Es wirkt so erquickend, weil es gleichzeitig ein Hauch der Freiheit ist. Nichts von muffliger Frömmelei, nichts von pharisäerhafter Selbstgerechtigkeit, auch nichts von eifernder Bekämpfung Andersgearteter. Die Reinheit dieser Erscheinung hat jenes Selbstverständliche, das wir Deutsche in unserm innersten Gefühl mit der Vorstellung der Frau verbinden. Wir haben uns diese urdeutsche Einstellung, dank der wir in der Frau das Weib und nicht das Weibchen fühlen, in diesen letzten Jahren immer mehr wegspötteln und zersetzen lassen. Das Interessante und Pikante wurde auch uns zu einem besonders anziehenden Frauenreiz, und wenn ich noch Stichworte wie Flirt und Demivierge ins Gedächtnis rufe, so verdichtet sich alles dahin, daß nach der Seite des Geschlechtslebens die Frau „freier", d. i. in Wahrheit schlechter scheinen wollte, als sie wirklich war. Eine Verspieltheit des Lebens auch in seinen ethischen Anschauungen war die üble Folge. Was Tacitus als Grundkraft deutschen Wesens erkannte, daß diesem das Spiel mit allem Lasterhaften fremd sei (nemo enim illic vitia ridet), war hauptsächlich durch unsere Literatur, Roman und Drama, aber auch in der Lyrik, und hier besonders in der Frauenlyrik, unterwühlt. Gerade die Frauenlyrik „machte" vielfach in einer Entschleierung der Frauenseele, die man nur als geistige Prostitution bezeichnen kann. Die schwülstigbrünstige Sprache dieser Literatur umgeilte selbst die harmlosesten Dinge. Die Luft wurde schwül und drückend, so daß auch dort das Empfinden unrein war, wo sich das Handeln innerhalb der Sittengesetze bewegte.

Gerade dagegen wirkte das Frauentum der Königin Luise wie ein reinigender Morgenwind nach gewitterschwüler Nacht. Es liegt über dieser Gestalt die Anmut einer frohen Sinnlichkeit, die von der Natur nimmt und der Natur gibt, was in ihr als Freude liegt. Aber diese Sinnlichkeit bleibt Natur, hält sich im Gleichmaß mit einem vielfältigen Leben, betont nicht einen Punkt zum Schaden der anderen, strebt nach gesunder Harmonie und gelangt so zur harmonischen Schönheit. Die Königin Luise hat im Verhalten zu ihrer Schwester gezeigt, wie sie diese sittliche



Blick vom Borkenhäuschen auf der Pfaueninsel A. v. Weltzien

Lebenseinstellung als so selbstverständlich ansah, daß sie den Verstoß dagegen in ihrer Nähe nicht zu dulden vermochte. Es kommt auf diese Weise jene veredelte Natürlichkeit zustande, die instinktmäßig gerade in allen Fragen des sittlichen Lebens das Richtige trifft, was Goethe meinte, wenn er uns an edle Frauen verwies, um genau zu erfahren, was sich ziemt.

Diese Anlage zu einer von Schwüle freien Sinnlichkeit gehört zum glücklichsten Erbgut der deutschen Frau; diese Anlage zu hegen muß ein Hauptziel unserer künftigen Lebenskultur sein. Die gesamte Mode und Lebensführung der

letzten Jahrzehnte trieb die deutsche Frau zu einem Betonen, oder man sagt vielleicht noch besser: zu einem Hervorzerren des Sexuellen in das öffentliche Leben, das ihrem Wesen durchaus fremd ist. Demgegenüber ist sogar die Gefahr der Philisterhaftigkeit in der Form des beschränkten Hausfrauentums das geringere Übel, da diese Beschränktheit, wie wir es ja gerade jetzt für die Gesamtheit erleben, durch gewaltige Ereignisse, die für das Einzeldasein jederzeit möglich sind, immer eingerissen werden kann. Die Vermorschung dagegen, die jene der romanischen und slawischen Art genäherte Versinnlichung des Lebens zur Folge hat, ist unheilbar.

Aus diesem Gesichtspunkt heraus ist es niemals anmaßend gewesen, die deutsche Auffassung der Ehe als deren Idealbild hinzustellen. Mag es auch nur selten verwirklicht werden, wesentlich ist, daß wir uns gerade dieses Idealbild nicht verkümmern lassen. In welchem Maße das in den letzten Jahrzehnten geschehen ist, spiegelt die Literatur deutlich wider. Natürlich waren die tatsächlichen Verhältnisse auch hier nicht so schlimm, wie man aus der Literatur schließen möchte, genau so wenig, wie etwa in Frankreich der Ehebruch im wirklichen Leben so durchaus gesetzmäßige Regel ist, wie etwa in der sich als Abspiegelung dieses Lebens gebärdenden dramatischen Literatur. Aber auch hier wirkt das Spiel mit der Sünde zersetzend. Wir sind durch unsere Literatur so sehr daran gewöhnt worden, die Ehe als Fessel, als Hemmung für die Entwicklung des einzelnen anzusehen, daß darüber das Gefühl dafür ganz verschwindet, wie die Ehe doch eigentlich die Steigerung und Förderung der in ihr Vereinigten bringen müßte, weil sie nicht nur die sozial praktischste, sondern auch die geistig, seelisch, sittlich und sinnlich höchste und glücklichste Vereinigungsmöglichkeit der beiden Geschlechter darstellt. In dem Augenblick, in dem uns das klar bewußt wird, erkennen wir auch, daß das Glück nicht die selbstverständliche Zugabe zur Ehe sein kann, sondern die Krönung ist der Bemühung um sie.

Wie seltsam ist es, daß der Mensch, der vom Kampf ums Dasein spricht, den schönsten Gewinn dieses Daseins ohne Kampf erringen zu können vermeint. Denn das Glück ist doch dieses Daseins Krone, und wenn das materielle Glück wirklich eine launische Zugabe des Lebens ist, das seelische Glück, und dazu gehört das der Ehe, ist der Preis eines steten Ringens und Mühens darum. Die glückliche Ehe ist eine Kunst. Die berufene Künstlerin ist die Frau. Auch darin wirkt die Königin Luise vorbildlich. Sie hat es nicht eben leicht gehabt, trotz der aufrichtigen Liebe, in der sich die königlichen Gatten zugetan waren. Die nörgliche und kleinliche Art Friedrich Wilhelms, sein leicht gewecktes Mißtrauen und der die Schwäche seines Entschlußvermögens verdeckende Eigensinn, geboten ein unendliches Maß von Geduld, Klugheit und Güte, um die tausend Reibungsflächen zu glätten und um einem unter der Heimsuchung des Geschickes leidenden Leben die hundert Gelegenheiten zu kleinen Freuden und Verschönerungen abzugewinnen, durch die der Alltag sein Licht erhält.

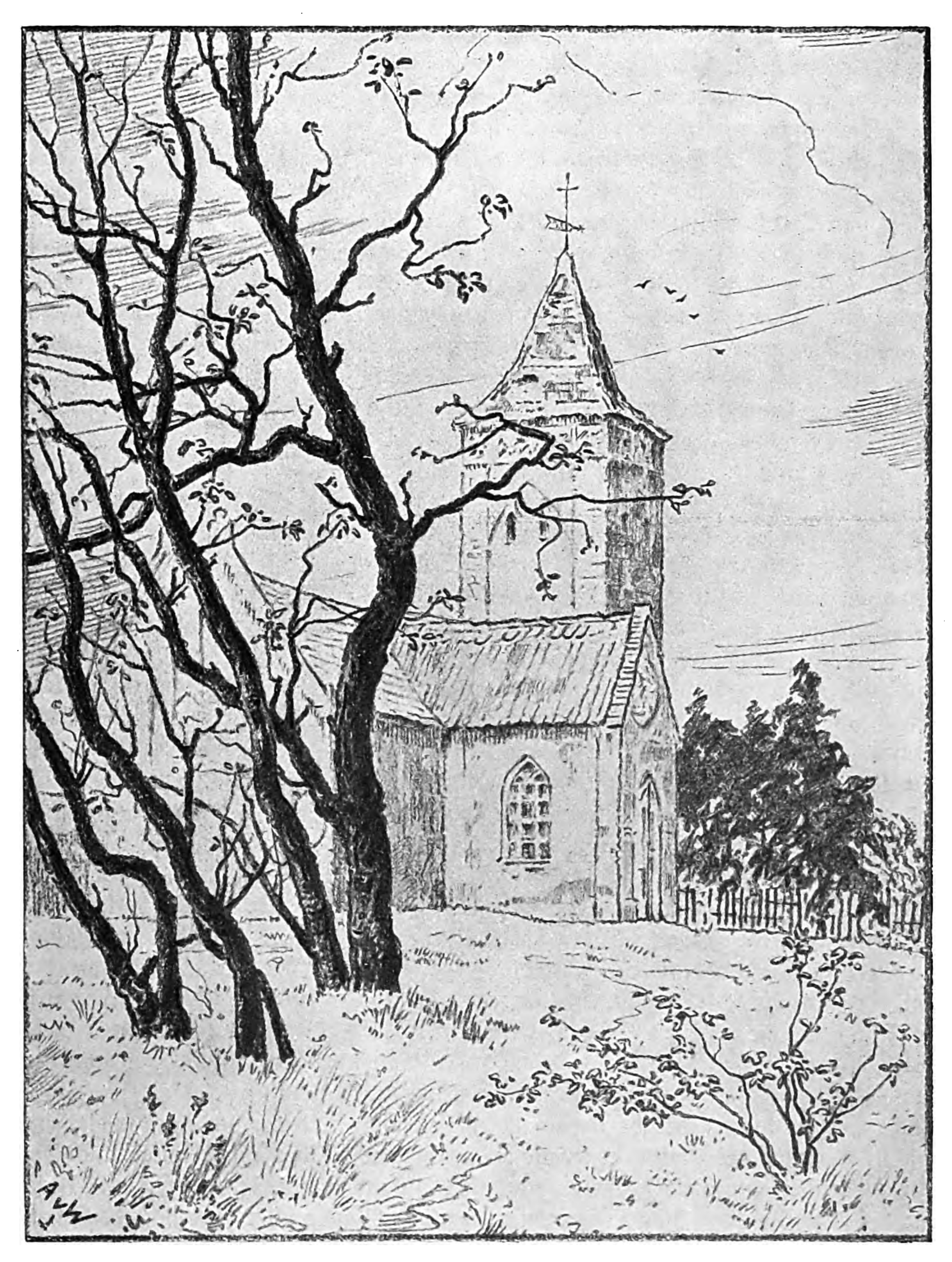
Es war gerade in einem Königshause bis dahin selten vorgekommen, daß der Schwerpunkt des Lebens der Eltern in der Erziehung der Kinder lag, und daß trotzdem die Frau es stündlich verstand, des Mannes beste Genossin in seinen zahlreichen Arbeiten und Sorgen zu sein. Die Königin hat es vorbildlich verstanden,

die glückliche Kindheitswelt für das Leben der Erwachsenen nutzbar zu machen, aber damit von diesen Erwachsenen nicht die Preisgabe ihrer eigenen Lebensformung zu verlangen. Auch hier zeigt sich, wie ein harmonisches Frauenwesen einen natürlichen Weg findet, der nicht ins „Jahrhundert des Kindes“ führt, noch auch in ein Puppenheim, sondern aus dem Bestreben, glücklich zu machen und seine Lebensaufgabe in dieser Beglückung der uns verbundenen Menschen zu sehen, selber glücklich wird.

Diese Aufgabe ist nur zu lösen, wenn es gelingt, für die äußere Lebensführung eine Form zu finden, die der Schönheit und dem Reichtum des Innenlebens entspricht. Die Königin Luise gehört zu den wenigen deutschen Frauen, denen es gelungen ist, dieser schönen Form des Lebens einen deutschen Charakter zu wahren, um so schwieriger und wertvoller, als alles höfische Leben zuvor durchaus fremder Form untertan gewesen war. Diese Kunst hat sie am höchsten bewährt in den Unglücksjahren nach 1806. Heinrich von Kleists Lob ist voll verdient: „Die du das Unglück mit der Grazie Tritt auf jungen Schultern herrlich hast getragen.“

Gerade heute könnte die Vereinfachung des äußeren Lebens, die die Königin mit holdester Anmut vollzog, so daß das Leben des Hofes in Memel den äußeren Zuschnitt des Bürgerhauses zeigte, segensreich wirken. Das Zeugnis streng sachlicher Beurteiler, wie Boyens, wiegt doppelt schwer, und aus seinen Schilderungen geht hervor, wie glücklich Luise es verstand, alle hohle, prunkvolle Gesellschaft durch verinnerlichte Geselligkeit zu ersetzen; wie die ernste Erörterung geistiger Fragen das Leben würzte und bereicherte; wie eine schlichte, anmutvolle Form den Luxus und die steife Etikette überflüssig machte. Verinnerlichung der Lebensführung, ein sorgfältiges Umgrenzen der Lebenshaltung, damit der gezogene Kreis auch wirklich erfüllt, durchblutet und durchsonnt werde und dadurch auch die Verschönerung dieses ganzen Daseins erreichbar wird, weil nur dann die wirkliche persönliche Anteilnahme an allem erreichbar ist, das waren die Mittel, mit denen die Königin Luise zur Zeit der tiefsten Erniedrigung ihren Haushalt zu einer lichten Erholungsstätte für alle ihm Nahestehenden zu machen verstand; sie sind auch die Mittel für die Neugestaltung unseres Lebens zur wahrhaft deutschen Form.

Es gehört der Mut dazu des Bekenntnisses zu dieser deutschen Form, der Mut, auch äußerlich so zu sein, wie man sich innerlich richtig fühlt, nicht aber dem Schein nachzujagen, nicht einem Allerweltsbilde zu huldigen. Jedes Zugeständnis ist vom Übel, denn eine wirklich deutsche Lebensform kann nur erblühen, wenn das deutsche innere Bedürfen, die deutsche Einstellung zu allen Lebenserscheinungen sich in äußere Betätigung umsetzt. Wenn unser heutiges Leben in der Gesellschaft, in der Unterhaltung von Tanz, Theater und dergleichen, aber auch in der Kleidung einen deutschen Charakter nicht hat, diesem geradezu ins Gesicht schlägt, so ist das nur dadurch möglich geworden, daß die wirklich deutsch empfindenden Kreise, die natürlich vorhanden sind, nicht die Kraft und Zähigkeit besessen haben, ihrem Bedürfen die Erfüllung zu erzwingen. Es reicht nicht aus, sich hier allenfalls zurückzuhalten, was z. B. vielfach beim Theater der Fall gewesen; denn dadurch gibt man diese Einrichtung ganz in die Hände der Andersgearteten. Nur die wirkliche Tätigkeit hat Wert, um so mehr, als auf die Dauer niemand ganz auf die



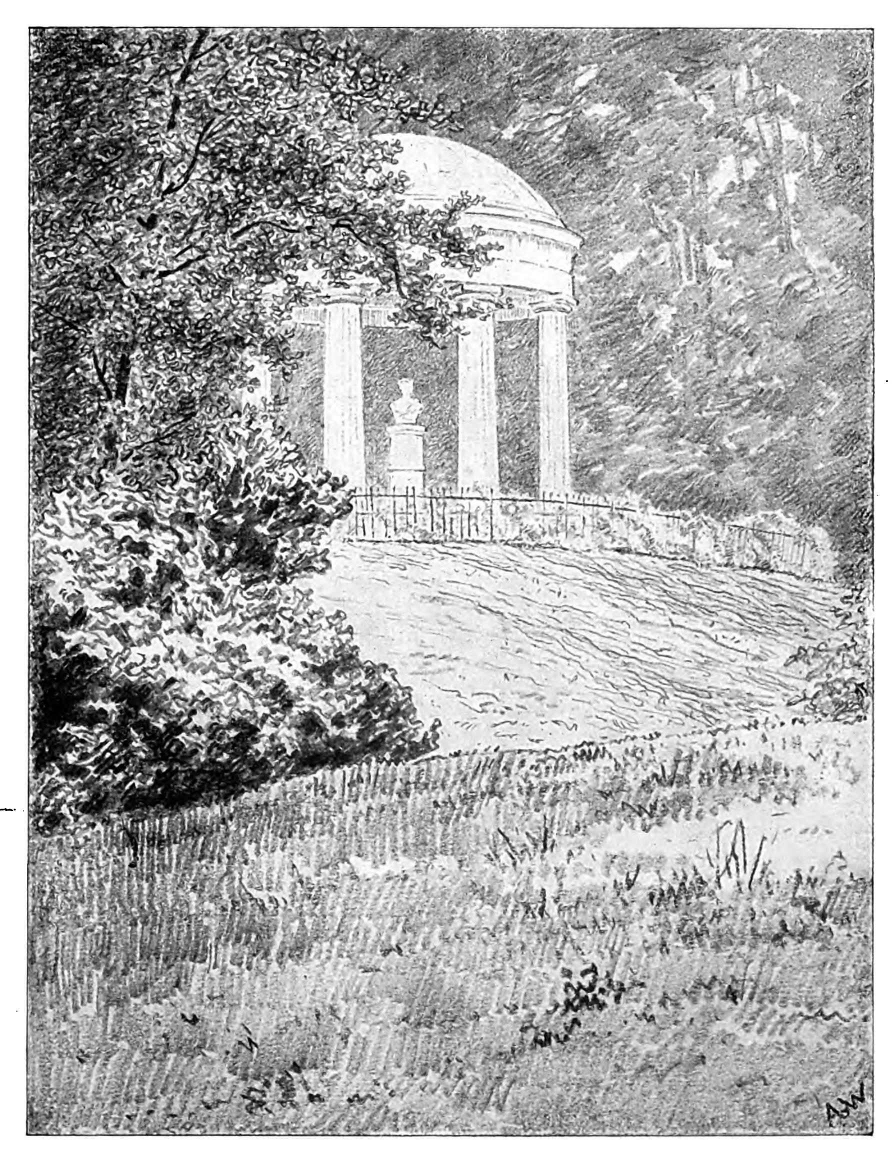
Kirche in Paretz A. v. Weltzien

Teilnahme an diesen gesellschaftlichen Einrichtungen verzichten will. Dann aber wird man wider Willen zum Förderer der fremden oder doch unnationalen Art.

Wir haben in den letzten Jahren vor dem Kriege eine beschämende Entartung des Tanzes erlebt. Das wäre nicht möglich gewesen, wenn die deutsch empfindenden Kreise, die diese Tanzformen als unschön, als unschicklich und unsittlich empfanden, sich an ihnen nicht beteiligt und überall dort, wo sie Einfluß hatten, ihre Anwendung hintertrieben hätten. Man muß dazu freilich den Mut haben, den Ruf des „unmodernen" Fühlens auf sich zu laden. Die Entartung des Tanzes und seine Verarmung wäre aber erst recht nicht möglich gewesen, wenn wir auf unsere eigene Volksart stolz genug gewesen wären, das in unseren Volkstänzen und Volksspielen liegende Gut seinem wahren Werte gemäß zu hegen und es in die Kunstform einer höheren Geselligkeit hinaufzuveredeln, so wie das z. B. in neuerer Zeit die gebildete schwedische Gesellschaft mit den dortigen Tänzen getan hat. — Ein gleiches wiederholt sich auf sämtlichen Gebieten und braucht nicht im einzelnen ausgeführt zu werden.

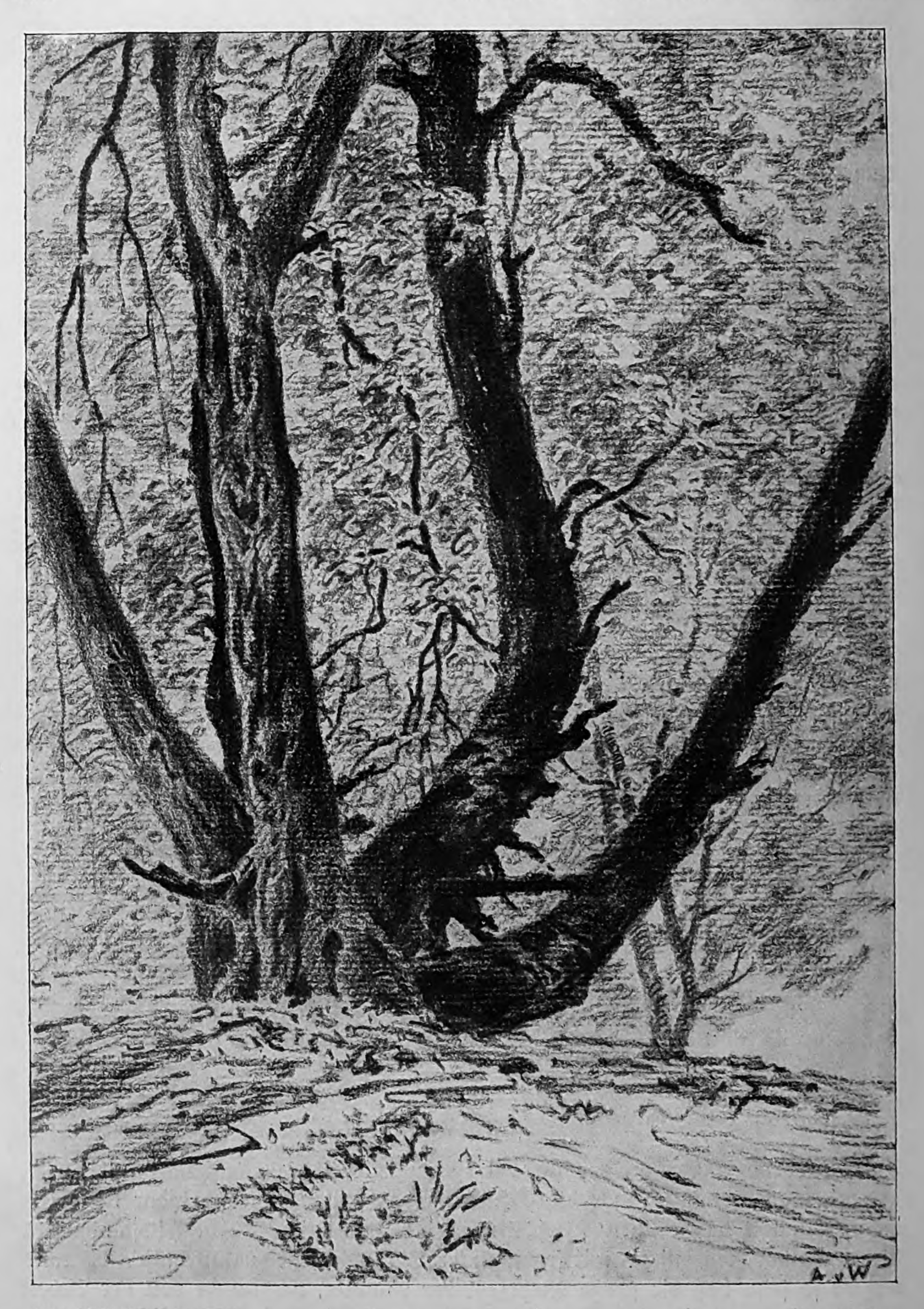
Wenn ich auf die Königin Luise verwies, so geschah es nicht, weil sie in dieser Hinsicht im einzelnen besonders gewirkt hätte, sondern weil sie durch ihre ganze Lebenshaltung in den Unglücksjahren die Kraft und den Mut bewies, aus dem Boden des Volkstums heraus ihre Lebensführung zu gestalten. Das ist genau das Gegenteil von dem, was die Mehrzahl der deutschen Fürsten nach dem Dreißigjährigen Kriege getan hat, wo das vornehme deutsche Leben gerade deshalb in jene sklavische Abhängigkeit vom Auslande geriet, weil die vornehmen Kreise in dem verarmten und unglücklichen deutschen Leben nicht die Mittel zu einer ihrem Stande entsprechenden Lebensführung zu entdecken vermochten. Die deutsche Erhebung von 1813 ist aber im wesentlichen auch eine geistige Erhebung gewesen, und es war unser nationales Glück, daß diese, dank der Königin Luise, im preußischen Königshause einen Mittelpunkt erblicken konnte.

Am bedeutsamsten aber wirkt das Vorbild der Königin Luise in ihrem Hinauswachsen über den gewohnten Lebensrahmen durch die Forderungen der Zeit. Gerade hier auch hat unser heutiges Erleben die einschneidendsten Eingriffe ins deutsche Frauendasein gebracht. Die öffentliche Wirksamkeit der Frau ist unter einen ganz anderen Schwinkel gerückt. Die Berufstätigkeit, um die von der sogenannten Frauenbewegung als ein Recht gekämpft wurde, ist durch die Not der Zeit zu einer Pflicht geworden. Es ist selbstverständlich, daß diese Tatsache für die Beurteilung der öffentlichen Frauentätigkeit, und damit auch der staatsrechtlichen Stellung der Frau, für die Zukunft nicht mehr ungeschehen gemacht werden kann. Gerade darum ist es besonders wichtig, sich klar zu bleiben, daß in der von der Natur gegebenen Verschiedenheit der Geschlechter auch die Verschiedenheit für diese großen nationalen Aufgaben mitbegründet liegt. Nicht nur die rohe Beschimpfung Napoleons, auch der Glaube aller wahrhaft deutschen Männer sah in der Königin Luise die Trägerin der nationalen Hoffnungen. Wertvoller noch als ihre verdienstliche Mitwirkung bei der Rückberufung des Freiherrn vom Stein war ihr unerschütterlicher Glaube an die Erhebungskraft des geknechteten Volkes. Gerade dieser Glaube unterschied sie so sehr von ihrem Gemahl.



Luisentempel in Hohenzieritz A. v. Weltzien

Was Friedrich Wilhelm für seine Verzögerungspolitik, sein ängstliches Abwarten geltend machen konnte, war die Erfahrung des Alltags, die scheinbar kluge Erwägung aller tatsächlichen Verhältnisse, der nüchterne Nützlichkeitsstandpunkt, kurz alles das, was nichts mit sogenannter Gefühlspolitik zu tun hatte. Es wird immer so sein, daß die große Mehrzahl der Männer, verbraucht von der Arbeit eines vielfach aufreibenden Berufes, für das politische Leben den Schwung ver-



Alte Linde in Hohenzieritz A. v. Weltzien

liert. Gerade weil auch dieses politische Leben in den für gewöhnlich vorherrschenden Formen des engeren Staats- und Gemeindedienstes, sowie der Wirksamkeit innerhalb der politischen Parteien sich hauptsächlich mit den kleinen Fragen zu beschäftigen hat, weil dabei naturgemäß die kleinen Mittel für den wechselseitigen Vorteil nutzbar gemacht werden, verliert der Mann über den nächsten kleinen Zielen leicht die großen Gesichtspunkte. Diese werden vielfach mit dem Wort Gefühlspolitik gerade von den „klugen, erfahrenen Praktikern“ abgetan.

Hier liegt der Machtbereich und die wesentlichste Aufgabe der national gesinnten Frau. Was jetzt die Not der Zeit vermochte in der Überwindung hundert kleiner Gegensätze, die alle für das Endziel gleichgültig sind, daran könnte dauernd schaffen die Frau, die für das allgemeine Staatswohl warm empfindet, von den Kleinlichkeiten des politischen Treibens aber nicht berührt wird, solange sie damit nichts zu tun hat. Die Frauen könnten geradezu das Gewissen unserer Politik werden, wenn sie aus dem Gefühl heraus immer wieder jene großen entscheidenden Punkte des politischen Lebens in ihrer Art innerhalb des Hauses, im geselligen Leben, dann aber auch öffentlich betonten. Unser größter Realpolitiker, der aber dazu nur geworden ist, weil er voll Dichterkraft war, Bismarck, hat diesen Beruf der Frau wohl erkannt. Am 30. März 1894 hat er zu einer Abordnung süddeutscher Frauen und Mädchen gesagt: „Hat der deutsche Reichsgedanke einmal die Anerkennung der deutschen Weiblichkeit gewonnen, dann ist er unzerstörbar und wird es bleiben.“

Anerkennung ist bei der Frau gleich Liebe, und Liebe bedeutet Ideal. Wir haben es in der kommenden Zeit dringend notwendig, daß bei den sicher bevorstehenden schweren Kämpfen ums Dasein, in materieller wie in politischer Hinsicht, die großen Ideale des deutschen Gedankens stets lebendig bleiben. In die Hut der Frauen, die jetzt die erhaltende Kraft dieses idealen deutschen Staats- und Volksgedankens erfahren haben, sei er für diese Zukunft gegeben. Mögen sie ihn durch Not und Kampf so leuchtend zu erhalten wissen, wie die deutsche Frauenkönigin Luise ihn licht und rein erhielt in den Jahren der härtesten Schmach.



Das Feld entlang am Abend …

Von Karl Frank

Das Feld entlang am Abend,
Das Herz vom Tag noch schwer —
Ganz leis geht meine Seele,
Ein schüchtern Kind, mir nebenher — —

Die Ähren nicken grüßend,
Als kennten sie mich und mein Leid:
„Nur stille sein und reifen,
Ein Schicksalsacker ist die Zeit“ —

Und wie ich den Stimmen lausche,
Mit Weg und Feld bekannt,
Trägt, heimlich gepflückt, meine Seele
Einen Blumenstrauß in jeder Hand ..



Der Weltkrieg und die deutsche Sozialdemokratie · Von Dr. Richard Bahr

Für alle von uns ist dieser Krieg ein gewaltiger Lehrmeister gewesen. Niemanden aber hat er in eine so harte, vielfach so mitleidslose Schule genommen, wie unsere sozialdemokratischen Volksgenossen. Die hatten in der Hauptsache bisher von Theorien gelebt. Von Lehrsätzen, die Karl Marx aus der englischen Entwicklung der vierziger und fünfziger Jahre gezogen hatte. Den hatten sie kanonisiert, was er ebensowenig verdient, wie irgendein anderer Sterblicher, wennschon er ohne Frage zu den schöpferischsten ökonomischen Denkern aller Zeiten gehört, und aus den Lehrsätzen waren Glaubenssätze geworden. Ein Glaube von ausgesprochener Diesseitigkeit. Aber auch er verhieß ein tausendjähriges Reich und versuchte denen, die ihm anhingen, mit süßen Träumen und berückenden Zukunftsvorstellungen das Herz zu erfüllen. Und nun kam der Krieg daher, und vor seinem Anhauch zerflatterten Träume und Verheißungen wie dünne Wolkenschleier. Zu allererst zerstob, was ihnen vielleicht die schmerzlichste Erfahrung gewesen sein mag, der Traum von der Internationale, der großen Brüderschaft, die über die Grenzen von Staat und Volk hinweg die Proletarier aller Länder einige. Noch ein paar Tage zuvor hatten sozialistische Vertrauensmänner aus aller Welt sich die Hände gegeben und die letzten Gelübde der Treue ausgetauscht. Als dann aber der Krieg doch ausgebrochen war, den sie zu verhindern gewünscht hatten wie schließlich wir anderen auch, war die Brüderschaft von heute zu morgen erloschen und ein jeder stellte sich, als ob es gar nicht anders hätte sein können, in die Reihen der eigenen Nation. Weil die Wirklichkeit stärker ist als alle Theorie, und die Natur von keinerlei Konstruktionen sich binden läßt.

Dabei blieb es nicht bei der einen Enttäuschung, nicht bloß bei dem Zusammenbruch der Arbeiter-Internationale. „Hinter dem großen Generalmarsch", hatte August Bebel geweissagt, „steht der große Kladderadatsch." Und noch zwei Jahre vor dem großen Krieg hatte Herr Anton Pannekook, einer von den unerfreulichen Ausländern, die die allzu geduldige deutsche Sozialdemokratie großgezogen hat, versichert: drohe ein Krieg, so werde das ganze ökonomische Leben mit einem Schlag stillstehen. „Ein europäischer Krieg bedeutet eine europäische Revolution." Eine Leipziger Flugschrift aber aus dem Jahre 1911 schwelgte nur so in der Romantik des Bürgerbluts: bei Kriegsausbruch werden die bekannten Führer der Sozialdemokratie hinter Schloß und Riegel gesetzt, das Heer ist auf dem Kriegsschauplatz und das Volk daheim im Aufruhr. Dann würde sich der „Klassengegensatz in den Regimentern selbst geltend machen und dann könnte es zu mörderischen Kämpfen der Bewaffneten untereinander kommen. Aus diesem entsetzlichen Chaos gäbe es nur ein Entrinnen: die sozialistische Revolution, die Diktatur des Proletariats". Es ist, gottlob, ganz anders gekommen. Kein bekannter Führer der deutschen Sozialdemokratie ist hinter Schloß und Riegel gesetzt

worden, weil alle nach dem schönen Wort der Erklärung von 1914 die Verpflichtung fühlten, in der Stunde der Not das Vaterland nicht im Stich zu lassen. Die kapitalistische Wirtschaftsordnung aber hat eine ungeahnte Widerstandsfähigkeit erwiesen und sozialdemokratische Männer, die Leiter der deutschen Gewerkschaften nämlich, haben selbstlos sich in ihren Dienst gestellt. Daneben hat der Krieg freilich auch manchem sozialdemokratischen Wunsch, mancher ehedem jahraus, jahrein angemeldeten Forderung Erfüllung gebracht; hier und da selbst fernerliegende Zukunftshoffnungen ein wenig der Verwirklichung näher gebracht. Seitdem auch der ungediente Landsturm auszog, die heilige Landesmark zu schützen, steht wirklich das ganze Volk unter Waffen: Was ist da noch der Unterschied von der Miliz, wie sie einst Wilhelm Liebknecht und Bebel verlangten? Auch die militärische Jugendausbildung ist eine alte sozialdemokratische Forderung, und nach der feldgrauen Uniform hatte August Bebel schon 1891 gerufen. Zur Not kann man selbst in der Zwangsorganisierung der deutschen Wirtschaft eine Annäherung an sozialdemokratische Wirtschaftsideale sehen. Wenn die Marxodoxie es auch nicht wahr haben will: es ist doch schließlich die Ablösung der wilden und regellosen Warenerzeugung für den unbekannten Markt, der „Anarchie der gesellschaftlichen Produktion“ durch die „gesellschaftlich planmäßige Regelung der Produktion nach den Bedürfnissen der Gesamtheit wie des einzelnen“.

Derlei Erschütterungen ihres ganzen Lehrgebäudes hätte am Ende keine Partei ertragen, ohne selber mitzuerbeben. Die Sozialdemokratie aber ist keine Partei wie andere auch. Sie war (und sie ist es vielleicht noch), schon um der chiliastischen Hoffnungen willen, die in ihre Doktrinen verwebt sind, zugleich eine Kirche. Die Gemeinschaft der Gläubigen, der die Erlösung aller Kreatur für sicher galt, wann nur die Welt zu Karl Marx sich bekehrte. Und nun hatte der Krieg gezeigt, daß auch der Fels, auf dem die Marx-Kirche gegründet war, Risse aufwies; daß sich keineswegs, wie der einsame Grübler von Haverstock Hill gelehrt hatte, die Dinge mit mathematischer Folgerichtigkeit nach dem von ihm gefundenen und beschriebenen Schema abzuwickeln brauchten; daß auch der große Prophet, der mit seiner Heilslehre unseren sozialdemokratischen Volksgenossen alles ersetzen sollte, was uns anderen heilig war, in die Irre gegangen sein konnte und tatsächlich in die Irre gegangen war. Vielen gelang es verhältnismäßig leicht, mit der neuen Erkenntnis sich abzufinden. Zu manchem war ohnehin auch früher schon der Zweifel zu Gast gekommen; anderen ward es zum frohen Erlebnis, das sie innerlich bereicherte und für das, was sie verloren, ihnen ein Vaterland schenkte. Wieder andere indes vermochten sich nicht freizumachen von den Gesetzen, unter denen ihr ganzes bisheriges Leben gestanden hatte, von den unterschiedlichen Parteitagsbeschlüssen, die ihnen Scheuklappen vor die Augen banden und sie zur Willenlosigkeit verdammten. So geschah es von selbst, daß der sozialdemokratische Bau ins Wanken geriet; daß selbst diese Disziplingewohnten die Disziplin zu brechen anfingen und jene lange Reihe bald größerer, bald kleinerer Krisen einsetzte, die schon im Spätherbst 1914 mit der schüchternen literarischen Opposition der Mehring und Kautsky anhob und dann von Monat zu Monat anschwoll und immer weitere Kreise zog. Bis die Fraktionsscheidung vom 24. März 1916 unter dieser Ent-

wicklung einen vorläufigen Schlußpunkt setzte und auch äußerlich trennte, die innerlich längst voneinander sich gelöst hatten.

* * *

Diesen seelischen Prozeß in der deutschen Sozialdemokratie aufgezeigt zu haben, ist das Verdienst einer klugen und tapferen Schrift, die vor einigen Wochen der Landtagsabgeordnete Konrad Hänisch im Berliner Verlage von C. A. Schwetschke & Sohn hat erscheinen lassen. („Die deutsche Sozialdemokratie in und nach dem Weltkriege.") Die Schrift ist nicht ganz gleichmäßig geraten. Herr Hänisch hat vor dem Krieg dem radikalen Flügel sich zugezählt und er hat stellenweis das Bedürfnis, ein wenig zu diplomatisieren. Das muß jeder, der politisch wirken will. Wer bittere Wahrheiten verabzureichen vorhat, muß ab und zu den Leuten, die er vor den Kopf stößt, auch etwas Angenehmes sagen können. Hänisch findet für Karl Liebknecht, für Frau Luxemburg, den doch wohl etwas anrüchigen Herrn Radek und die Lauterkeit ihres Wollens freundlichere Urteile, als ich sie sonst gemeinhin bei einsichtigen Sozialdemokraten getroffen habe. Und das dialektische Bemühen, die Veränderung, die der Krieg an uns und unserer Umwelt vollzogen hat, um jeden Preis als die „große Revolution" zu erweisen, wird wohl auch vornehmlich als ein Zugeständnis an den Sprachgebrauch des Radikalismus einzuschätzen sein. Der Wert des Buches wird dadurch nicht beeinträchtigt. Noch immer — der Krieg hat darin leider keinen Wandel gebracht — werden die politischen Dinge bei uns in Deutschland auf eine grobmechanische Art abgehandelt. Man scheidet die Böcke von den Schafen. Wer nicht für mich ist, der ist nicht nur wider mich, er ist zugleich auch ein schlechter Kerl von durchaus unlauteren Motiven. Herr Hänisch macht den Versuch, politische Erscheinungen und Begebnisse psychologisch zu sehen. An dem Ablauf der Zeiten aufzuweisen, wie es so kam und im Grunde kommen mußte, daß die Sozialdemokratie, bevor sie die große Erschütterung des deutschen Daseinskampfes erfuhr, antinational oder zum mindesten anational war. Verschiedene Strömungen fluten da durcheinander. Die wandernden deutschen Handwerksburschen von der Art des Magdeburger Schneiders Wilhelm Weitling, die in den dreißiger und vierziger Jahren in Frankreich und der Schweiz den „utopischen" Sozialismus der Franzosen und Engländer kennen lernen, haben noch kein Vaterland und können keines haben. Die Sozialdemokratie, die aus dem Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein Ferdinand Lassalles erwächst, ist von ausgesprochen deutscher Staatsgesinnung. Aber sie ist kleindeutsch, beinahe preußisch; die andere, die sich gegen sie erhebt, die Sozialdemokratie Bebelscher und Wilhelm Liebknechtscher Prägung, die von den demokratischen Arbeiterbildungs-Vereinen des Südens herkommt, ist großdeutsch. Und da das Großdeutschtum nach 1870 zur Hoffnungslosigkeit verdammt ist, schlägt das Antipreußische, das von Anfang an in dieser Richtung steckt, in betonte und bewußte Staatsfeindlichkeit um. Man lehnt dieses Deutschland ab, das doch nun einmal bis zu einem gewissen Grade nur das „verlängerte Preußen" des alten Kaisers ist. Man lehnt es um so mehr ab, als das junge Staatsgebilde bald darauf gegen die Sozialdemokratie einen kurzsichtigen und letzten Endes erfolglosen Kampf mit Staatsanwalt, Polizei und Ausnahmegesetzen eröffnet: „Was", schreibt Hänisch, „in den zwölf Jahren der Herr-

schaft dieses Gesetzes, von 1878 bis 1890 an deutscher Staatsgesinnung in der Arbeiterschaft zerstört wurde, ist geradezu unermeßlich.“ Dann setzt langsam, zunächst zaghaft, aber von Jahr zu Jahr stärker werdend, eine andere Entwicklungsreihe ein: die Sozialdemokratie wird heimisch im deutschen Staat. Sie ist noch immer bereit, ihn grundsätzlich zu verwerfen. Sie bewilligt ihm keinen Mann und keinen Groschen und wann sie zu Tagsatzungen sich zusammenfindet, tut sie ihn allemal von neuem feierlich in den Bann. Das hindert nicht, daß sie als Partei wie als Gewerkschaft mancherlei in diesen Staat hineinbaut, das sie je länger je mehr mit ihm und seinen Schicksalen verknüpft. Es ist eben nicht mehr wahr, daß die Arbeiter beim Untergang des Reiches nichts als ihre Ketten zu verlieren hätten. Der deutsche Staat des angehenden zwanzigsten Jahrhunderts ist überhaupt gar nicht mehr das Gebilde, nach dem Marx und Engels ihre Abstraktionen formten. Aus dem Kapitalistenstaat — das hübsche Wort stammt von dem sonst etwas schrulligen Peus — ist ein „Staat der Gemeinnützigkeit“ geworden. Und da dieser Staat nun in ernste Lebensgefahr kommt, rauscht aus tausend heimlichen Brunnen, die wir Kleinmütigen längst verschüttet wähnten, echt und ehrlich die Liebe zum Vaterlande auf. Das ist das heilige Augustwunder von 1914, das für viele von uns — und nicht die Schlechtesten — zu den am meisten beglückenden Erlebnissen dieser vielleicht ein wenig zu laut gepriesenen großen Zeit gehört. „Was die Sozialdemokratie bei Kriegsbeginn erlebt“, schreibt Hänisch, „ist wie die plötzlich ins Bewußtsein tretende Liebe zwischen lang entfremdeten Eltern und Kindern ... Wir schlugen die Augen auf und siehe da: wir hatten plötzlich, aus tiefster Not und aus höchster Gefahr geboren, ein deutsches Vaterland. Und dieses deutsche Vaterland hatte uns.“

Stärker als Theorie und Konstruktion hatten Natur und Wirklichkeit sich erwiesen ...

* * *

Das psychologische Buch von Konrad Hänisch ist aber auch ein ungemein politisches Buch. Indem es den seelischen Zustand der deutschen Sozialdemokratie aufzeigt, will es auf das deutsche Bürgertum wirken und beieinanderhalten, die eine feierliche Stunde zusammengeführt hat. Wir haben schon einmal eine Sozialdemokratie gehabt, die durchaus deutsch war und staatsbejahend in ihrem Empfinden, und haben sie dann doch der Staatsfeindschaft, der Gefühlslosigkeit in allen völkischen Dingen zutreiben lassen. Nützen wir die Stunde, die uns so gewiß nicht wiederkehrt. Und machen wir, wenn der Frieden wieder im Lande ist, unseren Volksgenossen es nicht zu schwer, warmherzige Deutsche und gute Bürger dieses Staates zu bleiben. Wer von ihnen verlangt, daß sie nun demonstrativ alle ihre alten Altäre verbrennen und so solches nicht von heute zu morgen geschieht, lieber heute als morgen das Anathem über sie erneuern möchte, ist, menschlich gesehen, ein Narr. Denn er heischt das schlechthin Unmögliche. Politisch aber ist er ein verderblicher Schädling: denn er ist bereit die Axt zu legen an den schwererrungenen Bürgerfrieden und die mühsam werdende Volkseinheit, nur damit das eigene jämmerliche Parteifeuerchen nicht verlösche. Es ist falsch, zu sagen, die deutsche Sozialdemokratie hätte in diesem Kriege nur ihre verdammte Pflicht und Schuldig-

keit getan. Sie hat, soweit sie sich nicht gerade um die Fanatiker der „Arbeitsgemeinschaft“ schaart, unendlich mehr getan: Sie hat ihre Kirchen zerstört und ihren Glauben begraben.

Aus dem Felde hat uns der deutsche Arbeiterdichter Karl Bröger die schönen Worte gesandt, die turmhoch über dem feldgrauen Reimegeklingel stehen, das mehr oder weniger prämiierte Verseschmiede allwöchentlich über uns ausschütten:

„Immer haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
Doch haben wir sie nicht mit Namen genannt,
Und erst deine allergrößte Gefahr
Zeigte, daß dein ärmster Sohn auch dein treuester war — —
Denk es, o Deutschland!“

Denk es, o Deutschland!



Das Kreuz von Vaux · Von Reinhold Braun

Des Friedhofs granatenzerstampfte Erde;
Totenarme wie in Klagegebärde.

Zwischen Gebein und düsterm Getrümmer
Ein unversehrt Grab, ein Kreuz voll Schimmer.

„Hauptmann von Jagow. Genannt:
Der Held des Priesterwaldes“ schrieb eine Hand. —

Der Hauptmann fiel beim Sturm auf Vaux ...
Sein Bataillon ward nimmer froh.

Vater jedem: Leutnant und Musketier;
Und des Regimentes Ehre und Zier. —

Tage kamen, blutig, grausig und wild.
Vom Kirchhof schimmert des Kreuzes Bild.

„Ich liege mit euch und halte die Wacht!
Jungs, steht fest! Wir gewinnen die Schlacht!“

Sie krallten sich ein in die Erde von Vaux.
Der unter dem Kreuze befahl es so.

Ob Tag auf Tag eine Hölle hieß:
Seinen Hauptmann keiner verließ! —

Wo sie in ihrem Leben gehn,
Das Kreuz von Vaux wird am Wege stehn.





Deutschland und die Deutschamerikaner

Den Deutschen im Reiche, die mit strenger Miene darüber zu Gerichte sitzen, ob sich die Deutschamerikaner in ihrer neuen Heimat auch wohl eine solche politische Bedeutung verschafft haben möchten, wie sie ihrer Zahl, ihrer Intelligenz, ihren Mitteln und ihrer Bürgerkraft gezieme, hält August Spanuth in der „Täglichen Rundschau" mit Recht entgegen, daß es an der Zeit sei, nunmehr auch zu fragen, ob man diesseits des Ozeans alles getan hat, um den ausgewanderten Landsleuten den Lebenskampf in der neuen Heimat moralisch zu erleichtern, ob man ihnen fortgesetzt den Rücken gestärkt hat durch Aufrechterhaltung aller möglichen geistigen und geschäftlichen Beziehungen. Wer da ehrlich antworten wolle, könne nicht mit einem freudigen Ja bei der Hand sein.

„Läßt es sich doch leider nicht in Abrede stellen, daß ein Deutscher, der sich in Amerika niederläßt und dann gar amerikanischer Bürger wird, im allgemeinen als für Deutschand erledigt angesehen wird. Einige wenige glänzende Ausnahmen anzuführen, hat keinen Zweck, denn sie würden die Regel nur noch schärfer umgrenzen. Eine Reihe von Jahren hindurch mag sich die Familie des Ausgewanderten noch freundlichst erinnern, wird auch erfreut sein, gelegentlich von ihm zu hören, besonders, wenn er drüben zu etwas gekommen ist, aber ein lebendiges Interesse an ihm kann auf die Dauer meist doch nur durch künstliche Mittel aufrechterhalten werden. Die Gemeinde, die Stadt und gar erst der Staat verlieren ihn überraschend schnell aus den Augen, es sei denn, daß er ein unangenehmes Andenken hinterlassen hat. Kommt er später einmal zum Besuch nach Deutschland, so wird er keineswegs immer mit offenen Armen empfangen. Man entdeckt allerlei Befremdliches an ihm, hält also mit seinem Vertrauen zurück, und wenn er sich, besonders gegen andere, gar zu freigebig zeigt, ist man gleich dabei, ihn für einen unerträglichen Protzen zu erklären. Zugegeben, daß nicht wenige Deutschamerikaner, wenn sie zum Besuch kommen, selbst erheblich dazu beitragen, daß sich zwischen ihnen und ihren ehemaligen Landsleuten eine Kluft auftut. Es waren vielleicht nicht immer die besten amerikanischen Umgangsformen, die sie sich drüben in ihrem begreiflichen Amerikanisierungsdrang zugelegt haben. Menschlich-begreiflich ist dieser Drang, weil ein gewisses Anpassen an die Lebensformen des Landes, das man sich erobern will, geradezu Bedingung für das wirtschaftliche Vorwärtskommen ist; in Amerika viel mehr vielleicht als in irgendeinem anderen Lande. Entspringt doch in dem Schmelztiegel Amerika das Zusammengehörigkeitsgefühl nicht aus Tradition und Instinkt, sondern aus Entschluß, aus bewußtem Willen; folglich wird es auch so viel häufiger und lauter betont.

Vollzieht sich der Anpassungsprozeß beim Deutschamerikaner meist ziemlich schnell, so bedingt das keineswegs ein Aufgeben und Verleugnen solcher Ideale, die er mit der deutschen

Muttermilch eingesogen hat. Selbst wenn er bei einem Besuch in Deutschland der Versuchung erliegt, mit seinem erweiterten Horizont, mit seinen amerikanischen Erfolgen und mit Amerika im allgemeinen zu prahlen, sollte man ihn nicht gleich für einen verlorenen Sohn des Vaterlandes halten. Gut und geschmackvoll ist solche Prahlerei sicherlich nicht, aber wird sie nicht zuweilen erst recht hervorgelockt durch die herablassenden oder spöttischen Bemerkungen, die der Deutschamerikaner hier über seine neue Heimat zu hören bekommt? Hat man sich in Deutschland denn immer hinreichend Mühe gegeben, sich über die Vereinigten Staaten auch nur halb so gründlich zu unterrichten, wie zum Beispiel über die europäischen Nachbarländer? Stößt man hier nicht alle Naselang auf Ansichten über Amerika, deren Ignoranz auf derselben Stufe steht wie die Ansicht der meisten Stockamerikaner über Deutschland? Kann man nicht dem Zeitungsleser die ausgelassensten Schwindeleien als vollkommen glaubwürdig auftischen, indem man darüber setzt ‚echt amerikanisch'? Wenn zwischen den ehemaligen Landsleuten erst Befremden, dann Gleichgültigkeit eintritt, so liegt das im Grunde nur daran, daß sie zueinander in keinem intimen Ideenaustausch mehr stehen. Ihre inneren Naturen passen in neun aus zehn Fällen doch noch vortrefflich zueinander, trotzdem sie räumlich mehr als dreitausend Seemeilen voneinander entfernt leben. Welch ein Nutzen für Deutschland — und für Amerika — könnte daraus entstehen, wenn es gelänge, das heimische Deutschtum und das Deutschamerikanertum einander geistig und wirtschaftlich näher zu bringen! Das könnte eine der schönsten positiven Früchte dieses fürchterlichen Krieges werden.

Man hat es hier zu Beginn des Krieges nur schwer begreifen können, daß Amerika sich mit seinen Sympathien vom ersten Augenblick an und dann mit steigender Entschiedenheit auf die Seite Englands stellte. Es schien niemandem bewußt oder vielleicht nicht einmal bekannt zu sein, daß zwischen dem Mutterlande England und dem Tochterlande Amerika nicht nur die gemeinsame Sprache ein starkes Band bildet, sondern daß auch intimste Beziehungen der einzelnen Berufsklassen zwischen den beiden Ländern gepflegt werden. Vor allem zwischen den großen Geldinstituten beider Reiche. Aber auch in Handel und Industrie sind solche Beziehungen tausendfältig vorhanden, und eine Art von Kameradschaftlichkeit durchzieht zum Beispiel auch den englischen und amerikanischen Juristenstand. Die ziemlich engen Theaterbeziehungen sind ebenfalls nicht zu unterschätzen. Vor allem aber ist es die Presse! Kann man doch ohne die geringste Übertreibung behaupten, daß seit Jahrzehnten alle politische und sonstige Information über den europäischen Kontinent, die täglich, oder besser nächtlich, nach Amerika gelangt, in London gesammelt, gesichtet und abgestempelt wird! Gewiß, große amerikanische Zeitungen halten sich auch eigene Korrespondenten in den kontinentalen Hauptstädten Europas, aber auch sie sind fast ausnahmslos verpflichtet, ihre Nachrichten über die Presse-Zentrale London zu senden.

Auf diese Weise hat sich Amerika sein Urteil über die politischen und sozialen Verhältnisse Europas zum weitaus größten Teil nach englischer Vorlage gebildet, und daß die Darstellung stets darauf hinauslief, Englands Macht und Kulturstand als das übrige Europa beträchtlich überragend hinzustellen, wird man begreifen. Solche Beeinflussung anderer Meinungen schmerzlos herbeizuführen, gelingt England ja so leicht, weil seine unerhörte historische Weltmachtstellung und seine Predigt der ‚Freiheit' auf die meisten Nicht-Engländer hypnotisierend wirkt.

Was hat dagegen das Mutterland der Deutschamerikaner getan, um seinen amerikanisierten Söhnen zu ermöglichen, geistige und wirtschaftliche Brücken von hüben nach drüben zu schlagen? Gewiß soll nicht verkannt werden, daß mächtige deutsche Dampferlinien zwischen Amerika und Deutschland eine sehr große Rolle spielen, daß deutsche Kabel gelegt worden sind. Aber das alles trifft noch nicht den Kern der Sache: Um deutscher Weltanschauung, deutschen Ideen politischer und sozialer Art, um allen möglichen geistigen deut-

schen Interessen in Amerika mehr Achtung und Geltung zu verschaffen, müssen sich die besten Kräfte Deutschlands in viel entschiedenerer, überlegenerer Art als bisher der Einfallspforte bedienen, die nur die Deutschamerikaner ihnen drüben öffnen können. Und niemand wird freudiger und eifriger an die Arbeit gehen, als sie! Sie denken gar nicht daran, deshalb schlechtere Amerikaner zu werden, aber sie wissen, daß sie den Angloamerikanern ganz anders imponieren werden, wenn jene erfahren, daß Deutschland mit all seiner Kulturmacht hinter seinen ehemaligen Landsleuten steht. Bislang hatte der Deutschamerikaner es lediglich seiner persönlichen Tüchtigkeit zu verdanken, wenn ihn die Angloamerikaner schließlich als richtigen Mitbürger gelten ließen. Wer von ihnen sich persönlich nicht derartig durchzusetzen verstand, blieb trotz aller sonstigen Vorzüge doch in den Augen der Eingesessenen ein Bürger zweiter Klasse, dem man nur vor den Wahlen vertraulich die Hand auf die Schulter legte. Jetzt aber ist der Augenblick gekommen, wo man bald auf das gesamte Deutschamerikanertum nicht mehr herabblicken, sondern zu ihm hinaufblicken wird. Denn wenn die meisten übrigen Amerikaner in diesem Kriege Deutschland auch erst recht zu hassen angefangen haben, ist doch ihre Hochachtung vor der Leistungsfähigkeit der deutschen Rasse gleichzeitig ganz gewaltig gestiegen. Der Deutschamerikaner wird ihnen fernerhin als stehende komische Person auf der Bühne nicht mehr so belustigend erscheinen. Wenn jetzt das Mutterland erkennt, welche Pionierarbeit seine Amerikaner gewordenen Söhne drüben verrichten können, solange sie in beständiger Verbindung mit der alten Heimat bleiben, dann kann gemeinschaftliche Arbeit Großes für beide Länder erreichen."



Der irische Englandhaß

Seit mehr denn sieben Jahrhunderten ist England Herr seiner Nachbarinsel — und noch immer hat es sie innerlich nicht erobert. Ein merkwürdiger Gegensatz: während die jüngste der weißen Kolonien Großbritanniens, Südafrika, wie nicht erst dieser Krieg zeigte, infolge einer außerordentlich klugen, alsbald nach dem Burenkriege einsetzenden Versöhnungspolitik englandfreundlich geworden ist, so daß die Mehrheit ihrer Bevölkerung glaubt, die Zugehörigkeit zum britischen Reiche sei das beste für sie, ist es England nicht gelungen, dasjenige Land, das es am allerlängsten beherrscht, sich wirklich anzugliedern.

In der Tat hat man sich in Irland noch niemals mit der englischen Herrschaft endgültig abgefunden. In den letzten Menschenaltern mußte man sich unter dem Zwange der Not wohl oder übel ruhig verhalten. Allein immer wieder zeigten Bewegungen der Unzufriedenheit, der glühende Haß aller im fremden Lande lebenden Iren und die beständig blutende Wunde der Auswanderung, wie sehnlich man wünschte, von dem Joche Englands freizukommen.

Nicht ein Krieg hat von England geführt werden können, ohne daß man in Irland die heimliche oder gar schrankenlos bekundete Hoffnung gehegt hätte, bei dieser Gelegenheit endlich des Zwingherrn ledig zu werden. In den großen Kriegen, die fast das ganze 18. Jahrhundert hindurch zwischen England und Frankreich tobten, traten die Iren wiederholt mit diesem damals bedeutendsten Gegner ihres Sklavenhalters in Verbindung, verabredeten Aufstände, die durch französische Landungen unterstützt werden sollten, und traten massenweise in das französische Heer.

In jedem Feldzuge wirkten damals auf englandfeindlicher Seite Iren mit. So entstammte Graf Lally, einer der kühnsten und tapfersten Soldaten im französischen Heere unter Ludwig XV., einer irischen Familie. Wiederholt gab er Beweise so leidenschaft-

lichen Hasses gegen England, daß ihn die französischen Minister für besonders geeignet hielten, in Ostindien ein französisches Reich aufzurichten. In der Tat verflossen, nachdem Lally im April 1758 bei Pondichery indischen Boden betreten hatte, kaum zwei Monate, bis sich die wichtige englische Festung S. David in den Händen der Franzosen befand. Indessen fehlten diesem Manne die örtlichen Kenntnisse, die zur erfolgreichen Durchführung des Krieges unentbehrlich waren, und seine ganze Verwaltung und Kriegführung entbehrten der nötigen Vorsicht und Besonnenheit. Beim Friedensschlusse von den Franzosen schmählich an England ausgeliefert, wurde er nach England überführt, dort wie ein gemeiner Verbrecher behandelt, von den Gerichten verurteilt und am 6. Mai 1766 hingerichtet.

Eine so kleinliche Rache konnte nicht dazu beitragen, den Englandhaß der Iren zu sänftigen. Noch weniger war dies durch die Erinnerung an die zahlreichen schweren Mißhandlungen möglich, denen die „grüne Insel" durch die Engländer ausgesetzt war. Die furchtbaren Grausamkeiten, die in den Kriegszügen zur Zeit der Königin Elisabeth begangen wurden, später die maßlosen Gewalttaten Cromwells, endlich die entsetzlichen Brutalitäten zu Ende des 18. Jahrhunderts sind in der Erinnerung der Iren niemals verblaßt. Als 1796 die Franzosen unter General Hoche eine Landung in Irland versuchten, war die Folge in Irland eine Panik, durch die Grausamkeit und Tyrannei, wie ein englischer Geschichtschreiber (Green) feststellt, zu einer Leidenschaft gesteigert wurden, die Irland „in eine wahre Hölle verwandelte". Englische Soldaten und Grundbesitzer durchzogen raubend, plündernd und mordend das Land. Wo sie auf einen „Geschorenen" trafen — so nannte man spöttisch die Aufrührer wegen ihres kurzgeschnittenen Haares —, da marterten und peitschten sie sie. Das irische Parlament, ausschließlich aus englischen Grundbesitzern gebildet, billigte diese Grausamkeiten, erklärte sie durch Annahme eines Indemnitätsgesetzes in der Vergangenheit für straffrei, ja erteilte ihnen schon im voraus für die Zukunft durch ein besonderes Aufstandsgesetz für alle Fälle gesetzlichen Schutz. Die französische Expedition mißlang, und als die Iren 1798 endlich wirklich aufstanden, ihrem Haß gegen England die Zügel schießen lassend, vermochten sie nichts mehr zu erreichen, setzten sich vielmehr nur neuen Grausamkeiten aus.

Kein Irländer, er sei denn ein charakterloser Geselle, kann auf Grund der Geschichte seines Volkes die Engländer lieben. Auch die Reformversuche, durch die England im 19. Jahrhundert einen Teil seiner Schuld gegen die Nachbarinsel abzuwaschen suchte, konnten an der Sachlage nicht viel ändern, zumal da sie verspätet und meist nur unter dem Zwange neuer Bewegungen der Unzufriedenheit unternommen wurden. Ob diese Bewegungen sich nun Repeal (Losreißung von England) oder Fenier-Bund oder Sinn Fein oder Clan na Gael nannten — ihnen allen lag der brennende Wunsch zugrunde, von der verhaßten Herrschaft der Engländer loszukommen.

Nur daß sich infolge der geographischen Lage der Insel kein rechter Bundesgenosse finden wollte. Versucht wurde dies trotzdem immer wieder. Noch in den sechziger Jahren stand die Fenierbewegung mit Agenten Louis Napoleons in Verbindung.

Selbst als gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Macht Englands unüberwindbar schien, gaben die Iren die alte Hoffnung, wieder selbständig zu werden, nicht auf. Es ist ein Beweis für die außerordentliche Kraft der Seele dieses Volkes, daß es trotz allem auf den Tag der Vergeltung rechnete und wiederholt Vorbereitungen dafür traf.

Namentlich die Iren in Nordamerika, unter denen es niemals einen auch nur nennenswerten Bruchteil gab, der sich mit England hätte aussöhnen wollen, spendeten Geld, Kraft und Menschen, sobald sie glaubten, der Tag der Abrechnung mit England rücke heran. In dem Unabhängigkeitskriege, durch den sich die Vereinigten Staaten von England losrissen (1776—1783), standen die amerikanischen Iren wie ein Mann auf seiten der Revolution. George Washington konnte unbedingt über sie verfügen und hat ihren Heldenmut und ihre Brauchbarkeit mehr als einmal gelobt. Auch an dem Kriege gegen England

1812—14 nahmen die amerikanischen Iren begeistert teil. Und noch im letzten Menschenalter, als keine Aussicht mehr zu sein schien, dem mächtigen England könne ein ebenbürtiger Gegner erstehen, traten die irischen Kongresse in Amerika mit unversöhnlicher Heftigkeit gegen diesen alten Feind auf: auf dem Kongreß des Jahres 1895 in Chikago predigte Flammigan offen den Krieg gegen England.

Daß es sich nicht nur um Worte handelte, bewiesen die Iren im Burenkriege. Ein Ire namens Lynch, dessen Eltern aus Galway nach Australien ausgewandert waren — wo die Iren beinahe ebenso englandfeindlich blieben wie in Nordamerika —, sammelte in Johannesburg ein irisches Regiment, das er persönlich nach Natal zum Kampf gegen die Engländer führte. Und in Irland selbst, unter den Augen der englischen Polizei, scheute man sich nicht, sobald die Buren einen Sieg erkämpften, seiner Freude durch Flaggen, Festbeleuchtung usw. Ausdruck zu geben. In Galway brachte man es sogar fertig, Lynch zum Abgeordneten zu wählen. Die Hauptstadt Irlands, Dublin, ernannte den Präsidenten Krüger zum Ehrenbürger. Mit Waffen, die wohl hauptsächlich durch die amerikanischen Iren beschafft wurden, griffen zahlreiche Irländer tapfer in den Krieg ein.

Wie sie es fertigbrachten, sich Torpedoboote zu verschaffen, weiß man bis heute nicht. Tatsache ist jedoch, daß ein englisches Kriegsschiff in der Delagoabucht von einem irischen Torpedoboot angegriffen wurde, obwohl dieses dem sicheren Untergang verfallen mußte; daß ein zweites irisches Torpedoboot ein englisches Kriegsschiff in Quebec angriff; und daß ein drittes denselben Versuch an der Westküste des nordamerikanischen Festlandes, vor dem Hafen von Vancouver, machte.

In dem Weltkriege unserer Tage flammte der Englandhaß bei den Iren von neuem empor. Die Sprache, die alsbald in der Öffentlichkeit geführt wurde, ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Als am 15. November 1914 in Dublin in St. Stephens Green — dem Mittelpunkt der jetzigen Kämpfe — vor dem Denkmal für die im Burenkriege gefallenen irischen Soldaten eine Versammlung stattfand, rief ein Redner, John Milroy, unter dem Beifall der Menge und ohne vor Gericht gezogen zu werden, aus: „Man sagt, euer König und euer Vaterland brauche euch. Aber ihr habt keinen König, und ihr habt kein Vaterland außer Irland! Das Reich, dem wir alle dienen sollen, hat alles getan, was menschliche Erfindungskraft vermochte, um eure Nation zu unterdrücken und zu vernichten. Dennoch ist es ihm nicht gelungen. Die irische Nation hat es überstanden und sie wird das britische Reich überleben. (Beifall.) Ich sage euch wohlüberlegt, daß dieses Reich endlich einen Gegner gefunden hat, der Hieb mit Hieb heimzahlen kann. (Beifall.) (Eine Stimme: Ein dreifaches Hoch auf Deutschland!) Das ist die Stunde, die unsere Väter herbeigesehnt haben. Ihr müßt alle dem freiwilligen oder dem Bürgerheere beitreten, um bereitzustehen für den Tag der Abrechnung, der viel näher ist, als sich viele von euch vorstellen! Macht euch bereit für diesen Tag, wo eure Waffen nicht Worte sein werden, sondern kalter Stahl!"

Das Ergebnis der englischen Rekrutenwerbung blieb daher während des Krieges in Irland trotz aller Verführungs- und Zwangsmittel außerordentlich gering. Nach einer Veröffentlichung des britischen Kriegsamtes vom 1. Februar 1916 meldeten sich seit Ausbruch des Krieges in Irland 145869 Mann für den Dienst in Heer und Flotte; davon entfielen nur 86227 Mann auf das Heer. Nicht gesagt ist, wie viele der Angeworbenen die Bedingung stellten, nur in Großbritannien und Irland, nicht im auswärtigen Heeresdienst verwendet zu werden. Zieht man die heftige Gegnerschaft in Betracht, die zwischen der protestantischen, von englischen Soldaten, Ansiedlern und Glücksrittern abstammenden Bevölkerung der Provinz Ulster und der überwiegend katholischen, eigentlich irischen Bevölkerung der drei übrigen Provinzen besteht, so muß man aus diesen jämmerlich geringen Zahlen den Schluß ziehen, daß wahrscheinlich nur ganz wenige eigentliche Iren sich für den Kriegsdienst meldeten.

Die Ursache kann unmöglich Mangel an Tapferkeit sein. Haben doch die Iren im Verlauf des 18. und 19. Jahrhunderts in einer Unzahl von Kriegen erwiesen, daß sie zu den tapfersten, auch sonst brauchbarsten Soldaten der Welt gehören. Seitdem England sich entschloß, die bodenlos törichte, im 17. Jahrhundert getroffene Bestimmung aufzuheben, irische Katholiken im englischen Heere nicht zuzulassen, und wenn sie dort entdeckt würden, auszupeitschen, hat es seine Kriege zum größten Teil mit irischem Blute geführt. Der Heeresdienst war für die auch wirtschaftlich geknechtete Bevölkerung, die in unglaubliches Elend hinuntersank, zum Teil die einzige Möglichkeit zureichenden Lebensunterhaltes. Das blieb in gewissem Maße so bis zum Ausbruch dieses Krieges. Um so bemerkenswerter ist die Tatsache, daß die Zahl der in Irland seither angeworbenen Mannschaften außerordentlich gering ist.

Seit einigen Monaten konnte es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß sich in Irland mindestens eine heftige Regung der Unzufriedenheit vorbereitete, wenn nicht eine offene Abfallsbewegung. Die irischen National-Freiwilligen, die schon im Frieden von sich reden gemacht hatten, weil sie die irische, gegen die Ulster-Freiwilligen gerichtete Organisation darstellten, machten kein Hehl aus ihrer Feindschaft gegen den Krieg und aus ihrer Abneigung gegen die englischen Truppen. Schon in den ersten Kriegstagen kam es zu bedenklichen Zusammenstößen, die nur, wie fast alle Ereignisse auf der Grünen Insel seither, von der englischen Presse „aus lobenswerten patriotischen Motiven“ unterdrückt wurden.

An dem irischen Nationalfeiertage, dem St. Patrickstage, kam es 1916 zu einer Kundgebung der verschiedenen religiösen und politischen Parteien des eigentlichen Irlands, die von einem Ausschuß in Cork geplant war. Der englischen Regierung schien die Sache nicht geheuer. Sie bot daher mit dem liebenswürdigsten Gesicht die Beteiligung eines größeren Truppenkontingentes für das Fest an, worauf der Ausschuß, der hauptsächlich aus Sinn-Fein-Freiwilligen („Sinn Fein“, der sich namentlich seit 1907 kräftig rührt, ist ein Bund, der die Loslösung von England zuweilen offen, in der Regel verdeckt unter anderen Schlagworten, anstrebt. „Sinn Fein“ bedeutet „Für uns selbst!“) und ähnlich Gesinnten bestand, dieses Anerbieten unter der Begründung zurückwies, daß „die britische Armee Irland feindselig besetzt habe, und daß es für die Belgier nicht so töricht sein würde, eine Abteilung des deutschen Heeres einzuladen, an einer belgischen Landeskundgebung teilzunehmen, wie für die Iren, die Anwesenheit britischer Soldaten hinzunehmen“.

England fühlte seine innere Schwäche, mußte daher gute Miene zu dem unter der Asche fortglimmenden Englandhaß machen, der jeden Augenblick von neuem emporlodern konnte. So blieb nichts anderes übrig, als bei Annahme des Wehrpflichtgesetzes Irland ausdrücklich auszunehmen. Hätte man dies unterlassen, so wußte man, daß dies in Irland die Revolution bedeuten würde.

Mehrten sich doch die Anzeichen bedenklicher, ja geradezu kecker Stimmung. Wiederholt wurden in den letzten Monaten in Dublin Männer vor das Schwurgericht gestellt, die, unter dem Reichsverteidigungsgesetz angeklagt, trotz klaren Beweisen freigesprochen wurden. Als Beispiel sei der Schwurgerichtsprozeß gegen den Lehrer MacCabe genannt, der am 15. November 1915 auf dem Bahnhofe von Sligo verhaftet wurde und am 4. Februar 1916 in Dublin vor dem Schwurgericht stand. In seinem Koffer hatte man 42 Gelignitpatronen, 20 Sprengkapseln, Zündschnüre und andere Sprengmittel, dazu eine Selbstladepistole gefunden, außerdem eine Liste von Sprengstoffen, Gewehren, Bajonetten und Munition aller Art — offenbar ein Verzeichnis von Ankäufen —, außerdem ein Signalalphabet und aufrührerische Literatur. Die Gelignitpatronen waren außerordentlich stark. Bei einer Haussuchung fanden sich noch weitere Revolver, Munition, aufrührerische Schriften, sowie 28 Semaphorkarten mit genauer Gebrauchsanweisung. Ein im Besitz des Angeklagten befindliches Manuskript wurde bei der Gerichtsverhandlung nicht verlesen, sondern nur den Geschworenen vorgelegt und als höchst aufrührerisch bezeichnet. Der Inhalt soll er-

geben haben, daß der Verfasser irische Truppen zum Verrat aufforderte und den Sieg Deutschlands als sicher hinstellte.

Die Anklage warf MacCabe vor, er habe beabsichtigt, Eisenbahnbrücken und Kanalschleusen in die Luft zu sprengen. Die Verteidigung machte geltend, er habe die Sprengpatronen zum Fischfang verwenden wollen, und seine politischen Ansichten genügten nicht, um die fehlenden Beweise für eine bestimmte Absicht zu ersetzen; die bei dem Angeklagten gefundene Sprengstoffmenge sei ungenügend, um eine ernstliche Sprengung hervorzurufen. Hierüber gingen die Ansichten der Sachverständigen jedoch auseinander. Auch wies der Richter die Geschworenen bei der Rechtsbelehrung darauf hin, daß jede Person, die in der Nähe eines Eisenbahnhofes in unberechtigtem Besitz von Sprengstoffen betroffen wird, sich gegen das Reichsverteidigungsgesetz vergangen habe, gleichgültig, wie groß die Menge sei. — Trotz allem sprachen die Geschworenen den Angeklagten frei, und ihr Wahrspruch wurde von dem Publikum mit lauter Begeisterung begrüßt.

Mehr als einmal wurde ein ähnliches Ergebnis auch im Gerichtshofe selbst mit lärmendem Beifall aufgenommen. Die englische Regierung half sich, indem sie mehrere irische Blätter ohne jede gesetzliche Vollmacht aufhob, eine Reihe von Führern der irischen Bewegung ebenso gesetzlos nicht nur ins Gefängnis steckte, sondern deportierte und auch sonst offenbar ihre Vorbereitungen traf.

Denn eine Kunst haben die Iren noch nicht gelernt: die Kunst der Vorsicht. Wes das Herz voll ist, des geht bei dieser temperamentvollen Nation allzuleicht der Mund über. Auch dem vorsichtigen Beobachter konnte seit Monaten kaum mehr zweifelhaft sein, daß ein Schlag gegen England vorbereitet wurde. Scharfe Kundgebungen der amerikanischen Iren wiesen ebenfalls darauf hin, daß etwas im Werke war, und die Sprache der Iren im Lande selbst ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Beispielsweise hielt eine Gräfin, in deren Hause vor wenigen Wochen die Polizei aufrührerische Schriften und eine Druckerpresse beschlagnahmt hatte, am 6. März 1916 in der Stadthalle in Cork in einer Versammlung der Frauenabteilung der Sinn-Fein-Partei eine Rede des Inhalts: Die Männer Irlands wüßten jetzt, daß der einzige Weg, mit England zu verhandeln, der wäre, daß man Flinten in der Hand hätte; die Engländer hätten nicht gewagt, in Irland die allgemeine Wehrpflicht einzuführen, weil die irischen Freiwilligen bewaffnet wären; Irland habe gesehen, daß es von den Zeppelinen befreit geblieben sei, weil Irland einen Gesandten (Sir Roger Casement) am Berliner Hofe habe; Irland sei stolz darauf, daß es jetzt einen Vertreter in einem anderen Lande besitze, der mit Englands Feinden zugunsten Irlands Verträge abschlösse; die Grabschrift für Robert Emmet (irischer Freiheitskämpfer am Ende des 18. Jahrhunderts) könnte nur in englischem Blute mit Schwertern in der Hand von Iren geschrieben werden ...

Wie unsicher sich die englische Regierung fühlte, ergab sich ferner aus der großen Liebenswürdigkeit, die sie gegenüber allen Iren an den Tag legte. Der St.-Patrickstag wurde 1916 in England mit einer Aufmerksamkeit gefeiert, die ihm sonst niemals so zuteil wurde. Hof und Regierung, amtliche und halbamtliche Zeitungsschreiber wetteiferten, den Iren Angenehmes zu sagen. Mit größter Ausführlichkeit wurde berichtet, daß der König und die Königin im Beisein der Lords Kitchener und French einer Truppenschau des 3. Reservebataillons des irischen Garderegiments beiwohnten, wobei der König einen Offizier und vier Mann durch Überreichung der Tapferkeitsmedaille auszeichnete, während die Königin sämtlichen Offizieren und Mannschaften das irische Kleeblattzeichen überreichen ließ. Mr. Redmond, dem Führer der irischen Parlamentarier — noch während des Burenkrieges war er erbitterter Englandfeind, seither mauserte er sich in der Hoffnung auf einen etwa zu schaffenden irischen Ministerpräsidentensessel zu eifriger Englandfreundschaft —, ward das Kleeblattzeichen von der Königin eigenhändig ins Knopfloch gesteckt, worauf er noch am selben Tage bei zwei besonderen Gelegenheiten seinen britischen Patriotismus beteuerte.

Aus allen diesen Zeichen sprach die blasse **Furcht Englands**. Durch den offenen Ausbruch der Revolution ist es von ihr soweit erlöst, als es nun nicht mehr einer im geheimen fortschleichenden, schwer faßbaren Bewegung gegenübersteht, sondern offener Feindschaft. Wie England aber auch mit diesem neuen, geschichtlich sehr bedeutungsvollen Aufruhr fertig wird — das eine hat er unwiderleglich bewiesen, daß **die Grüne Insel auch heute noch, nach 25 Menschenaltern, innerlich nicht zu England gehört**, und daß die Irländer noch heute den brennenden Wunsch haben, ihrer Gewaltherren ledig zu werden.

Ausbruch und Niederringung des Aufstandes konnten wir nur wie hinter dichten Schleiern mit ansehen. So zahm sich aber auch die irischen Abgeordneten im englischen Parlament zu verhalten schienen — wir kennen ihre Gründe noch nicht genau —, so betonten doch auch sie, daß **die Art, wie England auch in diesem Falle wieder seine Rache nahm**, ihm eine unendliche Summe von Haß aufbürdete. So meinte der Abgeordnete Dillon, daß nach den Hinrichtungen, mit denen der englische Oberbefehlshaber auf der Grünen Insel den Aufstand zu ersticken suchte, an Stelle je eines Sinn Feiners etwa zehn neue getreten seien.

Und in der Tat: die **Schreckensherrschaft**, mit der sich England gegen eine Wiederholung der Rebellion zu sichern suchte, **hat das Gegenteil erreicht**. Wäre dies nicht schon von vornherein anzunehmen, so wüßten wir es aus der eindrucksvollen Kundgebung, die fast die gesamte Bevölkerung Dublins am Pfingstmontag vereinigte. Im Dom wurde eine große Seelenmesse für Termatt, einen der hingerichteten Führer des Aufstandes, abgehalten. Vor der Kathedrale, die von Andächtigen überfüllt war, stauten sich dichte Menschenmassen, die nach Schluß des Gottesdienstes in englandfeindliche Kundgebungen ausbrachen. Ohne Scheu wurde die republikanische irische Fahne geschwenkt, die den Engländern schon seit Jahrzehnten ein Greuel ist, weil sie das Ende ihrer Herrschaft kündet. Die Reden, in denen das Andenken der gefallenen irischen Freiheitshelden gepriesen ward, wurden von den Versammelten mit begeisterter Zustimmung aufgenommen. Dann folgten mehrere Umzüge durch die Stadt, wobei die Menge die Republik Irland hochleben ließ. Erst dann lösten sich die Massen auf.

Es ist und bleibt nun einmal Englands Verhängnis, daß es in Irland alle Zuneigung verscherzte. Der Haß, der ihm auf der Grünen Insel zuteil wird, ist überreich verdient. Die besten Männer und die besten Frauen Irlands stehen und standen wie eine geschlossene Mauer gegen den Bedrücker, der Jahrhunderte hindurch eine Blutschuld auf sich geladen und sie nun abermals erneut hat, die er in alle Ewigkeit nicht tilgen kann.

Dr. Ernst Schultze



Deutsche Selbstschwächung

Wann endlich wird die Klage verstummen, die Mahnung verhallen dürfen, die Otto von Pfister in den „Zeitfragen" — **selbst in diesem Kriege noch!** — erheben muß?

„Zum Ruhme und zur Ehre des deutschen Volkes hat es allzeit gehört, auf dem Schlachtfeld sein alles für des Vaterlandes Schutz und Schirm einzusetzen, und dort mit unwiderstehlicher Tapferkeit vorzugehen. Hier liegen Eigenschaften in unserer Rasse, die sie befähigen würden, eine unbedingte Führerstelle unter den Völkern der Erde einzunehmen, nicht bloß kulturell, sondern auch politisch. Es machen sich aber stets **Hemmungen aus dem eigenen Volke heraus** bei uns geltend, die es immer wieder, soweit wir eine deutsche Geschichte kennen, verhindern, daß eine solche überragende Stellung dauernd eintritt. Man hat vielfach darauf hingewiesen, daß in unserem Volke jener Tapferkeit auf dem Schlachtfelde **nicht** gleichmäßig und gleichwertig ein kühner, durchgreifender Mut **im bürgerlichen und**

politischen Leben zur Seite steht. Bismarck hat dies einmal treffend mit dem Mangel an ‚Zivil-Courage' gekennzeichnet. Ihm war aus eigener reicher Erfahrung dieser deutsche Volksmangel genügend bekannt geworden. Er hatte viel mit ihm zu kämpfen gehabt. Wenn es sich um das eigene Volk und dessen Belange handelt, geht durch weite deutsche Kreise von jeher ein Gefühl demütiger Entsagung. Man scheut sich, das zu tun und zu verfechten, was man bei anderen Völkern ruhig als eine Selbstverständlichkeit und Naturnotwendigkeit hinnimmt, nämlich jenes Streben nach eigener kräftiger Stärkung und Ausbreitung im Wahlkampfe der Völker. Man hat diese Tatsache häufig mit den früheren trüben Zeiten politischer und völkischer Zersplitterung und Zerfahrenheit vor der Neuerrichtung des Deutschen Reiches entschuldigend zu erklären versucht. Diese Erklärung muß als unzutreffend angesehen werden. Sie verwechselt zunächst Ursache und Wirkung. Jene trüben Zeiten wurzeln vielfach selbst schon in der mangelnden deutschen Geschlossenheit und Entschlossenheit. Sie haben daher nicht etwa erst umgekehrt diese Mängel erzeugt. Wenn aber jener frühere politische und staatliche Tiefstand von diesen Mängeln in seiner Entstehung doch unabhängig gewesen wäre, so hätte er sie dennoch nicht seinerseits hervorzurufen brauchen. Denn wir sehen die gleichen Mängel an steter völkischer stolzer Selbstachtung und an vordringender Tatkraft nicht bei Völkern, die niemals als solche seither eine bedeutsame politische Stellung gehabt hatten, wie etwa bei den Slowenen, um ein Beispiel herauszugreifen. Es muß sich daher wohl bei uns um einen Rassenfehler handeln, dessen Anzeichen wir ja auch tatsächlich bereits bis in die ersten Anfänge der bekannten deutschen Geschichte finden. Auch dort sehen wir bereits die völkische Nachgiebigkeit gegenüber dem mit den Waffen besiegten Gegner und ein Unterlassen, das eigene Volkstum durch entsprechende Maßnahmen für die Zukunft sicherzustellen.

Wir erblicken auch dort bereits den bis zur Stunde vielfach bestehenden weltbürgerlichen Zug in unserem Volke, der sich besonders damals darin äußerte, daß man durch lange Zeiten das volksfremde und das eigene germanische Volk schädigende römische Weltreich in seinen Legionen durch unzählige germanische Söldner stützte. Die völkische Selbstsucht und Selbstzucht hat unser Volk durch alle Zeiten hindurch nicht in ausreichendem Maße besessen. Eine geradezu krankhafte ‚Gerechtigkeit' gegenüber anderen Völkern und deren Zielen hat jederzeit in weiten Kreisen unseres Volkes zur eigenen Hintansetzung geführt. In allem diesem wurzelt jene bedientenhafte Fremdsüchtelei, die wir bis zur Gegenwart bei uns finden, mag es sich nun um die mangelnde Reinheit der Muttersprache, um die befehdete Aufrechterhaltung der eigenen heimischen Schrift oder auch um politische Ziele handeln. Wer in warmer, treuer Volksliebe mit entschiedener Tatkraft diesen Volksmängeln entgegenzutreten sucht, wer sie offen und ehrlich als solche kennzeichnet, der muß es sich in Verkennung und Verdrehung der Verhältnisse oft gefallen lassen, daß er selbst zum geistigen Fremdkörper und Schädling, zum ‚Chauvinisten' gestempelt wird. Mangel an eigenem Volksstolze und an ‚Zivil-Courage' geht da miteinander Hand in Hand. Es wird daher, wenn es sich um Nachsicht und Selbstbescheidung gegenüber dem Auslande handelt, in Deutschland immer leicht sein, eine große Gefolgschaft hinter sich zu versammeln. Täusche man sich daher nicht, indem man sich hierdurch etwa dazu verleiten läßt, in einer solchen großen Anhängerschaft eine Gewähr für die Richtigkeit des eingeschlagenen Weges zu erblicken. Es wird umgekehrt in der Regel immer geboten sein, das deutsche Volk gegenüber fremden Einflüssen und Widerständen, bei allen Kämpfen und Anstürmen gegen die eigene Art zur geistigen Tatkraft und zur weitschauenden, nur an das eigene Wohl denkenden Entschlußfähigkeit anzuspornen und aufzurütteln. So hatte Bismarck einen fast steten Kampf gegen widerstrebende Mehrheiten im eigenen Volke auszufechten. Es war meist ein Kampf für die entschiedenere Tonart, für ein festes Durchgreifen in äußeren und inneren vaterländischen Fragen... Durch das unbeugsame Aushalten

in jener Zeit haben Bismarck und seine Anhänger die feste Grundlage zur preußischen und deutschen Macht gelegt. Die scharfe Tonart, die nie von einem gewissen Wagemute zu trennen ist, hatte zum Segen des deutschen Vaterlandes gesiegt.“



Die Entwertung der Marknoten

Die nachstehenden Ausführungen von P. Nordheim im „Volkserzieher“ (Berlin-Schlachtensee) werden sicher auf Widerspruch stoßen, erscheinen aber wichtig genug, auch dem Leserkreise des Türmers unterbreitet zu werden:

Es liegt ein niederdrückendes Gefühl in der Wahrnehmung, wie der Kurs der deutschen Banknoten im Ausland tiefer und tiefer gesunken ist. Im Inland gleichermaßen. Und wir haben sie doch mit 35 % in Gold und mit 80 % in Wechseln usw. gedeckt.

In Skandinavien und Holland beträgt der Wert der Marknoten nur noch etwa 70 % des Wertes vor dem Kriege. Recht besehen ist die in der gleichen Zeit im Inland eingetretene Entwertung noch viel schlimmer. Wenn der Gärtner für ein Töpfchen mit drei Tulpen im Anschaffungswert von höchstens 10 ₰ 1 ℳ, der Schuster gar für das Aufnageln mitgebrachter Gummiabsätze 1,50 ℳ fordert, wenn der Wochenlohn gelernter Arbeiter in manchen Berufen sich auf 100 ℳ beläuft, wenn Schlächtergesellen auf einen Tagelohn von 60 ℳ kommen können, und in Thüringen Arbeitsburschen ihre Zigaretten mit Papiergeld anzünden, dann bleibt nichts übrig, als in diesen beunruhigenden Zeichen den Verlust des Gleichmaßes im Wirtschaftsleben festzustellen. Trotz der tadellosen Reichsbanknachweise. Handel und Handwerk vermögen sich bei den maßlosen Preisverteuerungen wohl zu helfen. Sie berechnen ihre Unkosten und schlagen sie samt ihrem gleichfalls erhöhten Gewinnsatz auf den Preis auf. Der Käufer muß zahlen oder auf den Kauf verzichten. Die Leidtragenden sind alsdann die auf Gehalt oder Lohn angewiesenen Festbesoldeten, eine breite Schicht bei uns mit dem größeren Teil der Kulturträger.

Die Ursachen für das Sinken des Geldwertes im Inland und die Währungs(Valuta-)verschlechterung im Ausland sind nicht dieselben. Das Gesetz über den Belagerungszustand hat der Finanzverwaltung mittelbar die Macht verliehen, während der Kriegsdauer die Warenpreise und schließlich auch die Löhne zu regulieren. Bei aller Hochachtung für ihre Leistungen auf vielfach neuen Gebieten geht doch aus den obenerwähnten Zeichen hervor, daß ihr die Zügel entglitten sind. Die vielfach zutage getretenen Mißstände in der Verfügung über Fleisch, Fett, Butter, Kartoffeln, Futtermitteln usw., die namentlich die Höchstpreise hinsichtlich ihrer Höhe, der Verspätung im Erscheinen und dem mangelhaften Erfassen der richtigen Stelle und unzulängliche Anwendung der Strafbestimmungen betrafen, haben zur Währungsverschlechterung ohne Zweifel beigetragen. Sie haben die übermäßigen Preise gestützt. Eine Anregung zur Überteuerung schöpfte die profitgierige Geschäftswelt gleich nach Kriegsausbruch aus den Höchstpreisen für Schweinefleisch. Als die Massenschlachtungen von Schweinen angeordnet wurden wegen Knappwerdens der Futtermittel, wurde der Preis, obwohl diese Schweine zu Friedenszeiten gemästet worden waren, amtlich von 55 bis 60 ℳ auf 110 ℳ für 50 kg erhöht, was den Kaufwert der Marknoten, weil nur eine mäßige Preiserhöhung gerecht erschien, erheblich herabminderte und zur Nachahmung reizte.

Noch schlimmer wirkten in dieser Hinsicht die Geldströme, die aus der Heeresausrüstung dem Verkehr zuflossen. Die neugebildeten Formationen mußten sofort mit allem Nötigen versehen, ein Heer von Millionen von Streitern ohne jeden Aufschub versorgt werden. Der Heeresleitung ist kein Vorwurf daraus zu machen, daß sie die greifbaren Vorräte ohne langes

Handeln rasch zusammenkaufte. Die Händlerschaft hat sie indessen in einen wahren Taumel versetzt, der auch noch fortwirkte, als bei Heereslieferungen später mit Sparsamkeit und scharfer Prüfung vorgegangen wurde. Die Minderung des Geldwertes — ausgedrückt durch die Erhöhung der Warenpreise — dehnte sich schnell über einen großen Teil der Gütererzeugung aus.

Mit der Papiergeldwährung, in die wir seit dem Krieg eingetreten waren, hatte diese Erscheinung nichts zu tun. Unter solchen Umständen wäre die Währungsverschlechterung im Inland auch erfolgt, wenn lauter Goldkronen im Umlauf gewesen wären.

Anders verhält es sich beim Verkehr mit dem Ausland. Man hat bei Einführung der Goldwährung der entsprechenden Deckung des Papiergeldes durch Gold und Wechsel eine hohe Bedeutung beigemessen. Der Krieg hat gezeigt, daß diese Auffassung eine irrige ist. Im Inland ist die Art und Höhe der Deckung völlig gleichgültig, solange keine Goldmünzen im Verkehr sind. Das Papiergeld hat denselben Wert als Zahlungsmittel, ob es nun ganz in Gold oder gar nicht gedeckt ist. Ein Zahlungsmittel ist unentbehrlich. Daher wird in Ermangelung von Metallgeld auch das Papiergeld ohne weiteres als solches genehmigt. Die einzige Sorge ist, daß der Staat die Höhe des Notenumlaufs dem Bedürfnis, zur Erhaltung gleich hoher Preise, anpaßt, eine Kontrolle, die unter dem jetzigen Münzgesetz mit freigegebener Goldmünzenprägung übrigens gar nicht möglich ist.

Der Ausländer befindet sich nicht in der Zwangslage, das deutsche Papiergeld in Noten oder Wechseln für seine Waren annehmen zu müssen. Will er aber liefern, bleibt ihm nichts anderes übrig. Warum sollte er sich auch weigern, solange er die deutschen Scheine oder Wechsel anderweitig verwerten kann? Nun galt seither als ein Hauptsatz der Volkswirtschaft, daß der Wechselkurs einschließlich des Notenpreises zunächst von der Notendeckung, sodann vom Staatskredit abhängig sei. Diese Auffassung ist falsch, wie der Krieg beweist. Es betrug z. B. nach den Reichsbankausweisen in Millionen Mark:

	am 7. Jan. 1915	7. Jan. 1916	15. Jan. 1915	15. Jan. 1916
der Notenumlauf	4779	6613	4591	6380
der Metallbestand, davon in Gold	2153	2482	2177	2458
	(2111)	(2447)	(2129)	(2450)
der Bestand an Wechseln, Schecks, Schatzanweisungen	3801	5388	3770	5360

Hieraus geht hervor, daß die Notendeckung sowohl 1915 wie 1916 die gleich solide wie vor dem Krieg war. Wie aber verhielt sich der Wechsel- bzw. Banknotenkurs? Wenn wir den Kursstand vom Januar 1914 mit 100 bezeichnen, so betrug er in den verschiedenen neutralen Staaten im Januar 1915 90—85 % und war im Januar 1916 auf 85—70 % gesunken. An der Deckung konnte dieser übermäßige Rückgang nicht liegen, an einer möglichen Einbuße am Staatskredit gleichfalls nicht. Denn die Einlösungspflicht in Gold war für die Kriegsdauer für die Banknoten bereits bei Kriegsausbruch eingestellt worden, und andererseits wären die Aussichten auf einen vorteilhaften Frieden für einen Neutralen hinsichtlich der Mittelmächte jedenfalls im Januar 1916 gesicherter als ein Jahr zuvor. Aber diese Frage konnte gar nicht in Betracht gekommen sein; denn der Rückgang der Währung im Ausland war für Österreich, Rußland, Italien, Frankreich gleichfalls in empfindlicher Höhe eingetreten. Einzig England, wo die Entwertung nur 3 bis 6 Hundertteile betrug, machte eine Ausnahme unter den kriegführenden Großmächten. Der Kursstand der einzelnen Währungen stand auch nicht im Zusammenhang mit der Höhe der Metall- und Wechseldeckung des Papiergeldes in den einzelnen Ländern; sonst hätte der Stand der Marknoten ein verhältnismäßig besserer sein müssen. Er war vielmehr, wie immerdar, das Ergebnis von Angebot und Nachfrage.

Sämtliche Großstaaten hatten ihren Notenumlauf sehr stark vermehrt, um flüssige Mittel für die Kriegführung zu erhalten. Sämtliche Großstaaten machten außerordentlich umfangreiche Ankäufe im Ausland und überfluteten dieses mit ihrem Papiergeld. Die Auf-

käufer überboten sich gegenseitig. Ohne daß der Verkäufer sich zu bemühen brauchte, erhielt er für seine Waren glänzende, immer weiter steigende Preise. Was sollte er oder seine Bank aber mit dem vielen ausländischen Papiergeld beginnen? Da keine Warenlieferungen in gleicher Höhe aus dem Lande der Käufer gemacht wurden, der Einzug von Guthaben aus dem Ausland auch erschwert war, mußte der Unterschied aus Bankguthaben oder mittels Bankkrediten und Wertpapierverkäufen gedeckt werden, und bei den Großbanken und Großkapitalisten drückte das starke Angebot den Wechselkurs immer weiter herab. Die darunter leidenden Staaten hätten dem Mißstand vorbeugen oder ihm abhelfen können, wenn sie mit dem zum Schutz ihrer Währung aufgespeicherten Goldvorrat großzügig Wechsel und Noten im Ausland aufgekauft hätten. Indessen verstand sich kein Land im vollen Umfang dazu. Die überkommene falsche Lehrmeinung siegte über die Wucht der Tatsachen. Die einzige Ausnahme bildete England, das einmal innerhalb zwei Wochen seinen Goldvorrat von rund 1100 Millionen Pfund auf 600 verringerte, dafür aber, ungeachtet der riesigen Munitionskäufe in den Vereinigten Staaten, seinen Wechselkurs nahe am Nennwert zu halten vermochte.

England hat für die Doktrin der deutschen Goldwährungspolitik kein Verständnis Es hält die deutschen Reichsbanknachweise für gefälscht, weil es sich nicht vorzustellen vermag, daß die Deutschen, an deren Intelligenz es nicht zweifelt, einen solchen Goldschatz nicht benutzen, ihre Währung annähernd auf dem vollen Wert zu erhalten und lieber einen Verlust, der in die Hunderte von Millionen Mark zu gehen vermag, auf ihre Kappe nehmen.

Es ist nämlich zu berücksichtigen, daß bei einem Sinken des Wechselkurses auf 70 der Verkäufer in Holland oder Dänemark dem früheren Verkaufspreis seiner Ware in Reichsmark nunmehr etwa die Hälfte zuschlagen muß, um auf den gleichen Gegenwert in seiner eigenen Währung zu gelangen. Der holländische Käse wird also statt 80 ℳ 120 ℳ kosten, und in Kopenhagen hat der Händler, der für seine Butter 120 Kronen (gleich 135 ℳ oder 6 Pfund 15 Schilling vor dem Krieg) erzielen will, jetzt 202,50 ℳ vom Deutschen, aber nur 7 Pfund 2 Schilling vom Engländer zu fordern. Mit den Viehpreisen verhält es sich natürlich ebenso. Da sich die deutsche Landwirtschaft diese Lage zunutze macht, um ungerechtfertigterweise für ihre Erzeugnisse gleichfalls die Auslandspreise durchzudrücken, besteht die wenig erfreuliche Aussicht, daß unsere Höchstpreise immer noch höher gehen und der Wechselkurs weiter sinken wird. (Ist inzwischen eingetreten. Die Red.) Dank einer unglücklichen „Thesaurierungs“-(Goldaufspeicherungs-)Politik der Reichsbank. Aber ist nicht die Goldwährung überhaupt für uns eine unglückliche Einrichtung? Sie ist ein Glaubenswahn, eine klingende Schelle. Weiter nichts. Gestehen wir es nur ruhig ein, daß nur sehr wenig Staatsbürger ein Verständnis für das Wesen der Währung haben; diejenigen nicht ausgenommen, die im Parlament und in der Presse mit Heftigkeit dafür eintreten. Richtete doch kürzlich eine Tageszeitung mit sehr bedeutender Auflage mit beweglichen Worten die Aufforderung an ihren Leserkreis, alles goldene Hausgerät, Schmuck und Kunstgegenstände eingeschmolzen an die Reichsbank abzuliefern. Warum? Weil die Reichsbank nach dem Friedensschluß Riesensummen von Gold brauche, um die zur Auffüllung der geleerten Rohstofflager benötigten ausländischen Waren zu bezahlen. Der Herr Redakteur weiß demnach nicht, daß diese Waren mit Waren, jedoch nicht mit Gold beglichen werden. Seine Besorgnis ist gerechtfertigt: es wird vielleicht an Zahlungsmitteln fehlen. Dann können wir indessen nicht eine weitere Tätigkeit der Notenpresse mit fortgesetztem selbsttätigem Druck auf den Wechselkurs brauchen; sondern die Aufforderung mußte an die Fabriken ergehen, welche die Waren herstellen, in denen Deutschland den Weltmarkt beherrscht: Chemikalien, Apothekerwaren, Farben, optische Waren, Spezialmaschinen usw.: „Legt Vorräte auf Vorräte in diesen euren Erzeugnissen an, damit die hinausgehenden Schiffe nicht in Ballast zu fahren brauchen und die leeren Auslandsspeicher ihren Mangel ihrerseits abstellen können!“ Das Ausland brennt darauf, ebenso wie wir auf seine Gespinstfasern, Fette und Genußmittel.



Das eine kann sich auch jeder Laie in der Volkswirtschaft klar machen: Wenn das Reichsbankgold für das Inland infolge des Zwangskurses des Papiergeldes nicht erforderlich ist, wie wir nun alle wissen, und wenn es nicht verwendet wird, um Zahlungen für Waren an das Ausland zu machen, die Papiergeldvaluta vielmehr ihrem Schicksal überlassen wird, dann sind die 2400 Millionen in Gold in den Kellern der Reichsbank eine tote Last, und die auf Gold aufgebaute Währung ist ein grober Irrtum, für den viele, viele Steuern und Abgaben erarbeitet werden mußten.

Seither war die Begründung der Goldwährung ein kostbar gehegter Autoritätenglaube. Die Tagespresse nahm keinen ernstlichen Angriff dagegen auf. Die Beschützer konnten sich darauf berufen, daß kein tatsächlicher Gegenbeweis gegen ihn erbracht sei. Meinung stehe gegen Meinung; in diesem Falle hat das Bestehende recht.

Nur ein Weltkrieg konnte die Probe erbringen. Und nunmehr schreien die Tatsachen zum Himmel.

Niemals war auch eine Zeit günstiger für einen Übergang zur Papierwährung als die Gegenwart. Das Gold ist aus dem Verkehr verschwunden; die freie Ausprägung von Goldmünzen ist eingestellt.

Dieser Zustand braucht nur mittels Gesetz dauernd gemacht zu werden.



Zwei Gedenktage

1. Gustav Freytags hundertster Geburtstag.

Gustav Freytags Stellung in unserer Literatur ist gefestigt und fest umrissen. Man kann sich nicht denken, daß in diesem Falle jemand versuchen möchte, durch eine neue Überprüfung seines Schaffens das überkommene Urteil wesentlich zu verschieben. Es ist ein Mangel und ein Wert in Freytags Persönlichkeit, wodurch sie vor diesem Wandel in der Beurteilung geschützt ist: der Mangel alles Genialischen und der Wert des unbedingt Tüchtigen. Nur Unreife und innere Unlebendigkeit werden das Tüchtige unterschätzen und als philiströs abtun wollen. Jede Gemeinschaft, von der Familie an bis zum Volke, lebt und gedeiht durch die Tüchtigkeit. Das Genie ist für die Gemeinschaft immer eine Krisis, und es hängt von der Tüchtigkeit der Gemeinschaft ab, ob ihr das Genie auf die Dauer zum Heile gedeiht. Kleine Gemeinschaften, die Familie z. B., haben ein Genie fast niemals ertragen. Wir wissen fast nur vom tragischen oder doch unrühmlichen Schicksal der Söhne genialer Männer. Aber auch die größten Gemeinschaften der Völker haben nur einen winzigen Bruchteil der schöpferischen Kraft ihres Genies wirklich fruchtbar zu machen verstanden, genau soviel sie mit Tüchtigkeit ins nüchterne Leben hineinzuverarbeiten vermochten.

Wenn Gustav Freytag diesen Wert des Tüchtigen so stark erfaßte, so lag das weniger an seinen von früh an gründlich betriebenen geschichtlichen Studien, als in der eigenen Natur. Denn diese ist ja schließlich auch die Brille, durch die wir das Buch der Geschichte lesen. Als Siebzigjähriger hat er in seinen „Lebenserinnerungen" das Bekenntnis abgelegt: „Mein eigenes Dasein hat mich da, wo ich irrte und fehlte, und da, wo ich mich redlich bemühte, mit tiefer Ehrfurcht vor der hohen Gewalt erfüllt, welche unser Schicksal lenkt und mir für mein Tun in Strafe und Lohn die Vergeltung immer völlig und reichlich geordnet hat. Und demütig verstehe ich, daß zu dem besten Besitz meines Lebens zuerst gehört, was ich von meinen Vorfahren als Erbe überkam: ein gesunder Leib, die Zucht des Hauses, der Heimatstadt; demnächst, was ich durch eigene ernsthafte Arbeit erworben habe: der freundliche Anteil und die Achtung meiner Zeitgenossen. Zuletzt aber darf ich, ein bejahrter und unabhängiger Mann,

dem die Gunst der Mächtigen nichts Großes zuteilen kann, als höchsten Gewinn meines Lebens das Glück rühmen, welches mir, gleich Millionen meiner Zeitgenossen, zugeteilt worden ist durch einen, der auf die Siebzigjährigen herabsieht wie auf ein jüngeres Geschlecht, durch unsern guten Kaiser Wilhelm, und durch seine Helfer, den Kanzler und den Feldherrn." Es ist hier in dankbarer Demut ausgesprochen, wie in das von Tüchtigkeit gestaltete Leben durch das als Lebenskraft begriffene und in lebendige Tat umgesetzte Genie das Glück hineingekommen ist. „Höchstes Glück der Erdenkinder sei nur die Persönlichkeit."

Der am 13. Juli 1816 geborene Sohn des Kreuzburger Bürgermeisters hatte seinen schönsten Theatererfolg mit den „Journalisten" (1852) hinter sich, als er, beinahe vierzigjährig, daranging, des ihm als Mitherausgeber der „Grenzboten" befreundeten Julian Schmidts Mahnung zu erfüllen: „Der Roman soll das deutsche Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei der Arbeit." Das geschah zuerst 1855 mit dem Roman „Soll und Haben". In der bedeutsamen Vorrede zu diesem Buche ist es zwar nicht scharf ausgesprochen, aber es liegt doch zwischen den Zeilen, daß, wenn der Dichter hier seinem Volke einen Spiegel seiner Tüchtigkeit zur Freude und Erholung vorhalte, er ihm damit gleichzeitig das Mittel an die Hand gebe, sich von der verworrenen und wüsten Genialität der vorangegangenen Zeit Jungdeutschlands zu befreien und zu neuen Taten heranzureifen.

Eigentümlich, wie zeitgemäß gerade dieser Roman des Kaufmannsstandes geblieben ist. Die Verhältnisse haben sich vergrößert, aber schließlich kommt es ja doch immer darauf an, den einzelnen in seiner Beziehung zu den Verhältnissen zu sehen. Der Kraftaufwand, den dieser einzelne braucht, bleibt im Grunde immer derselbe, da sein Vermögen in gleichem Maße mit der Übergewalt der Allgemeinheit wächst. Der Schluß, der damals nächste Zukunftsmusik war, ist es auch heute, nur daß auch hier die Grenzen etwas weiter hinausgeschoben sind; denn gerade der wertvollste Mensch im Buche, den des Lebens harte Schule aus etwas wirrer Genialität zur Tüchtigkeit geschmiedet hat, Fritz von Fink, erhält als schönste Lebensaufgabe, in der Ostmark ein Pionier deutscher Arbeit zu sein und dort Mißwirtschaft und Leichtsinn in Wohlstand und Gediegenheit zu verwandeln.

Dieser erste, 1855 erschienene Roman ist Freytags bestes Werk geblieben, so wertvoll „Die verlorene Handschrift" und die acht Ahnengeschichten als Lesebesitz sind. Leider habe ich umsonst darauf gehofft, daß der Verlag der noch auf ein Jahrzehnt hinaus „geschützten" Werke Freytags den hundertsten Geburtstag zum Anlaß nehmen würde, wenigstens seine „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" auch äußerlich durch Veranstaltung einer billigen Ausgabe zu einem Volksbuche zu machen. Wir aber benutzen mit Freuden hier die Gelegenheit, den Hundertjährigen als einen Zeithelfer aufzurufen und mit einigen Stellen aus seinen längst vergilbten Zeitschriftenaufsätzen zu zeigen, wie die Aufgaben des deutschen Lebens und auch ihre Lösungsmöglichkeit im Grunde immer wieder dieselben sind. Diese Zeitschriftenaufsätze sind vor einigen Jahren unter dem Titel „Deutsche Lebensführung" (Leipzig, Walter Fiedler) gesammelt herausgegeben worden.

Der Grundmangel unserer Romanschriftsteller. „Die meisten unserer deutschen Dichter nehmen sich die Freiheit, das Treiben der Gegenwart zu schildern, ohne die Tätigkeit der Menschen, welche sie darstellen wollen, und den Einfluß, welchen diese Tätigkeit auf Gemüt und Anschauungen hat, hinreichend zu kennen. Sie suchen das Poetische immer noch im Gegensatz zu der Wirklichkeit, gerade als wenn unser wirkliches Leben der Poesie und Schönheit bar wäre, und doch ist in dem Leben jedes praktischen Landwirts, jedes Geschäftsmannes, jedes tätigen Menschen, welcher bestimmte Interessen mit Ernst und Ausdauer verfolgt, mit der Ausübung seiner Tätigkeit viel mehr poetisches Gefühl verbunden, als in den Romanen zutage kommt, in welchen unsere Dichter schattenhafte Helden in den allerunwahrscheinlichsten Situationen dem wirklichen Leben wie ein Gegenbild gegenüberstellen. Und deshalb sollte jeder, welcher Romane schreiben will, sich zuerst doch die kleine Mühe geben,

selbst ein tüchtiger Mann zu werden, das heißt, in irgendeinem Kreise menschlicher Interessen heimisch, durch eine ausdauernde und männliche Tätigkeit in die große Kette der kräftigen Menschen als ein nützliches Glied eingefügt. Als W. Scott anfing, seine Romane zu schreiben, war er selbst schon lange Gutsbesitzer, Landbauer, Jäger, Kommunalbeamter seines Bezirkes, nebenbei freilich auch gelehrter Altertumsforscher und Literaturhistoriker. Und durch eine Reihe von Jahren hatte er mit all den Urbildern seiner Gestalten, in den Landschaften, welche er schildert, unter den historischen Erinnerungen, welche er für die Kunst lebendig machte, in Wirklichkeit verkehrt, hatte sich selbst kräftig und tätig gerührt. Daher ist auch Männerarbeit geworden, was er geschrieben hat, eine Freude und Erquickung für die Besten seines Volkes und die Gebildeten aller Völker. Unsere Romanschriftsteller pflegen — sofern sie keine Damen sind — sich sehr früh zu dem Stande der Literaten zu zählen und ihren Lebensberuf im Romanschreiben zu suchen, bevor sie tüchtig geworden sind, irgendeinen andern zu finden. Die Jahre ihrer blühenden Jugend bringen sie in der Regel ohne eine andre dauernde und würdige Tätigkeit hin, in einem Wechsel von sanguinischen Spannungen und schlaffen Genüssen, isoliert von den großen Strömungen unseres Lebens, noch glücklich, wenn sie durch Familienverbindungen oder persönliche Eigenschaften für ihre Freistunden die Reize einer heitern Geselligkeit gewinnen, welche ihnen als die schöne Insel im Ozean der Glückseligkeit zu erscheinen pflegt. Das Geplauder am Teetisch, kleine Gefühlsabenteuer mit Mädchen oder jungen Frauen, Zänkereien mit ihren Kameraden und eine studentische Verachtung spießbürgerlicher Prosa sind die Eindrücke, welche sie in ihren Romanen verarbeiten. Zu diesen kommen bei einem oder dem andern Reminiszenzen aus der Jugendzeit, das Dorf, die kleine Stadt, enge Familienverhältnisse, in denen sie aufgewachsen sind, hier und da Reise- und literarische Bekanntschaften und die große Masse der destillierten Empfindungen und Anschauungen, welche sie durch eine wahllose Lektüre aller möglichen andern Romane gewinnen. Aus solchen Reminiszenzen wird ein erster, ein zweiter Roman zusammengeschrieben, vielleicht zeigt sich eine jugendliche Kraft darin, vielleicht sind es auch nur Zufälligkeiten des Stoffes, welche das hungrige Publikum unserer schlechten Lesebibliotheken anlocken. Ein gewisser kleiner Ruf wird gewonnen, die buchhändlerische Spekulation bemächtigt sich des jungen Dichters und treibt ihn zu neuem Schaffen, wenn dies nicht schon die Geldnot, der gemeine Zwang der äußeren Verhältnisse tut. So entsteht ein Produzieren ohne besondere Berechtigung. Die wenigen lebhaften Eindrücke und Anschauungen, welche das eigene Leben gegeben hatte, sind schnell verarbeitet, die feste, respektable Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft fehlt, welche dem Menschen regelmäßige Pflichten und innern Halt am ersten gibt und am besten ein regelmäßiges Einströmen gesunder Anschauungen und neuer Eindrücke vermittelt, und so wird die Darstellung flüchtig, skizzenhaft, die Erfindung schwächlich oder abenteuerlich, der Stil bleibt ungebildet wie der Charakter."

Die Gefahr der deutschen Gemütlichkeit. „Zu groß ist das Bedürfnis des Deutschen, die Welt zu genießen, indem er dieselbe an sein Herz zieht, als daß er nicht oft an den Unrechten kommen sollte. Seine Phantasie überzieht ihm so schnell alles mögliche mit ihrer bunten Seite, daß er auch den Feind, den Verderber nicht erkennt, ja in seine Nähe tritt. Seine Seele schnurrt und spinnt geschäftig, das Störende sucht sie zu verkleiden, sie täuscht sich selbst, ja, sie verblendet sich absichtlich, um in ihrer stillen Arbeit nicht gehindert zu werden. Dann freilich wird die Gemütlichkeit ein Unglück. Ach, sie ist oft der Deutschen Unglück gewesen. — Am schlimmsten steht es mit unserer deutschen Tugend in der Politik. Hier ist es von je die Hauptsache gewesen, die Dinge scharf ins Auge zu fassen, und sehr unselig war es, sie durch stille Tätigkeit der Phantasie behaglich umzuformen und z. B. dem Kaiser von Rußland ein Bäuchlein voll Wohlwollen, oder dem Franzosen ein riesiges Herz uneigennütziger Menschenliebe anzuspinnen. Wir Deutsche aber können in der Politik nicht leiden, was unbehaglich ist, und wir suchen die Gemütlichkeit an allem, über alles."

Die Teilnahme am Staat. „Wenn unser deutsches Wesen eine charakteristische Eigenschaft hat, welche uns von den Romanen und Slawen unterscheidet, so ist dieses Eigene das tiefe Bedürfnis, neben dem Egoismus der Arbeit und den Familiengefühlen etwas Höheres zu haben, dem wir uns innig hingeben, wodurch wir unser Leben weihen. Selten war den Deutschen dies Hohe ihr Staat, zuweilen ein starker Kaiser, lange die Kirche, dann fremdes Volkstum, das uns übermäßig imponierte, endlich unsre Poesie und Wissenschaft. Aber in den Jahrhunderten, in denen wir den Staat entbehren mußten, ist der deutsche Zug, sich einem großen Ganzen hinzugeben, die Sehnsucht, stolz zu sein, zu einem sehr leidenschaftlichen Gefühl geworden, welches auch in den untersten Schichten des Volkes bemerkbar wird, viel wirksamer, als unsre Gegner meinen. Denn was den Deutschen im Auslande so häufig bewog, heimische Art und Sitte mit der eines fremden Volkes zu vertauschen, das war im letzten Grunde nichts als das demütigende Bewußtsein eines Mangels im eigenen Leben; was jetzt viele wackere Landsleute zu eifrigen Bayern, Schwaben, Welfen macht, ist nur das gemütliche Verhältnis, in welches sie sich zu dem Staat ihrer Heimat gesetzt haben. Warum sind die ultramontanen Deutschen die zuverlässigsten und wärmsten Anhänger eines fremden politischen Prinzips? Weil die Treue und das Bedürfnis der Hingabe an eine große Gemeinschaft ihnen tiefer im Leben sitzt als den Fremden. Auch sie, die noch jetzt dem neuen Staat widerstreben, tun in der großen Mehrzahl dies nur, weil sie, wie ihre Väter in der Zeit der Kleinstaaterei, sich einen eigenen Idealismus gesucht und ihr Herz irgendwo festgehängt haben. Gelingt erst dem neuen Staat, sich um alle Deutsche einzurichten, so werden sie in der nächsten Generation ihre Hingabe dem großen Vaterlande soeben widmen, wie jetzt dem kleinen oder römischer Bruderschaft."

Partei oder Vaterland? Ein Stimmungsbild von 1866. „Partei oder Vaterland? Ein Preuße kennt in der Stunde der Gefahr diesen Gegensatz nicht. Unter all den Männern, welche jetzt in Preußen gegen das herrschende System kämpfen und die Beseitigung desselben für nötig halten, ist kaum einer, der nicht einen Sohn, Bruder oder teuren Verwandten beim Heere zählt; kaum einer, dem nicht in diesen Monaten herrschende Empfindung war, wie wenig das eigene Gut und Leben Bedeutung hat gegen die Ehre und Größe des Staates, und wieder kaum einer, der nicht mit Herzklopfen und stolzer Freude jede Nachricht von einem Erfolge der preußischen Waffen vernehmen würde, und die Nachricht von dem Kriegstode der liebsten Menschen mit dem hebenden Gefühl, daß sie ihre Schuldigkeit gegen ihren Staat getan haben. Dieselben Männer, die vor wenig Wochen die Bürgerversammlungen zum äußersten Widerstand gegen das System aufgefordert haben, dienen vielleicht jetzt als Unteroffiziere im Heer und freuen sich über die tüchtige Sorgfalt und die Dienstkenntnisse ihres Premierleutnants, der im Frieden nur die ‚Kreuzzeitung' liest und am Offizierstisch kein größeres Behagen kannte, als die Herren Twesten und Schulze mit Prädikaten zu versehen. Partei über dem Vaterland? Wer der preußischen Opposition solchen Vorwurf zu machen wagt, der trete doch in das Kontor eines Berliner Kaufmanns oder auf den Wirtschaftshof eines ostpreußischen Landwirts, die jetzt unter den ersten eine Adresse an den König unterschrieben haben, worin um Änderung des herrschenden Systems gebeten wurde, und er sehe zu, wie derselbe Mann die großen Verluste erträgt, die ihm diese Kriegszeit bereitet, und wie gefaßt er auf die leeren Stühle seines Kontors und die leeren Stuben seiner Beamten sieht, deren Inhaber zu den Fahnen gerufen sind. Wenn er seinem Sohne, der zum Heere ging, beim Abschied die Hand drückte, dann sagte er vielleicht in der Bewegung der letzten Stunde zu ihm: ‚Beide werden wir unsere Pflicht tun, du draußen, ich hier.' Manches fehlt dem Preußen, was andere Deutsche reichlicher besitzen, aber einen Vorzug hat er aus schwerer Zeit bewahrt: er hat das Bedürfnis und das Recht, stolz zu sein auf seinen Staat, und er hat allmählich gelernt, nicht nur dafür zu sterben, sondern auch dafür zu leben. Große und folgenschwere Zeit übt ein großes Werk an jedem einzelnen Menschen im Felde und daheim, sie

macht bescheiden, denn sie lehrt, wie wenig das tapferste Tun des einzelnen am Geschick seines Staates zu wenden vermag, aber sie macht auch jedem zweifellos, was seine Pflicht ist, und steigert ihm die Kraft, diese Pflicht im kleinen Kreise zu tun. Und der Mann fühlt in solcher Zeit, daß auch das Wenige, was er für seinen Staat zu tun vermag, der beste Teil seiner irdischen Arbeit ist.“ —

Das ist vor 50 Jahren geschrieben worden. Alles Wesentliche daran könnte jetzt gesagt sein. Wollen wir nicht daraus einiges für unser Verhalten in der Zeit nach dem Kriege lernen?

2. Heinrich Hansjakob †

Mit dem in der Nacht zum 23. Juni fast neunundsiebzig Jahre alt verstorbenen Heinrich Hansjakob ist eines der ausgeprägtesten Originale unserer Literatur dahingegangen. Dabei darf man den Begriff Literatur nicht eng fassen. Er gilt eigentlich nur insofern, als dem Manne das geschriebene Wort zum Mittel geworden war, weitesten Kreisen seine Meinung von Menschen, Weltlauf, Natur und Kultur zu sagen, wie er sie als eigenartig beredter Abgeordneter und Pfarrer im Wort verkündete und als eigenwilliger Mensch überall im Leben betätigte. Diese prachtvolle Einheit im Tun, Reden und Schreiben hat Hansjakob jene treue Lesergemeinde und das hohe persönliche Ansehen verschafft, das, rein literarisch genommen, seinen Werken nicht zukommt. Er war ein viel zu grundsätzlicher Gegner der sogenannten Kultur, als daß er in seinen Werken selber hätte eigentliche Literatur schaffen können. Die Mangelhaftigkeit seines Stils hat er gefühlt und gelegentlich ernsthaft beklagt. Jedes bewußte Künstlertum lag ihm fern; er schrieb, wie ihm der Schnabel gewachsen war. Aber er hatte sich doch viel zu viel mit Kultur herumgeschlagen und hatte in seinem langen Leben viel zuviel studiert, als daß ein Naturburschentum nun noch ganz hätte Natur sein können. Das war schon nicht mehr von selbst gewachsen, sondern so gewollt.

Für die meisten wäre damit die Gefahr der Manier entstanden, für Hansjakob nicht, weil er das Urbild alemannischer Querköpfigkeit war. Aus ihr heraus erwuchs sein bewußter Naturwille, mit dem er sich dem die Zeit beherrschenden Willen zur Kultur entgegenstemmte. So ist er im innersten Grunde eine Predigernatur. Zum Dichter ist er dort geworden, wo in jedem mit der Natur verbundenen Menschen der Dichter lebt: wenn er zu den Nährquellen seines Daseins herunterstieg ins Volkstum und Gestalten vor uns erstehen ließ, in denen er dieses Volkstum lebendig sah. Denn als echtes Original wurde er von den Originalen angezogen; er hatte den sicheren Blick für sie und fand sie aus der unauffälligsten Werktagskleidung heraus.

Sein Geburtsort Haslach im lieblichen Tal der badischen Kinzig ist immerhin schon ein Städtchen. Er selber war ein Bäckerssohn. Da hat einer schon den Abstand gegen die Bauern, daß er von früh ab Beobachter sein kann. Das katholische Theologiestudium hebt dann einen Landjungen früh so aus seiner Gesamtumgebung heraus, daß er schon in Gymnasiastenjahren von den Genossen in der Soutane gesehen wird und sich selbst auch in ihr fühlt. Er steht dadurch auch immer gewissermaßen neben dem Leben der andern; es ist, als ob das Zölibat, zu dem ihn sein späterer Beruf verpflichtet, ihn von vornherein zum Lebenszuschauer mache. Ich kenne keinen zweiten Schriftsteller, bei dem das so ausgeprägt hervortritt, wie bei Hansjakob. Nachdem er als Dreißigjähriger mit einigen Studien aus der Heimatgeschichte seine Schriftstellerlaufbahn eröffnet hat, bringt er schon im Jahre 1870 das erste Erinnerungsbuch aus dem eigenen Leben. Es behandelt seine Festungszeit, die ihm sein mannhaftes Auftreten gegen badische Beamtenkreise eingebracht hatte. Drei Jahre später kann er auch vom Gefängnis berichten. Dann beginnen mit dem Jahre 1874 die ersten Reisebücher (Frankreich, Italien, Niederlande) und 1880 erscheint das Buch „Aus meiner Jugendzeit“, dem einige Jahre später „Aus meiner Studienzeit“ folgt. Und nun erst im Jahre 1888 kommt das erste dichte-

rische Buch: „Wilde Kirschen“, im Jahr darauf folgen die „Dürren Blätter“ und dann auch gleich „Die Schneeballen“.

Man sieht also schon aus den rein äußerlichen Erscheinungsziffern, wie diese dichterischen Bücher aus der Erinnerung an die Jugend herauswachsen. Die eigenartigen Menschen, denen er begegnet war, traten ihm so greifbar vor die Augen, daß er sie nur abzuschildern brauchte, um Bilder sattester Lebendigkeit zu schaffen, die die sichere Linienführung des Holzschnittes mit jener leuchtenden Farbe altdeutscher Meister vereinigen, wie sie nur die Liebe zum Gegenstande sieht. Was ihm so den Reichtum an Gestalten einbringt, das Gebundensein an das im Leben erschaute Urbild, ist auch die Grenze seines Vermögens als Novellist. Hansjakob versucht nicht zu vertiefen, nicht zu ergründen, warum einer so und so geworden ist; sie sind eben so, wie der eine Apfelbaum knorriger ist, als der andere. Den „Konflikten“ geht er, der im wirklichen Leben keinen Zusammenstoß scheute, in der Kunst aus dem Wege, vielleicht schon deshalb, weil er auch hier kein Verhältnis zur Frau findet. Nur im „Vogt auf Mühlstein“ hat er eine richtige Erzählung geschaffen, und daneben in leiser Anlehnung an eine Chronik im „Leutnant von Hasle“ ein lebendiges Bild aus der Geschichte des Dreißigjährigen Krieges.

Der echteste Hansjakob aber lebt in den Reisebüchern. Er benützt natürlich nicht die Bahn, sondern altmodisch aber sehr bequem fährt er in der Kutsche von Ort zu Ort, kehrt in Pfarrhäusern und Klöstern, auch im Wirtshaus ein, genießt mit glücklichen Augen jeden Fleck Natur, der noch unverwüstet ist, kollert mehr oder weniger grob, aber immer mit bärbeißigem Humor über Kultureingriffe und fühlt sich — und darin liegt der wahre Segen seiner Bücher — überall eins mit seinem Herrgott. Er ist eine urfromme, gottfrohe Natur. Das haben auch jene kirchlichen Kreise gefühlt, die ihm ob der Unbekümmertheit, mit der er sich gegen kirchliche Machthaber kehrte und anderseits mit Andersgläubigen, ja wohl gar mit Ungläubigen engen Verkehr pflog, wenig günstig gesinnt waren. Sie mußten ihn gewähren lassen, und nachdem sie ihn zuerst aus dem Schuldienst entfernt und dann lange genug auf kleinen Landpfarren herumgeschickt hatten, haben sie ihm doch schließlich die einflußreiche Stelle eines Freiburger Stadtpfarrers eingeräumt. Seine Bücher sind in keinem katholischen Verlag erschienen, und er hat nie ein Hehl daraus gemacht, daß er die „Frankfurter Zeitung“ lieber lese, als die „Kölnische Volkszeitung“. An seinen urechten Katholizismus hat das nicht gerührt. Frömmelnd ist er freilich nie gewesen, und daß jedes Menschen Herz im Grunde „interkonfessionell“ sei, ist nicht nur ein schönes Wort von ihm, sondern lebt versöhnend in allem, was er geschrieben hat. So echte Zöglinge der Natur sind und bleiben eben doch vor allem Menschen, und jeder, der einem solchen nahetritt, fühlt durch die rauhe Schale den süßen Kern.

Karl Storck



Speisung der Verwundeten als musikalische Programmnummer

Der Titel ist bitter ernst. Als Nr. 24 einer dreißig Nummern umfassenden Vortragsfolge für den Unterhaltungsabend, den die Musikschule Hedwig Zeller am Sonnabend, den 20. Mai 1916 im Wirtshaus Loreley zu Oberschöneweide bei Berlin veranstaltete, prangt „Festessen für die eingeladenen Verwundeten“. Während des Essens gingen die Aufführungen für das übrige Publikum weiter, das nun seine Aufmerksamkeit zwischen den Vorträgen auf der Bühne und dem Schauessen der Verwundeten teilen konnte.

Es lohnt sich, die Vortragsfolge etwas näher anzusehen. Auf einen Chorgesang, der nicht näher erwähnt wird, und die Begrüßungsrede von Fräulein Hedwig Zeller folgt als

Nr. 3: Scherze aus der Wagner-Klavierschule, vorgetragen von zwei namhaft gemachten Herren, — in Klammern die Hinzufügung: 14 Tage Unterricht. Die Zeit der Unterrichtsangabe spielt überhaupt eine große Rolle. Wir finden bei andern Nummern 4 Monate Unterricht, 3 Monate, 6 Wochen Unterricht. Dementsprechend sind auch die Programmnummern: Jolly tittle (soll wohl heißen little) Tailor, Tanz von Behr, „Über den Wellen", von Roses und so weiter. Bei den meisten Kompositionen ist der Komponist nicht genannt, dafür natürlich immer ganz ausführlich die Herren und Damen, die zwei Wochen oder einige Monate Unterricht haben, als Ausführende.

Das Ganze ist eine öffentliche Vorführung von Schundmusik, wie sie aufgedonnerter kaum gedacht werden kann. Es ist schon traurig genug, daß etwas derartiges unter dem Stichwort „Zum Besten der Verwundeten" veranstaltet werden kann. Aber noch schlimmer, daß damit der Begriff Schule so eng verquickt wird. Und hier liegt der Grund, weshalb wir den Fall nicht als eine einmalige Entgleisung ansehen dürfen, obwohl es schon bedenklich genug ist, daß auf diese Weise Reklame gemacht wird, und zwar eine wirksame, denn die Veranstaltung war von etwa 600 Personen besucht. Es haben übrigens mehrere solche Vortragsabende stattgefunden.

Hier offenbart sich wieder einmal in erschreckender Weise, was bei der Vogelfreiheit unseres ganzen Musikunterrichtswesens möglich ist. Aus diesem Grunde, um wieder einmal die Öffentlichkeit auf diesen schlimmsten Krebsschaden unseres deutschen Kunstlebens aufmerksam zu machen, ist den leitenden Persönlichkeiten dieser „Musikschule" zu Oberschöneweide, in der nächsten Nähe von Berlin, nachgespürt worden. Hier das Ergebnis.

Die Leiterin, Frl. Hedwig Zeller, hat die Volksschule, danach noch ein Jahr ein Herrnhuter Pensionat besucht. Es ist ihr aber nicht gelungen, ein richtiges Deutsch sprechen zu lernen. Als Kind besuchte sie das Konservatorium des jetzigen Musikdirektors Fischer in der Rosenthalerstraße. Trotz einiger Begabung waren ihre Leistungen nie zufriedenstellend; sie brachte es dahin, leichtere Sonatinen spielen zu können. Zunächst dachte sie denn auch nicht an die Musiklaufbahn, sondern wurde Verkäuferin. Als ihr aber ihre Mutter ein Geschäft mit Herrenartikeln eingerichtet hatte, fing sie an, Musikunterricht zu geben. In der Straßenbahn prangte ein Schild mit der Anpreisung ihres Geschäftes, darunter hieß es: Klavier- und Harmoniumunterricht wird erteilt. Das Geschäft gehört jetzt dem Namen nach der Mutter, wird aber nach wie vor von ihrer betriebsamen Tochter geführt, die auch noch Handarbeitsunterricht erteilt. Vielleicht auf Grund des vom Musikpädagogischen Verband seit Jahren gegen diese Winkelschulen geführten Kampfes erkundigte sich im Jahre 1913 ein Polizist bei der Mutter nach der fachlichen Vorbildung der Leiterin der Musikschule. Das veranlaßte Fräulein Zeller, wieder Unterricht zu nehmen, und sie meldete sich — Bescheidenheit ist eine Zier — zur Aufnahmeprüfung bei der Königlichen Hochschule. Selbstverständlich fiel sie durch, doch soll sie seither noch etwas Privatunterricht genommen haben. Über einen besonderen musikalischen Bildungsgang der zweiten wichtigen Lehrkraft der Schule, eines Frl. Hedwig Junker, war nichts zu ermitteln.

Man wird uns nicht im Verdacht haben, daß wir aus irgendwelchen persönlichen Gründen diesen Fall aufgreifen. Es wäre auch nicht nötig gewesen, handelte es sich hier um eine vereinzelte Erscheinung. Aber die Verhältnisse im Unterrichtswesen sind so himmelschreiend, die Verzögerung jedes staatlichen Einschreitens, trotz der wiederholten Mahnungen im Reichstag und Landtag, so unbegreiflich, daß nur noch der eine Weg offen bleibt, die musikliebenden Kreise darüber aufzuklären, daß sie auch durch die anspruchsvollsten Bezeichnungen, als „Musikschule" und „Konservatorium", nicht davor bewahrt werden, ihre Kinder Menschen anzuvertrauen, die nach keiner Richtung hin die Vorbedingungen erfüllen, die wir an jeden Lehrer unserer Jugend zu stellen verpflichtet sind. St.



Zu unseren Bildern und Noten

Was uns in dieser Zeit, noch lebhafter als sonst, das lichte Bild der Königin Luise vor die Herzen stellt, ist in anderem Zusammenhange in diesem Hefte ausgeführt. Wir wollen hier nur noch einige Bemerkungen zu den Bildern folgen lassen, die alle mit der Königin in Zusammenhang stehen. Unser Titelbild ist nach einer Pastellzeichnung Tielkers aus dem Jahre 1793, in dem sich die damals siebzehnjährige Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz dem preußischen Kronprinzen verlobte. Es ist mit dem dazugehörigen Gegenstück, das Friedrich Wilhelm darstellt, ein Geschenk der Prinzessin an ihre Erzieherin, ein Fräulein Salome von Gélieu, die einem altangesessenen französischen Hugenottengeschlecht aus dem Périgord entstammte, das 1572 nach der Bartholomäusnacht in die Schweiz geflohen war.

Es ist bekannt, daß das kronprinzliche Paar das wenig erbauliche Leben am Hofe Friedrich Wilhelms II. mied und mit Vorliebe an abgelegeneren Orten seinem jungen Eheglück lebte. Mit besonderer Liebe hingen beide an dem Schlosse Paretz in dem kleinen osthavelländischen Örtchen gleichen Namens. A. v. Weltzien gibt in ihrer Radierung ein anschauliches Bild von den stillen Reizen dieses in seiner edlen Einfachheit vornehm wirkenden Schlosses; außerdem die kleine Dorfkirche. Die im Wannsee liegende Pfaueninsel war damals noch fern von Berlin. Aber noch heute, wo sich der Strom der Ausflügler allsonntäglich darüber ergießt, hat sie sich einen gewissen lyrischen Zauber bewahrt. Die Anmut der Havellandschaft offenbart sich kaum an einer anderen Stelle so liebenswürdig, wie in diesem alten Borkenhäuschen.

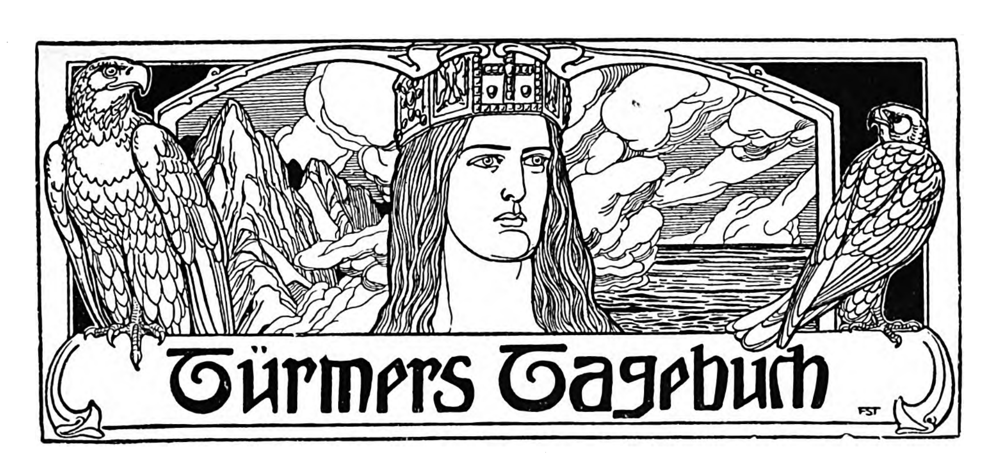
Die beiden anderen Bilder führen uns nach dem mecklenburgischen Schlosse Hohenzieritz, auf dem Königin Luise am 19. Juli 1810 gestorben ist. In dem kleinen Luisentempel steht die Marmorbüste der Königin, die C. Ph. Wolf unter Benutzung der Totenmaske geschaffen hatte. In den Sockel hat König Friedrich Wilhelm III. das erste Eiserne Kreuz der Freiheitskriege einmauern lassen, im berechtigten Gedanken, daß die edle Tote vor allen anderen verdient hatte, diesen Tag der Erhebung zu erleben. Noch zeigen wir eine uralte Linde, in deren phantastisch verwachsenem Geäst nach der Volksüberlieferung die Königin gern gesessen haben soll.

Wir sind der Meinung, daß diese Zeichnungen A. v. Weltziens nicht nur durch den Erinnerungswert bestehen, sondern auch Zeugnisse sind eines feinen landschaftlichen Empfindens und eines sorgfältig gepflegten vornehmen Könnens. —

Auch unsere Notenbeilage ist ein Gedenkblatt. Freilich ist der Name des Komponisten Kurt Gorn außerhalb Braunschweigs, wo er seit einigen Jahren am Dom als Organist angestellt war, kaum bekannt. Ein Schüler Max Regers und des berühmten Organisten Karl Straube, war Gorn ein Meister auf seinem Instrument, und seine Domkonzerte waren für die wahrhaft musikalischen Kreise Braunschweigs festliche Ereignisse. Nun ist er in jungen Jahren einem Lungenleiden erlegen. Aus seinem Nachlaß sind im Verlag von Julius Bauer in Braunschweig sechs Lieder für eine Singstimme und Klavier erschienen, für die wir durch den Abdruck eines derselben in der heutigen Beilage werben möchten. Die anderen fünf Lieder sind ernster gehalten, alle mit tiefstem Empfinden der Dichtung in weitgespannter Melodie vorgetragen, voll edelsten Ausdruckes und von einem in der heutigen Musik seltenen Wohllaut.

St.





Der Krieg

Wie man in Österreich-Ungarn, und zwar in sehr ernsthaften politischen Kreisen, über die Möglichkeiten eines Friedensschlusses denkt, darüber findet man in der „Österreichischen Rundschau" eine Aussprache, die auch uns im Reiche aufhorchen lassen sollte. „Für die österreichisch-ungarische Monarchie," heißt es dort, „die wie das verbündete Deutsche Reich wiederholt durch den Mund berufener Kreise die Bereitwilligkeit bekanntgegeben hatte, in Friedensverhandlungen einzugehen, ist die Frage einer womöglichen Vermittlung von untergeordneter Bedeutung. Die Monarchie ist jederzeit in der Lage, den Feinden ihre Friedensbedingungen bekanntzugeben. Im Laufe der Verhandlungen könnte sie sich höchstens dazu entschließen, den Gegnern in manchen Beziehungen entgegenzukommen, insoweit es sich nicht um Lebensinteressen handelt. Dazu braucht sie freilich keine Vermittler. Was sie zugestehen will und kann, das wird sie unter Umständen selbst tun. Dasselbe dürfte auch bei den Verbündeten der Donaumonarchie der Fall sein. Eine Vermittlung brauchen viel eher die Besiegten, die von den ihnen diktierten Bedingungen etwas abhandeln wollen. Nichtsdestoweniger dürfte sich auch die Monarchie einer ehrlichen Vermittlung nicht verschließen, vorausgesetzt, daß es sich hierbei wirklich um eine ehrliche Vermittlung handeln sollte. Ein ehrlicher Makler wäre ja unter Umständen in der Lage, gewisse Schwierigkeiten, die sich im Verlaufe der Verhandlungen ergeben könnten, zu beseitigen. Mag sich auch die Monarchie gegenüber allen Feinden in der Position des Siegers befinden — zumal die Rückschläge im Nordost als eine vorübergehende Episode anzusehen sind —, so würde sie sicherlich bereit sein, manche Opfer zu bringen, um dem blutigen Ringen ein rascheres Ende zu bereiten. Dies um so eher, als Österreich-Ungarn sein Kriegsziel, insoferne man von einem solchen sprechen kann, nach jeder Richtung hin bereits erreicht hat.

Ausgeschlossen muß jedoch für die Monarchie die Annahme irgendwelcher Vermittlung sein, die a priori gewisse Grundsätze für den Friedensschluß aufstellen sollte, die sich nicht nur mit der realen Sachlage in Widerspruch befinden würden,

sondern auch den Lebensinteressen der Monarchie zuwiderlaufen könnten. Wenn also eine Friedensvermittlung auf der Grundlage angestrebt werden sollte, daß es beim Friedensschluß weder Sieger noch Besiegte geben darf — eine Phrase, mit der bekanntermaßen ziemlich viel gearbeitet wird —, so wäre eine derartige Vermittlung für die Monarchie absolut unannehmbar. Wohl ist es richtig, daß Österreich-Ungarn nicht zu Eroberungszwecken zum Schwert gegriffen hatte, aber die lange Dauer des Krieges und die gewaltigen Opfer, die er der Monarchie auferlegte, machen es zur gebieterischen Notwendigkeit, daß der Sieger nicht um die Früchte seines Sieges gebracht werde. Schließlich muß nach jedem Kriege eine Partei die Kosten zahlen, und naturgemäß ist es der Besiegte, dem diese Aufgabe zufällt. Im gegebenen Falle wäre dies um so gerechtfertigter, als die Besiegten zugleich die Schuldigen sind.

Ebenso entschieden müßte sich Österreich-Ungarn dagegen verwahren, daß bei den Friedensverhandlungen etwa eine derartige Parole zur Geltung komme, wie sie beispielsweise Präsident Wilson zu proklamieren beliebte, daß nämlich beim Friedensschlusse die Unabhängigkeit, die Souveränität und die Integrität der kleinen Völker vor jeder Verletzung bewahrt werden müssen. Die Adresse, an welche diese Bedingung gerichtet ist, kann nicht zweifelhaft sein. Es handelt sich darum, Serbien und Montenegro, wie auch Belgien, vor jeder Schmälerung ihres politischen und territorialen Besitzstandes, wie dieser vor Kriegsausbruch bestand, zu schützen. Die Monarchie hätte aber dagegen unstreitig das Recht, zu fordern, daß die Großmächte vor den fortwährenden Belästigungen seitens der Kleinstaaten geschützt werden, welche sich als Sturmböcke expansionslustiger Staaten benützen und den ruhigsten Nachbar nicht zur Ruhe kommen lassen. Es war wahrlich ein ziemlich anormales Verhältnis, daß Österreich-Ungarn Jahre hindurch Gewehr bei Fuß stehen mußte, weil es Serbien beliebte, gestützt auf Rußland, die Monarchie fortwährend zu beunruhigen und durch Attentate zu provozieren, so lange, bis endlich der Monarchie der Geduldfaden reißen mußte. Serbien war es ja, das eigentlich den Kriegsausbruch herbeiführte, wenn auch nur als Werkzeug der Entente. Nun soll dieses Werkzeug, das zu jeder Untat fähig und bereit war, vor den Folgen seines ruchlosen Beginnens bewahrt bleiben und weiter in der Lage sein, dieselbe unheilvolle Rolle spielen zu können! Ein schlechterer Dienst könnte dem Weltfrieden nicht erwiesen werden!

Die Entente und ihre Hintermänner sind es, die diesen Grundsatz im wohlverstandenen eigenen Interesse verkünden. Die Entente hat natürlich allen Grund zu einem derartigen Verhalten. Aber sie selbst war es ja, die die Rechte der kleinen Völker mit Füßen getreten hat. Sie war es, die Belgien in das Netz ihrer Intrigen versponnen hatte, die Serbien zum Widerstande gegen das österreichisch-ungarische Ultimatum aufgestachelt hat, die Montenegro an dem Abschluß eines rechtzeitigen Friedens verhinderte. Die Entente ist es, die die kleinen Staaten, Bulgarien, Griechenland und Rumänien, mit allen möglichen Pressionsmitteln zur Teilnahme am Kriege zwingen wollte, freilich mit dem Resultat, daß Bulgarien eine entgegengesetzte Richtung eingeschlagen hat, Rumänien und Griechen-

land hingegen bis zum heutigen Tage neutral geblieben sind. Die Entente ist es, die das kleine Griechenland in unerhörter Weise vergewaltigte und brutalisierte, um es ebenfalls in den Kriegswirbel hineinzuziehen. Die Entente war es, die eine ähnliche Taktik auch gegen Holland und Schweden anzuwenden versuchte und nur infolge der standhaften Haltung dieser Staaten rechtzeitig abblasen mußte. Mit der Zustimmung der Entente verletzte auch Italien die Beschlüsse der Londoner Konferenz betreffend Albaniens und machte der jungen Unabhängigkeit dieses von der Entente mitgeschaffenen Staatswesens ein jähes Ende.

Heute hat die Entente ihr Herz für die kleinen Völker entdeckt. Wilson und andere Friedensvermittler mögen vielleicht, bewußt oder unbewußt, auf diesen Trick hineinfallen. Die österreichisch-ungarische Monarchie und deren Verbündete werden es nicht tun.

Die bisher proklamierten Friedensgrundsätze wollen auch im vorhinein jede Eroberung ausgeschaltet wissen. Auch das ist nur Wasser auf die Mühle der Entente. Sie hat es gut, bescheiden zu tun, wo sie auf allen Kriegsschauplätzen die Verlustträgerin sein müßte. Eroberungsgelüsten steht sie freilich nicht so fern. Im Gegenteil, während die Mittelmächte und deren Verbündete mindestens auf solche Gebiete Anspruch erheben können, die sie mit ihrem Blut erobert haben, verkündet die Entente noch heute Eroberungsgelüste auf Gebiete, die sie gar nicht erobern kann. Rußland hört bis auf den heutigen Tag nicht auf, die Eroberung Konstantinopels als sein eigentliches Kriegsziel zu proklamieren, und erst jüngst hat es Asquith offen erklärt, daß Rußland und England sich betreffend ihrer Aspirationen in Persien und der Türkei vollständig geeinigt haben. Sasanow soll es in Petersburg geglückt sein, die Zwistigkeiten zwischen Serbien und Italien zu schlichten, indem diese sich über die Verteilung der von Österreich-Ungarn zu erobernden Gebiete geeinigt haben. Poincaré hat erst in den letzten Tagen einen feierlichen Schwur getan, daß Elsaß-Lothringen ‚befreit‘ werden wird.

Welch elende Heuchelei ist es nun, daß gerade von dieser Seite, die Unerreichbares erobern will, der Grundsatz verkündet wird, der Sieger dürfe keine Eroberungen machen! Kann auf dieser Grundlage eine ehrliche Friedensvermittlung gemeint sein!

Die Entente hat jetzt auch ihr warmes Herz für Polen entdeckt. Solange dieses unglückliche Land sich in den Klauen der Russen befand, war die polnische Frage eine innere russische Angelegenheit, welche jede Ingerenz der Alliierten ausschließe, ebenso wie heute noch die finnländische Frage, die ukrainische Frage, die Judenfrage usw. innerrussische Angelegenheiten sind, in welche niemand sich einzumengen habe. Heute aber, da Polen sich physisch und geistig im Lager der Mittelmächte befindet, will die Entente sich zum Vormund desselben aufwerfen, und Rußland ist so gnädig, den Polen eine vage Autonomie zu versprechen, denselben Polen, die es vor Kriegsausbruch nicht einmal frei atmen ließ!

In den letzten Tagen hat Österreich-Ungarn eine scharfe Offensive gegen den italienischen Verräter unternommen, und heute stehen die k. u. k. Streitkräfte bereits in der vicentinischen Ebene. Man kann überzeugt sein, daß dieselben

Kreise, die Italiens schändlichen Verrat ruhig hingenommen haben und nichts dagegen hätten, wenn diese Schandtat von Erfolg begleitet wäre, falls die Monarchie es für nötig finden sollte, sich durch eine entsprechende Grenzberichtigung gegen alle künftigen Bedrohungen seitens dieses bösen Nachbars zu schützen, den Grundsatz proklamieren, daß an dem einheitlichen Italien nicht gerührt werden dürfe. Dieselben Kreise, die Italiens Festsetzung in Valona ruhig hingenommen haben, dürften nun auch plötzlich ihr Herz für die Unabhängigkeit Albaniens entdecken, falls die Italiener gezwungen sein würden, Valona den Rücken zu kehren.

Auf einer solchen Grundlage ist der Frieden für die Monarchie wie für ihren Bundesgenossen unannehmbar, mag der Friedensvermittler wer immer sein. Wer den Krieg verschuldete, der muß die Kosten desselben zahlen. Der Sieger muß die Früchte seines Sieges genießen. Wer nur ungern zum Schwert gegriffen hat, um seine Lebensinteressen zu verteidigen, muß in der Lage sein, diese beim Friedensschlusse entsprechend zu wahren. Es hieße ja geradezu eine Prämie für den Kriegshetzer, für den Verräter, für den Eroberungslustigen aussetzen, wenn er so trotz seiner Niederlagen mit einem blauen Auge davonkommen würde. Was sollte beispielsweise Serbien daran hindern, weiterhin seine Intrigen gegen die Monarchie zu treiben, wenn ihm nichts geschehen und es wieder in der früheren Herrlichkeit und Ungebundenheit erblühen sollte?! Was sollte Belgien davon abhalten, wieder zur englisch-französischen Expositur zu werden, wenn es noch seitens des Siegers eine Kriegsentschädigung erhalten würde! — Was sollte Rußland hindern, weiterhin Galizien zu einem Herd elender Spionage und niederer Quertreibereien zu machen, mit der Hilfe französischer Milliarden Festungen an seinen Grenzen zu bauen und eine stete Bedrohung der Nachbarn zu sein, wenn es alle im Kriege eingebüßten Gebiete wieder erlangen sollte! Was sollte schließlich Italien zu Treu' und Glauben verhalten, wenn es vor der Strafe für seinen Verrat bewahrt werden sollte!

Nein! Auf dieser Grundlage kann kein dauernder Friede geschlossen werden. Diejenigen, die es mit dem Frieden ehrlich meinen, müssen sich auf einen gerechten Standpunkt stellen. Nur dann wird der Friede gesichert sein, wenn der Kriegsverlauf für den Friedensschluß maßgebend sein wird.

Die sogenannten Friedensvermittler können freilich anderer Meinung sein. Aber die Monarchie wird dann ihren eigenen Weg gehen müssen.

Die gewaltigen Opfer, die dieser Krieg von der Monarchie forderte und noch fordert, müssen ihre Kompensation finden. Der gewaltige Heroismus, den die k. u. k. Truppen aller Waffengattungen, aller Grade, die Söhne aller Völker bewiesen haben, das entschlossene Durchhalten aller Bevölkerungskreise, die imponierenden Leistungen der finanziellen und industriellen Kreise — all diese bewunderungswürdigen Taten, die ewige Ruhmesblätter in der vaterländischen Geschichte bilden werden, müssen in dem Friedenstraktate ihren Ausdruck finden. Ein anderer Friede wäre weder ehrlich noch gesund noch ehrenhaft, und am wenigsten dauerhaft. Österreich-Ungarn kämpft und blutet aber für einen ehrlichen, gesunden, ehrenhaften und dauernden Frieden."

Das ist es, darauf kommt es an. Nicht nur auf einen Frieden, wie immer

er auch aussehen möge, sondern auf einen „ehrlichen, gesunden, ehrenhaften und dauernden“ Frieden. Wie müßten sich, gegenüber diesem Gebote einfachster Logik, aber auch Selbsterhaltung, diejenigen vorkommen, die für einen Frieden eintreten, bei dem es „weder Sieger noch Besiegte“ geben soll? Und auf welche harmlosen Vorstellungen stößt man noch immer, auch in Kreisen, bei denen man eine realere Auffassung der Wirklichkeiten voraussetzen dürfte.

Muß es denn wirklich erst gesagt werden, daß in der Politik Macht alles, jede andere Rechnung Selbsttäuschung bedeutet? — In letzter Zeit hat der Herr Staatssekretär Dr. Solf über sein Programm künftiger deutscher Kolonialentwicklung so zahlreiche und so gleichartige Vorträge gehalten, daß an dem programmatischen Charakter dieser Werbetätigkeit kein Zweifel ist. Mit Herrn Dr. Solf ist Graf Reventlow darin einig, daß Deutschland in Zukunft wie bisher Kolonialbesitz braucht. Daneben aber ist er der Überzeugung, daß lokaler Schutz auch in Zukunft für deutschen Kolonialbesitz nicht genügt und das Fehlen einer deutschen Seegeltung von entsprechender Macht und Reichweite überseeischen deutschen Kolonialbesitz zu einem Scheinbesitz machen muß. Folgerichtig wäre es auch ein grundlegender Fehler, für einen solchen Scheinbesitz Wirklichkeitswerte, die man in Europa in der Hand hat, zum Eintausche von Kolonien aus der Hand zu geben.

„Herr Dr. Solf hat die Frage gestellt, ob man überhaupt Kolonialpolitik treiben könne, ohne die Meere zu beherrschen, und hat diese Frage bejaht. — Dazu stellen wir zunächst fest, daß niemals in der deutschen Presse behauptet worden ist, Deutschland müsse die Meere beherrschen, um ‚überhaupt‘ Kolonialpolitik treiben zu können. Behauptet haben wir, daß Deutschland ein entsprechendes Maß von Seegeltung braucht, um sich die Freiheit der Meere zu sichern oder erkämpfen zu können. Das bedingt keineswegs, wie häufig unterstellt wird, Anspruch auf ‚Beherrschung‘ der Meere. Es bedeutet vielmehr nichts weiter als die vollständige Verwirklichung des alten Risikogedankens unserer Flottengesetze. Dieser ist bis zum Kriege nicht verwirklicht worden, weil die Zeit von vierzehn Jahren zu kurz war, außerdem während der letzten fünf Jahre die Politik maritimen Risikos durch die der Versuche einer Verständigung mit England abgelöst wurde. Im Zeichen einer solchen Verständigung hoffte Herr Dr. Solf vor dem Kriege sein Kolonialideal allmählich zu verwirklichen, und dem Anscheine nach hegt er für die Zukunft Hoffnungen in der gleichen Linie.

Wie Sir Edward Grey, ein Teil der englischen Presse, die ‚Frankfurter Zeitung‘ und ähnlich gerichtete Organe teils ausdrücklich erklärt, teils angedeutet haben, möchte man die Wiedergewinnung der deutschen Kolonien und die ‚Wiederherstellung des alten Belgiens‘ in Tauschbeziehung zueinander setzen. Der Begriff des ‚Faustpfandes‘ wird in diesem Sinne gebraucht. Auf der Art der Lösung dieser Frage beruht die Zukunft der deutschen Wirtschaft und der deutschen Seegeltung in ihrer Wurzel. Die Kolonien hierzu in Tauschverhältnis zu setzen, würde in der Tat für Deutschland bedeuten, das oberste Stockwerk eines Hauses vor dem Fundamente zu bauen. Wer infolgedessen diesen Gedanken von vorneherein abweist, wird zur Folgerung gelangen müssen, daß wir dann deutschen Kolonial-

besitz nur gegen England wiedererwerben und halten können. Auch damit sind wir völlig einverstanden. Um das Ziel zu verwirklichen und erreicht zu halten, ist aber wiederum die Seegeltung nötig, und die Seegeltung ist eine Frage der Macht, eine Frage schwimmender Flottenmacht und der Küstenbedingungen, welche der Flotte, im weitesten Sinne verstanden, die Basis geben. In diesem Sinne ist eine Heimatpolitik der Weltwirtschaftspolitik und Kolonialpolitik zu treiben. Die Seegeltung, welche für die weltwirtschaftliche Bedeutung Deutschlands unbedingte Notwendigkeit ist — denn auch letztere ist eine Machtfrage —, bildet ebensowohl die unentbehrliche Machtgrundlage einer überseeischen Kolonialpolitik, sofern man diese als berechtigt bezeichnen kann; sonst ist sie ohne Ufer und Boden.

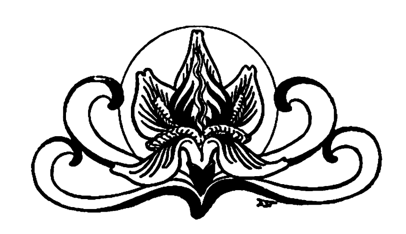
Herr Dr. Solf ist der Ansicht, daß auch ohne die nötige Seegeltung Deutschland keine Kolonialpolitik von Englands Gnaden zu treiben brauche, andere Staaten besäßen ja auch Kolonien, dächten auch nicht daran, ihre Kolonien aufzugeben, weil ihre Flotten allein für sich nicht mächtig genug seien, das Meer zu beherrschen. Diese Beweisführung ist wenig stichhaltig. Daß andere Mächte ihren Kolonialbesitz ‚nicht aufgeben', ist ebensowenig etwas Neues wie die Tatsache, daß auch Deutschland seine Kolonien nicht ‚aufgegeben' haben würde. Der kleine Unterschied ist nur der, daß Deutschland sich im Kriege mit Großbritannien und zahlreichen anderen Mächten befindet und den größten Teil seiner Kolonien vorläufig auf gewaltsamem Wege verloren hat. Befände Großbritannien sich im Kriege mit Frankreich, Holland, Italien usw., so würden auch deren Kolonien zunächst isoliert und dann genommen werden. Mit Japan und Amerika ständen die Dinge anders, weil diese geographisch, wirtschaftlich und teils militärisch auch Großbritannien gegenüber unter sehr günstigen Verhältnissen leben. Man darf hier überhaupt nicht generalisieren und kann keine allgemein gültige Theorie aufstellen. Die Verhältnisse jeder Macht sind andere, die des Deutschen Reiches wegen der Nordseeverhältnisse aber am ungünstigsten. Sie bedürfen deshalb der größten und bestdisponierten Kraft, um ausgeglichen zu werden. Vielleicht erwähnt Herr Dr. Solf zu seinen angeführten Beispielen auch noch, wie viele jener Mächte von Großbritannien fest in Abhängigkeit und am Bande erhalten werden, gerade weil sie ihren Kolonialbesitz nicht aus eigener Kraft schützen, geschweige denn die Verbindung mit ihm sichern oder auch nur um sie kämpfen können. Es würde eine interessante geschichtspolitische Untersuchung sein, welche Kolonialmächte aus Sorge um ihren Kolonialbesitz gerade England gegenüber ihre politische, ja auch ihre wirtschaftliche Unabhängigkeit verloren haben.

Herr Dr. Solf sagt weiter, Englands Seeherrschaft sei keine absolute. Das ist richtig, denn Absolutes gibt es überhaupt nicht auf dieser Erde. Wenn Herr Dr. Solf daran aber die Bemerkung anschließt, man solle sich anstatt der jetzigen, gegen Deutschland gerichteten Koalition eine gleich starke Koalition gegen England vorstellen, so verstehen wir den Zweck dieser politischen Fata Morgana nicht ganz. Herr Dr. Solf kann doch unmöglich meinen, daß eine Hoffnung auf eine solche Koalition — von deren Wahrscheinlichkeit bis jetzt nichts zu bemerken ist —

die Möglichkeit einer ohne entsprechende deutsche Seegeltung selbständig durchzuführenden Kolonialpolitik beweisen könnte. Auf Hoffnungen und auf die Annahme einer Möglichkeit hin, darin wird Herr Dr. Solf als Staatsmann gewiß mit uns übereinstimmen, kann man die zukünftigen Bahnen des Deutschen Reiches nicht in die Luft hineinbauen wollen.

Auch in diesen Gedankengängen spricht Herr Dr. Solf immer von der Beherrschung der See, anscheinend, um seinen Hörern das Programm der Zweifler an seinem Kolonialprogramme als von vornherein utopisch erscheinen zu lassen. Daraufhin sei noch einmal betont: niemand denkt an deutsche Beherrschung der Meere, wohl aber halten wir eine Seegeltung für absolut notwendig, welche groß genug ist, um in Zukunft den alten Grundsatz des Risikos auch England gegenüber zu verwirklichen. Geschähe das nicht, so würde England sein Ziel erreicht haben, deutsche Weltwirtschaft und wirkliche Kolonialgeltung zu töten und eine unaufhaltsam fortschreitende deutsche Verkümmerung nach allen Richtungen hin zu erreichen. Daß unter solchen Verhältnissen und realen Voraussetzungen Großbritannien nichts gegen einen kolonialen Scheinbesitz Deutschlands haben würde, ist sicher. Der Brite weiß das Wesentliche und das Dekorative zu unterscheiden und ist nie kleinlich auf dem letztgenannten Gebiete, wenn es sich für ihn um einen großen Schlag handelt. In diesem Falle wäre der Schlag allerdings größer, als Großbritannien ihn je in seiner Geschichte gemacht hätte, denn er wäre gegen ein unbesiegtes Deutsches Reich gemacht worden im Gegensatze zu den besiegten Spanien, Portugal, Holland und Frankreich früherer Jahrhunderte."

Und dann: was hat es eigentlich für einen Zweck, sich selbst gut zuzureden? An dem eigenen guten Willen fehlt es ja ohnehin nicht. Es kommt also nur darauf an, diesen Willen auch anderen gegenüber durchzusetzen.





Reichskanzler und Machtpolitiker

In der von Dr. Fritz Stephan Neumann-Berlin herausgegebenen „Unabhängigen Nationalcorrespondenz“ (Berlin SW 11) schreibt der Abgeordnete W. Bacmeister:

„Für die Beurteilung der Kanzlerschaft des Dr. von Bethmann Hollweg und seiner Führung des deutschen Volkes während des Weltkriegs werden die Reichstagsverhandlungen von Anfang Juni 1916 dermaleinst erhebliche Bedeutung gewinnen, mehr noch wegen der Dinge, die, halb verschleiert, nur dem Eingeweihten völlig sichtbar, im Hintergrund der Verhandlungen standen, als dessentwegen, was vor dem Parlament offen ausgesprochen worden ist. Weiten Kreisen des deutschen Volkes wird vorläufig noch vieles dunkel bleiben von den tieferen Ursachen dieser merkwürdigen Erörterungen, die den deutschen Reichskanzler in der sicher nicht uninteressanten Lage zeigten, umjubelt zu sein von den Parteien, die jahrzehntelang jeder starken Machtpolitik des Deutschen Reiches widerstrebt haben, und zugleich auf deutliche Ablehnung zu stoßen bei den Parteien, die stets im Vordergrunde standen, wenn es galt, des Reiches Rüstung zu schmieden. Wäre das deutsche Volk stärker politisiert, als es ist, so würde es aus der Verteilung der Rollen im Reichshaus viel weitergehende Schlüsse ziehen, als im allgemeinen gezogen werden. Vielleicht hat Herr von Bethmann Hollweg den Weg für jene Politisierung der Massen selbst mit ebnen helfen, als er von einem ganzen Bündel von Broschüren sprach, die sich mit seiner Politik befassen und diese Politik einer scharfen Kritik unterziehen. Da muß das deutsche Volk ja schließlich aufhorchen und sich fragen: Was ist denn eigentlich los? In den Zeitungen liest man doch nur, daß alles ganz famos verlaufe (was für die militärischen Angelegenheiten ja auch, der Welt offenkundig, zutrifft), daß der Kanzler sich des uneingeschränkten Vertrauens aller Bundesfürsten erfreue, daß er in allen möglichen deutschen Städten von jubelnden Volksgenossen empfangen werde, daß ein deutscher diplomatischer Erfolg den andern förmlich jage, daß Amerika für uns gegen England schon halb gewonnen sei usw. usw. Und nun auf einmal erfährt das deutsche Volk, daß das Gegenteil von dem, was die Zeitungen gemeinhin über die Politik des Reichskanzlers schreiben, in allerlei merkwürdigen Denkschriften stehe, die vertraulich von Hand zu Hand wandern sollen, und die so zahlreich erscheinen, daß sie gar bündelweise auf den Tisch des Reichskanzlers gelangen. Und es sind nicht nur dunkle, anonyme Existenzen, die hinter diesen Denkschriften stehen. Kürzlich erst verhandelte der Reichstag über eine solche Drucksache, die von einem hochangesehenen, ja führenden deutschen Historiker, Prof. Dietrich Schäfer, ausging. Nun wird ein Generallandschaftsdirektor, dem, nebenbei gesagt, der Ruf eines sehr klaren Kopfes zur Seite steht, vom Reichskanzler selbst als Verfasser einer der gegen des Reichskanzlers Politik gerichteten Broschüren genannt. Und endlich beurteilt der Führer der Konservativen im Reichstag diese merkwürdigen geheimen Drucksachen so: ‚Vielfach kommt in diesen Äußerungen öffentlicher und nichtöffentlicher Art nur entschlossene und opferwillige, tatkräftige Gesinnung zum Ausdruck, vielfach sind dort weitgesteckte

Ziele, aber auch weitsichtig aufgefaßte Ziele aufgestellt.' Von einem berechtigten Kern, den der Kanzler anerkennen solle, anstatt sich an die Form zu halten, wird da geredet.

Das alles muß ja schließlich das deutsche Volk stutzig machen, allerlei Fragen in ihm zur Entwickelung bringen und die hier und da vorhandene Unruhe in wesentlich verbreiterte Kreise tragen. Denn auch der Schlichteste im Volke wird sich doch schließlich sagen, daß ein Mann wie Generallandschaftsdirektor Kapp genug Verstand und Vaterlandsliebe besitzen dürfte, um nicht etwa absichtlich irgend etwas zu unternehmen, was dem Vaterlande schaden könnte. Und daß die konservativen und nationalliberalen Führer etwa den Wert der Einigkeit des Volkes während des Krieges verkennen sollten, traut ihnen doch schließlich auch kein Einsichtiger zu; noch, daß sie aus Gründen des persönlichen Vorteils den Krieg zu verlängern Neigung hätten.

So werden die Verhandlungen des Reichstages aus den jüngsten Tagen im ganzen Lande Anlaß zu allerlei Erörterungen geben, und ein Fragespiel sondergleichen wird einsetzen, das nur zu leicht zur Verbreitung von allerlei törichten Gerüchten führen kann, wenn nicht endlich auch die Tagespresse den während des Krieges entstandenen Stil der Verschleierung und der dunklen Andeutung mit dem der ehrlichen, offenen Aussprache in politischen Dingen zu vertauschen in die Lage kommt....

Wäre die politische Erörterung freier, als sie ist, so würde es sich bald zeigen, daß die Politik des Kanzlers nicht etwa bekämpft wird aus persönlichem Haß gegen den Mann, daß auch nicht etwa Intriganten an hohen Stellen die Fäden einer geschlossenen Kampagne gegen den Kanzler in der Hand haben, sondern daß es im allgemeinen nur sachliche Sorgen um die deutsche Zukunft sind, die jetzt in jenen vertraulichen Denkschriften Ausdruck suchen. Hier und da erstrecken sich diese Sorgen gewiß auch auf die Gebiete der inneren Politik. Das soll nicht bestritten werden. Aber vornehmlich, ja ganz überwiegend, sind es die Gebiete der auswärtigen Politik, einer energischen Kriegspolitik, der Kriegsziele, mit einem Wort der deutschen Machtpolitik, um die es sich dreht. ...

Es ist nun das folgende doch vollkommen klar: Konservative, Freikonservative, Nationalliberale, ein großer Teil des Zentrums und ein Teil der Fortschrittler erkennen die Notwendigkeit einer deutschen Machtpolitik an und halten die Sicherung bestimmter Ziele, die auch schon auf die Kriegführung einzuwirken geeignet sind, für die historische Aufgabe der deutschen Gegenwartspolitik. Die Sozialdemokratie lehnt die in Frage kommenden Ziele rundweg ab, also auch die Kriegführung, die der Erreichung dienen soll. Im einzelnen mag dieses an sich völlig klare Bild noch etwas getrübt sein durch die Stellung der Parteien zum Reichskanzler selbst, zu der Frage der Einbeziehung der Sozialdemokratie in die Mitarbeiterschaft am Reich usw. Aber der große historische Gegensatz ist natürlich vorhanden, und wird vorhanden bleiben, weil er auf Weltanschauungsfragen beruht. Die sozialistischen Gedanken der Völkerverbrüderung werden nie die Gedanken der national orientierten Kreise sein; die Sicherung der deutschen Zukunft wollen jene auf Wegen, zu denen keine Verbindung von den Wegen dieser führt.

Wer das offen ausspricht, weil es wahr ist, der verschüttet nicht die Möglichkeit, die großen sozialistischen Arbeitermassen mehr zur Beteiligung für das Reich zu gewinnen, als das bisher gelungen ist. Aber selbst wenn er es täte, so dürfte er nicht schweigen, weil die Sicherung der deutschen Zukunft durch zielbewußte Machtpolitik über allen anderen Erfordernissen der Zeit steht und keinesfalls in ihrem Umfang und in ihrer Art abhängig gemacht werden kann von Ansichten, die nun einmal unvereinbar mit klar erkannter Machtpolitik sind.

Es müßte der Reichsregierung nicht allzuschwer fallen, die bürgerlichen Parteien von der Notwendigkeit eines fest umschlossenen Systems von Kriegszielen zu überzeugen, und wenn, was sicher möglich ist, die Reichsregierung sich bei der Durchsetzung dieses Systems

dann gar noch auf das Urteil und das Verlangen der führenden Militärs stützt, so wird die Sozialdemokratie zwar wahrscheinlich der Doktrin zuliebe trotzdem versagen, aber sie wird dabei im Volk keinen Boden haben, weil man da nicht nur ein grenzenloses Vertrauen zu den Heerführern und Admiralen hegt, sondern auch einen sehr ausgeprägten Instinkt für reale Tatsachen, für das, was der Krieg bringen muß, besitzt...."

* * *

„Ein gewaltiges Unrecht"

ist es nach Herrn Scheidemann, dem Herrn Reichskanzler irgendwelche „Annektionen" zuzutrauen. In einer öffentlichen Versammlung in Breslau nahm dieser sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete und Führer Herrn von Bethmann mit folgenden Worten gegen „Eroberungspläne" in Schutz:

„Man tut dem Reichskanzler ein gewaltiges Unrecht, wenn man ihm diese Absichten unterstellt. Ich weiß, daß er nicht an derartige Pläne denkt. Ich hoffe, er wird es mir nicht mißdeuten, wenn ich hier eine Indiskretion begehe. Ich begehe sie aber in der Absicht, unserem Lande einen Dienst zu erweisen. Als vor einem Jahre die sechs Wirtschaftsverbände dem Reichskanzler ihre bekannten Eroberungspläne unterbreiteten, wurde ich mit einigen Parteifreunden beim Reichskanzler vorstellig, um Einspruch zu erheben gegen diese Pläne. Wir verwiesen dabei auf unsere im Reichstage am 4. August 1914 abgegebene Erklärung. Wir hatten die Genugtuung, aus dem Munde des Reichskanzlers zu hören, daß er mit jenen Eroberungsplänen nichts zu tun haben wolle (gewaltiger Beifall), daß er sie weit von sich weise, und daß er sie wie alle ähnlichen Pläne auf das entschiedenste mißbillige. (Großer Beifall und Trampeln.) Das war vor mehr als einem Jahre. Der Reichskanzler hat seitdem nichts gesagt und getan, was uns zu der Annahme nötigte, er stände nicht noch heute auf seinem damaligen Standpunkt."

Diese Erklärung ist vom „Berliner Lokal-Anzeiger" unterstrichen, von der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" (mit einer sanften Umschreibung) bestätigt worden. Die Breslauer „Volkswacht" aber hat sich sogar ermutigt gefühlt, — wörtlich — zu schreiben:

„Gerade herausgesagt — es ist notwendig, darüber ganz offen zu reden —, ob wir nun wollen oder nicht, wir werden nichts nehmen, weil wir nichts kriegen können. Lassen wir also das törichte Gerede und sorgen wir weiter dafür, daß man uns nichts nimmt!" Gr.

*

Die „Strafe"

Die „Tägliche Rundschau" hatte geschrieben: „Es sträubt sich in uns etwas dagegen, in der Auseinandersetzung zwischen dem Reichskanzler und Herrn Kapp und der Nichtbestätigung des Herrn Kapp einen Zusammenhang zu suchen." Aber ihr „Sträuben" half ihr nichts:

„Die ‚Kölnische Zeitung', durchaus Parteigängerin für Herrn Bethmann, stellte zunächst in einer Königsberger Zuschrift in vorsichtigem Tone fest, daß ‚die Regierung durch eine zufällige Fügung doch ein Mittel gefunden hat, Kapp für seine Angriffe gegen den Reichskanzler zu bestrafen'. Sie zweifelte also keinen Augenblick daran, daß diese Maßregelung ein politischer Racheakt sei, durch den nach ihrer Ansicht die ganze Landwirtschaft Ostpreußens schwer geschädigt wird."

Und abermals über ein kleines schrieb dieselbe „Kölnische Zeitung":

„Die Maßregelung des Herrn Kapp ist nach unserer Meinung ein politischer Mißgriff. Damit entfernt sich die Regierung des Herrn von Bethmann von dem Wege der Sachlichkeit ... Wäre Kapp unmittelbarer Staatsbeamter, so wäre es im Interesse der Disziplin notwendig gewesen, ihm die Bestätigung seiner Wiederwahl als Generallandschaftsdirektor zu versagen ... Nun steht aber der Direktor der ostpreußischen Landschaft dem Staate durchaus unabhängig

gegenüber, und wenn der Regierung das Recht gegeben ist, ihn in seiner Stellung zu bestätigen, so ist der Sinn dieser Bestimmung offenbar der, daß die Regierung eingreifen solle, wenn den Interessen, die in der Landschaftsorganisation verkörpert sind, Gefahr droht. Das ist jetzt nicht der Fall; Herr Kapp gilt bei Freund und Gegner als ein hervorragend tüchtiger Verwalter. Sachlich bedeutet also die Maßregelung des Generallandschaftsdirektors Kapp wahrscheinlich eher eine Schädigung als eine Förderung der Interessen, über die der Regierung die Oberaufsicht anvertraut ist, und deshalb erweckt sie den Anschein, als ob die Regierung sich zu einem Rückfall in absolutistische Gepflogenheiten habe verleiten lassen, die sich mit dem modernen Verfassungsstaate nicht vertragen ..."

Wie man sich auch zu Kapps Vorgehen stellen möge, meint der „Reichsbote": „daß Kapp um deswillen aus einem Amte entfernt wird, in dem er seiner Heimatprovinz die wertvollsten Dienste geleistet hat, und in dem seine Kraft gerade im Hinblick auf die kommenden Aufgaben noch so nötig erschien, muß Befremden und Anstoß erregen. Das erscheint als eine Strafe, die kleinlich wirkt und um so unbegreiflicher ist, als die Folgen so weit über die Person des Betroffenen hinausgehen. Diese Maßregelung wird aber noch unverständlicher, wenn man damit die Weitherzigkeit vergleicht, mit der Männer der Linken heute behandelt werden, eine Liebe, die alles versteht und verzeiht."

*

Der Ersatz?

Zur Nichtbestätigung Kapps bemerken die „Hamburger Nachrichten":

„Einen Tirpitz haben wir schon mit Schmerz und Trauer scheiden sehen, ein Kapp muß ihm folgen. So manches Mal ist während der Kriegszeit die Frage gestellt worden, wer denn diesen oder jenen Mann in großer, Weitblick, Arbeitskraft und überlegene Klugheit erfordernder, verantwortlicher Stellung ersetzen solle? Und trotzdem werden Männer wie Tirpitz und Kapp ihrer Tätigkeit entrückt. Mag sich das ‚Berliner Tageblatt' darüber freuen; seine Freude ist nicht unsere Freude."

*

Ein Schein, der trügt

Der Reichskanzler gedachte beim Empfange der türkischen Gäste in Berlin der kühnen Durchbruchsfahrt der „Göben" und der „Breslau" in das Marmarameer und bemerkte dazu: „Ein Jubel ging durch das Volk, als die Botschaft kam, daß unsere Schiffe nach gelungenem Durchbruch in den Gewässern von Konstantinopel bei Freunden geborgen waren." „Gewiß," bemerkt der „Hannöversche Kurier", „wie gern hätte das Volk gejubelt. Die Botschaft kam aber damals nicht. Die geschichtliche Tat der beiden deutschen Schiffe, die nach zutreffendem englischen Urteil die politische Lage am Bosporus und an den Dardanellen zu unseren Gunsten gewendet hat, blieb dem deutschen Volke zunächst verborgen. Sie fiel auf den 8. August, und ihre Kunde flog am nächsten Tage durch alle Welt. An der deutschen Grenze fand sie geschlossene Türen. Erst als am 31. Oktober die Namen ‚Sultan Jawus Selim' und ‚Medilli' im türkischen Bericht auftauchten, konnte die Presse schüchtern andeuten, welche deutschen Schiffe hier ein türkisches Namensgewand angelegt hatten. Im August brauchten wir etwas nicht zu wissen, was alle Welt erfuhr. Warum? Sicher nicht aus militärischen Gründen. Und welcher stichhaltige politische Grund spricht dafür, daß im August dem deutschen Volke der Jubel über eine politische Großtat nicht freigegeben wurde? ...

Soll es auch in Zukunft so bleiben? Diese Frage wagen wir trotz allen bisherigen Erlebnissen doch noch mit einem Rest von Zuversicht zu stellen. Die Regierung weiß, daß sie die Waffe der politischen Zensur nicht gegen eine unbeachtliche Minderheit schwingt. Die Reden im Reichstag lassen deutlich erkennen, daß ihr dort in Zensurfragen von einer Mehrheit Widerpart gehalten wird, und die Stimmung im Volke

weist ganz dasselbe Bild auf, nur daß dort die Mehrheit des Widerparts noch größer ist. ... Schließlich ist Michels Dulder-Heiligenschein doch nur ein Schein, der trügt."

*

Deutsche Zukunftsgemeinschaft

In einer großlinigen Betrachtung über „Landmacht und Seemacht" gelangt Professor Dr. Ed. Heyck in den „Zeitfragen" zu dem Schlusse:

„So ist es keine ideenhafte Liebhaberei, wie es der krasseste Standpunkt mobhafter Geschäftsbegnügung nennen könnte, keine nationalistische oder ‚alldeutsche' Geschäftspolitik, wenn heute die sichernde Zukunftsgemeinschaft des festländischen Deutschtums gefordert wird, gerade auch und ganz besonders, soweit es sich gegen den englischen Kanal und an der baltischen Ostsee wohnhaft ausdehnt. Es ist nur nüchterne, dringlichste Realpolitik nach den neueren Bedingungen und Erkenntnissen, wobei wir im Vergleich mit Japan den Vorteil voraushaben, daß Japan das mit ihm zu vereinigende Volkstum erst nach sich formen, japanisieren muß, — weshalb es in China schon seine dahin zielenden Forderungen unverhüllt geltend machte, — wir aber ein teils niederdeutsches, teils hochdeutsches Stammestum vorfinden, das wir nur zu befestigen und zu retten haben, und dazu jetzt in der Lage sind, die wir in einem ungesuchten, uns aufgedrungenen Krieg erkämpften. So führte ein höheres Schicksal herbei, was wir bei einer rücksichtslosesten Politik, wie sie die minder blöden Völker führen, von uns aus hätten klarsehend wollen müssen. Was andere unternommen hätten, selbst wenn ihnen da keine Volksgenossen wohnten. Daß wir solche schon an der Stelle vorfinden, wo wir unsere Grundlage notwendig verbreitern, die Kräftevermehrung in entscheidend günstiger Weise für Land und See suchen müssen, das verdanken wir eigenartig auch jetzt wieder jenen Salfranken oder Vlamen, die überhaupt durch ihre vordringende Schwertkraft und Fähigkeit zum Herrenvolk den Grund legten dazu, daß ein Deutschland und eine deutsche Stämmegemeinschaft wurde, und nach der anderen Seite jenen Mitteldeutschen, Niederdeutschen und auch wieder Vlamen, die in ihrer Verschmelzung die Balten sind. Vervollständigungen sind uns von ihnen noch übriggelassen. Zum Glück: ein gesundes und Überschuß habendes Volk bedarf solcher Aufgaben seiner Nationalität, die es freudig willenshaft, leistend, wachsend, jung erhalten, es vor dem Ersticken in sich selbst, vor der zahlenmäßigen und seelischen Proletarisierung bewahren. Das sind die nunmehr aber auch im Volke weitum zur Klarheit gelangten Unerläßlichkeiten, und damit werden wir über das Musterbeispiel von falschem Hochmut und falscher Demut hinauskommen, das wir so lange Zeit im Elsaß aufgerichtet haben, wie es nicht zu machen ist."

*

Sozialdemokratische Heimkrieger

Die Unentwegten der Partei, denen die (feindliche!) Internationale, nicht Deutschland über alles geht, wissen die Zeit, da ihre Brüder mit Leib und Leben auch für ihre Freiheit und Sicherheit einstehen, auf eigene Art zu nützen: — sie fallen ihnen einfach in den Rücken! Mit welcher Unverfrorenheit, davon gibt eine Berliner Zuschrift an die „Schwäbische Tagwacht" einen Begriff:

„Keine Regierung würde es wagen, während des Krieges allgemeine Wahlen auszuschreiben. Im ganzen Volke bis in die Front hinein würde sich ein Sturm erheben gegen eine solche Entrechtung der Landesverteidiger! Die berufenen Hüter der Demokratie pfeifen aber auf das Abkommen, das den im Felde stehenden Genossen das Wahlrecht sichern soll, und setzen überall, wo sie die Mehrheit bekommen können, die alten Funktionäre an die Luft. Das nennen sie dann Wahrung der Parteitagsbeschlüsse, des Parteistatuts, Schutz der Demokratie in der Partei. Das Parteileben ist verödet, die Parteiver-

sammlungen sind leer. Entscheidende Beschlüsse werden in Berlin I mit 21 gegen 18, in Berlin II mit 88 gegen 31 Stimmen gefaßt. In Berlin II ist Richard Fischer mit mehr als 30000 Stimmen gewählt, 6000 Mitglieder hatte der Wahlverein vor Kriegsbeginn. 2000 hat er jetzt, von diesen 2000 kommen — Jammer und Schande! — 119 in die Parteiversammlung, 88 davon sind mit der Fraktion unzufrieden, und nun ist Genosse Richard Fischer gerichtet, und die Dreißigtausend wissen, wie sie zu marschieren haben! Und nun das Gegenbeispiel: 110 Genossen, die auf Grund ihrer Verdienste um die Partei mit dem höchsten Ehrenamt der Partei, dem Reichstagsmandat, betraut sind, fassen nach wiederholter eingehender Beratung auf Grund ihrer heiligen Überzeugung den Mehrheitsbeschluß, die Landesverteidigung durch Annahme der Kriegskredite zu bewilligen. Dieser Mehrheitsbeschluß ist ungültig, ihn zu brechen ist Verdienst, und für die, die ihn gefaßt, die ‚Verräterabgeordneten', gilt gleichfalls das summarische Urteil: ‚Mit Schimpf und Schande aus der Partei.' Das ist Demokratie! Und wer sind die Leute, die hinausgejagt werden sollen, deren Beschluß nicht gilt, denen gegenüber man an Parteistatut und Abkommen nicht gebunden ist? Sind das etwa sogenannte ‚Revisionisten'? Ach nein, sie sind zum großen Teil die Vertrauensmänner der ‚Radikalen' von gestern! Scheidemann ist als Radikaler in den Parteivorstand gewählt, Ebert war den Revisionisten als ‚Scharfmacher von Nürnberg' verhaßt, Pfannkuch hat 1912 als vertrauenswürdiger Radikaler Heine in Berlin III ersetzen müssen, mit Moltenbuhr, Müller und den anderen ist es nicht anders. Und Cunow, Lensch, Haenisch, Cohen, Grunwald, Heinrich Schulz usw., Eugen Ernst, Theodor Fischer, Boeske, die Berliner Abgesägten, genossen sie nicht alle noch vor zwei Jahren das unbeschränkte Vertrauen des ‚radikalen' Berlin? Und nun? Mit Schimpf und Schande aus der Partei! Ist das Demokratie? Nein, das ist Tollhaus! Das ist das Gegenteil von Demokratie, ist Anarchie! Das ist der Zustand gewisser südamerikanischer Republiken, in denen ein ‚General' im Namen des Volks die Diktatur proklamiert, worauf nach ein paar Wochen ein anderer ‚General' kommt, um ihn im Namen des Volks davonzujagen. Wenn der Parteivorstand, der Parteiausschuß, die Landeskommission für Preußen, die sozialdemokratische Presse diesem Schindluderspiel mit der Demokratie geschlossenen Widerstand entgegensetzen, so tun sie weiter nichts als ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit."

Das ist ein Notschrei ehrlicher Deutscher, wenn auch überzeugter Sozialdemokraten, denen man den schweren Kampf mit ihren heimkriegerischen Genossen nicht durch übel angebrachte Schadenfreude oder verallgemeinerndes Aburteilen über die „Vaterlandslosen" noch mehr verbittern sollte. Gr.

*

Amerika, du hast es besser

In — Deutschland. Der „Deutschen Volkswirtschaftlichen Korrespondenz" (Berlin-Wilmersdorf) wird geschrieben:

Es herrscht bei uns noch immer eine gewisse Bevorzugung des Auslandes. Hier ein Beispiel. Es erhalten noch immer Ausländer, die durch ihre Botschaften oder Gesandtschaften der Berliner Generalintendanz empfohlen oder vorgeführt werden, kostenlosen Eintritt zu den Vorstellungen der Königlichen Theater, während der preußische Steuerzahler sehr hohe Eintrittspreise zu zahlen hat oder an gewissen Tagen überhaupt keinen Platz erhalten kann. Und zwar sind es jetzt namentlich Vertreter der „neutralen" Vereinigten Staaten von Amerika, von denen eine große Anzahl trotz des Krieges hier bei uns zu Gaste eintrifft. Bedenkt man, daß es gerade das „neutrale" Amerika gewesen ist, das uns hinsichtlich der U-Boot-Kriegführung, auf englische Bestellung hin, die in England verfertigte Pistole auf die Brust gesetzt hat, daß die amerikanische Presse unter der Billigung des Präsidenten die ärgste Deutschenhetze betreibt, daß die amerikanischen Banken und Großkapitalisten England, Frankreich und

Rußland mit Geld zur Kriegführung versehen, daß die amerikanische Industrie unseren Feinden die sonstigen Kriegswaffen liefert, so begreift man wirklich nicht die Bevorzugung der amerikanischen Gäste, von denen doch gewiß ein gut Teil entweder den Regierungskreisen, oder der Presse, oder dem Handel, oder der Industrie drüben angehört oder nahesteht, und die es sich hier bei uns wohl sein lassen, während sie ihren Aufenthalt wahrscheinlich nicht dazu benutzen werden, um unsere Kriegsinteressen zu fördern!

*

Austausch und Opferbereitschaft

In den „Süddeutschen Monatsheften“ (Juni) liest man:

„Staatssekretär Delbrück wird an der Jenaer Universität Vorlesungen halten und damit einen Austausch politischer und akademischer Tätigkeit beginnen, der befruchtend sowohl für das staatliche wie für das akademische Leben wirken könnte. Noch manche Staatsmänner könnten gewiß Wertvolles als Universitätslehrer leisten (einem ungarischen Politiker, der kürzlich in Berlin war, fiel die große historische Bildung unserer leitenden Staatsmänner auf), wie andererseits manche unserer Historiker (von der Berliner Universität beispielsweise Eduard Meyer und Dietrich Schäfer) als Politiker gewiß Gutes wirken würden. Auch ein lebendigerer Kräfteaustausch zwischen dem Reich und Bayern scheint sich zu entwickeln; wir geben an das Reich zwar nicht den größten deutschen Landwirtschaftsorganisator, Dr. Heim, ab; aber, wie die Zeitungen berichten, den Ministerialrat Dr. Braun vom Ministerium des Innern. Dr. Braun wurde weiteren Kreisen insbesondere durch seine Stellungnahme gegen die von Dr. Heim schon bei Kriegsausbruch geforderte Beschlagnahme der Getreide- und Mehlvorräte bekannt, welche Maßnahme späterhin vom Reich zu uns gelangte und sich hier wie überall gut bewährte. Man hat in Bayern volles Verständnis dafür, daß in einer solchen Zeit zugunsten des Reichs auch auf hochstehende Beamte verzichtet werden muß, und ist in dieser Hinsicht zu jedem Opfer bereit. Wie wir aus dem Elsaß hören, wird dort die Abberufung des Grafen Roedern mit dem gleichen Geist der Opferbereitschaft aufgenommen.“

*

Das Ende des Ministeriums Salandra

Künftige Historiker mögen entwirren, ob es der Mühe wert ist, von den Gründen der italienischen Kriegserklärung 1915 zu reden. Uns kann's gleichgültig sein, Italien ist für uns erledigt, muß es sein. Die Bismarckschen Voraussetzungen des Bündnisses haben versagt: Befestigung der Monarchie und des konstitutionellen Beamtenstaats mit piemontesischer Überlieferung, Verständnis für den nationalen Interessengegensatz mit Frankreich und für die Zukunftsweisungen im Mittelmeer. Die Monarchie als Trägerin der kategorischen Imperative ist an anderen Stellen glücklicher als unter Viktor Emanuel III. zu Rom begriffen worden, die Fragestellungen für uns aber, infolge der Neuentwicklung, lauten: Österreich-Ungarn oder Italien, Griechenland oder Italien, und wohin man noch weiter blickt, Ost oder West im Mittelmeer, politische und Handelsverträge, in jedem Falle kann das „oder“ nur gegen Italien stehen. Von den Kunsthistorikern werden wir uns auch ja wohl keine Politik machen lassen wollen, obwohl es manchmal ein bissel so aussieht. Wer dazu neigen würde, den lasse man auf Reichskosten nach Italien reisen, um sich in den Oberstübchen einiger Museen die moderne nationale Kunst anzusehen. Sie ist gleichnishaft genug, diese Karikatur der Pariser Entartung. —

Das Grauen des Reiters über den Bodensee überkommt uns noch immer, wenn wir an die Bereitschaft im vorigen Spätwinter denken, dem treulosen Italien zuliebe mit der Zerstückelung Österreichs an der Etsch und Adria zu beginnen. Kein Arm wäre stark genug gewesen, zu verhindern, daß dann augenblicklich auch Rumänien den Aufbruch rüstete zur großen Erbschaftsteilung; sein Bündnis mit den Russen, die in den Kar-

pathen standen, auf dem Balkan eine böse Entente nach der andern, die restlose Erfüllung der Politik, deren Agenten die Brüder Buxton und der Herr Genadiew waren, wäre unausbleiblich gewesen. Das alles ist von mir schon mit dem Mai 1915 gesagt worden und wäre ohne die Unterbindung historisch-politisch gebildeter, doch unabhängiger Meinungen in Deutschland auch schon vor dem Mai 1915 ausgesprochen. Der heutige Zeitpunkt sieht auf gehäufte neue Bestätigung zurück, daß wir dem offenen Übertritt Italiens zu den Gegnern nur glückhafte wichtige Wendungen verdanken. Und aus der Selbstvernichtung, die dem österreichischen Staatsgedanken zugedacht war, erhebt sich nun auch dieser zu bedingenden Erkenntnissen und sieghaften Zuversichten aufs neue, die ein halb Jahrhundert in Gulliverstricken gefesselt gelegen. Wer die Nachrichten von Vielgereuth und den „Sette Communi“, die alte deutsche Siedlung sind, vernahm, wer auf die Sprache der österreichischen Heeresberichte achtete, wenn sie jetzt dort an der Tirolergrenze die Berge und Ortsnamen nannten, der versteht wohl, was sich hier verheißend andeuten will. Und anders geht das auch nicht, wenn sich der Kaiserstaat seinen schönsten Siegespreis erhalten will: seine ihn mit neuer Zukunftskraft durchströmende monarchisch-volkliche Verjüngung.

Vielgereuth kommt von „reuten“, „roden“ her, nicht davon, daß vieles zu bereuen ist. Viel, viel muß in deutscher und österreichischer Politik gereutet und gründlich ausgerottet werden, sonst wird es am letzten Ende doch noch zu furchtbarer Reue führen. Diejenige Art „staatsmännischer“ weichlicher Kurzsichtigkeit, die der 24. Mai 1915 mit Hohn beendete, das endlos versöhnliche Zurückweichen und Preisgeben darf in so verhängnisschweren Entscheidungsstunden, wie uns und den Verbündeten noch immer bevorstehen, unmöglich zu neuem Ratschlag oder gar zu verantwortungsvollen Handlungen gelangen. Alexander oder Diogenes — für beide Privatauffassungen mag Platz an der Sonne sein; wer aber mit Ja oder Nein die Zukunft der Völker und Staaten auf sich nimmt, der darf in so gestellter Wahl nur Alexander sein. Ed. H.

*

Mißdeutungen der Kanzlerpolitik

Zwei Tage, bevor der Reichskanzler den Gegensatz Regierung und Vaterlandsdeutsche durch seine Rede im Reichstag zu schließen unternahm, brachte die „Züricher Post“, ein weniger umfängliches als hochachtungswertes Blatt, am 3. Juni eine Abhandlung „Regierung und Nationalisten in Deutschland“. Das Bild der Spaltung in Deutschland, Regierungsparteien und nationale Parteien, ist bei den Neutralen mindestens nicht undeutlicher als im Inland vorhanden. Wenn man nun auf ihre Meinungen Wert legt — was m. E. mit Recht geschieht —, so ist auch nötig, sich etwas klarer zu machen, wie der Eindruck von den Vorgängen und Stimmungen in Deutschland auswärts zustande kommt. Nicht zuletzt für diejenigen, die die Peinlichkeiten der nationalen Beunruhigung auf sich beziehen und sich das in zorniger, gekränkter Weise merken lassen.

Zunächst tragen offiziöse Telegramme die Stimmen der „öffentlichen Meinung“ ins Ausland. Sie setzen sich mit Vorliebe zusammen aus den absolutistischen Sprüchen des „Berliner Tageblatts“ und den linden Akkorden des „Lokalanzeigers“, wonach dann noch etwa die „Deutsche Tageszeitung“ zur Gegensätzlichkeit zitiert wird, so wie man einst die abscheulichen Schächer und Ketzer dem Volke zur mittelalterlichen Abschreckung vorzeigen ließ. Das ist sozusagen das kleine Kortege; bei besonderen Gelegenheiten erscheinen auch die Blätter, denen noch sonst einiges nationale und öffentliche Gewicht in Deutschland beizumessen ist. Einen halben Tag später trifft dann mit der Post die „Frankfurter Zeitung“ ein, und endlich höchstselbst, von den Redaktionen strategisch und politisch fieberhaft erwartet, das „Berliner Tageblatt“.

Jedermann kennt die den beiden Blättern zuteil werdenden Günste, aber niemand verallgemeinert ihre Bedeutung auch im übrigen so, wie die Ausländer. Um so einseitiger vermag sich diese, unserer auswärtigen Leitung näherstehende Meinungsführung dort bei jenen auszuwirken; stets mit dem Bestreben, die negativen Potenzen, denen die Entschlußfähigkeit für die Zeit und ihre Imperative schlechthin über den Mut und den Kopf wächst, die einfach nicht höher können, in den Schein der staatsmännischen Überlegenheit zu rücken und die Männer, die die herabdrückende Ungewißheit der ganzen großen, herzkräftig nationalen Volksmeinung befreiend wieder aufrichten, zu einer kleinen Minderheit von „Scharfmachern" — so nennen es dann die gläubigen Neutralen — zu verkehren. Bei den Quellen, die den letzteren, neutralen Zeitungen geradezu aufgedrängt erscheinen, muß sich notwendig das Bild bei ihnen festsetzen, daß Deutschlands unwürdigste und gewissenloseste Angehörige diese scharfmacherischen „Nationalisten" seien, — das nur wenig umschattierte Bild, welches seit Jahrzehnten so sehr viel beigetragen hat, die Nationen gegen Deutschlands von „Junkern" und Militaristen gemachte äußere und innere Politik zu verhetzen und sie zur gemeinsamen Abwehr gegen diese Weltgeißel der Kultur und der friedlichen Völker aufzuregen.

In dieser Meinung, von einer weise und leise gehenden Geheimratsdiplomatie verderbliche Nationalisten abwehren helfen zu müssen, bestärkt unsere neutralen Blätter noch insbesondere der autoritative Volksvertretungston, den neuerdings das „Berliner Tageblatt" im Munde zu führen sich gewöhnte. Wenn von dieser Zeitung mit der Zuversichtlichkeit eines neuartigen l'État c'est moi bald im Namen der Regierung, bald im Namen Deutschlands oder des deutschen Volkes gesprochen werden darf, so kann das auf fernwohnende, sorgfältige, ehrsame Redaktionen seinen gewaltigen Einfluß nicht verfehlen, die persönlich kein Verständnis — und auch keine Kritik — für solche Taktbemessung haben, außer daß dafür eine quasi dem „deutschen Volk" erwünschte und von ihm anerkannte Legitimation vorhanden sein müsse. „Das deutsche Volk will" — im „Berliner Tageblatt" —, „Das deutsche Volk wünscht nicht" usw. usw., so in stereotyper Wiederkehr, daß das deutsche Volk staunen müßte, wieviel diktatorischen Willen es in dieser tristen Zensurzeit durch das auserwählte Blatt zur Geltung bringt. Herrlich ist es, wenn dann wieder im „Berliner Tageblatt" das deutsche Volk „will, daß seine Leiter selber den rechten Weg finden". Herrlich war auch der Gruß an die vom Skagerrak heimkehrende Flotte: „Ihrem Führer, wie allen Kommandanten und Schiffsbesatzungen, sagt Deutschland seinen Dank." Nicht einmal der kaiserliche Reichskanzler, der von sich aus einen weiteren Dank des Vaterlandes sprach, konnte nach seinem Gefühl diesen Ton wählen, der so sein Auge über allen einzelnen Kommandanten und Mannschaften hat und es über sie leuchten läßt, wie die deutsche Präsidialmacht des „Berliner Tageblatts". Als jüngst Herr v. Moltke starb, verfügte wieder das „Berliner Tageblatt": „Armee und Volk werden ihm ein dankbares Gedenken bewahren."

Durch diese Art Vorstellungsbildung, was in Deutschland maßgeblich sei, werden aber auswärtige Erwartungen gezüchtet, die sich später nicht erfüllen lassen und neue Enttäuschung und Erregung bringen. Schon dachte das gütige England an ein befreiendes „Home Rule" für Deutschland, schon sehen schweizerische Leitartikel, mit ihrer doch immer etwas französischen Anfärbung, die sie die Presse für entscheidend nehmen läßt, die kommende baldige Regierung der „Linken", die „große Neuorientierung", womit dann in Deutschland endlich alles gerecht und edel werden wird. Und zwar auch — „völkerrechtlich". Die Kriegsziele, wie sie der Kanzler am 5. April umriß, wurden zu ihrer Zeit im Ausland mit jener latenten Zustimmung aufgenommen, die sich mit dem, woran zu rütteln nutzlos ist, zufrieden gibt. Nun überläßt man sich auch da wieder einem gewissen Deuteln und spricht schon wieder mehr im Ton der Fragezeichen. — Auch

die Menschen im Ausland sind „Menschen", keine so großen Salomos und Heroen. Legt man diplomatischen Wert auf ihre doch sehr lenksame Meinung, so soll man drauf achten, wohin sie der scheinbar so geschmeidige Valet de chambre lenkt. Ed. H.

*

„Seltsame Bittschriften im Reichstag"

Unter dieser Spitzmarke werden einige Eingänge beim Reichstag der öffentlichen Belächelung preisgegeben, die zum Teil ganz gesund empfunden sind. Darunter eine Steuer auf Kaviar und eine auf luxuriöse Auswüchse der weiblichen Kleider- und Hütemode.

Nun wird uns die Siebengescheitheit sofort entgegenhalten, daß Luxussteuern wirtschaftlich verfehlt sind, weil sie zu wenig einbringen. Ihr Wert liegt aber nicht hierin, sondern auf einem sozialpolitischen Gebiet: sie versöhnen mit jenen Steuern, die man am fühlbarsten die kleinen Leute tragen läßt. Wollte man doch einmal lernen, die demokratischen Massen psychologischer zu behandeln, wofür ihr Rechtlichkeits- und Vaterlandsgefühl empfänglich ist, statt wahrscheinlich nur wieder die ihnen zugedachten Wohltaten auf eine Vermehrung der sozialdemokratischen Abgeordneten hinauszuspielen. Ed. H.

*

Wo die „Öffentliche Meinung" abdankt

Auf einen Zustand, der sich, „der Öffentlichkeit unsichtbar, dem Kenner aber höchst bedenklich", in unserem Zeitungswesen herausgebildet hat, weist Dr. Otto Pfeffer in den „Grenzboten" hin:

„Jede öffentliche Meinung hat ihren Führer; es ist also danach zu fragen, wer hinter der betreffenden Zeitung steht, und in Anbetracht dessen, daß der Zeitungsverleger (bis auf die Parteiorgane) wirtschaftlich abhängig ist von dem Gedeihen des Inseratenteils, in Abhängigkeit auch von dem Kundenkreise der Anzeigen steht, auch danach zu forschen. Es ist, als müßte man den Mut eines Bekenntnisses finden, und doch ist es nichts weiter als ein offenes Wort der Wahrheit, wenn man daran erinnert, daß das jüdische Kapital hier von einem Einfluß und einer Macht ist, die in ihrer Rückwirkung auf den Textteil einer Zeitung fast bis zu einem Trust mit dem Zwecke des Ausschlusses der Erörterung gewisser Fragen gediehen ist. Die Haupteinnahmequellen sind für den Verleger die Annoncen der Warenhäuser, daneben Bankinserate usw. Es bedarf also nur der wahrheitsgemäßen Feststellung, daß diese Institute zum großen Teil in jüdischen Händen sind, woraus folgert, wie es ja auch erfahrungsgemäß den Tatsachen entspricht, daß wir selten oder nie in der Tageszeitung die wichtigen Probleme der mit diesen Schichten zusammenhängenden Fragen aller Art erörtert sehen. Der deutsche Zeitungsmann darf in den Spalten seines Blattes wohl über Katholiken oder Protestanten, Slawen oder Polen zu Gericht sitzen, aber das Geschäftsinteresse verbietet entschieden auch die leiseste Berührung z. B. des Wortes Judenfrage. Man nennt das Rücksichtnehmen auf die Inserenten. In diesem Punkte hat die öffentliche Meinung, soweit sie in der Presse zum Ausdruck kommt, wirklich und unbestreitbar ihre Souveränität aufgegeben, zumal ja auch die jüdische Presse mit ihrer Bequemlichkeitspolitik es verstanden hat, sich dem kritiklosen Großstadtpublikum gegenüber als glänzend aufgemachte Modepresse ‚unentbehrlich' zu machen. Hier ist die Geldmacht die Grundlage eines Meinungstrustes, wenn auch im negativen Sinne, geworden. Ganz abseits liegen für den Verfasser in diesem Zusammenhang die Fragen von Philosemitismus und Antisemitismus oder Gleichgültigkeit diesem Problem gegenüber. Es handelt sich hier lediglich um die Feststellung einer Tatsache, über die kein Ehrlicher hinwegzukommen vermag, und zwar um eine Feststellung aus dem Bemühen heraus, zur Klärung der Frage der öffentlichen Meinung beizutragen."

*

Eine Mahnung des Grafen Zeppelin

Irgendwo äußerte unlängst ein moderner Weltfriedensschwärmer: „Armer Graf Zeppelin! Wie furchtbar unglücklich muß er sich fühlen, da seine Erfindung so großes Unheil angerichtet hat.“ Graf Zeppelin fand eine schlagende Erwiderung: „Wie glücklich muß jenes zartfühlende Menschenkind sein, das Pulver nicht erfunden zu haben!“ So erzählte Graf Zeppelin selbst, als er Ende März vor deutschen Volksvertretern in Berlin einige Bemerkungen über die praktische Anwendung seiner Luftschiffe im Kriege machte. Vielleicht nimmt Präsident Wilson davon Kenntnis, bevor er sich erlaubt, was er beabsichtigen soll, aus Gründen einer Menschlichkeit, die für 5 Milliarden Mark Bomben, Granaten und sonstigen Kriegsbedarf nach Europa lieferte, auch die Fahrten der Zeppeline nach dem weltfriedliebenden England zu beanstanden.

Graf Zeppelin sagte noch, der schärfste Krieg sei der mildeste Krieg und hob die Bedeutung der beiden neuen technischen Waffen Deutschlands, der Unterseeboote und der Luftschiffe, hervor. Er berechnete, daß 40 seiner Luftschiffe nur etwa soviel kosten wie ein Schlachtschiff mit Besatzung. Bald darauf wurde Graf Zeppelin ins große Hauptquartier berufen, wo er lange nicht gewesen war, und es folgten die rasch wiederholten, in ihren Wirkungen noch nicht festgestellten Luftschiffangriffe auf England.

*

Es dämmert

In England, dem Lande, wo der nüchterne Nationalverstand noch am wenigsten in der Entente durch den Krämermarkt des Politikergeschäfts verwüstet ist, ruft ein Horatio, der mit Nachnamen Bottomley heißt: „Laßt den König herrschen, das ist das einzige Heilmittel. Im Namen Gottes und der Sache, für die wir kämpfen, errettet das Land von den Politikmachern! Laßt den König nicht nur dem Namen nach, sondern in Wirklichkeit regieren und ihn zu seinen Ratgebern einen bewährten Soldaten, einen erprobten Seemann und ein paar starke Männer berufen, zu denen das Land Vertrauen hat.“

Bulgaren, Griechen reichte es schon früher zum Verstehen, was die Weltgeschichte dem Gewäsch der Phrase und der Lüge heute entgegendonnern will. Doch nun auch England? — Den Kampf der Phrasenlüge gegen den erziehungstüchtigen „Militarismus“ hat es mit halbverschämter Maske ja schon ad acta legen müssen. Sollte es so gehen: man fängt mit einer Einsicht heimlich an, dann kommen ihrer mehre dran? Wird das das Ende des fürchterlichen Ringens und Erkennens sein, daß die rückständigen Barbareien, von denen sie Deutschland gewaltsam erlösen wollten, noch unseren Feinden zur womöglichen Genesung werden?

Im Türmer und in anderen Blättern ist seit länger auf diese Entwicklungsdeutungen künftiger Völkergeschichte von mir gewiesen. Wir schätzen es aber mehr, was Ausländer denken, nicht zum wenigsten „oben“; drum mag hier recht herzlich empfohlen sein, die Morgenluft, die dort ein Landsmann Hamlets wittert, nicht einmal, sondern zweimal durchzulesen. Ed. H.

*

Vom grünen Tisch

Im Sommer 1915 vertrieb ein Großberliner Kaufmann mit der üblichen Reklame ein Pulver unter der Bezeichnung „Zitronenquell, feinstes Brauselimonadenpulver, sofort in Wasser löslich“. Das Pulver gab aber keine Zitronenlimonade, sondern bestand nur aus einem Gemisch billiger Weinsteinsäure, Natron, Asche, Zucker und etwas Zitronenschalenöl. Wegen Vergehen gegen das Nahrungsmittelgesetz wurde der Kaufmann vor Gericht gestellt. Es ergab sich, daß er für mehr als 30 000 ℳ seines wertlosen Pulvers abgesetzt und einen hohen Gewinn gemacht hatte. Das Schöffengericht verurteilte den Kaufmann zu — 40 ℳ Geldstrafe, auf Berufung des Kaufmanns auch das Kammergericht.

Derartige Erkenntnisse, noch dazu in dieser

schweren Kriegszeit, sind unverständlich, sind geradezu ein Hohn auf den Geist der Gesetze, für Spekulanten mit ähnlichen, auf die Täuschung der Käufer berechneten Erzeugnissen nur ermutigend und zeigen, daß es noch immer in Deutschland Richter gibt, die mit dem praktischen Leben nur in sehr entfernten Beziehungen stehen. D.

*

Herzenstakt

Ein besonderes Feingefühl für Rangunterschiede bekundet die Amtliche Kurliste des Königlichen Bades Oeynhausen bei der Aufzählung der Kurgäste. Hinter den in alphabetischer Reihenfolge aufgezählten Namen steht, soweit es sich um Männer handelt, „Herr", also: Müller, Herr Friedrich, Schlächter; Schulze, Herr Wilhelm, Privatier usw. Plötzlich fällt das „Herr" weg, und der Geschlechtsname stände kahl da, wie ein Lattenpfahl, folgte nicht die Standesbezeichnung: Musketier, Landsturmmann, Krankenpfleger. Beim Unteroffizier stellt sich dann das „Herr" wieder ein. — Ja, wir ehren unsere Feldgrauen, aber der preußische Grundsatz: „Jedem das Seine", wird von vielen Leuten immer noch nach der negativen Seite verstanden: „Keinem mehr, als ihm amtlich zukommt". (Die Herren Wucherer in Nahrungsmitteln natürlich ausgenommen.) Wenn sich das Militär noch immer nicht entschließen kann, derartige altersfilzige Weichselzöpfe abzuschneiden, einer Badeverwaltung sollte der einfachste Herzenstakt jede mögliche Höflichkeit verwundeten Kriegern gegenüber gebieten. St.

*

Zum Tode Immelmanns

des bekannten Fliegers, ist ein Zug mitzuteilen, der des Aufhorchens wert sein dürfte, wenn dergleichen auch nicht vereinzelt steht.

Die Familie des gefallenen Flieger-Oberleutnants Immelmann zeigt seinen Tod in folgender Weise an: „Unser geliebter Sohn und Bruder, unser Held Max Immelmann fiel im Kampf für sein geliebtes Vaterland. G. verw. Immelmann; E. verw. Bagier, geb. Immelmann, und Franz Immelmann. Wir legen keine äußere Trauer an und bitten, von Beileidsbezeigungen abzusehen."

Im Heim der Mazdaznan-Loge in Leipzig, deren Mitglied Immelmann war, fand für die Angehörigen und Freunde eine schlichte Gedächtnisfeier statt. Das Bild des jungen Helden, eine Zeichnung von P. Graf, stand, von Lorbeer umrahmt, auf dem Podium. Auf den ausdrücklichen Wunsch seiner Mutter unterblieb jede Äußerung der Trauer. „Gedenken wollen wir des Helden, danken wollen wir ihm und uns seiner freuen, daß er unser war", so hieß es in der Ansprache.

Das ist nach einem tüchtig und bedeutend ausgefüllten, in Erfüllung der Pflicht abgeschlossenen Leben die rechte Stimmung: Dank und Freude, „daß er unser war". Diese Mutter darf man beglückwünschen.

Die Mazdaznan-Loge ist eine vegetarische Lebensgemeinschaft. Unseres Wissens ist der Unsterblichkeitsgedanke dort eine Selbstverständlichkeit. Aber auch jedem Christen, ja schon Platoniker oder theosophisch gestimmten Philosophen müßte die obige Form eines edlen Gedenkens sich ganz von selber einstellen. L.

*

Das Ei des Kolumbus in Belgien

In der „Tägl. Rundschau" vom 12. Februar erzählt ein westfälischer Reserveoffizier von einem patriotischen Belgier, der bei einer Unterhaltung in der Eisenbahn einsichtig genug äußerte, die belgische Selbständigkeit, ohne feste Anlehnung an die eine oder andere großpolitische Macht, sei doch einmal auf alle Fälle dahin; er denke sich nun die zukünftige Stellung so: „König Albert an der Spitze, und dann so wie Bayern." (Das war also schon vor der Reichskanzlerrede von den realen Garantien. Während der Belgier an die bayrischen Reservatrechte dachte.)

Auch sonst Bemerkenswertes steht in diesen sehr naiven Schilderungen, nicht minder bezeichnend für die deutschen Herren

im Lande. Unter anderm die Genugtuung des Erzählers, wie er die kleinen Beamten, da er „beobachtend“ festgestellt habe, daß „diese Herrschaften von der deutschen strammen Art des Grüßens keine Ahnung hatten“, erfolgreich auf die Kulturhöhe bringt.

Auch hierüber läßt sich reden — wenn's richtig angefangen wird und vor allem dazu sich dann auch der obere Rahmen der wachsamen deutschen Selbstachtung fügt. Immerhin wird gut sein, das Mittel nicht mit dem Zweck und die vlamischen Eingeborenen nicht gar so leichthin mit denen in Deutsch-Ostafrika zu verwechseln. Ed. H.

*

Man muß der Zeit dienen

In der Abendausgabe des „Berl. Lokalanzeigers“ bzw. „Tags“ vom 2. Juni steht ein Bericht über eine „Modenschau“, der als Zeitdokument festgehalten werden muß:

„Im früheren Palais des Fürsten Hatzfeld in der Wilhelmstraße, wo sich das Modenhaus Alfred-Marie eingerichtet hat. Nachdem man im Vestibül seinen Namen in das Gastbuch eingetragen hat, kommt man in einen äußerst geschmackvollen Raum, in dem auf vergoldeten Stühlen, von einem milden Licht beschienen, Damen und Herren sitzen und Otto Haas-Heye und seine liebenswürdige Frau die Honneurs machen. Dann hält Herr Haas-Heye vor einem blühenden Rhododendron-Strauch einen Vortrag über Mode. Eigentlich macht er ein Fragezeichen hinter das Wort, aber er spricht trotzdem über die Mode. Was er sagt, ist eine Plauderei, ist ein Feuilleton über die Mode — voller Lyrismen, voller Zärtlichkeiten, mit persönlichen Lichtern, gut formuliert. Seine Worte gipfeln in der These, daß man der Zeit dienen müsse, in der man lebe. Der Zeit dienen, heiße aber Selbständiges schaffen. Peter Jessen, der Vorsitzende des neuen Mode-Museums, dankt Herrn Haas-Heye für den Vortrag. Nun werden von Probiermädchen neue Toiletten vorgeführt. Die Damen recken die Hälse; hinter den Worten der Bewunderung stehen Wünsche — stille Wünsche, heiße Wünsche nach Besitz. Die Probiermädchen schreiten und drehen sich wie selbstgefällige Automaten und verschwinden und kommen dann nach einer Weile wieder in neuen Kleidern — wieder wie selbstgefällige Automaten. Das Milieu, in dem sich das abspielt, ist mit dem raffiniertesten künstlerischen Geschmack ausgestattet. Der Kunstfreund atmet leicht: Blumen, Farben, Kostüme, Raumgestaltung, Gesamtwirkung, alles tadellos. Und ich denke an die trefflichen Odyssee-Worte:

Denn durch schöne Kleider erlangt man ein gutes Gerüchte
bei den Leuten; auch freuen sich dessen Vater und Mutter.

Und draußen im Hof spielt ein Orchesterchen Mozart — lockend, unendlich sehnsuchtsvoll. Man plaudert, zieht durch Strohröhrchen Eis in den Mund, schaut, horcht, kritisiert; die Modemädchen kommen und gehen. Das Ganze trägt den Abglanz eines eleganten Kostümfests.“

Weiß Gott, diese Herrschaften „dienen der Zeit, in der sie leben“. Ob es nicht möglich wäre, diese Ban ... Verzeihung ... diese Gesellschaft einmal in die Schützengräben zu stecken, damit sie endlich gewahr werden, in welcher Zeit sie leben? Nicht zu vergessen den fürtrefflichen „Lokal-Anzeiger“, der sich der Gunst hoher und höchster Herrschaften erfreut und auf der Vorderseite so eifrig im Ernst der Zeit macht. St.

*

„Menschenmaterial“

Ein häßlicher Bastard, ein gefühl- und gemütloser Flegel, roh, brutal und vor allen Dingen unwahr und verlogen bis auf die Knochen rüpelt uns tausendfach in Sprache und Schrift an, macht sich grinsend breit an allen Ecken, schwingt seinen derben Knüppel über uns und zwingt uns mit Keulenschlägen unter seine Herrschaft: Wir erobern in dieser oder jener Schlacht so und so viel Kriegs-, Menschen-, Mannschafts-, Soldatenmaterial, machen die Erfahrung, daß die irgendwo Gefangenen aus dem gemischtesten

Material bestehen, führen selber ein prachtvolles Menschenmaterial dem Feinde entgegen, hören und lesen, daß unsere Feinde ihre Hoffnung auf den Zusammenbruch und Schwund des Menschenmaterials der Mittelmächte setzen, wissen, daß im Gegenteil unser Menschenmaterial noch auf lange hinaus nicht erschöpft ist usw. Ja, was gilt die Wette! Mancher deutsche Bildungsphilister gebraucht das Wort mit dem erhebenden Gefühl, daß er sich auf der stolzen Höhe kühl-objektiver Wissenschaftlichkeit befindet. Er merkt nicht, wie er sich ironisiert, sich selber zum „Material“ macht, zum Fleischklumpen und zum Kanonenfutter. Auch paßt das Wort in unsere Zeit, die so glänzend den Sieg des Geistes über die Materie offenbart, wie die Faust aufs Auge. Überlassen wir doch diesen schönen Ausdruck, der aus einer — wollen wir hoffen — nun überwundenen Zeit stammt, unsern Feinden; auf ihre Sudanneger, Gurkhas, Kirgisen und Kosaken ist er noch am ehesten anwendbar. Für unsere Helden draußen und ihren Heldengeist aber ist das Wort eine Beleidigung und Herabwürdigung, und der entwürdigt sich selbst, der es gedankenlos spricht oder schreibt. Wir haben die Ehrfurcht wieder gelernt. Das Wort „Menschenmaterial“ ist ohne Ehrfurcht und gemein. Treiben wir ihn aus, den Flegel! H. Lmn.

*

Haeckel spricht

Er spricht unter dem Titel „Ewigkeit“. Man schlägt diese „Weltkriegsgedanken über Leben und Tod, Religion und Entwicklungslehre“ neugierig auf. Und man stößt sofort auf folgenden Satz (S. 24):

„Die Schicksale jedes einzelnen Menschen unterliegen ebenso wie die Geschicke jedes anderen Tieres dem blinden Zufall von Anfang bis zu Ende, von der Wiege bis zum Grabe.“

Punktum. Haeckel hat gesprochen. Da steht es wörtlich, da steht es ohne jede Einschränkung.

Und der Beweis?

„Der blinde Zufall beginnt sein tolles Spiel schon in dem Augenblick, in welchem jede Person ihr individuelles Leben anfängt, in dem Momente der sexuellen Empfängnis; da umschwärmen die Eizelle der Mutter Millionen winziger Spermazellen. Nur einer einzigen von diesen Samenzellen gelingt es (!), in den Körper der Eizelle einzudringen . . . Es ist allgemein bekannt, wie verschieden die körperlichen und seelischen Anlagen sind, welche alle von einem und demselben Elternpaar erzeugte Kinder besitzen . . . Das hängt allein von dem Zufall ab, welche von den Millionen Spermazellen zuerst in die Eizelle eingedrungen ist . . .“

Und der Weltkrieg?

„Täglich leiden Tausende von Verwundeten in den Lazaretten und von Gefangenen in den Gefangenenlagern unter den schweren Geschicken des blinden Zufalls; täglich gehen Tausende von Menschen physisch oder moralisch an den zufälligen aber unvermeidlichen Folgen des gegenseitigen Völkermordens zugrunde. Wie kann man da noch glauben, daß ein liebender Allvater, eine weise Vorsehung die Geschicke jedes einzelnen Menschen in jedem Augenblick leitet?“

Blinder Zufall also schon das Geheimnis der Zeugung, Zufall die Berufswahl, die Gattenwahl und die unzähligen Beziehungen zu andern Menschen, Zufall Leben und Tod, Krieg und Frieden!

Aber der erste Satz der ersten Textseite lautet:

„Die fundamentale Bedeutung, welche unsre moderne Kultur der Naturwissenschaft zuschreibt, beruht darauf, daß diese die unendliche Mannigfaltigkeit der Erscheinungen in ihrem einheitlichen Zusammenhang erkennt und auf bestimmte Naturgesetze zurückführt . . .“

Wie, was hört man da?! „Bestimmte Naturgesetze?“ In der Natur herrscht also Gesetzmäßigkeit, im Schicksal aber blinder Zufall? Es wimmelt auf den ersten Seiten von den Worten Gesetz und Naturgesetz: — sowie er aber auf das Geistesgebiet der Schicksale hinüberspringt: „blinder Zufall!“

Auch dieses Büchlein ist natürlich gespickt mit Ausfällen gegen Religion und dualistische Philosophie. Der Achtzigjährige bleibt sich treu, auch am Rande des Grabes. L.

*

Aus Deutschlands dunklen Tagen

Ich lese in Scheffels unsterblichem Ekkehard. Da treffe ich auf eine Stelle aus Deutschlands dunklen Tagen. Wir wollen froh sein, daß so etwas jetzt nicht mehr möglich ist.

„Es war einmal ein Kaiser, der hatte wenig frohe Tage, denn sein Reich war groß und er selber war dick und stark, und das Kopfweh plagte ihn, seit daß er auf dem Throne saß. Darum nahm er sich einen Erzkanzler, der war ein feiner Kopf und konnte mehr denken als sein Herr, denn er war dünn und hager wie eine Stange und hatte kein Kopfweh. Der Kaiser erwies ihm Gutes und tat alles, was er ihm riet; und schloß sogar einen elendigen Frieden mit den Nordmännern. Denn der Kanzler sagte ihm, das sei unbedeutend, er habe wichtigere Geschäfte, als sich um ein paar Seeräuber zu kümmern. — — Deutschland! ich bin ihm nicht gram, mög' es gedeihen und blühen, von keinem Feind bedroht, und einen Herrscher finden, der es zu Ehren bringt und kein Kopfweh hat, wenn die Nordmänner wiederkommen, und keinen Kanzler, der Luitward von Vercelli heißt."

Die Geschichtschreiber bestätigen diesen „feilen Verrat nationaler Ehre", und Heycks deutsche Geschichte berichtet darüber: „Mit herrlicher Tapferkeit erstürmten die Deutschen das Lager von Elsloo (in dem die Nordmänner eingeschlossen und dem Vernichtungsstreich ausgeliefert waren), da erfuhren sie mitten im Siege, daß ein Vertrag ihres Kaisers mit den Nordmannen fertig geworden sei, wonach diese gegen eine große Geldsumme abzuziehen versprachen. In knirschendem Ingrimm marschierten die Krieger nach Hause, und — die Feinde drangen alle Jahre verheerend und mordend wieder ein." „Das Land war den Greueltaten der rohen Barbaren schutzlos preisgegeben." Auf dem Reichstag zu Tribur wurde der unfähige Kaiser abgesetzt, da Volk und Große sich gegen ihn empörten.

Diese schmachvollen Zeiten sind längst vorbei. Mehr als tausend Jahre gingen darüber hin. Aber es tut uns allen gut, uns zuweilen in Deutschlands Geschichte zu versenken. Man lernt verstehen — M. D.

*

Warum sie Theater spielen

In einem Wiener Briefe der „Frankfurter Zeitung" lesen wir: „In der warmen Sommersonne schmilzt das Theaterpublikum, das bisher eine bemerkenswerte Ausdauer bewiesen hat, zusammen wie der Maienschnee, aber die Theater können dennoch nicht schließen. Sie müssen ihr Personal für den Herbst zusammenhalten, wenn sie aber jetzt aufhören würden zu spielen, nähme man ihnen unbarmherzig die männlichen Mitglieder weg. Einmal im Felde, bleiben die auch draußen, trotzdem die Heeresleitung in der richtigen Erwägung, daß die Theater eine Notwendigkeit für das Hinterland sind, den Schauspielern gegenüber die weitestgehende Nachsicht üben. Dieses Lückenbüßertum tritt natürlich auch im Spielplan in die Erscheinung. Gute Stücke hebt man sich auf, um nicht ihren erhofften Erfolg in der toten Zeit zu verpulvern."

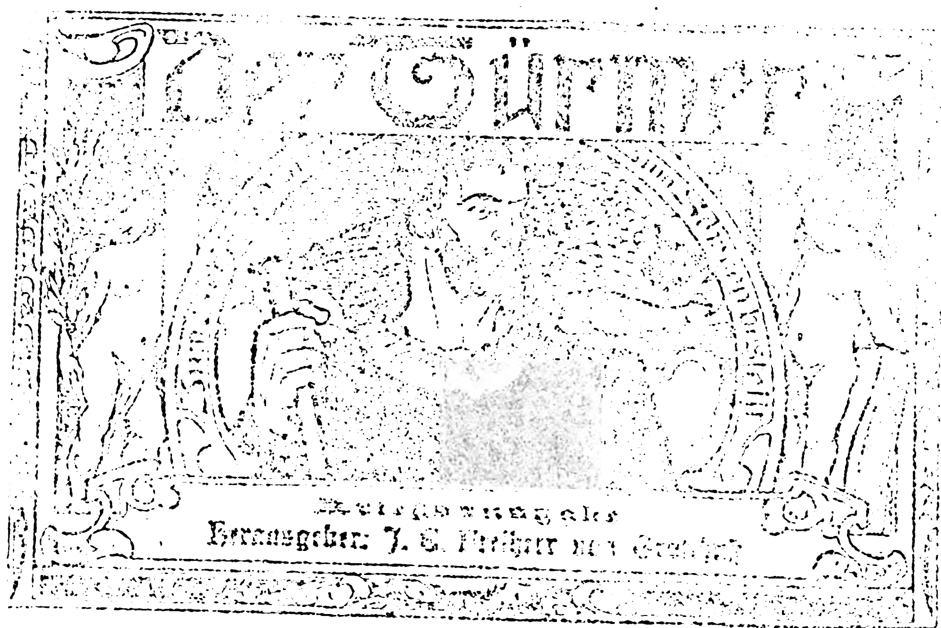
Da ist also mit aller Naivität das Theaterspiel als Mittel zur Drückebergerei enthüllt. Der Behörde gegenüber wird das natürlich mit den hehrsten Worten für die Unentbehrlichkeit der Kunst begründet. Der erfahrene Theatermann aber legt hier ganz offenherzig dar, daß diese ganze Theaterspielerei an sich überflüssig ist, und daß aus im Theaterbetrieb liegenden Gründen gute Werke jetzt gar nicht aufgeführt werden können. St.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart



„Kriegssommer in Feindesland“ — Carlos Tips

Beilage zum Türmer



XVIII. Jahrg. Erstes Augustheft 1915 Heft 21

Gedenke, daß du ein Deutscher bist!

Von J. E. Freiherrn von Grotthuß

Dies Wort hat heute tieferen, anderen Klang als je zuvor. Als es gesprochen wurde, und wie es dann empfunden wurde, bedeutete es den Aufruf an das deutsche Volksbewußtsein. Heute ist es — darüber hinaus — ein Aufruf an den Erhaltungs- und das heißt Siegeswillen des deutschen Volkes. Heute hat dieser Ruf einen tragischen Klang.

Gedenke, daß du ein Deutscher bist! Gedenke, daß du ein Verfemter, ein bis auf den Tod Gehaßter und Gehetzter bist! Gedenke, daß du zum Tode verurteilt bist, wenn du [illegible] deinen ganzen Siegeswillen aufrichtest, Herr über deine Feinde zu [illegible]

Deiner F[illegible] mehr, als du vielleicht ahnen magst. Deine Feinde sind nicht nur, [illegible] wider dir stehen, und nicht nur die heuchlerischen Freunde, [illegible] sie gefährlichere Feinde, als sie dein blankes Schwert mit List [illegible]. [illegible] Feinde sind auch alle, die zu Feinden dir gezwungen [illegible] Feinde dir noch erwachsen werden, — wenn du nicht siegst.

Wenn du nicht siegst, dann hast du [illegible] eine Welt zu Feinden. Dann sind sie alle [illegible] eine Meute, mögen [illegible] dich auch nicht gerade hassen, mögen sie im stillen dir vielleicht auch den Sieg [illegible], erhofft haben.



„Kriegssommer in Feindesland"

Carlos Lips

Beilage zum Türmer



XVIII. Jahrg. Erstes Augustheft 1916 Heft 21

Gedenke, daß du ein Deutscher bist!

Von J. E. Freiherrn von Grotthuß

Dies Wort hat heute tieferen, anderen Klang als je zuvor. Als es gesprochen wurde, und wie es dann empfunden wurde, bedeutete es den Aufruf an das deutsche Volksbewußtsein. Heute ist es — darüber hinaus — ein Aufruf an den Erhaltungs- und das heißt Siegeswillen des deutschen Volkes. Heute hat dieser Ruf einen tragischen Klang.

Gedenke, daß du ein Deutscher bist! Gedenke, daß du ein Verfemter, ein bis auf den Tod Gehaßter und Gehetzter bist! Gedenke, daß du zum Tode verurteilt bist, wenn du nicht deinen ganzen Siegeswillen aufrichtest, Herr über deine Feinde zu werden.

Deiner Feinde aber sind mehr, als du vielleicht ahnen magst. Deine Feinde sind nicht nur, die im offenen Kampfe wider dich stehen, und nicht nur die heuchlerischen Freunde deiner Feinde, — um so gefährlichere Feinde, als sie dein blankes Schwert mit List blenden und beugen. Deine Feinde sind auch alle, die zu Feinden dir gezwungen werden, die als Feinde dir noch zuwachsen werden, — wenn du nicht siegst.

Wenn du nicht siegst, dann hast du in Wahrheit eine Welt zu Feinden. Dann sind sie alle nur eine Meute, mögen sie im stillen dich auch nicht gerade hassen, mögen sie im stillen dir vielleicht auch den Sieg gewünscht, erhofft haben.

Du aber hast dann ihren Wunsch getäuscht, ihrer Hoffnung getrogen; du warst nicht der, der du sein konntest, — du zählst nicht mehr.

Du hast die Macht gehabt, dir hat die Stunde gelächelt. Du hast die Macht nicht ausgeschöpft, du hast die Stunde im Sande verrinnen lassen —: das ist dein Urteil.

Denn nicht um dich allein kämpfest du, sondern um das Werdende, — für alle die anderen auch. Grausames, Furchtbares wird von dir gefordert, aber du entrinnst ihm nicht. Wähne nicht, daß dem Unterliegenden auch nur ein Schwert zum Schutze aus der Scheide fliegt. Dein Heldentum ist nur ein welker Kranz auf deinem Grabe — wenn du nicht siegst. „Wer da fällt, den soll man noch stoßen" —: das ist nicht eine Forderung, das ist Geschichte, — tägliches Geschehen.

Des einzelnen Leid lindert wohl noch der einzelne, weil er das Leiden mitleidet, begreift. Aber es gibt Leid ohne Mitleidens Vermögen, weil es über alles Begreifen ist. Das ist Leid wie in diesem Kriege.

Wie möchte dieser Krieg nur einen Augenblick noch andauern, wenn der einzelne das Leid all der Millionen hüben und drüben mitleiden könnte? Wem solchen Mitleids Wissen erblühte, — der stürbe daran.

Gedenke, daß du ein Deutscher bist. Gedenke, daß du zurücksinken würdest in knechtisches Geduldetsein, — wenn du nicht siegst. Es gibt noch andere Möglichkeiten, vergiß sie nicht! Heute halten deine Brüder, sich opfernd, die Wacht. Unsterblich sind auch sie nicht. „Der alt böse Feind, mit Ernst er's jetzt meint, groß Macht und viel List sein grausam Rüstung ist." Wird er dir nicht alles antun, wenn nicht auch du deine ganze Rüstung gegen ihn reckst?

Wähne nicht, daß er dich schonen wird! Wähne nicht, daß er mit dir so verfahren wird, wie du, mein guter, argloser Deutscher, mit ihm verfahren würdest. Es gibt nicht nur „Deutsche" auf der Welt, was du immer so gerne glauben mochtest und noch heute glauben magst, großes Kind!

Darum gedenke, daß du und nur du ein Deutscher bist. Das ist fern aller Überhebung; das ist, daß du allein gegen eine Welt stehst. Das ist der Ruf zur tiefsten, zur Selbstbesinnung auf den furchtbaren Ernst dieses Weltbebens, der Ruf zum Selbstvertrauen. Wie aber könnte das heute mächtig sein, wenn nicht in dem Vertrauen des einen auf den anderen?

Nun geht es nicht an, daß der eine das Vertrauen haben soll und der andere es kleinmütig weigert. Es geht nicht an, den blutigen Herzschlag eines adligen Volkes nach dem Schlage einer Uhr zu regeln, die ein Astrolog nach seiner jeweiligen geheimnisvollen Himmelsdeutung stellt. Wir sind auf unserem Planeten „Deutschland" in einen Weltenraum gelangt, wo wir der künstlichen Gläser entraten dürfen, wo die Dinge selbst so unerbittlich nahe an jeden von uns herantreten, daß sie mit Recht von uns fordern, durch unsere eigenen Augen gesehen und gemessen zu werden.

Gedenke, daß du ein Deutscher bist! Habe Vertrauen zu dir selbst. Denn: was bist du — heute? Bist du Sozialdemokrat, Liberaler, Konservativer? Minister, Schriftsteller, Arbeiter? Nein! Du magst das alles sonst sein, — heute bist du

Deutscher, heute umheult dich die gehetzte Meute, — und, wenn sie dich hat, — was bist du dann? Heute geht's um alles. Unsere Treuen draußen, sie singen nicht nur „Deutschland über alles“, sie wagen auch alles für Deutschland.

Und wir —? Daheim —? —

Gedenke, daß du ein Deutscher bist, ein Verfemter, Verhaßter. Von Wilden Zerrissener, an Leib und Seele Geschändeter, — wenn du nicht siegst.

Wie aber willst du siegen, „wenn du dies nicht hast: dieses Stirb und Werde“? Wenn dir dein kleines Ich, dein äußeres Ansehen, deine kleine Rechthaberei und Empfindlichkeit, dein dummer Dünkel über Deutschland geht?

Ja, wenn du dies nicht hast, dieses Stirb und Werde —?

Dann — dann siehe zu, ein Deutscher zu werden.



Reifen · Von Paul Lingens

Nun eint ein stummes Händefalten
Das ganze, weite, deutsche Land:
Gott mög', was er versprochen, halten, —
So bitten alle unverwandt.

Er lasse seine Sonne scheinen,
Die lauen Sommerwinde wehn.
Er lasse seinen Himmel weinen,
Daß junge Saat kann auferstehn.

Und warme Sonne, kühler Regen:
Ruhvoller Wechsel! — Über Not
Und Kampf wächst mild der Gottessegen —
Das neue, starke, reine Brot!



Das kupferne Kesselchen

Von Josephine H. Nebinger

Rauh war der Grund, auf dem der Bäuerin Lisbeth Itzelberger Leben dahinfloß: Arbeit, harte Arbeit. Sonne, Wind, der manchmal Sturm geworden war, und Regen standen darüber. Und nachts die ewigen Sterne. Aber sie waren oftmals von Wolken verdeckt. Eng waren die Uferwände dieses mühselig und eintönig rinnenden Lebens. Dennoch: es gab Sonnentage und sternklare Nächte —

Der Bauer war vor zehn Jahren gestorben. Die Lisbeth hatte ihren halbwüchsigen Buben, den Wilhelm, rechtschaffen großgezogen. „Zucht ist die Hauptsach', und hinterher kommt die Liebe" — das war ihre Meinung vom Elternsein. Und das Leben hatte ihr recht gegeben an ihrem Wilhelm.

Ein Stolz und ein Staat war der. Milch und trocken Brot morgens, und zum Mittagessen Gemüse und Kartoffeln und was man so im Haus hatte: ein Stück Speck oder ein Stück Fleisch, aber beileibe nicht alle Tage. Und abends dicke Milch und Pellkartoffeln. Dazwischen ein kräftig Stück Brot und Äpfel oder Birnen. So hatte sie ihn aufgezogen. Keinen Tag in seinem Leben war der Bub krank gewesen, und von klein auf hatte er geholfen im Haus und Stall, im Garten und auf dem Feld. Und wo man ihn hinstellte, war er zu gebrauchen. Und Lob von allen Seiten. Der Schullehrer lobte ihn und der Pfarrer. Und vom Militär war er heimgekommen mit Lob. Da sollte eine Mutter nicht stolz sein?

Und der Wilhelm, der mit hellen Augen ins Leben hineinsah, war nicht weniger stolz auf seine Mutter. Und verschlug ihm gar nichts, daß sie keinen Hut trug. In ihrem schwarzen Kopftüchelchen mit ihren altmodischen Kleidern, aber sauber und ohne Tadel jeder Faden an ihr, war sie ihm schöner als die aufgeputzten Frauen im Dorf. Mit der Laterne konnte man suchen gehen, bis man bald wieder so eine Frau fand. Ohne Geld, nur mit zwei kleinen Äckerchen und einer Kuh, war sie in die Ehe gekommen. Und der Vater war auch nur ein kleiner Kuhbauer gewesen. Jetzt standen zwei Pferde im Stall, und auf der Sparkasse lagen ein paar tausend Mark. Und die Mutter hatte ihr Sterbegeld in Gold im Schrank versteckt. Vom Butter- und Milchgeld tat sie immer ein paar Groschen beiseite für einen Notfall, und jede Weihnachten und jeden Geburtstag lag morgens ein blankes Zehnmarkstück neben der Kaffeetasse des Sohnes. So eine Mutter! Für die konnte man dem Herrgott auf den Knien danken.

So schön wie heute war dem Wilhelm das Leben noch nie gewesen. Am sonntäglichen Kaffeetisch saß die Roßners-Anna aus Wilbersbach. Das Waislein, das die Großmutter großgepflegt hatte. Die Großmutter hatte die Anna heute geschickt mit einem kupfernen Kesselchen, das noch von ihrer Mutter selig stammte. Und weil die Lisbeth immer schon so einen Spaß an dem alten Kesselchen gehabt hatte, sollte sie es jetzt haben als ein Andenken.

Das Kesselchen stand auf dem Tisch und glänzte wie Gold.

„Gerade so hat's bei der Großmutter selig geglänzt. Und von ihr hab' ich's gelernt, wie man's blank macht. Schon damals hab' ich meinen Spaß gehabt an dem Kesselchen — na, Anna, du sagst der Mutter, daß sie mir kein' größere Freud' hätt' machen können. Ich denk', ich seh' die Großmutter vor mir, wie sie gesagt hat: ‚Der Essig und das Pulver tun's nit. Der Drückdruff von der Hand gibt den Glanz.'"

Die stille Frau wurde gesprächig vor Freude und erzählte von der Großmutter, was das für eine Tüchtige gewesen sei. Acht Kinder, und alle wohlgeraten. Und nur einmal hatte sie's mit der Polizei zu tun gehabt: ihre Jüngste nämlich hatte den Polizeidiener geheiratet. Das war so ein Witz in der Familie. Alle drei lachten.

Und der Kaffee duftete in der weißen Kanne, und die Butter war goldgelb, und die Mutter mahnte die Anna, sie nicht zu dünn aufs Brot zu kratzen. Am Werktag gab's keine, aber Sonntags mußte man der Butter die Ehre antun, und die Anna sollte sagen, ob sie ihr schmecke.

Zwischendurch nahm die Bäuerin das Kesselchen wieder zur Hand, beklopfte es und erzählte noch ein Geschichtchen von der Großmutter. Und nach dem Kaffee wurde der Stall besichtigt und der Garten.

Auf dem ernsten Gesicht der Anna lag ein Glanz. Sie redete nicht viel, aber wenn der Wilhelm sie ansah, war's jedesmal, als fliege die Sonne durch ihre Augen.

Sie war siebzehn Jahre und hatte den Wilhelm gern, und er hatte sie gern. Und der Mutter war's recht. Geld zwar hatte sie keins, aber sie hatte flinke Füße und fleißige Hände und einen klugen Kopf. Das war besser als Geld.

Um fünf Uhr gab die Anna der Bäuerin die Hand, bedankte sich für die „Aufwartung" und wurde etwas rot, als der Wilhelm sagte, er werde sie halbwegs Wilbersbach begleiten.

Nun gingen sie nebeneinander durch die sommerlichen Felder, sprachen von der Ernte und blieben einen Augenblick an Wilhelms Kleeacker stehen und freuten sich an den schwerbeladenen Apfelbäumen. Die Sonne vergoldete das Land, das sich zwischen den zwei Dörfern zu einem sanften Hügel wölbte. Der Weg stieg sachte zwischen Kornfeldern und Kartoffeläckern. Der Blick auf ein weites Hügelland wurde frei. Grüne und gelbe Teppiche, kleine und große, schmale lange und kleine verstutzte Erdfleckchen dazwischen blinkten im Abendlicht. Eine dunkle Waldkette lag im Norden auf dem Hügelkamm.

Gab's in der Welt noch etwas Schöneres, als dieses Stück Sonntagsglanz, in den die Vögel hineinschrien mit ihren hellen, hohen Stimmen?

Und jetzt ging der Wilhelm so nah an der Anna, daß ihre Arme sich berührten. Und mit einem Male hielt er ihre Hand. Ein paar Schritte gingen sie stumm nebeneinander her. In ihnen sangen die hellen, hohen Stimmen der Vögel ein Lied, das war schöner als alle Lieder der Welt.

Und dann sagte der Wilhelm ganz leise: „So 'ne Frau wie du wär' mir gerad' recht. Jetzt wär' nur die Frag', ob ich dir recht wär' —"

Die roten Lippen der Anna zitterten. Ihre Augen wurden sehr dunkel, und ihre Hand umspannte fester des Wilhelm Hand.

Da küßte er sie, und sie küßte ihn.

Und dann lachten sie und waren so froh wie nie. Und er wollte es der Mutter sagen, und am nächsten Sonntag wollte er mit ihr zu den Verwandten kommen, damit alles seine rechte Ordnung hätte. Und dann küßten sie sich wieder und noch einmal, ehe die ersten Häuser von Wilbersbach kamen. Und nun mußte jedes seines Weges gehen.

Und da fiel der erste Tropfen Bitternis in ihre junge Seligkeit.

Auf dem Heimweg gesellte sich der Lehrer zu Wilhelm. Er kam von seinem Krautacker. Aber er sprach nicht vom Kraut, sondern vom Krieg, den Österreich an Serbien erklärt habe. Aus der Stadt hatten sie das telephoniert. Nun ja — man hatte das kommen sehen! Aber es war eine böse Sache. Und man wußte nicht, was noch daraus werden konnte —

Das Kriegsgespräch fand kein rechtes Echo bei Wilhelm. Seine Gedanken waren bei Anna. Nur mit halbem Ohr hörte er auf den Lehrer. Dennoch — ehe er sich's versah, war ihm ein zweiter Tropfen Bitternis in seine junge Seligkeit gefallen.

Krieg? Es war ein böses Wort .. Ach was! Die Zeitungen mußten halt was zum Schreiben haben!

* * *

Aus bleiernem Schlaf fuhr die Bäuerin auf. Schwer atmend, an allen Gliedern zitternd, starrte sie in das Dunkel. Wer hatte ihr auf das Herz geschlagen? Sie griff nach dem dumpfen Schmerz. Schlafbefangen und verwirrt drückte sie die harte Hand gegen die Brust. Wer hatte sie geschlagen? Was war geschehen? Ein Ruck zuckte durch ihre Glieder und riß sie ins helle Wachsein. Ein Schlag? Ach nein — Krieg — Krieg — Krieg — und ihr Wilhelm mußte mit — —

Sie saß aufrecht im Bett. Durch das Dunkel tickte die Wanduhr. Ein leises, rostiges Rasseln. Ein seufzender, anschwellender Ton, und jetzt ein heiseres, lautes: Eins ... schnelle elf Schläge hasteten hinterdrein. Zwölf Uhr. Erst zwölf? Tick-tack, tick-tack — in leisem, hartem Gleichschritt lief die Zeit weiter. Aufrecht und starr saß die Frau im Bett.

Krieg!

Wie eine Blindschleiche war er herangekrochen. Mit einem Male war durch Sommersonnenglanz, durch das Klirren der Sensen im Gras und Korn, durch das Schwellen und Reifen des Erdsegens auf Wiese und Acker, durch Blatt und Frucht an Baum und Strauch ein Raunen gegangen. Von dem kleinen Wort, das von Mensch zu Mensch geflogen war. Zuerst nur eine verwunderte Frage. Krieg? Ach nein! Dummes Gerede! Dann war ein Schatten daraus geworden, dann eine Angst — und seit gestern abend war die Welt schwarz. Wie ein wildes Tier war der Krieg aus dem Hinterhalt gesprungen und glotzte um sich mit bösen Augen.

Die Bäuerin war gestern mit ihrem Wilhelm hinter dem Dorf auf dem Kreuzacker gewesen. Er hatte gemäht. Sie hatte das Korn eingetragen. Da hatte eine Glocke angefangen zu läuten. Aber nicht zum Sonntag. Die Feuerglocke hatte „gestürmt".

„Es brennt!" hatte sie gerufen.

Ihr Wilhelm hatte gestanden wie eine Salzsäule. Die Sense war ihm aus der Hand gefallen. „Es brennt nit! Krieg! Um fünf Uhr war die Stund' —"

Eine Weile hatten sie sich angestarrt in einem stummen Entsetzen, und die Sturmglocke hatte über sie hinweggeschrien.

Und dann hatte der Wilhelm die Sense wieder aufgehoben. „Erst machen wir fertig, und dann gehen wir heim."

Unter dem knirschenden Schnitt waren die Halme zurückgefallen gegen das stehende Korn.

Das Auge auf dem Boden hatte die Bäuerin zitternd gestanden. Quoll da nicht Blut aus den kurzen Stoppeln? Blut — sie hatte Blut gesehen — —

Ein wimmernder Laut klagte durch das Dunkel der Schlafstube.

Krieg! Krieg! Und ihr Wilhelm mußte mit! Schon morgen früh! Das Handköfferchen aus seiner Soldatenzeit war gepackt, stand schon in der Wohnstube neben der Tür.

Gestern abend um neun Uhr hatten die Glocken geläutet wie am Sonntag. Das ganze Dorf war in die Kirche gelaufen. Und die mit mußten, hatten in den Bänken vor dem Altar gesessen, und der Pfarrer hatte ihnen das Abendmahl gegeben.

Gegen die Franzosen und gegen die Russen ging's. Der Kaiser hatte es nicht gewollt. Mit Gewalt hatte er den Frieden festhalten wollen. Aber die Feinde waren stärker gewesen als er. Das Böse war mächtiger als das Gute. Darum war der Krieg da! Das hatte der Pfarrer gesagt. Und: Was tut der Mann, wenn Diebe und Mörder über ihn herfallen? Er wehrt sich. Er muß sich wehren!

„Er muß sich wehren", murmelte die Frau im Bett, die bolzgerade saß und ihre heißen Augen ins Dunkel bohrte. Und dann sagte sie laut das letzte Wort des Pfarrers: „Jesus, meine Zuversicht."

Im Hof lief der Röhrbrunnen. Tag und Nacht sprang der kühle Strahl in den langen Trog, der seinen Überfluß an einen kleineren und tiefer stehenden abgab. Stark rauschte der Brunnen in das Dunkel hinein. Im Stall war Unruhe. Auch in der Stube. Ein Knistern im Holz. Die Treppe vor der Tür krachte. Am Fenster strich etwas vorüber mit summendem Wehen. Eine Eule schrie. Im Kopf der Bäuerin hämmerte das Blut. Jeder Schlag sagte Krieg. Und das laufende Wasser murrte Krieg —

Plötzlich — sie wußte nicht, wie es gekommen war, stand sie barfuß, im übergeworfenen Rock, am Bett ihres Sohnes in der Kammer, in der matten Helle des zunehmenden Mondes.

Regungslos lag der Schläfer. Die Mutter starrte hinein in das blonde, junge Gesicht und lauschte den regelmäßigen Atemzügen. So fest schlief er, so fest —

Da stieg es auf in ihr wie ein Krampf. Sie zerbiß das Aufschluchzen zwischen den Zähnen und schlich weg. Mit nackten Füßen über den Hof in den Stall. Dort klirrte unablässig eine Kette. Ob sich die Braune vielleicht verfangen hatte?

Aber im Stall war alles in Ordnung. Nur das Rind scheuerte mit der Kette gegen die Krippe. Als die Frau zum Stall heraustrat, fiel weit in der Ferne ein Schuß.

Das war, als ob ihr eine glühende Rute ins Gesicht schlage. Sie stand starr und sah in den mondhellen Himmel hinauf. Jetzt wieder ein Schuß. Und jetzt knatterte es weit hinter den Bergen. Schnell nacheinander.

Da faltete die Frau die Hände.

Das war kein Jäger im Wald: das war der Krieg.

Unter der schwarzblauen Himmelsglocke war es wieder still.

Den Angstschweiß auf der Stirn, mit zitternden Knien, setzte die Frau sich auf die Hausschwelle. Das Grauenvolle, Unfaßbare nahm Gestalt an.

Nun ging's los. Jetzt waren die ersten Schüsse gefallen. Da half kein Wehren und kein Beten. Wenn der Franzos einbrach, da mußte jeder Gediente mit — auch ihr Wilhelm —

Taumelnd erhob sie sich und schlich zurück ins Haus.

* * *

Früh um fünf Uhr kam der Wilhelm in die Küche. Er trat an den Herd zur Mutter. Der blanke Kupferkessel hing an der Wand wie eine kleine Sonne.

„Er glänzt wie Gold“, sagte er, weil ihm nichts anderes einfiel.

Nun saßen sie an dem weißgescheuerten Tisch, tranken den Kaffee und sprachen wenig.

Das Schießen hatte Wilhelm nicht gehört.

„Sie werde doch nit 'reinkomme, die Franzose?“ sagte die Mutter.

„Nur nit fürchte! Wir lasse sie nit 'rein. Ich hab' nit mehr zur Anna gehe könne —“ Wilhelm schluckte heftig und bäumte sich wie gegen einen unsichtbaren Feind. „Mutter — wenn du mal Hilfe brauchst, dann hol sie dir — und — und — man kann nit wisse, wer wiederkommt — du hätt'st es gut bei ihr — und grüß sie auch vielmals —“

Da flog die Tür auf, und da stand das schlanke, braunäugige Mädchen.

„Die Großmutter hat mich geschickt — und ich soll dich grüßen —“

Der Mutter stieg's bitter und dunkel in die Augen. Sie lief zur Tür hinaus und vergrub das Gesicht in der Schürze.

Das Rattern eines Wagens wurde laut. Ach Gott, ach Gott — das war Müllers Fritz sein Leiterwagen, auf dem die Eingezogenen zur Bahn fahren wollten —

Und da stand der Wilhelm schon neben ihr und zog ihr die Schürze von den Augen und drückte sie an sich, daß ihr fast der Atem verging. „Nur nit fürchte, Mutter — und wenn sie noch so doll schieße, Mutter — nur nit fürchte, Mutter! Der Nachbars Franz versorgt die Gäul, bis sie geholt werde — und wenn du eine

Hilfe brauchst — hier, die Anna — nur nit fürchte — wir lasse sie nit 'rein —" Seine Stimme klang hart und rauh.

Und dann küßte er die Anna noch einmal, griff nach seinem Köfferchen und lief davon mit langen Sprungschritten, ohne sich noch einmal umzusehen.

Die zwei Frauen sahen ihm nach und rührten sich nicht, als er längst um die Ecke verschwunden war.

Am Kirchplatz war der Treffpunkt. Dort stiegen sie auf. Die aus dem Dorf und von den umliegenden Höfen.

Jetzt Wagengerassel und laute Stimmen. Aus dem verworrenen Geräusch wurde Gesang.

Jetzt bog der laubgeschmückte Leiterwagen um die Ecke. Die Gäule rasten heran. Das Lied schrie wild in den Morgen hinein.

„... wenn der Schlachtruf uns entgegentobt — haltet aus —"

Junge Gesichter, winkende Hände — dazwischen der Wilhelm, weit herausgebeugt. Was er rief, versank in dem stürmenden Lied.

Vorüber der Wagen. Schwächer der Gesang. Aus der Ferne wehten noch einmal abgerissene Worte über das Dorf, wehten daher im goldnen Frühlicht: „Haltet aus — haltet aus."

Die Anna war kreideweiß und gab der Bäuerin die Hand: „Ich muß heim. Der Großmutter war's nit gut — der Schreck hat sie verschlage —" Sie ging.

Die Bäuerin riß sich los von der Hausschwelle und schleppte sich in den Stall zu dem brüllenden Vieh.

Sonntagsstille über dem Dorf und ein tiefblauer Himmel. Aber es war keine Sonntagsstille wie sonst. Dahinter lauerte etwas. Alles sah aus wie sonst — aber das war nur Trug. Alles hatte ein anderes Gesicht.

Krieg — Krieg! Aus der Stille des Feldes und des Waldes hob sich ein stummes Drohen. Die Menschen hatten alle einen andern Blick. Sahen in eine Ferne, die sie nicht kannten. Das Gestern war tot. Heute war Krieg. Man fühlte ein neues Lebendigsein. Man ging, man aß, man trank: der Krieg war dabei. Man war nicht mehr allein. Gegen Abend stürmte ein wilder, grauer Zug durchs Dorf: Militärautos. Zwanzig keuchende, brüllende eiserne Ungetüme.

Danach war's so still, als sei der Tod durchs Dorf gegangen.

Bleiern schlichen die Tage dahin. In den Nächten wurde viel geweint und viel gebetet, und am Tage härter gearbeitet als sonst.

Dann hub das Grollen an in der Ferne. Die leisen, dumpfen Schläge, die durch die Luft und die Herzen zitterten —

Und dann kam eine Siegesbotschaft. Und noch eine und noch eine —

Und dann hieß es: „Eh' der erste Schnee fällt, gibt es Frieden —"

Von Wilhelm kam dann und wann eine Karte mit ziemlich gleichem Inhalt: es ging ihm gut. Aber Krieg — das war noch schlimmer, als man sich's gedacht. Das arme Land zerstampft und zerschunden, und die Dörfer zerschossen. Meist von den Franzosen selbst. Ein Glück, daß die nicht herübergekommen waren. Dann eine Frage nach der Mutter und der Wirtschaft. Und dann Schluß — weil sie weiter mußten. Immer marschieren. Immer kämpfen —

Jeden Tag las die Mutter die Karten und faltete die Hände über sie und stand gebückt als demütige Bettlerin vor dem Allerhöchsten: „Ich hab' doch nur den einen —“

Sie tat sich weh ohne ihn. Die Gäule waren längst fort. Auch im Krieg! Die arme Kreatur, die's erleiden mußte wie der Mensch! Ein Glück, daß der Wilhelm die Ochsen aufgezogen und eingefahren hatte. Im Winter hatte er sie verkaufen wollen. Nun mußten sie die Pferdearbeit schaffen. Die Bäuerin mußte früher aufstehen und kam später ins Bett, trotzdem sie sich des Nachbars Andres zur Hilfe eingetan hatte. Der war erst vierzehn Jahre, konnte nicht arbeiten wie der Wilhelm.

Auf Schritt und Tritt fehlte er ihr. Und auf Schritt und Tritt begegnete er ihr. Ihre Gedanken ließen ihn nicht los. Manchmal drehte sie unversehens den Kopf um nach ihm, wenn die Arbeitsanstrengung sie auf einen Augenblick der Wirklichkeit entrückt hatte.

Wenn die Leute sagten, vor Weihnachten sei der Krieg vorüber, lief es heiß über sie hin. Da war ihr, als sähe sie ihren großen Bub die Straße heraufkommen, näher und näher —

Aber die Straße blieb leer. Dann fing ihr Herz an schwer zu schlagen. Ach, es war noch so lang bis Weihnachten!

Und dann kam an einem Regentag im Oktober in der Abenddämmerung der Herr Pfarrer. Er kam oftmals und erkundigte sich nach dem Wilhelm und erzählte der Bäuerin, wie es draußen stand.

Als sie ihm heute ins Gesicht sah, fiel eine Bangigkeit auf sie und legte sich ihr auf die Stimme, daß ihr der Gruß im Hals stecken blieb. Stumm holte sie einen Stuhl herbei für den Besucher.

Und als die Zwei einander gegenübersaßen, und der Pfarrer sich nach zwei Worten auf die Lippen biß, und dann ihre Hand in seine Hände nahm, da wurde sie fahl, und ihre Augen wurden leer —

Ach, keine Worte konnten es zudecken: Gefallen — er war gefallen! War tot. In fremder Erde lag ihr Wilhelm —

Der Wilhelm war einer der Tapferen, die ihr Leben für die Heimat gegeben hatten — dafür, daß die Mutter ungekränkt in ihrem Eigenen leben und sterben durfte — für sie und das ganze deutsche Volk und Land war der Wilhelm gestorben. Dafür, daß das ganze deutsche Volk bis in die fernste Zeit sein starkes, mächtiges Leben in redlicher Arbeit und in Frieden leben konnte!

Mit einer seltsamen Deutlichkeit fielen die Worte ins Herz der Bäuerin. Sie nickte mit dem Kopf dazu. Da war nichts zu machen. Was weg mußte, mußte weg...

Nur: warum ihr Wilhelm hatte weg müssen —? Da waren Nichtsnutze genug auf der Welt! Aber ihr Wilhelm — so einen Braven, Guten gab's nicht mehr — auf der ganzen Welt nicht!

Mit einem sonderbar leeren Blick strich sie an ihrer Schürze herum und meinte, die Welt müsse stillstehen und ihr Herz müsse stillstehen —

Aber weder Herz noch Leben standen still. Aus den schwarzen Nächten wurden immer wieder Tage. Und die Tage überschütteten die Bäuerin mit Arbeit.

Sie hatte ihre Mutter zu sich genommen, die von dem Kriegsschreck krank geworden war. Dazu die Anna. Der alten Frau war die Veränderung recht. Der Wilhelm war immer ihr Liebling gewesen. Nun lag sie in seinem Bett und redete von ihm und davon, daß sie bald zu ihm gehen werde.

Weihnachten kam, aber der Friede kam nicht. Jetzt sah man erst, wie bös die Feinde es meinten. Da sie's nicht schaffen konnten im ehrlichen Krieg, wollten sie Deutschland tothungern. Das hatten sie miteinander ausgeheckt, die Heimtückischen. Und Amerika war zu ihrem Spießgesellen geworden, redete vom Frieden und schickte Schiff auf Schiff mit Pulver und Blei und Mordwaffen gegen Deutschland. Und im Osten und Westen trank die Erde deutsches Blut in Strömen.

Es wurde nicht mehr vom nahen Frieden geredet. Nur vom Durchhalten. Und durch das ganze Land ging ein grimmiger Trotz.

Tothungern? Hat sich was, du großmäuliger Engländer! Kennst den deutschen Acker nicht! Der nährt den, der ihn pflügt. Und mehr als den einen.

Und als das Geschrei anhub in den fremden Ländern: „Bald haben die Deutschen kein Geld mehr“ — da ging ein hartes Lachen durch Deutschland. Und es hieß: Gold heraus!

Von der Kanzel herab sagte es der Herr Pfarrer. Auch das Gold sei eine Waffe, derer das Vaterland zum Siege bedürfe. Wer ein Goldstück im Haus behalte, sei ein Verräter am Vaterland.

Da ging manch einer mit gesenktem Kopf nach hartem Widerstreben an den verborgenen Schatz im Haus und holte die aufgesparten goldenen Notgroschen hervor.

Auch die Lisbeth Itzelberger. Auf den Knien lag sie vor dem Schrank und zerrte den Strumpf heraus, der hinten unter den alten, weggesetzten Hemden ihres Mannes lag. Sie zählte die Goldstücke in ihre blaue Leinenschürze hinein. Fünfundfünfzig Zwanzigmarkstücke! Und jedes war ein Stück Leben von ihr. An jedem hing Arbeit und Schweiß, und hing Stolz und Freude. Für den Wilhelm hatte sie das zusammengespart. Nach ihrem Tod hatte er das Geld finden sollen. Es war mehr, viel mehr, als er für ein anständiges Begräbnis hätte ausgeben müssen —

Da kauerte sie am Boden, und auf das blanke Gold tropfte es heiß.

Hergeben? So sauer und hart war jedes Stück erarbeitet! In ihrer Hand war ein Zucken. Zurück in den Strumpf mit dem runden, kühlen Gold. Wer weiß, ob sie's nicht einmal todnötig hatte? Wer wußte denn, wie es kommen würde? Tag und Nacht brüllten die Kanonen aus Frankreich herüber. Und wenn sie mal nachließen auf ein paar Tage, dann ging's unversehens wieder an. Schlag um Schlag, und das dumpfe Rollen hinterdrein, daß die Fensterscheiben klirrten. Wer wußte denn, ob die Franzosen nicht doch hereinkamen? Im Elsaß standen sie noch im Land. In Ostpreußen waren die Russen eingebrochen ...

„Nur nit fürchte, Mutter —“ Die Bäuerin fuhr auf mit wilden Augen. Es war, als ob Wilhelm leise in ihr Ohr hineingesprochen hätte. Das Gold klirrte in der Schürze.

Die Stube war leer. Das Ohr hatte sie genarrt. Ihr Wilhelm war tot, sie wußte nicht, wo er begraben lag.

Für das Vaterland den Heldentod gestorben! So sagten die Leute. Es war ein böses Vaterland, das einer armen Mutter den Sohn nahm und jetzt die Hände nach ihrem Ersparten ausstreckte ... Als sie das dachte, wurde die Frau plötzlich blutrot, warf den leeren Strumpf in den Schrank und hob sich schwerfällig auf die Füße.

In ihrem innersten Herzen strafte eine Stimme: Haben wir Gutes empfangen und sollten das Böse nicht auch hinnehmen? Wo stand ihr Haus? Auf deutscher Erde. Wo wuchs ihr Brot? Auf deutscher Erde. Gutes Brot und alles, was sie nötig hatte, war ihr und ihrem Mann und Kind zugewachsen und den Eltern und Voreltern. Leben und ihr Gutes hatten sie genossen auf deutschem Boden. Mit Leben und Heimat waren sie aus ihm herausgewachsen, waren ein Stück von ihm. Ein Acker, der immer nur gab, wurde müde, wollte auch mal was haben, damit er wieder zu Kraft kam. Ja, ja — so war's: das Vaterland hatte seine Schuldigkeit getan an den Menschen, hatte ihnen gutes Leben und Gedeihen gegeben — jetzt war's in Not gekommen — jetzt mußten die Menschen ihre Schuldigkeit an ihm tun ...

Eine Stunde später stand die Bäuerin im Pfarrhaus in der Studierstube und zählte dem Pfarrer das Geld auf den Schreibtisch. Bis aufs letzte Stück. Darauf schrieb er einen Schein und sagte, daß er ihr in ein paar Tagen das Papiergeld für das Gold von der Reichsbank holen werde.

Die Bäuerin wehrte ab: „Ich will keinen Schein und kein Papiergeld."

„Ja, aber liebe Frau Itzelberger, der Staat will Sie nicht schädigen. Er braucht nur das Gold."

„Er soll's nehmen. Aber geschenkt. Der Wilhelm hat sein Leben gegeben. Und ich geb' mein Gold."

Dabei blieb's.

Nach einigen Tagen stand in der Zeitung, daß eine Frau vom Lande, die nicht genannt sein wollte, deren Sohn, ihr einziges Kind, den Heldentod fürs Vaterland gestorben war, ihr Gold abgeliefert und den Wert, elfhundert Mark, dem Roten Kreuz durch Vermittlung ihres Pfarrers überwiesen habe.

Der Pfarrer brachte das Blatt der Bäuerin. Die las langsam und bedächtig, und meinte dann, es wäre nicht nötig gewesen, das in die Zeitung zu setzen.

Aber der Pfarrer sagte: „Ordnung muß sein. Das ist die Quittung."

Der Winter ging seinen Gang mit Schnee und Kälte und rauhen, stürmischen Regentagen. Es gab Tage und Wochen, an denen nur selten ein dumpfer Schlag in der Ferne aufkrachte.

„Nun gibt's bald Ruh'. In der Kirschblüt' wird Friede gemacht. Es ist eine Prophezeiung. Der Franzos will sich nit länger für den verfl— Engländer den Schädel einrenne", sagten etliche.

Aber andre schüttelten den Kopf. „Noch lang gibt's kei' Friede. Erscht geht's noch an die Hallunke überm Wasser."

Die Großmutter, die in Wilhelms Stube lag, und von Tag zu Tag auf den Frieden wartete, schüttelte das wachsgelbe Gesicht. „Es dauert zu lang. So lang kann ich's nit mehr aushalte. Ich hätt' gern dem Wilhelm gesagt: Da unte ist

wieder Ruh' und Friede. Aber 's dauert zu lang. Ich muß mich auf den lange Weg mache — ich spür's in dene Füß. Sie habe kei' Ruh' mehr. Sie wolle fort. Und das kupferne Kesselche müßt ihr in Ehre halte wege meiner Mutter. Und der Herr Parre soll komme und soll mit mir bete. Ich kann's nit mehr allein mit mei'm schwache Kopf."

Von da an kam der Pfarrer jeden Tag. Eine Woche lang. Und am Samstag abend unterm Sonntagläuten machte sich die Großmutter still auf den langen Weg.

Und während sie ihre letzten Atemzüge tat, fingen die Kanonen wieder an zu brüllen.

Die Kirschblüte kam. Statt Frieden kam ein neuer Feind: Die Italiener! Herrgott — war das möglich? Freund und Bruder hatten sie gesagt dreißig Jahre lang! Und jetzt fielen sie her über den Bundesgenossen. Wollten nichts geschenkt haben. Das war nicht fein genug. Stehlen und Morden war feiner —

Ein Grimm und ein Ekel schüttelten das deutsche Volk.

Vom Frieden redete keiner mehr. Nur vom Durchhalten. Und in der Kirche wurde jeden Sonntag gesungen: „Ein' feste Burg ist unser Gott!" Und wenn sie sangen: „Und wenn die Welt voll Teufel wär" — gab's einen Klang, als ob die Kirchenmauern umfallen müßten. Und waren nur die Alten, die Frauen und die Kinder, die sangen. Der Landsturm, der gediente und der ungediente, war längst weggeholt von Haus und Hof. Und unter den Untauglichen wurde scharfe Nachlese gehalten. Manch einer stand in der Kaserne und lernte Soldat, der in seinem Leben kein Gewehr in der Hand gehabt hatte.

Das Vaterland brauchte jeden Mann. Zu viele Feinde! Und von allen Seiten! Da ging's langsam voran mit dem Siegen. Man konnte Gott danken, daß die graue Mauer fest stand und den Feind nicht durchließ. Aber alles wurde teuer. Dennoch litt keiner Mangel. Man hatte sich an die Brotkarte gewöhnt — man gewöhnt sich an alles. Auch an den Krieg. Ja, man sagte, daß es in den Städten Menschen gäbe, die so üppig und leichtfertig lebten wie in Friedenszeiten.

So etwas gab's nicht auf den Dörfern, über die noch immer das dumpfe Gebrüll der Kanonen hinzitterte. Da vergingen die Tage in harter Arbeit, und abends strickten die Frauen für die Männer im Feld. Und jede Woche fuhr ein Wägelchen herum und sammelte Gaben für das große Lazarett in der Stadt. Ein paar Kartoffeln, ein Gemüse, ein paar Eier, ein Pfündlein Butter da und dort. Immer häufte sich aus wenigem ein kleiner Berg von Eßbarem auf der Fuhre. Nicht einmal mußte sie leer in die Stadt zurückfahren.

Immer noch hieß es: Gold heraus.

Wer aber keins mehr hatte, konnte auch keines mehr geben.

Kupfer und Messing wurden beschlagnahmt. Das war der Lisbeth Itzelberger ein Schreck. Ihren Wilhelm hatte sie hergegeben, ihr Gold hatte sie gegeben — der Krieg hatte ihre Mutter mitgenommen — nun sollte sie auch noch das Kesselchen hergeben? Das Kesselchen, an dem der Wilhelm sich noch gefreut, das ihrer Mutter und Großmutter Freude gewesen? Was wollten die an der Regierung mit dem Kesselchen anfangen? Es war ja nur ein kleines Ding. Davon konnte man keine Kanone machen ...

Sie besprach den Fall mit Anna und bewies ihr mit klaren Worten, daß so ein kleines Kesselchen das Kraut nicht fett mache, und daß die Schusters Line gesagt habe, Gebrauchsgegenstände dürfe man behalten.

Von dem Tag an mußte das Wasser für den Kaffee in dem kupfernen Kesselchen der Großmutter gekocht werden.

Die Bäuerin gab sich sonst nicht mit großen Worten ab. Aber das Wort „Gebrauchsgegenstand“ war ihr im Handumdrehen geläufig geworden und wurde täglich von ihr im Mund geführt.

Aber so oft sie es aussprach, gab's irgendwo ganz tief in ihr einen kleinen Stich. Und manchmal wurde sie unversehens in der Nacht wach von dem feinen, kleinen Stich. Und da sagte sie immer in zorniger Abwehr ganz leise vor sich hin: Gebrauchsgegenstand.

Die Anna machte ihre großen Augen, wenn sie das Wort hörte. Aber sie schwieg dazu. Das Kesselchen gehörte Wilhelms Mutter. Die mußte wissen, was sie damit anfangen durfte.

Und weil sie schwieg, versteifte sich die Bäuerin immer mehr auf den „Gebrauchsgegenstand“, bis an einem Sonntag der Pfarrer wie ein guter Vater mit seinen Gemeindekindern redete, über den Krieg und seinen Sinn und Zweck. Vom Blut und vom Gold redete er, und — mit Herzklopfen hörte es die Bäuerin — auch vom Kupfer und Messing! Und mahnte, ein williges Opfer aus dem harten Muß zu machen. Wer wollte totes Gut festhalten, wo so viel edelstes Herzblut geflossen war? Und ganz einfach und deutlich machte er's klar, daß totes Gut, das noch in Kasten und Haus drinstecke, in lebendige Kraft verwandelt werden müßte, damit das Vaterland durchhalten und sich durchkämpfen konnte zu einem guten, ehrenvollen Frieden.

Am andern Morgen goß die Bäuerin das Wasser weg, das schon sachte in dem kupfernen Kesselchen bullerte.

„Von heut' an nehmen wir wieder die Blechkanne“, sagte sie kurzweg zu Anna, die morgens das Kaffeewasser aufs Feuer setzte. Dann fing sie an, das kupferne Kesselchen mit dem Putzlappen zu bearbeiten. Aus dem angeschwärzten Boden wurde wieder ein goldener Spiegel, und war ein Glänzen und ein Gleißen von innen und außen an dem Kesselchen, als ob die Sonne es umscheine.

Und als der Stall besorgt und der Morgenkaffee getrunken war, wickelte die Bäuerin den „Gebrauchsgegenstand“ in eine saubere weiße Schürze und sagte: „'s muß halt sein. Wenn ich heimkomm', nachher wolle m'r den Garte umspate.“ Sprach's, drehte sich schnell um und machte sich auf den Weg ins Schulhaus. Dort in der Gemeindestube war die Metallsammlung.

Mit großen Schritten lief sie die Dorfstraße entlang. Hier standen die Häuser nur auf einer Seite, auf der andern hub das Feld an. Sturzäcker, Wiesen und Rübenfelder, und dahinter in geheimnisvoller Bläue das weite Land, übersät von herbstroten Bäumen. Darüber tiefe Morgenstille.

Und jetzt schon wieder das dumpfe, ferne Schießen.

Die Bäuerin blieb stehen. Zornig reckte sie sich in die Höhe. Sie gaben keine Ruhe, die Feinde! Sie wollten es zwingen! Aber sie sollten's nicht zwingen!

Nein — nein — nein! Blut und Gut nahmen sie — fester drückte sie ihr Kesselchen an sich, während ihre Augen hineindrohten in die Ferne, aus der die dumpfen Schläge brüllten. Blut und Gut ging drauf — aber das Land, auf dem sie stand, das zwangen sie nicht! Und wenn sie den letzten Mann und den letzten Groschen herauszwingen sollten: das Land, das deutsche Land, zwangen sie nicht! Die Lippen der Bäuerin zitterten. Sie faltete die Hände über dem Kesselchen und sagte im Weitergehen trotzig vor sich hin: Es muß uns doch gelingen!



Ferne baltische Heimat · Von W. A. Krannhals

Das zärtliche Haar der Birkenbräute
Weht im Wind;
Durch Schilf und Moor zum dunkeln
Walde spinnt
Die Sonne ihre silbernen Fädchen
Und lacht;
Lacht wie ein blondjunges Mädchen,
Daß es so früh ist
Und schön,
Und alle Felder voll Blumen stehn.

Hinter den dunkeln Dünenwäldern
Rauscht das Meer;
Über den weiten, goldenen Feldern
Rauscht das Meer;
Singt im Muttertone leis und sacht
Von der süßen, warmen Sternennacht,
Von der Sonne,
Die ihre silbernen Fädchen spinnt,
Die wie Haare lachender Mädchen sind.



Der Deutsche von heute und morgen

Von Dr. Georg Lomer

Das politische Weltbeben dieses Krieges ist noch nicht zu Ende. An seiner gewaltigen Dauer, seinen wachsenden Fern- und Tiefenwirkungen ist klar zu ermessen, welche riesenhaften Umwälzungen er einleiten soll. Eine Umkristallisierung der gesamten Menschheit, die alte Formen naturnotwendig zerbrechen muß. Eine Neugruppierung um neuerstehende Kraftzentren, deren Wesen nur wenige seherisch vorausgeahnt.

Die sechs oder sieben riesigen Wirtschaftsblocks, die nach diesem Kriege als gleichwertige Kontrahenten die Welt unter sich teilen werden, fordern zu neuen Aufgaben ein neues Geschlecht. Da ist keine Nation, die nicht umzulernen, sich auf veränderte Ziele einzustellen hätte. Und auch wir Deutschen werden eine Umschaltung unseres ganzen großpolitischen Denkens, Fühlens, Wollens vollziehen müssen. Der Deutsche von morgen wird ein anderer sein, als der Deutsche von gestern und heute.

Wie aber ist der Deutsche von gestern und heute?! Das ganz objektiv zu beurteilen, bedürfte es einer göttlichen Intelligenz, einer Instanz über allen Völkern. Da es die nicht gibt, bleiben wir also auf das Auge der anderen Nationen und auf die Selbstbeurteilung angewiesen, um uns einigermaßen zu erkennen.

Wie uns die Gegner sehen, wissen wir; sie haben es uns während dieses Krieges oft und laut genug ins Ohr gebrüllt. Sieht man von allen Übertreibungen dieser „barbarischen" Schimpfereien ab, so bleibt von uns etwa das freundliche Bild eines Tölpels zurück, der sich in guter Gesellschaft mangelhaft benimmt und eigentlich selbst nichts dafür kann, daß er in seiner straffen Organisation — der vielgescholtenen Anlage zum „Militarismus" — eine überlegene Fähigkeit in die Wagschale wirft. Daß man diese Fähigkeit, und damit ein Hauptmoment unserer Überlegenheit gern ausrotten möchte, ist eigentlich ganz verständlich. Der Irrtum liegt nur darin, daß diese Eigenschaft nicht, wie man lange annahm, einer bestimmten Kaste bei uns zukommt, etwa den Offizieren, Junkern, Professoren usw., sondern daß sie eben gemeinhin „deutsch" ist. Es ist darum nur folgerichtig, wenn gewisse hysterische Schreier überm Kanal die Tötung der deutschen Rasse, Kopf für Kopf, predigen. Man will mit Stumpf und Stiel ausrotten, was man nicht übertrumpfen kann.

Immerhin ist bemerkenswert, wie sich im Verlaufe des Krieges die feindlichen Schimpforgien herabgemäßigt haben. Französische Blätter geben neuerdings unumwunden zu, daß von uns — bei all unsern (selbstverständlich!) groben Fehlern — gleichwohl manches zu lernen sei. Englische Autoren anerkennen die deutsche Art durch Totschweigen ... das feinste englische Kompliment! — Und die Italiener vollends, die uns vor kurzem noch ein Kulturjahrtausend voranmarschierten (wie sie sagten), sind arg kleinlaut geworden. Selbst Rußland, das unschuldige, das sich von uns — vergleiche gewisse Zarenreden! — so schmählich

überfallen dünkte, gibt die Unentbehrlichkeit deutscher Betriebsamkeit zu und erwägt einen kommenden Handelsvertrag mit Meistbegünstigung.

Freilich behält bei alledem der Dichter recht —: „Die wahre Liebe ist das nicht!" — Wir sind Europas fleißigste Nation, und selten sind in einer Klasse die Fleißigsten auch die Beliebtesten.

Wenn nicht vom Feinde Liebe, so kann man doch vom Neutralen Gerechtigkeit erwarten. Wie aber sieht es da aus?

Ein Teil des neutralen Auslandes betet blind nach, was Albions Preßmagnaten vorbeten. Man fragt sich oft: was hast du eigentlich den Leuten getan, daß sie dir so übelwollen? Übelwollen bis zur Kleinlichkeit! ... Ein Holländer, mit dem ich über diese Dinge sprach, nannte die deutsche Sprache „häßlich und breit" (!). Unsere Nationalhymne war ihm „eine Ausgeburt des Größenwahns"; denn wie könne man Deutschland „über alles" stellen, gar „über alles in der Welt"! Ein Schweizer sprach abfällig vom preußischen „Polizeigeist", der jetzt ganz Deutschland durchdränge. Für den Amerikaner Price Collier, der ein dickes Buch über „Deutschland und die Deutschen" geschrieben hat, sind wir „steif", „sentimental", „schlecht gekleidet", „manierenlos", — mit Ausnahmen natürlich. Unser politisches und gesellschaftliches Leben leidet an „mangelnder Flüssigkeit" ... „Wenn das Militär", sagt Collier, „ein Kricketturnier mit den Beamten, und die Journalisten mit den Staatssekretären spielten, und alle bewogen werden könnten, ihre geistigen und leiblichen Uniformen abzustreifen und sich als Mensch gegen Menschen gegenüberzutreten, würde ein frischer Luftzug durch Deutschland wehen ..." Studium, gelehrte Prüfungen, kurz: Bücherweisheit wird überschätzt. Die Bücherkenntnis übertrifft unsere Menschenkenntnis ganz bedeutend, „und nichts ist gefährlicher für eine Nation, als von Pedanten statt von Weltmännern beraten und geleitet zu werden". Unfrei und übermäßig regiert scheinen wir diesem Kritiker, und unsere soziale Gesetzgebung vollends ist ihm ein Greuel, das die Verantwortlichkeit erstickt. Gewiß, er lobt unsere Schulen, unser Heer, unsere Wissenschaft, atmet aber doch erleichtert auf, als er Deutschland den Rücken kehrt. Und dabei ist dieser Amerikaner noch ein wohlwollender Beurteiler. Professorenaustausch und Milliardärhofierung haben uns die amerikanischen Sympathien nicht zu gewinnen vermocht.

Das Echo, das uns aus dem Lager der Neutralen entgegenschallt, ist also eher miß- als wohltönig. Und spräche uns nicht unser Gewissen rein, wir müßten unter dem Schwall von Haß, Mißverstehen und — Neid zusammenbrechen. So aber wissen wir: Es ist ein Naturgesetz, daß ein starker Baum, je besser er wächst und gedeiht, um so fühlbarer den Nachbarn Licht und Luft beengen muß — mag er wollen oder nicht. Und das eben ist unser Hauptverbrechen gegen die wider uns „vereinigte Zivilisation". — Wir gründeten ein Reich, bauten es aus, machten es stark gegen jeden Sturm und wollen nun mitessen an der Tafel, da sie alle sitzen. Ein neuer Gast am Tische der Welt. Ein armer Vetter, der über Nacht reich wurde und nun gleichberechtigt mit den anderen leben will.

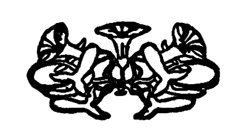
Und hier, in diesem Wechsel des Glückes, liegen auch die Wurzeln unserer wirklichen Fehler, von denen uns auch unser eigenes Urteil nicht freisprechen

kann. Preußen-Deutschlands äußere Entwicklung ist ja mit so märchenhafter Rapidität erfolgt, daß die innere Entwicklung, nämlich die Entwicklung des deutschen Menschentyps, damit nicht Schritt halten konnte. Mit den älteren Weltvölkern verglichen, hat der Deutsche tatsächlich etwas Schwerfälliges und Ungewandtes, einen gewissen Mangel an „Urbanität“ und Umgangskultur. Habe ich es doch in der Bahn erlebt, daß ein Fahrgast mit der Rechten in der Nase bohrte, mit der Linken aber sich Goethes „Wahlverwandtschaften“ vors Auge hielt! ... Auch ist unser Landsmann ein derber Genießer in bezug auf Essen und Trinken, ein etwas lauter Patriot im Auslande und läßt es gegenüber Fremden leicht an der nötigen Vorsicht und Zurückhaltung fehlen. Es ist auch richtig — man muß unsere kleinen Städte kennen! —, daß viel Steifheit, Geschmacklosigkeit und Dünkel in dem gegenseitigen Verhältnis der Volksklassen mit unterlaufen, wovon der weitverbreitete „Beamtentik“ wiederum ein Sonderfall ist.

Alles dies Fehler, die in der großen Jugend und gesellschaftlich-großpolitischen Unreife der Nation, im ganzen genommen, ihre Begründung finden und sich im Laufe der weiteren Entwicklung von selbst ausgleichen werden! Viel Gutes hat hier der Krieg gewirkt. Schützengraben und Trommelfeuer sind harte Erzieher, Strapazen und gemeinsame Not ein fester Kitt; und selbst die uns endlos scheinende Kriegsdauer hat ihr Gutes: sie wendet den Blick der deutschen Massen mit suggestiver Eindringlichkeit auf das Gebiet politischer Interessen. Ein realpolitischer Fortbildungskurs ersten Ranges, der seine Früchte tragen wird.

Nicht nur die Menschen, auch die Völker wachsen ja mit ihren höheren Zwecken, und die uns vom Schicksal zugedachte Führerrolle über Südosteuropa stellt uns vor neue gewaltige Aufgaben, deren Umrisse wir heute erst ahnen. Nicht tyrannisch herrschen sollen wir, sondern verständnisvoll führen und weiterentwickeln. Nicht Sklaven züchten, sondern freie Männer gewinnen. Sie gewinnen durch eine Politik der Ehrlichkeit, des Vertrauens, des gegenseitigen Nutzens. Kurz, wir haben nicht bei dem ausbeuterischen England in die Lehre zu gehen, sondern nach Grundsätzen zu verfahren, in denen sich die Zielsicherheit und Verläßlichkeit Preußen-Deutschlands mit der Duldsamkeit und Konziliantz Österreich-Ungarns verbindet. Österreich-Ungarns, das ein Dutzend Nationen unter einem Dache birgt.

So muß sich dem fortreißenden Geschwindschritt der äußeren Wandlungen zielbewußt eine innere Wandlung gesellen, sollen wir in dem kommenden Geisterkampfe mit Ehren bestehen und uns aus dem kaufmännischen Allerweltsvolk zum großpolitischen Weltvolk herausmausern. Etwas weniger engherzig, bureaukratisch, schematisch, etwas mehr weltmännisch, großzügig, nachsichtig gegen Nahe wie Ferne wünschte ich mir den künftigen Deutschen. Dann wird er sich auch im größeren Kreise das erwerben, was dem preußischen Drill- und Zuchtmeister aller Grade bis heute versagt blieb — Dankbarkeit und Liebe.



Treue

Ein Gespräch · Von Paul Ernesti

A.: Unsere wirtschaftliche Entwicklung ist eine ungeheuere gewesen. Im Jahre 1912 betrug der Gesamtaußenhandel Englands 22,8 Milliarden Mark. Deutschland hatte mit 19,7 Milliarden Mark die zweite Stelle erreicht.

B.: Die Schnelligkeit unserer wirtschaftlichen Entwicklung ist die Quelle unseres moralischen Niederganges gewesen. Wir sind zu schnell hoch gekommen. Es ist uns wie Parvenüs ergangen. Vor 1870/1871 ein europäischer Staat. Seitdem auf einmal Weltstaat. Jede sprunghafte Entwicklung ist eine Gefahr.

A.: Entscheidend ist der Erfolg.

B.: Entscheidend ist der seelische Gewinn. Es konnte nicht ausbleiben, daß ein Volk des Goethe und Schiller, das plötzlich zum Industrie- und Handelsstaate emporwuchs, den Zusammenhang mit seinen alten Idealen verlor.

A.: Gilt das neue Ideal der Tüchtigkeit, des Schaffens, der Tatkraft nichts?

B.: Wohl. Doch die Quelle aller Dinge ist die Seele. Wir haben über dem Zusammenrechnen von Schuld- und Gewinnkonto keine Zeit gehabt, die Bilanz unseres Inneren zu ziehen.

A.: Sind wir nicht ein Kulturvolk? Blüht nicht unsere Literatur?

B.: Der Romane Zahl ist viel. Auch gelesen wird viel. Aber die Quintessenz aller Probleme: Der Ehebruch. Entweder ist der Gatte ein Trottel. Ergo, ist der Ehebruch verzeihlich. Oder der Gatte ist ein brutaler Mensch. Ergo, ist der Ehebruch unvermeidlich. Tausend Rezepte gibt es für den Ehebruch. Aber keines für die Treue. Und das ist es, worauf es ankommt: Treu sein.

A.: Die Welt ist größer geworden. Die Welt ist mein Haus.

B.: Das Haus ist die Welt. Aus tausend und abertausend Häusern baut sich wie aus tausend und abertausend Zellen das Vaterland. Der Soldat draußen blutet und stirbt für seine Frau.

A.: Und bricht die Treue. Bedenke, daß er jahrelang draußen liegt.

B.: Dann ist sein Tod ein nutzloses Opfer.

A.: Auch die Frau ist jahrelang daheim allein.

B.: Dann stirbt der Mann einen nutzlosen Tod. Wie soll dem Vaterland die Treue gehalten werden, wenn Mann und Weib sich selber die Treue nicht wahren können. Zum Kern aller Dinge müssen wir zurückkehren: Das ist das Gesetz der Treue. Wir müssen wieder unterscheiden lernen zwischen dem triebhaften Willen und der reinen Erkenntnis. Erst, wenn wir uns frei von unserem Triebwillen gemacht haben und dem reinen Gedanken nachgehen, beginnt unser Menschsein. Und unsere Glückseligkeit.

A.: Diese Anschauungen werden nicht zum Siege führen. Heute siegt die Tat.

B.: Siegen wird die Treue. Siegen wird die Nation, die treu sein kann. Kennst du Dante?

A.: Ich wollte ihn immer lesen. Aber meine Geschäfte ließen mir keine Zeit.

B.: In seinen Höllenkreisen läßt Dante klagen die an Sinnenlust Verlorenen, die Geizigen, die Betrüger, die Hochmütigen und die Gewalttätigen. Aber im untersten Höllenringe in der allertiefsten Qual schmachtet die Untreue.

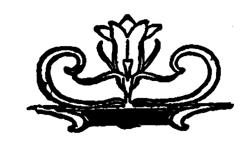
Treu sein: Sich selbst. Treu sein: Seinem Weibe. Das ist die Treue, die alles andere in sich schließt. Das ist die Treue, die dem Vaterlande den Sieg bringt.



Reifezeit · Von Karl Frank

Aus blühendem Weben
Wird wieder Frucht —
Wohliges, wonniges, sonniges Streben
Nimmt das große, das schaffende Leben
In seine Zucht — — —

Mag es lieblicher klingen
Über den Fluren: Es blüht —
Tiefer ins stille Gemüt
Will es mahnend mir dringen,
Näher ans Herz es mir greift,
Wenn die Felder flüstern:
Es reift, es reift .....





Was ist uns Schopenhauer im Kriege?

Um so bereiter, um so empfänglicher werden wir diese Frage erleben, je öfter wir im Kriege von Nietzsche hören mußten, je tiefer uns Schopenhauer von ihm — nicht durch seine Schuld — in den Schatten gedrängt wurde. Die Frage findet in einer größeren Abhandlung der „Konservativen Monatsschrift" über „Pessimismus und Krieg" eine um so schätzenswertere Beantwortung, als sie sich auf sachlicher Höhe hält, zu keinerlei Zugeständnissen oder — man verstehe das Wort nur richtig — Beschönigungen verleiten läßt:

Es liegt klar auf der Hand, daß die Schopenhauer-Ethik an sich nicht recht für Kriegszeiten geschaffen. Was soll im Augenblick der höchsten, stürmischsten Äußerung des Willens zur Macht, des Willens zum Sieg, des Willens zum Schmerzzufügen und Vernichten die sanfte Predigt von der Willensverneinung, der Entsagung, des Mitleids, des Sich-Eins-Fühlens mit allen anderen, also auch den feindlichen lebenden Wesen? Der Krieg ist der gewaltigste Ausdruck des Egoismus, denn in der Nation sehen wir nur unser erweitertes Ich mit seinen mannigfachen geistigen und materiellen Interessen. Die Ertötung der Selbstsucht ist aber die Wurzel der Schopenhauerschen Ethik. Ja, wenn wir noch im Krieg das Ringen um wahren Menschheitsfortschritt und um den Sieg der Wahrheit sehen könnten! Aber Schopenhauer achtet alles sehr gering, was die Geschichte an Taten kriegerischer und politischer Höhenentwicklung verzeichnet. Was soll in dieser Welt der Maja, der ewigen Wiederholung derselben Täuschung, die flammende Begeisterung für die eine oder andere Staatssache? Die wahre Aufgabe der Philosophie, — den Einzelmenschen auf dem Wege zum Heil vorwärts zu bringen — wird durch den Krieg nicht begünstigt, sondern sehr erschwert.

Allerdings: die deutsche Schopenhauergemeinde steht nicht auf diesem Standpunkt. Da wird auf die Phänomene hingewiesen, welche sich aus dem Grundprinzip, das sonst die Welt beherrscht, dem Egoismus, nicht erklären lassen. Sie sind ein Durchbruch der Verneinung in der Sphäre der Bejahung. „Diese Phänomene sind die moralischen Handlungen der uninteressierten Gerechtigkeit, der aufopfernden Menschenliebe, der Entsagung in allen Formen, der Hingabe an eine große Lebensaufgabe, der Treue in der Innehaltung eines gegebenen Versprechens und in der Erfüllung einer obliegenden Pflicht." (Deussen.) Diese Phänomene haben allerdings einen durchaus positiven Charakter, und unser unmittelbares Gefühl „sagt uns, daß sie die höchste und letzte Aufgabe dieses ganzen Erdenlebens ausmachen". Diese Phänomene lassen sich auch nach unserer Meinung nicht als Veredelung des Egoismus erklären — aber sie gehen andererseits auch aus dem Rahmen dessen hinaus, was Schopenhauer als Ideal des zur inneren Heiligung hinstrebenden Menschen hingestellt hat. Schopenhauers

Philosophie ist **keine** Philosophie der **Tat**, und wenn man sie dazu machen will — was natürlich ein durchaus berechtigtes Streben ist —, so baut man eben die Schopenhauersche Gedankenwelt nach einer Seite aus, wo der Meister sie etwas vernachlässigt hatte. Schopenhauer war, wie seine geistsprühenden Betrachtungen und Aphorismen zur Lebensweisheit in der „Parerga und Paralipomena“ und seinen verschiedenen kleinen und nachgelassenen Schriften bezeugen, ein welterfahrener Mann, der uns wohl für eine vernunftgemäße Gestaltung unseres Handelns im Umgang mit Menschen schulen kann. Schopenhauer kann uns wohl auch zu Taten der Selbstaufopferung hinreißen — aber wir haben **nicht** das Empfinden, daß er in solchen Taten das Höchste sieht. Ganz sicher hat er aber **nicht** in erster Linie und mit besonderem Wohlwollen der Taten des Kriegsmannes gedacht. Heute sucht man nach einer „Synthese von Bejahung und Verneinung, von Kants kategorischem Imperativ, von Nietzsches stürmischer freudiger Lebensbejahung und Schopenhauers tiefernster Verneinung des Willens“ (man beachte den diesbetreffenden 15. Aufsatz im dritten Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft). Ob diese Synthese auffindbar ist? Kaum. In jedem Falle aber würde sie im echten Schopenhauer-Katechismus **keinen** Platz finden können. Schopenhauer hat nun einmal im Ideal des aszetischen Einsiedlers, der die Welt verneint und sie sich selbst überläßt, nur um besser zu seinem eigenen Ziel zu kommen, den Typus eines anderen Egoismus aufgestellt, der darum an sich nicht weniger egoistisch ist, weil er anders ist als andere Egoisten. Und dies mönchisch-buddhistische Ideal können wir in unserem heutigen Deutschland weniger als je brauchen. An den Schopenhauerschen Grundlehren ändert es auch nichts, wenn Schopenhauer in den „Grundlagen der Moral“ so schön sagt: „Wer für sein Vaterland in den Tod geht, ist von der Täuschung frei geworden, welche das Dasein auf die eigene Person beschränkt; er dehnt sein eigenes Wesen auf seine Landsleute aus, in denen er fortlebt, ja auf die kommenden Geschlechter derselben, für welche er wirkt; — wobei er den Tod betrachtet wie das Winken der Augen, welches das Sehen nicht unterbricht.“ Wenn Schopenhauer aber schon auf dem Gebiet der allein ihm am Herzen liegenden inneren ethischen Steigerung das Beschauliche und passiv Ekstatische über die große sittliche Tat stellt, so ist sicher noch viel mehr die Tat auf diesem Gebiet nationalkriegerischen Willens der Gefahr ausgesetzt, von ihm nicht ganz nach ihrem Wert geschätzt zu werden. Es mag sein, daß mancher feldgraue Schopenhauer-Jünger ein Bändchen der Werke seines Philosophen in den Schützengraben mitgenommen hat. Ein Kriegsphilosoph, ein Künder und Wecker des jauchzenden, opferfreudigen, siegesfrohen, zukunftsgewissen, kriegerischen Patriotismus ist aber Schopenhauer nicht. Wie Goethe es anderen, Berufeneren überließ, Kriegslieder zu dichten, so wird Schopenhauer gerne den Fichte und Hegel die Ehre gönnen, als nationale Kriegsphilosophen ausgerufen zu werden. Deshalb wird man doch als Schopenhauer-Schüler ein guter Patriot und guter Soldat sein. Schließlich — in gebührendem Abstande gemessen —, liegen die Dinge im Christentum nicht ganz ähnlich? Das Evangelium ist, wie man es auch auslegen mag, kein Kriegsevangelium. Schon zur Lebenszeit Jesu finden wir Kriegsmänner als gläubig-demütige Anhänger der neuen Lehre, und solchen Glauben wie beim Hauptmann von Kapernaum hatte Jesus „in Israel nicht gefunden“. Gewiß sind allezeit bei uns Soldaten gute Christen gewesen, und das Christentum lehrt uns auch die Soldatentugenden des Gehorsams, der Selbstverleugnung, des geduldigen Tragens der Schmerzen und Anstrengungen, der Unterordnung unter die Obrigkeit, der Überwindung der Todesfurcht. Aber all diese Tugenden sind negative oder passive Tugenden. Der Krieg fordert aber noch etwas ganz anderes — wie Luther sagt: „Denn weil das Schwert ist von Gott eingesetzt, die Bösen zu strafen, die Frommen zu schützen und Friede zu handhaben, so ist's auch gewaltiglich genug bewiesen, daß **Kriegen und Würgen von Gott eingesetzt** ist und was Kriegslauf und -recht mitbringt. Was ist Krieg anders, denn Unrecht und Böses strafen?“ Aber Luther dachte hierbei wohl mehr an das Alte Testament. Jesus Christus preist selig die Sanftmütigen, Barmherzigen, Friedfertigen, Leidtragenden, die um Gerechtigkeit

willen Verfolgten — aber niemals diejenigen, die sich im „Kriegen und Würgen" hervortun. Wie dieser Widerspruch zu lösen ist? In der Theorie vielleicht überhaupt nicht, trotz aller Versuche, das Evangelium dem Kriegsbedürfnis anzupassen. Wie er in der Praxis zu lösen ist? Nun, das zeigt uns heute ein Mann wie Hindenburg, der ein ebenso großer Feldherr wie tiefgläubiger Christ ist — und wie unser Hindenburg denken gewiß die meisten seiner Soldaten. ...

So versagt also Schopenhauer gerade in dieser Zeit, wo wir das Beste, was unser Volk geleistet hat und heute leisten kann, einsetzen müssen im Kampf ums nationale Dasein? Wo wir alle guten Geister unserer deutschen Welt aufrufen, damit sie vor unseren Scharen einherziehen? Nichts wäre falscher als solch eine Annahme. „Es gibt noch höhern Wert ... als kriegerischen, im Kriege selber ist das letzte nicht der Krieg." Allein schon die Tatsache, daß ein solcher Denkerfürst unser war, erhöht eben unseren Nationalbesitz. Wir kämpfen heute für das Vermächtnis Schopenhauers ebenso wie für das Erbe Wolframs, Goethes und Schillers, Keplers, Kants und Fichtes, Dürers, Bachs, Beethovens, Mozarts, Wagners. Wäre auch Schopenhauer nicht einer unserer größten Philosophen, so wäre er noch immer einer der Großmeister der deutschen Literatur. Er ist der Schöpfer einer Kunstprosa von ganz eigenem Gepräge. Er hat gezeigt, daß man auch in deutscher Sprache die tiefsten und schwierigsten Probleme der Wissenschaft erörtern und dabei doch Klarheit und Schönheit der Form herrschen lassen kann. Noch heute muß jeder Leser Schopenhauerscher Werke — auch wenn er ein Gegner der Schopenhauerschen Philosophie ist — das Urteil Nietzsches über den Stil Schopenhauers unterschreiben: „Schopenhauer will nie scheinen, denn er *schreibt für sich* ... Das kräftige Wohlgefühl des Sprechenden umfängt uns beim ersten Ton seiner Stimme; es geht uns ähnlich wie beim Eintritt in den Hochwald; wir atmen tief und fühlen uns auf einmal wiederum wohl. Hier ist eine immer gleichartige, stärkende Luft; hier ist eine gewisse unnachahmliche Unbefangenheit und Natürlichkeit, wie sie Menschen haben, die in sich zu Hause, und zwar in einem sehr reichen Hause Herren sind ... Ebensowenig werden wir, wenn Schopenhauer spricht, an den Gelehrten erinnert, der von Natur steife und ungeübte Gliedmaßen hat und engbrüstig ist und deshalb eckig, verlegen und gespreizt daherkommt; während auf der anderen Seite Schopenhauers rauhe und ein wenig bärenmäßige Seele die Geschmeidigkeit und höfische Anmut der guten französischen Schriftsteller nicht sowohl vermissen als verschmähen lehrt und niemand an ihm das nachgemachte, gleichsam übersilberte Schein-Franzosentum, auf das sich deutsche Schriftsteller soviel zugute tun, entdecken wird ... Er versteht es, das Tiefsinnige einfach, das Ergreifende ohne Rhetorik, das streng Wissenschaftliche ohne Pedanterie zu sagen." Hieraus ersehen wir auch gleichzeitig den tiefen Unterschied zwischen der Schopenhauerschen und Nietzeschen Sprache. Der blendende Glanz, der Reichtum an Farben, die betörende Musik des Nietzeschen Worts, das Seherische, Paradoxe, das Allegorische, das manchmal nach Antithesen Haschende fehlt Schopenhauer. Aber gerade deshalb folgt man den Schopenhauerschen Gedankengängen mit größerem Vertrauen. Wird Schopenhauer hier und da wirklich pathetisch, so erreicht er gerade durch diesen Gegensatz zu seiner sonstigen Zurückhaltung erschütternde Wirkungen. Es gibt in Schopenhauer Seiten, die es verdienten, wörtlich auswendig gelernt zu werden. Um hier nur ein Beispiel zu nennen, sei auf den ersten Absatz des Kapitels „Von der Nichtigkeit und dem Leiden des Lebens" hingewiesen. Diese Steigerung der Sätze bis zu dem Schlußwort stellt etwas Einzigartiges in der philosophischen Literatur aller Zeiten dar.

Ein solcher Sprachmeister war natürlich ebenso streng gegen andere wie gegen sich selbst. Er waltet als getreuer Eckart unserer Sprachreinheit und damit als Hüter einer unserer teuersten Güter, wenn er gegen die „Verhunzung" dieser Sprache losdonnert und nicht müde wird, alles Flüchtige, Oberflächliche, Lärmende, Unwahre und Liederliche im Schrifttum zu bekämpfen. Und das Verdienst kann wohl gerade auch in diesen Kriegstagen gar nicht hoch

genug angeschlagen werden. Denn es handelt sich um einen Kulturkampf im eigentlichen Sinne des Wortes. Die deutsche Kultur soll mit dem deutschen Volke und seiner nationalen Macht und Unabhängigkeit vernichtet werden. Und welches ist die Hauptwaffe unserer Feinde? Die Lüge. Das deutsche Wort soll nirgends mehr gehört werden, die deutsche Sprache soll nirgends mehr gelernt werden, die deutschen Geisteswerke sollen nirgends mehr gelesen werden, damit die Wahrheit begraben werden könne. Schopenhauer aber gehört zu den Männern, die den Ruhm deutscher Denkarbeit durch die Welt verbreitet haben, wie nur wenige andere. Er war ein europäisches Ereignis, sagten die Franzosen, und in allen Kulturländern gehörte Schopenhauer zu den am meisten gelesenen philosophischen Schriftstellern.

Und Schopenhauer war ein Vorkämpfer des deutschen Idealismus. Auch alle die, die an seinem philosophischen System sonst wenig oder viel auszusetzen haben, können seinen Idealismus nicht leugnen, seinen ethischen Idealismus. Dieser Krieg ist ein Kampf um die Weltanschauung. Da streitet England unter dem fadenscheinigen Mantel einer verlogenen Philanthropie und eines heuchlerischen Wortchristentums für einen empörend platten materialistischen Utilitarismus („sie sagen Christus und meinen Kattun", sagte einmal Fontane). Da macht Frankreich seinen Einsatz für ein banausisches Demagogentum und für Schlagworte, die dem Volke nichts mehr für sein wahres Leben bedeuten, für eine verblüffend vorurteilslose Moral und einen sogenannten Positivismus, dem aber der Comtesche Gedankenschwung längst verloren gegangen ist. Rußlands Ideal ist in der Knute und in einem Kirchentum zu sehen, das uns fremder und unverständlicher gegenübersteht, als irgendein heidnischer Kultus. In Italien blutet das kriegsabgeneigte Volk unter bestochenen und betrogenen Betrügern für die Wünsche eines Haufens überspannter Spektakelmacher und für die Rechnung ausbeuterischer Bundesgenossen. Wir aber glauben nach bestem Wissen und Gewissen für die Wahrheit zu kämpfen, für die Wahrheit in uns und in unserem Volk, und für den Sieg der Wahrheit in der ganzen Welt. Einer der kühnsten und unerbittlichsten Wahrheitssucher war aber unstreitig Schopenhauer. Er mag sich geirrt haben, aber subjektiv hat er sein Leben der Wahrheit geweiht. Deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun — das große Wort trifft gewiß auf Schopenhauer zu. Sein wissenschaftliches Forschen war deutsch, und seine Begeisterung für die hohe Kunst war deutsch, wenn wir heute auch manche Kapitel in seinem ästhetischen Bekenntnis nicht unterschreiben können, wie z. B. seine unbegreifliche Unterschätzung der deutschen Musik gegenüber der italienischen, und seine Abneigung gegen den gotischen Baustil und die mittelalterliche Kunst überhaupt.

Und schließlich wollen wir auch die Leidenslehre und die Mitleidsethik Schopenhauers in dieser eisernen Zeit nicht vermissen. Das Heldische ist nicht jedem gegeben, und die Millionen der Nichtkämpfer müssen auch berücksichtigt werden. Insonderheit die Frauen und die Angehörigen der im Felde Stehenden, die Witwen, die Waisen, die jammernden Eltern, denen der einzige Sohn entrissen ist. Nicht allen wird Schopenhauers Philosophie da ein Trost sein, aber sie lehrt uns alle das Mitleid. Mehr als je vorher fühlen wir uns als Brüder und Schwestern der Duldenden, Sterbenden, Trauernden, Bedrängten und Klagenden. Das „Tat Twam asi" (Das bist du) erscheint in seiner innigsten und unmittelbarsten Bedeutung.



Deutsche aller Länder, schließt die Reihen!

Zu den schweren Unterlassungssünden, die der Krieg uns zur Erkenntnis gebracht hat, zählt Dr. Th. Schuchardt im „Tag" auch die geringe moralische und materielle Unterstützung, die wir den Auslandsdeutschen in der Vergangenheit haben angedeihen lassen. „Die beachtenswerte Tätigkeit des Vereins für das Deutschtum im Auslande beschränkt sich vornehmlich auf die Stärkung des Deutschtums in den geographisch nächstgelegenen Gebieten. Die dem Gesamtzweck des Vereins zugeführten Geldmittel erreichten im Jahre 1914 nur rund eine Viertelmillion Mark, eine Summe, von der nur ein geringer Anteil dem Schutz des Deutschtums in Übersee, und zwar hauptsächlich in Form der Unterstützung für die deutschen Schulen, zugeführt wurde.

Es liegt auf der Hand, daß wir nach Friedensschluß den Fragen des Auslandsdeutschtums und seiner Organisation nachdrückliche Bedeutung werden zuwenden müssen. Vor allen Dingen wird es notwendig sein, von einer Zentralstelle aus die Gesamtentwicklung des Deutschtums draußen planmäßig zu beeinflussen und den fehlenden engen und stetigen Anschluß an die deutsche Kulturwelt und ihre Erscheinungen herbeizuführen."

Viele Zeichen deuten darauf hin, daß die Notwendigkeit des engeren Zusammenschlusses auch von den Auslandsdeutschen, zumal denjenigen über See, mehr und mehr begriffen wird. Neuere Beobachtungen zeigen, daß sich nicht nur an zahlreichen Plätzen der Übersee während des Krieges aus Deutschen und Deutschfreunden bestehende Gruppen gebildet haben, die es sich angelegen sein lassen, aufklärend durch Wort und Schrift zu wirken: es zeigen sich Ansätze, welche, über die Kriegsverhältnisse hinausreichend, die kraftvolle Zusammenfassung der deutschen und deutschfreundlichen Elemente auf die Dauer draußen zum Ziele haben:

„So wurde vor einiger Zeit in Mexiko trotz der außerordentlich widrigen wirtschaftlichen und politischen Zustände der ‚Reichsverband deutscher Staatsangehöriger' gegründet, dessen Organisation rüstig vorwärtsschreitet. In Chile hat sich der ‚Deutsch-Chilenische Bund' gegründet. Er hat ‚die Erhaltung und Förderung des deutschen Volkstums unter völliger Achtung der Staatsangehörigkeit jedes seiner Mitglieder und der Pflichten, welche ihnen diese auferlegt, zum Ziele, unter unbedingtem Ausschluß aller politischen und religiösen Bestrebungen. Ferner erstrebt er die Pflege und Vertiefung freundschaftlicher Beziehungen zwischen dem chilenischen und dem deutschen Volke'. Kürzlich ist weiter der ‚Germanische Bund für Südamerika' ins Leben getreten. Dieser gliedert sich nach den einzelnen Ländern. Er sammelt in seiner Organisation ‚alle Mitglieder der mitteleuropäischen germanischen Einwanderer und erstrebt eine Verbindung mit den großen Organisationen germanisch-völkischer Art in Europa und Nordamerika. Besonders erkennt er die Wichtigkeit deutscher Schulen und macht sich zur Aufgabe, mit den schon bestehenden Organisationen zur Erhaltung oder Gründung deutscher Schulen in Fühlung zu treten und sie auf allen Gebieten zu unterstützen'. Selbst in Niederländisch-Indien ist am 27. Januar 1915 der Verein ‚Deutscher Bund' ins Leben getreten. Er bezweckt ‚die Förderung deutscher Interessen der dort ansässigen Deutschen, Österreicher und Ungarn, sowie die Pflege ihrer Beziehungen zu dem Vaterlande, und zwar durch Mittel, die den Landesgesetzen, den guten Sitten und der öffentlichen Ordnung nicht zuwiderlaufen'.

Alle diese großen Verbände, die sich zum Teil bereits eigene Zeitungen geschaffen haben, sind wohl zu unterscheiden von den massenhaft entstandenen Vereinen und Vereinigungen, die zur Pflege bestimmter örtlicher völkischer Interessen, wie z. B. zur Bekämpfung der gegnerischen Propaganda, geschaffen worden sind. (Je mehr, um so besser. D. T.)

Selbstverständlich haben die Angriffe, die von gegnerischer Seite auf Deutschland sowie das Deutschtum in der ganzen nichtdeutschen Welt vom Tage des Kriegsausbruchs an mit unglaublicher Hartnäckigkeit und Gewissenlosigkeit unternommen wurden, wesentlich dazu beigetragen, das Deutschtum in den Deutschen draußen wieder lebendig zu machen, es sich wieder auf sich selbst besinnen zu lassen und zur Betätigung im Sinne des deutschen Gedankens anzuregen. Was von Auslandsdeutschen während des Krieges an persönlichen Opfern nicht nur für die Kriegsfürsorge in Deutschland, sondern auch für die Aufklärungsarbeit in der ausländischen Presse selbst geleistet worden ist, ist ganz erstaunlich. Diese hohen Opfer legen uns Heimatdeutschen die Verpflichtung auf, künftig in anderer Weise als bisher den Deutschen im Auslande und den nichtdeutschen Freunden unseres Volkes zu begegnen. Hierzu ist vor allen Dingen eine organisatorische Verbesserung der bisher nahezu vollkommen ungeordnet verlaufenden Gegenseitigkeitsbeziehungen anzustreben . . .“



Ein Neutraler über Annexionen

In rein sachlicher Erörterung des Für und Wider der Annexionen kommt der „Basler Anzeiger“ zu einem für die „nüchternen Erwäger“ vielleicht unerwünscht nüchternen Ergebnis:

„Der Sieger muß zunächst sein Land gegen künftige Angriffe militärisch zu sichern suchen. Mit solchen Angriffen muß erfahrungsgemäß, wie die Geschichte lehrt, jeder Staat rechnen, ganz einerlei, ob er fremdes Gebiet annektiert hat oder nicht. Er wird eine solche militärische Sicherheit am besten und am sichersten immer dadurch erreichen, daß er das Stammgebiet des eigenen Staates mit annektiertem Territorium umgibt, wodurch er in erster Linie einmal einen künftigen Krieg vom Herzen des eigenen Landes weiter entfernt, zum zweiten aber, was die Theoretiker nur allzuleicht übersehen, die militärischen Hilfsquellen dieses Gebietes für sich selber nutzbar macht, dem Gegner aber entzieht. Darin liegt schon eine ganz gewaltige Schwächung des Gegners, die ihm einen Revanchekrieg viel eher verleidet, als wenn er über dieses Gebiet noch verfügen könnte. Man wird sagen, daß man aber dann mit der Opposition der Bevölkerung dieser Gebiete im eigenen Staate zu rechnen haben werde. Dem ist durch eine entsprechende Angliederung leicht abzuhelfen, wir erinnern hier nur an die Untertanenländer der alten Eidgenossenschaft, die die typische Lösung für einen solchen Fall darstellen. Man wird sagen, daß man in derart annektierten Gebieten im Kriegsfalle mit der Revolution zu rechnen haben werde. Es braucht kaum eines Hinweises darauf, daß diese Revolution niemals so gefährlich werden könnte, als wenn die Volkskraft dieser Länder in der Organisation der künftigen feindlichen Heere eingegliedert wäre. Rein militärische Erwägungen sprechen also im Interesse des Schutzes des eigenen Landes unbedingt für Annexion. Revanchekriege sind um so gefährlicher, je schwerer der Gegner durch die Annexion militärisch getroffen wird, wohlverstanden, nur militärisch. In politischem Sinne haben Annexionen für die innere Politik eines Landes unter Umständen bedenkliche Folgen, weil durch sie unter allen Umständen auch eine Opposition gestärkt und gestützt wird, die in ihren Tendenzen staatsfeindlich sein kann, oder es kann eine Opposition, die noch nicht staatsfeindlich war, dadurch schließlich staatsfeindlich werden, also eine immerhin sehr zu überlegende Sache. Es kann dahin kommen, daß man zwar Mauern um den eigenen Staat aufgeführt, aber dafür die innere Geschlossenheit verloren hat. Dem kann aber durch die Schaffung des sog. Untertanenlandes entgegengewirkt werden in Gebieten, wo eine solche staatsfeindliche Tendenz erwartet werden kann. Die Kolonien der Großmächte, ja selbst Irland in britischen



Imperium, sind im Grunde nichts anderes als Untertanenländer im Sinne der alten Eidgenossen. Wirtschaftlich wird der siegreiche Staat immer darauf sehen müssen, sich in erster Linie solche Gebiete anzueignen, aus denen er das ihm Fehlende ersetzen kann. Gerade dieser Krieg zeigt ja, wie wichtig für die schließliche Entscheidung die in sich geschlossene Wirtschaft ist. Ein siegreicher Industriestaat wird also darauf trachten müssen, sich solche Gebiete zu erwerben, aus denen er die mangelnden Feldprodukte und womöglich auch Rohstoffe beziehen kann, ein Ackerbaustaat wird auf solche Gebiete achten, in denen er die ihm fehlende Industrie vorfindet oder einrichten kann. Gerade das Streben nach der geschlossenen Wirtschaft, das dieser Krieg neu erweckt haben muß, wird mehr denn je zu Annexionen führen, zu Annexionen zwingen, ganz besonders deshalb, weil auch die See einem Teile der Kriegführenden verschlossen war. Das muß gerade diese dazu zwingen, das, was sie über See nicht erhalten können, in ihrer Nähe zu holen, wenn es durch Bündnisse und wirtschaftliche Abmachungen nicht möglich ist, eben durch Annexionen."



Kriegführung und Politik als technische Probleme

Beim Antritt des Rektorats an der Königlichen Technischen Hochschule zu Berlin hat der neue Rektor, Professor Dr.-Ing. M. Kloß, eine Rede über den „Allgemeinwert technischen Denkens" gehalten, die aber — weit über den Kreis der Fachwissenschaft hinaus — sich vielmehr an das ganze deutsche Volk richtet und in der Tat auch des Aufmerkens jedes Deutschen wert ist. Der Redner sagte in der Hauptsache:

Man kann die gesamte Kriegführung als ein technisches Problem im höheren Sinne auffassen. Handelt es sich doch um einen Widerstreit ungeheurer Kräfte, um Einsetzung aller erdenklichen Machtmittel. Aufgabe der obersten Heeresleitung ist es in erster Linie, die Kräfte und Stärkeverhältnisse beim Gegner richtig zu erkennen und einzuschätzen, die eigenen Kräfte dagegen abzuwägen und nach bestimmtem Plane richtig einzusetzen und auszunutzen. Jeder Teil muß dabei als Glied des großen Ganzen seine Bestimmung recht erfüllen. Zum Erfolge gehört aber auch hier schöpferische Gestaltungskraft, die dem Gegner die Handlungen aufzwingt und ihn mit immer neuen Überraschungen in Schach hält. Bei allen Kampfhandlungen aber entscheidet Zweckmäßigkeit, und die höchste Kunst besteht in der Wirtschaftlichkeit der Kriegführung, d. h. Erzielung höchster Wirkung mit Einsatz geringster Verluste. Das sind aber alles die Kennzeichen technischen Denkens, und in allen Punkten können wir mit Stolz unsere Heeresleitung, insbesondere Männer wie Falkenhayn und Hindenburg, als Meister technischen Denkens rühmen. Dem verdankt die deutsche Heeresleitung ihre bisherigen beispiellosen Erfolge, und darum bringt ihr das deutsche Volk rückhaltlose Anerkennung für das bisher Erreichte entgegen, und unerschütterliches Vertrauen für die Zukunft bis zum endgültigen Siege.

Und was für das Landheer gilt, gilt ebenso auch für die Marine. Das danken wir einem Manne, dessen klares Schauen, schöpferisches Gestalten, richtiges Abwägen und zweckmäßiges Schaffen, mit einem Worte, dessen wahres technisches Denken uns die von unserem Kaiser mit klarem Blick als notwendig erkannte, starke, so großartig bewährte Flotte geschaffen hat: das ist der Großadmiral von Tirpitz. Und für dieses erfolgreiche technische Denken hat er wie kaum ein anderer die höchste Ehrung verdient, die wir als Technische Hochschule verleihen können: den Dr.-Ing. ehrenhalber.

Die Schaffung einer Flotte ist aber nicht nur ein technisches Problem im engeren Sinne. Sie ist ebensosehr ein politisches Problem und kann daher nur voll gewürdigt werden zusammen mit ihren politischen Voraussetzungen und Wirkungen. Dies näher auszuführen, würde hier zu weit führen. Wir müssen uns zur Beantwortung der Frage, inwieweit auch hier technisches Denken von Bedeutung ist, auf kurze Andeutungen beschränken. Die Schaffung der deutschen Flotte ist nicht zu trennen von unserem Verhältnis zu England. Beide beeinflussen sich gegenseitig. Und hierbei hat sich Großadmiral von Tirpitz als klarblickender, weitschauender, richtig abwägender Staatsmann erwiesen. Er hat England von jeher richtig als unseren Feind erkannt, dem nicht zu trauen ist, besonders dann nicht, wenn er von Verständigung spricht. Denn zu einer ehrlichen Verständigung gehören als unbedingte Voraussetzung die Fähigkeit und der Wille des Verstehens. Beides aber fehlt bei England, wie ich aus eigener vielfältiger Erfahrung durch einen fast achtjährigen Aufenthalt in England bestätigen kann. England ist und wird bleiben unser Hauptfeind. Das ist die eiserne Lehre dieses Krieges. Und darum ist die Frage unseres Verhältnisses zu England eine reine Machtfrage, also ein technisches Problem in höherem Sinne. Das lehrt jeden, der sehen will, ein Blick auf die englische Geschichte. Und das hat Großadmiral v. Tirpitz von jeher richtig erkannt. Es hat sich auch hierin sein technisches Denken bewährt. Und daß er richtig gedacht hat, das lehrt allein schon die geschichtliche Tatsache des Ausbruches dieses Weltkrieges mit England als Treiber und Führer. Und wenn es noch eines weiteren Beweises hierfür bedürfte, so würde es die unverhohlene Freude Englands über seinen Rücktritt zeigen.

Dieses Beispiel führt uns nun dazu, unseren Scheinwerferstrahl auf das Gebiet der Politik, der Staatskunst im allgemeinen zu lenken."

Nach einer Darlegung über den Wert technischen Denkens für die staatliche Verwaltung führt Professor Kloß weiter aus:

„Die wahre Staatskunst soll nicht nur verwaltend und erhaltend sein, sie muß aufbauend, weitschauend sein, in die Zukunft sich erstreckend, Kräfte erweckend. Das gilt wie von der inneren, so in noch viel höherem Maße auch von der äußeren Politik.

Alle politischen Beziehungen zwischen den Völkern kommen letzten Endes auf Machtfragen hinaus, sei es rein kriegerischer Macht, sei es wirtschaftlicher Macht. Die politische Leitung eines Volkes ist also nichts anderes als ein Arbeiten mit Kräften, das heißt, wir können die Politik als technisches Problem im höheren Sinne ansehen. Wenn also eine Staatskunst erfolgreich sein soll, so muß sie sich auch den Geist technischen Denkens zu eigen machen. Sie muß also mit klarem Blick erkennen, was für Kräfte von außen der freien Entwicklung des Volkes sich entgegenstellen, und andererseits, was für treibende Kräfte im Innern an dieser Entwicklung mithelfen und -arbeiten wollen, und was für hindernde Kräfte sie erschweren. Zu dem klaren Erkennen muß aber unbedingt noch der schöpferische Wille kommen. Dazu gehört aber, daß man sich hohe, weite Ziele steckt, die in des Volkes Zukunft weisen, andernfalls bleibt die Politik in den Bedürfnissen der unmittelbaren Gegenwart stecken und begnügt sich allenfalls mit Augenblickserfolgen.

Und zum dritten muß zum Erkennen und zum Tatwillen noch die planmäßige und vorurteilsfreie Verwertung und Ausnutzung der aufbauenden Kräfte im Volke hinzukommen.

Und Gott sei Dank, wir können im deutschen Vaterlande nicht klagen über Mangel an solchen Kräften. ... Welche Summe vorwärts treibender, aufbauender Kräfte, welche Fülle tatfrohen Strebens nach hohen Zielen, welch reiche Macht schöpferischen Willens liegt hier bereit für den deutschen Staatsmann, der diesen Energievorrat sich nutzbar zu machen versteht zum Heile des ganzen Volkes. Aber wie steht es mit der planmäßigen Verwertung dieser zunächst freiwilligen Hilfskräfte? Hier ist leider bisher recht viel versäumt worden.

Fragt man nach einer Erklärung für diese merkwürdige und höchst bedauerliche Erscheinung, so kann sie meiner Überzeugung nach im Hinblick auf meine Darlegungen vielleicht knapp in die Worte gefaßt werden: Zu viel begriffliches und zu wenig technisches Denken.

Dasselbe gilt leider auch von der großen Masse des deutschen Volkes. Die meisten kennen jene Bestrebungen entweder gar nicht, oder sie kennen von ihnen nur ein vollständig schiefes Zerrbild, das sie aus einer gewissen Tagespresse gewonnen haben, die es liebt, mit billigen oder richtiger gesagt, mit unbilligen Schlagworten zu arbeiten. Solange das deutsche Volk zu einem großen Teile sich irreführen läßt durch solche Schlagworte, so lange beweist es einen bedauerlichen Mangel an der ersten Grundlage technischen Denkens: dem selbständigen Beobachten und Erkennen. Wie sind bloß immer Flottenverein, Wehrverein und Alldeutscher Verband verschrien und verketzert worden als ‚Hitzköpfe, Phantasten, Kriegshetzer'. Und was haben sie in Wirklichkeit getan? Sie haben in klarem Schauen und unbeirrtem Beobachten die an Deutschlands Unterdrückung und Knebelung stetig arbeitenden Kräfte erkannt und haben gewarnt und gemahnt, rechtzeitig der kommenden Gefahr vorzubeugen. Und wie in der eigentlichen Technik, wie wir sahen, die Wirklichkeit eine unerbittliche Prüferin der Wahrheit technischen Denkens ist, so auch in der Politik. Die geschichtliche Entwicklung deckt unweigerlich Irrtümer auf und prüft politisches Denken auf innere Wahrheit und Richtigkeit. Da ist denn, um nur ein Beispiel für viele herauszugreifen, sehr beachtenswert das Zeugnis eines Sozialdemokraten, der sich, als rühmliche Ausnahme, wirklich einmal die Mühe gemacht hat, die Anschauungen und Ziele des Alldeutschen Verbandes aus dessen eigenen Veröffentlichungen und Entschließungen kennen zu lernen und am Weltgeschehen zu prüfen, statt sie lediglich durch die Brille jener Tagesblätter anzusehen. Dieser Sozialdemokrat kommt bei der Prüfung zu dem Ergebnis, daß die alldeutschen Politiker die einzigen in Deutschland gewesen sind, die durch den Ausbruch des Weltkrieges in seinem ganzen riesigen Umfange nicht überrascht worden sind. Ebenso sagt Wilhelm Herzog, ein grundsätzlicher Gegner des Alldeutschen Verbandes, im Münchner ‚Forum' nach eingehender Prüfung: ‚Wir werden den Anspruch des Alldeutschen Verbandes, sich als das ‚Gewissen des deutschen Volkes' betätigt zu haben, nicht mehr vermessen oder auch nur überspannt nennen dürfen. Denn wir sehen in der Tat, daß es ihm als einzigem möglich war, lange vor dem Kriege die Katastrophe, ihre Rechtfertigung, alle Ahnungen und alle Argumente, die für den Krieg sprachen, in dieser Deutlichkeit zu entwickeln ... Alles, was die Alldeutschen wollen, scheint mir bis aufs Blut bekämpfenswert ... Und dennoch! Trotz allem: Diese Menschen haben recht behalten. Sie haben gesiegt. Ihre Prophezeiungen sind eingetroffen.'

So urteilen zwei grundsätzliche Gegner der Alldeutschen. Dasselbe Zeugnis muß man meiner Überzeugung nach auch dem Flottenverein und dem Wehrverein ausstellen. Sie alle haben, um in unserer Ausdrucksweise zu bleiben, technisch richtig gedacht. ...

Es wird immer gesagt: ‚Was ihr verlangt und fordert, was ihr als Ziel aufstellt, das geht ja viel zu weit! Ihr seid Utopisten! Keine vernünftige, ihrer Verantwortung bewußte Regierung kann darum eure Forderungen zu den ihren machen!'

Das ist eine falsche Logik.

Die ganze Tätigkeit der nationalen Vereine und der Vorkämpfer der völkischen Sache ist doch eine aufklärende, werbende. Sie will den Boden bereiten, auf dem dann der Tatwille einer weitschauenden Regierung das aufbauen kann, was für die Weiterentwicklung des Volkes notwendig ist. Dazu muß aber erst die große Masse des Volkes zu Verständnis und Mitarbeit gebracht werden. Auf geistigem Gebiete gilt aber ebenso wie in der Technik der Satz, daß zum In-Bewegung-Setzen einer trägen Masse eine Beschleunigungskraft erforderlich ist, also ein Überschuß über die Kräfte, die dann die eigentliche Arbeit der



Fortbewegung zu leisten haben. Darum liegt es durchaus im Sinne richtigen technischen Denkens, wenn die treibenden Kräfte der nationalen Bewegung einen Überschuß darstellen, wenn sie ihre Ziele weiter stecken, als sie vielleicht einer Regierung vorläufig für erreichbar gelten könnten. Denn nur für große und hohe Ziele kann sich ein Volk begeistern. Die Begeisterung aber ist eine der stärksten Energiequellen. Wohl dem Volk, dessen Regierung aus dieser Quelle zu schöpfen versteht.

So könnte man noch vieles anführen, um den Wert technischen Denkens auf politischem Gebiete darzutun. Nur ein Beispiel noch: das ist die seit längerer Zeit schon im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses stehende Zensurfrage. Hier stimme ich durchaus der vom Generalstabschef v. Falkenhayn in seinem bekannten Telegramm vertretenen Ansicht bei. In den trefflichen Reden der nationalen Abgeordneten im Reichstage kam klar zum Ausdruck, daß durch eine weit über die militärischen Notwendigkeiten hinaus allzu streng gehandhabte politische Zensur sich eine starke Spannung verhaltener Erbitterung entwickelt hat. Diese Spannung möchte ich vergleichen mit der Spannung in einem Dampfkessel, dem immer neue Wärmemengen (das sind die Zeitgeschehnisse) zugeführt werden, ohne daß ihm genügend Dampfarbeit entnommen wird, d. h. ohne daß die in nationalen Kreisen aus ernster Sorge um das Wohl des Reiches entsprungenen vorwärtstreibenden Kräfte nutzbare Arbeit zu leisten in der Lage wären. Ein Dampfkessel hat aber immer ein Sicherheitsventil; das ist die freie Meinungsäußerung. Wenn diese aber durch allzu scharfe Handhabung der Zensur unterbunden wird, so ist das dasselbe, als wenn das Sicherheitsventil festgebunden wird. In technischen Kreisen gilt dies als eine wenig empfehlenswerte Maßnahme. ...

Groß sind die Aufgaben, die unser deutsches Volk in diesem gewaltigsten aller Kriege zu lösen hat. Größer und schwerer noch werden die Aufgaben sein, die seiner harren, wenn es vom kriegerischen Streite den Weg wieder sucht zu friedlicher Arbeit.

Darum, du deutsches Volk, wünsch' ich dir klares Auge zum Schauen und frohen Mut zum Schaffen.

Erkenne die Kräfte, die in dir selber wohnen, scheide mit klarem Blick die aufbauenden, treibenden von den zerstörenden, aussaugenden Kräften im Innern, und erkenne klar die Kräfte deiner neidischen Feinde in der Welt. Erkenne, daß der einzelne nichts bedeutet und nur als Teil des Ganzen etwas wert ist. Und dann — zeig' schöpferischen Willen! Stecke dir hohe und weite Ziele und nutze planmäßig all deine guten Kräfte aus, um diese Ziele zu erreichen und Werte zu schaffen, die dir zu Nutz und Frommen dienen. Vergiß aber dabei nicht die Wirtschaftlichkeit! Halte die Verluste innerer Reibungsarbeit so klein als möglich, damit deine Leistungen so groß als möglich werden! Hüte dich darum vor allem vor denen, die den Klassenkampf predigen! Verschenke und verschleudere deine Volkskraft nicht an fremde Völker durch planlose Auswanderung, sondern vermehre und stärke sie durch großzügige Ansiedlung nach Art der alten deutschen Ritterorden zum Schutze deiner friedlichen Arbeit über die Grenzen unseres jetzigen Reiches hinaus, stärke vor allem die künftigen Geschlechter für die ihrer wartenden großen Aufgaben, indem du deinen heimkehrenden Kriegern gesunde Heimstätten auf eigner Scholle bereitest. Verzettele deine Kraft nicht in unfruchtbarer Schwärmerei eines verwaschenen Weltbürgertums, sondern hilf deiner guten deutschen Sache, deutschem Geist und deutschem Wesen zum Siege!

Mit anderen Worten: Laß bei all deinem Handeln dich von der Zweckmäßigkeit und Wirtschaftlichkeit für deine eigene Volksgesamtheit leiten, aber nicht für eine einzelne Partei oder einen einzelnen Stand und ebensowenig für die Interessen anderer Völker. Aber hüte dich bei dieser Rücksichtnahme auf Zweckmäßigkeit und Wirtschaftlichkeit vor dem kleinlichen Geiste, richte dich vielmehr stets nach einem gesunden, aus heldischem Geiste geborenen technischen Denken."

Ibsen als Mensch

In einem 1888 in der dänischen Zeitschrift „Tilskueren“ erschienenen Aufsatz „Ibsen in Berlin“ erzählt der Verfasser von dem begeisterten Empfang, den der nordische Dichter bei seinem Besuch in der deutschen Reichshauptstadt gefunden hatte. Ibsen, so liest man in einem Bericht des „Vorwärts“, sagte und schrieb damals, es sei sein sehnlichster Wunsch, daß „einmal die Zeit kommen möge, da er kein Fremder mehr in dem großen germanischen Hause sein werde“. Der Wunsch mag der heutigen Generation befremdlich und unverständlich erscheinen, aber man muß sich gegenwärtig halten, daß vor dreißig Jahren Ibsen und seine Dramen bei uns noch heftig umstritten waren. Das deutsche Theaterpublikum hat allerdings wohl trotz den heftigen Preßfehden, die die dramatischen Bestrebungen Ibsens auslösten, und ungeachtet des Heimatsduftes seiner Werke zu keiner Zeit das Gefühl gehabt, daß da von der Bühne herab ein Fremder in einer fremden Sprache zu ihm redete. Wie hätte der Dichter ihm auch fremd sein können, dessen Mutter-, Groß- und Urgroßmutter Deutsche waren, der in der Schule Deutsch gelernt hatte und es ohne jeden Anklang sprach, der in München seine zweite Heimat gefunden hatte.

Solange Henrik Ibsen in München wohnte, war er täglich abends zwischen 6½ und 7½ Uhr im Café Maximilian zu finden, wo er mit unfehlbarer Regelmäßigkeit am zweiten oder dritten Tischchen rechts vom Eingang Platz nahm, um, ein Glas Bier oder ein Gläschen Kognak vor sich, sofort zur Zeitung zu greifen, über die er jedoch zumeist hinaussah, wenn er nicht in starrer Unbeweglichkeit mit nach innen gekehrtem Blick dasaß, die Lippen eingekniffen, die linke Hand auf dem Schenkel, die rechte auf dem Marmortischchen ruhend, und die Finger gekrümmt, als hielten sie die Feder! Das war die Zeit, in der er die ergreifendsten jener Seelengemälde schrieb, in denen der unbestechliche Wahrheitskünder die Bühne zum Tribunal wandelte, mit unerbittlich bohrender Logik das Recht sucht und der sozialen und moralischen Lebenslüge erbarmungslos das Urteil spricht, jener Lebenslüge, mit der er den modernen tragischen Charakter schuf und ihm das Kainszeichen aufdrückte. Es ist der germanische Tiefsinn, der den nordischen Magier befähigte, die Tagesfragen, die ihm von außen zugetragen wurden, zu Lebensfragen zu vertiefen und damit dem modernen Drama zum Lichte der Bühne zu verhelfen.

Das ist die geschichtliche Bedeutung seines Werks. Wie sehr es dem Menschen Ibsen aber ernst war mit dem Programm, das der Dichter Ibsen in seinen Dramen entwickelt hat, das beweist überzeugend eine Episode, die Gunnar Heiberg in seinen persönlichen Erinnerungen an Ibsen erzählt. Es war in den siebziger Jahren in Rom, als Ibsen, der damals mit den Plänen zu „Nora“ beschäftigt war, in der Generalversammlung des dortigen skandinavischen Vereins zur allgemeinen Überraschung ganz plötzlich den formellen Antrag stellte, den Frauen das Stimmrecht zu verleihen. Man war um so peinlicher von diesem Vorgehen überrascht, als ja der Antrag praktisch vollständig gegenstandslos bleiben mußte. Aber mit Ibsen war nicht gut Kirschen essen und deshalb mußte man wohl oder übel seinen Antrag, den er mit einigen Worten begründete, zur Debatte stellen. Es folgte dann die Abstimmung, in der, wie nicht anderes zu erwarten war, der merkwürdige Antrag gegen wenige Stimmen abgelehnt wurde. Ibsen war außer sich und verlangte, daß die Abstimmung wiederholt werden solle. Und als dies als unmöglich bezeichnet wurde, trat er in starker Erregung an jeden der Anwesenden heran mit der Frage: „Haben Sie dafür oder dagegen gestimmt?“ Die meisten entzogen sich durch die Flucht der indiskreten Frage, und Ibsen verließ wutschnaubend das Lokal, um grollend sich wochenlang den Freunden fern zu halten. Aber bei dem alljährlich stattfindenden Gesellschaftsabend der Kolonie erschien er in untadeligem Gesellschaftsanzug, mit Orden geschmückt, nahm einen Augenblick Platz, stand aber dann plötzlich auf, trat an einen großen Tisch und begann angesichts der tanzenden Paare eine Rede zu halten, in der er mit

furchtbarem Ernst auseinandersetzte, daß er dem Verein einen großen Dienst habe erweisen wollen, indem er den neuen Ideen Eingang zu verschaffen versucht habe, von denen sich niemand frei machen dürfe, selbst nicht hier und in diesem Verein, in dieser, wie er sich ausdrückte, „geistigen Staubatmosphäre". Und wie war sein Geschenk aufgenommen worden? Wie ein verbrecherisches Attentat! Und welche Stellung hätten gerade die Frauen dazu eingenommen, die Frauen, für die ja doch sein Geschenk gerade bestimmt gewesen war. Sie hatten gegen ihn gewühlt und gehetzt. „Was sind das für Frauen!" schrie er. „Sie sind schlechter als die niedrigsten Geschöpfe, schlechter als der Auswurf der Menschheit, unwissend, unverständig, unmoralisch, auf demselben Niveau stehend wie die niedrigsten, die elendesten, die. . ." Hier fiel eine Gräfin in Ohnmacht und wurde hinausbefördert. Ibsen fuhr aber unbekümmert um den Zwischenfall fort und berauschte sich förmlich an seiner Beredsamkeit über die Schlechtigkeit der Menschen im allgemeinen und die Verworfenheit der Frauen im besonderen, über ihren beständigen Widerstand gegen neue Ideen, die die Menschen größer, reicher und besser zu machen bestimmt seien. Und als er fertig war, ging er hinaus, nahm seinen Überzieher und verschwand still und ruhig in der Nacht.

Zu derselben Zeit, als die technischen Erfindungen und neuen naturwissenschaftlichen Entdeckungen im Brennpunkt des allgemeinen Interesses standen, liebte es Ibsen, über diese Dinge mit einer Unverfrorenheit zu reden, die im vollständigen Mißverhältnis zu seiner sonstigen Zurückhaltung stand und um so peinlicher auf die Anwesenden wirkte, als seine Darlegungen von keiner Sachkenntnis getrübt waren. Er sprach, wie Heiberg behauptet, von Flugmaschinen und Elektrizität mit einer Sicherheit, die auf den Laien ihren Eindruck nicht verfehlte, den Sachverständigen und Fachleuten aber eine Gänsehaut über den Rücken laufen ließ. Man schwieg in peinlicher Verlegenheit und aus Schonung für den großen Dichter; aber Jens Peter Jacobsen konnte doch nicht umhin, oft bedenklich den Kopf zu schütteln, wenn sich Ibsen auf sein besonderes Fach, die Botanik, verirrte. Jacobsen lächelte dann mit seinem klugen und liebenswürdigen Lächeln und flüsterte dem Nachbar ins Ohr, daß er viele kleine Jungen kenne, die besser in der Botanik Bescheid wüßten, als der große Ibsen.

Entgegen der allgemeinen Annahme, die in Ibsen einen grämlichen, dem Verkehr abgeneigten Sonderling und Einsamkeitsmenschen sah, betont Heiberg, daß man unbeschadet des Dranges zur Einsamkeit des Hausherrn kaum ein Heim finden konnte, wo es sich so angenehm und behaglich leben ließe wie in Ibsens Haus. Ganz besonders vergnüglich war es, Ibsen im Verkehr mit den vielen alten Damen zu sehen, die sich in seinem Hause zusammenfanden. Er setzte sich zu ihnen und erzählte ihnen von seinen Erlebnissen, seinen Büchern, seinen Reisen mit einer Lebhaftigkeit, die die Zuhörerinnen entzückte.



Die Kunstausstellungen im Kriege

Je stärker man sich daran gewöhnt hat, die Kunst als Ausdruck des Lebens anzusehen, je mehr sie einem selbst mit dem Leben verwachsen, ja aus ihm heraus erwachsen ist, um so mehr meint man, die Kunstausstellungen dieses zweiten Kriegsjahres müßten einem etwas ganz Besonderes geben. Wenn man aber nun die Säle durchwandert, macht man bald die Erfahrung, daß nur wenige der Werke, die ausgesprochen Kriegerisches mitteilen, uns tiefer ergreifen, während manches Bild, das ebensogut vor zwanzig Jahren hätte gemalt werden können, uns als Zeitausdruck berührt. Und zwar als Ausdruck des Besten der Zeit, des starken und bewußten Deutschgefühls. Wir erfahren der bildenden Kunst gegenüber dasselbe, wie in der Musik der Bach und Beethoven, die uns nicht zerstreuen, sondern für die Zeitaufgaben sammeln.

Die zeitgenössische Malerei hat uns nach der Richtung hin als Bestes die Landschaft zu geben. Ich glaube, die Landschaftsdarstellung, wie sie von Eugen Bracht und Friedrich Kallmorgen mit ihren Kreisen gepflegt wird, hat jenes Empfinden vorweggenommen, das jetzt in immer zahlreicheren Deutschen stark auflebt und etwas warm Beglückendes hat. Es ist echte deutsche Heimatkunst, ein klein bißchen betont nach der Richtung des Großen im scheinbar Alltäglichen. Der lyrische Gehalt hat einen ethischen Unterton, der vom Heldischen der Malerei Eugen Brachts durch alle Stufen bis zur versonnenen Weltvergessenheit reicht. — Eine auffallende und wie mich dünkt erfreuliche Erscheinung ist auch die Zunahme von Innenbildern und Stilleben. Nicht nur, weil sich in ihnen viel tüchtige Arbeit zeigt, Freude am malerischen Können, sondern fast noch mehr, weil derartige Bilder doch eigentlich im Gedanken an die Wand des häuslichen Zimmers entstanden sind. Doch dürften die Formate kleiner werden, sie sind noch zu sehr auf die Ausstellung hin berechnet. — Vielleicht, daß der Krieg uns auch wieder etwas aus der Experimentiererei erlöst, die in den letzten Jahren die deutsche Bildniskunst so sehr geschädigt hat. Die große Ausstellung hat im ersten Saal eine Porträtgalerie zusammengestellt von Männern, die um 1870 dem deutschen Leben das Gepräge gaben. Man kann sie nach zwei Seiten hin studieren: einmal die Typen der Dargestellten, anderseits die Art der Malerei. Nach beiden Richtungen habe ich das Gefühl, als sei damals ein deutscher Typus viel klarer entwickelt, als heute. Malerisch läge dieses Deutsche in der Sachlichkeit, im Willen, die darzustellende Persönlichkeit möglichst treu ihrem Wesen vor uns erstehen zu lassen. Selbst Lenbachs so oft als willkürlicher Subjektivismus bezeichnete Art hat doch als ursächlichsten Antrieb, den Mann möglichst befreit von allem Zufälligen, gewissermaßen in seiner dauernden Bedeutung vor uns erstehen zu lassen. Ich glaube nicht, daß die so stark aufs Malerische eingestellte moderne Porträtkunst, bei der man so oft das Gefühl hat, daß der Dargestellte nur dazu da ist, um an ihm ein malerisches Problem zu lösen, in einigen Jahrzehnten noch so viel menschliche Eindruckskraft besitzen wird, wie diese Bildnisse des vorangehenden Geschlechts. Vielleicht allerdings, daß das Kriegerbildnis uns hier wieder auf einen neuen fruchtbaren Weg bringt, nicht zuletzt dank der feldgrauen Uniform, die ja einstweilen den meisten zur Klippe wird. Mit Kleidermalerei ist da nichts zu tun, so gern ich zugebe, daß das Bildnis eines Obersten, das Max Liebermann im vergangenen Jahr in der Akademie-Ausstellung zeigte, gerade durch das Grau-in-Grau seine malerischen Reize hatte. Aber es drängt doch einen jeden, von dem schlichten Kleide wegzusehen und die ganze Aufmerksamkeit dem Kopfe zu schenken. Ich kann leider nicht sagen, daß mir hier eine wirklich zwingende Leistung begegnet wäre, mit Ausnahme vielleicht von Fritz Burgers Bildnis des Generalfeldmarschalls von Bülow, das sich unverlöschbar einprägt. Auch ein abseits aufgehängtes Bildnis Mackensens von Philipp Panzer wirkt durch Lebenstreue überzeugend.

Schlimm steht's im allgemeinen um Kompositionsbilder, um so schlimmer, je mehr die Phantasie als Gestalterin aufgerufen ist. Am ehesten befriedigen noch jene Bilder, bei denen die Veranschaulichung des menschlichen Gehalts zurücktritt und auch der Mensch mehr als Staffagemittel für ein Farben- oder Lichtproblem dient, sei es nun im wechselvollen Spiel des Freilichts, wie bei Müller-Schoenefelds „Im Sommer", Edward Cucuels „Im Walde" oder in der ästhetischen Abstimmung des Innenraumes, wie auf Maximilian Schäfers „Goldener Harfe". Als wertvollste Bilder der Ausstellung nach dieser Richtung erscheinen mir hier Franz Lippischs die ruhige Größe Feuerbachs atmenden Köpfe „Herbst" und „Romagnola" und Franz Stassens aus starkem Erleben des großen Sterbens unserer Zeit entstandene „Der Tod und die Helden" und „Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag". Der Dresdner Georg Hänsel fällt durch eine gewisse dekorative Kraft auf, die in Franz Müller-Münsters „Der Reigen des Todes" zu einem weichen Mollakkord gedämpft ist. Hermann Frobenius erreicht vor allem in der „Moschee der Fischer" den Eindruck einer seltsam phantastischen Welt, wie wir uns sie als die von Tausendundeiner Nacht vorstellen. Von dem verstorbenen Ludwig Kolitz, von

dem im vergangenen Winter einige Kriegsbilder gezeigt wurden, sehen wir hier ein Kinderbildnis und den „Tanzplatz“ voll einer persönlich gearteten Farbigkeit, die trotz des dunklen Tones hohe Leuchtkraft besitzt. Hier ist auch wieder einmal ein starkes Talent übersehen worden.

Unter manchem Bilde hängt ein Totenkranz. Eine ganz breite Wand spricht von denen, die im Kriege gefallen sind. Da sind die drei vorzüglichen Landschafter Alfred Liedtke, Pau-Quente und Konstantin Tielke, der humorvolle, farbenprächtige Ernst Lübbert und der feinsinnige, stimmungsvolle Otto Walter.

In den Nebensälen verbirgt sich viel, was nicht hätte aufgenommen werden dürfen. Wer unsere Künstlerateliers auch nur oberflächlich kennt, weiß, daß dafür eine Fülle Besseres hätte herangebracht werden können. Wundern muß man sich immer wieder, wie wenig die Hängekommission darauf ausgeht, Brücken zum Empfinden der Zeit zu schlagen, auf denen dann auch der einfache, ungeschulte Kunstliebhaber zu einer stärkeren Anteilnahme am Schaffen der Künstler gelangen könnte. So hängt z. B. jetzt ganz nebenan untergebracht ein Bild des Helgoländer Hauses, in dem Hoffmann-Fallersleben vor 75 Jahren sein „Deutschland, Deutschland über alles“ gedichtet hat. Warum nicht ein solches Bild, zumal es gut gemalt ist, in seinen Stimmungswerten ausnutzen? Überhaupt von da aus dann die Anregung gewinnen, aus der vergangenen oder aus zeitgenössischer Kunst Bilder von Stätten zusammenzustellen, mit denen das deutsche vaterländische Gefühl, das jetzt höher schwingt, lebhaft verbunden ist?

Wenig ergiebig ist die Plastik. Einige gute Büsten, eine kauernde Salome von Nikolaus Friedrich, bei der man das seltene Gefühl hat, als sei das Werk aus dem Stein heraus gewachsen, habe gewissermaßen schon vorher darin geschlummert und sei, um einen Ausdruck Michelangelos zu brauchen, nur herauserlöst worden. Und dann auf der Verlustseite Eberleins ebenso hohles, wie anspruchsvolles „Phidias zeigt den griechischen Fürsten die Ostgiebelgruppe des Parthenontempels“.

Eine ganze Anzahl von Sälen sind Kriegsbildern eingeräumt. Gegenüber der großen Kriegsausstellung dieses Winters erhalten wir keine neuen Eindrücke. Dettmann fehlt, Franz Eichhorst wirkt bei häufigerem Sehen immer packender. Auch Otto Heicherts streng sachliche Berichterstattung verträgt die wiederholte Betrachtung. Hugo Ungewitters russische Darstellungen erfreuen durch die Lebendigkeit des Vortrages. Schlimm ist es, wenn ein so ganz auf die Berichterstattung angewiesener Mann, wie Hans Bohrdt, sich zu phantastischen Gesichten quält und frei nach Zedlitzens altem Napoleongedicht eine nächtliche Flottenschau der Emden in bengalischer Beleuchtung vorführt. Tiefer packt uns Julius Exters „August 1914“. Wenigstens im Mittelbild ist Klarheit und Großzügigkeit mit malerischer Wirkung zusammengekommen. Der heutige Krieg zwingt fast alle Künstler, zum Berichterstatter zu werden, und wenn der Fall Dettmann nicht wäre, müßte man daran verzweifeln, auf diesem Wege zu starken künstlerischen Erschütterungen zu kommen. Jedenfalls bringen auch die drei Säle der österreichisch-ungarischen Kriegsbilderausstellung nur ganz vereinzelte Blätter, aus denen uns ein tieferes Erleben packt. Ich rechne dazu einige Radierungen und Lithographien von Joseph Bato. Hans Beat Wielands „Verteidigung“, ein ziemlich großes Gemälde, das einige Handgranatenwerfer ganz getreu abschildert, enthüllt, wie in diesem Kriege rein wissenschaftlich-technische Erwägungen zu menschlichen Vermummungen führen, wie sie einem sonst nur im Grausen eines schweren Traumes erschienen sind.

Von ausländischer Kunst sehen wir eine kleine Sammlung schwedischer Maler. Ein ungemein lebendiges Bildnis zweier Herren von Emil Östermann und die prächtigen Winterlandschaften von Gustav Adolf Fjostad sind hervorzuheben. Von Olle Hjortzbergs Kirchenmalerei möchte man gern mehr sehen; aus den beiden kleinen Studien läßt sich um so weniger schließen, als man das Gefühl bekommt, daß die ganze Anlage auf große dekorative Wirkungen ausgeht.

Die umfangreichste Vorführung ausländischer Kunst gilt den Bulgaren. Hier in der großen Kunstausstellung sehen wir ihre große Kriegsbilderausstellung; es kommen dazu aber

noch an hundert Nummern, die im Künstlerhause des Vereins Berliner Künstler gezeigt werden. Die Kriegsbilderausstellung unterscheidet sich nicht von der der anderen Völker. Die Skizze herrscht vor, die Einzelstudie, die selbst dann leicht einen genrehaften Zug bekommt, wenn der Stoff tragisch ist. Wladimir Dimitrow fällt durch seine eigenartige Strichtechnik auf. Jaroslav Vesins „Attacke" erinnert an unsere Kriegsbilder vom Jahre 1870. Oft von prickelnder Lebendigkeit ist Boris Denew. Gute Führerbildnisse zeigen W. Krausz und Jwan Mrkwitschka. Die bulgarische Kunst ist sehr jung, und der eben erwähnte Künstler mit dem für unsere Zunge schwer aussprechbaren Namen war wohl der erste, der vor nunmehr 35 Jahren richtigen Zeichenunterricht erteilte. Er vermochte, als er damals nach Philippopel berufen wurde, kaum Modelle zu finden, weil man im Volke glaubte, daß jeder, der sich malen oder photographieren ließe, im Laufe des Jahres sterben müsse. Im ganzen Lande konnte man, wie Paul Lindenberg in seinem Vorwort zum Ausstellungskatalog des Künstlerhauses erzählt, weder Leinewand noch Farben und Pinsel erhalten. Alles mußte vom Ausland bezogen werden, und das dauerte damals monatelang, weil es keine Eisenbahn gab, die Bulgarien mit den übrigen Ländern verband. Das hat sich in den letzten Jahren wesentlich geändert. Schon 1896 wurde eine nationale Schule der schönen Künste gegründet, an der sehr vernünftigerweise eine enge Verbindung von Kunst und Kunstgewerbe — hoffen wir mit recht handwerklicher Auffassung — herrscht. Jetzt geht ein großes Akademiegebäude der Vollendung entgegen. Auch hier ist die Vereinigung und das stete Ineinanderarbeiten von Kunst und Kunstgewerbe vorgesehen, wodurch man sowohl den Künstlern den Broterwerb erleichtern zu können hofft, wie auch anderseits die Verbindung mit der bodenständigen alten Volkskunst erhalten bleibt.

Rein malerisch oder durch besonders starke persönliche künstlerische Kraft vermögen uns diese Bilder nichts zu geben; sie haben für uns mehr ethnologisches Interesse. Trachten und Gebräuche bieten in Bulgarien so viel des Fesselnden, daß es leicht begreiflich erscheint, wenn dem jungen Malergeschlecht vor allem daran liegt, diese bildnerisch festzuhalten. Soweit man aus dieser Ausstellung schließen darf, hat diese etwas nüchterne, aber sachlich treue Abschilderung des Lebens die bulgarische Kunst davor bewahrt, sich in die zahllosen mehr technischen Probleme hineinzustürzen, die in den letzten Jahrzehnten unsere Kunstentwicklung beunruhigt haben. Freilich bewährt sich hier, wie allenthalben: Persönlichkeit ist alles. Ist erst einer da, der uns wirklich etwas zu sagen hat, — das Wie wird dann kein Hindernis sein.

Karl Storck



Kriegerbücher vom Kriege

Nur mit einem gewissen Widerstreben greift man zu, wir hören und lesen ja täglich so viel vom Krieg. Aber hat man sich erst einmal ans Lesen gemacht, so kommt man nicht mehr los. Wenigstens bei den Büchern, die von Kriegsteilnehmern stammen. Es ist eigentümlich: Der Ausschnitt, den heute ein Kriegsteilnehmer zu sehen bekommt, ist im Vergleich zum Ganzen winzig; was der einzelne Mann berichten kann, gibt kaum einmal einen Anhaltspunkt für das Weltgeschichtliche des Geschehens. Und doch ist dieses Einzelerleben Geschichte. Es ist nicht nur das Ungeheuerliche, was auf den einzelnen eindringt, nicht sein Aufgewühltsein bis ins letzte, was diesen Büchern eine so zwingende Macht verleiht, es ist vielmehr das Ausgeschaltetsein des Gewohnten, des scheinbar allgemein und dauernd Gültigen. Die Seele dieser Menschen gehört nicht mehr den Behausungen, in die sie gebunden ist, und so atmet uns aus im Grunde kleinen Geschehnissen, die dieser Zeit zur Alltäglichkeit geworden sind, ein Ungeheures, Unfaßbares entgegen. Das wirkt auch auf die

Darstellung ein. Je weniger der Verfasser eines solchen Buches „literarisch“ will, um so stärker wirkt er. Aber mit den größten Kunstwerken teilen diese in technischer Hinsicht zum Teil unzulänglichen Werke, daß über den Inhalt hinaus das persönliche Menschentum des Verfassers wirkt.

Es ist sehr schwer, das kritisch abzuwägen. Wollte man selber einem Dritten den Inhalt der Bücher vermitteln, man müßte sich ständig wiederholen. So aber, vom Urbild empfangen, wirken die gleichen Vorgänge grundverschieden. Freilich, nicht allen diesen Büchern fehlt der Anreiz des spannenden Inhalts. Eines darunter beweist den alten Satz, daß das Leben immer noch romantischer ist, als der keckste Erfinder. Der „Fremdenlegionär Kirsch“, dessen abenteuerliche Fahrt „von Kamerun in den deutschen Schützengraben in den Kriegsjahren 1914/15“ Hans Paasche aufgezeichnet hat (Berlin, August Scherl, ℳ 1.50), hat ein so absonderliches Schicksal hinter sich, wie es keiner der Buchindustriellen zu gestalten wagte oder vermochte, für die der Krieg nur ein Ausbeutungsfeld für abenteuerliche Geschichten ist. Dabei ist alles Wichtige dokumentarisch belegt, und auch wo das nicht der Fall ist, spürt man in der ganzen Erzählung die lautere Wahrheit.

Kirsch war in Lagos bei der Werft angestellt, auf der die Barrdampfer ausgebessert werden. Größere Arbeiten dagegen, zu denen ein Dock notwendig ist, können in Kamerun nur auf den Docks von Duala ausgeführt werden. Dazu war er im Mai 1914 abgesandt worden. Hier wird er vom Krieg überrascht. Kirsch wird auf einem Schiff Maschinist, das die hohe See zu gewinnen sucht. Eine Negermeuterei an Bord zwingt das Schiff zur Landung. Bei dieser gerät es auf eine Untiefe, kommt nicht los und wird die Beute eines englischen Kriegsschiffes. So kommt er in englische Kriegsgefangenschaft nach Accra. Nun setzt das eigentlich Abenteuerliche ein: die Flucht aus dem englischen Gefangenenlager durch den afrikanischen Busch hindurch, bis er den Franzosen in Dahome in die Hände fällt. Seine Kenntnis der französischen Sprache erlaubt ihm, sich als französischen Schweizer auszugeben; er kommt als Kohlentrimmer von Kotonou nach Dakar in Senegambien. Da er nur von dem einen Gedanken beseelt ist, der Heimat näherzukommen, läßt er sich für die Fremdenlegion anwerben. Über Casablanca wird er nach Bordeaux gebracht und wird dort dem ersten Fremdenregiment zu Bayonne zugeteilt. Ein erster Fluchtversuch in die Pyrenäen mißlingt; eine kleine Liebschaft bewahrt ihn beim Kriegsgericht vor dem Schlimmsten. Er kommt nach Lyon, und da er einer Maschinengewehrabteilung zugeteilt wird, nach dem Schießplatz von La Valbonne. Ein als Rumäne eingetretener Regimentskamerad Pintea entpuppt sich als Österreicher Pinter, und von nun ab sind es ihrer zwei, die nach den deutschen Linien streben. Ein Fluchtversuch nach der Schweiz muß aufgegeben werden; gut gespielte Trunkenheit läßt den Versuch als harmlos erscheinen. Dann kommen sie in die französischen Schützengräben in der Nähe von Reims. Hier bei Prunay lief Kirsch im Januar 1915 während der Winterschlacht in der Champagne in den deutschen Schützengraben über. Heute trägt er das mit dem Eisernen Kreuz geschmückte deutsche Marinekleid.

Ein helläugiger, kluger und tüchtiger Mensch ist dieser Kirsch, von aller Ruhmredigkeit frei, eine durchaus sachliche Natur. So fällt für den nachdenklichen Leser in Nebenbemerkungen manches Fruchtbare ab. Für die Zukunft wird man sich merken, was über die Beteiligung der Tschechen auf französischer Seite erzählt wird. Die Schilderung von der Zuversicht der Franzosen zeigt, welch geringer Mittel es bedarf, die Volksmeinung „irrezuführen“. Es tut da immer gut, manches auch von der anderen Seite anzusehen. So erkennt man, wie gerade bei der Gemütsverfassung der Franzosen die Fremdenlegion eine Einrichtung ist, die das Volk immer wieder in den Wahn wiegt, die ganze Welt dränge Frankreich sich zu als dem Hauptvorkämpfer der Freiheit.

An spannendem Inhalt diesem Buche am nächsten steht das Kriegstagebuch „U 202“ von Kapitänleutnant Freih. von Spiegel. (Berlin, August Scherl. Geh. 1 ℳ, geb. 2 ℳ.)

Wie ausdrücklich im Vorwort betont wird, ist dieses Kriegstagebuch komponiert, insofern nicht Erlebnisse eines Bootes erzählt werden. Aber Wahrheit und Sachlichkeit enthalten auch diese Berichte. Sie beleben unsere recht phantastischen Vorstellungen von der geheimnisvollen Waffe mit gründlicher Anschauung und werden für die Mehrzahl der Leser vor allem ganz neue Aufschlüsse bringen über die Gefahren, die dem U-Boot von den Gegenwaffen drohen. Die Tonart ist frisch und steigert sich zu packender Eindringlichkeit.

Die Kriegserinnerungen im engeren Sinn führen uns nach den verschiedenen Kriegsschauplätzen. Fritz Droop, der als Lyriker einen guten Namen hat, bringt Bilder und Szenen „Aus dem Vogesenkriege“ (Straßburg, Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt; geheftet 3 ℳ). Der Verfasser hat als Unteroffizier im 2. Mannheimer Landsturmbataillon die Kämpfe westlich von Mülhausen im Winter 1914/15 mitgemacht und hat dem Kampf am vielgenannten Hartmannsweilerkopf und am Lingekopf so nahe beigewohnt, daß er auch hier Selbsterlebtes gibt.

Droop ist Kulturhistoriker und versucht alle Ereignisse unter einem höheren Gesichtswinkel zu betrachten. Seine Schilderungen sind anschaulich, und er beobachtet die schwierigen elsässischen Verhältnisse scharf und zutreffend. An einer Stelle freilich habe ich ein Fragezeichen gemacht. Droop erzählt, daß die Franzosen uns in der Kenntnis des Vogesengeländes, auch des deutschen, überlegen sind. Die Alpenjäger „kennen die Saumpfade und Schleichwege, die auf unseren Generalstabskarten fehlen und freuen sich der Hilfe, die die guten Deutschen ihnen zur Erreichung dieses Zieles geleistet haben. Erst im Kriege hat man eingesehen, wie gefährlich es war, den größten Teil des Vogesenjagdgebietes den Franzosen zu überlassen. Jahr um Jahr haben elsässische Großindustrielle ihre französischen Freunde, die fast immer Offiziere waren, eingeladen, ohne zu bedenken, daß sie dadurch der Spionage in weitestem Maße Vorschub leisteten. Das Gewehr war den Gästen bei ihren Erkundigungsfahrten meistens Nebensache. Dafür trugen sie desto mehr photographische Apparate und Skizzenbücher bei sich.“ Unsereinem, der schon vor achtzehn Jahren und dann häufiger wieder auf diese Tatsache öffentlich hingewiesen hat und dafür oft genug angepöbelt worden ist, fällt es schwer, seinerseits den guten Glauben an die Gutgläubigkeit der Einlader aufzubringen. Hunderte braver Deutscher aber haben mit ihrem Leben die sträfliche Schönfärberei der elsässischen Regierung bezahlt. Sie wollte Gutes berichten und hat sich nie an das in seinem Kern durch und durch gute Volk gehalten, sondern immer an die Notabeln. Die Dummheit wird nie gefährlicher, als wenn sie vom Kastenhochmut genährt wird.

Im zweiten Teil des mit 21 guten Bildern geschmückten Buches ist das Tagebuch eines Sulzerner Bürgers mitgeteilt, aus dem hervorgeht, daß auch unter den Altelsässern die Zahl derer zugenommen hat, die über die Noblesse der Franzosen jetzt etwas nüchterner denken.

Fast den Charakter eines fortlaufenden Tagebuches, wenn auch ohne dessen Abteilung in tägliche Eintragungen, hat der stattliche Band „Das erste Jahr“, Aus den Erinnerungen eines Kriegsfreiwilligen, von Walter von Rummel (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung; geb. 3 ℳ). Der Verfasser ist ein guter Vierziger, der als Artillerieleutnant die schweren Kämpfe im Gebiet von St. Mihiel mit durchgehalten hat. Er weiß auch von den Leuten manchen handgreiflich vor uns hinzustellen. Ein kleines Bildchen nur aus dem Leben der Barbaren in den verschiedenen Unterständen. Der Verfasser spricht von den verschiedenen Kunstgenüssen und rechnet unter die besseren einen häufig am Fernsprecher erhaschten. „Der Telephonist irgendeiner Station ist im bürgerlichen Leben Opernsänger, und zu der Zeit, wo er Stäbe und Offiziere so ungefähr bei Tische oder der Abendunterhaltung weiß, singt er, singt ganz gegen alle Kleiderordnung in das heilige Hörrohr des K. Diensttelephons, singt aber so gut und schön, daß ihm auch kaum ein zufällig zur Mitwissenschaft kommender Vorgesetzter viel zuleide getan haben wird. Da sitzt er in einer zugigen, schlecht erleuchteten Spelunke und singt und singt. Und auf einmal ist Wärme und Licht da. In all den ärmlichen



Gelassen, den höhlenartigen Unterständen aber sitzen seine Kameraden am Hörer und lauschen atemlos."

Stärker greift zu, dafür aber auch erschüttert uns um so mehr der Oberleutnant E. Blumenthal in seinem Büchlein „Des Krieges Gesicht. Mit dem Sieger von Longwy" (Oldenburg, Gerhart Stalling; ℳ 1.20). Er steht bei der schweren Artillerie. Es sind rheinische Jungens. „Mit solchen Kerlen, wie es die unsrigen sind, holt man den Teufel aus der Hölle. Man kann stolz sein als Offizier, daß man ein solches Menschenmaterial führen darf. Gehorsam, willig, fleißig, gutmütig, bis zur Frechheit mutig und immer voller Witze. Die alten Reserven sind immer noch dieselben Kindsköpfe wie damals in der aktiven Zeit. Sie haben sich wenig verändert, — der Pitter, der Jupp und wie sie alle heißen. Und immer die große Klappe, wenn's auch noch so dreckig geht." Und es geht oft genug dreckig. Überfälle in Dörfern, wo der Tod wahnsinnig in der Enge der Gassen um sich schlägt, dann die furchtbaren Eindrücke von den mörderischen Schlachten.

Der Verfasser hat den Mut, das Schauerlichste anzusehen und erspart auch dem Leser die Wirkungen nicht. Er ist übrigens ein echter deutscher Offizier, beobachtet rasch und sicher und spricht sachlich und klar. Er ist voller Liebe zu seinen Leuten. Einzelne Bemerkungen muß ich noch herausgreifen. „Ich habe 17 Monate inmitten unserer Lanzer gelebt und glaube ein Urteil zu haben auch über diesen Teil der Kriegshandlung. Kein Soldat in der Welt ist so wenig zu Übergriffen oder Plünderung aller Art veranlagt, wie der deutsche Soldat. Dazu ist er viel zu gemütlich, zu fromm und zu gebildet. — Wie sich der deutsche Soldat aus Not wehrt, so nimmt er auch nur aus Not und Bedürfnis." In der Truppe ist das Wort geprägt worden von dem „verfluchten Heldentod". Auch hierin „kommt ein gewisser grober Humor zutage; ein solches Wort und der Ton, in dem es gebraucht wird, ist auch nur unter deutschen Soldaten möglich. Eine solche Truppe braucht vor dem Angriff keinen Rotwein und keinen Absinth." Jenen edlen Seelen, die uns jetzt schon wegen Amerika so gut zureden, sei folgende Stelle ins Stammbuch geschrieben: „Die französische Munition wurde erst später besser, als Amerika sich mehr und mehr zur ‚Neutralität' emporschwang. Wenn man daran denkt, wird einem ganz anders zumute, und Schande soll über die kommen, die jemals vergessen, wieviel brave Kameraden von den amerikanischen Neutralitätsbeweisen zerfetzt wurden. Vergeßt der teuren Toten nicht, vergeßt aber auch nicht diejenigen, die unsere treuen Kameraden morden halfen. Wie in allen Dingen, so reichte bei den Verbandsgenossen auch Organisation und Technik nicht aus, um genügend gute und brauchbare Munition herzustellen. Wir wissen's genau. Erst kamen alte Gußeisenwalzen, mit Schwarzpulver geladen, die flogen in drei, vier Stücke, und der Gestank war das ärgste daran. Auch alte Blechtöpfe, mit Kugeln gefüllt, ähnlich großen Konservenbüchsen, die Schrapnells vorstellen sollten, sandte man uns. Eine Ausnahme davon machte nur die französische Feldartilleriemunition zum größten Teil. Aber bei allen größeren Kalibern war es mit der Munition schwach. Von den Granaten krepierte die Hälfte nicht, und die Brennzünder sprangen, wo sie wollten, nur nicht, wo sie sollten. Aber dann kam Stahlguß, Hartguß, brisante Sprengladung, gute Zünder — Amerika griff in den Kampf ein! Wir haben es durchgemacht — unsere Kameraden haben es am eigenen Leibe gespürt; wir wollen's im Gedächtnis behalten."

Von den Kämpfen in den Karpathen und dem Vormarsch in Galizien erzählt Helmut Ungers „Sturm im Osten" (Chemnitz, Gottlob Koezle, 1 ℳ). Die lyrische Hochstimmung, von der das Vorwort zeugt, geht durchs ganze Buch. Der Verfasser ist eine Poetennatur mit wachem Sinn für feine Stimmungen und klein umrahmte Bilder. Doch weiß er auch ein gewaltiges Erleben spannend und eindrucksvoll zu gestalten. So den Übergang über den Dnjestr, wo es gerade die kleinen Episoden sind, die die ganze Schwierigkeit dieses Unternehmens kennzeichnen. Es ist schauerlich, wie in diesem Kriege der modernste Maschinenkampf mit allen Listen und Schlichen des Einzelkampfes sich verbindet, als wäre die Phantasie

vollgesogen mit Bildern aus alten Chroniken und wütenden Guerillakämpfen. So wenn hier die Russen den Fluß in einem Bette hinter dem Wehr gestaut hatten und dann plötzlich die kalten Wogen gegen die übersetzenden Truppen losließen.

Stärker ist noch der Schriftsteller in Kurt Mayer-Leiden, der seine Kriegsbilder unter dem Titel „Flammender Osten" gesammelt hat (Berlin, Egon Fleischel. 2 M). Der Verfasser hat als Munitionsoffizier Zeit und Muße gefunden, diese Bilder im journalistischen Dienst einer Zeitung zu schaffen. Etwas vom Kriegsberichterstatter haftet ihm auch an, aber er ist eben doch Soldat, weiter vorn dabei, in den Ereignissen selbst. Seine Neigung zu allgemeineren Beobachtungen über Land und Leute ist von guter Beobachtungsgabe unterstützt. Was er über die Juden in Polen sagt, verdient Beachtung. Sehr zu wünschen wäre, daß jene, die immer noch mit dem plötzlichen Aufhören des russischen Widerstandes rechnen, sich hier einmal belehren ließen, daß die althergebrachte Beurteilung des russischen Heeres oder gar der russischen Organisation nicht mehr aufrechtzuhalten ist.

Wieder aus ganz anderem Gesichtswinkel heraus hat Paul Langenscheidt sein Buch „Soldatenherzen" geschrieben (Berlin, B. Langenscheidt. 2 M). Er war Kommandeur einer Sanitätskompagnie in Ost und West und hat so viele Tausende in den schwersten Stunden ihres Lebens gesehen. Außerdem hat er Monate hindurch die offen einzuliefernden Briefe der Soldaten überprüft. Er hat also reiche Gelegenheit gehabt, Einblick in die Herzen zu gewinnen. Langenscheidt hat einen guten Ruf als Romanschriftsteller, als der er keck vom Leben aufgeworfene Probleme erfaßt und, wenn auch nicht eben dichterisch, so doch menschlich warmherzig und sicher charakterisierend durchführt. Als guter Beobachter, mit scharfem Blick fürs Episodische, erweist er sich auch hier. Der Inhalt der ersten Hälfte des Buches wird dadurch etwas bunt. Wirklich packend ist hier der Durchbruch der deutschen Division unter Litzmann durch die umzingelnden Russen Ende November 1914 geschildert. Auffallenderweise hat der Verfasser, der im wesentlichen Herzensdokumente geben will, den erschütternden Brief eines sterbenden Gardegrenadiers „in freier Form" ausgestaltet, desgleichen den Brief einer Mutter an ihren Sohn zu einem Gedicht verarbeitet.

Das hört in der zweiten Hälfte des Buches glücklicherweise auf. Auch wo die Beobachtungen zu freier Charakteristik von Typen verdichtet werden, wie bei der Schilderung des Offizierkorps, fühlt man die Fülle des wirklich Gesehenen und scharf Erfaßten. Daß da nicht schöngefärbt wird, ist ein besonderer Wert. Diese Schönfärberei braucht unsere Armee nicht; gäbe es nicht die Ausnahmen, man merkte gar nicht, wie wunderschön die Regel ist. Besonders tiefe Aufschlüsse über die Art des Empfindens geben dann die aus Tausenden von Briefen herausgeholten und schlicht verarbeiteten Bemerkungen der Mannschaften. Ziemlich zu Anfang dieser Ausführungen steht folgende Stelle: „Mögen alle die, die sagen, der Krieg verroht, aus diesen Blättern sehen, wie unsere Leute in die Heimat schreiben, um Bilder bitten, sich um das geringste sorgen, wie sie in Feindesland die Blumen hegen, die siechen Feinde pflegen, die Gräber schmücken, von neuem gelernt haben, an einen großen, guten, barmherzigen Gott zu glauben, wie sie trotz Sorge und Not, trotz Krankheit und Tod doch trösten, hoffen, ihr kleines Glück zurückstellen vor dem einen Gedanken: Deutschland über alles! — mögen jene das alles sehen und dann werden sie ihr Urteil ändern müssen."

Der Krieg als Gefühlsauslöser. Ich hoffe, daß wir davon nach dem Kriege den stärksten seelischen Gewinn haben werden. Eine Bemerkung möchte ich noch hierherstellen für jene, die nicht zum Lesen des Buches kommen, weil sie für manchen zu Hause eine beherzigenswerte Mahnung enthält. Sie betrifft das Eiserne Kreuz, mit dem nicht allzusehr gekargt wird, so daß es die Offiziere allmählich fast alle bekommen: „Aber nun verschiebt sich die Sache doch immer mehr so, daß es normal ist, es zu haben, und peinlich, es noch zu erwarten. ‚Was hat denn der X. ausgefressen, daß er das Kreuz noch nicht hat?' Und dann kommt eins hinzu, was die undekorierten Herren nervös macht: Das Ewigweibliche! Die Frauen daheim werden

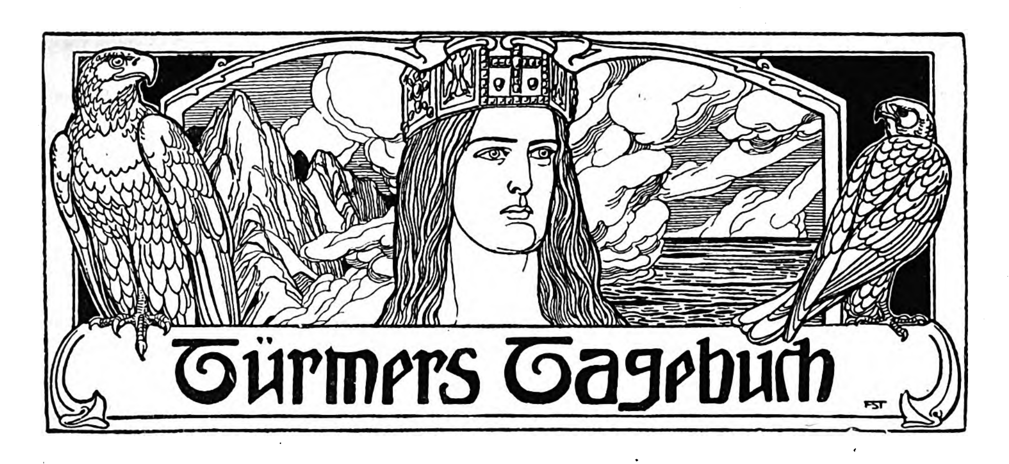
auffässig, und nach Frauenart verschweigen sie es nicht. ‚Leutnant K. hat das Eiserne Kreuz bekommen, warum hast du es denn noch nicht?‘ Daß sie ihren Männern mit der kränkenden Frage, dem unausgesprochenen Vorwurf das Herz doppelt schwer machen, das vergessen sie. Es sind nicht Einzel-, es sind Dutzende von Fällen, in denen Offiziere mir das beichteten. Ich kenne einen von der Reserve, der sich als Führer einer Klonne, an Ischias krank, wochenlang über die Landstraße fahren ließ, um sich das schwarz-weiße Band zu erzwingen. ‚Ich darf ohne das Kreuz nicht zu meiner Frau zurück.‘ Und wenige Tage, ehe er es in den Gefechten an der Weichsel bestimmt erhalten hätte, brach er zusammen.“

Ganz sprühendes Leben, leidenschaftliche Anteilnahme an den wildbewegten Geschehnissen, in denen er steht, trunken fast von der Fülle des zuvor nie Geschauten, nie Empfundenen, ist Erwin Berghaus’ Buch „Vier Monate mit Mackensen“. Von Tarnow-Gorlice bis Brest-Litowsk (Stuttgart, Julius Hoffmann. 1 ℳ). Auch dieser ein Artillerist. Von der Furchtbarkeit der Kämpfe im Mai 1915 gibt dieses Buch ein so packendes Bild, wie ich es sonst nicht gefunden. Dabei ist es großzügig und von dem wilden Tempo jener Tage erfüllt.

Wir wollen nicht gleich völkerpsychologische Folgerungen daran knüpfen, daß das einzige österreichische Büchlein, das in der Reihe steht, ein so ganz anderes Gesicht trägt. „Wir von der Südfront.“ Ernstes und Heiteres aus den Kämpfen in Serbien und am Isonzo von Dr. Wilhelm Winkler (Wien, Manz. 1 ℳ). Wohl sagt auch er: „Die Seele des Schützengrabens ist nüchtern, unpathetisch.“ Aber was der Wiener nüchtern nennt, ist für den Norddeutschen schon auf Stimmung bedacht. Der Verfasser hat diese Bildchen meistens noch im Felde als Oberleutnant der Infanterie in sein Tagebuch geschrieben, aber Bildchen sind’s doch geworden, nicht impressionistische Skizzen. Sie sind sogar meistens bereits gerahmt.

K. St.





Der Krieg

Was unsere Brüder an sämtlichen Fronten in diesen Schicksalstagen für uns aushalten, anspannen, opfern, dem läßt sich mit Worten ja ebensowenig danken, wie es mit Worten zu schildern wäre. Wir danken ihnen auch nicht, wenn wir sie nur mit Worten feiern. Was immer wieder von der Front zu uns herüberschallt, das ist im Grundton: „Spart mit wohlfeilem Lobe, bleibt nur selbst fest und aufrecht! Stöhnt nicht und zagt nicht! Steht euren Mann gegen den inneren Feind, den undeutschen, unfreien, unstolzen Geist, wie wir den äußeren euch vom Leibe halten!“

Es wird wohl wahr sein, daß wir im Augenblicke auf einem gewissen Höhepunkte des gigantischen Ringens angelangt sind. Eines nun zwei Jahre währenden, in der Weltgeschichte, die doch schon manches gesehen hat, beispiellosen Ringens. Und es geht um uns, um unsere Zukunft. Empfindet unser Volk das? Sind wir der Stunde würdig? Diese Fragen werden hier und da in der Presse aufgeworfen und finden — leider! bestätigt die „Kreuzztg.“ — vielfach eine verneinende Antwort. In einem süddeutschen Blatte wird darüber gesagt: „Am Sonntag kam in ein Gasthaus der Tagesbericht von dem Angriff der Engländer. Es saßen, wie es am Sonntag so ist, Männer und Frauen beim Trunk. Das gedruckte Blatt wurde von manchem gelesen und wieder weggelegt. Die Rede ging weiter vom Fleisch, von Eiern und Kartoffeln. Niemand spürte, daß er im Sturm der Weltgeschichte saß.“ Ein Kieler Blatt nimmt die Klage auf. In einer Berliner Lokalzeitung findet ein Offizier Worte berechtigten Unwillens über das Treiben, das er auf einem nächtlichen Dienstwege durch die Friedrichstraße zu beobachten Gelegenheit hatte und das in so krassem Gegensatz zu dem Ernst der Zeit und den schweren, blutigen Kämpfen im Felde gestanden habe. „Nun wäre es gewiß falsch, aus solchen Beobachtungen zu folgern, daß das deutsche Volk gegen die Vorgänge an der Front teilnahmlos und gleichgültig geworden wäre. Namentlich der Fremde, der unsere Veranlagung nicht kennt, könnte da leicht zu irrigen Annahmen kommen. Der Deutsche ist ein Mensch schweren Geblüts, dem das Herz im allgemeinen nicht auf der Zunge sitzt, und der seine innersten Empfindungen nicht so leicht an

die Öffentlichkeit bringt. Das Pathos liegt uns fern. Aber dennoch steckt in jenen Klagen ein berechtigter Kern. So ganz durchdrungen von der Größe der uns gestellten Aufgabe, so ganz ergriffen von dem Gedanken, in einem Kampf ums Dasein zu stehen, und deshalb auch so ganz beherrscht von dem Willen zu siegen ist unser Volk in allen seinen Teilen und in jedem seiner Glieder heute nicht mehr. Der Alltag hat sein Recht gefordert. Die unmittelbare Gefahr, die bei Kriegsausbruch wie elektrisierend wirkte, ist gebannt. Nur hier und da noch dringt der ferne Geschützdonner bis in die heimischen Fluren. So begreiflich also dieser Zustand der Volksseele bis zu einem gewissen Grade ist, so unerwünscht ist er doch. Das Volk wird siegen, das die stärksten Nerven hat, ist von berufener Seite gesagt worden. Es ist nur eine Folgerung daraus, wenn wir den Sieg demjenigen zusprechen, der bis zuletzt den Willen zum Siege hat."

Wenn dann gesagt wird, „die leitenden Stellen könnten von einer gewissen Mitschuld an der Entspannung der Volksstimmung nicht freigesprochen werden", so stoßen wir hier auf eine der traurigsten Erscheinungen im ganzen Kriege. An dem festen Willen, seine Lebens- und Entwicklungsnotwendigkeiten durchzukämpfen, und an der festen Zuversicht, daß dies gelinge, sei zwar nach wie vor kein Zweifel. „Aber darum ist bedauerlich, daß durch die gereizte Erörterung über die Kriegsziele Zweifel daran vor dem Ausland entstehen. Auch dafür ist es schädlich, wenn durch die ungenügende Antwort der ‚Nordd. Allg. Ztg.' auf die Rede Scheidemanns ein Widerspruch zwischen den Reden des Reichskanzlers im Reichstage und diesen Behauptungen des sozialdemokratischen Führers entstand, der bisher noch nicht beseitigt ist. Ebenso ist nach innen und außen schädlich, wenn in der erneuten Formulierung der Kriegsziele in der ‚Nordd. Allg. Ztg.' (8. Juli) zwar Rußland, aber weder England noch Frankreich erwähnt werden, das Wort Belgien mit Absicht vermieden wird und die Formulierung der Kriegsziele nach Westen rein negativ ist.

Aus allen diesen Erörterungen ist eine Verwirrung und Gereiztheit entstanden, die auf die Erhaltung des Kriegs- und Siegeswillens unseres Volkes direkt herabdrückend einwirkt, und die Behandlung dieser Fragen durch die Regierung erweckt im Auslande den Eindruck, als traue sie und das Volk sich die Formulierung fester Kriegsziele nicht zu, weil Deutschland der eigenen Kraft im Grunde doch nicht traue. In diesen Wochen, da militärisch alle Fasern und Nerven angespannt werden, ist das noch nachteiliger, als es bisher im Kriege schon war. Gerade jetzt brauchen wir vielmehr eine freie Erörterung, brauchen wir die großen einigenden Gedanken, die die Regierung auszusprechen und vorzuzeigen hat. Wir sehen diesen Zusammenhang zwischen Krieg und Politik, der uns in dieser Phase unseres Existenzkampfes am bittersten not tut, in der Haltung und in den Äußerung unserer Regierung aber nicht, und der Hinweis auf die ‚Verteidigung des deutschen Volkes, seiner Freiheit und seiner Zukunft' als den innern Sinn dieses großen Kampfes sagt heute bereits zu wenig. Diese Aufgabe der unmittelbaren Verteidigung ist seit dem Frühjahr 1915 erfüllt. Seitdem wurde es immer dringender notwendig, die militärische Aktion in den Dienst bestimm-

ter großer politischer Ziele und Pläne zu stellen. Von Monat zu Monat ist die Sorge gewachsen, daß dieser Zusammenhang nicht vorhanden ist, und aus dieser Sorge erklärt sich die Bewegung, die jetzt in verschiedenster Form durch unser Volk hindurchgeht. Ein unerschöpflicher Vorrat an Schwung und Willen ist in unserem Volke auch nach diesen schweren zwei Kriegsjahren noch vorhanden; warum macht ihn sich die Leitung unseres Reiches nicht zunutze in einer Lage, in der die Gegner zum ersten Male mit einheitlich gelenkter Kraft gegen uns anstürmen?"

Aber — was spielte sich ab?

Der am 25. Juni in Chemnitz versammelte Vertretertag der Nationalliberalen des Königreichs Sachsen hatte nach einem Vortrage des ersten Vorsitzenden der Landespartei, des Leipziger Historikers Geh. Hofrat Prof. Dr. Erich Brandenburg, einstimmig eine Entschließung angenommen, von der das „Leipziger Tageblatt" behauptete, daß sie nicht im Gegensatz zu der Politik des Herrn v. Bethmann Hollweg, sondern unter Anerkennung der für diese Politik sprechenden schwerwiegenden Gründe gefaßt worden sei. Vierundzwanzig Stunden später mußte das „Leipziger Tageblatt" eine Darlegung des Prof. Dr. Brandenburg bringen, die in entscheidenden Punkten den Deutungsversuchen des Blattes widersprach. „Als entscheidend für unsere Haltung gegenüber der gesamten Leitung der Reichspolitik", erklärte Geheimrat Brandenburg, „erschien die große Frage der Kriegsziele. Rücksichten der inneren Politik, wie sie vielleicht auf manchen einen mehr gefühlsmäßig wirkenden Einfluß üben, können im gegenwärtigen Zeitpunkt keine ausschlaggebende Rolle spielen. Solange der Krieg dauert, sind diese Fragen vertagt, und es ist meine und vieler anderer feste Überzeugung, daß nach dem Frieden kein leitender Staatsmann, von welcher Seite er auch herkommen möge, es wird wagen können, die notwendige Neuorientierung der inneren Politik zu unterlassen. Gegenwärtig brauchen wir einen Staatsmann, der uns einen unsere Zukunft sichernden, den gewaltigen Opfern entsprechenden Frieden schafft. Darauf allein sieht das ganze deutsche Volk, und danach allein, wie er diese Aufgabe löst, wird es auch den jetzigen Reichskanzler beurteilen. Wir alle wünschen den Frieden und das Ende der furchtbaren Blut- und Geldopfer, die wir bringen. Aber ein Friede ohne dauernde Sicherung gegen unsere Feinde bedeutet ja nur einen Waffenstillstand und würde uns zwingen, in kurzer Zeit von neuem und wahrscheinlich unter noch ungünstigeren Bedingungen zu kämpfen. Alles dreht sich heute um die Frage: Dürfen und können wir zu Herrn v. Bethmann Hollweg das feste Vertrauen haben, daß er alle seine Kraft daran setzen wird, nicht eher Frieden zu schließen, als bis diese dauernde Sicherung erreicht ist?

Wir wissen bisher nichts Positives von dem, was der Reichskanzler erstrebt. Was er darüber im Reichstag gesagt hat, ist lediglich negativ: er will die von uns besetzten polnischen und kurländischen Gebiete nicht wieder unter Rußlands Herrschaft fallen lassen, und er will an unserer Westgrenze den früheren Zustand nicht wiederhergestellt sehen. Was an beiden Stellen geschehen soll, darüber hat er bisher geschwiegen. Wir begreifen es an sich durchaus,

daß ein leitender Staatsmann sich nicht gern durch bestimmte Äußerungen festlegt, bevor die Entscheidung der Waffen endgültig gefallen ist. Aber ist das in diesem Falle wirklich berechtigt? Unseren Feinden gegenüber ist der Reichskanzler schon festgelegt durch seine Erklärung, daß er das keinesfalls tun will, was sie als unerläßliche Voraussetzung des Friedens betrachten: die alten Grenzen und die alten staatsrechtlichen Verhältnisse wiederherstellen. Fühlt er sich des Erfolges etwa sicher genug, um das sagen zu können, ohne die Befürchtung, etwas davon zurücknehmen zu müssen, so kann er auch sagen, was er mit diesen Gebieten zu tun gedenkt; nicht im einzelnen natürlich, aber in den Grundlinien.

Bevor wir wissen, welches dieser Ziele unsere Reichsregierung verfolgt, können wir keine endgültige Stellung zu ihrem jetzigen Leiter nehmen. Der Chemnitzer Parteitag war ebenso wie der Zentralvorstand in Berlin einmütig der Ansicht, daß unser militärischer und wirtschaftlicher Machtbereich nach Westen und Osten ausgedehnt und unser Kolonialreich auf festere Grundlagen gestellt werden müsse. Geschieht das nicht, so stehen wir nach dem Kriege schlechter da, als vorher. Neue selbständige Staaten an unserer Ost- und Westgrenze würden notwendig zu Verbündeten unserer Feinde werden, was auch eine mit Gefühlsillusionen arbeitende oder von starren Grundsätzen ausgehende politische Anschauungsweise davon erhoffen mag. Bevor wir nicht wissen, wie Herr von Bethmann Hollweg über diese Fragen denkt, können wir ihm gegenüber keine andere Haltung einnehmen, als die einer abwartenden Zurückhaltung. Wir hoffen und wünschen noch immer, daß er im stillen entschlossen sein möge, auch hier das zu tun, was wir für unbedingt notwendig für die Voraussetzung eines längeren Friedens und einer gedeihlichen Entwicklung unseres Wirtschaftslebens halten, und daß wir ihm dann mit vollem Herzen werden folgen können. Wir müssen aber gestehen, daß manche seiner Äußerungen eine andere Deutung zulassen.

Aus diesem Grunde waren auch alle Parteifreunde, mit denen ich in Chemnitz sprach, der Meinung, daß eine Kundgebung des Vertrauens, wie sie in Leipzig geplant wurde, im gegenwärtigen Zeitpunkt nicht angebracht sei. Aus diesem Grunde habe auch ich persönlich der Kundgebung meine Unterschrift verweigert. Wir wissen ja gar nicht, ob wir nicht dadurch eine Richtung stärken, die wir für unheilvoll halten. In so wichtigen Dingen, wo es um unseres Volkes und Staates Zukunft geht, darf man nicht blindlings einen Einsatz auf eine verdeckt gehaltene Karte setzen. Möge der Herr Reichskanzler sein Spiel aufdecken, möge er uns klar und unzweideutig sagen, was er will, welches die Mindestforderungen sind, ohne deren Erfüllung er keinen Frieden schließen wird, dann wird es Zeit sein, Vertrauen zu fordern und zu geben."

Auf diese Erklärung brachte die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" in derselben Ausgabe, in der sie den Dank des Reichskanzlers an die Unterzeichneten einer Leipziger Vertrauenskundgebung veröffentlichte, eine Erwiderung, worin der Vorwurf erhoben wurde, wer der Reichsleitung heute mißtraue, weil er für übermorgen Vorbehalte mache, der schwäche die eigene innere Stärke. „Diese Auffassung", erklärt wiederum Geheimrat Brandenburg, „ist alt und läßt sich kurz

dahin zusammenfassen, daß **jeder Deutsche zu schweigen habe**, bis das **Friedenswerk vollendet vorliegt**, damit das Ausland nicht merkt, daß auch bei uns verschiedene Anschauungen über das Ziel, das erreicht werden soll, vorhanden sind.

Ich muß gestehen, daß ich diese Anschauung für sehr kurzsichtig halte. Im Auslande weiß man trotz der Zensur ganz genau, daß über die Kriegsziele verschiedene Meinungen bei uns bestehen. Unterdrückt man die freie Äußerung darüber oder sucht sie, wenn man sie zuläßt, als unpatriotisch und unsere Stellung gegenüber dem Feinde schädigend zu kennzeichnen, so ruft man dadurch mit Notwendigkeit jene Erscheinungen hervor, über die sich der Herr Reichskanzler bei seinem letzten Auftreten im Reichstage so bitter beschwert hat: private und teilweise anonyme Pamphlete und Zuschriften treten an die Stelle einer offenen und öffentlichen Diskussion. **Man sollte sich in Berlin endlich darüber klarwerden, daß es eine unwürdige Zumutung an ein großes und selbstbewußtes Volk ist, jahrelang zu schweigen über die Fragen, die alle im Innersten bewegen und die für die Zukunft des Deutschtums auf unabsehbare Zeit hinaus entscheidend sind. Blindes Vertrauen könnte** höchstens eine Regierung fordern, die auf ganz große **Leistungen** in der Vergangenheit hinzuweisen vermöchte. Meines Erachtens haben wir alle das Recht, zu sagen, was wir für die Zukunft unseres Volkes als notwendig erachten, **ohne deshalb in dieser Weise zurechtgewiesen zu werden** ...

Viele in unserem Volke — der Herr Reichskanzler möge sich über den Umfang dieser Stimmung ja nicht täuschen — **fragen sich mit Bangen, ob unsere diplomatische Führung ebenso sicher und entschlossen ist wie die militärische**. Nach der ‚Nordd. Allg. Ztg.' verbietet es der Regierung die ‚elementare politische Klugheit', über die Friedensziele etwas zu äußern, bevor der Kampf auf dem Schlachtfelde entschieden sei. Gewiß steht die endgültige Gestaltung der Friedensbedingungen im engsten Zusammenhang mit dem schließlichen Ausgang des Krieges. **Aber die Kriegslage wechselt**, und die Frage ist gerade, bei welcher Kriegslage man aufhören soll und darf, zu kämpfen. Wenn Friedrich der Große nach der Schlacht bei Kunersdorf hätte Frieden schließen wollen, weil die Kriegslage ungünstig war, so hätte er Schlesien abtreten müssen. Man kann nur siegen, wenn man entschlossen ist, nicht eher Frieden zu machen, als bis die für die Existenz des eigenen Staates notwendigen Forderungen durchgesetzt werden können. **Ihre Feststellung** muß von der **Kriegslage unabhängig** sein.

Ich nehme als selbstverständlich an, daß der Herr Reichskanzler sich selbst völlig klar ist über das Maß dessen, was er für notwendig hält. Er kann aus diplomatischen Erwägungen der Überzeugung sein, daß er es niemand sagen darf, bis die Zeit zu Friedensverhandlungen da sei. **Dann darf er aber auch nicht erwarten**, daß eine Politik, die niemand kennt, von einer mächtigen Strömung des eigenen Volkes getragen und unterstützt werde; dann muß er die selbstsichere Ruhe haben, unbekümmert um die Volksstimmung seinen Weg zu gehen, und **darf sich nicht beklagen**, wenn die Wellen der Ungeduld, des Mißtrauens und sogar der Verleumdung um ihn branden und ihn hier und da bespritzen. Es gibt

Staatsmänner, die das können und damit Erfolg haben, wie es bei Bismarck der Fall war. Aber ob das heute inmitten eines solchen Volkskrieges mit ungeahnten Opfern und Anstrengungen möglich ist, dürfte doch recht zweifelhaft sein. Wie ganz anders würde die Stellung des Reichskanzlers bei den Friedensverhandlungen sein, wenn er sagen könnte: ‚Was ich fordere, fordert mit mir der größte Teil meines Volkes! Ich spreche hier nicht nur als Diplomat, als Beauftragter der Verbündeten Regierungen; ich spreche im Namen Deutschlands, im Namen seines tapferen Heeres, das Übermenschliches geleistet hat, im Namen seines zäh und beharrlich alle Lasten tragenden Volkes!' Bismarck pflegte sich zu freuen, wenn die öffentliche Meinung mehr verlangte, als er wirklich für durchsetzbar hielt; weil er sich dann den Feinden gegenüber darauf berufen konnte, daß seine Forderungen noch sehr maßvoll seien ..."

Wir sind — darin gibt auch Georg Bernhard in der „Voss. Ztg." Herrn von Bethmann völlig recht — in den Krieg, der uns aufgezwungen wurde, nur mit dem Gedanken hineingegangen, Deutschland aus der Umklammerung durch seine Feinde zu befreien. Wir hatten also keine ausgearbeiteten politischen Pläne. Aber wir hätten sie schon nach den ersten Monaten des Krieges haben müssen, und in ihren Dienst auch die militärischen Aktionen stellen müssen. Nun haben wir solche Pläne und Ziele nicht gehabt. Aber daraus können wir nun nicht ein endgültiges Gesetz machen, das dahin lautet, wir dürften nunmehr bestimmte Pläne erst fassen, wenn wir den Ausgang des Kampfes sehen, wenn der Gegner geschlagen ist. Da entsteht die Frage: Wann ist der Gegner geschlagen? Ist er geschlagen, wenn wir es glauben, oder wenn er es zugibt? Wir haben in Ost und West große Gebiete besetzt. Wir hoffen, im Laufe der nächsten Monate noch weiter siegreich in Feindesland einzudringen. Aber niemand vermag heute zu sagen, bei wieviel Kilometer Besetzung feindlicher Gebiete durch deutsche und österreichisch-ungarische Truppen der Feind und die Welt zugeben werden, daß Deutschland gesiegt hat.

Es gibt in Deutschland viele, die unterrichtet sein könnten und die daran glauben, daß der Friede uns näher ist, als man gemeinhin annimmt. Wann ist denn nun aber der Augenblick gekommen, in dem man fragen darf? Es muß doch schon jetzt in den Köpfen unserer leitenden Staatsmänner ein Plan, ein führender Gedanke für alle Möglichkeiten bestehen. Und ist es nun unberechtigt, wenn weite Kreise den Wunsch hegen, über diese Pläne sich mit dem Kanzler und seinen Beratern auszusprechen? ...

Wenn der Herr Reichskanzler oder seine berufenen Freunde glauben, sich über Mißtrauen beklagen zu können, so sei es gestattet, ihnen doch auch einmal auseinanderzusetzen, wie vielfach eine Stimmung, die so gedeutet werden durfte, in Deutschland entstand. Es gab einige Blätter, die stets so taten, als ob sie im Namen des Kanzlers zu sprechen ermächtigt waren. Diese Blätter beschimpften und ironisierten alle diejenigen, von denen sie glaubten, daß sie anderer Ansicht waren als sie. Diese Blätter haben die unsagbare Verwirrung in die öffentliche Meinung getragen, daß die Deutschen sich teilen in fromme, ehrliche Pazifisten und in tollgewordene Annektionisten, die halb Europa mit Be-

schlag belegen wollen. Als das Programm der Tollgewordenen ist von diesen Leuten immer die Forderung der bekannten sechs Verbände hingestellt worden. Bis in die letzten Tage hinein ist mit diesen Forderungen ein bedenkliches Spiel getrieben worden. Man mag über die Ziele, die jene sechs Verbände in den ersten sechs Monaten des Krieges aufgestellt haben, denken, wie man will. So viel steht aber doch fest, daß diese Forderungen unter Zeitumständen und unter Voraussetzungen erhoben wurden, die ganz anders geartet sind, als die Umstände von heute. Weiter wurde verschwiegen, daß zur Zeit der Abfassung jener Denkschrift in Deutschland sich ganz öffentlich Leute hervorwagten, die jede Landerwerbung, zu welchem Zweck auch immer, für frevelhaft erklärten. Wenn der Herr Kanzler diese ‚Freunde' früher abgeschüttelt hätte, so würde die öffentliche Meinung niemals derartig vergiftet worden sein. Der Kanzler hätte dann auch den Vorteil gehabt, zu wissen, wie wichtige Vertreter der öffentlichen Meinung in Deutschland wirklich denken. Es hätten sich dann da, wo anscheinend klufttiefe, unüberbrückbare Gegensätze bestehen, manche Brücken gefunden, und viel Ärger und Getratsch wäre ihm und uns erspart geblieben ...

Nach wie vor ist es sicher nicht möglich, das Letzte und ins einzelne Gehende zu sagen. Aber es kann vieles gesagt werden, wenn man weiß, was der Kanzler und seine Leute wollen. Es ist jetzt an der Zeit, denen, die der öffentlichen Meinung das sagen sollen, was gesagt werden kann und was zu sagen not tut, in vertrauensvoller dauernder Fühlung die Sorgen und Absichten des Kanzlers anzuvertrauen und sie über die Chancen und Wechselfälle zu unterrichten. Darauf kommt es an. Und wenn der Kanzler in solcher Fühlungnahme die Annahme als falsch erscheinen läßt, daß die Meinung der Schimpfer und Ironiker, der Besserwisser und derjenigen, die noch heute sich mit der Tatsache nicht abfinden können, daß der Krieg nun einmal da ist, daß die Meinung dieser Leute seine Meinung sei, er wird sich wundern, wie viele — gleichgültig, ob aus Freundschaft für ihn oder aus klugem Begreifen der Notwendigkeiten — mit ihm gehen werden."

Was vor allem der Forderung des unbedingten Vertrauens, das ja schließlich Gefühls- und Empfindungssache ist, entgegenwirkt, ist, wie der „Deutsche Kurier" rund heraus sagt, „die verschiedenartige Bedeutung, der die Auslassungen des Kanzlers bisher stets fähig gewesen sind. Wir dürfen in dieser Beziehung namentlich an die kürzlichen Darlegungen des sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Scheidemann in Äußerungen erinnern, die der Reichskanzler angeblich über die Eingabe der sechs Wirtschaftsverbände ihm gegenüber gemacht hat, und die in vollem Gegensatz stehen zu der Auffassung, welche die Vertreter der Wirtschaftsverbände selbst bei ihren mehrfachen Unterredungen mit dem Kanzler von dessen Darlegungen hatten. In Deutschland stehen sich — darüber ist kein Zweifel — zwei Gruppen scharf gegenüber: die eine Gruppe wird durch die Namen Scheidemann und Theodor Wolff charakterisiert, die andere Gruppe umfaßt vornehmlich weite Kreise, die nicht nur im konservativen Lager, sondern weit über die nationalliberale Partei hinaus in den Schichten des gesamten Liberalismus vorhanden sind und in einem

größeren und stärkeren Deutschland das Ziel dieses Kampfes und in England den Hauptfeind unserer wirtschaftspolitischen Entwicklung erblicken. Solange die Auslassungen des Kanzlers so unbestimmt gehalten sind, daß beide Gruppen alles aus diesen Darlegungen herauslesen können, so lange kann er nicht erwarten, daß ihm das allgemeine Vertrauen entgegengebracht wird, das er, wie ja von seinem Standpunkt aus auch verständlich ist, gern als Fundament für seine politische Tätigkeit haben möchte. Vorläufig stehen die weitesten Kreise Deutschlands unter dem Eindruck, daß das Herz des Kanzlers der erstgenannten Richtung zuneigt, und daß wir heute eine Politik erleben, deren Organe das ‚Berliner Tageblatt' und die ‚Frankfurter Zeitung' sind. Das hat Mißtrauen erweckt, und dieses Mißtrauen ist bis zur Stunde nicht beseitigt."

Die Note der „Norddeutschen Allgemeinen" meint, jetzt, während wir noch nicht „den endgültigen Sieg errungen" haben, sei es noch nicht an der Zeit, Klarheit über die Kriegsziele zu fordern. Ja, wann denn? fragt die „Deutsche Tageszeitung". „Kriegsziele und politische Kriegführung bedingen sich doch gegenseitig, vor allem gerade bei der Frage, die soeben noch erst ein kompetenter Beurteiler wie Fürst Bülow als die entscheidende Kriegs- und Siegesfrage bezeichnet hat. Es wäre höchst bedenklich, dem deutschen Volke das ‚Fragen' verbieten und Schweigen auferlegen zu wollen, bis es — keinen Zweck mehr hätte, zu reden. Die ‚N. A. Z.' weist darauf hin, daß unser Volk in Waffen wie daheim jetzt mit allen Kräften um den Sieg zu kämpfen hat: aber gerade darum, weil wir nun schon fast zwei Jahre in einem so furchtbaren Kampfe stehen, ist es hohe Zeit, dem deutschen Volke Ziele zu zeigen, damit es weiß, wohin dieser noch nicht abzusehende Krieg uns führen soll. Es nur zum Schweigen über seine großen Schicksalsfragen zu ermahnen, ist nicht das Mittel, seiner Kraft neuen Auftrieb, seiner Zuversicht zu einer glücklichen Zukunft neue Stärke zu geben! ...

Fürst Bismarck hat nach einer starken nationalen Strömung in Deutschland gerufen, als er die Anfänge unserer Kolonialpolitik gegen zwei Fronten, das mißgünstige Ausland auf der einen, eine widerstrebende Reichstagsmehrheit auf der anderen Seite verteidigen mußte; seine Nachfolger haben, von Ausnahmefällen abgesehen, eine solche starke nationale Strömung immer nur als unbequem, als eine Art ‚inneren Feind' empfunden und behandelt. Wir sind wohl vor dem Verdacht geschützt, daß wir ein politisches Kraftmeiertum, wie es sich gewiß auch hier und da bei uns gezeigt hat, vertreten wollen; aber das müssen wir doch zum Ausdruck bringen, daß Deutschland in diesem Kriege sich noch weit weniger als vorher den Luxus leisten kann, nationale Energien, auch wenn sie nicht immer das Richtige und Erreichbare fordern sollten, durch eine auf falschem Augenmaß beruhende Behandlung zur Unfruchtbarkeit zu verurteilen. Für die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten ist in dieser Hinsicht die einzig richtige Politik, durch den Hinweis auf solche Energien ihre Stellung gegenüber dem Auslande zu stärken, nicht aber, durch Unterdrückung nationaler Kräfte sich einer wertvollen Waffe selber zu berauben. Auch in dieser Beziehung sollten wir jetzt endlich gelernt haben ...



Nochmals möchten wir mit Nachdruck betonen, daß diese fortwährenden ängstlichen Mahnungen, solche sachlichen Meinungsverschiedenheiten nicht öffentlich zum Ausdruck zu bringen, doch recht bedenklich sind; denn daraus muß das Ausland doch folgern, daß wir trotz aller unserer Siege nicht mehr die innere Kraft hätten, derartige Meinungsverschiedenheiten offen und sachlich auszutragen. Das gilt um so mehr, als unseren Feinden die tiefgehende Meinungsverschiedenheit in der Frage, um die es sich bei diesem ganzen Streit bisher in der Hauptsache handelt, doch ohnehin längst bekannt ist: denn dieser Umstand macht die Mahnungen nicht nur zweck- und gegenstandslos; vielmehr müssen sie deshalb auch dem feindlichen Auslande den Verdacht geradezu aufdrängen, daß sich unter dieser Meinungsverschiedenheit doch noch etwas Schlimmes für Deutschland verberge. Man verzichte also endlich auf eine Methode, die dem feindlichen Auslande mindestens als Kleinmut erscheinen muß, wahrscheinlich aber noch übler gedeutet wird.

Wir möchten hoffen, daß diese Darlegungen einer Betrachtungsweise ein Ende machen, die sentimentale Scheinwerte an die Stelle nüchterner Wirklichkeiten setzt; wir möchten das um so dringender hoffen, als die Wirklichkeit, der unser Volk sich in diesem ungeheuren Ringen gegenübersieht, zu ernst ist, um uns dauernd den Luxus einer Betrachtungsweise zu gestatten, deren Mangel an politischem Instinkt und Wirklichkeitssinn eine der größten geschichtlichen Schwächen unseres Volkes darstellt."

Zeugt es nun aber von einem Überfluß an politischem Instinkt und Wirklichkeitssinn, wenn sich jetzt ein angeblicher „Deutscher Nationalausschuß" gebildet hat, den der „Berliner Lokal-Anzeiger" als „Bund für einen ehrenvollen Frieden" bezeichnet. Vorsitzender ist Fürst Wedel, der frühere Statthalter in Elsaß-Lothringen. Der angebliche „Nationalausschuß" will „unter Fernhaltung von allen Einseitigkeiten ein einheitliches Verständnis des deutschen Volkes für einen ehrenvollen, die gesicherte Zukunft des Reiches verbürgenden Friedensschluß wecken".

Auf dem Höhepunkte eines Daseinskrieges, meint Graf Reventlow, eine Vereinigung ins Leben zu rufen, die „Verständnis für einen Friedensschluß", nichts weiter erwecken will, muß zunächst im Ausland den Eindruck hervorrufen, „daß die — immer von unsern Feinden behauptete — deutsche Kriegsmüdigkeit nunmehr auch gleichsam halboffiziös, jedenfalls in Übereinstimmung mit den leitenden Stellen im Deutschen Reiche zum Vorschein gebracht würde. Schon der Name des ehemaligen Statthalters Fürst Wedel wird als Beweis dafür angenommen werden, daß die neue Gründung, sei es unmittelbar, sei es mittelbar, mit Organen der Regierung in Verbindung stehe. Im Auslande nicht nur, sondern auch vielfach im Inlande wird schon diese erste Ankündigung der Gründung den Friedensschluß als dessen Programm in die erste Linie stellen, ihn abstempeln. Da sich die Gründer die Art der ersten Veröffentlichung jedenfalls überlegt haben, so ist auch anzunehmen, daß sie mit den von ihnen gewählten Bezeichnungen ihre tatsächlichen Zwecke entsprechend zum Ausdrucke bringen.

Das kurze vorliegende Programm spricht von einem ehrenvollen, die gesicherte Zukunft des Reiches verbürgenden Frieden. — Hindenburg hat gesagt: ‚Hoffentlich dauert der Krieg so lange, bis alles sich unserm Willen fügt', und: Durchhalten genüge nicht, wir müßten siegen. Tirpitz hat gesagt: ‚Vorwärts' und: mit dem Willen zum Siegen würden wir siegen. Sobald das so bezeichnete Ziel dieses Krieges erreicht ist, wird der Friedensschluß eo ipso ‚ehrenvoll', dazu ist die Gründung eines Bundes schwerlich nötig. Für einen Friedensschluß aber, der gewissermaßen als Achtungserfolg den Namen ‚ehrenvoll' erhielte, würde man sich bedanken müssen. Nun sagt der Aufruf: ‚der Friede habe die gesicherte Zukunft des Reiches zu verbürgen'. Die Frage ist, was der neue Bund unter einer gesicherten Zukunft und unter Bürgschaften verstehe. Der Aufruf stellt voran: ‚unter Fernhaltung von allen Einseitigkeiten'. Wir sehen mit einiger Neugier den Eröffnungen entgegen: was der neue Friedensbund als Einseitigkeiten betrachtet, haben darüber allerdings unsere Vermutungen. Das wird er hoffentlich bald klar und ausdrücklich darlegen. Ebenso interessant werden die Mittel und Wege sein, deren er sich für die ‚Weckung eines einheitlichen Verständnisses des deutschen Volkes' bedienen wird. Da bisher allen Personen und Vereinigungen, welche positive Friedensziele wollen und für die Zukunft des Deutschen Reiches und Volkes als unbedingt notwendig erachten, eine Einwirkung auf das Verständnis des deutschen Volkes zielbewußt unmöglich gemacht worden ist, andererseits der Friedensbund offenbar die Erlaubnis zu einer solchen Einwirkung besitzt, so gestattet auch diese Tatsache Schlüsse und Rückschlüsse, welche als bemerkenswert zu bezeichnen wir nicht umhin können."

Vertreten sind in dem angeblichen „Nationalausschuß" nach den „Berliner Neuesten Nachrichten" außer dem Vorsitzenden, dem Fürsten Wedel, den beiden „politisch radikalen" Geschäftsführern, den Herren Ulrich Rauscher und Peter Breuer, auch Großindustrielle, die mit der Regierung viel zusammen arbeiten, wie Herr Geheimrat v. Guilleaume. Daneben Oberbürgermeister, Geheime Kommerzienräte, Bankdirektoren. Ein wenig ist auch die Wissenschaft vertreten. „Vor allem aber der Erzberger-Konzern. Unter diesen Herren vor allem: Aug. Thyssen und Herr Riedemann, der Ölgewaltige, der dem Zentrum so reich die Kasse füllt. Der offiziöse Zentrumsflügel ist also zur Stelle. Manche sehen nicht ohne Bedauern auch den Generaldirektor Heineken vom Norddeutschen Lloyd darin. Der Wortlaut des Programms brauchte ihn freilich nicht zu schrecken; aber die politischen Hintergründe hätten ihn, falls er sie erkannte, abseits halten können. Für unser Gefühl ist der Norddeutsche Lloyd eine zu selbständige Firma in einer (unseres Erachtens zur Unzeit aufgestellten) ‚offiziösen Schutztruppe'.

Das Überraschendste ist indessen, daß als Geschäftsführer auch ein Mitglied der bekannten Odol-Firma, ein Leiter des Reklamebureaus des verstorbenen Geheimrats Lingner, zeichnet ...

Selbstverständlich hat jede jeweilige Regierung das Recht, ihre politischen Auffassungen in der Nation zu vertreten. Wenn aber das unter ihrer Mithilfe zustande gebrachte Werkzeug sich ‚Nationalausschuß' nennt, wenn es im voraus für die teilweise beabsichtigte Freigabe von Kriegszielerörterungen organisiert



wird, wenn es dafür im voraus eine Versammlungsfreiheit erhält, die zurzeit noch gar nicht Rechtens ist, sondern die erst gewünscht wird, so bedeutet das nicht ‚freie Bahn für alle‘, nicht ‚freies Wort für ein freies Volk‘.

Am 1. August will der Nationalausschuß in 75 Städten Versammlungen abhalten. Hoffentlich kommen in diesen öffentlichen Versammlungen, falls sie nicht in Wahrheit geschlossen oder abgeschlossen sind, die unabhängigen Nationalen eindringlich zu Worte.“

Wenn schon jeder deutsche Mann einen die Sicherheit und Stärke Deutschlands verbürgenden Frieden mit Freuden begrüßen werde —: ob der Zeitpunkt richtig gewählt sei, in einem Augenblick, wo die im Felde stehenden deutschen Heere die schwersten Kämpfe auszufechten haben, die ihnen seit Beginn des Krieges beschieden waren, wo es sich in Wirklichkeit um die große Entscheidung handelt, eine Propaganda einzuleiten, die man, besonders im uns feindlichen Ausland, als einen Ausfluß allgemeiner Kriegsmüdigkeit darstellen wird, erscheint dem „Deutschen Kurier“ mit Recht sehr zweifelhaft. „England, das die Ketten der Blockade immer enger schnürt und seine Versuche, das deutsche Volk wirtschaftlich auf die Knie zu zwingen, mit größerer Hartnäckigkeit wiederholt, als seine Krieger die Angriffe auf die deutschen Linien, wird durch diese Kundgebungen nur noch geneigter sein, einzig und allein in der langen Dauer des Krieges Chancen für seinen Sieg zu sehen. Derartige aus dem besten Willen geborene, von idealistischen Beweggründen geleitete Bewegungen richten meist mehr Schaden an, als sie nützen können.“

Die „Tägliche Rundschau“ will hoffen, „daß der neue Ausschuß recht weit entfernt ist von den Friedensanschauungen des neuerdings ja mit dem Herrn Reichskanzler in Verbindung stehenden Herrn Maximilian Harden, der heute uns und dem Auslande vertrauensvoll mitteilt: ‚Die Feinde sind fertig? Wir auch. Der Krieg nimmt, der Friede bringt nicht, was Michel träumt.‘ Sodann wissen wir nicht, was ein solcher Bund zur Erweckung des Verständnisses für einen Frieden in einer Stunde soll, da das gesamte feindliche Ausland von der unendlichen Kriegsmüdigkeit und der bettelnden Friedenssehnsucht des deutschen Volkes spricht. Der frühere englische Botschafter am Berliner Hofe, Sir Edward Goschen. hat jüngst in der ‚Neuen Zürcher Zeitung‘ geschrieben: ‚Unser Volk weiß, daß die Ziele, für die Großbritannien kämpft, noch nicht erreicht sind. Ehe sie aber erreicht sind, wird das englische Volk ein Gerede über Frieden nicht erlauben und jede Regierung stürzen, die sich einem solchen Gespräch hingäbe.‘ Ist gegenüber solcher Willensmeinung, die hundertfach von allen maßgebenden Stimmen der Entente gestützt wird, die Gründung eines ‚Bundes für einen ehrenvollen Frieden‘ zeitgemäß und nützlich, besonders wenn das Ausland aus all den schönen Worten nur das Wort ‚Frieden‘, Frieden um jeden Preis hört? Der ‚Deutsche Nationalausschuß‘ erklärt, daß er in Bälde mit größeren Veranstaltungen vor die Öffentlichkeit treten könne. Das freut uns, nicht bloß deshalb, weil dann die Öffentlichkeit Klarheit über den heute noch etwas mysteriösen Charakter des Ausschusses erhalten wird, sondern auch deshalb, weil dann um der Gerechtigkeit willen auch anderen Verbänden, die sich

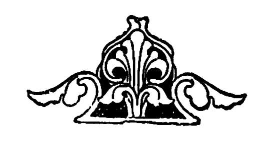
um einen ‚ehrenvollen, die gesicherte Zukunft des Reiches verbürgenden Frieden‘ kümmern, das freie Wort verstattet sein muß. Wir glauben, daß dann auch z. B. den sechs Wirtschaftsverbänden erlaubt wird, ihre vielbesprochenen, aber dem deutschen Volke nur durch einen kleinen, irreführenden Auszug des ‚Lokal-Anzeigers‘ bekannt gewordene Eingabe mitzuteilen und vor dem deutschen Volke zu vertreten. Und da Herrn Scheidemann seine ‚Indiskretion‘ über die Äußerungen des Reichskanzlers zu der Eingabe der sechs Verbände nicht krumm genommen worden ist, dürfte auch den sechs Verbänden nicht verübelt werden, wenn sie ihrerseits mitteilen, wie sich der Reichskanzler bei dem Empfange ihrer Vertreter zu ihnen gestellt hat. Es kann doch auf die Dauer nicht angehen, daß in gewissen Zeitschriften und Zeitungen all die Stimmung verwirrenden Äußerungen ausländischer Politiker dem deutschen Volk vorgesetzt, die Meinungen der Führer der deutschen Wirtschaftsverbände und andere nationale Stimmen aber unter Klausur gestellt werden ...

Gewiß kommt es auf das Heute an, aber doch nur um des Morgen und des Übermorgen willen. Die wahre Forderung des Tages dünkt uns, der Nation endlich das durch den zerstörenden Druck auf die Geister seit den herrlichen Tagen des Kriegsbeginns in Verwirrung gebrachte Bewußtsein wiederzugeben, daß sie gewiß sein kann, nicht umsonst zu opfern, zu kämpfen, zu bluten und zu siegen, sondern für ein Ziel, das Opfer und Blut wert ist. Dieses Bewußtsein allein kann — herrlich wie am ersten Tage — diesem Krieg heute wieder Seele und Zuversicht geben. Das wäre eine Forderung des Tages, über den hinaus zu sorgen und zu denken in einer Zeit, da um die nationale Zukunft von Jahrhunderten gerungen wird, sich doch nur Säuglinge versagen dürfen.“

Und da wird von unterschiedlichen Kreisen und Stellen als „Forderung des Tages“ betrieben, was auf nichts anderes hinausläuft, als auf eine allgemeine geistige und moralische Abrüstung des deutschen Volkes.

Darf das so weitergehen? Wo auf der Welt, in welchem anderen Lande wäre solches Beginnen in solcher Zeit auch nur denkbar?

Darf das so weitergehen?







Die Forderung der Stunde

Die schweren Kämpfe der Sommeschlacht bestimmen die „Goslarsche Zeitung", eine entschlossene Bekämpfung Englands zur See zu fordern:

„Die englischen Soldaten, die in Frankreich jetzt zum blutigen Ringen gegen deutscher Frauen Gatten, Söhne, Väter, Brüder stürmen, sie alle kamen über das Meer, das wir räumten, da Wilson, Woodrow Wilson, unser erhabener Freund, moralisch uns niederboxte. Millionen giftiger Granaten, wer kennt ihre Zahl, zerreißen und ersticken deutsche Leiber. Sie alle, die kleinen, heimtückischen und die großen Granaten und nicht minder jene, die im Bersten noch vergiften, sie alle kamen über das Meer, das wir räumten, sie kamen aus dem großen Lande der Freiheit, aus dem Lande der Menschlichkeit, das mit jedem Tropfen deutschen Blutes den Dollar zählt. Ohne diese gewaltigen Munitionslieferungen aus Amerika hätten diese englisch-französischen Massenangriffe gar nicht unternommen werden können, ihnen hätte schon die Vorbereitung gefehlt; ohne die gewaltigen Munitionslieferungen aus Amerika wäre allein der Krieg heute längst zu Ende, und wir hätten den Sieg. Den Sieg und den Frieden! Welche Kampfmittel hat Amerika gegen uns? Wer vermag mir nur eins zu nennen? Könnte irgendeins wirksam sein? Und doch hat Wilson, der von einigen Deutsche sich Nennenden noch heute als Menschheitsfreund Gepriesene und als Mittler des Friedens Ersehnte, und doch hat Wilson sich rühmen dürfen, daß er uns niederboxte, daß er den deutschen Unterseeboothandelskrieg, weil er England an die Gurgel ging, zum Aufhören brachte. England konnte sich mit Lebensmitteln versorgen, der Frachtverkehr nahm wieder den regelmäßigen Lauf, die Frachten und die Preise fallen, ganz England ist wieder zufrieden, und die Londoner City zeigte selten ein so behagliches Gesicht. Das ist für England der große Augenblick des Handelns. Nicht aus Verzweiflung (wo täte ihm die not, da dank unserer Freundschaft mit Wilson wir Englands Lebensadern den Saft ruhig zuführen ließen?), aus dem Willen zum Siege heraus findet England den Entschluß zur Tat, und der Lord Cecil erklärt im Namen Englands und der Alliierten die Deklaratiou von London für null und nichtig. Da England sich dank Wilsonscher Boxerhilfe wohl und sicher fühlt, dünkt ihm der Zeitpunkt gekommen, den Hungerkrieg gegen Deutschland zu verschärfen ... Mit allen Mitteln werden die Neutralen wirtschaftlich geknebelt. Die Gewaltherrschaft des Niederländischen Überseetrusts in Holland, jener Organisation englischer Wirtschaftssklaverei, bringt den gesamten Handel Hollands, zwingt selbst die holländische Regierung unter seine Macht. Wird sich Holland letzten Endes dem politischen Anschluß an England und die Entente entziehen können, wenn wir seiner wirtschaftlichen Abschnürung ruhigen Blutes zusehen? Holland will leben, und zu diesem Leben braucht es den wirtschaftlichen Verkehr mit Deutschland. Wenn wir diesen Verkehr von England unterbinden lassen,

ruhigen Blutes und ohne die Anwendung einer in ihren Mitteln energischen Politik, dann erleben wir an Holland das griechische Schicksal. Und die anderen Neutralen werden folgen. Die Neutralen, die noch in Betracht kämen und mehr oder weniger vom Meere und den Beherrschern des Meeres abhängig sind, können nicht gegen England auftreten, wenn sie nicht die unbedingte Gewähr und die feste Überzeugung haben, daß wir auch wirklich gewillt sind, durch unsere Macht die Seeherrschaft Englands zu brechen. England will uns erdrosseln! Und wir haben die Waffen und die Macht, der Großadmiral v. Koester hat uns in Übereinstimmung mit den Ansichten auch der verantwortlichen Stellen des Heeres und der Marine erneut verkündet, wir haben die Waffen und die Macht, England ins Herz zu treffen! Eine entschlossene, in ihren Zielen große, in ihren Mitteln energische Politik! Das ist die Forderung der Stunde."

*

Grober Unfug

Mit erfrischender Deutlichkeit wendet sich der nationalliberale „Deutsche Bote" gegen den Unfug gewisser Blätter, jeden deutschen Politiker herabzusetzen und zu verdächtigen, dem es ernst ist um das bekannte Wort von den „realen Garantien":

„Seit längerer Zeit bereits hat man die Methode herausgebildet, Fragen der äußeren Macht und Zukunft, sobald sie unbequem werden, abzuschieben auf das in diesem Falle — wie doch überhaupt eigentlich in Kriegsläuften — tote Geleise der inneren Politik. Wer sich von deutscher Zukunft andere Gedanken macht als die durch das ‚Berliner Tageblatt' vorgeschriebenen, wird zu einem Häuflein ‚konservativer Frondeure' getan. Dann hat man beim großen Publikum und anderweitig den Eindruck erweckt, als handle es sich nur um eine kleine Reaktion der Clique, die aus der ernsten Politik — um einmal den derben Ausdruck zu gebrauchen — beliebig ‚rausgeschmissen' werden könne.

Diese innerpolitische Abstempelung all der Leute, die äußerpolitisch ohne Schlafmütze herumlaufen, gehört in das Gebiet des groben Unfugs. In einer Zeit, in der sozialdemokratische Schriftsteller sich zu einer Art imperialistischer Auffassung aufraffen, kann es nur wider besseres Wissen geschehen, wenn manche deutsche Blätter den Anschein zu erwecken suchen, als ob nur eine kleine konservative Clique die Fragen deutscher Zukunft ein wenig anders betrachte, als es von seiten des ‚Berliner Tageblatts' geschieht ...

In einer Zeit, in der schließlich nur die Regierung ein ganz offenes Wort sprechen kann, wäre es unseres Bedünkens Sache der Regierung, so blöden innerpolitischen Verschiebungen der ernstesten äußerpolitischen Fragen mit Nachdruck entgegenzutreten und diesem Unfug kleiner und kleinster Geister energisch ein Ende zu bereiten.

Es handelt sich heute wirklich nicht um die Frage: Konservativ oder liberal oder sozialdemokratisch? sondern um die Fragen deutscher Weltgeltung für die nächsten Menschenalter. Dafür zu sinnen und zu sorgen, ist wirklich nicht nur Sache einer kleinen konservativen Clique — ist Sache aller deutsch denkenden und deutsch empfindenden Köpfe und Herzen des ganzen Volkes."

Beachtenswert ist noch folgender Hinweis des nationalliberalen Blattes:

Erst kürzlich hat beim Besuch einer Anzahl deutscher Abgeordneter der ob des nicht eben gewöhnlichen Maßes seiner politischen Weisheit vielbewunderte Herrscher eines uns verbündeten Landes gerade den konservativen Führer in besonderer Privataudienz empfangen. Das war selbstverständlich nicht geschehen aus ‚irgendeiner Neigung heraus, zu innerpolitischen Dingen in Deutschland Stellung zu nehmen, sondern doch lediglich zum Zwecke äußerpolitischer Aussprache und im Gefühl gegenseitigen äußerpolitischen Verstehens! Das Bemühen, alle Freunde einer starken äußeren Politik des Deutschen Reiches in den konservativen Topf zu werfen, zeitigt

also scheinbar ganz erheblich andere Folgen als die in den betreffenden Zirkeln erwünschten und erhofften."

*

Folgerungen

Aus einer Zuschrift an die „Deutsche Tageszeitung":

„Es ist allgemein bekannt, daß die ‚D. Tagesztg.' planmäßig gegen die Flaumacher gearbeitet hat, die in gewissen Zeitungen, Zeitschriften und Organisationen schon seit der ersten Kriegszeit ihr Wesen treiben. Wenn die ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung' nun behauptet, ‚unzählige' Artikel der ‚Tageszeitung' hätten zwischen den Zeilen den leitenden Staatsmann der Flau- und Schlappmacherei beschuldigt, so identifiziert das Regierungsorgan geradezu den Reichskanzler mit den erwähnten Strömungen. Das wird gewiß nicht die Absicht ihres Artikels sein, aber es ist die nicht abzuweisende logische Folgerung der erwähnten Behauptung.

Das gleiche gilt für die Auslassung der ‚Nordd. Allg. Ztg.' zu der Breslauer Indiskretion des Abgeordneten Scheidemann. Wenn das Regierungsorgan den klaffenden Widerspruch zwischen der Behauptung Scheidemanns über die Stellung des Reichskanzlers zu gewissen Kriegszielen und der Auffassung, die man von anderer Seite davon haben mußte, dadurch zu verdecken sucht, daß es nach beiden Seiten hin Formulierungen gebraucht, die den Dingen Gewalt antun, dann wird doch die Frage direkt herausgefordert, weshalb die ‚Nordd. Allg. Ztg.' die Äußerung Scheidemanns nicht so wiedergibt, wie sie tatsächlich lautete und allgemein bekannt ist. Die Folgerung daraus liegt auch hier deutlich auf der Hand."

*

„Das Entscheidende"

Die „Mecklenburger Warte" faßt zusammen:

„1. Der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg weist die von den sechs maßgebenden deutschen Wirtschaftsverbänden erhobenen Forderungen als maßlos zurück. Diesen sechs Wirtschaftsverbänden gehören u. a. der Bund der Landwirte, der Hansabund, der Bund der Industriellen und führende Handlungsgehilfenverbände an, d. i. hinter ihnen stehen die führenden Kreise sämtlicher bürgerlicher Parteien, mit Ausnahme der Polen, Dänen, Elsaß-Lothringer und einiger Zentrums- und Freisinnsleute.

2. Der sozialdemokratische Führer Scheidemann ... fühlt sich ermächtigt, in einer ‚großen öffentlichen Versammlung' die Meinung des gegenwärtigen Reichskanzlers über die Friedensziele gegenüber der Meinung der die Mehrheit des deutschen Volkes darstellenden sechs Wirtschaftsverbände zum Ausdruck zu bringen. Diese Tatsache läßt der oft halbamtliche, zum mindesten dem Reichskanzler von Bethmann Hollweg überaus nahestehende ‚Berliner Lokal-Anzeiger' mit ‚großem Beifall und Trampeln' begrüßt werden.

3. Das halbamtliche Wolffbureau desavouiert Herrn Scheidemann nicht etwa, sondern beeilt sich, seine Auslassungen, die der Regierung demnach recht beachtlich erscheinen, in alle Welt hinaus zu künden. Und das ist das Entscheidende. Herr Scheidemann hat schon manche Rede gehalten, von der außerhalb der Sozialdemokratie kein Mensch Notiz nahm. Diesmal aber steht ihm der gewaltige Nachrichtenapparat des deutschen Reichskanzlers, das W. T. B., zur Verfügung, wo er sagt, daß die berufenen Vertreter der Mehrheit dieses Volkes ‚maßlose Forderungen' erheben.

Nunmehr, wo von einer dem Reichskanzler so nahestehenden Partei, wie der Sozialdemokratie, dem deutschen Volke gesagt ward, was es nicht zu erwarten habe, dürfte vielleicht auch die Stunde kommen, wo die Erörterung der Kriegsziele nicht nur der Sozialdemokratie, sondern auch den Herrn v. Bethmann Hollweg nicht so nahestehenden Parteien — wir meinen die Konservativen und die Nationalliberalen! — freigegeben wird."

*

Persönliche Zuspitzung

„Rein menschlich betrachtet“, schreibt die „Kreuzzeitung“, „läßt sich das Vertrauen zur Persönlichkeit eines leitenden Staatsmannes dadurch, daß man darüber redet, daß einzelne es bekunden, daß es als patriotische Pflicht und Mißtrauen als schädlich bezeichnet wird, und daß man diejenigen, die es wirklich oder vermeintlich nicht haben, künstlicher Schürung des Mißtrauens beschuldigt, weder schaffen noch vermehren. Es bildet sich aus dem Gange und nach den tatsächlichen Erfolgen der Politik und gehört zu den Dingen, die um so wirksamer sind, je weniger man davon redet.

Deshalb würden wir es aus verfassungsrechtlichen wie psychologischen Gründen für richtig gehalten haben, die jetzt so eifrig erörterte Frage des Vertrauens aus der Erörterung auszuschalten. Auf der anderen Seite können wir uns nicht entschließen, uns durch eine auf die persönliche Seite zugespitzte Behandlung der Dinge in der pflichtmäßigen Darlegung unserer sachlichen Auffassungen über die Politik des Kanzlers in den Kriegs- und Friedensfragen behindern oder einschränken zu lassen, obwohl uns diese Pflichterfüllung wie durch das Aufwerfen der Vertrauensfrage, so auch durch einen anderen, im engen Zusammenhang damit stehenden verhängnisvollen Fehler erschwert wird, der seit Kriegsbeginn, vielleicht auch schon seit früherer Zeit, von Regierungsseite in der Behandlung derjenigen Parteien, Vereinigungen und Richtungen gemacht wird, die weite nationale Forderungen vertreten. Er besteht darin, daß Äußerungen über Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich der politischen Kriegs- und Friedensfragen, ja daß die Aufstellung bestimmter Forderungen und Wünsche, selbst wenn dabei zunächst ein Gegensatz gegen die Politik des Kanzlers gar nicht gedacht und ausgesprochen war, lediglich als persönliche Angriffe auf den Herrn Reichskanzler v. Bethmann Hollweg gewertet und behandelt werden.“

*

„Eine bittere Selbstkritik“

Gleich hinter der U-Boot-Frage erwähnt die bekannte Erklärung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ (gegen den Geheimrat Brandenburg) den „Großmeister unserer Staatskunst“, den Fürsten Bismarck. „Das“, bemerkt die „Deutsche Zeitung“, „ist unseres Erachtens eine sehr bittere Selbstkritik — denn man stelle sich nur Bismarck und unsere Politik wechselnder Noten gegenüber Nordamerika samt dem (hoffentlich) vorläufigen Abschluß vor — und man braucht kein Wort zurückhaltender Kritik mehr zu schreiben.

Daß in amtlichen oder halbamtlichen Kreisen das noch nicht einmal gefühlt wird, ist unseres Erachtens die größte und tiefste Meinungsverschiedenheit der hier im Streit Befindlichen. Die Tatsache ist für den Politiker, den Historiker, den national Empfindenden und den instinktiv Empfindenden schlechterdings unbegreiflich.“

*

Die Polemiken der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“

Die „Hamburger Nachrichten“ erklären sie für „nicht würdig“ und den Interessen des Vaterlandes nicht dienlich:

„Wir brauchen nur einen Blick in die Blätter unseres Todfeindes, Englands, zu werfen, um die üble Wirkung der Auslassungen zu erkennen. Die Spalten der ‚Times‘ z. B. geben mit Behagen die verschiedenen Stimmen wieder, die durch das Verhalten der ‚Nordd. Allg. Ztg.‘ herausgefordert worden sind ... Es ist immer eine mißliche Sache, wenn irgend jemand auf andere keine Rücksicht nehmen zu dürfen glaubt, weil er sich in einer gesicherten Stellung befindet, die ihm von vornherein einen nicht auszugleichenden Vorteil gewährt. Er hat es alsdann natürlich sehr leicht, den Mund recht voll zu nehmen, weiß er doch, daß der Abwehr starke Schranken gezogen sind ... Wenn man den Ton der Auslassungen miteinander vergleicht, wenn man sieht, daß er auf der einen Seite den

eines Schulmeisters annimmt, der ungezogenen Schülern die Leviten liest, so müssen wir dagegen Einspruch erheben, und dazu mahnen, mehr Mäßigung walten zu lassen. ... Außer dem Artikelschreiber der ‚Nordd. Allg. Ztg.‘ und einem gewissen Preßklüngel wird wohl kaum ein ernsthaft denkender Mann innerhalb des Reiches Freude an diesen Vorgängen haben. Vom Reichskanzler ist stets der Wert des Burgfriedens betont worden, und wir wollen ihm keineswegs das Verdienst absprechen, wesentlich mit zur Ausgleichung innerer Gegensätze beigetragen zu haben. Das Verhalten des Organs aber, das man häufig als sein Sprachrohr bezeichnet, sieht einem Bruche, und zwar einem ganz einseitigen Bruche des Burgfriedens so ähnlich wie ein Ei dem anderen.“

*

„Elementare politische Klugheit“

Wie ihr das in letzter Zeit so oft bei amtlichen und halbamtlichen Kundgebungen begegnet sei, so gehe, schreibt die „Kreuzzeitung“, auch jene der „Norddeutschen Allgemeinen“ gegen den Geheimrat Brandenburg von der Fiktion aus, als sei Vertrauen eine Sache, die willkürlich gegeben oder verweigert werden könne, etwa wie eine Zahlung oder Steuerleistung. „Vertrauen ist aber eine Sache der Überzeugung und des Gefühls. Ich kann sachlich zu jemandem Vertrauen haben, weil ich seine Ziele und Pläne in einer bestimmten Frage kenne und für richtig halte. Oder ich kann einer Person so vertrauen, daß ich weiß, sie wird immer die richtigen Ziele und Wege finden. Dieses sozusagen blinde Vertrauen haben ganze Völker einzelnen Männern immer nur nach überragenden Erfolgen geschenkt. Ein Moltke und Hindenburg besaßen oder besitzen es, selbst ein Bismarck hat es nicht unbedingt besessen. Die Unterlagen für jenes, das sachliche Vertrauen fordert Professor Brandenburg. Der Reichskanzler glaubt sie aus ‚elementarster politischer Klugheit‘ verweigern zu müssen und verlangt das persönliche, blinde Vertrauen. Aber unsere Gegner kehren sich an die ‚elementarste politische Klugheit‘ des Kanzlers nicht, sondern haben ihre Kriegsziele oft genug vor aller Welt ausgesprochen. Sie haben sich dabei der Kriegslage jeweilig etwas anschmiegen müssen, und wir konnten dann mit Genugtuung feststellen, daß sie bescheidener geworden seien. Aber haben sie trotzdem mit ihren Reden und Kundgebungen ihren Zweck nicht erreicht? Haben sie nicht den Kriegs- und Siegeswillen ihrer Völker lebendig erhalten, trotz einer militärischen und wirtschaftlichen Lage, wie sie z. B. auf den Völkern Italiens, Rußlands und auch Frankreichs lastet? Vergleichen wir damit unsere Lage in militärischer, finanzieller und wirtschaftlicher Hinsicht, so haben wir keinen Anlaß, mit dem Kriegs- und Siegeswillen unseres Volkes so durchaus zufrieden zu sein. Sollte ‚elementarste politische Klugheit‘ uns da nicht eine andere Haltung empfehlen?“

*

Neue Zeit — neues Recht

Die „Berliner Neuesten Nachrichten“ weisen auf den engen Zusammenhang der belgischen Zukunft mit einer energischen Kriegführung gegen England hin: „Was könnten sonst noch für Erwägungen möglich sein? Moralische! Menschliche! Und vielleicht ängstlich bureaukratische bei solchen, die nur im bisherigen Schema zu denken vermögen, die noch keinen Unterschied sehen zwischen ‚dem Reichsgebiet einverleiben‘ und ‚dem Reichsgebiet anschließen‘, die noch nicht vorgedrungen sind bis zu dem Gedanken, daß man Reichs-Militärhoheits-Gebiete schaffen könne (wie denn die alten Eidgenossenschaften auch schon ‚Untertanen-Staaten‘ gehabt haben), daß der Weltkrieg in den Handlungen unserer Feinde doch alles Völkerrecht aufgelöst hat, und daß wir also unheilvoll beschränkt wären, wenn wir nicht, wo es unsere Sicherheit erfordert, selbst an Ansiedlung im großen denken müssen, daß wir nicht ‚fremde Völker unterjochen‘, sondern mehr Land haben wollen, zu unserer Sicherheit und Gesundheit, daß unsere Feinde das reichlich verwirkt haben

was dazu nötig ist, und daß der große Augenblick Gedanken ins große und eine neue Zeit, neues Recht, neue Formeln und neue Mittel uns aufzwingt."

*

Was im Weltkriege noch möglich ist

Die Militärattachés neutraler Staaten haben in München neben andern industriellen auch militärische Betriebe wie Artilleriewerkstätten besichtigen dürfen. Zu dieser Tatsache wird in der „Kölnischen Volkszeitung" gesagt:

„Unter den ‚neutralen' Militärattachés, welche rundgeführt wurden, befanden sich nicht nur diejenigen von Argentinien, Chile und Peru, sowie diejenigen von Rumänien, Spanien und Schweden, sondern auch derjenige — der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Also auch diesem Herrn wurden unserseits ganz harmlos ‚militärische Einrichtungen wie Artilleriewerkstätten' gezeigt. Geht denn diese Berücksichtigung der ‚Neutralität' Amerikas und seines Präsidenten Wilson nicht doch viel zu weit? Die ‚Neutralität' Amerikas ist fast seit Beginn des Krieges nur eine rein formelle. Wir haben in der U-Boot-Frage dem brüsken Verlangen Wilsons nachgeben müssen; sonst wäre auch die rein formelle Neutralität Amerikas zu Ende gewesen. Tatsächlich ist Amerika der größte Munitionslieferant unserer Feinde, ein fast unbeschränkter Lieferant von Granaten, Kanonen, Automobilen und allen sonstigen militärischen Ausrüstungsgegenständen. Amerika ist damit materiell der wichtigste und wertvollste Verbündete unserer Feinde. Ohne das Eingreifen Amerikas wäre unser Sieg längst vollständig entschieden und der Krieg zu Ende. Und da zeigen wir noch dem Militärattaché einer solchen ‚neutralen' Macht unsere Artilleriewerkstätten! Glaubt man denn, daß man in England, Rußland und Frankreich, wenn der Fall umgekehrt läge, auch den ‚neutralen' Militärattachés irgend etwas zeigen würde? Ich fürchte, dann würde sich in London, St. Petersburg und Paris ein solcher Militärattaché überhaupt nicht auf die Straße wagen können. Das wollen wir ja nun gewiß nicht nachmachen. Aber einem solchen Herrn auch noch allerhand zu zeigen, was für ihn Wert hat, das geht denn doch viel zu weit. Man komme uns nicht mit dem Einwand, daß die Herren Militärattachés ja doch nichts Wichtiges zu sehen bekämen; Dinge, welche geheim bleiben müßten, werde man ihnen doch gewiß nicht zeigen. Aber Militärattachés sind doch Fachleute, und wenn sie Artilleriewerkstätten in Bayern besuchen, so werden sie auch schon verstehen, etwas zu sehen, was sie interessiert. Dafür sind sie ja doch da. Sie haben eine privilegierte Stellung und nutzen diese aus, um allerhand zu sehen und zu erfahren, was auf andere Weise nicht in Erfahrung zu bringen ist. Wie man sie auf Grund dieser Tatsache im Volke nennt, will ich aus Höflichkeit nicht wiederholen. Wenn sie in Artilleriewerkstätten hineingelassen werden, werden sie schon sorgen, daß sie auch etwas sehen, was sie wollen. Wäre es nicht an der Zeit, unser Verhältnis zu den Militärattachés anderer Staaten im allgemeinen einer sorgfältig abwägenden Nachprüfung zu unterwerfen, vor allem aber im besonderen zu fragen, ob man weiterhin gegenüber dem Militärattaché von Amerika eine Haltung einnehmen soll, welche gegen die wirkliche Haltung des Präsidenten Wilson beide Augen zudrückt? Wäre es nicht gut, zu fragen, ob es da mit der Würde des deutschen Volkes besser zusammenstimmen würde, wenn man wenigstens ein größeres Maß von würdiger Zurückhaltung zur Anwendung bringen möchte? Man zeige meinethalben diesem Herren Rotenburg, Nürnberg, Berchtesgaden und alle sonstigen Natur- und Kunstwunder. Aber man lasse ihn aus Artilleriewerkstätten fort."

*

Die „Stilübungen" des „Talents"

„Ist denn das historische ‚weiße Papier' der ‚Norddeutschen Allgemeinen' — so fragen die „Hamburger Nachrichten" — „dazu da, daß ein journalistisches ‚Talent' darauf Stilübungen betreibt? ... Was

sind das für Zumutungen, zu fragen, ob man ein Weichling sein müsse, um andere Ansicht zu hegen, als die Denkschrift der sechs Wirtschaftsverbände! Und gar in diesen Gedankengang ‚unsern Großmeister der Staatskunst', also Bismarck, hineinzuziehen, der das deutsche Vaterland einigen wollte! Das hat Bismarck allerdings kraft seines Genies verstanden, wie gut und dauerhaft, bewies die Stimmung des gesamten deutschen Volkes in Nord und Süd beim Ausbruch des Krieges. Aber Bismarck hat auch Friedensschlüsse gemacht, die dem Deutschen Reich handgreifliche Sicherheiten gaben, wie den von 1871, und hat die müde Verzichtleistung, die schon ein halb Jahr vorher von gewissen Leuten öffentlich ausgesprochen wurde, mit dem zornigen Wort verurteilt: ‚Sie werden mich noch zwingen, die Maaslinie zu verlangen!' Von Bismarcks Politik hat hoffentlich Reichskanzler v. Bethmann Hollweg eine gründlichere Kenntnis, als das ‚Talent', das in der ‚Norddeutschen Allgemeinen' jetzt seine Sache führt. Und sie ausschließlich gegen vaterlandstreue Männer und Blätter führt."

*

Freie Erörterung und amtliche Verbreitung der Verzichtskriegsziele

Die „Nordd. Allgem. Ztg." setzt in ihrer Erklärung zu der „Indiskretion" Scheidemanns die Kriegsziele der Wirtschaftsverbände seltsamerweise als „bekannt" voraus.

„Woher", fragen die „Hamburger Nachrichten" mit Recht, „sollten sie bekannt sein, da ihre Wiedergabe und Erörterung in der Presse seinerzeit verboten und seither nicht freigegeben worden ist? Wären sie bekannt, dann würden Herr Scheidemann und der ‚Berliner Lokalanzeiger' ihnen nicht so leichtfertig ‚Eroberungspläne' haben anhängen können. Von Eroberungen ist darin nichts zu finden, wohl aber vom Festhalten dessen, was wir zu unserer Grenzsicherung, der Sicherung eines Teiles unserer wichtigsten Industrie und für unsere wirtschaftliche Zukunft nötig haben, ganz abgesehen von dem mehrfach in Kundgebungen unseres Kaisers und auch des Herrn Reichskanzlers ausdrücklich zugesagten Lohn für die von unserem Volke und unseren Kriegern aufgewandten Opfer. Wir erwarten nunmehr, nachdem zweimal, durch das Wolffsche Bureau und die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", die Verzichtkriegsziele des Herrn Scheidemann öffentlich kundgemacht worden sind, zweimal die Eingabe der Wirtschaftsverbände ebenso öffentlich einer falschen Auslegung preisgegeben ist, daß jetzt ausdrücklich die Genehmigung erteilt wird, die Eingabe der Wirtschaftsverbände ihrem wahren Inhalte nach dem deutschen Volke mitzuteilen und vor der Allgemeinheit zu erörtern. Der Reichskanzler hat dem Reichsverband der deutschen Presse eine Milderung der Zensur versprochen. Diese Milderung könnte damit vornehm beginnen, daß allgemeine Gerechtigkeit waltet. Wenn Herr Scheidemann außerhalb des Reichstages frei über Kriegsziele reden, das Wolffsche Bureau, der ‚Berliner Lokalanzeiger' und die ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung' ungehindert die Kriegsziele des Herrn Scheidemann und seine Kritik an der Eingabe der Wirtschaftsverbände verbreiten dürfen: dann ist es nicht mehr als recht und billig, daß nun auch die wohlbegründete Denkschrift von sechs unserer bedeutendsten Wirtschaftsverbände freies Wort erhält."

*

„Eine Preisfrage"

Die „Tägliche Rundschau" erinnert an die deutsche Note vom 5. Mai d. J., „durch deren sofortige Wirksamwerdung seitdem unser U-Bootkrieg so gut wie aufgehoben ist. Seitdem warten wir darauf, daß die amerikanische Regierung aus dem mehr als selbstlosen Entgegenkommen der deutschen Regierung die von dieser als selbstverständlich vorausgesetzten Folgerungen gegenüber England zieht und dieses irgendwie

veranlaßt, nun seinerseits die von ihm feierlich mit vereinbarten internationalen Vereinbarungen über das Kriegsrecht zur See anzuerkennen. Das einzige, was als ein Schritt Amerikas in dieser Richtung gedeutet werden könnte, war die bekannte Postnote der Herren Wilson und Lansing. Der einzige Erfolg dieses Schrittes in London ein heiteres Schweigen und ein verständnisinniges Schmunzeln der Auguren in Downing Street. Schon in dem Augenblick, wo dies erkennbar wurde, drängte sich die Frage auf, ob denn damit nicht schon der Zeitpunkt gekommen sei, ‚wo die Schritte der amerikanischen Regierung nicht zu dem gewollten Erfolge geführt hätten‘. An maßgebender deutscher Stelle war man offenbar nicht dieser Auffassung, denn es geschah nichts, was hätte erkennen lassen, daß ‚die deutsche Regierung sich einer neuen Sachlage gegenüber‘ sah. Unsere Haltung blieb dieselbe, die wir auf die Niederboxernote Herrn Wilsons hier einzunehmen uns entschlossen hatten.

Nun haben die Dinge sich von der englischen Seite her weiter entwickelt, ja sie sind von dieser Seite her so weit getrieben worden, als das überhaupt, selbst bei den stärksten Voraussetzungen über englische Entwicklungsmöglichkeiten, in dieser Richtung denkbar war und ist. ... Nicht eine Beschränkung in seinen Vergewaltigungen der neutralen Rechte legt England sich auf, sondern es streift im Gegenteil auch die letzten mehr scheinbaren als tatsächlichen Beschränkungen ab, die es bisher schandenhalber noch hatte bestehen lassen. Es setzt die von ihm mit vereinbarte, von der englischen Presse seinerzeit als epochemachender Sieg der Menschlichkeit über die bis dahin nach der Willkür Englands für den Seekrieg noch gültige Piraterie gepriesene Londoner Deklaration vom Jahre 1909, die es freilich schon längst durch die Tat vernichtet hatte, hiermit auch formell außer Kraft und Geltung. Es setzt damit in aller Form das Faustrecht und Piratentum an Stelle jedweden vor diesem Kriege geltenden internationalen Seerechtes.

Wir enthalten uns jeder Kritik dieser Tatsachen. Sie könnte am Ende unsere Beziehungen zu England trüben; denn sie würde nicht freundlich ausfallen. Wir stellen nur nebeneinander und einander gegenüber: Hier die Schlußworte der deutschen Note vom 5. Mai mit ihrer Voraussetzung, daß es Herrn Wilson gelingen werde, England zu einer Anerkennung der von ihm bis zum Ausbruch dieses Krieges anerkannten Rechtstitel zu veranlassen, und hier die Tatsache, daß die englische Regierung für sich und ihre Trabanten auch den zum Schein und schandenhalber bisher noch verschonten traurigen Rest jener Rechtstitel vor den Augen und Ohren der ganzen Welt aufhebt. Wir enthalten uns jeder Kritik. Nur eine Frage können wir nicht unterdrücken, eine Preisfrage, des Schweißes aller Zünftigen wert: Was wäre nunmehr noch denkbar, das geschehen könnte, um zu zeigen, daß es Herrn Wilson nicht gelungen ist, England zur Anerkennung der vor dem Kriege geltenden Seerechtsnormen zu veranlassen, und um zu zeigen, daß die von der deutschen Regierung in den Schlußworten ihrer Note vom 5. Mai ins Auge gefaßte ‚neue Lage‘ geschaffen ist, für die sie sich jede Bewegungsfreiheit und das Recht auf die nachdrücklichste Verwendung jeder gegen England ihr zur Verfügung stehenden Waffe vorbehielt?“

*

Was man ihnen hätte zeigen sollen

Den neutralen Militärattachés, die jetzt, während des Krieges, unsere „militärischen Einrichtungen“, „Artilleriewerkstätten“ usw. besichtigen durften. Man hätte ihnen, wird in der „Kölnischen Volkszeitung“ angeregt, unsere Lazarette zeigen sollen. „Das wäre vor allem nützlich gewesen für den amerikanischen Militärattaché! Amerika hat an unsere sämtlichen Gegner für Milliarden Munition aller Art, Granaten, Sprengbomben, Sprengstoffe usw. geliefert, und ungezählte Tausende von jungen und älteren Söhnen unseres Vaterlandes sind durch diese

Munition zerrissen worden. Wäre es für den amerikanischen Militärattaché nicht nützlich gewesen, in unseren Lazaretten sich durch den Augenschein zu überzeugen, was die Wirkung der amerikanischen Munitionslieferungen gewesen ist, womit wir Deutsche also die Millionenverdienste der amerikanischen Munitionslieferanten haben bezahlen müssen? Vielleicht hätte dann der amerikanische Militärattaché an seinen Präsidenten Wilson auch einen Bericht gesandt über das, was er in unseren Lazaretten sehen mußte. Präsident Wilson hat in seiner vorjährigen Aufforderung zum nationalen Danksagungstag am letzten Donnerstag des Monats November, den 25. November 1915, so salbungsvoll gesagt: ‚Ein weiteres Jahr des Friedens ist uns zuteil geworden, in welchem wir nicht nur unsere Gedanken auf unsere Pflicht gegen uns selbst und die Menschheit lenken, sondern uns auch der vielen Verantwortlichkeiten, welche uns auferlegt werden, bewußt werden sollen. Wir sind imstande gewesen, unsere Rechte und die Rechte der Menschheit zu wahren, ohne die Freundschaft mit den großen Nationen zu brechen, mit welchen wir im Verkehr stehen; und während wir Rechte behauptet haben, sind wir gleichzeitig imstande gewesen, Pflichten zu erfüllen.‘ Präsident Wilson hätte dann ein lebendiges Bild davon bekommen, was die Menschheit, wenigstens die deutsche Menschheit, hat erleiden müssen, damit der amerikanischen Nation, wie es ebenfalls in Wilsons Aufruf hieß, ‚ein Jahr besonderer Segnungen‘ zuteil werden konnte. Ich glaube zwar nicht, daß das auf Herrn Wilson einen besonderen Eindruck gemacht haben würde. Aber es würde ihm doch auch nichts geschadet haben. Dagegen glaube ich wohl, daß es in Amerika, namentlich im Weißen Hause zu Washington, Eindruck gemacht haben würde, wenn man, während man die anderen Militärattachés in die Artilleriewerkstätten führte, in aller Höflichkeit zu dem amerikanischen Militärattaché gesagt hätte: ‚Bitte, mein Herr, das ist nichts für Sie; für Sie ist etwas anderes vorgesehen; kommen Sie, bitte, mit in die Säle der Schmerzen, in welchen deutsche Kunst die Wunden heilen muß, welche amerikanische Granaten verursacht haben!‘ Ich glaube, wenn man Amerika immer nach diesem System behandelt hätte, so hätte man in Amerika mehr Respekt vor uns bekommen, und wir wären mit Amerika wohl weiter gekommen, anstatt daß wir uns zur Einstellung unseres U-Boot-Krieges haben verstehen müssen."

*

Eine gesunde Abfuhr

Der Herausgeber der „Friedenswarte", Dr. Alfred H. Fried, erhielt kürzlich vom Geheimen Regierungsrat Universitätsprofessor Dr. phil. und Dr. jur. h. c. Adolf Lasson in Berlin eine offene Postkarte folgenden Inhalts:

„Ich bitte, mir die ‚Friedenswarte‘ fortan nicht mehr zu senden. Diese Art von Idiotentum habe ich nun genugsam studiert. Ich will mich künftig der Abschaffung von Krankheit, Sünde und Tod zuwenden. Ergebenst (Unterschrift.)

*

Eine Verteidigung

Doktor Paul Rohrbach verteidigt Herrn von Bethmann gegen Grey, indem er feststellt, daß der deutsche Reichskanzler am 30. Juli 1914 in Wien tatsächlich sprechen ließ: „Wir weigern uns, in einen Weltbrand hineingerissen zu werden, dadurch, daß unser Verbündeter unsern Rat mißachtet."

*

„Mundtot gemacht"

Aus Anlaß des Falles Bethmann-Kapp stellen die „Berliner Neuesten Nachrichten" fest:

1. In der Tat hat die Ausgestaltung der politischen Zensur, die selbst in maßvollster Form jede Kritik an der auswärtigen Politik der Gegenwart und Vergangenheit verbot, auch da, wo ohne solch eine Kritik Wandel und Besserung gar nicht erreichbar erschienen, vergiftend gewirkt auf alle

selbständig denkenden und für des Vaterlandes Wohl und des deutschen Volkes Zukunft eifrigen Kreise. Sogar die Besprechung und Erwähnung von Büchern, die von Herren aus der Wilhelmstraße einstens geschrieben waren, konnten verboten werden. Die Überreichung offener Denkschriften an maßgebende Stellen wurde mit der Zeit unmöglich gemacht. Vertrauliche Denkschriften in politischen Kreisen wurden bis an die Altäre des Privathauses verfolgt. Dies geschah zur Verteidigung einer Politik, über die bis zum Ausbruch des Krieges das ungünstige Urteil selbst im Reichstag fast einmütig war (Neukamerun, Lindequist). Die nationalen Kreise, die großen führenden Wirtschaftsverbände, die Gebildeten der Nation wurden mundtot gemacht, auch wenn sie in Formen, die der Kriegszustand zur selbstverständlichen Pflicht machte, Kritik übten und auch nur positive Wünsche äußerten.

2. Alle Nationalgesinnten, neun Zehntel der landsässigen Bevölkerung, der Führer und Gebildeten im konservativen und nationalliberalen Lager, sieben Zehntel der Führer und akademisch Gebildeten auch in der Reichspartei, im Zentrum und in der Fortschrittlichen Volkspartei, dazu alles, was völkisch und in Volksfragen elementar deutsch empfindet im Bauerntum, im Handwerk, im Kleinhandel, denkt politisch so, daß alle die hier Genannten sachlich kaum weit abweichen von den Meinungen des Herrn Kapp. Wie das Offizierkorps in Heer und Marine denkt, unterziehen wir keiner Feststellung oder Abschätzung. Alle diese Kreise wünschen das Beste für das Vaterland, suchen auch an Besserungen in der Handhabung der auswärtigen Politik zu glauben, freuen sich sogar, wo es anscheinend wirklich besser und vorwärts geht, können aber nicht hinweg darüber, daß in der U-Bootfrage niemals hätte geschehen dürfen, was geschah. Entweder mußte dieser Streit nicht begonnen oder anders beendet werden."

*

Das Reden über den Frieden

Ein treffendes Wort des Reichstagsabgeordneten Werner:

„Ich glaube, daß die Entschlossenheit zum Äußersten, welche die Feinde jetzt aus unseren Taten herausmerken, den Frieden beschleunigt, während das viele Reden über den Frieden, besonders in den Zeitungen, ihn verzögert. Darin gleicht der Krieg jedem Übel und Feinde; wer ihn flieht, den verfolgt er. Auch der Krieg muß überwunden, d. h. kraftvoll und entschlossen durchgeführt werden. Das verbürgt noch am ehesten ein baldiges Ende. Alles sentimentale und feminine Friedensgeseire aber erinnert so lebhaft an das holländische Sprichwort: ‚Zachte Doctors maken stinkende Wonden.'"

*

Entwöhnung

Die „Angriffe unerhörter Art", welche die „Norddeutsche" in den von ihr angeführten Stellen der Kappschen Schrift findet, sind nach Ansicht der „T. R." gewiß scharf, „aber doch nicht so, daß wir nicht gewohnt gewesen wären, dergleichen in unverhüllter Weise auszusprechen und aussprechen zu hören, gegen wen immer auch es gewesen wäre. Niemand würde sich gewundert haben, dergleichen in den Zeitungen zu lesen, wenn diese nicht seit zwei Jahren weit über die militärischen Erfordernisse hinaus in ihrer verfassungsmäßig verbürgten Meinungs- und Redefreiheit beschränkt wären."

*

Graf Andrassy will die Friedensbedingungen wissen

Im ungarischen Reichsrat sagte Graf Andrassy nach amtlichem Bericht:

„Wir dürfen den Ereignissen nicht blind gegenüberstehen. Wir wollen wissen, wie beispielsweise die Friedensbedingungen und die Kriegsziele sind und so weiter, denn nach meiner Überzeugung kann ein Land selbst nach einem siegreichen

Krieg durch einen schlechten Friedensschluß ebenso zugrunde gerichtet werden, wie durch eine Niederlage. An dem eben Dargelegten ändert es nichts, daß eigentlich die Regierung verantwortlich ist und sie nachträglich zur Verantwortung gezogen werden kann, denn viele Dinge lassen sich später nicht mehr gutmachen, und später Sündenböcke zu suchen, wäre verfehlt."

*

Die Kinder, sie hören es gerne

Wenn irgend Unfreundliches aus den Vereinigten Staaten uns gemeldet wurde, dann hieß es regelmäßig in gewissen Blättern, man dürfe „nicht übersehen", daß die Meldung „aus englischer Quelle" stamme, man solle nur abwarten, bis der „authentische Text" der und der Note, Entschließung, Rede usw. eintreffe, dann werde man staunen, wie Reuter (oder ein anderes englisches Organ) wieder einmal gefärbt, um nicht zu sagen gelogen habe.

Nun hat ja Reuter — alles, was recht ist — nicht nur gefärbt, sondern in der Tat auch treu und brav gelogen. Leider nur nicht in Sachen Amerika. Da hat Reuter im Gegenteil sich einer bemerkenswert vornehmen Zurückhaltung befleißigt, äußerste Rücksicht gegen uns geübt. Nicht nur wurden die von ihm vorausgeahnten „Ereignisse" durch die uns gelesenen authentischen „Texte" in vollem Umfange bestätigt, — die Ahnungen Reuters blieben noch hinter den Tatsachen zurück. Nie hat Reuter, trotzdem er das doch auch ahnen mußte, angedeutet, daß Herr Wilson aus Menschlichkeits- und Sittlichkeitsgründen, nicht zuletzt zu unserer eigenen moralischen Läuterung, beschlossen habe, Deutschland „niederzuboxen". Und wenn schon nicht „Deutschland", weil das immerhin etwas umständlich und selbst für einen Professor der Philosophie zu begrifflich war, so doch Deutschlands auswärtige Vertretung. Wilson hatte eben für England schon so viel getan, daß Reuter zu tun nichts mehr übrigblieb.

Nun ist unser Untersee-Handelsboot glücklich in Amerika gelandet, und der Himmel hängt uns wieder voll amerikanischer Geigen — „made in Germany". Aber die Kinder, sie hören es gerne. Gr.

*

Wünsche und Wirklichkeit

Mit verbohrtem, bald schon kindischem Eigensinn sind gewisse Kreise in Deutschland andauernd bemüht, den Frieden dadurch zu erzwingen, daß sie ihre Friedenswünsche mit lauten und immer lauteren Stößen in die gierig sich die Hände reibende feindliche Welt hinausstöhnen. Wahrlich, die passende Begleitstimme zu dem Geschützdonner der großen Offensive, und die rechte moralische Rückenstärkung derer, die in diesem Höllenkonzert für unseren Frieden kämpfen und bluten. Als ob es nicht Wünsche gäbe, deren Erfüllung man um so teurer bezahlen muß, um so weiter hinausschiebt, je brünstiger man sie zu erkennen gibt! Wenn schon das Bedürfnis nach irgendeinem „Nationalausschuß" zur Anbahnung eines „ehrenvollen" Friedens nicht zu zähmen war, — konnte mit dieser Gründung nicht wenigstens bis zum Ausgange der Offensive gewartet werden? Hat man sich denn gar nicht überlegt, wie ein solches öffentliches Hervortreten in einem solchen Augenblicke nur gedeutet werden kann? Und heißt es nicht, offene Türen einrennen, wenn man uns das „Verständnis" für einen möglichen Frieden erst beibringen und zur Bewältigung dieser „Aufgabe" 75 Redner (andere versichern, es seien „nur" 50) in 75 Städten auf das deutsche Volk loslassen will! Dazu wird diese Gründung noch als eine Schöpfung der deutschen Reichsregierung ausgegeben, — was ich denn doch bis auf weiteres noch bezweifeln möchte. Nach alledem werden wir uns nicht wundern dürfen, wenn man unseren Siegeswillen (den hinter der Front) bald überhaupt nicht mehr ernst nimmt. Man muß sich schon nach dem verbündeten Ungarn wenden, um sich auf die ernste Wirklichkeit zu besinnen. Im „Magyar Hirlap" führt uns

Graf Julius Andrassy handgreiflich zu Gemüte, wie für unsere Feinde das Wort Frieden in dem Augenblick nicht mehr hörbar ist, wo sie auch nur den kleinsten Erfolg aufzuweisen haben; wie andererseits die Vorbedingungen des Friedens aber gegeben sind, sobald unsere Gegner erkennen, daß sie uns nicht niederringen können:

„Als die Lage für uns an allen Punkten eine günstige war, ließ sowohl der deutsche Kanzler als auch unsere Regierung den entschiedensten Friedenston vernehmen, während unsere Gegner, sobald sie die kleinste Aussicht haben, die Oberhand zu gewinnen, von wildester Kampfesstimmung ergriffen werden. Es zeigt sich klar, daß sie nicht früher die Waffen strecken wollen, als bis sie uns zerschmettert haben. Bei dem kleinsten Mißerfolg dürfen wir uns nur das eine vor Augen halten: Diesen Mißerfolg gutzumachen; denn unsere Feinde bleiben nicht auf halbem Wege stehen. In dem Augenblick, wo wir schwächer blieben, würden sie uns vollständig zugrunde richten ...“

Blast nur weiter eure Friedensschalmeien, wenn ihr den Krieg ins Aschgraue verlängern, neue und immer wieder neue Hekatomben dem Moloch in den Rachen schleudern wollt, — nur um der Theorie, dem Friedensdogma genuggetan, euer Gemüt pharisäerhaft erleichtert zu haben. Das Echo schenkt euch der „Temps“ im voraus: „Je mehr wir den Sirenengesang hören, desto sicherer werden wir wissen, welche Pflichten unserer Energie obliegen.“ Gr.

*

Die Berufung auf Bismarck

Die „Nordd. Allgem. Zeitung“ war so unvorsichtig, sich in ihrem Feldzuge gegen den Geheimrat Brandenburg auf Bismarck zu berufen, und das „Berliner Tageblatt“ so tiefsinnig, diese Berufung „bemerkenswert“ zu finden. Das sei, meint die „Deut. Tageszeitung.“, wie wenn der Lahme dem Blinden zu helfen suchte. „Gewiß war es Bismarcks Lebensaufgabe, der Masse des deutschen Volkes zu einer staatlichen Einigung zu verhelfen, und gewiß hat er das nationale Moment im Staatsleben außerordentlich hoch eingeschätzt, so daß man seinen Nachfolgern nur wünschen könnte, daß sie dieses Moment ebenso würdigen möchten. Aber Fürst Bismarck hat ebensogut gewußt, daß ein Staat aus Land und Leuten besteht, und daß wenigstens für eine Großmacht das staatliche Machtprinzip die maßgebende Rolle spielen muß; einen anderen Standpunkt hätte er wohl mit dem von ihm nach unserer Erinnerung wiederholt gebrauchten Worte ‚Nationalitätenschwindel‘ abgetan. Vielleicht interessiert es die ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung‘, bei der wir den guten Willen, zu lernen, natürlich immer voraussetzen, wenn wir ihrer Berufung auf Bismarcks ‚Mäßigung‘ und angebliche Abneigung gegen die Angliederung fremder Nationalitäten die Äußerungen Bismarcks gegenüberstellen, die Moritz Busch am Abend des 30. September 1870 notiert hat:

‚Bamberger, der seinen Einfluß in der Presse im Sinne des Kanzlers geltend macht, gebeten, gegen den Unfug aufzutreten, daß deutsche Journalisten schon jetzt, wo wir noch im Kriege und kaum aus dem Gröbsten fertig wären, schon mit Eifer der Mäßigung das Wort reden. Die Ärgste ist die ‚Kölnische‘, bei der sich der Gedanke, daß Metz nicht deutsch werden dürfe, weil es französisch spreche, fast wie eine Monomanie äußert. Die Herren brächten schon ihre Ratschläge zu Markte, wie weit man deutscherseits in seinen Ansprüchen gehen könne und dürfe, und plädierten so zugunsten Frankreichs, während sie doch viel klüger täten, hohe Forderungen zu stellen. ‚Damit man‘, sagte der Minister, ‚wenigstens was Ordentliches bekommt, wenn auch nicht alles, was man fordert. Sie werden mich noch zwingen, die Maaslinie zu verlangen.‘“

Wie man sieht, ist es in der Tat nicht ganz ohne Gefahr, den Schatten des Großen heraufzubeschwören Gr.

*

Also doch!

In dem vom Wolffschen Telegraphenbureau auffälligerweise nicht wiedergegebenen Teil des zum Sammeln rufenden Artikels der „Kölnischen Zeitung“ heißt es:

„Wir für unseren Teil meinen, daß auch diejenigen, die nicht das Vertrauen haben, daß die verantwortlichen Stellen mit ihrer Entscheidung das Richtige getroffen haben, ihr nicht entgegenwirken sollten und dürften aus Disziplin; denn Disziplinlosigkeit ist im Kriege das schlimmste aller Übel.“ Alsbald aber bezeugt die „Kölnische Zeitung“ selbst das Erklärliche der Unzufriedenheit:

„Diese Stellungnahme mag ein Opfer an Überzeugung erfordern, das um so größer ist, als tatsächlich unsere Gegner, vor allem England, mancherlei Vorteil davon haben, daß unsere U-Bootwaffe nicht voll gegen sie ausgenutzt wird, und als in weiten Kreisen der Argwohn besteht, daß sentimentale Empfindungen jene Entscheidung beeinflußt haben könnten. Dieser Argwohn — das läßt sich nicht verkennen — gewinnt einen Schein der Berechtigung dadurch, daß zugleich mit der Abstumpfung der U-Bootwaffe auch die Waffe der Luftkreuzer durch irgendein unverständliches Etwas gelähmt zu sein scheint. Bei ihr fallen die Rücksichten auf die Neutralen, die unsere U-Boote hemmen, fort, es ist daher weiten Kreisen unerklärlich, weshalb wir nicht unsere Zeppeline als Kriegsmittel zu den zerschmetternden Schlägen einsetzen, deren sie fähig sind, weshalb wir mit ihnen nicht die Baralongs für ihre zahllosen Schandtaten, und die Franzosen für ihre grausamen Morde an deutschen Gefangenen und für den furchtbaren Kindermord von Karlsruhe züchtigen. Gründe für diese Unerklärlichkeiten werden uns vorenthalten, und das macht mißtrauisch. Das ist eine der Ursachen, weshalb auch Männer, die nicht zu den Nörglern aus Passion und Lebensbedürfnis gehören, in dem Vertrauen erschüttert sind, daß die Einstellung des U-Bootkrieges in seiner rücksichtslosesten Form richtig ist.“

*

„Ein Fehler von verhängnisvoller Tragweite“

Wie in der Frage der Kriegsziele, stellt die „Kreuzztg.“ fest, so zieht man die Öffentlichkeit überhaupt nicht zur Mitarbeit heran. Ein Beispiel für viele ist die jetzige Auseinandersetzung mit der Schweiz. Die deutsche Öffentlichkeit hat darüber ganz bruchstückweise aus halb unverständlichen Telegrammen und dann, wie gewöhnlich in solchen Fällen, aus der ausländischen Presse Kenntnis erhalten. Man sollte im Auswärtigen Amt lesen und beherzigen, was der „Nieuwe Rotterdamsche Courant“ über die journalistische Tätigkeit des Präsidenten des Kriegsernährungsamtes sagte. Weshalb gibt es im Auswärtigen Amt nicht eine Preßabteilung, die die Öffentlichkeit nach dem bewährten Muster der Nachrichtenabteilung des Reichsmarineamts über alle laufenden Fragen aufklärt und vor allem den deutschen Standpunkt mit Leidenschaft und Nachdruck wahrt? Die Stimmung im Volke wäre eine andere, wenn es immer wieder zäh und systematisch über die Völkerrechtswidrigkeiten, Neutralitätsverletzungen, Brutalitäten unserer Gegner aufgeklärt würde. Das würde auch auf die Stimmung bei den Neutralen hinüberwirken. Statt dessen werden womöglich Vorgänge, die schon durch sich selbst eine solche Wirkung in der Öffentlichkeit haben würden, künstlich unterdrückt. Als vor 110 Jahren Preußen gebrochen am Boden lag, da sahen seine großen Reformatoren das vornehmste Mittel zu seiner Wiederaufrichtung darin, daß sie das Volk systematisch zur Mitarbeit am öffentlichen Leben heranzogen. Es scheint uns ein Fehler von verhängnisvollster Tragweite zu sein, daß gerade jetzt in den entscheidungsreichsten Fragen die Regierten scharf von den Regierenden geschieden werden.

*

Ein Gebot der Pflicht

Emil Zimmermann im „Tag“ bedauert ganz außerordentlich, daß die Phrase ‚Die Kolonien werden in Europa verteidigt‘ dahin geführt hat, daß bei uns dem kolonialen Kriege als etwas Nebensächlichem so wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird. Wir wissen heute, daß Ali Dinar, der Sultan von Darfur, sich gegen die Engländer erhoben hat; es sind Nachrichten aus Genf gekommen, wonach der französische Kolonialminister bekanntgegeben hat, es wären die Araberstämme in Bewegung; die Überfälle auf die Grenzposten mehrten sich, und die Erhebung Ali Dinars wäre bereits bis zum Tschadsee bekannt. Weshalb aber haben diese Bewegungen immer noch nicht eine alles fortreißende Stärke erreicht? Einfach deshalb nicht, weil die entwürdigende Behandlung, welche deutsche Gefangene in Marokko und in Algier über sich ergehen lassen müssen, die Araber glauben machen muß, die Deutschen wären ein heruntergekommenes, schon geschlagenes Volk. Dadurch, daß die Franzosen in der Algier- und Marokkowüste deutsche Kriegsgefangene zu erniedrigenden Arbeiten zwingen, sichern sie sich die Ruhe im Sudan. Und es ist ein Gebot der Pflicht, daß im Interesse unseres baldigen Sieges, der durch Aufstände im Sudan beschleunigt wird, die Franzosen gezwungen werden, unsere Leute in allen Ehren aus Marokko und Algier nach Frankreich zu bringen. Zwangsmittel haben wir in der Hand. Weshalb sind nicht längst einige tausend französische Kriegsgefangene auf die Sinaihalbinsel gebracht worden, damit sie dort unter Aufsicht von Arabern und Beduinen notwendige Arbeiten verrichten? Wenn die Franzosen zur Erreichung politischer Zwecke den deutschen Namen systematisch schänden, dann wird es ein Gebot der Pflicht, ihnen mit gleicher Münze heimzuzahlen. Und was in der Nähe des Suezkanals geschieht, erfahren die Araber am Tschadsee ebenso, wie die Vorgänge in Südalgier. Eine Maßnahme, wie die vorgeschlagene, wird ihren Willen zur Teilnahme am Heiligen Kriege mächtig stärken.“

*

Hoffnungen: „reale und nüchterne Erwägungen“

Unsere Hoffnung, Wilsons Vereinigte Staaten würden in Anerkennung unseres gehorsamen Wohlverhaltens „Schulter an Schulter“ mit uns die „Freiheit der Meere“ erkämpfen, ist also auch eines elendigen Wassertodes gestorben. Ach ja, wie viele Hoffnungen haben wir schon ertrinken sehen! Damals (nach dem Untergange der „Lusitania“ und der „Arabic“), erinnert die „Deut. Tagesztg.“, hoffte man und behauptete sicher zu wissen, wie auch berechnet zu haben: die Vereinigten Staaten von Amerika würden auf ein deutsches Entgegenkommen hin folgendes tun bzw. lassen: Man würde zu Washington, unterstützt durch den gewaltigen Druck der amerikanischen Interessenten, amerikanischen Rohstoffen, vor allem der Baumwolle, freie Überfahrt und Eingang in die deutschen Häfen erzwingen. Ferner würden die Vereinigten Staaten ihre Kriegsmateriallieferungen an unsere Feinde einstellen, oder aber gleichen Lieferungen den Eingang in deutschen Häfen bzw. in neutrale Häfen mit nachfolgender Landdurchfuhr über die deutschen Grenzen erzwingen. Ferner würden die Vereinigten Staaten aufhören, unsere Feinde direkt und indirekt geldlich zu unterstützen, andererseits sei recht wahrscheinlich, daß eine deutsch-amerikanische Anleihe in irgendeiner Form zustande käme. Graf Reventlow empfiehlt weiter der „Frankfurter Zeitung“, dem „Berliner Tageblatt“ und anderen ähnlich gerichteten Blättern, „sich an diesen ihren Behauptungen, Voraussagen und Hoffnungen des letzten Jahres rückschauend zu laben, und bei der Gelegenheit vielleicht auch sich zu erinnern, wie sie damals sagten und glaubten, deutsches Eingehen auf die bekannten amerikanischen Wünsche würde der englischen Finanzkraft mittelbar

einen furchtbaren Stoß geben und ihr das Durchhalten unmöglich machen. Gäbe man aber den Vereinigten Staaten deutscherseits nicht nach, so würden ganz entsetzliche Folgen eintreten; — nun, hierüber brauchen wir nicht mehr zu sprechen.

Es hat sich seitdem vieles ereignet, und vielleicht ist es an der Zeit, daran zu erinnern, daß keine einzige jener schönen Hoffnungen sich erfüllt, keine einzige jener Berechnungen sich als richtig erwiesen hat. Weder Baumwolle noch andere Rohstoffe sind nach Deutschland gelangt, man hat sich in Washington auch nicht die geringste Mühe gegeben, derartiges durchzusetzen. Der amerikanische Kriegsmaterialhandel mit unseren Feinden blüht nach wie vor. Die Vereinigten Staaten haben unsere Feinde dauernd geldlich unterstützt und haben in ihrer Gläubigerfürsorge nicht vergessen, auch die englische Valuta systematisch zu heben. Der vorausgesagte Finanzzusammenbruch Englands ist nicht eingetroffen und, soweit wir uns zu unterrichten vermögen, auch nicht in Sicht.

So ein Register getäuschter Hoffnungen ist nicht ohne Interesse, und besonders die Beobachtung, ob hinter der Enttäuschung nicht die andere Hoffnung lebt, daß der Rest noch wenigstens zur Selbsttäuschung ausreiche. Auch die Zeit geht damit hin und man hat ein Mittel, um nicht an unangenehme Dinge zu denken."

*

Überflüssige Jubelstimmung

Wasser in den Wein allzu leicht Berauschter schüttet die „Deutsche Tagesztg.":

„Die öffentliche Meinung in Deutschland hat ganz überwiegend eine gewisse Jubelstimmung gezeigt, wenn im Lager unserer Feinde Regierungen oder doch Staatsmänner, die bei Kriegsausbruch am Ruder waren und eine besondere Mitschuld an dem Angriffskriege gegen Deutschland tragen, ins Wanken gerieten. Was hat es uns aber genützt, daß in England liberale Minister sich der Kriegspolitik versagten und die konservativen Führer in das Kabinett eintreten mußten, um der Regierung die nötige Kraft zu geben? Die freudige Genugtuung mancher deutschen Zeitungen über diesen ‚völligen Umsturz der bisherigen politischen Tradition' in England wäre wohl etwas gedämpfter zum Ausdruck gelangt, wenn diese Blätter versucht hätten, die englische Kabinettsfrage sofort mit aller Nüchternheit durchzudenken; in Wirklichkeit ist doch die letzte bisherige Etappe dieser englischen ‚Regierungskrise' die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht gewesen. Was hat es uns genützt, daß Delcassé, der gewiß ein vollgerütteltes Maß von der Schuld am Kriege trägt, gestürzt wurde, oder daß Salandra, von dem das gleiche gilt, seinen Platz räumen mußte? Überall haben wir doch gesehen, daß aus einer Regierungskrise im feindlichen Auslande bisher höchstens nur noch ein stärkerer und härterer Kriegswille hervorgegangen ist; und das ist doch wohl der entscheidende Punkt! Um dieses Moment voll zu würdigen, muß man noch in Betracht ziehen, welche gewaltigen Niederlagen und Enttäuschungen unsere Gegner erlebt haben; ferner aber, daß Regierungskrisen in Republiken oder Scheinmonarchien doch in der Regel noch eine viel tiefer gehende Bedeutung haben als in einer wirklichen Monarchie, wo der Monarch der feste Pol ist. Es wäre doch wohl an der Zeit, daß wir aus diesem Kapitel Gegenwartsgeschichte lernen."

Recht hat das Blatt, wenn es auch aus diesem Anlaß betont, wie wenig doch eine gefühlsmäßige Betrachtungsweise solcher Fragen vor der nüchternen Wirklichkeit standzuhalten vermag.

*

Eine Mahnung des Fürsten Bülow

In der neuen Bearbeitung seiner Schrift über „Deutsche Politik" (Reimar Hobbing, Berlin) erhebt Fürst Bülow mit nicht zu verkennender Sorge und betonter Eindringlichkeit seine Stimme zu einer leider bitter notwendigen Mahnung:

„Ähnlich wie in Deutschland hat in Frankreich und England, bis zu einem

gewissen Grade selbst in Rußland, auch in Italien, dieser Weltkrieg innere Parteigegensätze in den Hintergrund gedrängt und eine Einmütigkeit hervorgerufen, die wir den Burgfrieden, die Franzosen pathetisch ‚Union sacrée‘ nennen. Die Kehrseite solcher Harmonie im Innern ist, daß dieser Krieg, den alle beteiligten Völker mit tiefer Leidenschaft führen, nach menschlicher Voraussicht eine gewaltig gesteigerte Erbitterung hinterlassen wird. Haß und Rachegefühl werden noch lange die internationalen Beziehungen beeinflussen. Es wäre ein schwerer, ein nicht gutzumachender Fehler, in dieser Richtung Illusionen nachzugehen und früher vorhandene, vielleicht berechtigte Sympathien praktisch hinüberretten zu wollen in eine Zeit, der dieser Krieg das Gesetz vorgeschrieben und den Charakter bestimmt hat. Kriege, zumal ein Krieg wie dieser, unterbrechen die Entwicklung des Verständnisses zwischen den kriegführenden Völkern notwendig für lange hinaus. Es bedarf des heilsamen Einflusses der Zeit und einer feinen und starken staatsmännischen Hand, ehe auch aus sichtbar vorhandenen Interessengemeinschaften mit dem Feinde die Anfänge zu vertrauensvollen normalen Beziehungen wieder gebildet werden können. Unter den Trümmern, die dieser Krieg hinterlassen wird, werden moralische Eroberungen nicht leicht zu machen sein. Das heute oft zitierte Beispiel von 1866 und der bald darauf erfolgenden Entwicklung des deutsch-österreichischen Freundschafts- und Bündnisverhältnisses kann auf keinen unserer Feinde auch nur mit dem Schein der Berechtigung angewandt werden. Denn mit keinem verbindet uns eine jahrtausendalte gemeinsame nationale Geschichte, mit keinem die Gemeinschaft deutscher Sprache, Bildung, Literatur, Kunst und Sitte. Das aber sind Mächte, die durch einige parallel laufende Interessen und durch achtungsvolles kulturelles Verstehen nicht ersetzt werden können.“

*

Die Unverschämten

„Kriegsbänkelsang“ schreibt Roland Marwitz in der „Deut. Tagesztg.“, — ich schreibe: Die Unverschämten. Denn es ist kaum noch zu ertragen, was sie sich jetzt wieder mit einer Unverfrorenheit herausnehmen, die lebhafte Vorstellungen von nützlich angewandten und eingeweichten Hölzern aus deutschem Walde erwecken. „Als im August 1914 das deutsche Volk zu erwachen schien, als man endlich auch in der Kunst frei von allem Fremden werden wollte, da schwenkten auch die Geschäftsschlauen von ihrem ausgetretenen musikalischen Prostitutionswege ab. Sie nutzten die Konjunktur. ‚Man machte‘ in Patriotismus. Walter Kollo verfertigte in fieberhafter Eile sein ‚Immer feste druff‘ (mit Damen in Feldgrau!), und Paul Lincke ‚komponierte‘ sein ‚Wir müssen siegen‘ (eine schmalzige Tingeltangelweise. D. T.).

Die Zeiten ändern sich. Der Krieg erwies sich doch als eine zu ernste Sache, um der Lebewelt länger als einige Wochen zu gefallen, und mit schwülstiger Erotik hatte er leider auch gar nichts zu tun.

‚Nach dem Krieg wird alles wieder,
Wie es einstens war:
Froh singt man die alten Lieder,
Sitzt bis 6 Uhr in der Bar!‘

So scholl es kürzlich von einer Berliner Kabarettbühne. Herr Lincke ist menschenfreundlich und wollte diese ‚alten Lieder‘ auch jetzt nicht seiner ihm huldigenden Gemeinde vorenthalten. ‚Grigri‘, Operette von Bolten-Baeckers und Jules Chancel!!! Musik von Paul Lincke, kam auf die Bühne.

Allerdings wurde die zum Teil in einer französischen Kolonie spielende Handlung schnell auf spanisches Gebiet verlegt, alle Engländer wurden in neutrale Amerikaner verwandelt, und als Textdichter zeichnet nunmehr Bolten-Baeckers allein.

Was aber gestattet sich Paul Lincke und Genossen?

Nach der fadesten Musik, die beängstigend an eine Melodie aus Kollos ‚Juxbaron‘ erinnert, singt im dritten Akt ein ganzer

Chor tanzender ‚Barmaids‘ ein fast durchweg englisches Lied! Oder gilt auch hier die Entschuldigung, daß es ja ‚amerikanisch‘ sei?

Es ließe sich auch noch manches über Linckes unglaublich blöden ‚Zug nach dem Balkan‘ sagen. Aber schließen wir mit ‚Grigri‘. Durch die Presse läuft eine Notiz, daß ‚Grigri‘ demnächst in Brüssel in französischer Sprache zur Aufführung gelangt. Ein beschämender Gedanke! Ausgerechnet ‚Grigri‘! Deutsche Künstler haben in allen besetzten Gebieten durch die Darstellung echter deutscher Kunst der Bevölkerung einen Begriff von deutscher Kultur geben wollen, und derartiger internationaler Schund darf ihnen ihre mühsame Arbeit zerstören?

Vor Verdun kämpfen unsere Söhne und Brüder, kämpfen und sterben — wofür? Dafür, daß in Berlin bald wieder ‚alles wie vor dem Kriege‘ sein kann? Für die Kunst der Lincke und Genossen?“

*

„Ein sehr schlechter Dienst“

Auf eine besondere Wirkung der Nichtbestätigung des Generallandschaftsdirektors Dr. Kapp macht Professor Krückmann in der „Kreuzzeitung“ aufmerksam: die Wirkung auf das Ausland. „Es ist sehr bedauerlich, daß diese so ganz und gar außer Betracht geblieben ist, früher konnte man doch nicht eilfertig genug uns den Mund verbinden, um der Meinung des Auslandes nach allen Richtungen hin Rechnung zu tragen, auch da, wo politisch denkende Köpfe von solcher behördlichen Bevormundung nur Schädliches befürchten mußten. Hier aber ist es plötzlich erstaunlicherweise ganz anders. Der Kanzler hatte Dr. Kapp durch sein auffallendes Auftreten im Reichstage zur allgemeinen Beachtung verholfen, hatte sich in den schärfsten Ausdrücken gegen ihn ausgesprochen und nun geht einige Wochen später durch die Zeitungen die Mitteilung, daß ein provinzialer Selbstverwaltungskörper rein finanziell-volkswirtschaftlicher Art Dr. Kapp nicht wieder an seine Spitze stellen darf. Eines der am meisten gegen uns und vorzüglich gegen Preußen ausgebeuteten Schlagworte ist die angebliche Unfreiheit unseres öffentlichen Lebens; unter der Fahne der ‚Freiheit‘ zogen die weiß-, schwarz-, gelb-, braun- usw. farbigen Kulturträger zur Befreiung der Welt gegen uns zu Felde, und wir haben uns den Mund wund geredet und die Finger blutig geschrieben, um den lieben Feinden und den Neutralen zu zeigen, daß wir nicht in Unfreiheit lebten, und nun kommt dies. Ich persönlich halte die Bestätigung des Generallandschaftsdirektors durch das Ministerium überhaupt für eine überlebte Einrichtung, die längst hätte verschwinden können, um so bedenklicher ist der Gebrauch, der zurzeit davon gemacht worden ist. Schon allein die Tatsache, daß solche überalterten Bestätigungsbefugnisse dadurch an die Öffentlichkeit gebracht und der Kritik des Auslandes unterbreitet werden, ist nicht vorteilhaft, nun gar schon der Gebrauch, der von der Bestätigungsbefugnis gemacht worden ist. Sozialdemokraten, die der ganzen Staats- und Gesellschaftsordnung grundsätzliche Fehde ansagen, werden bestätigt, ein verdienter Mann wie Kapp nicht, der doch ausgesprochen auf dem Boden des heutigen Staatswesens steht.

Uns ist durch die Nichtbestätigung im Auslande ein sehr schlechter Dienst erwiesen worden, und zwar trägt die Verantwortung hierfür die Vertretung unserer auswärtigen Politik in erster Linie, das Fachministerium nur in zweiter, wenngleich es auch nicht von aller Verantwortung freizusprechen ist.“

*

Britannia rules the — murders ... "If they fall in, let them drown!"

„Wenn sie hineinfallen, laßt sie ersaufen, denn die Flieger von der Armee haben kein Recht, über der See zu fliegen.“ So lauteten, wie das Parlamentsmitglied Pemberton Billing vor der Untersuchungskommission in Westminster ausführte, die Worte eines höheren Offiziers

des Kgl. Brit. Marine-Fliegerkorps. — Und diese Worte sind gefallen, als ein Angehöriger dieses Korps noch so viel nicht-englisches Fühlen zeigte, daß er dem ertrinkenden Kameraden vom Heere zu Hilfe eilen wollte. Aber sein hoher Vorgesetzter hindert ihn daran — ja, er verbietet es ihm ausdrücklich! —

Und das dem eigenen Kameraden und Volksgenossen gegenüber!

Dürfen wir uns da über die Mörder vom „Baralong“ und vom „King Stephen“ wundern? Diese Fälle wiederholen sich, bleiben keine Ausnahme, sondern werden nachgerade zum Kennzeichen der Art.

Und alle diese erbarmungslosen, kaltlächelnden Mörder sind Leute mit der Bezeichnung „Offiziere“, gehören der Auslese des Landes, der höchststehenden Truppe an, ihrer Navy, ihrer Flotte —!

So sieht der Geist der Menschlichkeit und Kameradschaft aus, der in Englands geachtetster Waffe herrscht!

Wen kann es da wundernehmen, wenn sich bei uns ein hoher Grad von Abscheu und Verachtung bildet einem Volke gegenüber, dessen sich als der erste Stand Dünkende morden — hohnlächelnd Freund und Feind, der waffenlos in schwerer Todesnot ringt, zugrunde gehen lassen.

Silberne Kugeln — und Meuchelmord —! Das ist britischer, das ist Baralong-Geist —! F. v. K.

*

Der patriotisch begeisterte Herr Stadthagen

Der sozialdemokratische Parteivorstand hat in einer Erklärung im „Vorwärts“ berichtet, er habe Verwahrung einlegen müssen gegen das Verhalten eines Vertreters der „Vorwärts“-Redaktion, der sich der Behörde gegenüber schriftlich verpflichtet hatte:

„Ich kann versichern, daß ich dem Wunsche, daß die Einheitlichkeit der patriotischen Begeisterung nicht gestört werde, nachkommen werde, und glaube bisher schon alles getan zu haben, um die patriotische Begeisterung nicht nur nicht zu stören, sondern zu beleben.“

Die „Chemnitzer Volksstimme“ bemerkt dazu: „Es war der Reichstagsabgeordnete Artur Stadthagen, Mitglied der Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft und neugewählter Vertreter Groß-Berlins im Parteiausschuß, der beim General von Kessel diese Versicherung abgab, die patriotische Begeisterung zu beleben.“

*

Das Urteil über Liebknecht

Der Genfer „Genevois“, eines der welschschweizerischen Blätter sattsam bekannter Richtung, erklärt zur Verurteilung Liebknechts: In keinem der kriegführenden Staaten dürfte sobald ein Urteil gefällt werden, das so mild ausfallen würde, wie das gegen den Genossen Liebknecht.

*

Ein Bekenntnis

Nach der „Düsseldorfer Zeitung“ legte in der dortigen Stadtvertretung der Geheimrat Bankier Moritz Leiffmann folgendes Bekenntnis ab:

„Bisher ist es uns viel zu gut gegangen. Wem geht es bei uns schlecht? Unsere Landwirtschaft hat noch nie so gute Zeiten gehabt, unsere Großindustrie ebenfalls nicht, unser Handel hat im ersten Kriegsjahr so viel verdient, daß er fünf Jahre feiern kann.“

*

Zeitwidrig

Auf dem Hauptpostamt in Pest finden sich neben den madjarischen nur französische Aufschriften. Schon im Frieden war die Zahl der französisch sprechenden Fremden geringfügig. Im Kriege sind die Franzosen und Russen ganz verschwunden, und doch die französischen Aufschriften! Sollte es der deutschen und ungarischen Waffenbrüderlichen Vereinigung nicht möglich sein, eine so schreiende Zeitwidrigkeit zu beseitigen? D.

*

Warten wir ab

Die Zustände auf dem Lebensmittelmarkt, stellt die „Tägl. Rundschau" zum soundsovielten Male fest, sind nachgerade sinnverwirrend geworden: Es war wirklich die allerhöchste Zeit, daß der Bundesrat den unsauberen Machenschaften entgegenzutreten sich entschlossen hat. Warum aber geschieht das heute erst, nachdem bereits Millionen auf Kosten des deutschen Volkes verdient worden sind? Konnte die Regierung nicht schon längst aus den Massenanzeigen gewisser Tageszeitungen den Pegelstand des Marktschmutzes ablesen, der sich hier aufstaute? Warum ward uns der Schutz gegen diese Hyänen so lange vorenthalten? Und wie lange wird es nun dauern, bis die neuen Verordnungen auch wirksam werden? Dürfen wir hoffen, daß sie nun auch wirklich unnachsichtlich und durchgreifend Anwendung finden? Wir wollen es hoffen. Aber nach den bisherigen Erfahrungen sind wir in der Beurteilung von „Maßnahmen" nachgerade etwas kühl geworden. Wir vermissen auch diesmal wieder scharfe Strafandrohungen und sind nach wie vor der Meinung, daß dem eingefressenen Übel nur durch strenge Verbote in Verbindung mit Androhung von hohen Gefängnis-, ja von Zuchthausstrafen gesteuert werden kann. Daß mit Geldstrafen und mit den bisher üblichen kleinen Gefängnisstrafen hier gar nichts ausgerichtet wird, das ist doch nachgerade klipp und klar erwiesen.

Warten wir also ab, ob die beiden neuen Verordnungen des Bundesrats sich in praxi bewähren werden.

*

Verfehlte Schulmeisterei

In einigen Zeitungen war Kritik an einem Inserat im „Bochumer Anzeiger" geübt worden, worin „mehrere tausend Eier als Schweinefutter" angeboten werden. Der offiziöse „Nachrichtendienst für Ernährungsfragen" stellt daraufhin fest, daß von 14000 Eiern „nur" 4000 Stück verdorben seien, und knüpft an diese (von ihm so genannte) „Klarstellung" nachstehende Mahnung an — die Presse:

„Es scheint dringend erforderlich, daß die Zeitungen derartige Notizen nicht aufnehmen, ohne vorher gewissenhaft die Vorgänge nachgeprüft zu haben, es werden sonst ohne alle Ursache Beunruhigungen ins Publikum getragen, die jeder Grundlage entbehren."

„Diese schulmeisterliche Art," schreibt hierzu der „Vorwärts", „die Presse an ihre Pflichten zu erinnern, ist in diesem Falle völlig unangebracht. Bei den verworrenen Zuständen in unserer Lebensmittelversorgung ist die Presse geradezu verpflichtet, auf jeden Mißstand hinzuweisen, der sich irgendwo zeigt. Wenn ihr hin und wieder dabei ein Irrtum unterläuft, steht es jedem frei, ihn zu berichtigen. Wollte man aber verlangen, daß jeder einzelne Fall bis ins kleinste vor der Besprechung geprüft werden müsse, dann würde sich überhaupt die Unmöglichkeit herausstellen, auf gewisse Erscheinungen kritisch hinzuweisen. Wenn irgendwelche Besserungen in der Lebensmittelversorgung erreicht wurden, dann ist dies zum großen Teil der Presse zu verdanken, die nach Möglichkeit die Schäden aufgedeckt hat. An ihr liegt die Schuld nicht, daß noch so vieles zu bemängeln ist.

Der ‚Nachrichtendienst' sagt, es werden ‚ohne Ursache Beunruhigungen in das Publikum hineingetragen'. Das ist in verschiedener Hinsicht falsch. Einmal wird die Beunruhigung nicht erst ins Publikum hineingetragen. Uns z. B. gehen fast täglich Zeitungsausschnitte zu, und die Einsender weisen empört auf die Inserate hin, wo große Posten verdorbener Lebensmittel als Viehfutter angepriesen werden. Durch welchen Umstand das Verderben eingetreten ist, ist schließlich ganz gleich. Das trifft auch auf den Fall zu, den der ‚Nachrichtendienst' anführt. Wenn von 14000 Eiern 4000 verderben, also fast ein Drittel, dann ist das nicht nur auffällig, sondern auch wirklich beunruhigend. Warum die Eier verdorben sind, wird in der ‚Klarstellung' auch nicht gesagt. Es ist dies auch gar kein Einzelfall,

über den man hinweggehen könnte. Haben wir doch erst kürzlich gehört, daß von den Kartoffeln, die für Neukölln geliefert wurden, neun Zehntel verdorben waren. Auch hier ist noch keine Aufklärung erfolgt, wen die Schuld trifft. Andere Klagen betreffen Mehl. Große Mengen sollen infolge ungeeigneter Lagerung verdorben sein. ... Beim Publikum hat man mit Ermahnungen nicht gespart, alle Nahrungsmittel voll auszunutzen. Mögen die berufenen Stellen prüfen, ob sie selbst nicht schon oft genug in dieser Hinsicht versagt haben."

Derartige bis zum Überdruß wiederholte „Mahnungen" an das Publikum und die Presse sind recht — unvorsichtig. Wer im Glashause sitzt, soll nicht mit Steinen werfen.

*

Juristisches Bedauern

In der „Juristischen Wochenschrift" Nr. 9 ist ein Artikel „Streitfragen des Seebeuterechts im gegenwärtigen Kriege" abgedruckt, der mit folgendem klassischen Satz schließt: „So bietet die Institution des Seebeuterechts eine Fülle von Streitpunkten, und es ist tief zu bedauern, daß dieser Krieg geführt wurde, ohne daß eine einheitliche Kodifikation dieser Probleme vorlag." —

Jetzt wissen wir doch wenigstens, weshalb dieser Krieg zu bedauern ist, bemerkt „Simplizissimus".

*

Herr Peiser

Im Anzeigenteil des „Berliner Tageblatts", der überhaupt sehr lehrreich ist, findet sich am 5. Juli folgendes Gesuch:

Für meine Damenmäntelfabrik engagiere ich Damen aus der Branche

Gr. 42 u. 44.

Bevorzugt werden Ausländerinnen.

S. Peiser, Berlin, Kronenstr. 42.

„Also im Jahre 1916", bemerkt die „Tägliche Rundschau", „findet Herr S. Peiser es erlaubt, für seine Damenmäntelfabrik in der reichshauptstädtischen Kronenstraße Ausländerinnen ohne jede Erklärung schlechthin zu bevorzugen, ohne jede Erklärung, warum nach Peiserscher Ansicht eine Ausländerin unter sonst gleichen Umständen an und für sich eben etwas Besseres ist als eine Deutsche."

*

Eine Kleinigkeit

Der „Münchener Zeitung" wird aus dem Felde berichtet: „Am 30. Juni warf ein englisches Flugzeug für Immelmann einen Kranz aus frischen Blumen mit einer schwarzen Schleife nieder. Das Ganze war wasserdicht verpackt und in einer Blechhülse eingeschlossen. Dabei lag ein Schreiben in englischer Sprache, das in der Übersetzung folgenden Wortlaut hat: ‚Abgeworfen am 30. Juni 1916 über Schloß F. für Herrn Oberleutnant Immelmann, gestorben in der Schlacht am 18. Juni. — Zum Andenken an einen tapferen und ritterlichen Gegner. Vom kämpfenden Geschwader.'"

Wir freuen uns, durch diesen Vorfall bestätigt zu erhalten, daß im englischen Heere jene Achtung des tapferen Gegners noch nicht ganz ausgestorben ist, die sich für den deutschen Soldaten von selbst versteht. Freuen kann man sich auch, daß in diesem Falle der Deutsche nachgeahmt wird. Man erinnert sich, daß ein deutscher Flieger dem gefallenen Pégoud einen Kranz spendete. Nur eins war verschieden. Die Kranzinschrift bei der deutschen Ehrengabe war französisch, bei der englischen natürlich englisch.

Eine Kleinigkeit, höre ich sagen.

Ist es wirklich eine Kleinigkeit? St.

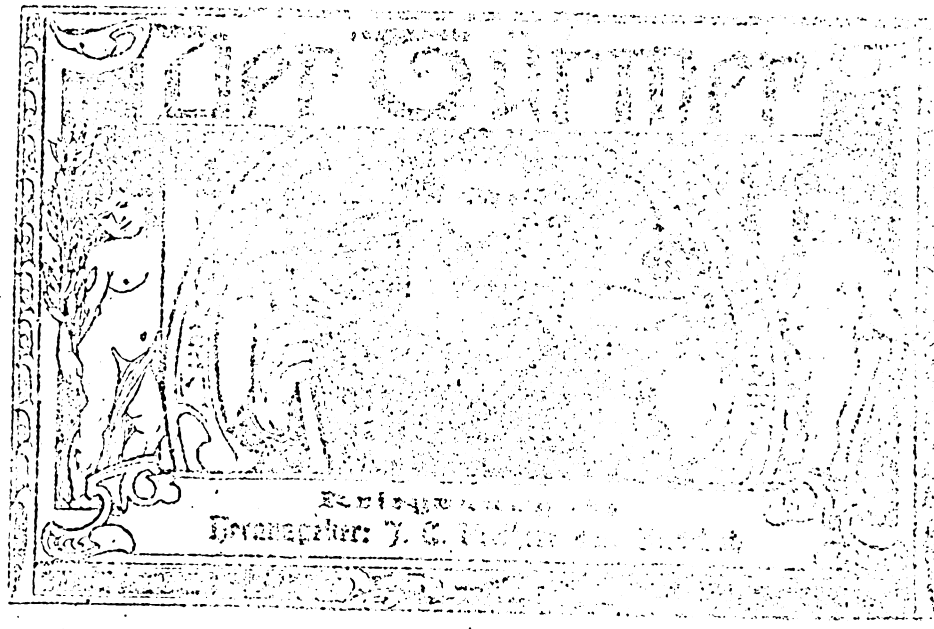
*

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart



Bei der Dreschmaschine — Fritz Gärtner

Beilage zum Türmer



XVIII. Jahrg. [illegible] Heft [illegible]

Annexionen

Von Prof. Ch. [illegible]

Im englischen Unterhause [illegible] davon gesprochen, daß der [illegible] nexion sei. Sir Robert Cecil [illegible] Reichskanzler damit „die Auffassung [illegible] der englischen Regierungsvernunft fiel es demnach — [illegible] sich die Unzuständigkeit eines deutschen Reichskanzlers [illegible] zu denken, daß er das aus einem [illegible] Grunde [illegible] habe, als sie seine Gegnerschaft gegen Annexionen ernst zu nehmen [illegible] Cecil gab sich nicht die Mühe, die Nachricht zu untersuchen. Er behan[illegible] nichtsbedeutend. „Die deutsche Regierung müsse sich bequemen, ihre [illegible] selbst bekanntzugeben."

Ob wohl zu Bismarcks Zeiten solche Unterscheidungen in England [illegible] gewesen wären?

Diese kleine [illegible] ist aber erfrischend in einer Zeit, wo eine [illegible] Kriegs[illegible] [illegible] besessene Parteimacherei und Presse, die [illegible] Sinne über den [illegible] Resten alles echten Deutschen ihre [illegible]nalen Herrlichkeiten begründen möchte, durch bestimmte [illegible] Künste wieder derartig [illegible] und großgezogen [illegible] das große [illegible] Bild Bismarcks durch ihre eigentümlichen [illegible] Reichseuche



Bei der Dreschmaschine

Fritz Gärtner

Beilage zum Türmer



XVIII. Jahrg. Zweites Augustheft 1916 Heft 22

Annexionen

Von Prof. Ed. Heyck

Im englischen Unterhause (laut Havas-Telegramm vom 12. Juli) wurde davon gesprochen, daß der deutsche Reichskanzler gegen jede Annexion sei. Sir Robert Cecil antwortete, daß er nicht wisse, ob der Reichskanzler damit „die Auffassung seiner Regierung“ vertrete. Der englischen Regierungsvernunft fiel es demnach — was glaublich ist — leichter, sich die Unzuständigkeit eines deutschen Reichskanzlers vorzustellen oder auch so zu denken, daß er das aus einem gescheiten Grunde unverantwortlich nur gesagt habe, als sie seine Gegnerschaft gegen Annexionen ernst zu nehmen vermag. Herr Cecil gab sich nicht die Mühe, die Nachricht zu untersuchen. Er behandelte sie als nichtsbedeutend. „Die deutsche Regierung müsse sich bequemen, ihre Absichten selbst bekanntzugeben.“

Ob wohl zu Bismarcks Zeiten solche Unterscheidungen in England möglich gewesen wären?

Diese kleine Pikanterie ist aber erfrischend in einer Zeit, wo eine zuerst beim Kriegsausbruch gründlich begossene Parteimacherei und Presse, die nach ihrem Sinne über den zerlaugten Resten alles echten Deutschen ihre internationalen Herrlichkeiten begründen möchte, durch bestimmte schon nicht mehr taktische Künste wieder derartig aufgemuntert und großgezogen wurde, daß sie sogar das große tote Bild Bismarcks durch ihre eigentümlichen Förderer sich als Vogelscheuche

gegen die bösen „Nationalen" in ihr üppig gedeihendes Saatfeld pflanzen sieht. Es ist ein unerhörter Mißbrauch, aus Bismarcks jeweiligen Worten journalistische Zweckschablönchen zu schneiden, mit gleichzeitiger Verhehlung, aus welchem Anlaß, in welchem Sinne und unter welchen Behinderungen sie gesprochen wurden. Mit dieser Methode kann man Bismarck gegen deutsche Kolonien zitieren und gegen die deutsche Einheit selber. Oder dafür, daß es nach Auskunft des Generalstabs kein sonderlicher Schade sei, Belfort nicht zu besitzen, das nur 8000 Mann wert sei und keine Armee behindere, vorbeizumarschieren (Juni 1871). Derartige Ausbeute zeitbedingter Worte heißt einen mumifizierten Bismarck aufrichten, um ein halb Jahrhundert Entwicklung aus ihrer Wirklichkeit zu rücken, um sie aus ihrem, eben nicht überall erwünschten und bequemen realen, anfordernden Anspruch zu drängen. Das sind empörende geistige Frevel an seinem persönlichsten Bilde, an dem großen Unvergänglichen in ihm, das uns gleich dem gestorbenen guten Cid, den man auf sein altes Schlachtroß band, für alle germanischen Zeiten voran in Deutschlands Schicksalsstunden reitet.

Gerade zur Abwehr subalterner Festlegungen auf einmalige Schachzüge oder Stellungnahmen hat Bismarck ausgesprochen, daß man „die ganze Weltgeschichte überhaupt nicht machen" könne; auf ihrem unvoraussehbar hinwirbelnden Strom sei das Staatsschiff so zu steuern, daß man mit stetiger Sorgfalt den Kompaß des Zeitpunkts im Auge halte und diesen richtig zu beurteilen fähig sei.

Man muß schon das Jahr 1866, die gewaltigen Vergrößerungen und unentbehrlich wichtigen Ausrundungen Preußens, für den deutschen Michel aus dem Gedächtnis streichen, um den Eindruck herauszubringen, Bismarck sei gegen Einverleibungen oder sei ein zu heutigen Vergleichen verwendbarer Befürworter „weiser Mäßigung" gewesen. So ist es richtig, daß er *nach* gehäufter Vollbringung innehielt; daß er der Entwicklung ihr Tempo ließ und dem makedonischen Philipp gleicht, der den künftigen reicheren Alexander in den Sattel setzte. — Wie kann sich eine Politik, die das Staatsmännische auf die Unterdrückung aller Begeisterungen und Willenskräfte, aller Selbstverstärkungen hinausbringt, mit ihm vergleichen lassen? Durch die Einschüchterung mit „Donnerschlägen" (1866 an Benedetti) und durch das *rechtzeitig* geschaffene fait accompli verwandelte er die militärischen Erfolge in die politische Ernte, die schwieriger und gefährdeter gegen heute war. Denn die Einmischungen, vor denen er so „sehr" sorgte, daß er des Abschlusses wegen Belfort fahren ließ, sind heute durch den bewaffneten Überfall dieser Mächte ausgeschaltet, vom diplomatischen Gebiet, wo man sie nicht zu verhindern gewußt, auf das militärische Gebiet hinübergerückt, wo sie zur wirksamen Erledigung kommen.

Die Form der Annexionen alten Schemas soll durch die Erinnerung an 1866 hier wiederum auch nicht schablonisiert werden. Geographische und andere Bedingungen liegen verschieden. Die Besorgnis vor den alten Schläuchen ist aber die geringere gegenüber der von unsicheren Küfern, die den schwer bezahlten jungen Wein einer endlichen deutschen Befreiung zur volksgroßen Zukunft teils aus Zagheit vor der Behandlung, teils wegen derer, die ihn unserm nationalen Volkstum in tiefster Seele nicht gönnen und deshalb mundfertig mit ihren sauren



abstinenten Redensarten sich hinzudrängen, schließlich wieder noch in den europäischen Rinnstein laufen lassen könnten. Zum Ergötzen von England, Rußland, Frankreich und zur eigenartigen Nachdenklichkeit klar politisch handelnder Verbündeter, — die ihr Großbulgarien nicht nur eroberten, sondern auch unverweilt ins reine brachten.



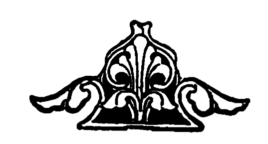
Nur dieses nicht! · Von Karl Dankwart Zwerger

Nur dieses nicht:
Daß sie dann wieder in den Straßen ständen
Mit hohlen Hüten und mit hohlen Händen,
An Gliedern wie an Glück und Glauben wund —
Und Tausend gehn vorbei zu Pflicht und Flirten
Und — sehn vorbei an diesen Müdgeirrten,
Die zittern wie ein ausgestoßner Hund!

Nur dieses nicht:
Daß sie um kümmerliche Hungerbissen
Vor jeder feisten Köchin dienern müssen,
Die stumpf auf ihre goldnen Kreuze glotzt,
Und heimatlos von Dorf zu Dorfe krücken
Und sich vor tausend blöden Laffen bücken,
Sie, die dem König Tod so frei getrotzt.

Nur dieses nicht:
Daß sie tagaus, tagein die Kurbel drehen
Und bittend an die vielen Türen gehen,
Wo niemand ahnt, was diese Seele litt,
Und hinterdrein die dummen Buben rennen,
Sie aber all ihr Tag in Sehnsucht brennen,
Daß jene Kugel einst ihr Herz zerschnitt!

Nur dieses nicht:
Daß sie dereinst als müde, graue Greise
Vielleicht des Lebens allerletzte Reise
Einsam und ohne Stern und Liebe tun
Und irgendwo an einem Wegesrande
Zu ihres Volkes namenloser Schande
Dem großen Richtertag entgegenruhn.



Die Prüfung
Von Fritz Müller

Es ist eine ganz unwahrscheinliche Geschichte, so unwahrscheinlich, daß sie selbst uns Beteiligten eine Stunde hinter dem Erlebnis geisterhaft, geträumt erschien. Ja daß wir noch viele Jahre nach der Schule, wenn wir uns begegneten, nicht daran zu rühren wagten. Es sei denn mit einem raschen Augenzucken der Erinnerung, wenn mehr als zwei beisammenstanden, oder mit einem sich überstürzenden Gemurmel, wenn nicht mehr als vier Augen über der ausgegrabenen Geschichte wachten.

Seit heute ist das anders. Heute sind die beteiligten Professoren alle tot. Heute habe ich eine Karte aus der Gegend von Verdun erhalten, daß auch der Gruber tot ist. Der Gruber, um dessen verwegene Schülerheldenschaft die ganze Geschichte sich dreht. Ach was, drehen ist nicht richtig — tanzen, tollen, wirbeln muß es heißen.

Wir waren eine schmale Oberklasse damals. Acht Männlein hoch stiegen wir in das Einjährigenexamen. Männlein? Nein, beim Gruber wenigstens muß ich Mann sagen, so stämmig, wie der war, daß er selbst den langen Mathematikprofessor noch um einen halben Kopf überragte. Dazu kam, daß er die Prüfung zum zweiten Male machte. Im letzten Jahre war er durchgefallen.

„Werdet sehen," sagte er düster eine Stunde vor dem mündlichen Examen, „werdet sehen, diesmal raßle ich wieder durch." Ja, ich weiß noch heute, daß er durchrasseln sagte, nicht durchfallen, die Kraft saß ihm nicht nur in den Riesenschultern und im Stiernacken, sondern auch auf der Zunge.

„Ja ja, Schultern, Nacken, Zunge stehen gut beim Gruber," hatte unterm Jahr der Mathematikprofessor mehr als einmal gespöttelt, „aber was drüber ist, ui ui ui." Er zeigte auf seine Stirn und meinte natürlich Grubern seine. Nicht etwa sein ganzes Hirn, sondern nur den minimalen Teil, in dem das mathematische Erkenntnisvermögen aufgespeichert sein soll. Ich glaube, es ist ein winziges, verzwirbeltes Eckchen in der vierten Gehirnwindung. Aber der Mathematiker behandelte es so, als schlänge sich diese vierte Gehirnwindung durch die ganze Welt und herrsche unumschränkt von einem Zwergenthrönlein aus in der verzwirbelten Ecke.

Aber ich sehe schon, so wenn ich die Geschichte weitererzähle, wird ein Mus daraus. Und war doch ein Schwefelblitz in dunkler Menschenseele.

„Dummes Zeug, Gruber, du wirst nicht durchfallen," versuchte ich zu trösten, „da ist ja dein guter deutscher Aufsatz und deine ordentliche Geographie und —"

„Was nützt mir das!" schrie mir der Gruber ins Gesicht — nein, ich will bei der Geschichte doch strikte bei der Wahrheit bleiben, also: sprudelte mir der Gruber nahezu auf meine neue Prüflingsweste, weil ihm Verzweiflungsschaum in den Mundwinkeln saß, „was nützt mir das, wenn mich der Mathex durchschmeißt!"

„Aber ein Fach genügt noch nicht dazu, Gruber."

„Ein Dreier und ein Vierer zusammen aber machen doch das tote Rennen — im Englischen hat mir der King Henry auch einen Dreier hinaufgepelzt!"

Der King Henry rutschte ihm ohne jedes Augenzwinkern heraus. Zwei Stunden vor dem Schlußexamen ist es kein Witz mehr, wenn man seinen Englischlehrer wegen seiner Versessenheit auf die englischen acht Heinriche so getauft hat. Aber einer von uns achten lachte doch.

„Ihr habt leicht lachen," brüllte der Gruber, „von euch wenn einer durchsaust, der kann's im nächsten Jahr noch machen — ich aber bin geliefert, versteht ihr, ihr — ihr Bande!"

Aber bei der Bande mußte er doch selber mitlachen, so komisch klassenliebevoll hatte es geklungen. Und dann kriegten wir ihn wahrhaftig wieder sanft, den Gruber. Gar als einer den wahnsinnigen Vorschlag machte, geschwind noch einen halben Liter im Hofbräu einzunehmen, bevor das mündliche Examen losging. Zeit sei noch genug dazu, setzte er hinzu.

„Und weil jetzt doch alles wurscht ist!" fügte der Göggelmann bei, der nächst dem Gruber die meiste Aussicht auf den Durchfall hatte.

„Und weil eine kleine Ablenkung knapp vor dem Examen ausgezeichnet fürs Gedächtnis sein soll", steuerte der Fredinger bei, der seit sieben Wochen vor Auswendiglernen dampfte.

„Und wenn wir erwischt werd'n!" mahnte der Schrebermann, der einen halben Freiplatz an der Schule hatte, einen Freiplatz, der laut Statuten abhängig war von würdigem, wohlgesittetem Verhalten.

„Depp!" wurde ihm entgegengehalten, „sechs Jahr' lang hast du dich geduckt um deinen halben Freiplatz — jetzt zeig' am Schluß, daß du auch darauf pfeifen kannst, wenn d' ein ganzer Kerl bist und nicht bloß ein Freiplatzkrischperl!"

Und alle achte gingen wir mannhaft festen Schritts um drei Straßenecken ins Hofbräuhaus, eine Stunde und eine halbe vor dem mündlichen Schlußexamen.

Es wäre eine literdicke Lüge, wollte ich behaupten, daß uns das Bier geschmeckt hat, das wir in der Schwemme zwischen Kutschern, Packträgern und Bauern nippten. Jawohl, nippten. Wir taten zwar, als tränken wir Riesenzüge aus den Steinkrügen, und als habe es uns so gut noch nie geschmeckt. Die Wahrheit aber war, es schmeckte abscheulich, das Examen saß darin und kitzelte die Zunge entlang, den Gaumen durch, den Schlund hinab, und zwickte mit ein paar elenden Tröpfchen noch in unsern Eingeweiden. Bei uns allen, bis auf den Gruber.

Der log nicht. Der trank mit echten Zügen seinen halben Liter leer und leistete sich einen zweiten. Der hatte am Ende seines zweiten Kruges einen Gedanken. Einen merkwürdigen Gedanken, der so nahe lag, daß wir uns alle bis heute gewundert haben, wie wir noch nie daraufgekommen waren.

„Hört mal," sagte er, „eigentlich ist doch solch ein Examen ein aufgelegter Schwindel!"

„Natürlich", pflichteten wir im allgemeinen bei.

„Und wißt ihr auch, warum?"

„Natürlich," sagten wir, „prost, Gruber!"

„Prost — also ich wette meinen Kopf, wenn alle unsre Professoren heute geprüft würden — sie fielen alle durch, mit Glanz sogar."

Diesmal sagten wir nicht natürlich, die Behauptung war zu ungeheuerlich.

„Prost, Gruber," sagte der Göggelmann, „also wie meinst du das mit dem Professorendurchfall, he?"

„Wie ich das meine? So, wie ich's sagte — wenn ein jeder unserer Fachprofessoren heute all das abgefragt würde, was sie aus jedem von uns herausschwitzen wollen, so — so bekäme jeder in einem Fache mindestens einen Achundkrachdreier und in einem zweiten einen glatten Vierer."

Wir andern sieben mußten erst einen wirklichen Schluck nehmen, bevor wir es verdaut hatten.

„Recht hast d'," sagte dann der Fredinger, „was weiß zum Beispiel der Mathex von dem, was wir in der Literatur wissen müssen?"

„Und was der Geox und der Historikex vom Kosinussatz!" schrie der Göggelmann.

„Und der King Henry von den diophantischen Gleichungen", fiel es mir ein.

„Und den deutschen Aufsatz möcht' ich sehn, den der Mathex zusammenschmier'n tät'!" trumpfte der Walch respektlos auf.

Das Vergleichen nahm kein Ende, wir kannten unsre Fachlehrer gar zu gut. Empört waren wir über diese neu entdeckte Ungerechtigkeit, die darin lag, daß alle diese strengen Fachlehrer doch zum mindesten einmal das Einjährigenexamen hatten machen müssen und nachher alle andern Fächer, bis auf ihr Steckenpferd, vergessen durften, als hätten sie was andres nie gelernt.

„Warum plagt man uns dann mit dreizehn Fächern und schindet uns und drangsaliert uns?" rief der Göggelmann.

„Ja, wenn wir dann später elf und zwölf von diesen dreizehn doch über Bord schmeißen dürfen!" sagte der Fredinger.

„Während man uns jetzt selber über Bord schmeißt," sagte der Gruber, „wenn wir eines oder zwei von diesen dreizehn nicht so beherrschen, wie sich's so ein Steckenpferd dann eingebildet hat!"

So sehr berauschten wir uns an dieser neuen Einsicht, daß das bißchen Bier nicht dagegen aufkam, und daß wir durch unser Gedröhn und Auf-den-Tisch-hin-Hauen sogar das Erstaunen eines Kutschers erregten:

„Schaug, schaug," sagte er und wischte sich den Bart, „jetzt taat'n die Wickelkinder da herin aa scho' an Schkandal mach'n, schaug, schaug ..."

Das war eine Beleidigung. Aber zu einem Sühneaustrag konnte es an diesem Tag nicht kommen, weil der Fredinger plötzlich auf die Uhr schaute und flüsterte:

„In zwanz'g Minut'n steig'n wir 'nein."

Wir wurden mit einem Male nüchtern und bekamen korrekte und ein wenig bleiche Jungengesichter, als wir aus dem Hofbräu gingen. Bis auf den Gruber. Der glühte auf dem ganzen Weg. Noch vor der Examenstüre, die sich gleich öffnen würde, um uns einzulassen, funkelten seine Augen. Er stand vor mir. Mein Blick haftete plötzlich auf seiner Hosentasche. Auf der zeichnete sich ein merkwürdiger straffer Umriß ab.

„Gruber, was hast d' da in der Tasche?" sagte ich. Aber da ging die Türe auf, der Pedell trat heraus und verkündete, wie es uns schien, mit Posaunenstößen:

„Die Prüflinge werden zum Mündlichen erwartet."

Er ließ die Tür weit offen. Wir stolperten hinein.

Drinnen saßen um einen großen Tisch herum ein Dutzend Brillen über einem grünen Tuch und zerblitzten und zerlegten uns.

Zuerst wurde der Göggelmann vorgenommen. Es ging ihm über Erwarten gut. Gleich die erste Frage konnte er glatt beantworten. Bei der zweiten wuchs ihm schon der Mut. Von der vierten ab schwamm er mit vergnügten Stößen im Examenswasser, als sei das von Anbeginn sein Element gewesen. Ob ihm die „geistige Ausspannung" im Hofbräu die Zuversicht so stählte? Na, er hat sich zwar ein paarmal trotzdem bös vergaloppiert, aber als sie ihn ausgefragt hatten, ging doch jener freie Luftzug durch das Schwitzlokal, der uns verriet: Durch ist er, durch.

Dann mußte der Fredinger aufs Trapez. Bei dem war keine Gefahr. Das Gebüffelte saß bei ihm zu fest, als daß ihn die ungebüffelte Frage eines Steckenpferdes gänzlich aus dem Sattel hätte werfen können. Ein zweiter Luftzug — auch durch.

Der Dritte war ich. Ich antwortete wie im Traum. Freilich war der Traum so scharf, daß ich heute noch nach dreiundzwanzig Jahren eine Frage nach der andern säuberlich auf dieses Papier setzen könnte. Aber ich will es mir verkneifen, bis auf die letzte Frage, die der Prüfungskommissar noch lächelnd an mich richtete, als die offiziellen Fachfragen schon alle an mir heruntergeriefelt waren, ohne mich zu nässen.

„Nun, mein Lieber," sagte der Kommissar jovial, „und was glaubst du wohl, daß du von alle diesem noch nach — nach — sagen wir mal, zwanzig Jahren wissen wirst?"

Vielleicht war es ein Witz, vielleicht der tiefste Ernst, der da in dieser Zwischenfrage plötzlich seinen Kopf hob — ich war mit meiner Handvoll Jahre damals doch zu wenig Menschenkenner, um das eine oder das andere aus der goldnen Brille meines Fragers herauslesen zu können. Ich weiß nur, daß ich überzeugt in den Prüfungssaal hinausschmetterte:

„Alles, Herr Professor, alles!"

Es gab ein auguriſches Gelächter. Ich wurde weiß. Hatte ich was Dummes gesagt? Hatte mich die goldne Brille hereingelegt? Hatte sie mir meine schönen Einser verpatzt? Und welchen? In welches Fach gehörte überhaupt diese Frage? schoß es mir durch den glühenden Examenskopf.

„Schon gut, mein Sohn — wir wollen es dir ausnahmsweise glauben", kam es gutmütig von der goldnen Brille her. Ha! der Luftzug wieder — durch! — und gleich dahinter der Posaunenton: „Der nächste, bitte."

Der Vierte von uns achten, der Fünfte, der Sechste und der Siebente turnten nacheinander auf das Reck — sie alle kamen durch, der knapper und der glatter. Es war eine Freude, dies gefürchtete Examen, dachte ich. Wie konnte man auch nur so blödsinnige Angst davor gehabt haben, jahrelang? Und dieser braungetäfelte

Marterkasten hätte ebensogut ein Kneip- oder ein Frühlingstanzlokal sein können, dachte ich weiter, so hell und freundlich sieht er aus. Und die examinierenden Professoren waren Kameraden, gute Kameraden, die einen unterm Arm gefaßt hatten: „Kommt, wir wollen 'n wenig Polonäse mit euch Jungens markieren, oder wollt ihr lieber einen Spaziergang mit uns hinaus ins Grüne machen ...“

Ja ja, hinaus, hinaus — zum Donner auch, warum standen wir denn noch da?

Ach so, der Gruber — sie hatten den Achten von uns in die Examenszange genommen. Gleich zu Beginn hatte der Rektor die Stirne gerunzelt. Versagte vorhin meine Menschenkenntnis gegenüber der goldnen Brille, von den Rektorsrunzeln glaubte ich es plötzlich klar und deutlich lesen zu können:

„Nein, alle achte können wir denn doch nicht durchkommen lassen — schließlich würde da das Examen von den kommenden Geschlechtern gar nicht mehr ernst genommen — meinten wohl, es sei ein Spaß — nichts da ... hrrhmhrr, Gruber, how many English Kings with the name Henry are there?“

Natürlich, dachte ich, der Rektor als King Henry kann nicht gut was andres fragen — darauf wird sich wohl der Gruber vorbereitet haben, denk' ich.

Ach nein, darauf eben hatte er sich nicht vorbereitet. Er hatte vorher festgestellt, daß der Rektor im letzten Jahre und im vorletzten Jahre die Heinrichkönige drangenommen hatte. Also, schloß er logisch weiter, kann er nicht gut im dritten Jahre auch ... und bereitete sich auf die verschiedenen Kings Georges vor, der arme Kerl, und versagte in den Heinrichen so, daß es mit verstärktem Augenrunzeln scholl:

„Gruber, Sie haben sich schon in der schriftlichen englischen Prüfung nur einen Dreier geholt, aber mündlich scheinen Sie mir's auf einen — einen Vierer abgesehn zu haben, was? — Versuchen Sie's noch mit der Mathematik, Herr Kollege.“

Der kaltherzige, hoffnungslose Ton in diesem Satze trieb dem Gruber fast die Augen aus dem Kopfe. Stumpf und schwitzend stand er dann vor einer Zeichnung, die ihm der lange Mathematikprofessor auf die Tafel geworfen hatte:

„Na, Gruber, ich will es gnädig mit Ihnen machen — beweisen Sie mir, daß der Inhalt dieser ähnlichen Dreiecke sich wie die Quadrate zweier korrespondierenden Seiten verhalten muß — das werden Sie doch hoffentlich können, wie?“

Ja ja, gekonnt hatte es der Gruber wohl einmal. Aber es mußte in unvordenklich grauer Vorzeit gewesen sein, daß man ihn mit Mathematik geschunden hatte. Das war ja alles längst versunken. Warum stieg denn da noch mal so ein langer Quälgeist aus der Theaterversenkung und narrte ihn mit Dreiecksähnlichkeiten und Quadraten? Das war denn doch ein dummer Traum. Ach was, gleich würde er doch aufwachen und lachen über den vergossenen Schweiß einer Schulexamenserinnerung, die auf ihm kniete.

Ach ja, erwachen tat er wohl, der Gruber, nachdem er beharrlich fünf Minuten schweigend vor den beiden Dreiecken gestanden hatte. Da schienen sich die ähnlichen spitzen Dreiecke von der Wandtafel losgelöst zu haben und mit ihren Spitzen unbarmherzig auf seine Kehle zu schießen, während sie schrien — nein, wie ähnliche Dreiecke nur so brüllen konnten:

„Gruber, Ihre bodenlose Ignoranz in der Mathematik ist ein Skandal — Sie sind der dunkle Fleck unsres heutigen glänzenden Examens — Herr Regierungskommissar, ich verzichte auf fernere Fragen, das Niveau des jungen Mannes liegt ja klar."

In diesem Augenblicke wendete mir der Gruber sein Gesicht zu. Wenn ich einmal alles an diesem Examen vergessen sollte — dies Gesicht vergesse ich nicht. Ich werde es noch eine Stunde vor meinem Tode zeichnen können, glaube ich. Ich habe seither, all die dreiundzwanzig Jahre nach der Schule, nichts mehr so Schreckliches, so Erschütterndes gesehen, als dies Gesicht. Beschreiben kann ich seine Angst nicht, noch weniger die entsetzensvolle Verzweiflung.

Wohl aber den Ausdruck, der nach der Verzweiflung plötzlich in dem verzerrten Antlitz aufsprang, wie ein Blitz, ein breiter, schwefelgelber. Und den Ton der Worte, als es jetzt durch das braungetäfelte Prüfungszimmer rollte:

„Herr Kommissar — Herr Kommissar — ich — ich möchte fragen — fragen, ob einer der anwesenden Professoren außer meinem Mathematiklehrer den Beweis da — jawohl den Beweis da machen kann."

Mit einem Schlag verwandelte sich der Saal. Auf den Kopf stellte er sich. Die Professoren um den grünen Tisch blickten ängstlich, als sollten sie plötzlich von unbarmherzig examinierenden Schülern geprüft werden. Dem Rektor verschlug es fast das Wort, als er den Kommissar anstotterte:

„Herr Regierungs — Regierungskommissar — Sie — Sie haben hier die oberste Gewalt — schlagen Sie — schlagen Sie den Frechling nieder — nein, lassen Sie ihn hinauswerfen — soll ich den Pedell —?"

Ein seltsamer Zug lief plötzlich rund um die goldnen Brillengläser.

„Sofort," tönte es von dorther, „sofort, Herr Kollege, sobald Sie diesen jungen Menschen selber — selber niedergeschlagen haben werden —"

Reflexartig holte die Hand des Rektors aus.

„Nein, nicht so," zuckte es merkwürdig weiter um die goldne Brille, „ich meine geistig niedergeschlagen."

Es gab eine lange Pause. Niemand rührte sich. Einige Lehrer schienen bleicher zu werden. Der Rektor zitterte.

„Herr Kommissar," sagte er mühsam, „es ist doch wohl nur ein Scherz, uns — uns Nichtmathematikern zuzumuten, daß wir diesen mathematischen Beweis heute noch —"

„Ein Scherz?" — Der Kommissar blickte langsam in die Runde, um mit leisem Sarkasmus zu wiederholen: „Ein Scherz? — die Herren haben selbstverständlich recht — man hat nach solcher langen Sitzung menschlich das Bedürfnis und wohl auch das Recht, sich noch mit einem kleinen Scherze Luft zu machen — amtlich darf die Prüfung mit der unvermeidlichen Exekution dieses armen Sünders wohl als abgeschlossen gelten und —"

Hier war es, daß der Gruber plötzlich an die Türe sprang, den Schlüssel umdrehte, ihn krampfhaft mit der linken Hand umklammerte, während die Rechte wahrhaftig einen Revolver aus der Tasche zog, von dem wir freilich später hörten, daß er nicht geladen war. Der aber jetzt, als er sich auf den Lehrerhalbkreis richtete,

dennoch furchtbar wirkte. So furchtbar, wie die zerschmetterte Stimme des Gruber, der über seinen Revolver hinweg brüllte:

„So — so — ihr könnt es — könnt es selber nicht — und wir — wir sollen's können, wenn wir — wenn wir nicht zertreten werden sollen im Examen — haha! beweist es doch — beweist es doch, daß — daß der Inhalt ähnlicher Dreiecke sich wie die — wie die Quadrate — Quadrate — hahaha — heehe ...!"

Der Wutanfall ging in ein Gemecker über. Der Gruber schlug mit seinem Revolver ohnmächtig auf den Boden. Man nahm ihm das Ding aus der Hand. Man löste den Schlüssel aus den krampfigen Fingern, man trug den Gruber hinaus — an mehr weiß ich mich von jenem Auftritt nicht zu erinnern.

Aber von dem, was nachher kam, weiß ich noch, daß der Gruber natürlich durchs Examen flog, und daß er später nie wieder eines machte.

Doch — doch — eines hat er noch gemacht — das vor Verdun jetzt. Und das hat er bestanden. Mit allem Inhalt und mit allen Ähnlichkeiten, die es mit den größten Heldentaten der Geschichte hat. Und zusammen mit allen seinen Kameraden. Auch mit seinen Vorgesetzten, die dort mitgeprüft worden sind und die mit ihm bestanden haben, samt und sonders.



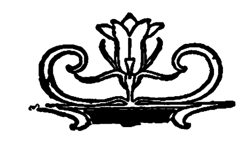
Eine Baltenmutter an ihr Kriegskind

Von Alice Weiß-v. Ruckteschell

Heimatfremd sind wir durch die Lande gezogen,
Heimatfremd hab' ich dich in meinem Schoße getragen,
Kind, die Heimatsehnsucht hat nie gelogen,
Kind, die Heimat ist treu — ich will nicht verzagen.

Frierend und elend durch fremde Lande gestoßen,
Dich aber halte ich warm mit all meinem Lieben.
Kind, ich sehe in deinen Augen, den großen,
Meine verlorene Heimatsehnsucht geschrieben.

Kind, ist all dein Erbe auch nur dies Sehnen,
Es ist so stark wie keine Gewalt auf Erden.
Kind, der tiefste Quell ist der Quell der Tränen,
Tausendfach soll er dir zur Quelle des Lebens werden.



„Kriegsminister“ Lloyd George

Von Dr. Frhrn. v. Mackay

Der Heimatboden von David Lloyd George, dem gewiß niemand vor zehn Jahren, als der Liberalismus das Macherbe der Tories antrat, seine glänzende Laufbahn und am wenigsten die Nachfolgerschaft auf dem Platz Lord Kitcheners vorausgesagt hätte, ist das liebliche Wales. Dessen Bewohner, „Tavy“ oder Klein-David, bildet einen ganz ausfallenden Typ im Rassengemisch, aus dem sich das Vereinigte Königreich zusammensetzt, und namentlich den geradläufigen Gegensatz zu John Bull, zu dessen Stiernackigkeit, dessen auf dem Sessel der Selbstsucht anmutig gelagertem Gleichmut und vornehmer Strebsamkeit, andere für sich arbeiten zu lassen, dessen Zurückhaltung, Stilgerechtigkeit und unergründlicher Schweigsamkeit, dessen „good manners“, deren Angelpunkt wiederum das Prinzip ist, um der dreimalheiligen persönlichen Freiheit willen „sich nicht aufzuopfern“. Das seelische Instrument des Wallisers hat Stimmungen ganz anderer Tonart. Er ist scheinbar der nach den Ufern des Severn verschlagene Südfranzose. Lebhaft, beweglich, formlos, sich gerne gehen lassend, dabei aber doch von seinem inneren Wert überzeugt, streng an alter Überlieferung und Sitte der Urväter haltend und deren Sprache trotz dem Übergewicht des Englischen behütend. Dabei musikalisch, liederreichen Mundes, gastfreundlich, freilich auch etwas hitzköpfig, zu leichtsinnigen Streichen und Berauschung an schönen Phrasen geneigt.

> Though he appears a little out of fashion,
> There is much care and valour in this Welshman,

meint Shakespeare in Heinrich IV.

Wie Tavy in der Masse der Engländer, so erscheint Lloyd George im Ministerium als eine Figur für sich. Eine untersetzte, schmiegsame Gestalt, bekrönt von einer Fülle zurückgestriegelten braunen Haares, eine vorspringende, durchfurchte, von übersprudelndem geistigem Temperament zeugende Stirn, ein unruhig flackerndes Auge, ein bärbeißiger Schnurrbart, wie Windmühlenflügel gestikulierende Arme — sollte dieser echte Kelte jemals im Oberhaus aufgenommen werden, er nähme sich unter den Pairs aus wie spritziger leichter Apfelmost unter abgelagerten Burgunderflaschen. Seine frühverstorbenen Eltern waren ehrsame Schulmeisterleute in Manchester, von seinem Onkel und Schuhflicker wurde er in bescheidensten Verhältnissen aufgezogen, und zwar als Baptist. Du Parcq, der Biograph Davids, weiß allerhand hübsche Dinge von diesem Dorfpatriarchen zu erzählen, der noch heute lebt. Neben seinem Schusterschemel war ein großes Wandloch, vollgepfropft mit Zeitungen und Erbauungsschriften: gleichsam die Speckräucherkammer, aus der er in jeder Arbeitspause seine geistige Nahrung entnahm, die er beim Nägelklopfen verdaute, um sie bei seinen sonntäglichen Laienpredigten wieder nutzbar zu machen. Daneben gab es in Blunystandwy noch eine andere geistige Leuchte, einen kongregationalistischen Schmied und

Diakon, einen seltsamen Querkopf, der „immer bereit war, zu beweisen, daß weder Methodisten noch Baptisten die geringste Bestätigung ihrer Lehren in der Heiligen Schrift fänden, und daß die Staatskirche ein leibhaftiger Sündenpfuhl der Ketzerei sei“. Hier, hat Lloyd George selbst einmal gemeint, sei sein erstes Unterhaus gewesen, wo Tag und Nacht die abstrakten Fragen von diesseitiger und jenseitiger Welt in den Beziehungen zu Theologie, Philosophie und Wissenschaft behandelt worden seien und wo kein Problem zu verwickelt gewesen, um nicht ohne den geringsten Zweifel gelöst zu werden. So, von dieser Vorschule aus, deren Grundfarbe seinem Charakter stets geblieben ist, vermochte er sich, ähnlich wie Asquith, aber unter noch schwierigeren Bedingungen, auf der Juristenlaufbahn zu Parlamentswürden emporzuarbeiten. Er ließ sich zunächst in London als solicitor, das heißt als eine Art Winkeladvokat, nieder, um Landstreicher, Berufsdiebe und ähnliche Gentlemen des lower set zu verteidigen, und vermochte dann durch die Mittel seiner Beredsamkeit und seines Ansehens bei den nonkonformistischen Wählermassen einen Platz unter den Gemeinen sich zu erobern. Der große Umschwung des „Pendulum“ von 1905 war auch sein Glücksbringer und ließ ihn alsbald zu einem der höchsten und wichtigsten Ämter, die Großbritannien zu vergeben hat, aufrücken: zum Schatzkanzleramt. Die Art der Verwesung dieser Würde war ein schärfstes Kennzeichen dessen, wie mit dem Sieg des Liberalismus mehr und mehr in Parlament und Regierung ein neuer Geist sich breitmachte, der die Verneinung aller Überlieferungen des old merry England war.

Siegelbewahrer Klein-David setzte sich die Jakobinermütze aufs Haupt und wetterte, ein furchtloser Kampfhahn und verbissener Feind des Hochadels, des Oberhauses und all der politischen und gesellschaftlichen Sphären, die um die Sterne der Pairie herumschweben, in allen Tonarten gegen die Stadtgrundbesitzer, die „Hausmietewucherer“, die Bierbrauer, die „beerage“ der Volksvergifter, die Latifundieneigentümer, die „Schmarotzer und Drohnen des Landes“, und predigte das Evangelium eines neuen sozialen Zeitalters der Gerechtigkeit, Gleichheit, Volkswohlfahrt. Man kann Lloyd George gewiß nicht das Verdienst absprechen, erstmals und richtunggebend in Gemeinschaft mit Asquith gegen die bekannten Grundübel der denkbar rückständigen sozialen Verfassung Englands mutig angekämpft, tatkräftig für eine durchgreifende Agrarreform sich eingesetzt und durch eine daran sich schließende, im Entwurf überaus großzügige Sozialgesetzgebung den Besitzenden und Mächtigen das Gewissen geschärft, das kategorische Pflichtgebot der Fürsorge für die Schwachen und die Anerkennung ihrer gleichen Menschenrechte wieder wirksam in den Mittelpunkt des politischen Lebens gestellt zu haben. Der tiefe Schatten dieses Lichts war nur der, daß sich von Anfang an zeigte, wie der ganzen reorganisatorischen Arbeit die feste Grundlage solider Vorbereitung, durchdachter und logischer Entwicklung, strenger Wahrung der staatlichen Grundgesetze fehlte. Um willkürliche Eingriffe in das Privatleben machte Lloyd George sich keine Sorgen. Das Bündel neuer Steuern, mit denen er dem Großgrundbesitz zu Leib rückte, war so verworren, daß die Fachleute vergebens sich graue Haare wachsen ließen, um Ordnung in das Chaos zu bringen, und der schließliche Erfolg des Mühens war der, daß die Einziehungskosten im

ersten Verrechnungsjahr 1,39 Millionen Pfund ausmachten, der Steuerertrag aber sich auf 223000 Pfund belief! Die gerühmte Sozialversicherung war in allen Teilen eine Nachahmung des deutschen Vorbildes, und da, wo sie auf eigenen Wegen den anderweitigen britischen Verhältnissen sich anzupassen suchte, ein ziemlich stümperhaftes Flickwerk. Seine Staatshaushaltung war so unzuverlässig und undurchsichtig, so sehr auf den schönen Schein hin und so wenig auf dem Boden innerer Wahrhaftigkeit aufgebaut, daß nicht nur die Parteigegner, sondern die gesamte sachlich-fachliche Kritik völlige Zerrüttung der Staatsfinanzen unter seinem Regiment voraussagten. Hatte der große Solicitor-Staatsmann dann aber in St. James genug Philippikas gegen Geldsackherrschaft und smart set unter dem Schlagwort „Für das Glas Bier des armen Mannes“ gehalten, dann reiste er zu seinen Landsleuten nach dem Walliser Kohlenrevier, hielt den Arbeitermassen seine flammenden Wahlmachereden in der Mundart ihrer Heimat und versprach ihnen, was immer ihr Herz begehrte: Mindestlöhne, hohen Verdienst bei geringer Arbeitszeit, ein Zeitalter der frei in den Mund fliegenden gebratenen Tauben unter den Auspizien von Lohn- und Betriebsverstaalichung. Um die Möglichkeit der Einlösung solcher Versprechungen machte er sich ebensowenig Sorge wie darum, daß alle seine in grelles Selbstbespiegelungslicht gerückten Weltverbesserungsideen schließlich nur Ladenhüter aus der Reformvorratskammer kommunistischer Menschheitsbeglücker von der Art Tuckers, Godvins, Proudhons, Stirners waren.

Ein Mensch von dürftigem Geiste, der sich nährt
Von weggeworfenen Brocken, Nachahmungen,
Die alt und schon von andern abgenutzt
Erst seine Mode werden.

Der scharfe Spott Shakespeares auf die virtuosen Gaukler mit den Gedanken anderer trifft auch Lloyd Georges Charakter nur zu gut. Vergeblich sucht man im wirren Gestein seiner Beredsamkeit nach dem Goldblick eines wirklich neuen, karathaltigen, schöpferischen Gedankens: alles ist Talmi, Phrase, auf die äußere Wirkung hin gerichtete Geste. Kurz, Lloyd George ist geradezu der Typ der Staatsmänner, wie sie der moderne radikale Parlamentarismus großzieht: die keine Last an bureaukratischer Erfahrung und strenger Schulung bedrückt, deren ganze Tätigkeit auf die persönliche Zurschaustellung, das spekulative Parteispiel, die politische Geschäftsmache eingestellt ist.

In der Zeit des Marconiskandals wurde er plötzlich, ganz gegen seine Natur, ein sehr stiller Mann: aus nur zu guten Gründen. Er mußte sich einen „error in judgement“ vorwerfen lassen, wie die biegsame englische doppelte Moral Befleckungen der weißen Weste bei hochgestellten Persönlichkeiten zu entschuldigen liebt, während er in Wirklichkeit sich als ein Mann erwies, bei dem „der Ehre Schleppe länger als ihr Vorderkleid ist“, der, während er den Wein sittlicher Ideale im Munde führte, die Hände sich im schmutzigen Wasser des „kleinen Panamas“, dessen Irrgänge damals an der Themse enthüllt wurden, wacker gewaschen hatte. Sogar von den eigenen Parteigenossen wurden ihm dementsprechend gröbste Vorwürfe gemacht, so vom „Daily Telegraph“: er gefalle sich in einer Wahlmache

mit schauspielerischen Redekünsten fünfter Klasse, die durch ihre Unaufrichtigkeit besonders widerwärtig wirkten, er sinke auf die Stufe schäbiger Gaukelei herab, welche die Bloßstellung seiner staatsmännischen Unfähigkeit als Feindschaft gegen seine Gedankentiefe ausgebe, und mache dem Volk Versprechungen, an deren Erfüllbarkeit er, der ja kein Kind, sondern immerhin ein Mann sei, selbst nicht glaube.

Kurz, Lloyd George schien in der Versenkung der politischen Heldentenöre verschwinden zu wollen, deren Stimme plötzlich einen unheilbaren Knacks bekommen hat, als der reißende Wettersturz des Weltkriegsausbruchs zur rechten Zeit ihm Treibholz anschwemmte, an das anklammernd er sich vor dem Ertrinken retten konnte, ja aus dem er sich geschickt ein Floß für neuen Stand als rettender Genius des hochbedrängten Vaterlandes zu zimmern wußte. Des alten Pittakus Mahnwort: „Wohl erwäge die Zeit!“ machte er sich in seiner Weise zunutze. Er wechselte Schauspielerkleid samt Rolle und Kulisse zu neuer politischer Komödie: nichts kann so bezeichnend sein für die allgemeine Senkung des staatsmännischen Geistes und der parlamentarischen Sitten, die England beherrschen, als dieses politische Jahrmarktsspiel.

Als Sozialgesetzgeber hatte er Deutschlands vorbildliche Kulturwerke über den grünen Klee gelobt, freilich auch gelegentlich, so bei der Marokkokrise, „zerschmetternde“ Brandreden gehalten, die wie Kriegserklärungen an Berlin anmuteten. Jetzt war er unter allen Marktschreiern, die durch Schmähungen des teutonischen Barbarentums das Feuer blinder Volksleidenschaft entfesselten, einer der ersten und gewissenlosesten. Seinem Scharfblick hatten sich auf einmal alle Geheimnisse der europäischen Diplomatie enthüllt: er wußte zu erzählen, wie Deutschland harmlos Arm in Arm mit der englischen Regierung durch die europäischen Kanzleien gewandert sei, nach allen Seiten lächelnd Frieden zur Schau getragen, unterdessen aber ungeheure Mengen an Kriegsmaterial angehäuft habe, um den Gegner überraschend anzugreifen und ihn im Schlaf niederzumachen. Um diesen Frevel und diese Betörung des in frommer Schäfergesinnung seine Länder hütenden Englands wettzumachen, ließ er sich mit der eigens zu dem Zweck geschaffenen Würde eines Munitionsministers bekleiden; mit dem neuen Amtsrock zog er zugleich den alten wallisischen Adam gänzlich aus. Die methodistisch-nonkonformistischen Konventikel seiner Heimat pflegen das Öl gesalbter Lebensführung auch auf ihre „Little Bethlehem“-Politik, das Idol des einst einflußreichen, heute gänzlich auf dem absterbenden Ast sitzenden Kleinengländertums, auszugießen. Jetzt verbrannte er diese Hausgötzen, bekehrte sich zum Imperialismus und schneidigen Militarismus, den er vorher in Grund und Boden verurteilt hatte, um als Lohn für solche bessere Einsicht mit Lob und Lorbeer derselben Preßgewaltigen, der Herren Northcliffe, Maxse und Genossen, überschüttet zu werden, die ihn vordem als einen England durch seine Unfähigkeit und sittliche Minderwertigkeit zugrunde richtenden Emporkömmling an den Pranger gestellt hatten. Im übrigen richtete er die Spitze seiner Politik nunmehr vor allem gegen Asquith: über das Ziel seiner Pfeile konnte kein Zweifel sein. Er wollte den Ministerpräsidenten entthronen, er fühlte sich berufen, des britischen Weltreiches Führer zum Sieg und zu glanzvoller Erhebung aus dem

Dunkel aller Nöte und Sorgen zu sein, deren Wolken sich über dem Inselreich zusammenzogen.

Shakespeare kennzeichnet, ins Schwarze treffend, das Wesen von Strebern und Gernegroßen der Kategorie Lloyd Georges in „Troilus und Cressida“, als hätte er ihn leibhaftig vor sich gesehen, mit den Worten:

> Jawohl, ich kenn' ihn an der Art des Ganges,
> Er hebt sich auf den Zehen, hochatmend strebt
> Sein Geist von dieser Erd' empor.

Aber trotz seiner Meisterschaft in der politischen Klopffechterei hat er, der radikale Parteihäuptling, selbst bei den Arbeitermassen, den alten Freunden und Schrittmachern seiner hohlen Berühmtheit, mehr und mehr fast jedes Ansehen sich verscherzt. Sozialisten und Gewerkschaftler haben eben einen sehr scharfen Blick für die Unehrlichkeit und Selbstsucht der „Juristenregierung“, die nur an ihre Machtinteressen denkt, und in deren Ring der Geschoßminister der unzuverlässigste in seiner systematisch geübten Kunst war, dutzendweise girolose und niemals eingelöste Wechsel auf Erfüllung ihrer Forderungen auszugeben. Aber alles das sind Charaktereigenschaften, die heute einem britischen Staatsmann den Aufstieg zu höchsten Ehren und Ämtern nicht versperren, wenn er nur ein geschicktes und handgerechtes Werkzeug in den Händen der unverantwortlichen Drahtzieher ist, welche die Geschicke Albions bestimmen. Noch zur Zeit eines Salisbury wäre er selbst auf unteren Ministerstellen völlig unmöglich gewesen; heute fallen ihm die verantwortungsschwersten Ämter wie von selbst in den Schoß, stoßen ihn scheinbar natürliche Kräfte bei jeder neuen Krisenbildung als Schutzengel John Bulls in den Vordergrund. So bei der irischen Schicksalsfrage, deren Lösung alsbald in seine Hände gelegt wurde. Die „Times“ empfahl ihn für das Amt wegen seiner „Vielseitigkeit, Phantasie und Zugehörigkeit zur keltischen Rasse“: es gehört in der Tat die ganze irrlichtelierende „Phantasie“ eines Lloyd George dazu, um zu wähnen, mit seinem Homerule-Versöhnungsprogramm, das von inneren Widersprüchen strotzt, einen ehrlichen Frieden zwischen London und Dublin herstellen zu können. So hat er alsbald als kluge Ratte ein leckes Schiff verlassen und sich ein anderes Revier für die Jagd nach Ruhm und Volkstribunengröße ausgesucht. Für die Verwesung des dornenvollen Kriegsministeramts bringt er natürlich soviel wie gar keine Erfahrung mit. Lord Kitchener war gewiß, nach englischen Verhältnissen gemessen, ein tüchtiger General und Organisator. Und doch zeigte sich nach Ausbruch des europäischen Völkerringens sofort, daß für die Kriegführung in den unendlich gesteigerten Ansprüchen technischer, wissenschaftlicher, ethischer Energieleistung bei der Entladung der militärischen Gesamtmacht moderner Staaten und der in ihren Stoß eingeschalteten politischen, wirtschaftlichen, sittlichen Kräfte ihm die wichtigsten Talente und Gaben fehlten: wissenschaftliche Tiefe und Blickweite, Geistes- und Herzensgröße. Und nun sollte ein Lloyd George mit seiner anrüchigen Vergangenheit und seiner oberflächlichen Schule als Geschoßminister „Lord Tommy Atkins'“ Platz besser ausfüllen können? Wahrlich, ein Großbritannien, das solche Streber an die verantwortungs-

schwersten Stellen der Regierung setzt, ist nicht zu beneiden! Ein altes englisches Schlagwort verlangt: „Men, no measures!“, und auf der Richtlinie dieses Imperativs ist Albion groß geworden. Heute gilt die Umkehrung des Satzes: nicht Mannesadel und Leistung, sondern die geschickte parlamentarische Geschäftsmache, der moralinfreie Kuhhandel und die Gerissenheit im Paktieren mit den Einpeitschern der Volksstimmung machen den Weg zu den höchsten Ämtern und Ehren frei, von deren Präsidentschaftsgipfel den brennenden Ehrgeiz des gerne großen Klein-David heute nur noch eine Stufe trennt.



An unsere Krieger · Von Hans von Wolzogen

Bringt uns den Ernst ins Land,
Ihr tapfern Krieger!
Seid unsrer Seele Sieger
Und senkt in sie, was ihr entschwand —
Sonst sind wir verloren,
Und alle die guten deutschen Geister,
Die ihr, des Krieges Mannen und Meister,
Mit blutigen Opfern beschworen —
Alle verloren!

O wahrt euch, was ihr gewannt
Aus Leidens und Sterbens Grauen:
Dies stille Gottvertrauen,
Dies ernst aus klaren Augen Schauen,
Dies Dienen, dies Entsagen,
Eins wollen, alles wagen,
All diese Lehren aus schweren Tagen
Und diese Treue bis zum Tod.
Ach, es tut uns so bitter not!

Wir sind, derweil ihr ihn geschlagen,
Dem bösen Feind ins Netz gerannt.
Ihr Heldenbrüder, echt geartet,
Erkämpft uns heimgewandt
Den letzten Sieg, der euer wartet:
Befreit unsre armen Seelen
Von all ihren Fesseln und Fehlen,
Vom Schwindeltrug und Schandeltand!
Bringt uns den Ernst ins Land!



Die Seele der Bauernuhr

Von Max Jungnickel (Musketier)

Der liebe Gott wollte sich mal eine große Freude machen und da holte er sich den Wandsbecker Boten, den Matthias Claudius, in den Himmel.

Aber in jedem Jahre, wenn im Dorfbusche das Herz des Frühlings zittert, dann kommt er wieder, der gütige Versemeister mit der lieblichen Michelseele. Er kommt im langen Botenrocke, mit einem seligen Schullehrergesicht, eine Blume am Hute und Handwerksburschenlieder im Herzen.

Und er geht ins Dorf und reguliert die Bauernuhren. — — Beim Michel Schrotkopf. — Beim Vater Herzog. — Beim Schankwirt Säuberlich. — Überall reguliert der Matthias Claudius die Bauernuhren.

*

Ja, so eine Bauernuhr!

So eine Bauernuhr hat eine Seele.

Die Stunden humpeln aus ihr heraus und sie lachen und haben Bauernfäuste.

Und die Abendstunde hat ein seliges, glockendurchbaumeltes Feierabendherz.

Vergilbt ist das Zifferblatt der Bauernuhr und wunderlich und grünspanüberzogen.

Und das Pendel ist so lang, daß sich der bucklige Michel Schrotkopf dran hängen kann.

Aber die Wanduhr denkt an jeden Vogelhusch, an jeden Sonnenstrahl, an das Duften jedes Fliedersternchens, an jedes Kinderlächeln, das aus kleinen Betten schimmert.

Die Bauernuhr denkt an jeden Stern, der auf dem Friedhof über sanften Erdenkammern schimmert, und sie denkt auch an jeden süßen, kleinen Kinderatem, der an einer Mutterlippe zittert. Ja, so eine Bauernuhr hat eine richtige Seele.

*

Und die Bauernuhr weiß alles — — —

Auf ihr treibt sich so manches verstaubte Wanderbuch herum. Mancher Veilchenstrauß, irgendwo gepflückt, steht auf ihr und lächelt blaue Ruhe in die Räderseele der Bauernuhr.

Beim Ticken einer alten Bauernuhr hat Hölty seine Frühlingsstrophen geschrieben und Claudius seine Sternenverse und Michel Schrotkopf seine Kartoffelrechnungen.

Und es ist, als ob alle die seligen Höltystrophen und Claudiusverse und Schrotkopfrechnungen sich fest an das rostige Pendel geklammert haben und nun mitschwingen durch die Dorf-Maienstunden.

*

Um die Mitternachtsstunde spricht die alte Bauernuhr: Dein — Herz — soll — eine — Krip — pe — sein — fürs — liebe — kleine — Jesu — lein. Und sie hat so was Verklärtes, wenn sie die Worte herunterschnarrt.

Vormittags, um neun Uhr, wenn das kleine Mädchen die Holzpantoffeln anzieht und Schiefertafel und Fibel unter den Arm nimmt, dann spricht die Bauernuhr wie eine wundersame, greise Dorfphilosophin: Der — Lehrer — tisch — in — der — Schule — ist — ein — Thron —

Und die Bauernuhr brennt der zwölften Stunde in der Christnacht ein schimmerndes Weihnachtslicht an und schenkt ihr ein blauflimmerndes Engelsgewand.

Und dann, wenn die Stunde aus ihr herauskriecht, dann jubelt die alte Bauernuhr: Der — liebe — Gott — ist — ein — rich — tiges — rich — tiges — Märchen — ge — worden — —



Bruder mein · Von Hans Bauer

„Du stiller Toter, sag' mir an,
Tat ich den Bruder morden?
Hab' ich das Schwerst' an Sünd' getan
Und bin zum Kain worden?

Hab' ich aus Lieb' zu meinem Land
Wohl Gott's Gebot gebrochen
Und mich gen eigen Blut gewandt,
Als ich dich hab' erstochen?"

„Sei still, sei still, du Bruder mein,
Bist nit in Fehl geglitten.
Ich war noch nit der Bruder dein,
Als ich dich hab' bestritten.

Da mich dein' kalte Wehre traf,
Lebt' ich dir noch zuwider.
Nun erst in Herrgotts Arm ich schlaf',
Sind wir zwei gute Brüder.

Hast drum kein' Kainstat vollbracht,
Und nit den Bruder 'nommen,
Vielmehr zum Bruder mich gemacht
Und einen neu bekommen."



Die Zukunft der Vlamen

Von Dr. Erich Kleinschmidt, z. Zt. in Mecheln

In seiner Rede vom 5. April 1916 hat der Reichskanzler mit zwei Sätzen die Gestaltung Belgiens nach dem Kriege gestreift. Er sagte: „Wir werden uns reale Garantien dafür schaffen, daß Belgien nicht englisch-französischer Vasallenstaat wird", und fügte hinzu: „Deutschland kann den lange niedergehaltenen vlämischen Volksstamm nicht wieder der Verwelschung preisgeben; es muß ihm eine seinen Anlagen entsprechende Entwicklung auf der Grundlage seiner niederländischen Sprache und Eigenart sichern."

Diese beiden Sätze zeigen zum erstenmal ein wenigstens in großen Linien angedeutetes Programm für die Zukunft Belgiens und zumal der Vlamen. So allgemein die Wendungen lauten, enthalten sie doch die Erkenntnis wichtiger Gesichtspunkte.

An dieser Erkenntnis bezüglich Belgiens hat es bei uns vor dem Kriege durchweg gefehlt. Allzu anspruchslos fanden wir uns mit dem angeblich neutralen Königreich ab und merkten nicht, was Belgien wirklich war: ein französisch regierter Staat, von Frankreich entscheidend beeinflußt, mit Frankreich und England politisch verbunden.

Gewiß liegen die belgischen Probleme nicht einfach und leicht überschaubar; in seinem Aufbau und inneren Wesen zeigt der Staat schwer zu verstehende, noch schwerer richtig abzuwägende Gegensätze. Das aus zwei scharf getrennten Teilen bestehende Land steht unter der Oberherrschaft des zahlenmäßig schwächeren Stammes: die 4¼ Millionen Vlamen treten mit ihrer Sprache und Eigenart im öffentlichen Leben völlig zurück gegenüber den 3 Millionen Wallonen. Beide Stämme grenzen in breiter Front an Stammverwandte, aber in äußerer Form wie innerer Denkart kommt nur der romanische Einfluß des südlichen Nachbarn zur Geltung.

Der belgische Staat war schon durch seine Entstehung aus dem von Wallonen geführten, von Frankreich unterstützten 1830er Aufstand entscheidend beeinflußt. In Regierung und Gericht, im Heer und Parlament, überall kam dem französisch redenden Volksteil die Führung zu. Aber das hätte gegenüber einem Gegner von festgeschlossener Eigenart nicht vorgehalten. Was den Kampf von vornherein entschied und den französischen Charakter des Staates sicherte, war die Verwelschung der ganzen Oberschicht im vlämischen Gebiete. Mittlere und obere Schulen, Amtsgewalt, Handel, Wissenschaft — alles wirkte zusammen dahin, daß der gebildete Vlame Französisch spricht, als Schriftsprache benutzt. Gesellschaftliche Stellung, öffentlicher Einfluß, geschäftlicher Erfolg — dazu gehörte, daß man die „Kultursprache" beherrscht. Adel, hoher Klerus, reiches Bürgertum, kurz alle „Notabeln" schlossen sich durch die Sprache vom Volke ab; wer aufwärts strebte, ahmte ihnen nach. Literatur, Kunst, die führende Presse bedienten sich der geläufigen Weltsprache. An diesem inneren Zwiespalt scheiterten alle Versuche der Vlamen, ihrer Muttersprache Gleichberechtigung zu erkämpfen. Mit dem Wettbewerb der Wallo-

nen wären sie fertig geworden; was ihnen die Kraft nahm, war der Abfall ihrer eigenen führenden Kreise, der aufwärts strebenden Volksgenossen durch den Übertritt zur französischen Sprache und Kultur.

Andere Einflüsse wirkten in gleicher Richtung. Das neunzehnte Jahrhundert brachte Wallonien mit seinen Kohlenschätzen eine großartige industrielle Blüte, häufte dort die großen Vermögen auf. Das Überwiegen der Wallonen in der Beamtenschaft aller Stufen half dazu mit, diese Entwicklung zu verstärken, denn die romanische Heimat wurde von den Staatslenkern viel mehr gefördert als die vlämischen Provinzen.

So war Belgien von innen heraus französisch beeinflußt, zunächst in Sprache und Kultur, als Folge davon auch in politischer Neigung und Gemeinschaftsgefühl. Diese inneren Vorbedingungen verstand Frankreich, Regierung und Volk, außerordentlich geschickt zu benutzen. Die Geschichte der Jahrzehnte seit 1830 bietet ein glänzendes Beispiel, wie unermüdlich, sachkundig, vielgestaltig alle französischen Kreise Belgien beeinflußt haben. Wir sehen den Schulfall einer pénétration pacifique, und zwar nicht gegenüber einem halbkultivierten Lande, sondern in einem westeuropäischen Staate, und deutlich erkennen wir, daß eine solche friedliche Durchdringung sachlich fast denselben Wert haben kann wie äußerlich sichtbare Herrschaft.

Mit großen Geldopfern, mit Orden und Diplomen, Reklame, Presse, Literatur wurde erreicht, daß man sich in Belgien als zum französischen Kulturkreis gehörig fühlte. Nicht nur in der Wallonei, sondern auch bei den Vlamen. Die Gebildeten rechneten sich aus Überzeugung dazu, die Gedankenlosen und Halbschlächtigen aus Herdentrieb. Bis an die Grenzen der Niederlande galt dem Belgier die französische Sprache als Schriftsprache seines Landes. Manchen kam zum Bewußtsein, daß dieser Zustand eine Gefahr für Bestand und Aufstieg der Vlamen war, aber was sie in langen Kämpfen erreichten, blieben sachlich unbedeutende Scheinerfolge. Die verhängnisvolle Entwicklung wurde auch durch den scharfen Gegensatz der Parteien nicht wesentlich bedroht; keine Partei war national-vlämisch. Selbst die Klerikalen, überwiegend auf Wähler vlämischer Zunge gestützt, haben in ihrer seit 1884 ununterbrochen dauernden parlamentarischen Herrschaft wohl Milderungen, aber keine Befreiung für die Muttersprache der größeren Volkshälfte gebracht. Der Einfluß französischer Erziehung überwog sogar die starken Gegensätze zur Politik der kirchenfeindlichen französischen Regierung. Die Sympathien blieben im wesentlichen unerschüttert, weil so viele geistige und wirtschaftliche, von den amtlichen Beziehungen unabhängige Einflüsse mitwirkten. Ja, die Verwelschung der Schulen bekam einen besonderen Schwung, als Frankreich seine Klöster aufhob. Deren Insassen strömten in Scharen nach Belgien, das sie gastlich aufnahm. Sie traten in die Klöster, wirkten als Lehrer in den geistlich geleiteten Schulen und trieben die denkbar erfolgreichste französische Propaganda. Die Republik hätte für ihren Einfluß in Belgien nichts Besseres tun können, als die gewaltsame Entsendung dieser zahlreichen geistlichen Werber.

Gegen die französische Herrschaft im vlämischen Lande hatte sich schon bald nach der Entstehung Belgiens ein Widerstand entwickelt, der allmählich heftiger

wurde. Die vlämische Bewegung forderte Gleichberechtigung der Muttersprache im eigenen Gebiete (also nur neben Französisch und nicht für ganz Belgien). Man erzielte Erfolge, zumal in den letzten Jahrzehnten, durch eine Anzahl schwer erkämpfter Gesetze. Aber diese Gesetze blieben ohne durchgreifende Wirkung, weil die Beamtenschaft durchweg verwelscht war und die Ausführung umging oder widerwillig betrieb. Unterstützt wurde sie dabei durch die Neigung der wohlhabenden Kreise, sich französisch zu gebärden. Belgien, in besonderem Maße Brüssel, hat auf die Vlamen den Einfluß einer allmählichen, im Grade verschiedenen, aber unabwendbaren Verwelschung ausgeübt. Beim Aufbau und Wesen des belgischen Staates mußten alle Gegenbestrebungen notwendig scheitern.

Deutschland hat dem von vornherein im Vorteil befindlichen französischen Einfluß keine gleichwertigen Maßnahmen entgegenzusetzen vermocht. Zunächst jahrzehntelang aus Schwäche, nachher aus dem bei uns leider allgemeinen Mangel an Verständnis für die politische Beeinflussung fremder Völker. Während französische Zeitungen die öffentliche Meinung des Landes beherrschten, mit großen Geldopfern von Frankreich unterstützt wurden, drangen deutsche Nachrichten nicht ins Volk. Die zahlreichen im Lande ansässigen Deutschen, vielfach in leitenden geschäftlichen Stellungen, beschränkten sich auf ihre wirtschaftlichen Interessen und fügten sich völlig in die belgische Umgebung ein, auch in den gesellschaftlichen Grundsätzen, wonach der Gebildete in Belgien Französisch spricht. Daran, daß der Gegensatz zwischen Vlamen und Wallonen eine Handhabe geben konnte, um dem französischen Einfluß ein Gegengewicht zu schaffen, dachten nur die vielgelästerten deutschnationalen Schutzvereine; der amtlichen Diplomatie lagen solche Gedanken ebenso fern wie den deutschen Kolonisten.

Der Ausbruch des Krieges brachte den vielfach schon vorhandenen Haß gegen die Deutschen zum offenen Ausbruch. Vlamen und Wallonen vergaßen ihren Streit und fanden sich in einem vorher unbekannten belgischen Patriotismus zusammen, der zumeist aus gemeinsamem Deutschenhaß bestand.

Aber die lange Kriegsdauer hat die alten Gegensätze wieder ans Licht gebracht. Allzu deutlich ließ die nach Havre übergesiedelte belgische Regierung die Vlamen merken, daß sie ihnen nicht wohlgesinnt ist, und die offiziösen Blätter plauderten aus: Nach dem Kriege wird Belgien rein französisch sein, eng mit Frankreich verbündet; die vlämische Bewegung ist unpatriotisch und muß beseitigt werden.

Die Vlamen sind keineswegs deutschfreundlich, aber sie haben das Mißtrauen gegen ihre Regierung wieder gelernt und teilweise auch erkannt, daß ein Verzicht auf Vertretung ihrer Sprachforderungen während des Krieges leicht die endgültige Niederlage ihres Volkstums bedeuten würde. So sehr sie aus der Hand des Feindes die früher so heftig erstrebte vlämische Hochschule entgegenzunehmen zögern, so ungern sie jetzt die längst verlangte Ausführung der belgischen Schulgesetze Wirklichkeit werden sehen — die Mehrheit sieht doch ein, daß man Rechte nehmen muß, woher sie auch kommen. Immer bestrebt, sich als loyale Belgier zu zeigen, und doch gezwungen, die Lebensinteressen ihres Volkes nicht zu vernachlässigen, vor allem aber unsicher über den Ausgang des Krieges, lavieren die Führer der vlämi-

schen Gruppen zwischen Furcht und Hoffnung. Doch machen sie aus ihrem Mißtrauen gegen die eigene Regierung in Sprachenfragen kein Hehl. Sie wünschen in einem wiederherzustellenden Belgien eine Sicherung ihres Sprachgebietes nicht nur durch praktisch wirkungslose Gesetze, sondern durch Verwaltungstrennung der beiden Landesteile, durch Selbstverwaltung (zelfbestuur) für das Vlamenland. Weil aber die führenden Kreise auch hier schon verwelscht sind und deren Wunsch dahin geht, den in der jetzigen belgischen Art für sie vorhandenen Vorsprung nicht zu verlieren, wird eine solche Verwaltungstrennung kaum gründlich helfen. Manche Vlamen sehen das ein und fordern, daß Belgien nicht wieder als zentralistischer Staat entsteht, sondern in einen föderalistischen Staat verwandelt wird, mit völliger staatlicher Trennung zwischen Flandern und Wallonien.

Um der germanischen Stammesverwandtschaft willen haben wir noch keinen Anlaß, die Zukunft Belgiens den Wünschen der Vlamen anzupassen; für uns können nur die Bedürfnisse des Deutschen Reiches maßgebend sein. Diese sind in der Kanzlerrede mit dem Satz angedeutet, daß Belgien nicht wieder ein englisch-französischer Vasallenstaat werden darf. Neben militärischer Sicherung des Rheinlandes werden wirtschaftliche Vorkehrungen geboten sein, daß ein Abschluß Belgiens und seiner Häfen von Deutschland im beiderseitigen Interesse unmöglich gemacht wird. Bei der Verkehrslage des Landes wird enge wirtschaftliche Fühlung den deutschen Einfluß dauernd festigen, zumal wenn wir lernen, solche Einwirkung politisch auszunutzen und mit politischen Maßnahmen zu verbinden.

Die ständige Heranziehung des billigen belgischen Arbeiterstammes für Industrie und Bergwerke Westdeutschlands, als Ersatz für Slawen und Italiener, wird beiden Teilen nützlich sein und die Vlamen den sprachverwandten Niederrheinern näher bringen. Vlämische Arbeiterdörfer im westfälischen Kohlengebiet an Stelle der polnischen wären ein viel weniger fremdländisches Element und würden sich rasch eindeutschen. In Belgien wird ein Teil der herrschenden Kreise dem Deutschtum zunächst feindlich bleiben, weil ihre Herrschaft durch unseren Einfluß bedroht wird. Wenn aber wirtschaftliche Umbildungen eintreten und von Deutschland politisch mit Einsicht gearbeitet wird, lassen sich diese politischen Widerstände zurückdrängen.

Jedenfalls darf Deutschland gegenüber dem früheren Zustand sich nicht gar noch verschlechtern — und eine solche Verschlechterung wäre schon die Wiederherstellung Belgiens in alter Gestalt. Was vor 1914 heimlich getrieben wurde, das würde in Belgien künftig in offener Feindschaft gegen uns weitergeführt, diesmal mit Kenntnis und Billigung weiter Kreise des Volkes.

Diese politische Zukunft Belgiens umfaßt auch die Fragen, in denen deutsche und vlämische Interessen sich berühren. Die Vlamen können nach ihrer Erziehung und Vergangenheit nicht ohne weiteres deutschfreundlich sein, obwohl die Menge des Volkes, Mittelstand, Bauern, Arbeiter, dem Deutschen unbefangen gegenübersteht und die Stammesbewußten sich als Niederdeutsche uns verwandt fühlen: ihre Notabeln bleiben einstweilen noch von der Verwelschung beeinflußt. Was den Vlamen, soweit sie überhaupt Stammesbewußtsein besitzen, am Herzen liegt,

das ist die Trennung ihrer Heimat von der für sie verhängnisvollen Vereinigung mit der Wallonei. Hier treffen sich deutsche und vlämische Bedürfnisse. Ein von Wallonien getrenntes Flandern wird sich notwendig an seine germanischen Nachbarn anlehnen müssen, wenn es eigene Kultur entwickeln will. Die Elemente, welche dieser Entwicklung feindlich sind, lassen sich natürlich nicht sofort ausschalten, aber sie haben bei staatlicher Trennung nicht mehr die Rückendeckung durch die wallonische Landeshälfte, die Zentralregierung, die Beamtenschaft. Ein großer Teil von ihnen wird sich mit den neuen Verhältnissen leicht abfinden. In einem Staate mit niederländischer Amtssprache können die Notabeln noch eine Zeitlang französische Sympathien pflegen, wogegen wirtschaftlich, kulturell, politisch vorgegangen werden muß; Französisch wieder zur herrschenden Sprache zu machen, wird ihnen unmöglich gelingen, und damit fallen unzählige Einflüsse aller Art weg. Allmählich, gegen starke Widerstände und in harter Übergangszeit, wird der germanische Stamm, der viel nachzuholen hat, seine Eigenart herausarbeiten und dabei mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes eine Angleichung an die niederländische und deutsche Kulturwelt sich vollziehen. Je nach der Stärke politischer und wirtschaftlicher Einflüsse wird dieser Vorgang gefördert oder gehemmt werden, aber aufzuhalten ist er nicht mehr, sobald durch die staatliche Grenze zwischen germanischem Vlamenland und romanischem Wallonien die künstliche Herrschaft einer fremden Sprache ausgeschaltet ist. Wenn Deutschland beim Friedensschlusse seine militärischen und wirtschaftlichen Bedürfnisse gegenüber dem belgischen Gebiete zu sichern sowie äußere politische Einwirkung feindlicher Staaten bis auf weiteres auszuschließen vermag, so wird nach einiger Zeit in Flandern eine innere Wandlung eintreten, die den deutschen Interessen genügen kann. Denn das Reich hat nicht das Bestreben, die Eigenart der kleinen germanischen Völker zu vernichten, sondern nur ein dauerndes Interesse daran, daß diese Völker nicht Bestandteile feindlicher Staaten und Kulturen werden. Die Wünsche der Vlamen nach völliger Unabhängigkeit und Deutschlands nach Sicherung seines Einflusses in diesem wichtigen Grenzlande decken sich nicht, widersprechen sich naturgemäß bis zu einem gewissen Grade, aber sind durchaus nicht völlig unvereinbar.

Die Trennung des früheren Belgien in die zwei sprachlich gegebenen Teile ist gemeinsames Ziel für Deutsche und Vlamen, stimmt sogar mit dem Streben der Wallonen überein und rechtfertigt sich durch das Nationalitätenprinzip. Je eher diese Trennung durchgeführt wird, desto unwiderruflicher wird sie sein, und deshalb sollte schon während der Besetzung davon durchgeführt werden, was im Rahmen der belgischen Gesetze irgendwie möglich gemacht werden kann. Dann wird langsam das Schulgesetz und Sprachengesetz wirklich wirksam werden. Rückgängig zu machen wird keine Regierung imstande sein, was in dieser Richtung einmal durchgesetzt ist. Sich selbst zu helfen, waren die Vlamen zu schwach und ungeschickt; die Kraft zur Verteidigung erworbenen Besitzes werden sie mit deutscher Hilfe wohl aufbringen. Dann wird sogar Brüssel, auf das die Vlamen als zu ihrem Gebiete gehörig nicht verzichten wollen noch können, langsam und widerstrebend, aber allmählich und aus der breiten Volksmasse heraus seinen Charakter ändern und etwas anderes werden als ein Talmi-Paris mit Beulemans-Französisch.

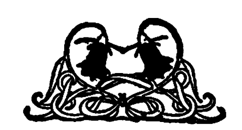


Keine deutsche und keine niederländische Stadt, dafür sind Volksart, Geschichte, religiöse Umwelt zu verschieden, aber eine Stadt mit besonderer germanischer Eigenart und erfreulicher als das jetzige Zwitterwesen, das vom bodenständigen Volkstum der Umgebung so seltsam absticht.



Heimatfragen · Von Hedwig Forstreuter

Das Jahr verrann — ihr steht und kämpft
Und euer Sieg flammt zu uns her — —
Aus unsern Reihen naht gedämpft
Ein Fragen eurer Eisenwehr,
Ein Fragen, das die Antwort kennt,
Die sonst, sich selbst genügend, schweigt,
Ein Forschen, das in Jubel brennt,
Weil es aus Wissenstiefen steigt:
— Ihr seid ein Heer aus Erz und Stein,
Aus Liebesstolz und Todesmut —
Glänzt euch des Krieges wilder Schein
Noch als die alte heil'ge Glut?
Ihr seid ein Heer aus Fels und Stahl,
Und wo ihr wandelt, schweigt der Spott,
Glaubt ihr in Not und Siegesstrahl
Noch als den ersten Kriegsherrn Gott? —
Das Fragen klingt, das Fragen geht
In allen Herzen gleichen Schlag,
Und ihrer Liebe Atem weht
So gläubig wie am ersten Tag.
Da dröhnt schon Antwort glockentief:
— Wir sind von Nibelungenart,
Die Treue, die zur Fahne rief,
Schenkt uns die Siege, schmerzgepaart,
Gibt uns die Stärke, Mond um Mond,
Die wir in Feindeslanden stehn,
Daß wir die Heimat, glanzumthront,
Nur noch in unsern Träumen sehn.
— Am Schwertesgriffe liegt die Faust;
Wir harren stumm auf Schicksalswacht
Und hören, wenn uns Tod umbraust,
Noch Gottes Stimme aus der Schlacht...



Wo bleibt die Staatserziehung?

Von Marie Diers

Folgende Beobachtung wird mir mitgeteilt:

In einem Abteil dritter Klasse sitzt ein Soldat, der bei Verdun steht und jetzt hier auf Urlaub weilt, außerdem befinden sich noch ein paar Arbeiterfrauen dort. Der Soldat ist frisch und guten Mutes, erzählt von den Kämpfen bei Verdun, sagt, daß er ganz gern wieder zurückginge. Ein richtiger, braver, tüchtiger Junge, einer von denen, die da draußen ihre Schuldigkeit tun und Deutschlands Ehre schützen.

Da beginnen die Frauen in der uns sattsam bekannten Weise auf ihn einzusprechen. Ein albernes, übertriebenes Klagen und Schimpfen hebt an. Eine „empörende" Geschichte drängt die andere. Zwischen den unerschöpflichen Lebensmittelerfahrungen kommen auch andre zum Vorschein, z. B. berichtet die eine, daß sie ihrem Sohne bisher 120 Pakete ins Feld geschickt habe, von denen nur 20 ihn erreichten. Die übrigen haben — — die Offiziere unter sich geteilt.

Selbst ein handgreiflicher Blödsinn, wenn er nur mundfertig vorgetragen wird, kann in unselbständigen Gemütern zünden. Die Folge alles des Geschwätzes ist, daß der harmlose, frische Soldat, derart bearbeitet, innerhalb zwanzig Minuten (zwischen Berlin und Teltow) total umgewandelt wird und unverzagt mitschimpft. —

Dies ist ein durchaus typischer Vorgang. Die Unzufriedenheit steckt gar nicht im Soldaten selbst, von einigen Schlappiers und Miesmachern abgesehen, sie ist ihm erst von den Weibern eingetrichtert. Davon kann sich jede Frau überzeugen, die z. B. im Bahnhofs-Liebesdienst die Stimmung der heimkehrenden und der abfahrenden Soldaten vergleicht und ihre Reden hört. Jene frisch, noch von den großen Ereignissen durchglüht, männlich, stark. Diese sehr oft vergrämelt, verstimmt, verbost. Und daß diese bildungs- und einsichtslosen Weiber eine derartige Wichtigkeit in und um Berlin einnehmen dürfen, das liegt, rund heraus gesagt, an Erziehungsfehlern der regierenden Stellen. Es ist wie bei schlecht erzogenen Kindern, die am lautesten und anspruchsvollsten lärmen, je schwächer der elterliche Wille ist, je mehr sie mit Beschwichtigungsmitteln überhäuft werden.

Nicht der Krieg an sich schafft solche Zustände. Er könnte sogar bei großer Fähigkeit derer, die zur Leitung berufen sind, grade die gegenteiligen schaffen.

Warum trägt der wirklich gebildete Mittelstand die viel größeren Lasten und Entbehrungen so viel stolzer und stiller? Weil hier bereits eine innere Erziehung den Kriegszuständen entgegenkam und man von Anfang an begriff, daß eine große Zeit große Kräfte, starke Herzen fordert. Warum tragen die Bauernfrauen ihre unverhältnismäßig viel schwerere Arbeit so selbstverständlich und tapfer? Weil hier die Forderungen einer harten Zeit nicht mit wahllosen Verwöhnungen abgenommen werden. Die aber, die sich dieser großen Zeit unwürdig

erweisen, zeigen nur, wie sehr sie noch einer Erziehung von oben bedürfen, einer Erziehung, die heute versagt.

Die Regierung frage doch einmal bei den verständigen Vätern und Müttern an, wie sie es mit ihren Kindern halten. Ob sie der Ansicht sind, daß sie sie mit ewigem Zuckerzeug zu braven, tüchtigen Leuten erziehen, oder ob nicht vielmehr dadurch unbrauchbare Elemente geschaffen werden, die jeder großen Forderung nur im Wege stehn und die noch die Besseren mit ihrer Haltlosigkeit anstecken!

Die wirklichen, guten und steten Kräfte, die in dem Bestand unsrer Arbeiterfrauen steckten, die sich bewährten, als sie arbeiten mußten, um ihre Kinder zu erhalten, werden ihnen durch Verwöhnung glatt aberzogen. Sie, denen die Arbeit abgenommen wird, die von Unterstützungen aller Art und von allen Seiten leben, das sind jetzt die, die uns das klare, ruhige Bild eines starken Volkes verderben.

Statt die albernen Weiber schreien zu lassen: „Wir wollen unsre Männer wiederhaben!“ (was sicher von vielen gar nicht ernst gemeint war, denn grade diese Sorte fühlt sich ohne ihre Männer viel wohler), hätte man sie von Anfang an mit fester Hand halten müssen, daß solch ein Blödsinn sich gar nicht hervorgewagt hätte. Daß sie schon längst begriffen hätten: Die Männer wiederhaben heißt: mit ihnen zugleich auch die Kosaken im Land haben, und nicht nur die russischen, auch die englischen und französischen. Denen aber, die dann nicht mehr zu den ganz Dummen gehörten, könnte man klarmachen, daß ein fauler Friede Deutschland zu einem zweiten Irland und Indien machen würde, in dem allerdings der Arbeiterbevölkerung jede Erinnerung an Wohlleben bald vergehen würde.

Wer dem Staat solche Macht zur Erziehung nicht zutraut, der sei nur auf die Volksverhetzung z. B. in Frankreich hingewiesen. Wenn die Regierung einem sogenannten Kulturvolk solchen Abschaum von Unsinn eintrichtern kann, wie es der französischen gelungen ist, sollte doch wohl unsre Regierung nicht so überbescheiden sein müssen, sich jedes Atoms von Beeinflussung der unteren Schichten völlig zu enthalten!

Daß die Schreierinnen von dem Abc der heutigen Politik so absolut nichts ahnen, ist und bleibt ein Fehler der Leitung, der die feste, rücksichtslose Hand nicht eigen war. Statt daß man die Weiber bei öffentlichen Ansammlungen, wie dem „Butterstehen“, ungehindert schwatzen und schimpfen läßt, daß jedem vernünftigen Menschen übel davon wird, hätte eine kräftige Polizei die Schimpferinnen sofort herausgreifen und einsetzen müssen. Selbst in dem Falle, wenn die Regierung durch ihre noch immer unaufgeklärte Nachsicht gegen die Wucherer sich an den Lebensmittel-Verlegenheiten mitschuldig fühlte, durfte sie die öffentliche Ordnung nicht verletzen lassen. Eine entschlossene Justiz hat immer und überall noch mehr Achtung gefunden als eine weiche, nachgiebige.

Und diese Binsenwahrheit jedes starken Staates muß man jetzt als neue Erkenntnis in Preußen ausrufen?





Im Schatten Bismarcks

Zu Bismarcks Todestage (am 31. Juli) spricht Fritz Bley in der „Deutschen Tageszeitung" sehr ernste, sehr zeitgemäße, sehr zu bedenkende Worte:

In diesen Tagen, da wir am Grabe Bismarcks vor seiner Größe ehrfurchtsvoll uns neigen und mehr als je uns gedrängt fühlen, den treuen Eckehart des deutschen Volkes mit dem Herzen zu begreifen, empfinden wir es deutlich, daß dieser Krieg der Vermächtnisvollstrecker von Bismarcks großer Hinterlassenschaft ist. Die Lehren, die sich daraus für die Forderung des Tages ergeben, sind zwingend. Denn die Politik ist für ihn kein Lehrbuch der Dogmatik, sondern die Kunst gewesen, Gelegenheiten beim Schopfe zu fassen. Insbesondere solche, die nur in Jahrhundertfristen wiederkehren! Daß er nicht alle Lehren der Geschichte in den Wind geschlagen hat, wie man ihm heute unterstellen will, beweist die Widmung seiner „Gedanken und Erinnerungen", die „den Söhnen und Enkeln zum Verständnisse der Vergangenheit und zur Lehre für die Zukunft" dienen sollen.

Der große Gegensatz, der zurzeit unser Volk durchzittert, ist gerade dadurch gekennzeichnet, daß auf seiten der in ihrem Gewissen Bedrängten die Überzeugung besteht, daß nur aus dem Geiste der preußisch-deutschen Geschichte heraus, wie er in Bismarcks Auffassung unsterblich vor uns leuchtet, die Zukunft sich gestalten läßt, die das von ihm begonnene Werk ruhmvoll krönen und erfolgreich sichern soll!

Zu gerade ist die Linie, die vom Vermächtnisse des Großen Kurfürsten und seinem Schwure, daß aus seinen Gebeinen ihm der Rächer erstehen werde, über den Hubertusburger, den Pariser, Wiener, Nikolsburger und Frankfurter Frieden hinweg auf den von uns ersehnten Frieden hinweist, als daß der geringste Zweifel daran bestehen könnte, welches Kriegsziel sich Bismarck bei Ausbruch dieses Weltkrieges gesteckt haben würde, wenn er ihn erlebt hätte.

Wie er in dieser Politik die im deutschen Volke ruhenden Kräfte zu benutzen verstanden hat, beweist die halbamtliche Förderung, die er den Schriften von Adolf Wagner und Treitschke erweisen ließ. Was Treitschke in der ersten Auflage seiner „Zehn Jahre deutscher Kämpfe" 1874 im Vorwort selbst als leitenden Gedanken dieser Kämpfe bezeichnet hat: „Den deutschen Einheitsstaat unter Preußens Führung erst begründen, dann festlegen zu helfen und das neue Reich als die werdende Monarchie zu begreifen, wie das heilige Reich die zerfallende war" — das zeigt ihn so ganz als Bismarcks getreuen Schildknappen, wie diesen als seinen dankbaren Führer! Die herrliche Schrift: „Was fordern wir von Frankreich"? die am 30. August 1870 von Heidelberg aus ihren Weg in die deutschen Herzen nahm, hat es unter Bismarcks ausdrücklicher Billigung im ersten ihrer Sätze als dilettantenhaft

bezeichnet, „im einzelnen die Satzungen eines Friedensschlusses auszuklügeln, dessen Vorbedingungen selbst dem handelnden Staatsmanne noch verborgen sind". Aber desto bestimmter stellte sie „der Presse die Pflicht, die stillen unbestimmten Hoffnungen, die jede Brust bewegen, zu klarem Bewußtsein zu erwecken, auf daß beim Friedensschluß ein fester, durchgebildeter Nationalstolz schirmend hinter unseren Staatsmännern stehe. Als Deutschland zum letzten Male in Paris den Frieden diktierte, da haben wir schmerzlich gebüßt, daß den deutschen Diplomaten ein solcher Rückhalt fehlte. Der Gedanke aber, welcher, zuerst leise anklopfend wie ein verschämter Wunsch, in vier Wochen zum mächtigen Feldgeschrei der Nation wurde, lautet kurzab: heraus mit dem alten Raube, heraus mit Elsaß und Lothringen!"

Zu den Demütigungen, die wir englischer Treulosigkeit und Raubsucht im zweiten Pariser Frieden verdankt haben, gehörte auch die Losreißung der jetzt heiß umstrittenen Nordseelandschaften vom Reiche. Treitschke weist in seiner hier in Rede stehenden Schrift darauf hin, daß „die auffällig verkümmerte Gestalt unserer kurzen Nordseeküste, der Zug der meisten deutschen Flüsse und Gebirge der politischen Einheit ebenso ungünstig sind, wie dem Weltverkehre".

Und im Gegensatze zu Bedenklichkeiten, die damals in Kreisen der gelehrten Betulichkeit mit großer Wucht und Bedeutung vorgetragen wurden, erinnert er daran, daß „in keinem Lande die politische Grenze mit der nationalen zusammenfällt; keine der großen Mächte, auch Deutschland nicht, kann den unausführbaren Grundsatz, ‚die Sprache allein bestimmt die Gestalt der Staaten', jemals anerkennen. Das deutsche Gebiet in Frankreich wird militärisch gesichert durch zwei feste Plätze, welche um einige Meilen über die Sprachlinie hinausliegen. Die Feste Belfort beherrscht jene Gebirgslücke zwischen Jura und Vogesen, welche so oft der Torweg war für die Züge der Eroberer aus und nach Frankreich. Den oberen Lauf der Mosel aber deckt Metz — heute gleich Belfort eine fast ganz französische Stadt, trotz ihrer reichsstädtischen Überlieferung, trotz der deutschen Inschriften, die sich noch da und dort an einer Fuhrmannsherberge der hochgiebeligen ‚Deutschen Gasse' zeigen, trotz des schlechten französischen Dialektes ihrer Bürger, trotz der zweitausend deutschen Einwohner, denen noch vor wenigen Jahren deutsch gepredigt wurde. Und auf diese beiden festen Plätze sollten wir verzichten, einer unhaltbaren Doktrin zulieb?"

Auch darauf hat Treitschke sorgenschwer hingewiesen, daß dank Frankreichs schroffer Gewaltpolitik in den einst deutschen Landen eine grundtiefe Wandlung der Anschauungen sich vollzogen hatte, daß aber Gräßliches, Ungeheures habe geschehen müssen, um diese herbeizuführen. Und darauf, daß so oft Deutsche ihren Stolz darein gesetzt haben, Fremden, insbesondere England, deutsche Treue zu erweisen. Grimmig kämpften einst die Stettiner für die Krone Schwedens gegen den Großen Kurfürsten. Erst der erstarkende preußische Staat hat den anderen ein deutsches Vaterland wiedergeschenkt. Und, wie Treitschke hätte hinzufügen können, erst Bismarck hat uns den Boden geschaffen, auf dem in Deutschland der Realismus des politischen Denkens gedeihen konnte! Woher denn auch hätten die Elsässer Achtung lernen sollen vor deutschem Wesen, da sie die Lächerlichkeit der Kleinstaaterei vor ihrer Türe sahen! Das nachzulesen ist bei Treitschke gerade heute ebenso lohnend, als in Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen".

Und wieder gilt wie damals das Wort, daß in den neudeutschen Gebieten „die ersten deutschen Beamten und Lehrer nicht zu beneiden sein werden", daß die Arbeit aber getan werden und mit jedem Monate deutscher Zucht die erstrebten Erfolge bringen müsse!

Von gleichem Geiste fester Entschlossenheit ist Adolf Wagners prächtige Schrift „Elsaß und Lothringen und ihre Wiedergewinnung für Deutschland" getragen. Und wie Bismarck mit Hilfe dieser Geschichtslehrer das deutsche Volk zur Mitarbeit an seiner Geschichte herangezogen, in wie vorbildlicher Klarheit die Ministerien in Preußen die

Führung des deutschen Volkes übernommen haben, wie dadurch eine Summe vorwärtstreibender, aufbauender Kräfte, eine Fülle tatfrohen Strebens nach einem beglückenden Ziele, ein schöpferischer Gesamtwille des Volkes in den Dienst der amtlichen Politik gestellt ist: das liegt offen vor uns!

Bei den Friedensverhandlungen hat Bismarck diesen hinter ihm stehenden starken Vorwärtswillen des deutschen Volkes mit kraftvollem Geschick benutzt. Die einfache Binsenwahrheit, daß man bei jedem Geschäft mehr fordern müsse, als man zu erreichen wünsche, hat er, wie Moritz Busch uns erzählt, am 30. September Bamberger recht eindringlich eingeschärft. Den Flaumachern gegenüber sagte der Minister: „Sie werden mich noch zwingen, die Maaslinie zu verlangen!"

Alles dies erklärt sich für den aufmerksamen Beobachter hinlänglich aus den Erfahrungen, von denen Bismarck herkam ...



Um 1866

Ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seit auf den böhmischen Schlachtfeldern die Geschicke Deutschlands und des Habsburgerreiches auf Menschenalter hinaus bestimmt wurden. Und ein halbes Jahrhundert, gedenkt die „Frankfurter Zeitung", hatte mit Mühe und Not das Werk des Wiener Kongresses, der Deutsche Bund, gehalten, den England, Frankreich und Rußland, dieselben Mächte, mit denen heute Deutschland um sein Leben zu fechten hat, damals im Bunde mit Österreichs Kanzler Metternich und dem widerwilligen Größenwahn deutscher Mittel- und Kleinstaaten zurechtgezimmert hatten, als ein Gebilde der Ohnmacht und Unfähigkeit. Dem deutschen Volke sollte eine staatliche Form vorenthalten werden, die ihm gestattet hätte, seine Kräfte zusammenzufassen und demgemäß wieder einen seiner Vergangenheit und inneren Tüchtigkeit entsprechenden Platz unter Europas Völkern einzunehmen. Der Dualismus zwischen den beiden deutschen Großmächten Österreich und Preußen, der durch seine Einwirkung auf das in zahlreiche Souveränitäten zersplitterte übrige Deutschland die nationalen Kräfte fast ganz in Anspruch nahm und ihre Entfaltung nach außen hin, wenn nicht völlig aufhob, so doch in weitgehendem Maße hemmte, war eine für die übrigen drei Großmächte viel zu bequeme Einrichtung, als daß diese nicht hätten bemüht sein sollen, einen solchen Zustand zu erhalten und zu pflegen. Deutschland hat ein halbes Jahrhundert in dieser kläglichen Verfassung gelebt, und als es sie von sich abschüttelte, geschah es durch einen blutigen Gewaltakt, einen Krieg Deutscher gegen Deutsche, in den die Fremden sich nur deswegen nicht einmischten, weil sie zuerst von ihm nicht eine Erstarkung, sondern eine Schwächung Deutschlands erwarteten und weil ihnen später der rasche Friedensschluß keine Zeit mehr ließ.

Von Anfang an hatte die Schöpfung des Wiener Kongresses beim deutschen Volke kaum ein anderes Gefühl erweckt als ingrimmige Resignation, in die sich, je länger desto mehr, beißender Spott und schamvoller Schmerz über die Erbärmlichkeit und den Jammer des deutschen Bundestages mischten. Als dann einmal die Nation aus ihrer Erstarrung erwacht war und begonnen hatte, ihr Geschick selbst zu gestalten, war die deutsche Geschichte achtzehn Jahre lang eigentlich nichts anderes als eine Aufeinanderfolge von Versuchen, den kranken Bund gesund zu machen und ihm eine Gestalt zu geben, in der er dem Verlangen des deutschen Volkes nach nationaler Einheit und Macht wie nach einem seiner Mündigkeit entsprechenden Maß staatsbürgerlicher Freiheit genügen konnte. Als alle Arzneimittel versagten, wandte der große Staatsmann, der vor fünfzig Jahren die preußische Politik leitete, nach dem Rezept des Hippokrates das Eisen an, das zwar den Bund nicht heilte, sondern zerstörte, aber an seine

Stelle etwas Neues setzte, aus dem ein neuer Bund, das Deutsche Reich, erwachsen ist. Sicherlich ist die Lösung der deutschen Frage, die uns das Jahr 1866 gebracht hat, nicht von allen denkbaren Lösungen die beste. Sie ist es weder nach den Mitteln, durch die sie erfolgte, noch nach dem Plane, der ihr zugrunde lag. Das, was die Männer der Paulskirche wollten, war in sich folgerichtiger, gleichmäßiger abgewogen, harmonischer durchgebildet, reicher an idealen Gedanken und vor allem auch vollständiger in dem, was es zu umfassen suchte. Ob es in sich auch die nötige Kraft gehabt hätte, um sich gegen Anfeindungen neidischer Nachbarn zu behaupten, das hätte sich erst noch erweisen müssen, wenn es zustande gekommen wäre. Es läßt sich heute nicht beweisen, doch liegt auch kein Grund vor, daran zu zweifeln, daß es diesen Beweis erbracht hätte. Nun ist aber der ideale Bau, an dem die Baumeister von 1848 zimmerten, wohl fertig geworden, aber die Widerstände, die noch in den alten Ordnungen und ihren Vertretern lagen, erwiesen sich stärker, als man gedacht hatte, und so konnte das deutsche Volk in dem neugebauten Hause nicht Wohnung nehmen. Die Säle blieben leer und verfielen. Welches die Ursachen dieser schmerzenreichen Fügung waren, braucht an dieser Stelle nicht erörtert zu werden. Was geschehen ist, beweist, daß ein guter Gedanke allein noch nicht stark genug ist, sich durchzusetzen.

Gegenüber diesem aufs Ganze gerichteten Plan erschien die Lösung des deutschen Problems, die vor fünfzig Jahren Tatsache wurde, zunächst wie ein halb vom Zufall bestimmtes, zugunsten eines einzelnen Staates unternommenes Stückwerk. Was Bismarck unternahm, war einseitig von Preußen begonnen, sah mehr wie eine Zerstörung als ein Aufbau aus, ließ so manchen dringenden Wunsch der Deutschen nach Möglichkeiten freiheitlicher Betätigung unerfüllt und stieß ein Fünftel der deutschen Stammesgenossen aus Deutschland hinaus. Kein Wunder, daß große Teile des deutschen Volkes, und keineswegs die schlechtesten, in diesem Werke keine Antwort auf die deutsche Frage, sondern nur etwas Vorläufiges sahen, mit dem man sich abfinden mußte, das man aber durch etwas Besseres und Dauernderes aufheben und verbessern zu können glaubte. Aber die Sprengung des Bundes, der böhmische Feldzug, die Schlacht von Königgrätz und der Nikolsburger Friede waren eben Tatsachen von schwerstem Gewicht, die wie Felsblöcke in den Schwall der Meinungen, Vorschläge und Disputationen über den richtigen Weg zur deutschen Einheit hineinfielen und den Lauf des Stromes bestimmten. Es ist unmöglich zu sagen, ob nicht diese oder jene andere Lösung besser gewesen wäre, einfach weil man mit irrealen Bedingungssätzen keine Geschichte machen kann. Ob es möglich gewesen wäre, den Bund, den zu verbessern nicht gelungen war, in der alten Form bestehen zu lassen und auszubauen zu einer mitteleuropäischen Föderation, die von der Mündung der Schelde bis zur Mündung der Donau hätte reichen sollen, wissen wir nicht, und es ist eine ganz müßige und im Nebel der Kombinationen herumfahrende Spekulation, die zu gar nichts führt, wenn man nachträglich Betrachtungen darüber anstellt, was alles hätte anders und besser geschehen können, wenn dies und das und anderes sich nicht so ereignet hätte, wie es eben geschehen ist, sondern anders. Man kann eben nur mit dem rechnen, was wirklich geworden ist. Möglichkeiten haben ihre Bedeutung für die Gegenwart und für die Zukunft, für die Vergangenheit reichen sie nicht aus, um den Wert oder Unwert des wirklich Gewordenen zu beweisen. Deswegen haben auch solche Ratschläge wie der, den einer der heftigsten Kritiker des Bismarckschen Werkes, Konstantin Frantz, gegeben und den neuerdings ein deutscher Gelehrter wieder aufgenommen hat, man hätte den deutschen Partikularismus statt durch Blut und Eisen von innen heraus, durch Eröffnung neuer, großer Horizonte überwinden müssen, wenig positive Bedeutung, wenn man sie an dem trübseligen Gang der deutschen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts bis 1866 mißt. Es sind Klagen eines unbefriedigten Idealisten, der ganz verkennt, daß Gedanken und große Horizonte allein noch nie einen haltbaren Staat gemacht haben, daß es dazu vielmehr gerade auch der Macht bedarf, die von den Kritikern dieser Richtung eigentlich nur als ein Übel angesehen wird. Wenn wir

nach dem, was wirklich in dem halben Jahrhundert zwischen dem Wiener Kongreß und der Sprengung des Deutschen Bundes geschehen ist, urteilen dürfen, dann ist die Wahrscheinlichkeit für die innere Überwindung des deutschen Partikularismus, der doch zum großen Teil aus dem Souveränitätsdünkel der Fürsten entsprang, des Gegensatzes der beiden deutschen Großmächte und des ewigen Auf- und Abwogens mittel- und kleinstaatlicher Sonderbestrebungen herzlich gering. Gerade auch die Geschichte des alten Reiches, auf die jene Kritiker sich berufen, zeigt, daß neben der Idee, die allein nicht stark genug war, vor allem die Mittel der Macht notwendig waren, um die partikularen Widerstände in Deutschland, Italien und wohin das Reich sonst seinen Schatten warf, zu überwinden. Die Geschichte anderer Staatswesen, wie beispielsweise der schweizerischen Eidgenossenschaft und der Vereinigten Staaten von Amerika, die scheinbar auf anderer Grundlage ruhen, zeigt, daß ohne Macht und die Mittel der Macht auch diese Staatsbildungen auf die Dauer nicht zu erhalten waren.

Was nun von der Vergangenheit gilt, muß nicht auch für alle Zukunft gelten, und es läßt sich sehr wohl ein Zustand der Völker und Staaten nicht nur denken, sondern auch anstreben, unter dem an die Stelle der äußeren Macht und des Zwanges die freie Vereinbarung der Nationen zu treten hätte. Aber es muß in die Irre führen, wenn man einen solchen möglichen Zustand zum Maßstab für die Beurteilung unserer Vergangenheit macht, und der gegenwärtige Krieg, den unsere Feinde angeblich gegen uns führen, um Europa vom Joche des preußisch-deutschen Militarismus zu befreien, zeigt, wie sehr auch die Gegenwart von Machtfragen beherrscht wird. Man kann mit gutem Grunde sagen, daß gerade das Fehlen einer überwiegenden und von allen anerkannten Macht den entsetzlichen Zustand des heutigen Europas verschuldet hat. In Deutschland jedenfalls war es nicht gelungen, durch freie Vereinbarung der Staaten, die durch nichts anderes als durch den Zerfall der Reichsmacht entstanden waren, eine einheitliche und lebendige Staatsform zu schaffen, die der nationalen Kraft und dem Willen des deutschen Volkes zur Betätigung seiner Persönlichkeit entsprochen hätte. Es muß wahrhaftig als ein Glück betrachtet werden, daß an die Stelle der auf rein gedanklicher Grundlage aufgebauten Versuche ein mit Blut und Eisen schaffender Machtwille trat, der Tatsachen schuf, wo bis dahin nur Möglichkeiten und Pläne gewesen waren. Was er geschaffen hat, erschien gewaltsam willkürlich und falsch, aber es hat sich behauptet und hat sich als fähig erwiesen, allmählich in ein Richtiges umgeschaffen zu werden. Es berührt fast wie ein Frevel, wenn auch heute noch ausgesprochen wird, die Art, in der das neue Deutschland geschaffen worden ist, sei eigentlich ein Unglück für uns gewesen, das man nur deswegen hinnehmen müsse, weil sich daran nichts ändern lasse. Das deutsche Volk, mit verschwindenden Ausnahmen, denkt heute über jene Ereignisse anders, und auch viele derjenigen, die ehemals von ihrem grundsätzlichen Standpunkt aus die durch den Bürgerkrieg geschaffene Lösung für verfehlt hielten, sind froh darüber, daß man das Geschick Deutschlands nicht noch weiter in dem Laboratorium politischer Experimente gelassen hat, auf die ungewisse Möglichkeit hin, daß etwa doch noch eine bessere Lösung hätte gefunden werden können.

Daß Bismarck die Lösung von 1866 als etwas Vorläufiges und „Unreifes" angesehen hat, und daß die Ereignisse des Jahres 1866 lediglich die Vorbereitung auf die von ihm vorausgesehene Abrechnung mit Frankreich waren, hat er selbst in seinen „Gedanken und Erinnerungen" deutlich ausgesprochen. In der Tat wäre der Schnitt, der den deutschen Bund auflöste und Österreich staatsrechtlich von Deutschland trennte, von zweifelhaftem Werte gewesen, wenn nicht der vier Jahre später erfolgte Zusammenschluß des nichtösterreichischen Deutschlands aus dem Vorläufigen etwas Endgültiges, aus dem Halben etwas Fertiges gemacht hätte. Daß Bismarck den ganzen Plan, so wie er ihn nachher durchgeführt hat, von Anfang fertig hatte, ist nicht wahrscheinlich; darauf kommt es auch nicht an. Auch das ist für die Beurteilung nebensächlich, ob er das, was er ausführte, mehr für Preußen oder mehr für Deutschland zu tun glaubte. Es ist wohl so, daß sich seine ursprünglich mehr preußische Auf-

fassung unter der Gewalt der Ereignisse immer mehr in eine deutsche verwandelte. ... So konnte nicht nur auf kleindeutscher Grundlage das Deutsche Reich aufgerichtet werden, sondern schon dreizehn Jahre nach Königgrätz aus dem ehemals feindlichen Dualismus zu Österreich eine Bundesgenossenschaft werden, die fünfunddreißig Jahre hindurch, auch nach dem Urteil unseres heutigen Feindes England, eine Schutzwehr des Friedens gewesen ist, in dem jetzigen furchtbarsten aller Kriege allen Anstürmen übermächtiger Feinde standhält, und, wie wir zuversichtlich hoffen, auch nach dem Kriege unerschüttert dastehen wird. Und so hat es sich gefügt, daß in diesem grausamen Kampfe um das Leben des deutschen Volkes, des deutschen Staates und des deutschen Wesens alle deutschen Stämme in einer Schlachtreihe kämpfen, mit ihnen aber auch die Volksstämme Mitteleuropas, deren Geschick in Vergangenheit und Zukunft mit dem der Deutschen eng verknüpft ist und die von uns als gleichberechtigte Gefährten Achtung und Rücksicht auf ihre nationale Eigenart zu erwarten haben. Wie sich das Leben dieses mitteleuropäischen Bundes weiter gestalten, und ob es möglich sein wird, es zu einer weiteren Völkergemeinschaft auszubauen, das sind Fragen an die Zukunft, die heute niemand sicher beantworten kann. Wir halten eine solche Erweiterung für möglich und möchten auf sie hoffen. Das Jahr 1866 würde dann noch in einem weiter leuchtenden Lichte erscheinen, als in dem rein nationalen.



Die großen Vermögen in der nordamerikanischen Union

In weiter Ausdehnung zwischen zwei breiten Meeren, reich an den wichtigsten Rohstoffen, unerschöpflich in der Erzeugung von Lebensmitteln, Baumwolle usw. erstreckt sich die Union, fern von großen, gefahrdrohenden Nachbarn, feindlichen Angriffen zwar ausgesetzt, doch kräftig in der Verteidigung. Eine starke Staatsgewalt zur Sicherung des Landes nach außen hin war nicht erforderlich, erstand auch nicht, und so konnte im Innern das freie Spiel der Kräfte im Kampf ums Dasein nach allen Richtungen hin sich ungezügelt entwickeln.

Millionen können nicht durch eigene Arbeit erworben werden, selbst im günstigsten Fall durch die praktische Ausbeutung einer Erfindung, die möglicherweise auch ein anderer gemacht hat, nur mit Hilfe herangezogener Arbeitskräfte. Die Entstehung übergroßer Vermögen ist zumeist auf gewinnbringende Spekulationen zurückzuführen, die nur zu oft das Licht des Tages zu scheuen haben.

Diese Auffassung bestätigt in bezug auf amerikanische Verhältnisse ein umfangreiches Werk des nordamerikanischen Sozialisten Gustavus Myers „Geschichte der großen amerikanischen Vermögen" (Berlin 1916 bei S. Fischer, 800 Seiten). Wie Max Schippel in einer Einleitung mitteilt, ist Myers radikaler Sozialist, also einseitig. Indessen sind die Ergebnisse seiner Untersuchungen von Wert durch die greifbaren Einzelheiten, die er mit vielen Belegen zutage fördert.

Die Entstehung der großen Vermögen in der Union führt Myers zurück auf die Verhältnisse der Niederlassungs- und Kolonialzeit, auf die Steigerung des Grundwerts mit der Einzelgeschichte der Astors und Fields, auf die Eisenbahnzeit mit dem Aufkommen der Vanderbilts und Goulds, und auf die Entwicklung der Industrie unter Führung von Sage, Gould, Blair, Garrett, Morgan, Elkin, Hill und Carnegie. Myers behandelt eingehend das Emporkommen der genannten Geldgrößen und liefert schätzbare Beiträge zur Geschichte der nordamerikanischen Union von ihrer Schattenseite.

Zu den neueren großen Vermögen in der Union wurde der Grund zum Teil in dem Bürgerkriege durch bedenklich gewinnreiche Geschäfte mit dem Staat, durch Heereslieferungen gelegt. Sodann begünstigten die Eisenbahnen mit ihrer gewaltigen Grundwertsteigerung die Anhäufung des Kapitals in wenigen Händen. Seit 1898 wurde diese Entwicklung durch die planmäßig betriebenen Trustgründungen verschärft, und einige Geldfürsten erlangten die Oberherrschaft.

Wie in England, so wird auch in der Union Deutschland um seine Staatsbahnen beneidet. In der Union verkannte die schwache Staatsgewalt die Bedeutung der Eisenbahnen, obwohl sie noch weit größer war als in der Alten Welt. Denn in der Union erschlossen die Eisenbahnen weite fruchtbare Gebiete, entfachten rasch die Erzeugung in Landwirtschaft und Industrie und führten zu zahlreichen Städtegründungen. Auf dieses Geschäft warf sich die Spekulation, verschaffte sich erstaunliche Landschenkungen (von 1850 bis 1871 insgesamt 86 Millionen Hektar), übte bei der Gründung der Eisenbahngesellschaften alle Praktiken der modernen Börsentreiberei, monopolisierte das gesamte Eisenbahnwesen mit einem Anlagekapital von 77 Milliarden Mark im Jahre 1910, brachte vielfach auch die Kohlengruben und Eisenwerke an sich und ließ schließlich die sogenannten Eisenbahnkönige mit Milliardenvermögen aufkommen.

Zu den Emporkömmlingen dieser Art gehörte J. Pierpont Morgan (1837—1915), der Sohn eines Millionärs. Sein erstes Geschäft machte er 1861 bei Beginn des Bürgerkrieges als Heereslieferer. Er verkaufte der Regierung alte Flinten, die er von ihr um rund 73000 ℳ erstanden hatte, bald darauf um 462000 ℳ. Später betrieb er nach Myers Darstellung Eisenbahnspekulationen und Trustgründungen und beherrschte im Jahre 1902 nicht weniger als 90000 km Eisenbahnen mit Zubehör, d. h. mit der Verfügung über Frachtsätze, Anschlüsse und Weiterausbau, mit Dampfschiffsverbindungen, Kohlengruben usw., außerdem 112 Trustgesellschaften, mittelbar noch 18 andere. Alles in allem ein Kapital von 102 Milliarden Mark. Morgan & Co. besitzen diese Milliarden nicht, aber beherrschen sie — ähnlich wie die Berliner Großbanken einen unverhältnismäßig hohen Teil des deutschen Volksvermögens — und sind in der Lage, zu den schon gewährten noch weitere Anleihen an England, Frankreich und Rußland zu vermitteln.

Auf Carnegies Werdegang wirft Myers dunkle Schatten. Bei einem geriebenen Eisenbahnspekulanten, der im Bürgerkriege reichlich verdient hatte, lernte Carnegie die landesüblichen Geschäftskniffe. Als er in die Eisenindustrie überging, besaß er kein fachliches Wissen, verstand es aber, die technischen Kenntnisse anderer, besonders deutscher Mitarbeiter zu nützen. Wie Carnegie die Fachmänner Brüder Kloman aus Rheinpreußen, Piper, Schiffler u. a. ausbeutete und schließlich verdrängte, geht aus Myers Berichten und Belegen deutlich genug hervor. Ein Deutscher namens Zimmer lieferte eine Beschreibung deutscher Walzwerke. Das darnach gebaute Plattenwalzwerk brachte Millionen. Myers sagt: „Das war nicht der einzige Fall der frechen Ausbeutung einer deutschen Erfindung" und berichtet, wie ein Genosse Carnegies nach Europa reiste, deutsche Werke besichtigte, dort deutsche Verfahren erspähte und in der Union nachahmte.

Carnegies Geschäftspraktiken waren die üblichen amerikanischen. Nach Myers sagte darüber ein Untersuchungsausschuß des Kongresses: „Die Bemühungen der Gesellschaft und ihrer Geschäftsführer Cline, Corey und Schwab, die Inspektoren zu betrügen, die Probeplatten zu verfälschen usw., haben Ihrem Ausschuß zur Genüge bewiesen, daß die Lieferungen den Verträgen nicht entsprechen. Der schamlose Charakter der Schwindeleien, an denen diese Männer sich beteiligt haben, und die Verachtung des Anstandes und der Wahrheit, den sie bei der Zeugnisablegung vor Ihrem Ausschuß bewiesen haben, machen sie des Vertrauens unwürdig."

Die Gewinne der Carnegiewerke berechnet Myers für 1898 auf 48, für 1899 auf 88, für 1900 auf 168 Millionen Mark. Im März 1900 wurde die Carnegiegesellschaft mit 1344 Mil-



lionen Mark Kapital gegründet. Carnegie erhielt für die Werke, deren Wert auf 672 Millionen Mark geschätzt wurde, mit seinen Teilhabern 1751 Millionen Mark herausbezahlt, wovon ihm persönlich über 1200 Millionen Mark verblieben. Der Stahltrust machte glänzende Geschäfte, seine Aktien gingen in die Höhe. Wie Carnegie später zu seinem Ärger von Morgan hörte, hätte er für seine Werke 420 Millionen Mark mehr fordern und erhalten können.

Bei der Gründung wurde das Kapital des Stahltrustes auf nahezu 6 Milliarden Mark angesetzt. Da die Hälfte des Kapitals ein papiernes, nach amerikanischer Redeweise ein verwässertes war, standen die Aktien nur auf 50, stiegen aber infolge der Schießbedarfslieferungen an den Vierverband bis Ende April 1916 auf 81. Der Stahltrust erhöhte seinen Umsatz für 1915 auf über 3 Milliarden Mark und die Zahl der beschäftigten Arbeiter um 43000 Mann. Nach den Berechnungen des „Commercial and Financial Chronicle“ erzielten 216 Industriegesellschaften mit einem Kapital von 25 Milliarden Mark 1915 einen Reingewinn von 3,3 gegen 1,8 Milliarden Mark im Jahre 1914, darunter die Schießbedarfsgesellschaften allein 279 Millionen Mark = 553 Prozent!

Gegen seine Arbeiter war Carnegie nach Myers Darstellung hart und rücksichtslos. Mitte 1897 kam es zu blutigen Arbeiterkämpfen. Ende 1911 lehnte der Vorstand der Manchester-Büchereien in England eine Carnegieschenkung von 60000 ℳ ab, weil in den Carnegiewerken die für bessere Bedingungen kämpfenden Arbeiter niedergeschossen worden waren.

Myers schätzt Carnegies Vermögen auf $1^3/_4$ bis 2 Milliarden Mark und sein jährliches Einkommen auf über 100 Millionen Mark. Er hat sich durch Schenkungen von verblüffender Höhe, die Myers auf 525, an anderer Stelle auf 660 Millionen Mark berechnet, wie dieser sagt „eine geschichtliche Stellung als unübertroffener Wohltäter seines Zeitalters erkauft“. Einige seiner Schenkungen gingen auch nach Europa, und selbst deutsche Blätter feierten den amerikanischen Milliardär als Menschen- und Friedensfreund, ohne zu bedenken, daß es unmöglich ist, auf ehrliche Weise zu einem so ungeheuren Vermögen zu kommen.

Für seine Arbeiter begründete Carnegie eine Altersversorgungskasse mit 20 Millionen Mark, knüpfte aber daran allerlei Vorbehalte, bedachte nicht die Hinterbliebenen der zahlreichen verunglückten Arbeiter und erfüllte nach Myers nicht entfernt die Pflichten eines menschenfreundlichen Arbeitgebers. Auch für das großstädtische Elend hatte Carnegie nichts übrig. Er übte nicht Wohltätigkeit im engeren Sinne, sondern eine mehr oder minder verschwenderische Wohlfahrtspflege. Büchereien, Universitäten und andere Hochschulen erhielten Millionen und zugleich seinen Namen. Er war der Gründer, belastete aber die betreffenden Städte mit den Betriebskosten. Die Professoren gewann er für sich durch Errichtung einer besonderen Altersversorgungskasse. Außerdem kennzeichnete er seine Schenkungspolitik durch eine Stiftung für die Zahlung eines Jahresgehalts von 100000 ℳ an die Witwen früherer Unionspräsidenten. Im Haag verewigte er sich durch den Bau eines kostspieligen Weltfriedenspalastes und fand auch in Europa Beifall mit seiner internationalen Heldenstiftung für Personen, die bei der Rettung von Menschenleben Heldentaten verrichteten. Bei jeder belohnten Heldentat wurde der Name des Stifters genannt. Ein eigener Beirat sucht nach neuen genialen, unvergleichlichen Stiftungszwecken, um Carnegie zu befriedigen, der offenbar nicht weiß, was er mit seinen Millionen beginnen soll. In Neuyork besitzt er einen herrlichen Palast und in Schottland ein Schloß mit mehr als 35000 Morgen, mit Wäldern, Gebirgen und Bächen. Von den anderen Milliardären unterscheidet er sich nur durch eine größere Freigebigkeit und durch das Bestreben, als Menschenfreund und Weltbeglücker hervorzutreten.

Von der Persönlichkeit Carnegies aus dem Jahre 1893 entwirft Myers eine lebendige Schilderung: „Eine hohe, breite Stirn wies auf seine Gabe scharfen Überlegens hin. Seine Augen waren lang und schmal, durchbohrend und entschlossen, von einem schlauen, harten Ausdruck beherrscht. Was aber besonderen Eindruck auf den Beschauer machte, waren seine Lippen und seine Backenknochen. Diese grimmig zusammengekniffenen Lippen zeigten eine

eiserne Entschlossenheit, das durchzuführen, was er sich in den Kopf gesetzt hatte, koste es, was es wolle. Seine schweren Kinnbacken aber, aus denen Zähigkeit und Kampfsucht sprach, verstärkten den Eindruck der Lippen. Zum Glück für ihn milderte ein Bart und ein Schnurrbart wie eine Art Draperie einigermaßen die harten Linien seines Gesichts."

War die nordamerikanische Union nicht schon das reichste Land der Erde, so ist sie es durch den europäischen Krieg geworden. Bis Ende März 1916 hatten die Lieferungen der Union an Schießbedarf für die Vierverbandsmächte einen Wert von mehr als 4½ Milliarden Mark erreicht. Die Mehrausfuhr war größer als je zuvor. Nach Myers Angabe zählte die Union 6000 Millionäre. Aber sie standen in Abhängigkeit von den wenigen ganz großen Geldgrößen, von den beiden größten, Rockefeller und Morgan. Als tatsächliches Haupt der Standard Oil Company hat Rockefeller mit seinen Handelsgenossen die Herrschaft oder doch die Hauptstimme in einer großen Anzahl angeschlossener oder Hilfstrusts mit Einschluß gewerblicher Trusts — Eisenbahnen, Straßenbahnen, Gas- und Elektrizitätsanlagen —, die alle zusammen eine ungeheuer große Vereinigung von Gesellschaften bilden. Nach dem United States Congressional Committee of Banking and Currency beherrschen J. Pierpont Morgan und John D. Rockefeller zusammen mehr als ein Drittel — 36 Prozent — des tatsächlichen Vermögens und der Naturhilfsquellen der Union. Diese Werte berechnet Myers auf 167 Milliarden Mark; sie umfassen 65 Milliarden Mark in industriellen und öffentlichen Anlagen, 72 Milliarden Mark in Eisenbahnwerten, 17 Milliarden Mark in Bank- und anderen Finanzunternehmungen, 6 Milliarden Mark in Bergwerks- und Ölbetrieben und nahezu 5½ Milliarden Mark in verschiedenen anderen Anlagen. Myers unterscheidet zwischen Beherrschung und Besitz. Ein großer Teil der genannten Werte ist Eigentum anderer Millionäre und Aktionäre. Aber die Herrschaft darüber üben die wenigen großen Geldfürsten mit den Rockefeller und Morgan, den Hill, Armour, Vanderbilt, Gould, Astor, Ryan u. a.

Geldkönige dieser Art haben den Drang, ihren Einfluß immer weiter auszudehnen und selbst Gesetzgebung und Verwaltung in ihre Dienste zu stellen. Der Senat in Washington ist eine Gesellschaft von Millionären und übt weitgehende Befugnisse. Bei den Wahlen spielen die Spenden der Millionäre für die Parteikassen eine große Rolle. Der Präsident muß Rücksicht nehmen auf die öffentliche Meinung, d. i. auf die Presse, die mit ihren verbreitetsten Organen den Milliardären zur Verfügung steht. So bringen die Milliardäre ihre Interessen insgeheim oder offen nach allen Richtungen hin zur Geltung.

Auch Präsident Wilson fügte sich diesen Interessen. Er begünstigte die Wirren in Mexiko durch Bekämpfung Huertas, der allein dort hätte Ordnung schaffen können, und nahm Partei für Carranza, weil die Neuyorker Hochfinanz mit diesem bessere Geschäfte zu machen hoffte. Er gestattete auf Andrängen der Hochfinanz die Massenausfuhr von Kriegsbedarf an die Vierverbandsmächte. Seine Neutralitätsversicherungen waren nicht aufrichtig und bekundeten einen Mangel an Billigkeitsgefühl, der auch seine Weltfriedensbestrebungen in zweifelhaftem Licht erscheinen ließ.

In einem vielgelesenen Buch „The industrial Republic" (deutsch „In zehn Jahren", Hannover 1907) verkündete der nordamerikanische Sozialist Upton Sinclair als Fachmann den Ausbruch der Revolution und die Aufrichtung der sozialistischen Republik in Amerika „zwölf Monate nach der Präsidentenwahl 1913". Myers hütet sich vor solchen Vorhersagungen, die in der Regel nicht eintreffen, und meint, die Geldkönige hätten die nötige Vorarbeit getan. Nunmehr könne das Volk die ganze Industrie ihrer einheitlichen Zusammenfassung entgegenführen, den Besitz der Geldkönige antreten und ihren Betrieb übernehmen. Eine friedliche Umwälzung dieser Art steht aber nicht in Sicht, da die sozialistischen Parteien in der Union noch wenig zahlreich und ganz einflußlos sind.

In seinem anziehenden Buch „Das Land der Zukunft" (Berlin 1903) behandelte auch der unvergeßliche Wilhelm von Polenz die amerikanischen Eisenbahnkönige und sonstige

Geldfürsten und sagte: „Man läßt offenkundige Schäden lange Zeit bestehen, bis dem Volk schließlich die Geduld reißt, es den Zwang temperamentvoll bricht und das Übel abschüttelt."

Vorerst scheint diese Möglichkeit noch nicht nahe zu sein, ja sie wird durch die kriegerischen Zeiten der Gegenwart in die Ferne gerückt. Für die Geldfürsten schuf der europäische Krieg günstige Wendepunkte. Das Geschäft mit dem Vierverband war äußerst gewinnbringend und ermöglichte ihnen, zahlreiche Arbeiter zu erhöhten Löhnen einzustellen. So festigten sie ihre Stellung nach oben wie nach unten. Kriegerische Verwicklungen der Union mit Mexiko oder Japan würden die Volksleidenschaften nach außen hin entfachen und von den inneren Mißständen ablenken. Ein jeder große Krieg hat bedenkliche Vermögensverschiebungen zur Folge. In der Union würde er die Geldfürsten vollends zu Herren des Kapitals machen. Erst geraume Zeit nach dem Kriege lassen sich die Folgen übersehen. Wie anderwärts, so stehen auch in der Union später einmal mählige und nicht plötzliche Umwälzungen in Aussicht.

Paul Dehn

Goschens Bluff

Wie erinnerlich, hat der frühere englische Botschafter Goschen in der „Neuen Zürcher Zeitung" einen offenen Brief erlassen, der Englands Unversöhnlichkeit von 1811 als Beispiel für seine Unversöhnlichkeit heute dartun sollte. Damals sei Napoleon Herr des ganzen Kontinents gewesen, nur Portugal und die Türkei von ihm unabhängig geblieben, weil er sie bisher noch nicht angriff. Zu diesen „historischen Erinnerungen" eines englischen Botschafters schreibt Karl Bleibtreu dem „Berliner Tageblatt":

„Man glaubt zu träumen. Gerade bis Mai 1811 wurde das schon 1808 besetzte Portugal bedroht, die Türkei aber war Napoleons abhängiger Verbündeter. Goschens Zitat aus Mahon über den unwiderstehlichen Druck britischer Seeherrschaft entspricht nur der vorgefaßten Meinung dieses Marineautors. Weder die Blockade noch Wellingtons später Erfolg auf einem Nebentheater wirkten irgendwie entscheidend, sondern nur das Unglück in Rußland und erst recht der deutsche Befreiungskrieg erschütterten Napoleons Macht. Daher kein Wunder, daß England 1811, als es vorübergehend isoliert war, ja *sogar noch 1812 Frieden machen wollte, wie Talleyrands Memoiren berichten.*

Goschen übt also entweder Vertuschung oder muß seine Diplomatenkenntnisse durch den Historiker berichtigen lassen. Sein Bluff läuft darauf hinaus, daß selbst Napoleons Allmacht die britische Entschlossenheit nicht brach, also England ganz allein noch stark genug sei, die heutige, viel geringere Macht Deutschlands niederzuwerfen. So viel Worte, so viel Irrtümer. Tatsächlich stand England nicht allein, sondern im Verein mit Spanien und Portugal, in heimlicher Verbindung mit Rußland und Schweden. Nachdem es Österreich, Preußen, Rußland früher als Bundesgenossen ausnutzte, konnte es auch jetzt noch auf deren innerlich antinapoleonische Gesinnung sich verlassen. Obschon es äußerlich während dieser kurzen Episode 1811 keine Helfer mehr hatte, zählte es doch auf baldige neue Koalition, denn Rußlands Bruch mit Napoleon war so gut wie sicher. Weit entfernt davon, daß England allein je mit Napoleon fertig geworden wäre, erlag er überhaupt einer Übermacht, wie sie der Entente gegenüber den Zentralmächten nie zu Gebote steht.

Die ganze Auslegung wäre also selbst dann falsch, wenn England wirklich 1811 hartnäckig den Krieg hätte fortsetzen wollen. *Tatsächlich bot es aber Frieden an,* den Napoleon ausschlug, weil er auf eine Bedingung (Wiederherstellung Sardiniens) nicht eingehen wollte, woneben ihm Zurückgabe fast aller Kolonien gleichgültig schien. Wenn Goschen von 676000 Quadratmeilen deutscher Kolonien als heutiges Faustpfand redet, so *hatte England*

damals viel umfangreichere und bedeutendere Faustpfänder, nämlich alle französischen und holländischen Kolonien, dazu Sizilien. Napoleon erachtete aber seine europäischen Erwerbungen an Wert hundertfach überlegen und hielt England selbst im Bund mit Rußland für ohnmächtig. Denn der ‚unwiderstehliche Druck der britischen Seemacht' trug ein bedenkliches Janusgesicht. Die Kontinentalsperre schlug zwar dem Festland Wunden, bereicherte aber nur Amerika, während England so schwer darunter litt, daß viele Londoner Firmen fallierten. Eine Blockade, durch die man sich seine eigenen besten Kunden absägt (wie heute Deutschland), wirkt eben zweischneidig. Die Industrie stockte, Hungersnot drohte, nur mit eiserner Gewalt hielt die Adelsoligarchie Aufstände nieder, selbst auf der Flotte brach eine große Meuterei aus. Wahrlich nicht ‚das Volk', wie Goschen fabelt, sondern nur die herrschende Tyrannis wollte Krieg, um imperialistische Geschäfte zu machen. Gleichwohl befand sich England 1811 in weit besserer Lage als heute. Damals nämlich übte es wirkliche Alleinherrschaft zur See, weil alle anderen Flotten weggefegt waren. Die Blockadeleiden von Bayonne bis Danzig machten sich bitterer geltend als heute, weil Landbau und Industrie des Festlandes, damals rückständig, neben England, deutsche Organisation und Technik fehlten. Heute konnte man nicht mal hindern, daß die deutsche Flotte wiederholt die Küsten beschoß, von Zeppelinraids ganz zu schweigen, auch veränderte das Unterseeboot die Form des Seekrieges. Heute blieb also England nicht wie damals sicher vor eigener Bedrohung. Und dennoch schwebte es in solcher Gefahr, daß es, in vollem Gegensatz zu Goschens Bluff, 1811 zum Frieden bereit war."

Damals hatte es England freilich mit Napoleon zu tun.



Platz dem Deutschen!

Treffliche Prägung für diese Forderung findet Edgar Worms im „Panther". „Der Krieg hat uns gelehrt, uns auf das eigene Volkstum als auf die Quelle unserer Kraft zu besinnen. Wir haben in dieser ernsten, feldgrauen Zeit gelernt, das ‚Deutschland, Deutschland über alles' nicht nur auf den Lippen, sondern auch im Herzen zu tragen, und da soll, wo der nationale Puls höher schlägt, die Schule, der mit der Jugend das weichste und bildsamste Material in die Hand gegeben ist, nicht gelassen beiseitestehen, sondern willig mithelfen, daß dem kommenden Geschlecht der beste Kriegsgewinn nicht verlustig gehe.

Stolz heute auf unser Deutschtum und seiner froh geworden, dürfen wir von der deutschen Schule fordern, daß sie das Deutsche in Sprache, Literatur, Geschichte, Volks- und Erdkunde in den Mittelpunkt des Unterrichts rückt und in dieser Heimatlehre, die in die wachen Herzen und Hirne der Jugend Verständnis und Liebe für das Vaterland pflanzen soll, das Hauptstück ihrer Aufgabe erblickt. So selbstverständlich diese Forderung klingt, so wenig hat sie die Schule, zum mindesten die höhere, bislang erfüllt. Es ist schon richtig, daß fast der gesamte Unterricht, namentlich der in den fremden Sprachen, in gewissem Sinne und in begrenztem Maße der Muttersprache dient und dienen soll, aber darüber hinaus gebührt ihr an sich sorgsame Pflege und damit auch äußerlich ein breiterer Raum, als ihr zugemessen worden. Freilich muß mit dem am lateinischen Muster klebenden, öden und trockenen Grammatikunterricht aufgeräumt werden, der sich nach hölzernen Regeln um ein ‚richtiges', aber farb- und saftloses Papierdeutsch müht. Die ängstliche Sorge um das korrekte Sprechen und Schreiben soll die kleinste und allerletzte sein und nicht das Wesentliche übersehen lassen: Fleisch und Blut, die das Gerippe umkleiden. Die lebende Sprache gleicht nicht, wie das tote Latein, einem wohlgeordneten Herbarium, gleicht auch nicht, wie die Buch- und Bühnensprache,

einem vom Gärtner sauber beschnittenen Teppichbeet, sondern einer wild wachsenden bunten Wiese in all ihrer üppigen und duftigen Farbenpracht. Lehrt die Kinder die Muttersprache mit den Augen des Naturforschers betrachten, lehrt sie, auf deren wunderbaren Bilderreichtum und Schönheiten achten, weiset ihnen die Fülle der Mundarten, aus deren kräftigem Schoß dem Hoch- und Schriftdeutsch die Lebenssäfte zuströmen, führt sie aus der Gegenwart in die Vergangenheit und damit zum Verständnis dessen, wie sich die deutsche Sprache in Jahrhunderten gewandelt. Das Gotische und Althochdeutsche mag dem Fachstudium auf der Universität überlassen bleiben, aber die Pforten zur mittelhochdeutschen Heldendichtung und Lyrik sollten dem Schüler wieder geöffnet werden. Wer steht uns näher: die Welt Homers oder die des Nibelungen- und Gudrunliedes, ein römischer Lyriker oder Walter von der Vogelweide? Die Fragen stellen, heißt sie beantworten. Darum frisch aufgeräumt und dem Deutschen mehr Platz gemacht, damit ihm sein Recht werde, das ihm bis heute durch die fremden Sprachen, die toten wie die lebenden, verkümmert wurde. Das mag zumal den zünftigen Wächtern des humanistischen Gymnasiums als frevler Einbruch in die geheiligte Ordnung ihrer Wirkungsstätten dünken, aber man darf hoffen, daß die neue Zeit nicht vor dem Widerspruch derer haltmachen wird, die aus dem gewaltigen Erlebnis dieses Krieges nichts für die Schule gelernt haben. Selbst ein Altphilologe, Professor Sprengler, hat von einer ‚Notlage des deutschen Unterrichts' gesprochen, und es sind wahrlich keine ‚idealen Güter' in Gefahr, wenn das Griechische und namentlich das Latein um etliche Wochenstunden gekürzt werden. Den Wert der alten Sprachen als Vermittler der klassischen Kultur soll man gerne gelten lassen, und der Philologe, Theologe und Historiker werden sich ihr besonderes Rüstzeug schon früh, nicht erst auf der Universität, holen müssen. Aber über Gewicht und Umfang des klassischen Schulgepäcks wird man reden und der nicht unbegründeten Meinung sein dürfen, daß wir in Weimar mehr zu Hause sein sollen, als im alten Rom oder Athen. Und was die vielberufene ‚formale Bildung' angeht, so sind wir doch seit Herbart glücklich dem Dogma (Rein spricht mit Recht von einer ‚Fabel') entwachsen, daß in diesem Betracht den alten Sprachen ein unerreichter pädagogischer Wert zukommt.

Nicht anders liegt der Fall im Realgymnasium und in der Oberrealschule: auch sie werden den fremdsprachlichen Unterricht, soweit er das noch immer bevorzugte Französische umfaßt, zu beschneiden haben, um dem Deutschen die ihm gebührende Stellung einzuräumen.

Was der deutschen Sprache gilt, gilt nicht minder dem deutschen Schrifttum: die Forderung nicht nur nach stärkerer Berücksichtigung durch die Schule, sondern auch nach Vertiefung der Lehrweise. Auch hier kleben wir pedantisch an einem starren und trockenen Schema, das wir uns an lateinischem Muster gebildet haben. Wir wenden uns nicht an das Gemüt, die Begeisterungsfähigkeit, den Schönheitssinn und die Phantasie der lernenden Jugend, sondern an den Verstand und das Gedächtnis. Wir geben ihr einen Haufen dürrer Zahlen, zergliedern hübsch das Kunstwerk nach Stoff, Inhalt und Form, und bieten, was das Schlimmste ist, fertige Werturteile über Dichter und Dichtung. So kommt die Jugend um das Beste und Tiefste: um die Freude seelischen Genießens, um das persönliche Verhältnis zur Kunst und zum gestaltenden Künstler. Und wer des Goetheschen Geistes auch nur einen Hauch gespürt, bringt von der Schulbank mehr für das Leben mit als der, der den mageren Leitfaden der deutschen Literaturgeschichte am Schnürchen kennt.

Auch für den künftigen Geschichtsunterricht muß die Losung lauten: Platz dem Deutschen! selbst wenn darüber die Perücken erschrocken ins Wackeln geraten sollten. Es ist doch ein widersinniger und geradezu beschämender Zustand, daß die deutsche Jugend, die männliche wie die weibliche, um eines verstaubten Dogmas willen, das in die Rumpelkammer gehört, in der griechischen und römischen Staaten- und Verfassungsgeschichte weit besser Bescheid weiß als in der germanischen, daß zumal die eigene lebendige Gegenwart vor der grauen Vergangenheit fremder und toter Völker zurückstehen muß. Von Goethe stammt das Wort:

‚Das Beste, was wir von der Geschichte haben, ist der Enthusiasmus, den sie erregt.' Diesen Enthusiasmus aber brauchen wir uns nicht vornehmlich aus Hellas und Rom zu holen, wir können und sollen ihn an den großen Männern entzünden, die deutsche Geschichte gemacht.

In solchem Sinne darf man den Erlaß des preußischen Kultusministers über die Neuordnung des Geschichtsunterrichts, der der deutschen Gegenwart auf Kosten der älteren Zeitabschnitte einen breiteren Raum anweist, als ersten, bedächtigen Schritt auf dem Wege begrüßen, der dem Deutschen auf der Schule zu seinem Recht verhelfen soll. Damit freilich sind wir von dem, was Kaiser Wilhelm II. als Ziel der Dezemberkonferenz 1890 vorschwebte, noch ein gutes Stück Weges entfernt. Aber man kann hoffen, daß sich das, was damals am Beharrungsvermögen der Schulbureaukratie scheiterte, heute, getragen von der nationalen Stimmung breiter Volksschichten, durchzusetzen vermag.

Der Ruf: Platz dem Deutschen! ist kein chauvinistisches Feldgeschrei, bedeutet nicht ein überhebliches Verkennen des Nutzens fremder Kulturwerte für die eigene Bildung, sondern will nur, daß das Kind allem zuvor im geistigen Heimatboden selbstsicher wurzele und aus ihm, dem seine Liebe und sein Stolz gehören sollen, die besten Säfte und Kräfte für das spätere Leben schöpfe."

Deutsche Zukunft in Kurland

Sprach man im Reiche von den Deutschen in den Ostseeprovinzen, so wurde dabei meist in erster Linie an die baltischen Barone gedacht, an Führer im russischen Heere, oder an russische Staatsmänner. So gering war die Kenntnis der Verhältnisse in den baltischen Provinzen. Wie deutsch aber ein großer Teil der Bevölkerung von Kurland ist, das — liest man in einem Bericht der „Vossischen Zeitung" — „merkt man erst, wenn man auf dem Marktplatz einer der kleinen netten Städte im Inneren des Landes Bauernfrauen in korrekter deutscher Sprache reden hört, über saubere deutsche Bauernhöfe schreitet, besonders aber, wenn man in Städten, wie z. B. Goldingen, mit gebildeten Männern zusammensitzen kann, denen so gar nicht anzumerken ist, daß sie unter russischer Herrschaft geboren sind und gelebt haben. Aber in ihren Erzählungen aus vergangenen Zeiten, auch wenn sie jetzt in humorvoller Form vorgetragen werden, klingt das Entsetzen über die Erlebnisse heraus, die sie im Kampf um ihr Volkstum, später während der Revolution und jetzt während des Krieges zu erdulden hatten.

An den deutschen Schulen in Kurland haben Männer gelehrt, von denen die geistige Verbindung zwischen ihren Landsleuten und der alten deutschen Urheimat dadurch aufrechterhalten wurde, daß sie sich ihre Bildung und ihre Kulturanschauungen von deutschen Hochschulen holten. Im zähen Ringen haben sie dann verstanden, den Russifizierungsversuchen der zarischen Regierung einen erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen. Bei aller Schlichtheit der Darstellung ging doch z. B. ein Zug von Heroismus durch die Erzählung des Leiters des Gymnasiums in Goldingen, als er schilderte, mit wie großen Mühen man in Goldingen und Mitau die deutschen Landesschulen erhalten habe. Wie dann bei dem Verfassungsbruch des Zaren die Schule zu einer russischen Anstalt gemacht werden sollte, wie man nach der Revolution wieder größere Freiheiten erlangte, so daß die Unterrichtssprache wieder Deutsch wurde — allerdings mit der harten Einschränkung, daß das Abiturientenexamen in russischer Sprache abzulegen sei —, und wie dann Lehrer und Schüler im letzten Unterrichtsjahr in härtester Arbeit die Aufgabe bewältigten, das ganze Unterrichtsgebiet noch einmal in russischer Sprache durchzunehmen.

Trotzdem hätte Kurland bald aufgehört, ein Land zu sein, dem das Gepräge deutscher Kultur gegeben worden ist. In den letzten Jahren vor Ausbruch des Krieges trug sich die rus-

sische Regierung mit großen Kolonisationsplänen. Die Ansiedlung von 300000 stockrussischen Familien war vorgesehen. An den erforderlichen Ländereien fehlt es in Kurland nicht, denn ein ganzes Drittel des Landes besteht aus Staatswaldungen und Domänen. Von dem Boden, der zu den 520 Rittergütern des Landes gehört, kann ein sehr erheblicher Teil der Bauernkolonisation dienen. Auch der Vernichtung des Deutschtums durch die Massenansiedlung von russischen Bauern haben eine Anzahl von Leuten in Kurland erfolgreich Widerstand zu leisten verstanden. Im Gebiet von Goldingen ist in aller Stille in den letzten Jahren eine erfolgreiche deutsche Kolonisation betrieben worden, bei der sehr respektable Resultate erzielt worden sind.

Freilich, wie bei der preußischen Kolonisation in der Provinz Posen, wo man den Ansiedlern fertige, saubere Dörfer hinstellte, hat in Kurland nicht verfahren werden können, weil es sich dabei um eine Besiedelung handelt, die nicht nur ganz ausschließlich privater Initiative entsprang, sondern bei der auch noch der Widerstand der russischen Verwaltung zu überwinden war. Die Siedler in diesem Gebiete kamen mit geringen Ansprüchen an sofort zu befriedigenden Komfort und mit außerordentlich zäher Arbeitsenergie ins Land. Jetzt sitzen auf einem Streifen von ungefähr 10 km Breite auf früherem Rittergutsboden etwa 2500 Menschen, bei denen Männer, Frauen und Kinder so deutsch sind, wie es Bauern nur in irgendeinem Teile unseres Vaterlandes zu sein vermögen, und doch handelt es sich ausschließlich um Menschen, die schon in Rußland geboren und groß geworden sind.

In der Hauptsache sind die Ansiedler bei Goldingen Deutschrussen, die vorher in Wolhynien, und zwar in der Nähe von Luzk und am Styr, gesessen haben und dort entweder des scharfen russischen Druckes müde wurden oder sich notgedrungen zur Abwanderung entschlossen, weil die russische Verwaltung, der die deutschen Bauerndörfer ein Dorn im Auge waren, den jüngeren Leuten nicht neues Land zur Besiedelung freigab. Auf einem Gute bei Goldingen aber saß ein deutscher Gutsbesitzer, der seine ganze Lebensarbeit daran gesetzt hat, seiner kurländischen Heimat den deutschen Charakter zu erhalten. Dabei mag gern zugegeben werden, daß er wahrscheinlich auch erkannt haben wird, wie wertvoll es im allgemeinen sei, daß durch zahlreiche deutsche, tüchtige Arbeitskräfte das Land ganz allgemein gehoben werde, was auch für die Gutsbesitzer von nicht geringem Vorteil sein muß.

Wie die biblische Geschichte, in der erzählt wird, wie dem wandernden Volke Kundschafter vorausgeschickt wurden, die den Charakter der neuen Heimat erforschen sollten, mutet die Erzählung der ersten deutschrussischen Ansiedler bei Goldingen darüber an, wie sie hierherkamen. Zwei erfahrene Männer unternahmen die weite Reise nach Kurland vom Styr her, besahen das Land, fanden es befriedigend, und ihnen sind dann allmählich eine ganze Anzahl Familien gefolgt, die sich eine rein deutsche Verwaltung gegeben, eine deutsche Schule eingerichtet haben und deren Behausungen ganz den Charakter deutscher Bauernstuben haben. Ihre wirtschaftliche Lage ist natürlich verschieden, je nach dem Kapital, das sie in das neue Unternehmen hineinstecken konnten.

Für unsere Begriffe gehört eine fast unfaßbare Bedürfnislosigkeit und Arbeitsfreudigkeit dazu, wenn ein Mann mit etwa 2000 ℳ 60 deutsche Morgen Rodland erwirbt, sich eine Hütte von Baumstämmen und Lehm erbaut und daran geht, sich dort ein freies Besitztum fast wie in der Wildnis zu schaffen, weil es ihm nicht länger paßt, der Tagelöhner eines Großgrundbesitzers zu sein. Mit 8 Kindern, von denen schon einige tüchtig die Hände rühren können, ist der Mann ins Land gekommen. Er habe nicht nur furchtbar arbeiten müssen, erzählt er, sondern die Familie habe auch nicht selten gehungert. Jetzt aber sei er aus dem ärgsten heraus, und er schildert mit sichtlicher Freude, wie nun bald aus dem Nichts von ihm eine stattliche Hofstelle geschaffen sein werde, auf der er als eigener Herr mit seiner Familie werde sitzen können — falls die Russen eben nicht alle Deutschen vertreiben werden, wenn ihnen das Land wieder ausgeliefert wird.



Die Ansiedler, die mit größeren Geldbeträgen ins Goldinger Gebiet kamen, haben sich entweder sofort nicht unbehagliche Wohnhäuser errichtet, oder aber Land von einem ehemaligen Rittergut übernommen, auf dem sie schon Gebäude vorfanden, die mit bewundernswerter Geschicklichkeit und Anpassungsfähigkeit zu erträglichen Wohnstätten eingerichtet wurden. Bis zu 160 Morgen Landes nennen manche von diesen Kolonisten jetzt ihr eigen. Alle sind schon ein gut Stück vorangekommen und vertrauen durchaus darauf, daß ihre Zukunft eine gute sein wird, wenn die Russen nicht wieder Herren des Landes werden. Verschiedene von ihnen mußten flüchtig werden, weil bei Ausbruch des Krieges die Russen sie der Spionage zugunsten Deutschlands beschuldigten. Zurzeit hegen sie keinen heißeren Wunsch als den, daß Deutschland endlich dafür sorgen möge, daß sie in Zukunft sich ungestört ihrer friedlichen aufbauenden Arbeit widmen können. Und alle sprechen davon, daß in Rußland noch eine Menge von Freunden und Verwandten von ihnen sind, jetzt zum Teil verjagt vom eigenen Grund und Boden, hinausgetrieben ins Elend, die sicher gern, wenn Kurland ihnen eine neue Heimat werden könnte, in Massen zur Ansiedlung bereit sein würden.

Daß auf den kurländischen Kronländereien und auf Rittergutsland Hunderttausende von deutschen Bauern eine gesicherte Existenz finden könnten, besonders wenn eine geordnete Verwaltung endlich dem reichen, schönen Lande durch Straßen- und Bahnbauten wirtschaftliche Entwicklungsmöglichkeit gibt, ist sicher."



Zur Verdeutschung der Heeressprache

(Vgl. Heft 6 und 10, XVIII. Jahrg.)

Der über Erwarten starke Zuspruch, verbunden mit verschiedenen Hinweisen, veranlaßt mich, weitere Verdeutschungsversuche folgen zu lassen.

So wünscht ein Kamerad aus dem Felde, daß die neugeschaffene „Bluse" weil zu lose, weiblich und französisch, ebenso rasch wieder verschwinde, wie sie aufgetaucht ist „Warum will man", so meint er, „das Kriegsgewand des Deutschen nicht nennen, was es ist nämlich den ‚Feld-, Kriegsrock'?" Dann zwei scheinbar äußerst schwierige Bezeichnungen, Militärfiskus und Intendantur. Und doch bietet die deutsche Sprache für jenen das treffliche Wort „Heerkammer" (vgl. die landesrechtliche „Domänen-" und „Landeskammer", die „Landkammerräte" usw.). Diese aber sind die „Heerverwaltung" oder auch die „Heerversorgungsbehörden". Die Intendanturräte erhalten den sehr schönen Titel „Heerverwaltungsräte", nötigenfalls „Heerkassenräte", „Heerverpflegungsräte" usw. Die Sekretäre, Assistenten, Registratoren und Inspektoren freilich setzen mir einen bisher noch nicht gebrochenen Widerstand entgegen. Die „Küchen-" (Menage-), Bekleidungs-, Kantinen-, Kassen- u. a. Kommissionen könnten entsprechende „-Verwaltungen, -Ausschüsse und -Vorstände" werden, das Proviantamt „Verpflegungsamt", sein Direktor „Vorstand", das Pferdedepot „Pferdesammelstelle", das Zentralpferdedepot „Pferdehauptsammelstelle", das Traindepot „Fuhrparksammelstelle", das Portepee „Degenquaste", Portepeeunteroffiziere „Unteroffiziere mit der Degenquaste", Fortifikationsoffiziere „Festungsbauoffiziere", der Armeemusikinspizient „Heerstabsbläser", das Kriegsmaterial „Kriegsgerät". Könnte nicht ferner die „Oberste Leitung des Gesundheitsdienstes" (der Chef des Sanitätswesens) oder auch der „leitende (überwachende, aufsichtführende) Heerarzt" (Sanitätsinspekteur) „Truppengesundheitsämter" (Sanitätsämter) einrichten? Der „leitende (überwachende, aufsichtführende) Offizier (Oberst, Heeroberst) (bei) der freiwilligen Krankenpflege" (Militärinspekteur der ...) wird mit diesen, sowie mit den „leitenden Ärzten der Truppenkrankenhäuser" (Chefärzten der Lazarette) gerne Hand in Hand

arbeiten. Oberste „mit und ohne Bestellung“ (patentierte, charakterisierte), die Truppenteilen nicht „zugeteilt“ (aggregiert) oder anderweit „zur Dienstleistung befohlen“ (abkommandiert) sind, auch „Offiziere ohne Dienststelle“ (von der Armee) und „verabschiedete“ (inaktive) werden für diese Dienststellen genügend vorhanden sein, falls sie nur ausgezeichnete „Führungs- und Fähigkeitsberichte“ (Personal- und Qualifikationsberichte) aufzuweisen haben. Und all das ohne besondere „Thronberichte“, „Krongesuche“ und „unmittelbare Beschwerden an allerhöchster Stelle“ (Immediatgesuche und -Eingaben) und auf Vorschlag des nicht ohne Besorgnisse in Angriff genommenen Militärkabinetts als nunmehrigen „Rates (Stabes) für persönliche Angelegenheiten der Offiziere“, „Stabes für Offizierangelegenheiten“, „Stabes für Offiziere“ unter seinem „Vorstande“ (dem Chef des Militärkabinetts). Inwieweit solche Offiziere zu den „Fachanstalten und -einrichtungen des Heeres“ (militärtechnischen Instituten), zur „Kriegshochschule“ (Kriegsakademie), zur „Heeresfachhochschule“ (Militärtechnische Akademie), zu den „Pulver-, Geschoß-, Geschützzubehör-, Zünder- und Zündmittelwerkstätten und -versuchsanstalten“ (Pulver-, Munitionsfabriken, Artilleriewerkstätten und Feuerwerkslaboratorien), zur „Truppenreitschule“ (Militärreitinstitut) oder zur „Waffenbauanstalt (Waffenbauversuchsanstalt)“ (Infanterie- und Artilleriekonstruktionsbureau) „abzuordnen“ (abzukommandieren) sind; und wer als „Ehrenoffizier des Heeres“ (à la suite der Armee) oder „eines Heertrupps“ (à la suite eines Regiments) zu ernennen ist, steht letzten Endes bei „Seiner Kaiserlichen Hoheit“ (Majestät) dem Deutschen Kaiser und „Seiner Königlichen Hoheit dem König von Preußen, der gegebenenfalls von „Seiner Kaiserlichen und Königlichen Durchlaucht“, dem Kronprinzen des Deutschen Reiches und von Preußen vertreten wird, und der seine Befehle an den „Hochherrn“ oder „Seine Herrlichkeit“ (Exzellenz) den Feldmarschall gibt. (Anrede: „Hoher Herr!“ oder „Eure Herrlichkeit!“, auch „Euer Gnaden!“?)

Die militärische Trauerparade marschiert künftig als „Truppentrauergeleite“, die Feldgendarmen könnten „Heerfeldjäger“ genannt werden. Statt Kommißbrot erhalten unsre Feldgrauen „Soldaten-, Feld-, Kriegsbrot“, die Berittenen statt Rationen „Futtersätze“. Die verschiedenen Parolen sind mit „Befehlsausgabe“, „Stich- oder Kennwort“ zu übersetzen, die Rapporte mit „Stärkenachweis“ (Frontrapport), „Strafmeldung“ (Strafrapport), die Requisition mit „(Zwangs-)Beitreibung“. Die Proviantkolonne ist der „Lebensmittelpark“, die Dekade „Monatsdrittel“, die Militärgeneraldirektion (!) der Eisenbahnen „die oberste Leitung der Truppeneisenbahnen“, der Festungsrayon „Festungs- oder Wallvorland“, das Stabsquartier „Sitz des Stabes“, „ . . des Befehlshabers“. Im „Dienststrafverfahren“ (Disziplinar-) wird „dienstlich gestraft“ (disziplinarisch), im Gegensatz zum „gerichtlichen“ Verfahren. Die Militärinvaliden werden ja jetzt schon „Kriegs-, Heeres- oder Dienstbeschädigte“ oder auch „Heeres-, Kriegsrentner“ genannt. Die „Entfernung aus dem Dienstgrad“ (Degradation) wird durch „Wiedereinsetzung in den Dienstgrad“ (Rehabilitation) wieder gutgemacht. Die merkwürdigen Rekrutendepots werden als „Rekrutenstammtruppe“ oder „Rekrutenausbildungstruppe“ oder kurz „Rekrutenstamm“, „Rekrutentrupp“ jedermann verständlich, und ebenso werden die „Aushebungs-“ und „Oberersatzbehörde“ (-kommission) und die „Jahresgestellungen“ (Kontrollversammlungen) namentlich auch bei den „Verstärkungs- oder Ergänzungsmannschaften“ (Reservisten) eines „Landwehroberbezirks“ (Landwehrinspektion) unter seinem „Befehlshaber“ (Landwehrinspekteur) sich bald einbürgern. Als „Oberstes Heeresgericht“ (letzte Instanz) aber sollte sich das stets so folgerichtige „Reichskriegsgericht“, „Reichsmilitärgericht“ den sachgemäßen „Kriegs- und Oberkriegsgerichten“ anschließen. Und für das Maschinengewehr ist von anderer Seite „Kurbelgewehr“ vorgeschlagen.

Wenn hiernach alle „Heeres- und bürgerlichen Behörden“ (Militär- und Zivilbehörden), einschließlich „der bürgerlichen Beamten der Heerverwaltung“ (Zivilbeamte der Militärverwaltung) folgerecht reden und handeln würden — besonders auf Veranlassung ihrer „bundesstaatlichen, kurz Bundeskriegsherrn“ (Kontingentsherrn), die ja größtenteils mit Preußen

„Vereinbarungen über ihre bundesstaatlichen Truppenaufgebote“, „Vereinbarungen über ihre Bundestruppen“ (Militärkonventionen über ihre Militärkontingente) geschaffen haben —, so werden bald nicht nur alle noch „im Heerverhältnis stehenden“ (im Militärverhältnis . . .) „Heeresangehörigen“ (Militärpersonen), sondern auch alle anderen Deutschen in Heeressachen nur noch so oder anders, aber jedenfalls deutsch reden.

Hauptmann G. Goeckel, Kassel

Der alte Engländer

Alfons Paquet erzählt in der „Frankf. Ztg.“ aus der Schweiz, wie er dort am Tisch eines Freundes einen alten englischen Herrn kennenlernt, der seit vielen Jahren schon in diesem Hause verkehrt, neuerlich wieder aus England angekommen ist, jetzt als Abgeordneter irgendeines Komitees, das sich der freigelassenen englischen Kriegsgefangenen annehmen soll. „Er kannte mich als Knabe schon und erkennt mich wieder in derselben puritanerhaften, halb junggesellenhaften, halb großväterlichen Freundlichkeit, die er immer hatte. Und ich saß bei den Gesprächen still wie damals, ohne zu fragen und ohne gefragt zu werden.

Der alte Herr beklagte die Sorgen, die der Krieg gebracht habe, dieses plötzliche Hereinbrechen einer Zeit der Unfreiheit in England. Vor dem Kriege war das Heim jedes Engländers unantastbar, nicht einmal die Polizei durfte es betreten. ‚Auf dem britischen Reich‘, sagte er, ‚ruhte der Segen Gottes, besonders zur Zeit der Königin Viktoria, die eine fromme Frau war. Unter ihrer Regierung verbreitete sich die Bibel über die ganze Welt, der Bibel folgte die englische Flagge. In ihren späteren Regierungsjahren begann freilich eine Änderung, die dann unter dem König Edward noch weiter ging. Die Hochkirche kam wieder empor, das bedeutete niemals Gutes in unserer Geschichte. Was soll man dazu sagen, daß England durch sie jetzt sogar mit Rom in Verhandlungen tritt. In den Kreisen der Hochkirche findet man nichts dabei, in Gedanken sogar einen Zusammenschluß mit der russischen Kirche zu vollziehen. Ihr Schild ist die Politik, und nicht das Evangelium. Rom und Rußland, das sind höchstwahrscheinlich Gog und Magog. Einige bei uns haben behauptet, Deutschland sei der Antichrist, wenigstens komme er aus Deutschland, aber man sieht die wirkliche Drohung aus Rußland emporsteigen. Deutschland hat sich in den Jahren seit dem Tode der Königin ganz wild ausgebreitet, es hat schließlich mit durch seinen Hochmut den Krieg hervorgerufen, aber es wird keine Weltmacht werden, in der Bibel findet sich nichts davon. Deutschland hatte einst eine große Bestimmung Rom gegenüber, vielleicht wird es künftig nochmals eine große Mission haben, nämlich gegen Rußland, und wird vielleicht England schützen müssen, so wie es einst England vor Rom bewahrt hat.

England muß jetzt schwere Strafgerichte erfahren, — in diesem Sinne ist Deutschland offenbar nur ein Werkzeug der Vorsehung. Habt ihr bemerkt, daß die Schiffe, deren Namen am meisten herausfordernd klangen, England nacheinander verlorengingen: ‚Bulwark‘, ‚Triumph‘, ‚Invincible‘, ‚Indefatigable‘ und manche stolze Namen aus früheren Kriegen? Dennoch ist und bleibt England ein wichtiger Teil in den Plänen Gottes, — wenn es auch scheinbar sinken mag — vielleicht gerade in diesen Demütigungen. Das englische Volk sind die verlorenen zehn Stämme Israel; und was die wirklichen Juden, die beiden anderen Stämme anbetrifft, so ist es doch merkwürdig, daß sie gerade jetzt durch den Krieg zu großem Teil der russischen Gewalt entzogen wurden und sich unter der deutschen Verwahrung befinden, wo sie einigermaßen geschützt sind. Gott wird von den Deutschen Verantwortung fordern für das, was sie mit ihnen tun.

Gott erlaubte ja auch einem besonders furchtbaren Manne, in diesem Kriege an die Spitze Englands zu treten. Ich sage, Lord Kitchener war ein sehr verschlossener und ziemlich

geheimnisvoller Mann. Man kann nicht sagen, daß er nur dem Bösen diente, aber um ihn war Schrecken, niemals Feinheit und Liebe. Es war ihm gegeben, auf England einen unbeschreiblichen Zwang auszuüben, den bittersten, den dieses Land jemals ertragen hat, und dabei trägt dieser Zwang noch das Wort ‚Freiwilligkeit' auf der Stirn, obwohl jedermann weiß, daß es sich hier um Freiwilligkeit nicht handelt. Der Anfang des Krieges war für England wie zu einer Vergnügungsfahrt, aber es zeigte sich bald, daß es da einen breiten und einen schmalen Weg zu wählen gab. Auf dem breiten Weg, der ins Verderben führt, laufen die meisten, und der schmale Weg ist sehr schwierig. Jetzt hat England die riesige Armee, es hat erreicht, daß jeder Engländer an Händen und Füßen gebunden ist; und das schlimmste ist, man sieht ein, daß die riesige Armee auch nach diesem Kriege nicht wird aufgelöst werden können, denn später wird sie vielleicht an anderen Teilen der Welt nötig sein.

So hat nun Lord Kitchener alles erreicht, was er wollte. Im Augenblick, als er begann, etwas zu unternehmen, forderte ihn Gott vor sein Gericht, und in einer schrecklichen Weise. Das Bündnis mit Rußland war vielleicht noch nicht so ganz fertig, als der Krieg begann, dann aber wurde der Bogen gebaut, und nur der Schlußstein fehlte noch. Da kam der Eingriff. Einen Tag vor der Ankunft in Rußland, und während dort schon alles zu seinem Empfange fertig war, verschlang ihn die See. Es ist traurig, an London zu denken und an die Straßen in unzähligen Städten, wo an den Bretterzäunen, an den Theatern, den Omnibussen, den Mauern und Fenstern der Hotels das riesige und hypnotisierende Bildnis dieses Mannes in die Menge hinabsah, überall sein kaltes, hartes und breites Gesicht mit den furchtbaren Kinnbacken und der braunen Mütze und dem deutenden Finger, der wie ein Revolver auf jeden zielt, und die Worte dazu: ‚Dein König und Land brauchen dich.' Nun schaut dieses Gesicht die Mengen in der Straße an wie ein Gespenst, und man hat diese Zettel abgerissen. Der Tod dieses Mannes schneidet den Krieg wirklich in zwei Hälften: in eine vergangene, die voll ist von beklemmenden Erinnerungen, und in eine Zukunft ohne ihn ..."



Zu Heinrich Steinhausens 80. Geburtstag

(Geboren am 27. Juli 1836 zu Sorau)

Heinrich Steinhausen hat über „Jubiläographie" in der ihm eigenen gemütlich zwinkernden Boshaftigkeit so eindrucksam gespottet, daß mich selbst der einem deutschen Dichter selten beschiedene 80. Geburtstag nicht zu einem Gedenkartikel verführen könnte, gälte es nicht auch den Versuch, einigen wirklich guten Büchern die größere Leserzahl zuzuführen, die sie längst haben müßten. Zwar jene „Geschichte aus alter Zeit", durch die Steinhausens Name bekannt geworden ist, hat sich bis auf den heutigen Tag eine treue Lesergemeinde bewahrt. Aller Spott über Butzenscheibenlyrik und Märenromantik hat dem schönen Ritterfräulein „Irmela" die Treue der Leser nicht zu rauben vermocht. In diesem achtzigsten Geburtsjahre ihres Verfassers ist die 28. Auflage erschienen (Leipzig, E. Ungleich; geh. 4 M, geb. 5 M), nicht viel, wenn man an die großen Modeerfolge denkt, aber gerade dadurch beredt, daß er so still errungen wurde.

In seinem eben neuerschienenen Buche „Von stillem Leiden und bescheidenem Glück" (Leipzig, E. Ungleich; geh. M 2.50, geb. M 3.75) erzählt Steinhausen am Ende, wie dieses sein Buch entstand. Er war damals — es sind sicher über vierzig Jahre her — Pfarrer in einem Prignitzdorfe nahe der mecklenburgischen Grenze. Frühling in der Natur und im Herzen, dazu ein stiller Mensch an stillem Orte, wie sollte den nicht der Drang erfassen, „sich mit sich selbst zu unterhalten und ganz für sich eine Gesellschaft zu haben, die er sonst nirgends

fand und niemand ihm stören konnte". „Die Geschichte, die ich zu schreiben mich anschickte, übersah ich selber nicht, obwohl ich über ihren Namen, Anfang und ihre Hauptszene mir genugsam im klaren war. Die Hauptszene gab das Bild eines im Burggarten das Fräulein in der Singekunst unterweisenden Fahrenden, der aber in Wirklichkeit kein solcher war, sondern ein durch irgendwelche Abenteuer zu seiner jetzigen Aufgabe genötigter Klosterjüngling. Ein Bild, das sich kaum durch Neuheit auszeichnete, aber mich schon lange ansprach. Wie diese Situation zustande zu bringen wäre, hatte ich mir noch wenig überlegt. Daß aber die Vorbereitung dazu in einem Kloster geschehen mußte, dazu hatte ich mich entschieden, seit mich vor Jahren eine Reise zu längerem Aufenthalte in die berühmte Zisterzienserabtei Maulbronn geführt hatte, das mit Kirche, Kreuzgang und allen seinen Bauwundern mir lebhaft in Erinnerung geblieben war. Nicht minder waren's die Eindrücke, die mir manche in den geweihten Räumen dieses herrlichen Vermächtnisses des Mittelalters zugebrachten stillen Stunden zurückgelassen hatten. Und schon damals, als ich dort verweilte, mutete mich ein Grabstein mit dem Namen Irmela virgo und einer Lilie daneben, ich weiß nicht wie, romantisch an. So konnte ich denn den Anfang meiner Geschichte recht bequem in eine mir wohlvertraute Örtlichkeit hineinbauen und die Stimmung des werdenden Frühlings, die mich umgab, getreu in den ersten Kapiteln sich widerspiegeln lassen, wie auch die Einleitung mit ihrer Feiertagsruhe alles Ungestüme und zu Leidenschaftliche darin zu mäßigen gebot. In der Ausführung entstand dann das meiste aus Einfällen unterm Schreiben."

In der Mitte des Buches wurde der Verfasser unterbrochen. Der Kulturkampf störte ihm die geistige Stimmung, und es gingen Jahre dahin, bis Steinhausen, der inzwischen in einem abgelegenen märkischen Städtchen Pfarrer geworden war, die Arbeit wieder aufnahm. Auch jetzt wurde sie noch nicht zu Ende geführt; da zwang ihn die Not, die aus dem Pfarrhaus nicht weichen wollte, zur Anfrage bei Heinrich Engel, dem bekannten Herausgeber des „Reichsboten", ob eine derartige Geschichte überhaupt Aussicht auf Annahme haben würde. Statt einer brieflichen Antwort stand eines Morgens im „Reichsboten" der Anfang der „Irmela", und nun mußte, was so still und bedächtig begonnen und in aller Gemächlichkeit weitergeführt worden war, am Tag für den Tag zu Ende geschrieben werden. Kein heutiger Leser kann das der Geschichte anmerken. Sie ist so ruhig in der Stimmung der zweiten Hälfte, wie zu Beginn, tatsächlich wie aus einem Guß.

Bei der 25. Auflage meinte Steinhausen: „Vielleicht ist diese unsrer Geschichte aus alter Zeit so ungeschwächt treugebliebene Teilnahme gerade darin begründet, daß sie dem Leser die laute Gegenwart mit ihren vielen schweren Fragen und Zweifeln weit aus dem Gesichte rückt und ihn in eine längst entschwundene und doch dem Gemüt vertraute Welt führt, aus der das alte Lied von Lust und Leid, die unser Teil sind, nur in gedämpften Tönen zu uns herübertönt, um zuletzt zu einem nachhallenden Einklange sich zu sammeln. In ihm einigen sich dann wohl Gegensätze oder werden vergessen, die unsrer Gegenwart drückend auf dem Herzen liegen, und wenn auch solche Einigung noch nicht eine fürs Leben ist, so bedeutet friedliche Rast unter schattiger Linde am frischen Quell doch auch etwas für Wanderer, deren Wege auseinandergehen."

In dieser lyrischen Stimmungskraft liegt allerdings der Wert dieser stillen Klostergeschichte. Er hat die äußerlich so bescheidene lebendig erhalten über die viel anspruchsvolleren Werke eines Ebers und Dahn hinaus. Gerade weil der Verfasser nicht belehren, eigentlich auch nicht die alte Zeit vor uns erstehen lassen will, sondern eines stillen Menschen Traum an stiller Stätte mitteilt, wird er zu allen Zeiten und allerorten Menschen befriedigen, die in einer gleichen Stimmung sind. Und darum hatte Steinhausen, der für sein Buch erst 1880 nach langem Mühen einen Verleger gefunden hat, ein Recht, den gelehrten Professorenroman zu verspotten.

„Memphis in Leipzig", Steinhausens zweites Buch, offenbart diese andere Seite seiner Begabung, die Fähigkeit zu einer frohlaunigen, niemals bitteren, aber unter lächelndem

Antlitz tiefen Lebensernst bergenden Satire. Aus dem Ineinander des weichen Gemüts mit seiner zu stillem Behagen neigenden Lebensfreude und einer die Schäden des Lebens und die Schäbigkeit vieler glänzender Existenzen scharf durchschauenden Beobachtungsgabe ist ein köstlicher Humor erwachsen. Der Urgrund dieses Humors aber ist Steinhausens unerschütterlicher Christenglaube. An Gott und Ewigkeit gemessen, erscheint alles Zeitliche klein. Jene werden lächerlich, die es zu wichtig nehmen und ihr Herz an die eitlen Dinge hängen: wahrhaft klug sind die in den Augen der Welt Törichten, die in liebender Güte zu den anderen ihr eigenes Glück finden. Im Hinblick auf das Ewige aber wird zeitliches Leid klein, und „ob die Nacht vorrückt und der Tau kühl fällt: am Morgen funkelt er in tausend Sonnen".

Diese Stimmung, die auch in der „Irmela" bereits anklingt, beherrscht alle späteren Werke Steinhausens. Durch sie werden seine übrigen geschichtlichen Erzählungen eigentlich künstlerisch wertvoller, als das berühmte Erstlingswerk. Mit Vorliebe läßt er auch hier stille Naturen aus der Erinnerung heraus ihre eigene Geschichte erzählen. So in „Schwarzbärbels Bräuterei", „Remigius von Asenberg" — diese beiden in „Entsagen und Finden", Stuttgart, Adolf Bonz & Co., geh. 3 ℳ) — und „Vom gefundenen Reinhold und verlor'n Gretlein". In „Entsagen und Finden" steht dann als dritte Geschichte noch der „Magister Cöllestin" mit der köstlichen Gestalt eines alten Schulmeisters, der nur in Klopstocks Oden lebt.

Von diesen etwas verschrobenen Sonderlingen, die in dürftigster Armut und engsten Verhältnissen sich ein reiches Gemüt und oft auch einen starken Geist bewahrt haben, findet sich in Steinhausens Büchern eine ganze Zahl. Sie sind aber so verschieden voneinander, daß man sie gern alle nebeneinander stehen haben kann, trotzdem sicher in jedem von ihnen ein gut Teil des Verfassers selber lebt. Es ist einem darum auch ganz gleich, wenn das Geschehen in diesen Büchern manchmal reichlich romanhaft ist; denn wichtig ist schließlich nur die Art, wie diese Leute bei aller Weltfremdheit im Grunde doch auf der Erde ein ganz behagliches Zuhause finden. Freilich, das Behagen liegt ja in ihnen selbst, und so lassen auch die „Szenen aus dem Schattenbilde des Lebens", die zu einem äußerlich so unglücklichen Lebensgang gehören, wie er dem „Korrektor" beschieden ist (Dresden, Ludwig Ungelenk, ℳ 1.50), uns auch nicht einen Augenblick im Zweifel darüber, daß hier arm und bemitleidenswert nur die Reichen und Erfolgbegünstigten sind. Der Dichter ist so gutmütig, daß er oft auch diesen Weltkindern noch rechtzeitig zur Erkenntnis verhilft.

Recht launig ist das dazu gewählte Mittel in „Herr Moffs kauft sein Buch" (Berlin, Max Pasch), dessen Eingang übrigens die hübscheste Satire ist auf die vielfach verbreitete deutsche Unsitte, höchstens zu Weihnachten ein Buch zu kaufen. Auch vom reichen Bankier Herrn Moffs wissen wir, daß er „das ganze Jahr hindurch kein einziges Buch kauft und also, was finanzielle Enthaltsamkeit in literarischer Hinsicht betrifft, jenem weit verbreiteten, echt germanischen Idealismus huldigt, der Denker und Dichter in viel zu hohem Lichte sieht, um die edlen Gaben ihres Hirns und Herzens für schnöden Mammon zu erstehen wie andere Marktware".

Leider ist das Geschlecht der Moffs noch immer sehr zahlreich, sonst stände auf der „Spießhagener" Geschichte „Heinrich Zwiesels Ängste" (Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung; ℳ 4.50) nicht drittes, sondern zum mindesten dreißigstes Tausend. Das ist das beste deutsche Kleinstadtbuch unserer neueren erzählenden Literatur. Köstlich in der Art, wie die ganze Atmosphäre eines solchen Spießerortes eingefangen ist, ausgezeichnet durch eine Reihe scharf gesehener und unbedingt sicher gestalteter Menschen aus den verschiedensten Ständen, überreich durch die Fülle des Schicksals, das in scheinbar kleinen und engen Lebensläufen aufgestapelt ist, beglückend durch den Segen, der von innerer Gütigkeit aus drückendster Kargheit ausgeht. Dabei hat Steinhausen, gleich Spitzweg, jenes wohlige Empfinden bei der Schilderung, das nur dem beschieden ist, der sich trotz des Gegensatzes seiner innersten Natur in der engen Welt zurechtgefunden hat, in die er nun einmal geraten ist. Man wird bei diesem

Buche oft an Wilhelm Raabe denken. Aber der es geschrieben, ist nirgendwo ein Nachahmer, und die literarische Kritik, die so gern ihr Urteil auf eine kurze Formel bringt, dürfte nie vergessen, wenn sie Heinrich Steinhausen als den Dichter der „Irmela“ bezeichnet, hinzuzufügen: und von „Heinrich Zwiesels Ängsten“.

Karl Storck



Vom Widerstand gegen die „neue“ Kunst

Unserem Volke wird jetzt von allen möglichen Seiten eingeredet, der „Expressionismus“ sei die wahre neue deutsche Kunst. Gerade das Deutsche wird betont, so seltsam diese Erscheinung bei Richtungen ist, die in Paris, in Italien und in Norwegen früher vorhanden waren, als bei uns.

Nun, das deutsche Volk ist wieder einmal beschränkt und will nichts von dieser neuen Kunst wissen, die ihm äußerlich und innerlich widerstrebt. Unser Inneres widersteht aber ganz von selbst dort, wo durch ein aufdringliches Wie der nichtige Gehalt verdeckt werden soll.

Das Mißverhältnis zwischen schwachem Persönlichkeitsgehalt und anspruchsvoller Form wird dann am störendsten sein, wenn diese Form vom Gewohnten abweicht. Hat eine Formsprache erst die Geltung eines Stils erlangt, was freilich nur dann möglich ist, wenn sie einmal vollständig deckender Ausdruck eines Gehaltes gewesen ist, so vermag ein diese Form gut wahrendes Werk wenigstens zunächst über seinen Mangel an Gehalt hinwegzutäuschen. Wir haben auf dem Gebiete der Architektur z. B. Tausende gut gemachter gotischer und romanischer Kirchen, die mit Kunst im Grunde nichts zu tun haben. Ebenso ist ein großer Teil der Musikliteratur lediglich als geschickte Anwendung einmal fertiger Formen anzusehen.

Das Gewohnheitsbeharren ist beim Kunstempfänger eine um so natürlichere Erscheinung, als es ja in diesem Fall durch Liebe gestützt wird. In der Kunst richtet sich die Gegnerschaft immer leichter gegen die neue Form, als gegen einen neuen Inhalt. So neuartig z. B. der seelische Gehalt bereits in den ersten Sonaten Beethovens war, hat sich doch niemand dagegen aufgelehnt, weil sie die Sonatenform treu beibehielten. Die Erscheinungsform des Kunstwerkes ist eben die Brücke, über die der Empfänger zu seinem Innengehalte gelangt. Ist nun diese Erscheinungsform von unerhörter Neuheit, so wagt der Kunstempfänger diese Brücke gar nicht erst zu betreten; er scheut davor zurück; es fehlt die lockende Kraft, durch die man zu der Überwindung der uns etwa vom Gehalt trennenden Schwierigkeiten gereizt würde. Es bedarf also in solchen Fällen einer besonders starken Künstlerpersönlichkeit, die von jedem für Kunst wahrhaft Empfänglichen instinktiv gefühlt wird, um jenen suggestiven Zwang auszuüben, der uns dem bequemen Genuß des Vertrauten das Ringen um ein Neues vorziehen läßt.

Ich habe eben gesagt, daß der wahrhaft Kunstempfängliche instinktiv die starke Künstlerpersönlichkeit ahne. Ich möchte dem einige Worte hinzufügen, weil hier Entscheidendes für unser ganzes Kunstleben fast allgemein verkannt wird. Nicht nur die Fähigkeit zum Kunstschaffen, auch die Fähigkeit, Kunst zu genießen, beruht auf einer Anlage. Auf dem Gebiet der Musik zeigt sich das ganz offenbar, und zwar sehen wir hier die beiden Stufen der Anlage. Es gibt nicht nur Leute, die nicht zur Reproduktion (als Spieler eines Instruments, als Sänger) der Musik fähig sind, es gibt auch ganz und gar Unmusikalische, für die Musik tatsächlich nur ein Geräusch, vielfach sogar ein unangenehmes, ist. Ich bin überzeugt, daß jeder, der überhaupt empfangsfähig für Musik ist, auch, und zwar in gleichem Maße, zur Reproduktion von Musik fähig wäre, und daß es nur an äußeren Umständen liegt, ob er dazu gelangt oder nicht.

In gleichem Maße ist nun auch auf den anderen Kunstgebieten, bildender Kunst wie Dichtung, diese Fähigkeit zur Reproduktion vorhanden oder nicht, und zwar liegt hier die Reproduktion nicht etwa in der dilettantischen Klexerei oder der eigenhändigen Verferti-

gung des Hausgebrauches an Liedern, sondern in der Fähigkeit, Kunst zu *genießen*. Wir können über diese Tatsache nur dadurch getäuscht werden, daß bei bildender Kunst wie bei Poesie durch den Inhalt (im weitesten Sinne des Wortes) auch noch außerkünstlerische Brücken vorhanden sind. Wir wissen ja aus Erfahrung, daß die meisten Menschen, auch die künstlerisch Begabten, zunächst über diese anderen Brücken zum Werke gelangen.

Aus diesen Tatsachen haben sich neuerdings ganz eigentümliche Verhältnisse entwickelt. Früher war der Kreis der eigentlichen Kunstinteressenten eng gezogen. Ohne daß man es klar aussprach, war die Empfindung, daß das Verhältnis zur Kunst auf Naturanlage beruhe, maßgebend. Man ließ deshalb jeden gewähren. Die Künstler schufen ihre Werke; wer Kunst liebhatte, suchte sie auf, vergrub das erworbene Kunstwerk entweder bei sich daheim oder stellte es als Menschenfreund an einen Ort, wo es jeder sehen konnte. Ich habe manches einfache Bäuerlein kennen gelernt, das das eine oder andere Bild in seiner Dorfkirche sehr gern hatte, lieber als die anderen Dörfler, obwohl ihnen der dargestellte Vorgang genau so heilig und wertvoll war, wie ihm. Das war eben einer, der für Kunst begabt war. In den letzten Jahrzehnten haben wir in steigendem Maße in der Kunst ein *Bildungsmittel* gesehen und darum zur Kunst „erzogen“. Tausende haben Klavier klimpern müssen, weil es standesgemäß sei. Viele malen aus dem gleichen Grunde. Und wenn die Architektur bequemer zu handhaben wäre, gäbe es längst keinen unbebauten Winkel mehr. So aber wird nur das Innere der Häuser verkunstgegenstandelt.

Aber bequemer und darum auch verbreiteter ist auch in der bildenden Kunst die mehr kritisch empfangende Beschäftigung geworden, wie sie sich in unserem ganzen Kunstausstellungsbetriebe offenbart. Der Umfang, den die Kunstkritik in unserer Tagespresse gewonnen hat, bezeugt hier Zustände, die es auf keinem anderen Wissensgebiete gibt. Es ist nun nur natürlich, daß diese Kunstkritik, um ihre wissenschaftliche Herkunft zu bezeugen, genau die entgegengesetzten Eigenschaften zur Schau trägt, als sie dem *naiven* Kunstliebhaber eignen. Sie geht mit Bewußtsein aufs Neue, sucht nach dem Neuartigen und verlegt das Schwergewicht auf die Äußerungsform. Das hat nun auf die Kunstschaffenden selber zurückgewirkt. Einmal hat sich ihr Kreis ungeheuer erweitert; sicher haben wir heute mindestens zehnmal so viel Leute, die sich berufsmäßig Künstler nennen, als vor vierzig Jahren. Ob wir auch nur eine einzige künstlerische Begabung mehr haben, als damals, steht auf einem andern Blatte. Selbst wenn man die Zunahme rein statistisch mit dem Wachsen der Bevölkerung gleich annähme, käme eine viel, viel kleinere Zahl heraus.

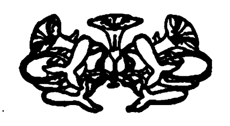
Je mehr Leute aber nur so im Verfolg äußerer Lebenserscheinungen und nicht aus innerem Zwang zum Kunstschaffen gelangen, um so mehr werden für die *Entwicklung dieses Kunstschaffens* äußere Erwägungen maßgebend sein.

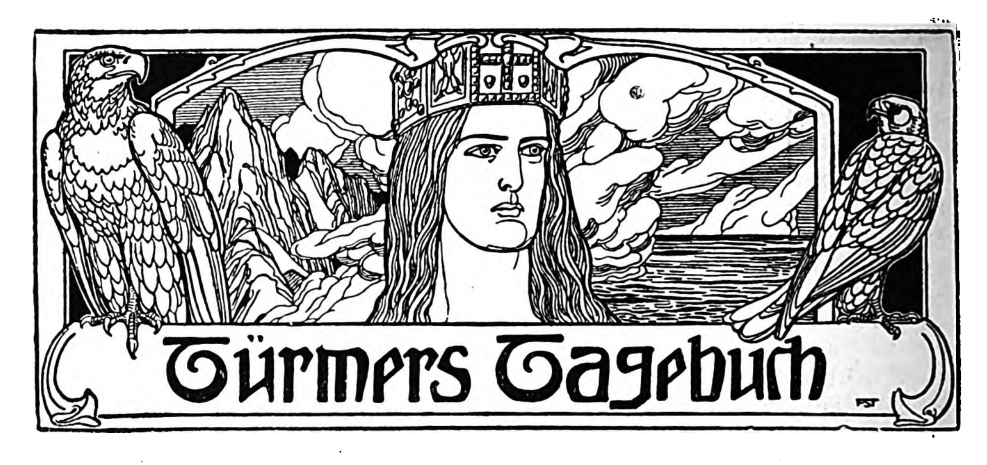
Natürlich wird davon das innerste Heiligtum der Kunst nicht berührt. Aber das dürfen wir nicht verkennen, daß so viele Vorhöfe um dieses Heiligtum entstehen, und daß in diesen ein so aufdringlicher Spektakel gemacht wird, daß man kaum noch in jenes hineingelangt. Ich setze hier aus einem Aufsatz „Sezessionistisches“ von Julius Elias („Der Tag“, 30. Juni) eine Stelle her, die diese ganzen Tatsachen offenkundiger zeigt, als sie sich ausdrücken lassen: „Kaum je in Friedenszeiten ist über die suchende Jugend, über ihre sogenannten Auswüchse und Tollheiten, über ihre ‚unpatriotische Nachäfferei‘ so Heftiges geschrieben worden, wie über die Gruppe, die sich Expressionisten oder Kubisten nennt. Man kann darüber streiten, ob diese neue Wahrheit auch bereits schön ist; ob sich irgendein Werk von Gepräge und Qualität als entscheidend für den Sieg dieses Kunstglaubens isolieren lasse, sei es in Frankreich, sei es in Italien, sei es in Deutschland. Ich gehöre selbst zu denen, die zweifeln. Aber ein springendes Problem und eine reine künstlerische Gesinnung liegen hier jedenfalls vor, die man, als ästhetischer Bürger seiner Tage (!), zu respektieren und sich klarzumachen hat. Der Expressionismus ist eine Geistesrichtung, eine Gefühlstendenz. Er wurde gefunden, weil den Künstlern

die Natur allein nicht mehr genügte, weil ihnen ihre Meinung von der Natur, ihr empfindsamer Abstraktionstrieb höher stand als die Sichtbarkeit oder die Vision von den Sichtbarkeiten. Sie warfen sich entschlossen auf sich selbst, auf ihr Inneres zurück und fingen an zu denken. Die malerische Phantasie wich vor der malerischen Reflexion; oder richtiger: man versuchte, nicht in Farben, sondern in Linien oder geometrischen Gebilden zu denken. Die Farbe war nicht Urborn der malerischen Schöpfung, sondern schöne Begleiterscheinung, Umhüllung (nicht lebendige Haut, denn das ist sie auch bei den Impressionisten), Betonung, meinetwegen: Steigerung. Sogar ein gewisses Schwelgen erlaubt man sich, aber es ist nur Schwelgen in der Lokalfarbe, nicht im atmosphärischen Kolorismus der angeschauten Wirklichkeit. Kurz: der kaum neugewonnene Fluß deutscher Kunstentwicklung soll wieder einmal unterbrochen, eine malerische soll aufs neue von einer linearen Periode verdrängt werden. Diese Leute sind weniger Maler als Baumeister — Baumeister einer überlegten Monumentalität, einer abgekühlten stildoktrinären Romantik. Das Charakteristische soll durch das Allgemeingültige ersetzt werden, die Sinnlichkeit durch das leichtere Feuer eines zerebralen Formenspiels — während doch auf der Einheit von Charakteristischem und Sinnlichem das wahre Wesen deutscher Kunst beruht. Die Natur der Nähe ist ihnen peinlich; darum schweifen diese Künstler der Zusammensetzung und Konstruktion mit literarisch erregter Seele am liebsten in ferne Länder oder, wenn nicht ein rascher Aufenthalt ihrem verzückten Blick das Wunderland selbst flüchtig gezeigt hat, in die Ethnologie und Ikonographie jener entlegenen Gebiete. Es ist zu befürchten, daß diese neue Kunst des Ornaments in eine Sackgasse auslaufe wie jede Kunstrichtung, die wissenschaftlich entstanden ist. Aus der letzten Geschichte wäre an das Schicksal des Pointillismus, dieses impressionistischen Bastards, zu erinnern. Immerhin, die Künstlergesinnung der Expressionisten sollte allen Schmähungen entrückt sein. Für die Expressionisten kennzeichnend ist neben der Einheitlichkeit des Gesichtswinkels und der Schaffenslinie die Ähnlichkeit im Umfang der einzelnen Begabungen. Es sind durchaus nur Künstler der mittleren Linie, mit kräftiger ausgeprägtem Familienzug, und alle von einem Herkommen abhängig. In ihrem Handwerk sind sie fast alle meisterlich; doch was unter ihnen fehlt, das ist die schöpferische Persönlichkeit, die nicht nur einen Weg, sondern auch ein Ziel sieht, die von der Übung zur Bewährung vorgeschritten ist.“ — —

Man sieht, der Verfasser steht voll höchsten Wohlwollens allen Neuerscheinungen der Kunst gegenüber. Er meint, als „ästhetischer Bürger“ (was ist das?) seien wir verpflichtet, uns schon deshalb mit diesen Kunstoffenbarungen eingehend zu beschäftigen, weil sie da sind. Aber das ist doch ein ganz unsinniges Verhältnis zur Kunst, wenigstens für den Kunstliebhaber. Und wie unsinnig ist es, daß Richtungen da sind, wenn keine Persönlichkeiten für diese Richtungen vorhanden sind. Dann ist also doch diese neue Richtung kein Zwang, sondern ein Gewolltes, ein aus irgendwelchen Gründen Erzwungenes. Diese Gründe sind vom künstlerischen Standpunkt unlauter, unwahrhaftig und unedel, mögen sie aus noch so edlen Erwägungen des Verstandes hervorgehen. Es ist eben überhaupt ein Wahnsinn, Kunst auf Programme hin zu schaffen. Es ist das Verhängnis unserer Kritik, daß sie eine Entwicklung der Kunst in die Zukunft hineinbestimmen möchte, während sie nur das Recht und die Möglichkeit hat, aus dem Geschaffenen nachträglich ein Entwicklungsgesetz herauszufinden, das darin gewaltet hat. Wahrhaftig, keine Zeit hat so wenig Scheu gehabt vor dem Wunder des Künstlertums, war so wenig der Unberechenbarkeit der Liebe hingegeben, wie die heutige, die mehr von Kunst redet und äußerlich dafür auch mehr aufbringt, als je eine zuvor.

Karl Storck





Der Krieg

Im „Tag" hatte Professor Hans Delbrück in einem Aufsatze „Divide" die Frage aufgeworfen, ob es besser sei, unsere zukünftige Sicherung nach allen Seiten zugleich zu suchen, oder zwischen unseren verschiedenen Gegnern einen Unterschied zu machen und den einen glimpflicher zu behandeln, um die Kosten um so mehr dem andern aufzulegen. Er geht dann die Verständigungsmöglichkeiten mit unseren drei Hauptgegnern durch und kommt — allerdings ohne das Fazit wirklich zu ziehen — zu dem mehr zwischen den Zeilen liegenden Resultat, daß, wenn es darauf ankäme, die Gegner zu spalten, es sich empfehlen würde, uns mit England zu verständigen. Freiheit der Meere und Sicherung gegen England werde uns das Tauchboot bringen.

Die Möglichkeit, die Gegner zu spalten, unter Bedingungen, die heute, im dritten Kriegsjahre, nach den ungeheuren Opfern unseres Volkes überhaupt erörterbar sind, hält das Mitglied des preußischen Herrenhauses Fürst zu Salm-Horstmar für ausgeschlossen. „Die Gegner stehen so geschlossen da, wie nur je, und die Gründe dafür können hier jetzt übergangen werden. Was mich aber veranlaßt, an den Artikel ‚Divide' anzuknüpfen, ist einmal die meines Erachtens sehr bedauerliche Tatsache, daß in einem Augenblick, wo wir auf fast allen Fronten im schwersten Kampfe stehen, die Verständigungsmöglichkeiten überhaupt erörtert werden, und dann der Hinweis auf die allein in Frage kommende Verständigung mit England.

Muß die Besprechung der Verständigungsmöglichkeiten im jetzigen Augenblick nicht auf das Ausland den Eindruck machen, daß die Zentralmächte den Glauben an den Sieg auf der ganzen Linie aufgegeben hätten und deshalb genötigt wären, den Versuch zu machen, nach einer Seite Verständigung zu suchen? Dieser Eindruck muß um so mehr erweckt werden, als fast gleichzeitig der unglückliche Aufruf des Deutschen Nationalausschusses veröffentlicht wird, der einen sogenannten ‚ehrenvollen' Frieden auf der mittleren Linie anzustreben scheint, und als seit Jahresfrist immer und immer wieder von gewisser Seite von Frieden gesprochen wird, und zwar von Frieden, der nicht rück-

sichtslos vom deutschen Interesse diktiert ist, sondern der unseren Feinden mehr oder weniger weit entgegenkommen soll.

Deutschland hat den Glauben an den endgültigen Sieg auf der ganzen Linie nicht aufgegeben. Um diesen aber erringen zu können, und zwar möglichst bald, verlangt es den rücksichtslosen Gebrauch der uns zur Verfügung stehenden Machtmittel. Es gibt wohl in Europa mit Ausnahme weniger Männer, die von dem Friedensschluß den Verlust an Macht und Ansehen befürchten, keinen Menschen, der nicht das Ende dieses blutigen, grausigen Völkerringens herbeisehnte. Aber um dies Ziel zu erreichen, sind die bisherigen Versuche, mit dem einen oder anderen unserer Gegner zu einer Verständigung zu kommen, und alle Äußerungen der Presse, die einen Frieden unter Schonung des Gegners empfehlen, das denkbar verkehrteste Mittel; denn wenn eine Mächtegruppe, die drei Königreiche erobert hat und weite feindliche Gebiete in der Hand hält, immer von Frieden und weiser Mäßigung spricht, so muß der Gegner zu der Überzeugung kommen, daß diese Mächtegruppe der Erschöpfung nahe ist, und daß es nur darauf ankommt, noch kurze Zeit standzuhalten, um den Zusammenbruch dieser Mächtegruppe zu erleben und den völligen Sieg zu erringen.

Will man schnell zum Frieden kommen, dann gibt es nur ein Mittel: nicht reden, sondern handeln. Man spreche nicht von Frieden, man mache keine Vorschläge, wie man den Gegner eventuell spalten kann, man propagiere keinen Frieden auf der mittleren Linie, sondern man gebrauche rücksichtslos die Machtmittel, die uns Gott gegeben hat. Dann wird man nicht mehr von ‚Divide' zu sprechen brauchen, sondern es heißt dann nur ‚Impera'.

Nun komme ich mit wenigen Worten zu der Verständigung mit England. Die Befürchtungen, die Herr Professor Delbrück an die ‚Kompensationen' im Westen knüpft, kann ich nicht teilen. Ergeben sich aber auch dort dereinst Schwierigkeiten — die übrigens mit Festigkeit und Zielbewußtsein überwunden werden können —, so müssen sie in den Kauf genommen werden, weil sie vor der Tatsache nicht ins Gewicht fallen, daß wir den Krieg verloren haben werden, wenn wir nicht als Siegespreis auch die Herrschaft über die flandrische Küste heimbringen. Nur diese Herrschaft gibt uns die Gewähr, daß Belgien nicht wieder zum Aufmarschgebiet für unsere Feinde werden kann, nur diese Herrschaft gewährleistet uns die Freiheit der Meere. Ich kann daher der Ansicht, daß uns die Tauchboote die Freiheit der Meere bringen werden, nicht zustimmen. Mir scheint der Herr Verfasser die Bedeutung der Tauchboote stark zu überschätzen. Sollen unsere Kinder nicht wieder in die Lage kommen, gegen England zum Schwerte greifen zu müssen, und zwar unter sehr viel ungünstigeren Bedingungen als deren Väter 1914, so muß unsere Westfront jetzt gegen jeden späteren Angriff gesichert werden. Diese Sicherung ist weder durch Tauchboote noch durch Verständigung mit England zu erreichen, sondern nur dadurch, daß wir England niederringen und die für uns erforderlichen Friedensbedingungen erzwingen. Es gibt daher für Deutschland nur eine Parole: England niederringen! Dann fällt uns alles Weitere in den Schoß: Sicherung der Westfront, Freiheit der Meere und Friede, wie ihn Deutschland braucht."

Die „reale Garantie", die der Friede schaffen muß, soll also — nach Professor Delbrück und einem Chorus ihm allbereit Zustimmender — das Unterseeboot sein. „Bislang", äußert sich dazu Professor Kurt Breysig in der „Täglichen Rundschau", „wähnten wohl alle, die sich hoffend oder widerwillig an die Inaussichtnahme realer Garantien klammerten, mit diesem Begriff seien Machtbollwerke gemeint, hinter deren Wällen Deutschland hoffen könne, nach Beendigung des Krieges den Werken des Friedens nachzugehen wie bisher; jetzt aber erklärt man eine Seewaffe, für deren Beschaffung und Beibehaltung wir ja wohl vor wie nach dem Kriege einer Bestätigung und Erlaubnis selbst von seiten des so hoch geschätzten England nicht bedürften, für eine, ja für die reale Garantie, besser als jede erdenkbare Bestimmung eines Friedensvertrages, besser vor allem als jede Ausdehnung des deutschen Machtwillens an der Nordseeküste.

Mich dünkt, mit demselben Rechte könnte man etwa vorschlagen, es sei unnütz, die deutsche Macht nach Osten vorzutragen, da wir ja in den 42-cm-Mörsern ein hinlängliches Mittel besäßen, jede russische Festung in erwünschter Kürze einzuschießen. Warum nicht auch diesem wertvollen Rüstzeug deutscher Waffenkunst den Rang einer realen Garantie verleihen?

Doch nun zur Sache selbst. Ich habe nicht die mindeste Zuständigkeit, über die zukünftigen Entwicklungsbahnen des Seekrieges zu sprechen. Aber da diese Dinge jetzt von unabsehbarer Bedeutung für unsere Staatskunst werden, so müssen die allgemeinsten und, man sollte meinen, handgreiflichsten Folgerungen für diese auch von dem leidenschaftlich an dem Schicksal unseres Staates Teilnehmenden gezogen werden. Die Fachmänner haben hier gesprochen: der Admiralstab unserer Flotte hat selbst an einem so objektiven Ort wie in dem Bericht über die Seeschlacht am Skagerrak ganz unmißverständlich auf die Bedeutungslosigkeit der Unterseewaffe für den großen Hochseekampf hingedeutet, d. h. für die entscheidende Form des Flottenkrieges überhaupt. Und der in Seedingen unterrichtetste und zuständigste unter unseren Publizisten ist nicht müde geworden, auf diesen Sachverhalt hinzuweisen und zu betonen, daß nur das Kampfschiff der Hochseeflotten die Entscheidung haben wird.

Alles dies scheint vergeblich gesprochen. Aber mehr noch: der gleiche Publizist hat ganz mit Recht erklärt, daß eine Prophezeiung über die Herrscherstellung des künftigen Unterseebootes schon deshalb nicht statthaft sei, weil man nicht im mindesten absehen könne, welche Quersprünge die technische oder militärische Entwicklung machen könne. Mir scheint es, und nur um darauf aufmerksam zu machen, werden diese Zeilen geschrieben, als hätten die Tatsachen schon heute dieser Warnung recht gegeben. Wir verzeichnen heute den ersten gelungenen Anlauf zur Nutzbarmachung des Tauchbootes für Handelszwecke mit einer für den Augenblick berechtigten Freude als einen lediglich uns zugute kommenden Umstand. Wolle man aber erwägen, daß dieses gleiche Technikum, in den Dienst Englands gestellt, jede Unterseeblockade der britischen Inseln durch Deutschland im selben Sinne und Maße, wie jetzt die englische zu unseren Gunsten, lähmen muß. Und das ist das Ergebnis der technischen Entwicklung des ersten

Monats nach dieser wahrlich vom unseligsten Optimismus oder von sehr falschen staatsmännischen Absichten eingegebenen Prophezeiung.

Nur die verhängnisvollste Selbsttäuschung könnte unser Volk bewegen, nicht auch noch die letzte Waffe im Kampf gegen England in wie nach diesem Kriege wahrzunehmen: Hochseeflotte, Küstenstützpunkte und — gewiß auch — Tauchboote. Es ist eine der denkwürdigsten Tatsachen in dem faltenreichen Hintergrundsspiel der Staatskünstler hinter den Fronten, daß der Lenker der englischen Staatskunst einen einzigen Vorschlag des deutschen Kanzlers für erwägenswert erklärt hat: den einer Sicherstellung der Freiheit der Meere. Oberflächliche Betrachtung mag darin nichts anderes sehen als eine der vielen Fallen, die englische Vielgewandtheit noch jetzt, im hellen Kriege, der deutschen Gut- und Leichtgläubigkeit stellen zu können meint. Wer schärfer horcht, wird hinter dieser Erklärung die zitternde Angst Englands für die Zukunft, für seine nunmehr vom Meere selbst her bedrohte Zukunft durchhören. Es ist die erste Vorbereitung dafür, daß in dem Augenblick, in dem Englands Seeherrschaft ernsthaft bestritten erscheint, d. h. in dem seine Lage sehr viel schlechter wird als die aller festländischen Staaten, die Schleusen des schleimigen Phrasenstroms internationaler Humanität gezogen werden sollen, um dann die ganze Welt gegen den Hungerkrieg aufzubieten, den England soeben gegen uns erfunden hat und der ihm dann selbst und viel verhängnisvoller als uns droht.

Aber welch ein Irrtum, ein Weltreich und einen Staat von tausendjähriger, zäh gefesteter Stoß- und Kampfkraft könnte nur mit einem Teil der gegen ihn zur Verfügung stehenden Waffen in Schach gehalten werden, noch dazu nach einem Krieg, der alle seine alten Jägerinstinkte auf das furchtbarste reizt. Diese Schätzung erscheint freilich nur ebenso fragwürdig wie die anderen Prophezeiungen des gleichen Ratgebers: von dem Pazifismus des demnächst von Deutschland wiederherzustellenden und intakt an England zurückzuerstattenden Belgiens oder gar von dem endlichen Durchbruch der — so lange schon auf diese Selbstoffenbarung wartenden — kriegsfeindlichen Lammesnatur des französischen Volkscharakters.

Man muß von allen guten Gewalten, die unsere Geschicke lenken und vom Schwert Hindenburgs erhoffen, daß unserem Land ein Frieden kommen muß, der auf festeren Stützen als diesen mehr als schwanken Voraussetzungen, auf diesen in Wahrheit ganz irrealen Garantien erbaut ist."

Es war ein „Deutscher Diplomat", der vor Jahren in der „Deutschen Revue" die Frage behandelte: „Was ist uns England wert?" Dieser „deutsche Diplomat" ließ die Minderzahl, „die in die Lage kommen kann, den Worten die Tat folgen zu lassen", antworten: „Recht viel! Ja, man kann in diesen Kreisen gerade mit Bezug auf die in Deutschland, Gott sei's geklagt, fast zur Modesache und zum Sport gewordene Hetze gegen England (!) oft genug vernehmen, daß, wenn England nicht bestände, es im deutschen Interesse erfunden werden müßte."

Der Weltkrieg von heute hat diese „diplomatische" Auffassung vom Wert Englands in eine so grelle Beleuchtung gerückt, daß die „T. R." Veranlassung

nimmt, die Nutzanwendung aus ihr zu ziehen. „Wer Wesen und Willen der englischen See- und Weltmacht, wie sie sich seit drei und einem halben Jahrhundert entwickelt und betätigt hat, gründlich kennt, hätte allerdings schon lange vor 1914 wissen müssen, daß es ein England im deutschen Interesse oder überhaupt in einem andern Interesse als dem eigenen nie gegeben hat, nie geben kann.

Dies Beispiel zeigt anschaulich, wie not die vielberufene ‚Neuorientierung nach dem Kriege' vornehmlich für die auswärtige Politik tut. Was nützt uns die allerbeste Neuorientierung in der inneren Politik, wenn wir auf dem Gebiete der äußeren Politik nach wie vor ‚politische Esel' — ein Ausspruch Althoffs, den Fürst Bülow in seiner ‚Deutschen Politik' anführt — bleiben und auch nach dem Kriege noch für ein England im deutschen Interesse schwärmen könnten, wie dies zuvor namentlich die getan zu haben scheinen, die zünftig dazu berufen sein sollten, sich die richtige Vorstellung von England zu verschaffen!

Schon früher ist die Klage oft vernommen worden, daß wir Deutschen uns viel zu wenig mit auswärtiger Politik beschäftigen und darin keine verläßliche Bildung haben. Spahn der Jüngere, der Geschichtslehrer, bemerkt: ‚Kaum anders als mit Beschämung werden unsere Nachfahren in den Zeitungen und den Kammer- und Reichstagsverhandlungen, in den Berichten und Denkschriften unserer Behörden und Körperschaften lesen, welch ein Wirrwarr von Anschauungen über die auswärtige Politik die Deutschen in den Jahren 1871—1914 bedrückte.' Fürst Bülow bezeugt in seiner ‚Deutschen Politik': ‚Die sogenannte große Politik ist einer verhältnismäßig kleinen Anzahl Deutscher etwas wie ein Gegenstand der persönlichen Liebhaberei gewesen, der großen Mehrheit des Volkes eine Terra incognita.'

Wie Kartenhäuser stürzten bei Beginn und während des Krieges die Gebilde zusammen, die sich die meisten Deutschen über die feindlichen und neutralen Völker und Staaten aus ihren unzulänglichen und irrtümlichen Vorstellungen und Anschauungen über diese gezimmert hatten. Aus den Wolken fielen bei der britischen Kriegserklärung die vielen Deutschen, denen das England ‚im deutschen Interesse' wie ein Dogma galt. Ein hamburgischer Professor, ‚Vertreter des Englischen', bekannte im Oktober 1914 in einem Vortrage: ‚Was wir nicht verstehen können, das ist die Haltung Englands.' Den Japanern wurden nach dem Kriegsausbruch in Berlin Huldigungen dargebracht, in dem Wahne, sie könnten auf unsere Seite treten. Philosophen, Kulturideologen, Kulturmaterialisten, für die es kaum ein anderes Kriegsziel gibt, als daß die Deutschen bei den Feinden moralische Eroberungen machen, haben sich bis tief in die Kriegszeit hinein für die Versöhnung der Franzosen begeistert und hierauf den künftigen Weltfrieden begründen wollen. Wie oft, aber wie vergeblich, hat Bismarck vor dem Glauben an eine Versöhnung Frankreichs gewarnt! So sagte er 1887 im Reichstage: ‚Sobald die Franzosen glauben, zu siegen, fangen sie den Krieg an. Das ist meine feste, unumstößliche Überzeugung.' Fürst Bülow schreibt in der ‚Deutschen Politik': ‚Die Unversöhnlichkeit Frankreichs war ein Faktor, den jeder Tieferblickende seit 1871 in die politischen Berechnungen einstellen mußte ... Es erschien mir immer schwächlich, die Hoffnung zu nähren, Frankreich wirklich und

aufrichtig versöhnen zu können.' Welche Phantastereien über die russischen Polen und ein neu zu gründendes Polenreich sind im Schwange! Fürst Bülow verweist auf eine Äußerung Bismarcks, der vor 28 Jahren die Erörterung über die Möglichkeit eines Krieges mit Rußland mit den Worten schloß: ‚Und was wollen wir denn machen, wenn wir Rußland besiegt haben? Etwa Polen wiederherstellen? Dann könnten wir ja zwanzig Jahre später wieder ein Bündnis zwischen den drei Kaisermächten zum Zweck einer neuen und vierten Teilung Polens abschließen. Aber dies Vergnügen lohnt doch eigentlich nicht einen großen und schweren Krieg.'

Nie ist auffälliger als während des Krieges zutage getreten, wie sehr es uns Deutschen an Erziehung zur auswärtigen Politik gebricht. Hierüber müßte einmal nach dem Kriege dem gesamten deutschen Volke ein volkstümlicher Unterricht erteilt werden nach der vorbildlichen Art, wie ihn seinerzeit Tirpitz mit unvergleichlichem Erfolge für die Verstärkung unserer Seerüstung veranstaltet hat. Die Notwendigkeit der ‚Politisierung des Volkes' ist in den letzten Friedensjahren unterstrichen worden. ‚Dabei wurde wohl nur an die innere Politik gedacht. Das erste aber sollte die Politisierung für die auswärtige Politik sein, die Erziehung der Deutschen zu einem klaren, sicheren, zielbewußten, möglichst einheitlichen, geschlossenen Willen für die Angelegenheiten der großen Politik, ein Unterricht über die internationalen Zusammenhänge, über das Wesen der Großmächte, ihre geschichtliche Entwicklung, ihre äußere wie innere Politik, über ihre Stellung in der Weltpolitik, ihre wirtschaftlichen Lebensinteressen, über die seelische, sittliche und kulturelle Beschaffenheit der Hauptvölker der Erde.

Bei den Deutschen haben von jeher ideologische Einflüsse dem Willen zur äußeren Politik Eintrag getan. Es fehlt besonders an der grundlegenden Einsicht, daß in der internationalen Politik ausschließlich staatliche Eigeninteressen und völkische Selbstsucht herrschen, und daß im Nachteil bleibt, wer dagegen uneigennütziges Wohlwollen, weltbürgerliche Liebe und philosophische Ideale einsetzen will. Bülows ‚Deutsche Politik' enthält gerade hierüber eine Reihe von Sätzen, die als Grundlehren in einen politischen Katechismus für das deutsche Volk gehören. Vergessen wir nicht, betont Fürst Bülow, eine wie geringe Rolle die Dankbarkeit in der Politik spielt. Fürst Bülow führt Washington an, der gesagt hat, es gäbe keinen größeren Irrtum als die Meinung, daß Nationen großmütig und uneigennützig gegeneinander handeln könnten. ‚Wir dürfen uns auch nicht', setzt Fürst Bülow hinzu, ‚im Zweifel darüber sein, daß in der Politik das Recht allein leider nicht entscheidet.' Die Philosophie hat in der Politik nichts zu suchen. ‚Realpolitische Grundsätze sollen praktisch angewandt, nicht in doktrinärer Zuspitzung über die Dächer geschrien werden' ...

Weil der Gang der auswärtigen Politik das Schicksal jedes einzelnen Deutschen bestimmt, darum, so folgert Fürst Bülow, ‚brauchen die Gegenwart und noch mehr die Zukunft nach diesem Kriege ein politisches Geschlecht'."

Wie weit, wie erschreckend weit wir von diesem Ziele auch nach den niederschmetternden Lehren des Weltkrieges noch entfernt sind, wird einem bestürzend

ins Bewußtsein gerufen, wenn man immer wieder auf die oft haarsträubenden Harmlosigkeiten stoßen muß, wie sie von führenden oder doch angesehenen Persönlichkeiten und Blättern mit erstaunlicher Unbefangenheit zum besten gegeben werden. So kürzlich in einem Aufsatze der „München-Augsburger Abendzeitung", der zur Frage des Kriegszieles im Osten Stellung nahm und in der Provinzpresse alsbald sein freudiges Echo fand. Der Aufsatz hatte keinen anderen Zweck, als vor einer allzu großen *Schädigung Rußlands zu warnen*, weil eine solche den Beifall — Englands finden würde. „England — so heißt es da — sähe es wohl nicht ungern, wenn wir viel Land im Osten nähmen, je mehr, desto besser. Denn, so *hofft* England, solche Brocken würden im deutschen Magen stets unverdaulich liegen bleiben", sie würden uns schwächen und uns zugleich die Todfeindschaft Rußlands zuziehen. Was England am meisten fürchtet, ist, daß es einst einem deutschen Staatsmann gelingen könnte, „wieder ein Bündnis der Zentralmächte herbeizuführen". Das wäre „die Sterbestunde von Englands Weltkrieg". Das kann nach englischer Auffassung verhindert werden, wenn Deutschland, selbst „überfüttert mit slawischen Gebieten, mit der Übermacht des Slawentums in unversöhnlichem Gegensatz stände". Demgegenüber sei die Aussöhnung mit Rußland unsere Aufgabe. Ihr stand bisher „vornehmlich der panslawistische Wahnsinn" im Wege „der Rußland seine politische Entwicklung nach Westen vorschrieb. Dieser Wahn wird aber in diesem Kriege wohl gründlich verfliegen", Rußland wird sich wieder gen Osten wenden, wo es mit England in Konflikt geraten muß und uns gegen England beistehen kann. Das gilt es im Auge zu behalten. „Es gilt unseres Erachtens, das letzte Ziel, die gütliche Auseinandersetzung und die Möglichkeit einer späteren politischen Annäherung der beiden Mächte nicht außer acht zu lassen."

„Mancher", bemerkt dazu Professor J. Haller in den „Stimmen des Ostens", „wird wohl überrascht sein, zu erfahren, daß das ‚letzte Ziel' nicht etwa der Vorteil, die Stärkung und Sicherung Deutschlands, sondern ‚gütliche Auseinandersetzung' und ‚Annäherung' an Rußland sein soll. So erhalten wir von der ‚Abendzeitung' die Warnung: nicht zuviel Land im Osten zu nehmen, uns nicht ‚mit slawischen Gebieten zu überfüttern'. Nebenbei bemerkt: der Warner scheint über die Ethnographie der in Betracht kommenden Länder noch immer nicht Bescheid zu wissen, da er *Litauen, Kurland, Livland* und *Estland* (am Ende sogar Finnland?) für ‚*slawisch*' hält. Denn nur um diese kann es sich handeln; von einer Einverleibung Polens hat noch kein Verständiger gesprochen. Man darf also erwarten, daß der Warner, der in der ‚gütlichen Verständigung mit Rußland' unser ‚letztes Ziel' erblickt, von jedem Erwerb russischen Reichsgebietes unbedingt abraten werde. Das tut er aber keineswegs. Im Gegenteil: er rät dringend zu: ‚Unzweifelhaft braucht unsere Wirtschaft (soll wohl heißen: Volkswirtschaft) Land im Osten, und zwar reichlich Land', wenn wir nicht künftig bei größerer Volkszahl in einem ähnlichen Kriege der sicheren Aushungerung verfallen sollen. Nur dürfen wir nicht so viel nehmen, daß Rußland dadurch unser Todfeind würde. ‚Welche Gebiete Rußland wird abtreten müssen, darüber hat wohl zunächst das wichtigste Wort unser Generalstab zu sprechen; was militärisch notwendig ist zur Sicherung

unserer Grenzen, muß genommen werden. Welches Ausmaß an Land als abzutreten verlangt werden muß aus wirtschaftlichen Erwägungen, ist eine sehr schwierige Frage. Hier dürfen selbst nationale Gefühlsmomente nicht allein maßgebend sein.' Polen, Litauen und Kurland kann Rußland verschmerzen, weil diese Gebiete ‚keine Lebensfrage für seine nationale Existenz' sind.

Sollen diese Worte überhaupt einen Sinn haben, so kann es nur der sein, daß der Verfasser davor warnt, über die im Nordosten militärisch erreichte Linie hinauszugehen. Er zieht also doch schon selbst die Grenze, deren Absteckung er dem Generalstab und schwierigen ‚wirtschaftlichen Erwägungen' eben noch vorbehalten wollte. Doch wie auch immer, er nimmt augenscheinlich an, daß Rußland durch den endgültigen Verlust von Polen, Litauen und Kurland noch nicht unser Todfeind wird, wie es ja nach seiner Ansicht durch den Krieg vom panslawistischen Wahnsinn geheilt ist und sich künftig für den Westen nicht mehr interessieren wird. Wenn das letzte richtig ist, so sieht man nicht recht, warum Rußland nicht auch noch mehr westliche Gebiete ohne Schmerzen aufgeben sollte; also würde auch der Verlust von Livland usw. noch kein Hindernis der Aussöhnung bilden, und der besorgte Warner hätte also nicht nötig, so eifrig — eine gewisse Art von ‚Politikern' bei uns liebt das überhaupt — vor der Stimme des nationalen Gefühls zu warnen.

Man kann ernstlich betrübt sein, so undurchdachten Vorschlägen in einem großen und geachteten Blatte noch immer zu begegnen. Es ist ja kein Geheimnis, daß die Kenntnis auswärtiger und insbesondere osteuropäischer Probleme vor dem Kriege bei uns schwach entwickelt war, wie auch das Urteil und der Takt in Auslandsfragen alles zu wünschen übrig ließen. Nun gehen wir aber bald zwei Jahre in die härteste Schule.

Es scheint jedoch, wir haben noch immer nicht genug blutiges Lehrgeld gezahlt. Denn die Politik, die uns der Warner aus München anempfiehlt — und wir wissen leider, daß er manchen Genossen hat —, ist von einer kindlichen Unreife, die selbst bei Primanern überraschen könnte. Vermeiden sollen wir, daß Rußland unser Todfeind wird. *Was ist es denn jetzt? Etwa unser warmer Freund? Kann man sich noch eine Steigerung des Hasses und der Feindseligkeit denken*, mit der uns der östliche Nachbar bekämpft? Aussöhnung mit Rußland soll unser letztes Ziel sein; und um dies zu erreichen, sollen wir ihm drei wertvolle Provinzen abnehmen! Wie denkt man sich eine ‚gütliche Verständigung' auf solcher Grundlage? Der unbekannte Ratgeber versichert allerdings, die Länder hätten für Rußland wenig Wert. Das wäre sehr schön, *wenn auch die Russen so dächten*. Sie haben es sich aber recht viel Mühe und Blut kosten lassen, die genannten Provinzen zu erwerben, doch nicht etwa im ‚panslawistischen Wahnsinn', denn diese Krankheit war noch nicht aufgetreten, als Katharina II. Kurland und Litauen und Alexander I. Polen annektierte. Sollten sich nun etwa unsere Friedensunterhändler mit den russischen um den grünen Tisch setzen und ihnen beweisen, Katharina, Alexander und ihre Vorgänger und Nachfolger haben sich geirrt, Rußland brauche dieses Land gar nicht? Ebenso steht es mit der Behauptung, der Panslawismus sei erledigt, Rußland werde sich künftig um den

Westen nicht mehr kümmern. Welche Leichtfertigkeit gehört doch dazu, so etwas in die Welt zu schreiben! Wo sind die Anhaltspunkte für diese Behauptung? Der Panslawismus, d. h. das Streben nach dem Besitz von Konstantinopel und Ostgalizien sind, soweit erkennbar, heute wie seit zwei Menschenaltern die zähe festgehaltenen Zielpunkte der russischen Politik, und wenn etwas die Wahrscheinlichkeit für sich hat, so ist es die Annahme, daß sie nur unter übermächtigem Zwang werden aufgegeben werden.

Aber auch der Ausgangspunkt der ganzen Erörterung ist nicht mehr wert. England, sagt man, sähe es gern, wenn wir uns durch Annexionen auf russische Kosten Rußland dauernd verfeindeten. Zugegeben, daß gewisse russische Gebietsverluste die Engländer kalt lassen würden, so ist doch eines in letzter Zeit handgreiflich hervorgetreten: daß die Engländer nichts so sehr fürchten, wie die völlige militärische Vernichtung Rußlands, weil nach einem Zusammenbruch dieser Macht Deutschland auf ein Menschenalter aus der bedrohten Lage zwischen zwei feindlichen Großmächten erlöst und dadurch allein im Besitz der Vorherrschaft auf dem Festland wäre, die zu verhindern England im August 1914 zum Schwert gegriffen hat. Die englischen Staatsmänner wissen zudem ganz genau, daß es gar keiner künstlichen Mittel mehr bedarf, um Rußland mit Deutschland dauernd zu verfeinden, weil diese Feindschaft auf russischer Seite längst vorhanden ist. Wenn sie dagegen etwas wünschen dürften, so müßte es sein, daß solche Lehren, wie sie in der ‚M.-A. Abendztg.' vorgetragen wurden, bei uns wirken möchten; denn damit würde erreicht werden, um was es den Engländern am meisten zu tun ist, eine Schwächung Deutschlands.

Wem es im Ernste darum zu tun ist, der hat es heute nicht mehr schwer, sich ein Urteil darüber zu bilden, wie wir zu Rußland stehen werden und stehen müssen. Es gilt nur die Dinge zu sehen, wie sie sind, unbeirrt von Leidenschaften, unbeirrt auch vom Haß gegen England. Wir haben lange — wohl allzulange — gesucht, Frieden und Freundschaft mit dem östlichen Nachbar aufrechtzuhalten, auch als jener längst nicht mehr wollte. Wir hätten sein Bündnis haben können, wenn wir bereit gewesen wären, ihm gewisse Forderungen zu erfüllen. Sie hießen, wie jedermann weiß, Konstantinopel und Lemberg. Wir haben das standhaft abgelehnt, weil es die Vernichtung unseres Verbündeten Österreich-Ungarn und die Preisgabe wichtiger eigener Interessen im Orient bedeutet hätte, und weil beides uns von der immer riesiger anschwellenden russischen Übermacht schlechthin abhängig gemacht hätte. Unser Fehler war nur, daß wir glaubten, dem Kriege mit Rußland entgehen zu können, obwohl wir ihm seine Forderungen abschlugen. Soll ein im Kriege siegreiches Deutschland tun, was es vor dem Kriege nicht tun wollte? Seine Bundesgenossen opfern? Davon kann unter anständigen Menschen nicht die Rede sein. Wie kann man im Ernste meinen, die Neigung, auf seinen alten Wunsch zu verzichten, werde bei Rußland in Zukunft größer sein, um sich nur mit uns gegen England zu verständigen, wenn wir ihm noch dazu einiges Land abgenommen haben? Ist denn nicht hundert gegen eins zu wetten, daß Rußland nun erst recht mit England gegen uns gehen wird, solange es kann?

Man lasse doch endlich diese bequemen Spekulationen auf die Interessengegensätze unserer jetzigen Gegner. Mögen Differenzen auch vorhanden sein, so wiegen sie doch allesamt leicht gegenüber dem gemeinsamen Gegensatz, und die Erfahrungen von zwei Kriegsjahren sollten da doch genügen. Wer heute noch an solche Hausmittelchen glaubt, der ist nicht viel klüger als unsere Gegner, die auf den bayrischen Partikularismus oder auf die Kriegsgegnerschaft der deutschen Sozialdemokraten ihre Rechnung machten. Der alte englisch-russische Gegensatz, auf den Bismarck seine Friedens- und Gleichgewichtspolitik gründete, ist nun einmal bis auf weiteres begraben unter dem Haß beider Mächte (und ihrer Völker, was nicht zu vergessen ist) gegen Deutschland. Wir stehen gegen Ost und West und Nord zugleich im Kampfe, und wer da glaubt, daß diese Stellung mit dem Friedensschluß aufhören wird, der träumt mit wachen Augen. Wenn wir siegen, so haben wir doch für ein Menschenalter mit einem Rachebedürfnis auf allen drei Fronten zu rechnen, gegen das die französische Revanche vor 1914 noch harmlos scheinen wird. Aber wenn wir siegen, wie wir es hoffend und vertrauend erwarten, dann können wir auch dieser Lage die Stirn bieten. Freilich nicht, wenn wir wieder wie früher nach allen Seiten Katzenpfötchen ausstrecken und unser Bedürfnis nach Freundschaft von früh bis spät zur Schau tragen. Hat man einen Krieg, wie den heutigen, siegreich durchgefochten, so darf man abwarten, daß die andern sich um einen bemühen. Sie werden schon kommen, je stolzer und unangreifbarer wir dastehen, desto eher. Wer aber uns heute zumutet, wir sollten uns einen Feind zum unsicheren Zukunftsfreund werben durch Vorschußzahlungen von dem Konto unserer künftigen Sicherheit und Stärke, der rät nicht nur verblendet unklug, der rät auch unwürdig."

Nicht eindringlich genug kann vor einer Unterschätzung der russischen Gefahr gewarnt werden. Wehe uns, wehe unseren Enkeln und Enkelkindern, wehe aller deutschen — und nicht nur fernen! — Zukunft, wenn wir aus diesem Kriege ohne solche Sicherungen nach Osten hervorgehen, wie wir sie nur immer mit dem Aufgebot aller unserer militärischen und politischen Mittel erzwingen können. Denn nur durch Zwang werden wir das unersättliche Ausdehnungsbedürfnis Rußlands in Schranken halten, aber auch nur durch gewaltsame Bändigung der russischen Hybris ein später mögliches ehrliches Einvernehmen mit ihm anbahnen. „Wie oft", erinnert Professor Julius Wolf im „Tag", „hat man die Angriffskraft der Russen bereits erschöpft geglaubt! Wieviel siegreiche Schlachten sind ihnen geliefert worden! Millionen von ihnen sind bereits den Weg alles Fleisches gegangen, und doch dringen sie wieder mit einer Übermacht, die Augenzeugen gelegentlich als fünffach und stärker bezeichnet haben, auf die Österreicher und Ungarn ein. Der österreichische General Borovic mochte recht gehabt haben, als er zu Beginn des Krieges nach den ersten Erfolgen der Russen gegen die Österreicher meinte: ‚Jetzt kämpfen sie je drei gegen einen von uns, man warte die Zeit ab, wo ein oder zwei Russen gegen einen Österreicher stehen werden.' Die Zeit kam und mit ihr die österreichischen Erfolge, aber die Zeit wurde abgelöst durch eine solche, wo neue russische Armeen aus dem Boden gestampft waren, und wo, wenn auch das mit der fünf- und sechsfachen Übermacht nicht stimmen mag, doch wohl wieder drei Russen gegen einen Österreicher

standen. Das Geheimnis dieser Erneuerungsfähigkeit liegt selbstverständlich bei den ungezählten Millionen, über die das russische Reich mehr als Deutschland oder Österreich-Ungarn und auch beide zusammen verfügt.

Als ich 1912 ein größeres Werk über den Geburtenrückgang mit dem Ausblick auf die slawische Gefahr schloß, war das Gegenstand des Achselzuckens vieler. Die Gefahr schien damals so gar nicht vor der Tür zu stehen. Daß schon die Bevölkerungsüberzahl als solche Überfallsgelüste anregt und die Gefahr einer Expansionspolitik ins Ungemessene in sich trägt, schien eine vielleicht blendende, aber keineswegs gesicherte ‚Wahrheit'. Wie oft bin ich noch während des Krieges darauf hingewiesen worden, daß nicht die Zahl, sondern die Qualität der Menschen es mache. Sicher ist das ‚Wenig aber gut' dem ‚Viel, aber schlecht' vorzuziehen. Aber das ‚Viel' ist nicht notwendig mit dem ‚Schlecht' verbunden.

Was also die Zahlen betrifft, so war bei jeder Gelegenheit von mir darauf hingewiesen worden, daß das europäische Rußland allein 1800 um 14,5, 1850 um 24,6, 1910 aber um 69 Millionen mehr Menschen besessen habe als Deutschland. Zu den 140 Millionen des europäischen Rußland kamen 1910 über 32 Millionen des asiatischen, so daß der Vorsprung Rußlands gegen Deutschland in 110 Jahren um nicht weniger als 85 Millionen auf rund 100 Millionen gewachsen war. Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß dieser Vorsprung noch auf lange hinaus sich mit jedem Jahre vergrößern wird. ‚Er kann', so durfte ausgesprochen werden, ‚um die Mitte unseres Jahrhunderts sehr wohl bereits die 150 Millionen betragen.' Unter Berufung auf einen von Professor Dade erstatteten enthusiastischen Bericht über eine 1912 von der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung unternommene Studienreise durch Rußland wurde belegt, daß Rußland immer noch ‚leer' sei: ‚In Deutschland intensive Kultur des Bodens und ein dichter Stand der Feldfrüchte, neben Getreideflächen ausgedehnte Kleeschläge und Hackfruchtfelder, dagegen in Rußland extensiver Anbau und nur weitausgedehnte Weide- und Getreideflächen.'

So will ich denn hiermit und in aller Deutlichkeit aussprechen, daß die Einschätzung des russischen Vorsprungs auf Mitte des 20. Jahrhunderts mit 150 Millionen eine zweifellos noch zu bescheidene ist. Die Zahl der Geburten in Rußland ist für 1914 (von Oldenburg) mit 8 Millionen berechnet worden, und wenn auch die Sterblichkeit enorm ist, 1914 etwa 4,4 Millionen, so ergibt das doch einen Geburtenüberschuß von gut 3½ Millionen. Diese 3½ Millionen sind mit dem Geburtenüberschuß Deutschlands in 1913 von 834000 Menschen zu vergleichen. Der russische Geburtenüberschuß ist also gut der vierfache des deutschen. Und nimmt man an, Deutschland liefere durch seinen Geburtenüberschuß jährlich das Material für ein neues Armeekorps, so liefert Rußland das für deren vier! Das gilt für heute. Was aber das ‚Morgen' betrifft, so kann dreist gesagt werden, daß ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß in einer Zeit, wo Deutschland auf seinem gegenwärtigen Areal noch keine 100 Millionen, ja vermutlich nicht über 80 Millionen haben wird, die Bevölkerungsziffer des europäischen und asiatischen Rußland zwischen 300 und 400 Millionen stehen wird. Der Statistiker Ballod hat bereits von 400 Millionen in 50 Jahren von heute gesprochen. Die Sterblichkeit in Rußland

ist eben in bemerkenswertem Rückgang begriffen, und das Sinken der Geburtlichkeit deutet sich erst ganz leise an!

Auf diese Entwicklungen wird hier aufmerksam gemacht, weil sie unserer Außenpolitik gewisse Richtlinien vorschreiben. Rußland wird, wenn es nicht auseinanderfällt, eine formidable Masse bleiben, die andere Völker, wenn sie sich nicht beizeiten zusammentun, zu erdrücken vermag. Auch seine ‚Rückständigkeit', die den einzelnen Mann minderwertig macht, wird mit jedem Jahre geringer. Das hat auch dieser Krieg bewiesen, wo Rußland sich auf dem Gebiete der Organisation weitgehenden Ansprüchen gewachsen zeigte und demjenigen, der aus dem Rußland des Japanischen Krieges auf das von 1914/16 schloß, Überraschungen genug bereitet hat. Für das ‚Woher' sei unter anderem darauf verwiesen, daß die Zahl der Analphabeten im russischen Heer von 60,4 in 1903 auf 30,7 in 1911 zurückgegangen ist. Auch der schon erwähnte Rückgang der Sterblichkeit wäre ohne eine Hebung des allgemeinen Kulturniveaus nicht denkbar gewesen. Immer bleibt Rußland ein ‚Koloß', und zwar keiner mehr auf ‚tönernen Füßen'. Seine Beine haben an Standfestigkeit erheblich gewonnen."

Und sie wissen auch gut auszuschreiten, das haben wir und unsere österreichisch-ungarischen Bundes- und Schicksalsbrüder nun zum zweiten Male in diesem Kriege erfahren müssen. Es ist Zeit, mit der Fabel von den „tönernen Füßen" aufzuräumen, den russischen Stier an den Hörnern zu packen und ihn so weit in seinen asiatischen Urwald zurückzudrängen, daß er Weg und Wiederkunft in den „durchseuchten Westen" ein für allemal vergißt.

Fast will es scheinen, als ob uns die englische Seeschlange (die freilich nicht die aus der Saurengurkenzeit ist!) doch etwas zu reichlich von dem russischen Auerochsen abgelenkt hat. Wie sich weite Kreise bei uns durch die „Gutmütigkeit" der russischen „breiten Natur" über die ungebändigten Instinkte des Untiers Rußland haben täuschen lassen, so haben wir uns auch politisch in Tagen, die hoffentlich für immer vorüber sind, nur zu oft und zu lange mit russischen Trinkgeldern und den dazu gehörigen Fußtritten abfinden lassen. Für den russischen Größenwahn gibt es nur eine Kur: die Hindenburg-Kur — mit entsprechender politischer Nachkur.

Vor lauter englischen Bäumen sehen wir den russischen Wald nicht mehr. Wir haben leider nicht nur einen „Hauptfeind". Die Wahrheit ist, daß England der eine, Rußland aber der andere „Hauptfeind" ist. Ist das nicht wieder deutsche Sentimentalität, auf eine Formel gebrachte politische Gedankenschwäche, — dies Gerede von „dem" Feind? Sind denn Ostpreußen und Galizien schon ganz vergessen? Und was würden wir von den „ritterlichen" Franzosen erleben, denen noch immer so manches deutsche Herz in heimlicher Liebe verschämt entgegenglüht, wenn sie in die angenehme Lage kämen, uns einen freundnachbarlichen Besuch etwa in einer deutschen Residenz oder gar in Berlin (und Potsdam natürlich!) abzustatten? Die historischen „Erinnerungsfeiern" möchte ich selbst unseren verliebtesten Franzosenschwärmern nicht wünschen! Aber sie werden nicht alle, und — „wo still ein Herz in Liebe glüht", da möchte ich auch nicht „daran rühren"; ob es nun für England, Rußland, Frankreich, Italien, Japan und so weiter „glüht". Des Deutschen Vaterland muß größer sein, — wenn es die andern haben sollen.



Kriegsziele

So wahr England heute die treibende Kraft, die Seele und der Kopf des gegen uns wütenden Vernichtungskampfes ist, so wenig wir mit England zu einer mehr als nur einseitigen „Verständigung" gelangen werden, ohne daß wir ihm zuvor die innige Überzeugung von dem Wahnwitze seines Unternehmens durch rücksichtslose Anwendung aller uns zu Gebote stehenden Machtmittel beigebracht haben, — so wahr bleibt die russische Gefahr heute und morgen und in alle Zukunft als schicksalsschwangere schwarze Wolke, als ewige Drohung zu unseren Häupten stehen, wenn wir sie nicht schon in diesem Kriege zu beschwören wissen. Darüber kann sich niemand täuschen, der auch nur die nüchternen zahlenmäßigen Feststellungen und Vergleiche des Professors Julius Wolf (s. Tagebuch dieses Heftes) in ihrer erschreckenden Tragweite ermißt.

Darum — bei allem berechtigten, nur zu unterstützenden Eifer gegen England —: „Vergeßt Rußland nicht!" Die Mahnung wird hier nicht zum ersten Male ausgesprochen, sie tut aber immer wieder not, denn es hat fast den Anschein, als ob Kreise und Männer, mit deren äußerpolitischen Zielen ich mich im übrigen völlig einig weiß, sich von der einseitigen Gegnerschaft gegen England in einem Maße aufsaugen, um nicht zu sagen hypnotisieren lassen, das kaum noch die nötige Beachtung der anderen Gegner gestattet. Auch die einseitige Englandbekämpfung kann sich zu einer ernsten Gefahr auswachsen, weil den klaren Blick und das überlegene Urteil über das große Zusammenspiel aller in diesem Kriege ineinandergreifenden Kräfte trübend. Es ist auch nicht alles erreichbar, was wünschenswert ist; daß ich persönlich ein noch so berechtigtes Bedürfnis geltend mache, verbürgt mir noch nicht, daß es auch befriedigt wird; die Überschätzung der eigenen Kraft kann ebenso zum Verhängnis werden, wie die Unterschätzung, und die Politik ist allerdings die „Kunst des Möglichen". Der stärkste Bogen kann überspannt werden, und die letzte Entscheidung liegt in den Seelen und Leibern derer, die draußen für uns einstehen. Sie mit ihrer ganzen Kraft, — ob wir daheim aber auch? Sind wir nicht immer noch zu zaghaft gegen unsere Feinde, zu weich gegen uns selbst? Wir würden vielleicht weniger weich gegen uns selbst sein, würden uns selbst weniger schonen, wenn das Bewußtsein uns trüge, daß unsere Feinde in jeder Richtung und in jedem Sinne mit der selben Schonungslosigkeit bekämpft werden, mit der sie uns bekämpfen. Hier aber

leidet schon der Gerechtigkeitssinn unseres Volkes not —: „uns will man morden, meucheln, und wir nehmen noch Rücksichten?"

Es ist richtig, daß Herr von Bethmann Hollweg sich über die Kriegsziele im Westen mit bewußter Zurückhaltung und mehr negativ als positiv geäußert hat, und es war nicht nötig, daß dieser „negative" Eindruck durch die bekannte „Indiskretion" des sozialdemokratischen Führers Scheidemann und gewisse andere unberufene und ungeschickte Kundgebungen noch peinlich verstärkt und dadurch erst herrschend wurde. Darüber sollten aber die Erklärungen des Kanzlers über die Kriegsziele im Osten nicht geringer geschätzt werden, als sie ihrer Bedeutung nach gewertet werden müssen. Und diese ist keine geringe. Die hier gesteckten Ziele gilt es als Grundlinien festzuhalten und — mit Gott und Hindenburg — womöglich weiter hinaus zu stecken. Es ist doch so: kann uns Rußland nicht in den Rücken fallen, dann spielen wir England ganz anders auf; haben wir den Engländer nicht in der Flanke, dann dürfen wir — mit unseren Bundesbrüdern — es schon mit Rußland darauf ankommen lassen. J. E. Frhr. v. Grotthuß

* * *

Das Problem Polen

Graf Monts, früher kaiserlich deutscher Botschafter, entrollt im „Berliner Tageblatt" ein Programm der „Polnischen Frage", aus dem ich den Türmerlesern um so lieber das Grundsätzliche mitteile, als ich nicht immer in der Lage war, dem Verfasser beizupflichten. Graf Monts schreibt:

„Seit 1864, in welchem Jahr der letzte polnische Aufstand unterdrückt wurde, hat eine ‚polnische Frage' die Kabinette nicht mehr beschäftigt. Wiederbelebt ist sie lediglich durch die unvergleichlichen Siege der Zentralmächte, denen es gelang, die russischen Millionenheere aus weiten, nicht nur von Polen bewohnten Gebieten des Zarenreiches zu verjagen. Diese Erfolge waren nur unter großen Opfern zu erringen, abgesehen davon, daß der Krieg für das Deutsche und das Habsburger Reich um Sein oder Nichtsein ging. Für polnische Patrioten wird es schmerzlich sein, daß in diesen Schlachten Polen gegen Polen standen, daß nirgends in Kongreßpolen etwas von dem Geiste zu spüren war, der 1830 die Nation zum so gut wie hoffnungslosen Heldenkampfe gegen die Unterdrücker hinriß, ja, daß im Gegenteil noch heute viele ihrer Landsleute zur russischen Fahne schwören. Wenn man entschuldigend auch einwendet, daß den Deutschen polnische Herzen nicht ohne weiteres entgegenschlagen konnten, und daß eine Volkserhebung angesichts der erdrückenden russischen Übermacht bedenklich gewesen wäre, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß die Befreiung Kongreßpolens ohne Wettbewerb seiner Bewohner erfolgte. So tapfer und zuverlässig, wie sich die im preußischen oder österreichischen Staatsverbande stehenden Polen schlugen, ebenso hingebend und mutig kämpfte der polnische Offizier und Soldat unter der Knute des weißen Zaren. Es ist ferner notorisch, daß große Adelsfamilien und reiche Industrielle Zentralpolens ängstlich Fühlung mit Petersburg nahmen, wie ja auch gerade in diesen Kreisen vielfach dem Tschinownik nachgetrauert wird, der gegen genau tarifierte Gebühren den oberen Tausend jede Willkür gegen die misera contribuens plebs gestattete. Während früher die polnische Frage von polnischen Patrioten immer erneut in den Vordergrund der politischen Bühne Europas geschoben, doch nie gelöst wurde, ist in dem gegenwärtigen Weltkriege allein von Deutschland und Österreich-Ungarn durch Blut und Eisen der Bann gebrochen worden. Die Verbündeten kämpften ihren schweren Kampf aber nicht der Wiedererrichtung Polens, sondern ihrer Selbsterhal-

tung halber. Wenn ein glorreicher Friede, wie ihn jeder Deutsche, Österreicher, Ungar erhofft, dauernd die Grenzsteine des Moskowiterreichs nach Osten verschiebt, so dürfte es logisch und billig sein, daß bei Organisierung des Genommenen die Sieger zunächst und in allererster Linie ihre eigenen Interessen berücksichtigen."

Auch auf die Leitsätze, die Graf Monts sonst noch aufstellt, wird man bei der Regelung der Frage zurückgreifen müssen, weil sie staatsmännisch wohl das Klügste sind, was darüber öffentlich gesagt werden durfte. Hier nur die folgenden Sätze:

„Deutschland wird ebensowenig wie Österreich-Ungarn diese Schutzwehr (einer auch in Friedenszeiten zu besetzenden Limes gegen Rußland) irgendeinem anderen Staatsgebilde anvertrauen wollen, auch würde ein polnischer Mittelstaat materiell gar nicht in der Lage sein, die Formen zu finden und die Gelder aufzubringen für einen solchen modernen und kostspieligen Defensivgürtel. Betreffs der zwischen diesem und den eigenen Grenzen liegenden Länder werden das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn genötigt sein, zwei Forderungen zu stellen: unbedingte Beherrschung aller Verbindungen und weiter Bereitstellung auch der Bürger dieser Länder für die gemeinsame Landwehr."

Weiter:

„Ist das Habsburger Reich (neben den Aufgaben, die seiner im Südosten und an der Adria harren) stark genug, auch noch eine Angliederung Polens, wie sie Graf Andrassy ins Auge faßte, erfolgreich durchzuführen? Ist namentlich die dualistische Form tragfähig genug für eine so gewaltige Doppelaufgabe? ...

Für Deutschland wird wohl allgemein als richtig erkannt, daß gegebenenfalls eine Verbindung mit Polen nur in losester Form, z. B. einer Personalunion oder eines Schutzstaatverhältnisses möglich wäre. Deutschland ist ein Nationalstaat; ein geschlossenes polnisches Sprachgebiet, wie es z. B. in Westgalizien besteht, existiert bei uns nicht. Die polnischen Reichsangehörigen wohnen durchsetzt mit Deutschen, die Zugehörigkeit der Posener und westpreußischen Landstriche zum Königreich Preußen ist für Deutschland eine geographische Notwendigkeit und außerhalb aller Erörterung. Hiermit muß sich Kongreßpolen abfinden. Auch Österreich wird nach einem siegreichen, überaus opfer- und gefahrvollen Kriege nicht zuzumuten sein, daß es große Teile einer Grenzprovinz an eine staatliche Neubildung abtritt, deren Lebensfähigkeit erst noch zu erweisen sein wird. Immerhin ist einzuräumen, daß Zisleithanien auch ohne Galizien existieren kann, im Gegensatz zum ostelbischen Preußen, das ohne die Regierungsbezirke Posen, Bromberg oder Marienwerder Zusammenhang und Halt verlöre."

Und die Polen?

„Selbst als 1905 und 1906 schwere Tage über Rußland hereinbrachen, blieben die polnischen Provinzen ruhig. An eine Losreißung und Sprengung der Sklavenketten dachten selbst die Extremsten nicht. Man war durch die Macht der Verhältnisse immer mehr in das russische breite Leben und leider auch in die russische bodenlose Korruption hineingewachsen. Wenn je Zukunftshoffnungen laut wurden, so gingen sie auf allmähliche Vereinigung aller Polen unter dem Zepter der Romanows."

Aber die Polen halten ihr Schicksal in eigener Hand:

„Die verbündeten Mächte werden die Führung, ich gebrauche absichtlich nicht das Wort Herrschaft, bis auf weiteres behalten müssen. Je schneller sich aber die Polen in die neuen Verhältnisse, in das mitteleuropäische System einleben, je eher wird es möglich sein, ihnen eine immer weiter reichende Autonomie zu gewähren, bis sie dermaleinst ganz auf eigenen Füßen stehen können. So denke ich mir die Lösung der polnischen Frage, Schritt für Schritt, und indem man der Zeit gewisse Probleme vorbehält, deren sofortige Erledigung schon aus materiellen Gründen einfach unmöglich und der Gipfel politischer Unklugheit wäre."

Die frühere preußische Polenpolitik hat gewiß verkehrte Wege eingeschlagen, um so verkehrter, je mehr sie sich kreuzten. Das ist im Türmer — wie oft! — mit aller Deutlichkeit gesagt worden. Heute aber haben wir uns auf den Boden der Tatsachen zu stellen, ob wir sie nun verschuldet haben mögen oder nicht. Vorwärts! ist die Losung. Gr.

*

Die Pflicht der Mitverantwortlichen

Friedrich Naumann gab im „Berl. Tageblatt" seiner Meinung Ausdruck, daß niemand dem allein verantwortlichen Reichskanzler in die politische Führung des Krieges hineinzureden habe. Man lasse ja auch den Kapitän oben auf der Schiffsbrücke, oder den Chauffeur, der schwere Kurven fährt, oder den Arzt, der operiert, während dieser Handlungen in Ruhe. „Sollte Herr Naumann", fragt die „Deutsche Tageszeitung", „wirklich nicht wissen, daß — von dem Auto können wir wohl absehen — schon manches Schiff vor einem verderblichen Kurse und manche Operation vor einem verhängnisvollen Fehlgriff dadurch bewahrt worden ist, daß die Personen, die sich mitverantwortlich fühlten, den Kapitän oder Arzt nicht in Ruhe ließen? Wir möchten aber auf ein bekanntes Beispiel aus unserer Geschichte zurückgreifen: Als es galt, Preußen vor einem Jahrhundert von der Fremdherrschaft zu befreien, hat es auch schon Patrioten gegeben, die nicht nur manches gesagt, sondern auch wie York, Stein und die Ostpreußen getan haben, wozu sie nach formellem Recht nicht ‚berufen' waren. Das sittliche Recht dieser Männer aber hat noch niemand bezweifelt; und was Disziplin ist, wußten diese Altpreußen wohl noch etwas besser als unsere modernsten Schulenburge, die völlig übersehen, daß Krieg nicht nur höchste Disziplin, sondern zugleich auch, unter Umständen selbst für den Soldaten, höchste Freiheit des Handelns nach der Verantwortlichkeit des Gewissens ist. Die äußeren Umstände sind gewiß sehr verschieden; aber heute handelt es sich ja auch nicht um formell zweifellos rechtswidrige Tat, sondern um in völlig rechtlichem Rahmen gehaltenen Rat. Die Frage des inneren Rechts aber ist genau die gleiche: daß Männer, die sich in einer Lage, wo es um Sein oder Nichtsein von Staat und Volk geht, mitverantwortlich fühlen, höchste und schwerste Pflicht tun."

*

Ob Recht oder Unrecht — fürs Vaterland!

Gegen dieses Wort (Our country, right or wrong) hat vor Jahren ein liberaler Engländer, Herbert Spencer, in einer Arbeit über Patriotismus (Facts and Comments, London 1902) Verwahrung eingelegt. Wenn England einmal im Unrecht sei, so bedeute das Wort „Nieder mit dem Recht! Hoch das Unrecht!" Das sei verwerflich. Nur Verteidigungskriege könnten gerechtfertigt werden.

Das vielgenannte Wort ist nicht englischen, sondern amerikanischen Ursprungs und wird in England nicht voll anerkannt. Denn nach englischer Auffassung kann England überhaupt nicht Unrecht tun und hat es niemals getan. Es ist stets im Recht. Überdies haben englische Geschichtschreiber, wie Georg Peel, in dicken Büchern nachgewiesen, daß England allezeit nur Verteidigungskriege führte. Eine jede englische Eroberung sei nur „vorbeugende Besitzergreifung" im Interesse von Frieden, Zivilisation, Freiheit und dergleichen gewesen, so zuletzt die Eroberung der Burenrepubliken.

Nach der englischen Verfassung kann der König nicht Unrecht tun. Dieses theoretische Vorrecht beansprucht England praktisch für sich gegenüber anderen Völkern. Was es seit Jahrhunderten übte, war das Recht des Stärksten. Ist es nicht mehr die stärkste Macht, so wird es wohl oder übel in bezug auf Recht und Unrecht umlernen. Die Pathologie des englischen Rechtsbegriffs wäre zunächst an Irland festzustellen.

*

Die Friedensgackerer

Nicht der Türmer hat diesen Ausdruck geprägt, sondern — „ein Feldgrauer“, der den Gackerern in der „München-Augsburger Abendzeitung“ zu verstehen gibt:

Wieder einmal von der Front auf hoffentlich nur kurze Zeit „zur Reparatur“ in die Heimat zurückgekehrt, muß ich doch sagen, wie sehr wir uns dort draußen wundern und verwundern über all die mannigfaltigen Ausschüsse, Nationalausschüsse, Friedensausschüsse und Gott weiß was für -schüsse, die im wohlbehüteten Frieden der Heimat letzter Zeit so üppig aus dem Boden sprießen.

Was wollen eigentlich diese Leute? Und warum gackern sie so emsig über ungelegte Eier? so fragen wir alle draußen verwundert, wo wir uns das Verwundern auch über das Stärkste, wie über das Unbegreiflichste und — Dümmste schon längst abgewöhnt haben. Diese Ausschußleute, die Hunger und Not, Trommelfeuer und Sturmangriff und all das Schwere des Krieges nur aus den Berichten der Zeitungen oder aus stolz herumgereichten Feldpostbriefen kennen, — diese Leute, die sich so bieder ihren geehrten und gelehrten Schädel zerbrechen darüber, was später mit dem geschehen soll, was wir geschafft haben und stündlich in bitterer Todesnot schaffen, — diese Leute sollen uns wenigstens die eine Freude bereiten, daß sie so lange ihren Schnabel halten, bis wir draußen so weit sind. — Denn jetzt dürfte die Stunde zum Gackern (wir Feldsoldaten kennen keinen anderen, vielleicht höflicheren Ausdruck) wahrlich nicht da sein. Im Osten und Westen stürmt und flutet es heran gegen unsere Stellungen in einer Weise, wie sich's diese Alleswisser bestimmt nicht vorstellen können. Wir halten stand, so gut wir können, hart, mit zusammengebissenen Zähnen in verzweifelter Blutarbeit für unsere Heimat und unsere Lieben; ohne viel Worte, aber wir halten aus.

Und da fangen sie in der Heimat an, von Vorbereitung für ehrenvollen Frieden zu — gackern; ich finde immer noch keinen anderen Ausdruck. Wir greifen uns an den Kopf, wir draußen, über diese Professoren und aus- und abgediente Minister und Industriebarone und was sonst für berufene, auserlesene und erlauchte Persönlichkeiten, die für uns nicht das Volk darstellen. — Wissen diese Leute denn nicht, wie sehr die Feinde all dies Getue mißdeuten? Wie sehr dies Getue die Widerstandskraft des Feindes immer wieder stärken muß? Und wer muß dann die Zeche bezahlen für jede Stunde, jeden Tag und jede Woche, die der Krieg länger dauert? Vielleicht diese erlauchten Personen, die uns einen Frieden bereiten wollen? Nein! Wir müssen die Zeche bezahlen, wir Feldsoldaten draußen, mit unserem Blute; und es stirbt sich nicht leicht, nicht so leicht, wie die eitlen Wichtigtuer dort hinten meinen!

Darum, solange der Krieg noch so steht wie jetzt, solange wir nicht den vollen Sieg in sicheren, festen Händen halten, so lange mögen sich doch diese Leute ums Himmels willen gedulden können; so lange sind die Nationalausschüsse zur Vorbereitung eines ehrenvollen Friedens nicht hinter der Front in behaglich ausgestatteten Versammlungsräumen, sondern der Nationalausschuß zur Vorbereitung eines ehrenvollen Friedens befindet sich im Schützengraben; das sind wir, und wir ersuchen jene Alleswisser höflich aber dringend, sich wenigstens in einem Punkt nach uns und unserer Losung zu richten. Die lautet kurz und bündig: Erst kämpfen und siegen, bis dahin aber das Maul halten!

*

Harden für Deutschlands Feinde

Die „Wahrheit“ zählt die Fälle auf, in denen sich Maximilian Harden in seiner „Zukunft“ während dieses Krieges an Deutschland versündigt hat. Sie begannen mit der Prophezeiung: „Schon vor dem ersten Schwertstreich ein verlorener Krieg“, fanden ihre Fortsetzung in seiner Verherrlichung des italienischen Treubruchs (was ihm Jubelhymnen in Italien eintrug) und schienen mit einer Apotheose für Frankreich ihr vorläufiges Ende ge-

funden zu haben. Sie ‚schienen‘, denn sie haben es tatsächlich nicht. Jetzt hat nämlich Harden auch für Amerika sein Herz entdeckt, und er findet alles schön in der Ordnung, was dort drüben gesagt und getan worden ist. Seinen Dank hat er auch schon weg. Die ‚New York Times‘, das gelesenste deutschfeindliche [waschecht englische!] Blatt der Vereinigten Staaten, bringen nämlich einen langen Jubelartikel über ihn, der folgende Überschriften trägt:

HARDEN DEFENDS WILSON'S STAND
German Editor Publishes an Arrangement of Berlin's Course Toward United States.
WARNS AGAINST WAR
Argues for Our Right to Sell Munitions and Points to German Plots Here.

Und die ‚Daily Mail‘ schrieb dieser Tage: ‚Wenn auch jetzt die Deutschen mutvoll und einig sind, so werden sie sich als die größten Feiglinge zeigen, sobald sie eine fühlbare Niederlage erlitten haben. Deutschland wird dann wie ein Kartenhaus zusammenfallen. Die gegenwärtigen Ereignisse an der Westfront werden den Deutschen noch verborgen gehalten. Sicher wird aber eine Zeit kommen, wo nichts mehr verheimlicht werden kann. Wenn die Deutschen sehen, daß sie verlieren, wird eine unerhörte Panik, vielleicht sogar Revolution ausbrechen. Maximilian Harden ist vielleicht der einzige Mann im Lande, der jetzt schon offen die Wahrheit sagt.‘

Daß Herr Harden sich von den Engländern sagen lassen muß, er — ausgerechnet: er! — sei der einzige Mann im Lande, der jetzt schon offen die Wahrheit sage, ist eine herbe Pille. Aber er wird sie, wie wir ihn kennen, verzuckert schlucken.“

*

Das U-Boot

Welche kaum zu überschätzende Erleichterung für unsere Kriegführung zu Lande das Unterseeboot bedeuten könnte, wird in der „Goslarschen Zeitung“ dargelegt:

„Unter den derzeitigen Beschränkungen, die den U-Booten auferlegt sind, ist allerdings auch ein erfolgreicher Kampf gegen den militärischen Transportverkehr über den Ärmelkanal unmöglich, weil diese militärischen Transportschiffe als solche von außen nicht kenntlich gemacht sind, stets also eine Verwechslung möglich ist ... Man kann wohl fragen, ob die große englisch-französische Offensive an der Somme überhaupt möglich gewesen wäre, wenn die deutsche Regierung sich im Frühjahre aus politischen Gründen zu dem rücksichtslosen U-Boot-Kriege hätte entschließen können. Wir haben ja doch gesehen, wie England schon bei dem früheren, beschränkten U-Boot-Krieg im höchsten Grade nervös wurde. Dieser Zustand wäre bei dem rücksichtslosen U-Boot-Krieg ganz selbstverständlich im höchsten Grade verschärft worden, und er wäre desto mehr verschärft worden, je mehr dieser rücksichtslose U-Boot-Krieg vorangeschritten wäre. Die volle Aufmerksamkeit Englands wäre durch einen solchen U-Boot-Krieg gefesselt worden, seine ganzen Reserven wären durch ihn angespannt worden. England hatte nämlich die Gefahr, die ein solcher U-Boot-Krieg ihm bringen würde, vollständig erkannt, und gerade in Erkenntnis dieser Gefahr hätte England alle seine Kräfte, die materiellen sowohl wie die personellen Kräfte, zur Abwehr dieses England an die Lebenswurzel treffenden U-Boot-Krieges verwenden müssen, es hätte aber noch mehr materielle und personelle Kräfte, als es zu dieser Abwehr hätte verwenden müssen, für die spätere Abwehr zur Verfügung halten müssen, da es natürlich für England nie zu übersehen gewesen wäre, wann dieser U-Boot-Krieg seinen Höhepunkt erreichte und welche Ereignisse im Zusammenhang mit ihm noch eintreten würden. Man muß deshalb sagen, daß sich für England bei einem rücksichtslosen U-Boot-Krieg der ganze Schwerpunkt des Krieges verschoben hätte, und das sowohl moralisch wie praktisch. Das hätte selbstverständlich seine sehr schwerwiegenden Wirkungen sowohl auf den Seekrieg als auch auf den Landkrieg ausgeübt. Die englische Flotte hätte zunächst einmal die unbedingte Notwendigkeit gehabt, zahlreiche Torpedopoote

usw. zur Verfügung zu stellen, noch zahlreichere Wachtschiffe hätten besetzt und bewaffnet werden müssen. Die englische Flotte wäre durch diese Maßnahmen ganz erheblich geschwächt und in ihrer Aktionsfähigkeit beeinträchtigt worden. Dadurch hätten sich natürlich für unsere Flotte ganz besonders günstige Wirkungsmöglichkeiten ergeben. Wenn wir uns diesen Gedanken im Zusammenhang mit der Seeschlacht vor dem Skagerrak ausmalen, so gelangen wir zu einem Bilde, das wir in seiner Größe lieber gar nicht schauen möchten, um nicht zu trauern, daß es nicht Wirklichkeit werden konnte. Daß der deutschen Flottenleitung an der flandrischen Küste Seestreitkräfte zur Verfügung stehen, ist bekannt. Daß darunter auch die U-Boote keine unbedeutende Rolle spielen, ist ferner bekannt und wäre in anderem Falle auch als selbstverständlich anzunehmen. Wir sind von der Ankunft des U-Handelsbootes ‚Deutschland' in Baltimore ausgegangen. Gerade diese U-Handelsboote zeigen ja aber auch, daß die letzten neuen Erfolge der U-Boot-Technik noch gar nicht bekannt sind. Auch die Gegner eines rücksichtslosen U-Boot-Krieges weisen ja darauf hin, daß sich die Wirksamkeit und Kampfkraft der U-Boote noch ständig verbessern und erhöhen könnte."

*

Der sogenannte National-ausschuß

Fürst Wedel, dem diese merkwürdige Gründung für einen „ehrenvollen" Frieden ihr Dasein verdankt, so wird im „Größeren Deutschland" ausgeführt, hat als Staatsmann keine so großen Verdienste, daß sein Name schon als Programm wirken könnte. Seine Amtszeit als Statthalter von Elsaß-Lothringen ist gekennzeichnet durch sein eigenartiges Anpassungssystem. Er wollte, daß das Reichsland und die Regierung sich ineinanderschmiegten, und da die Bevölkerung nicht bereit war, sich der Regierung anzupassen, so paßte sich eben die Regierung mit der Kunst des Verstehens und des Verzeihens so sehr an die Bevölkerung an, daß die Franzosenfreunde immer freier ihr Haupt erhoben und immer offener die sinkende Achtung vor der Staatsgewalt zeigten ... Er lebte als eine stille Größe abseits vom Schauplatz aller Ereignisse, ertrug mit Fassung den Schmerz, daß die durch seine Anpassungskunst bearbeiteten Objekte, wie Blumenthal und Wetterlé, bei Ausbruch des Krieges als recht üble Subjekte vor dem deutschen Heere entsprangen und auf französischem Boden ohne Dankbarkeit für die erwiesene Liebe jenseits der Grenzen das Deutschtum heruntersetzten und vor den Franzosen mit hündischem Wedeln zu Boden lagen.

Diese Erinnerungen an eine mißlungene Politik dienen nicht zur Empfehlung eines Mannes, der gerade für die nationalen Notwendigkeiten unseres Volkes durch sein Einfühlen in eine fremde, dazu noch ausgesprochen deutschfeindliche Denkweise einen Mangel an den Empfindungen gezeigt hat, die für einen ehrenvollen Frieden notwendig sind.

Der Titel legt übrigens manche Gedanken und Vermutungen nahe, zu denen man auch Stellung nehmen muß. Will der Verein vielleicht auf ein ähnliches Ziel hinaus, wie die Sozialisten es anstreben, die da meinen, daß die Anregung zum Friedensschluß von unserer Seite ausgehen müsse? Dieser Gedanke wäre ein gefährliches Beginnen. Eine Friedensorganisation während des Krieges muß nach innen die Kräfte lähmen und nach außen die gegnerische Energie beflügeln. Wir haben den Krieg nicht begonnen; trotz unserer Erfolge ist der Krieg noch nicht über den Charakter eines Abwehr- und Verteidigungskrieges hinausgewachsen; der vereinigte Wille unserer Feinde zur Fortführung des Krieges besteht noch weiter, und wir müssen darum kämpfend weiter ringen für den Schutz des Vaterlandes und für einen ehrenvollen Frieden ...

Da zum Friedensschluß auch der Wille des Gegners gehört, so fürchten wir, daß die Gründung des Fürsten Wedel die auf die nationale Richtung stilisierte Forderung der Linken ist: Die Waffen nieder! Die Massen setzen sich schon für dieses wenig ehrenvolle Ziel in Bewegung; sonach kann, wenn die Vermutung richtig ist, die Neu-

gründung einen Umschlag der Stimmung erzeugen, die gefährlicher ist als der Krieg selbst.

*

Eine Aufgabe für den Deutschen Nationalausschuß

Diesem Ausschusse mit dem überheblichen und irreführenden Namen gibt der Abgeordnete Paul Fuhrmann in der „Täglichen Rundschau" einen schätzbaren Wink:

„Wenn die Arbeit des Ausschusses, wie in Aussicht gestellt wird, auf die Sicherung der Zukunft des Reiches gerichtet sein soll, dann muß sie versuchen, die Quelle unserer politischen, militärischen und wirtschaftlichen Bedrängnis, die Ungunst unserer geographischen Lage endlich und dauernd zu beseitigen. Ströme edelsten deutschen Blutes sind seit zwei Jahren geflossen, um militärstrategisch diese ungünstige Lage für den gegenwärtigen Krieg zu verbessern. Wir haben unsere Schützengräben weit in Feindesland vorgeschoben und mit der Besetzung und Befestigung insbesondere der flandrischen Küste eine provisorische Verlängerung unserer unzureichenden Seebasis bewirkt. Es wird die Aufgabe deutscher Staatskunst sein, nach uneingeschränkter Anwendung unserer Machtmittel und unter restloser Ausnutzung der schließlichen militärischen Lage im Westen und im Osten den neu gewonnenen militärischen Herrschaftsbereich beim Friedensschlusse in dem notwendigen Ausmaße in unser politisches Machtgebiet umzuwandeln.

Über zweierlei darf kein Streit sein. Einmal darüber, daß es gelten muß, mit jedem verfügbaren Kampfmittel den Gegner, den wir als den gefährlichsten, als den Hauptfeind nunmehr erkannt haben, niederzuringen. Sodann darüber, daß unsere Zukunft noch bedrohter sein wird, als es jetzt schon die Gegenwart war, wenn wir unsere ungünstige, fremdem Einfall die Tore öffnende und unsere weltpolitische Entwicklung hemmende geographische Lage nicht entschlossen und gründlich ändern. Das gilt für den Osten und Westen. Es gilt vor allem gegenüber England. Will der ‚Deutsche National-Ausschuß' seine Arbeit auf die Erweckung und Vertiefung dieser Erkenntnis im deutschen Volke richten, dann mag seine Gründung neben dem bestehenden ‚Unabhängigen Ausschusse für einen starken deutschen Frieden' überflüssig erscheinen, aber dann soll er als Mitkämpfer willkommen sein. Sollte aber der National-Ausschuß hierbei versagen und wollte er etwa der Frage nach unserem Hauptfeinde und wie er zu schlagen und wie gerade ihm gegenüber unsere militärische, politische und wirtschaftliche Stellung durch den Friedensschluß zu ändern sei, in schwächlicher Kompromißpolitik aus dem Wege gehen, dann würde die Bekämpfung des ‚National-Ausschusses' nationale Pflicht sein."

*

Klopffechterei

Die „Kölnische Zeitung" hatte verfügt, wer es besser machen könne, als Herr von Bethmann, solle „vortreten"; solange man einen Besseren nicht „präsentieren" könne, dürfe man den gegenwärtigen Leiter der Reichspolitik nicht angreifen. Diese eigenartige Einstellung wird in den „Berliner Neuesten Nachrichten", wie folgt, gewürdigt:

„Welch eine Seltsamkeit von dem Kölner Blatte, in die Welt hinauszurufen: ‚Wer beweisen kann, daß er es besser machen kann, der trete vor!' Das ist doch eine höchst bedauerliche Klopffechterei. Man spielt die sachlichen Gegensätze andauernd auf das persönliche Gebiet der hohen Ämterbesetzung hinüber, um den Gegnern durch alle selbstverständlichen Rücksichten auf die Vorrechte der Krone den Mund zuzubinden.

Es ist unkonstitutionell, in dieser Weise politischen Streit auf persönliche Fragen hinauszuspielen. Damit hört jeder sachliche politische Streit auf; und der Absolutismus eines Hausmeiertums, ein Shogunat, würde unangreifbar und unabsetzbar eingeführt sein.

Selbstverständlich gibt es Männer, die die Kenntnisse, die Kraft und die Fähigkeit

besitzen, erste politische Räte Seiner Majestät des Kaisers zu werden. Aber weder dürfen sie ‚hervortreten', noch ziemt es sich, sie im Streit um das Vertrauen zu dem derzeit berufenen ersten Rate der Krone zu nennen. Das ist und bleibt in monarchischer Staatsordnung Kronrecht des Monarchen, seines eigenen Urteils über die Lage und seines Zusammenklingens mit den ihm als heilsam erscheinenden Wünschen des organisierten Volkes, der von politischen Zielen erfüllten Nation. Wer solche Dinge andauernd in die öffentliche Meinung zerrt, vergewaltigt die Vorrechte des Monarchen in der Richtung seiner persönlichen oder politischen Auffassungen.

‚Bis man uns einen Kandidaten präsentiert' — in diese fragwürdige Formulierung entgleisen die Herren Offiziösen, wenn sie im Widerspruch mit der Vernunft des Verfassungsstaates und dem nationalen Interesse, soweit es auf geschichtlichen Wurzeln ruht und dadurch politisch wahrscheinlich gemacht wird, aus sachlichem Meinungsstreit einen Personalhaß, aus auswärtiger Machtpolitik innerpolitischen Kleinzank machen. Die Öffentlichkeit hat sachliche Wünsche zu äußern; die Personalfragen bleiben Vorbehaltsgut der Krone."

Die Aufforderung zum „Vortreten" ist zu gut gemeint —: „Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp' —?" Gr.

*

Franzosendienst

In der „Frankfurter Zeitung" berauscht sich ein Herr August Schmehl im Gefühl der eigenen deutschen Minderwertigkeit gegenüber den ritterlichen, feinen Franzosen. Er selbst hält's für eine geistreiche Plauderei über „die Abende in Kandersteg":

„Nach Tisch kommen vom Bühlbad die französischen Internierten, die mitten in unsere Bedachtheit eine Note von geräuschvoller Eleganz hineinsäen, die verführt und verlockt. Und darüber hebt man die Tafel auf und zerstreut sich. Die einen lesen ein Buch, die andern die Zeitung, man promeniert, man bedenkt sich und schwätzt, und alles ist menschlich, weit ab von der Zeit und ganz jenseits der Ebenen da unten, wo die Interessen der Welt zusammenstoßen und Jammer, Schmerzen die gloire gebären. Eine leichte Frivolität erfüllt uns — wie Mücken im Sonnenschein des Spätnachmittags tanzen wir dem schwindenden Lichte nach: die Dorfstraße belebt sich ... Die französischen Internierten fallen gleich durch ihre schnelle, sichere Grazie auf. Sie gehen leicht, und ihre Schritte sind beschwingt. Das Rot der Hosen und der Mütze ist persönlich wie ihr Mut. Und ihre Gesichter finden ihresgleichen nicht auf dieser Erde. Alte und Junge, man weiß sofort, mit wem man spricht. Und ihre Unterhaltung ist wechselvoll verführerisch und verschönt von jenem feinen Nonsens, der erfreut und einen Logiker wie mich erquickt. Ich selbst aber bin deutsch, bin viel zu artig und werde ein wenig belächelt — nicht bösartig, aber mit jener Skepsis, die sich nach echt gallischer Art gern über alles lustig macht, was schwer, allzu gediegen und trop sérieux ist. Und bin ich's denn nicht? Trotz allem ... Der Pariser. Er hat die feine schmeichelnde Stimme eines gamin, der auf dem Boulevard erzogen ist. Er ist Student und zwanzig Jahre. Klein von Statur, zeigt sein Gesicht in aller seiner Grazie etwas Großes: seine Augen. Sie schwimmen blau und liebestrunken, mit leichter Wehmut und mit tiefem Schmerz, frivol und süß beherzt, auf seinem Antlitz, wie der Kahn der Hoffnung auf einem von Musik bewegten See. Tausendjährige Liebesminne strahlt aus ihnen, oberflächlich, schnell, graziös, wie Irrlichtschein im Sumpf. Und doch wieder so menschlich traumversonnen, daß dieses Jungen Stirn bekränzt ist mit Zauber und mit Glück ... Ce Monsieur de Bordeaux. Er ist schon älter — ich finde seinen Blick gereifter. Und seine Diskussionen sind voller, ponderierter. Wie seines Freundes pariserhafte Seele sich in einer kühnen Haarlocke offenbart, die ihm auf der Stirn eine arabeskenhafte Grazie hinzeichnet, so sind des Bordeauxers Haare streng und schwarz und spiegeln seine stärkere Logik wider.

Er nennt sich und seinen Freund des intellectuels — jedoch von wahrem politischen Verständnis sind beide angenehm gleichweit entfernt, und zwischen aller politesse und Höflichkeit klingt wie ein verborgener Unterton durch: ein wenig dunkle Leidenschaft, ein wenig unbewußte Abneigung. Und diese Abneigung gegen den Deutschen ist spürbarer — wenn auch nicht lästig — bei den Ungebildeteren der Internierten. Und auch da noch ohne großen Schwung. Nur innerlicher, unbewußter. Und säkulare feine und würdige Erziehung dämmen etwaiges Überfließen schicklich ein. Sie alle haben einen guten Anstand und wahren selbst dem Feinde gegenüber die Dehors."

Für Herrn Augustus Schmehl wäre es schon eine Stufe zu der „säkularen feinen und würdigen Erziehung" der ihn mitleidig belächelnden Franzosen, wenn er seinem eigenen Volke gegenüber erst einmal einen „guten Anstand" und „die Dehors zu wahren" lernte.

*

Feindliche Fliegerangriffe und deutsche Öffentlichkeit

An die „Kreuzzeitung" schreibt Professor Dr. Walter Otto:

Der letzte ruchlose Angriff französischer Flieger auf Karlsruhe ist seinerzeit leider dem deutschen Volke erst, nachdem Wochen verstrichen waren, durch eine amtliche Mitteilung in seiner ganzen Schrecklichkeit bekanntgegeben worden. Dem Auslande hat man dagegen baldigst durch Funkspruch genaue Zahlenangaben über die riesigen Opfer an Frauen und Kindern übermittelt, und solche sind dann auch in Karlsruhe selbst weiteren Kreisen schon am Tage nach dem Überfall bekannt gewesen; ihrer Weiterverbreitung in Deutschland ist man freilich anscheinend mit Absicht entgegengetreten. Wenn die erwähnte so sehr verspätete amtliche Mitteilung gleichsam als Entschuldigung der Verspätung bemerkt, man habe erst die amtlichen Feststellungen abschließen müssen, so fragt man sich erstaunt, wie in einem solchen Falle die Ermittlung eine so lange Zeit in Anspruch nehmen kann, und vor allem ist gegenüber dieser Entschuldigung hervorzuheben, daß man ja keine Bedenken getragen hat, dem Auslande schon lange vorher alles Wissenswerte genau zu berichten. Bei dem letzten verabscheuungswürdigen Angriff französischer Flieger auf die drei Schwarzwaldorte vom 17. und 18. Juli ist die amtliche Berichterstattung leider auch wieder erst verhältnismäßig spät erfolgt; während das deutsche Volk erst am 21. Juli über den Vorgang unterrichtet worden ist, haben alle großen Schweizer Blätter bereits am 19. Juli ganz eingehende Berichte gebracht, und mancher Deutsche wird von jener Untat zuerst durch die Zeitungen des Auslandes erfahren haben. Derartige Verspätungen in der Berichterstattung sollten in Zukunft nicht mehr erfolgen; das deutsche Volk hat doch vor allem — ganz anders als das Ausland — den Anspruch darauf, von heimtückischen Überfällen auf seine friedliche Bevölkerung, auf seine Frauen und Kinder sofort und in genauester Weise Kunde zu erhalten. Da ja militärische Interessen durch jene Überfälle nicht berührt werden, können militärische Gründe für das Zurückhalten der Meldungen nicht vorliegen, und dies um so weniger, als das Ausland über die Vorgänge sofort und genau unterrichtet ist. Tritt hier nicht eine Änderung in der Berichterstattung ein, so muß bedauerlicherweise der Eindruck im deutschen Volke entstehen, man scheue sich, dieses über die Untaten unserer Gegner rechtzeitig zu unterrichten. Es ist aber Pflicht der Regierung, dem Auftreten von derartigen Gedanken in der Bevölkerung mit allen Mitteln entgegenzutreten.

Es sei noch die Hoffnung ausgesprochen, daß die für den letzten Fliegerangriff angekündigten Vergeltungsmaßregeln — die armen Opfer von Karlsruhe sind freilich bis heute noch nicht gerächt — sofort und in weitem Umfange zur Ausführung kommen werden; sind doch die von der französischen Heeresleitung an-

gedrohten sogenannten Vergeltungsmaßregeln gegen uns von dieser immer sehr bald vorgenommen worden. Gegen Gegner, wie sie uns beschieden sind, erreicht man mit Milde, mit Abwarten, sie könnten das Unrecht ihrer Kampfesweise einsehen, nur das Gegenteil von dem, was man erhofft. Gerade die Franzosen werden den Krieg um so grausamer führen, je weniger sie sofortige strengste Vergeltung zu befürchten haben. Erst wenn unsere Feinde die volle Kraft unserer Fluggeschwader und Zeppeline, die Wirkung unserer verheerendsten Sprengmittel kennengelernt haben, dürfen wir hoffen, daß unsere friedliche Bevölkerung von Angriffen verschont bleiben wird.

*

Verblendung oder Selbstbetrug?

Einen charakteristischen Beitrag zur Vergewaltigung solcher neutraler Stimmen, die unseren schlichten, sachlichen Heeresberichten mehr Glauben schenken als den wortreichen französischen Phantasiegebilden, enthält der „Basler Anzeiger“ vom 4. Juli 1916, wo sich der militärische Mitarbeiter über die französischen amtlichen Berichte also ausläßt:

„Der Umstand, daß die letzte französische ‚Richtigstellung‘ vorsichtigerweise nur durch die Havasagentur und nicht durch eine amtliche Stelle erfolgt ist, dürfte weiter dazu beitragen, dem deutschen Bericht zu glauben, um so mehr, als von französischer Seite schon wiederholt selbst festgestellt worden ist, daß gerade die Berichte von Verdun gelegentlich zwar sehr geschickt, aber auch um so gründlicher ‚frisiert‘ worden sind. Auch mit der Batterie von Damloup, wo ein gleicher Widerspruch besteht, dürfte es sich ähnlich verhalten. Wir bedauern, an dieser Auffassung von der Lage festhalten zu müssen, auch wenn wir noch weitere anonyme Zuschriften bekommen sollten, in denen man uns mit Totschießen bedroht (!). Es ist übrigens auffällig, wie sich diese anonymen Anrempelungen seit Beginn der neuen Verbandsoffensive wieder häufen und als besonderes Merkmal auch wieder Drohungen enthalten, was seit der ersten Phase des Krieges nur noch selten vorkam ...“

Gestehen sie, die uns feindlich gesinnt sind, mit diesen Drohungen nicht die Ohnmacht ihrer Schwäche ein? Wenn wir's nicht sonst schon wüßten, so erführen wir es jetzt, daß unsere Sache gut steht! Dr. F. E. S.

*

Neue Einheiten

Statt Kriegsschiffen der verschiedenen Arten ist jetzt alles eine „Einheit“. Sinn ist weiter nicht darin, denn auch die Einheiten werden gruppiert und vereinigt. Da man nun schon immer ins Flugwesen nautische Ausdrücke übertrug, ist es den Italienern (Stefani vom 12. Juli) geglückt, auch noch die Flugzeuge als Einheiten einzuführen. „Eine Gruppe unserer Einheiten bombardierte wirksam Parenzo. Vier feindliche Einheiten, die im Süden auftauchten, vermieden es, mit unseren Einheiten Fühlung zu nehmen. Alle unsere Einheiten sind wohlbehalten in ihre Flughäfen zurückgekehrt.“

Vierbund und Vierverband — darin sind sie einig, die Sprache stetig mechanischer, leerer und anschauungsloser zu machen. Ed. H.

*

Der Heerdienst als Erzieher

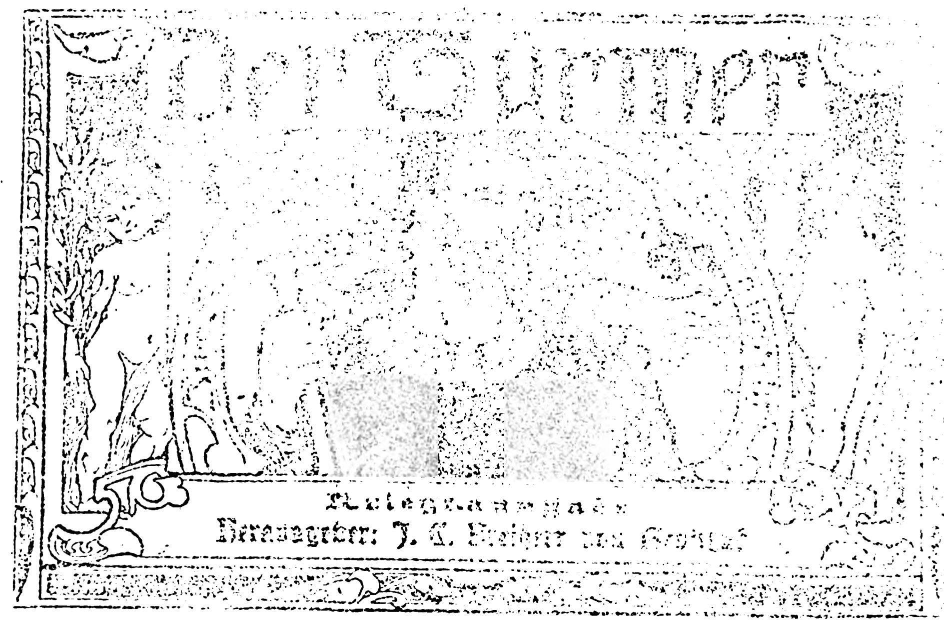
Auf einen der größten Völkerschwindel, die „Bekämpfung des Militarismus“, fällt ein bezeichnendes Licht durch eine Londoner Korrespondenz der Turiner „Stampa“. Sie berichtet von der Abnahme der Liederlichkeit und des Verbrechertums in England und bringt diese Erscheinung mit dem verallgemeinerten Heerdienst in Verbindung. „Die militärische Disziplin ist ein gutes Gegengewicht für die bösen Neigungen dieser Individuen.“ h.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart



Hoffmann von Fallersleben

Beilage zum Türmer



XVIII. Jahrg. Erstes Septemberheft 1916 Heft 23

Die eigene Linie

Von Hedwig von Puttkamer

Vor etwa zwanzig Jahren saß in einem der großen Gasthöfe in Sorrent eine bunte Gesellschaft beim feurigen Falerner beisammen. Die übliche neapolitanische Musikerbande fehlte nicht. Lärm und Lachen waren groß. Das Eigenartige des Ganzen lag in der liebenswürdigen Zutraulichkeit, mit der sich die Vertreter fast aller Nationen des europäischen Festlandes begegneten, es herrschte ein so gemütlicher Ton, als wären sie allesamt eines Stammes und eines Volkes Kinder. Die Verkehrssprache war französisch und englisch zugleich, das jeder mehr oder minder fließend sprach, auch wir Deutsche. Als die Wogen der Begeisterung immer höher schwollen, wurde von den schlauen Musikern die italienische Nationalhymne gefiedelt — man jubelte und die Soldi flogen. Nun wollte jeder sein Volk geehrt sehen und in bunter Reihe folgten sich die russische, die englische Weise, die Marseillaise, der spanische Heldensang, sogar die [illegible] erklangen, Österreich bekam sein Teil — — nur wir Deutschen fingen langsam an zu murren: wir wollten auch an die Reihe kommen! Aber womit? „Heil dir im Siegerkranz“ gönnten uns die Briten nicht, „Deutschland, Deutschland über alles“ hatten die Österreicher uns vorweg genommen — „Ich bin ein Preuße“ ließen sie nicht als deutsche Hymne gelten, „Die Wacht am Rhein“ wurde als „[illegible]lied“ verschmäht — — zum Donnerwetter, wir hatten aber doch auch ein Nationallied! Nur fiel es keinem ein! Da machte der



Hoffmann von Fallersleben

Beilage zum Türmer



XVIII. Jahrg. Erstes Septemberheft 1916 Heft 23

Die eigene Linie

Von Hedwig von Puttkamer

Vor etwa zwanzig Jahren saß in einem der großen Gasthöfe in Sorrent eine bunte Gesellschaft beim feurigen Falerner beisammen. Die übliche neapolitanische Musikerbande fehlte nicht, Lärm und Lachen waren groß. Das Eigenartige des Ganzen lag in der liebenswürdigen Zutraulichkeit, mit der sich die Vertreter fast aller Nationen des europäischen Festlandes begegneten, es herrschte ein so gemütlicher Ton, als wären sie allesamt eines Stammes und eines Volkes Kinder. Die Verkehrssprache war französisch und englisch zugleich, das jeder mehr oder minder fließend sprach, auch wir Deutsche. Als die Wogen der Begeisterung immer höher schwollen, wurde von den schlauen Musikern die italienische Nationalhymne gefiedelt — man jubelte und die Soldi flogen. Nun wollte jeder sein Volk geehrt sehen und in bunter Reihe folgten sich die russische, die englische Weise, die Marseillaise, der spanische Heldensang, sogar die Stars and Stripes erklangen, Österreich bekam sein Teil — — nur wir Deutschen fingen langsam an zu murren: wir wollten auch an die Reihe kommen! Aber womit? „Heil dir im Siegerkranz" gönnten uns die Briten nicht, „Deutschland, Deutschland über alles" hatten die Österreicher uns vorweg genommen — „Ich bin ein Preuße" ließen sie nicht als deutsche Hymne gelten, „Die Wacht am Rhein" wurde als „Kriegslied" verschmäht — — zum Donnerwetter, wir hatten aber doch auch ein Nationallied! Nur fiel es keinem ein! Da machte der

Obermusikus ein Gesicht, als habe er den Stein der Weisen entdeckt und alsbald leierten Geigen und Gitarren mit Schmelz und Schwung unser liebes Volksliedchen daher: „Muß i denn, muß i denn zum Städli hinaus!“ —

Alles gröhlte mit und lachte, die Situation war wenigstens in etwas gerettet — aber ein deutscher Jägeroffizier, den jetzt auch längst französische Erde deckt, und ich, wir fanden uns draußen auf der stillen Terrasse zusammen, er zornesrot, ich rot vor glühender Scham, um unseres Deutschtums, unseres ärmlichen Deutschseins willen!

Zu keiner Zeit ist mir die Erinnerung an jene kleine Begebenheit lebendiger gewesen, als gerade jetzt. Es ist nichts Neues, und ist von vielen Seiten viele Male besprochen und kritisiert worden, daß uns das Eigne fehlt, und dennoch kann es nicht oft genug in die Geister hineingeredet und geschrieben werden: wahrt euch eure Eigenart! Schafft euch eine Eigenart! Das gute Wort von der „königlichen Subjektivität“ muß dem Deutschen eingehämmert werden, wie die Feinde ihren Völkern die Schlagworte von den „Barbaren“, den „Hunnen“, den „Völkerrechtsbrechern“ einhämmern, daß sie es endlich halb unbewußt glauben und annehmen. Treitschke spricht einmal von „dem Talent, alle Dinge nur von einer Seite zu sehen, jener gefährlichen Gabe, die die Juden zu so brauchbaren Rechtsanwälten macht“. Ich aber weiß einen Mann, der in Grübeln versunken in seinen hohen, stillen Räumen umherwandert, ein Einsamer, ohne Familie, ohne eine Freundeshand, die ihm die Stirn glättet, die ihm die Fenster aufreißt, damit er das Leben draußen sieht, wie es in Wahrheit leidet und kämpft. Der Mann, der einsam ist, nicht aus innerlicher Freiheit, sondern aus der Unfreiheit, die es allen recht machen möchte, und der darum keinen zum Freund und keinen zum Feind hat, er sagte von sich selber: „Ich weiß, ich sehe die Dinge von zu vielen Seiten! Ich weiß, daß Entschlüsse fassen für mich das Schwerste bedeutet! Ich weiß, ich grüble und überlege zu viel!“ — Einer ohne eigne Linie! Ein Deutscher! — Mag sich das Mitleid regen mit dem Menschen, mag mancher, wie Freiligrath, sein Deutschland den „Hamlet“ nennen und, halb klagend, halb verzeihend, mit ihm rufen: „Bin ja selbst ein Stück von dir, Du ew'ger Zaud'rer und Säumer!“

Uns, die wir darunter leiden, die wir Väter und Mütter künftiger Geschlechter sind, die noch schwerer an der Last des Deutschtums zu tragen haben werden als wir heute, uns bleibt es heiliges Recht, die Stimme zu heben und nicht müde zu werden im Ruf: Deutschland, hilf dir selbst zur deutschen Eigenart!

Was ist denn nun aber „Eigenart“ oder die eigne Linie, die jedem Leben seine eigne Richtung geben sollte? Man wird mir sagen: gerade, daß wir *keine* eigne Linie haben, das ist ja unsere deutsche Eigenart, von der wir nun mal nicht lassen können. Wir sind eben zu mannigfaltig in unseren Neigungen und Interessen, wir sind zu sehr befähigt, uns anzupassen, wir sind als Volk zu jung, um so starken Nationalsinn zu besitzen, wie Franzosen oder Engländer. Gewiß spielen in der Seele eines jeden die verschiedensten Kräfte nebeneinander hin, ohne daß es zu harten Stößen zu kommen braucht und der Mangel an Einseitigkeit bedeutet ebensowohl eine Stärke wie eine Schwäche. Dennoch bestreite ich es entschieden, daß wir Deutsche keine Eigenart, keine eigne Linie besitzen sollen! Wir haben sie schon! Doch ein andres fehlt: der Mut, sie zu zeigen, *der Mut zu sich selbst!*

Wir sind feige! Ich wage es, das gräßliche Wort auszusprechen und will mich freuen, wenn jemand mich deshalb straft, weil er mir beweisen kann, daß es nicht wahr ist. — Nicht feige natürlich in dem Sinne, daß uns persönlicher Mut in der Gefahr fehlte. Aber feige trotzdem. Vielleicht aus einer gewissen ästhetisch verständlichen Scheu, die es haßt, sich irgendwie selbst zu betonen und bemerkbar zu machen, vielleicht aus Bescheidenheit oder aus vornehmer Selbstverständlichkeit, weil es nicht der Mühe wert scheint, zu unterstreichen, was jeder von selber schon fühlen sollte — vielleicht auch aus Hochmut und Überlegenheit, aus Gleichgültigkeit gegen die Meinung der anderen, Gründe, die alle, trotzdem sie einen Fehler erzeugen, ihren unleugbaren ethischen Wert haben, auch sogar ihre Berechtigung. Dennoch sage ich: fort damit! Dennoch machen sie uns zu Feiglingen. Die andern, unsere Feinde, kennen uns gut genug darin.

Wenn mir ein Pariser versichern konnte: „Mais, Madame, vous êtes Française! Parfaitement Française!" oder wenn dem Deutschen in London gesagt wurde: „Well, you behave like an Englishman!" so sollten das ohne Zweifel liebenswürdige Schmeicheleien vorstellen. Im Grunde waren es Unverschämtheiten, die von deutscher Seite hätten zurückgewiesen werden sollen, statt daß mit beglücktem Lächeln dankend quittiert wurde. Aber der Mut fehlte!

Gehen Sie heute in eine Gesellschaft in Großberlin, in diesem „Berlin der Tees, der Bildung, der Künste und — — der Nücken" und sprechen Sie es offen aus, daß Sie stolz darauf sind, ein Deutscher zu sein, ja nur, daß Sie sich als Deutscher fühlen, daß Sie Ihr Vaterland lieben, daß Sie bereit sind, dafür jedes Opfer zu bringen, das von Ihnen gefordert werden wird! Man wird schweigen oder lächeln, man wird von „Psychose" reden, man wird spötteln und witzeln, man wird vielleicht widersprechen — und das ist noch die beste Art des Gegensatzes, sie stellt wenigstens Meinung gegen Meinung und hat den Mut, sie zu äußern! — man wird in den allermeisten Fällen versuchen, die stolze Eigenart dessen, der sie freimütig bekannte, totzusticheln oder wird ihn als „unbequem" und „zu schroff" und „ungemütlich" kaltstellen und ignorieren.

„Und wer nicht mitschreit, heißt ein Knecht!
Denn Sünde wird es, aus dem Schwarm zu ragen!"

Die „kompakte Majorität" eines Aslaksen versucht es immer wieder, die Dampfwalze zu sein, die den einzelnen, den Mutigen, zu Brei zerquetscht. Der Gleichheitswahn des Radikalismus, der das höchst erstrebenswerte Ziel des allgemeinen Fortschritts bedeuten soll, ist in Wahrheit nichts Besseres als „eine Konzentration der Menschheit um einen Durchschnitt". Auf dem Prokrustesbett solcher Gleichmacherei wird jeder mit tausend Mitteln, mit Versprechungen und Drohungen, mit Gewinn und Schaden, mit Rücksichten und Aussichten so lange zurechtgestreckt und geknutet, bis er in die allgemeine Form hineinpaßt. Die Kleinen größer und die Großen kleiner, ob sie darum wohl glücklicher werden? Wirklich, wenn das Leben, das reine, nackte Leben und Atmen in dieser Welt, die doch immer noch etwas Herrliches bleibt, trotz der Menschen — wenn dies Leben an sich nicht etwas so Prachtvolles wäre, das wir jeden Morgen jauchzend neu grüßen sollten: es käme einem wahrhaftig das verächtliche Wort der Renaissance auf die Lippen: Il mondo é poco! Und der Nachgeschmack bliebe bitter wie Aloë.

Denn wo der Durchschnitt regiert, da schwindet auch das Verantwortungsgefühl, zu dem wieder einmal Mut nötig ist. In einem Gespräch mit der Prinzessin Amalie von Schleswig-Holstein äußerte Bismarck: „Wenn ich eine Sache als richtig erkannt habe, so verschließe ich mich absichtlich gegen die guten Gründe meiner Gegner, um mich nicht dadurch aus meiner Bahn drängen zu lassen. Ich setze mich dann persönlich dafür ein und gehe rücksichtslos meinen Weg nach dem Wort: Mit Gott für König und Vaterland!" Also gewollte, bewußte Einseitigkeit, die ganz die Verantwortung für das auf sich nimmt, was sie als richtig erkannt hat. Je enger sich der Kreis zieht, desto schwerer sammelt sich die Last der Verantwortlichkeit auf einen Punkt, auf einen Menschen. Die Volksmasse jubelt oder wütet, kaum ein einziger in ihrer Gesamtheit wird sich bewußt, daß auch auf ihm ein Teilchen der Verantwortung ruht für das, was die Masse zum Ausdruck bringen will. Das gleiche gilt von allen Körperschaften, vom weiten Rahmen zum engeren: der Einzelrichter trägt schwerere Verantwortung als der Geschworene, der handelnde Politiker fühlt sie mehr als sein Wähler. Obgleich das so logisch und unvermeidlich zu sein scheint, ist es dennoch ein Übel, das jedermann in sich selber bekämpfen sollte. Das kann er nur, sobald er den Mut findet, sich und seine Ansicht zu vertreten, auch wenn sie abweichend von der Masse ist —— wenn sie ihm einen Feind schafft, wer weiß, sie schafft ihm am Ende auch einen Freund. Es braucht nicht jeder ein Genie zu sein, aber ein Charakter zu werden, sollte denn doch das Ziel jedes Denkenden bedeuten.

Man braucht ja nur die Augen auftun, so stolpert der Sehende auf Schritt und Tritt über Charakterlosigkeiten, d. h. Feigheiten. Überall fehlt der Mut zur eignen Linie. Wir Frauen geben da geradezu erschreckende Beispiele von mangelndem Persönlichkeitsbewußtsein! Und hätten es doch so leicht, mit Anmut und Entschlossenheit uns „die Linie" zu verschaffen, die jedes Frauenbild eigentlich wie ein ganz feiner Lichtstreif umreißen müßte, damit es sich wie auf hellem Grund vom Grau seiner Umgebung abhebt. Das gilt vom Anzug, von der Geselligkeit, vom häuslichen Leben, von ihrer Kinderstube, von ihrem Auftreten im Straßenleben, von ihrer Lektüre, ihrem Geschmack an Kunst, an Musik, von der Auswahl ihrer Freunde, von der Art, wie sie ihre Arbeit tut, sei es in oder außer dem Hause. Ohne Originalitätshascherei, ohne krampfhaftes Sich-Abseitsstellen ist das zu erreichen. Es muß wie ein Duft um die Frau her sein, ein Duft ihrer Eigenart, der jeden umfängt, der in ihre Nähe kommt, nicht aufdringlich und lästig empfunden, sondern wie ein leiser Hauch, der erfrischt und wohltut.

Trotzdem gerade jetzt so viel von der „Entwertung der Frau durch die öffentliche Arbeit neben dem Mann" gesprochen wird, habe ich noch immer gefunden, daß da, wo ein Mädchen oder eine Frau eine Persönlichkeit war, das will sagen, ein Mensch mit eignem Willen und eigner Art, sowohl der gebildete wie der einfache Mann ihr mit all der Achtung begegnete, die sie sich nur wünschen konnte. Männer untereinander machen es sich unendlich viel schwerer.

In der Nervenabteilung eines Lazaretts war ein gutmütiger, schlichter Mann. Dem war der Gehorsam, die Unterordnung, die Disziplin, die Regel — man kann es nennen wie man will, zum Wahnsinn geworden. Er stand stramm, ewig stramm, Hände an der Hosennaht, Hacken zusammen, und zerbrach sich den Kopf und die

ungelenke Zunge mit schwierigen Titeln und Anreden; die Schwester war nur „Königliche Hoheit“ für ihn, sein Kamerad im Bett neben ihm nur „Herr Generaloberarzt“. Alles Grobwerden und Anschnauzen half nichts, er wurde nur um so demütiger, um so ängstlicher warf er sich und sein bißchen armselige Menschenwürde zu Boden und begriff nichts mehr, als daß alle auf ihm herumtreten müßten. Er ist mir zum traurigsten Sinnbild geworden, wohin die Entäußerung vom Persönlichen führen kann. Seine „eigne Linie“, wenn er je eine besaß, war durch das krankgewordne Hirn zerfetzt, zerrissen. Der gesunde, der kampffähige Mann aber hüte und pflege sie wie ein heimlich Wertvolles.

Alles dies: Eigenart, eigne Linie, Charakter, moralischer Mut, Persönlichkeit — — nicht Worte allein sollen sie bleiben, nach dem Rezept, daß, wo Begriffe fehlen, zur rechten Zeit ein Wort sich einstellt. Nein, Lebendiges müssen sie werden, das schafft und aufbaut, das bestimmend auf den Menschen und sein Handeln einwirkt. Dann möge das Wort, das sie nennt, das Mittel zum Zweck sein, der Ausdrucksweg, der dem Zaudernden und Unsicheren vorschwebt: hier kannst du gehen, hier kommst du zum Ziel, zu dir selbst und zu deiner Persönlichkeit. In seinen „Ideen von 1914“ erkennt auch Kjellén den Wert und die Bedeutung des Wortes: „Das rechte Wort zur rechten Zeit ist selbst Leben. Es ist ein Kraftzentrum, von dem Handlungen ausstrahlen. Es ist ein Samenkorn, in dem Willen gesammelt liegen und aus dem Willen hervorsprießen.“

Es ist jetzt große Zeit um uns her, in der die Tat das Wort zum Schweigen bringt. Dennoch kann das Wort selber zur Tat werden, wenn der Mut zur Wahrheit ihm Kraft gibt. Uns Daheimgebliebenen bleibt ja nur so engbegrenzte Möglichkeit zum Handeln, all der Gärstoff, den der gewaltige Werdeprozeß der Kriegszeit in uns aufhäuft, will irgendwie hinaus und sprudelnd überbrausen. So greifen wir zum Wort und reißen damit den Zapfen heraus! Mag der Most schäumen, mag vieles verloren gehen, verrinnen, verströmen — am Ende klärt sich doch der Wein zu reifer Blume, und wer ihn trinkt, spürt seine Feuerkraft in allen Adern.



Ein Sommerabend · Von Gustav Schmid

Ausgetobt hat der Gewitterkampf.
Ringsum lagern müde Wolkenheere.
In den düstern Abenddampf
sinkt der Sonne Glutenschwere,
und die weißen Schwaden recken
durch die Wiesen ihre Glieder.
Noch vereinzelt träumen Vogellieder
aus den Hecken
zum Geleit.
Wie aus tausend unsichtbaren Becken
träuft die Fruchtbarkeit.



Der Zusammenhang mit dem Staate

Von Eva Gräfin von Baudissin

Sicherlich sind es in Deutschland nur wenige Existenzen, die in keiner andern als nur in rein menschlicher Beziehung zum Kriege stehen. Von diesen werden die meisten vielleicht durch innere Teilnahme und die Hingabe ihrer Kräfte und Mittel in nicht geringerer Spannung leben als die, deren Nächste sich im Felde befinden; einigen Seltenen aber ist es beschieden, sich ziemlich fern von allem zu halten, was die schwere Zeit an Unruhe, Qual und Entbehrung mit sich bringt. Sie sitzen auf der Stange und möchten ihr Kanarienvogellied schmettern, einerlei, ob's draußen stürmt oder gerade die Sonne zu einem Siege lacht. Da muß sich der Krieg schon einen besonderen Weg zu ihrem Herzen bahnen.

Alle Verwandten hatten sich seit dem Sommer 1914 der verwitweten Frau Justizrat Danielsen angenommen, weil sie doch so einsam sei und jetzt die Unmöglichkeit, sich mit nahstehenden Seelen über das Auf und Ab der großen Kriegswoge zu unterhalten, doppelt empfinden müsse. Eigentlich war Emming Danielsen, wie sie nach mecklenburgischer Weise noch immer genannt wurde, erst durch dies Mitgefühl darauf aufmerksam gemacht worden, daß es ihr nicht ganz nach Wunsch ginge. Ihren guten Mann hatte sie vor Jahren gründlichst beweint und ihn dann endgültig zu den Toten gelegt, an die man sich nur an bestimmten Gedenk- und Feiertagen, an diesen freilich mit großer Inbrunst, erinnert. Sie wandelte dann zum Kirchhof hinaus, prüfte den vom Gärtner bestellten Blumenschmuck und erholte sich von ihrem Schmerz an einer Tasse Kaffee und einer besonders guten Art von Mürbekuchen in einer am Waldrand gelegenen Konditorei.

Der Krieg hatte ihre geruhsame Lebensweise wohl in eine abwechslungsreiche verändert. Nicht durch seine äußeren, bitteren oder glücklichen Geschehnisse, denen sie mit objektiver Achtung gegenüberstand; sondern eben durch die sich überstürzenden Bilder und Eindrücke, die sie bei ihren Rundreisen in den verschiedenen Häusern empfing. In Hamburg fand sie die Einrichtung, mittags fast gar nichts und abends desto mehr zu essen, geradezu erschütternd. Der Tee morgens in Schwerin statt des gewohnten Kaffees, den man ihr in Hannover allerdings schon stark „vergesundet" gereicht hatte, stellte das Aufstehen als Last vor sie hin; und als man in Köln von ihr als selbstverständlich voraussetzte, daß auch sie von der Mittagsmahlzeit durchhielte bis zum Abendbrot, wie man es sich dort zur Regel gemacht hatte, da verwand sie das erst wieder, nachdem sie in Pommern auf dem Gut einer Nichte die Vesperstunde als einzig sättigende des Daseins erkennen mußte.

Nach zehn Monaten war ihre Nervenkraft aufgebraucht. Sie schützte Heimweh vor, das man ihr glaubte, weil man sich ohnehin keine Mühe gibt, den wahren Gründen zu jemandes Handlungen nachzugehen. Jeder einzelne der Verwandten sagte nur: „Du mußt dem Krieg genug opfern — ich begreife dich."

Das Wort ließ sie nicht frei. Sie kam sich unehrlich und schlecht vor. Nichts als ihre eigne Bequemlichkeit und der Mangel an Anpassungsfähigkeit, wenn sie ihn auch mit Selbstbeherrschung verbarg, hatte sie zurückgetrieben. Sie sah sich um: opferten wirklich alle — sollte sie auch darin einsam bleiben? — Nein, das wollte sie nicht! Es mußte auch für sie die Möglichkeit geben, etwas für das Gemeinwohl zu tun.

„Vor allem", sagte eine Freundin, mit der sie sich beriet, „müßtest du dir wieder ein Dienstmädchen nehmen. Es ist nicht sozial gedacht, sich einzuschränken, weil du es nicht nötig hast. Gib einem Mädchen Lohn und Unterkunft, führe den Haushalt fort wie vorher — und du nimmst am großen Wirtschaftsplan des Staates teil."

Emming Danielsens Vermittlung zwischen ihr und dem Staat hieß Josephine Huhn. Ihr anspruchsvoller Vorname stand mit ihrer Geburt in Verbindung. Sie war einer besseren Mutter Kind, ihr Vater hatte leider nur sie als Spur seines Daseins zurückgelassen. Da die junge Mutter von ihm nichts wußte als den Rufnamen Joseph, den sie zur schmerzlichen Erinnerung auf das Kind übertrug, so gab auch das Vormundschaftsgericht endlich die Suche nach ihm auf. Die kleine Josephine war genötigt, da die Mutter bald, nachdem sie der Heimatsgemeinde das Kind beschert hatte, in die Großstadt zurückgekehrt war und selten und ungern von sich hören ließ, sich in jugendlichem Alter selbständig zu machen. Mit acht Jahren wurde sie Gänsehirtin, mit dem elften übernahm sie die Schafe. Kaum vierzehn, verließ sie mit ihrer Habe in einem rotbaumwollenen Taschentuch heimlich und barfuß das Dorf. Sechs Monate später trug sie bereits ein Korsett und kämmte ihr strohblondes Haar über eine dicke Unterlage zurück. Sie ging von Haus zu Haus mit derselben Ruhe, mit der sie Heimat und Pflicht verlassen hatte; und jeder Wechsel bedeutete ihr eine Steigerung der Stellung und des Lohnes. Als sie nun mit zweiunddreißig Jahren ihr Dienstbuch an Emming Danielsen überreichte, besaß sie die nüchterne Lebenserfahrung einer Greisin und den unverdorbenen Egoismus, der sie als Schafhirtin ausgezeichnet hatte.

Mit dem ersten Blick übersah sie die Lage. Man hatte sich ihrer angenommen, um ihr und dem Staat beizustehen — gut! Es sollte geschehen. Weil es sozial gedacht war. Sie erzählte von ihrer schweren Jugend und allerlei Leiden, die sie sich im anstrengenden Dienst ihrer Blütejahre zugezogen hatte. Man konnte die immer noch zunehmende christliche Barmherzigkeit nicht besser nähren, als indem man Josephine recht schonte und ihr Gelegenheit gäbe, sich körperlich und geistig zu erholen. Sie verschob die Frühstücksstunde auf eine bekömmlichere Zeit und stellte in den Küchenzettel nur Gerichte ein, die leicht verdaulich und angenehm und nicht schwer zu kochen waren. Am Sonntag allerdings blieb's beim Braten, den Frau Justizrat zu begießen hatte. Denn Josephine ging um zehn Uhr in die Messe der Herrschaften und dehnte die Frömmigkeit bis gegen Mittag hin aus. Nach Kaffee und Kuchen des Nachmittags machte sie dann ihrer Gesundheit wegen weite Spaziergänge oder Ausflüge in die Umgegend, während ihre Herrin sich damit begnügen mußte, den Hund auszuführen, dem leider keine Straßenbahn die Mitfahrt gestattete. Josephine konnte sich deshalb nicht mit ihm aufhalten.

Als das Generalkommando in die Speisekammern eingriff und das Brot für alle Bürger in gleich große Stücke schnitt, mußte Emming Danielsen erfahren, daß schwer Arbeitende wie Josephine unbedingt bei der alten Ration bleiben müssen. Sie nährte sich von Zwieback und Keks und trank des Abends Wasserkakao, weil das bißchen Milch, das die Milchfrau noch liefern konnte, kaum für Josephines Getränk reichte. Auf dem Lande hatte man auch keinen Fisch gekannt, außer Forellen, die nur auf den Herrschaftstisch kamen; infolgedessen konnte Josephine ihre Abneigung gegen Kaltblüter nicht mehr überwinden, und die Reste der noch möglichen Fleischmahlzeiten mußten ihr für die Fastentage bewahrt bleiben. Aber sie war ehrlich besorgt um die Zukunft: wenn der Staat so weiterregierte und die Portionen zumaß, was würde dann für ihre arme Herrin bleiben?! —

Emming Danielsen trug das alles in gehobener, fast feierlicher Stimmung. Endlich, endlich hatte auch sie direkten Anteil am Kriege. Sie durfte opfern, sich selbst etwas entziehen, während das, was sie bisher an Liebesgaben ins Feld oder an die Lazarette schickte, keine Bedeutung für ihre Seele angenommen hatte. Sie versorgte Unbekannte, die ihr zuweilen dankten, aber näher traten sie ihr deshalb nicht. Josephine war weit entfernt von jedem Dankesgefühl; ihr schien alles selbstverständlich, angemessen, nötig. Aber Emming Danielsen empfand für sie, was jede Frau für den Menschen empfindet, für den sie sorgen darf. Und stieg je ein berechtigter Groll über eine besonders schroffe Anmaßung in ihr empor, so ermahnte sie sich: „Ich will nicht ungeduldig werden, nicht auf meine Rechte pochen. Dies ist ja *mein* Kriegsopfer — voll und ganz muß ich es darbringen."

Ihre Bekannten bewunderten und belobten sie; denn niemand hätte dies je ausgehalten, nur eben sie. Als ein Muster der demutsvollen Duldung wurde sie hingestellt. Ihr Leben bekam Inhalt, Reichtum. Und täglich konnte sie von neuen Opfern berichten. Ihr neuer Hut hatte eine helle Umrandung gehabt. Sie fand heimlich, er stände ihr gut und gäbe ihr etwas von einem Heiligenschein. Aber Josephine war anderer Ansicht und sagte ihr, daß sie zu alt für ihn sei und sich nicht lächerlich machen dürfe. In letzter Erkenntnis trat sie auch ihn ab. Sie wuchs immer mehr über sich hinaus.

Eines Sonntags saß sie im Korridor an dem einzigen Fenster, das etwas Sonne hereinließ, und stopfte sich Strümpfe. Ihr kleiner Hund lag verdrießlich neben ihr. Aber einmal mußte doch das Ausbessern geschehen; und wenn man es noch so schön hatte, in einem hellen Korridor sitzen zu dürfen, so übertrat man damit eigentlich schon die Gebote der Nächstenliebe. Da kam Josephine zurück, viel früher als sonst und sichtlich aufgeregt.

Sie schien auch atemlos, denn sie setzte sich sogleich Frau Justizrat gegenüber auf einen bequemen Stuhl, lehnte sich an und sagte voll Anerkennung: „So muß es sein! Das erholt je förmlich, wenn ein andrer mal was tut und man selbst darf bei zusehen!"

Das „Mal" betonte sie, sodaß es für ihre Herrin keinen Zweifel geben konnte, was sie meinte. Emming Danielsen senkte schuldbewußt den Kopf. Josephine drehte sich halbwegs herum und besah sich im Spiegel.

„*Ja, mir steht der Hut*", sprach sie weiter. „Der Mann hat recht."

„Was für ein Mann?“ fragte ihre Herrin, um ihr Interesse zu beweisen.

Josephine bewunderte sich noch einmal, ehe sie mit geschmeicheltem Lachen antwortete:

„Einen feldgrauen Herrn hat sich mir angeschlossen. Er is nich grad in der Front gewesen, nur bei 'n Munitschionswagen — aber es hat ihn doch getroffen, im Bein, hier —“ sie klopfte sich unters Knie —, „er kann man was schlecht gehen, sonst —“ Sie schwieg vielsagend.

„Kann er Treppen steigen? Will er uns einmal besuchen?“

„Ja, morgen kömpt er“, gestand Josephine glücklich. „Heute wär's ihm zuviel gewesen; und denn nur um 'n Glas Bier! Mehr haben wir ja nicht im Haus.“

„Wir wollen morgen gut für ihn sorgen“, versicherte Emming.

„Mm“, machte Josephine und überlegte entschieden schon, was den feldgrauen Herrn erfreuen könnte. Dann erhob sie sich seufzend, um Teewasser aufzustellen.

Am nächsten Tag war sie sehr rührig. Sie holte vieles und Gutes ein, auch Zigarren, und „mein feldgrauer Herr“ war ihr zweites Wort. Sie schien bereits über seinen Geschmack genau unterrichtet zu sein, denn sie lehnte Verschiedenes, was Frau Justizrat vorschlug, rundweg ab. Allerdings deckte es sich mit ihrem eigenen Geschmack.

Um fünf Uhr kam „er“ mühsam die Treppen herauf. Josephine empfing ihn strahlend und sprang jugendlich und aufgeregt um ihn herum. Frau Justizrat fand am Tisch, der am sonnigen Korridorfenster für ihn gedeckt war, einen älteren, ernsthaften Mann sitzen, ganz anders, als sie ihn sich unwillkürlich nach Josephinens Art vorgestellt hatte, vor allem viel sympathischer. Er sprach ruhig und bescheiden, erzählte ohne Übertreibung von seiner Verwundung und gab zu, vom eigentlichen Kampf nur wenig erlebt zu haben. Sein Schicksal hatte ihn schon in den ersten Kriegswochen erreicht.

Es war der Herrin des Hauses unbegreiflich, daß diese ganz verschiedenartigen Menschen eine Anziehung aufeinander ausüben konnten. Aber an Josephines Verliebtheit war kaum zu zweifeln, und auch er sah immer wieder mit stumm forschenden Blicken zu ihr hinüber.

Josephine gab auch nicht nach: er mußte wieder und wieder kommen. Sie überhäufte ihn mit Wohltaten aus Frau Justizrats Speisekammer, was wieder dem Staat zugute kam. Sie selbst wurde auch runder und rosiger dabei, nur der Feldgraue blieb still und in sich gekehrt und mißbrauchte nie die angebotene Gastfreundschaft.

„Wann und ob er sich erklären wird?“ dachte Emming zuweilen besorgt, weil sie merkte, wie Josephines Zutrauen wuchs; und sie schon begann, sich ein friedvolles Zusammenleben mit einem feinen, älteren Mann in einer vom Staat gebotenen Kriegerheimstätte auszumalen.

Der Feldgraue jedoch ließ seine Zukunftspläne im dunkeln.

Eines Tages aber erschien er, als Josephine zu einer längeren Beratung zur Schneiderin gegangen war. Es war förmlich, als habe er ihre Abwesenheit beobachtet.

Und nun erklärte er sich: der Frau Justizrat. Und sagte, daß alles passe, die Daten und die Gegend Deutschlands und auch der Vorname, denn er heiße Joseph, was er bis dahin verschwiegen habe; und daß er fürchte — oder hoffe — vielmehr gewiß wäre, daß Josephine seine Tochter sei. Was ihn ungeheuer geniere. Denn er sei ein sehr achtbarer Mann und wolle sich nicht gern in den Augen des Mädchens herabsetzen.

„Welche Auffassung!“ rief Emming, der diese Lösung ganz romantisch vorkam. „Sie muß sich doch rasend freuen, statt eines Mannes nun sogar einen Vater zu erhalten!“

Der feldgraue Joseph schüttelte den Kopf. Er schien bald in seines Kindes Seele lesen gelernt zu haben. — Josephine kam. Emming sah ihr mit gemischten Gefühlen entgegen: würde sie weinen — würde sie lachen?!

Sie tat ein Drittes. Anfangs war sie sprachlos. Dann ergoß sich ihre Wut in hinreißendem Strom über Herrin und Vater, die sie beide angeführt hätten. Keinen Einspruch, keine Bitte ließ sie gelten; von einem Vater, der sich nie um sie gekümmert, wolle auch sie nichts wissen, und dazu, sich eines Krüppels anzunehmen, für den sie arbeiten müsse, verspüre sie nicht die geringste Lust.

„Einem Vater beizustehen, ist doch schöner, als einem Mann“, flocht Frau Justizrat besänftigend ein, denn ihr tat der Feldgraue in der Seele leid. „Außerdem wird er doch auch wieder arbeitsfähig werden.“

„Mich eingal“, versetzte Josephine ungerührt. „Ich hab' mich bei diß Verhältnis verbessern wollen — verschlechtern is nich.“

„Ich wußte es wohl“, sagte der Feldgraue und stand mühsam auf. „Ich hab' sie gleich erkannt. Wir sind auch von zu verschiedene Art — das tät' nich gut zusammen.“

Er ging fort, Josephine lachte grell hinter ihm her. Für den Rest des Tages schloß sie sich in ihr Zimmer ein, ohne sich weiter um ihre Herrin zu kümmern.

Frau Justizrat überließ sie ihrem Leid und, wie sie hoffte, ihrer Reue. Die konnte doch nicht ausbleiben!

Am andern Morgen war Josephine fort. Verschwunden ohne ein Wort der Erklärung oder des Abschieds. Freilich konnte sie ihre Habe nicht mehr in einem rotbaumwollnen Taschentuch mit sich forttragen, sondern mußte die ganze Nacht mit dem Einpacken zugebracht haben. Auch war sie nicht mehr barfuß gewesen, sondern hatte die erst kürzlich erstandenen Lackstiefel zu fünfunddreißig Mark angezogen. Aber fort war sie, mit Kommode und Koffer.

Emming Danielsen stand entgeistert in der leeren Kammer und sah sich um. Hatte sie es so schlecht verstanden, das einzige Kriegsopfer darzubringen, das man von ihr forderte? Nicht einmal für das Mädchen hatte sie richtig sorgen können! Was würden nun ihre Bekannten sagen —? Mehr noch: der Staat?! Mit Entsetzen empfand sie, daß nun der einzige Zusammenhang mit ihm wieder gelöst sei. Wie und auf welche Weise sollte sie ihr soziales Denken von neuem ausdrücken?

Die Tränen liefen ihr über die Wangen. So ohnmächtig und hilflos kam sie sich vor. Es klingelte leise an der Tür. Sie besann sich erst, als der Ton zum zweitenmal ihr Ohr erreichte, darauf, daß sie selbst öffnen müsse. Sie nahm ihr

Portemonnaie mit. Josephine hatte auch jeden Bettler reichlich unterstützt und es ihr aufgeschrieben — —

Es war der feldgraue Joseph. Vorsichtig sah er sich um.

„Sie ist fort, nicht wahr?“ fragte er.

Frau Justizrat nickte stumm und betrübt.

„Gott sei Dank!“ sagte er da aus tiefstem Herzen. „Da kann ich man die gnäd'ge Frau zu gratulieren. Das 'ne böse Person — wie konnte gnäd'ge Frau es man einmal so lange mit sie aushalten?“

„Ich wollte“, stammelte Frau Danielsen, „und ich muß doch auch was für den Krieg tun. Sie hat mich in Verbindung zum Staat gebracht —“

Der Feldgraue verstand sie zuerst nicht, er ließ den Kopf hängen wie sie. Dann aber sagte er: „Mich scheint, das war doch das Richtige nich, gnäd'ge Frau, ein Menschen ümmer und ümmer selbstsüchtiger werden zu lassen. Da kann auch der Staat kein Nutzen von haben. Nu laß sie man sehen, wie sie bei annern Leuten auskömpt — überall kann sie doch nich so den ollen Tyrannen spielen. Und für gnäd'ge Frau find't sich woll was anneres.“

Seine schlichten Worte fielen wie Balsam in ihr Herz. Sie war also nicht allein schuld an dem Fiasko — und es konnte neue Aussichten für sie geben.

Saß nicht eine ihr schon ganz nah — im Stuhl vor dem sonnigen Fenster?

Es war besser, die Gelegenheit, Gutes zu tun, gleich wahrzunehmen, statt sie erst zu suchen. So erbte sie in allen Ehren von Josephine den feldgrauen Joseph; und beide standen sich ausgezeichnet dabei. Auch der Staat.



Kreuz und Stein • Von Karl Berner

In dieser Zeit der Schlachten und der Not
Schwebt meine Seele oft um Kreuz und Stein —
So mancher ging im Kampf zur Ruhe ein,
Dem noch die Jugend ihre Rosen bot.

Ich grüße still die Tapfern ohne Zahl!
Doch meine Seele sucht die Walstatt nicht,
Wo Lorbeer sich um Heldengräber flicht —
Die Sehnsucht wandert durch ein stilles Tal.

Da schlummern alle unter Kreuz und Stein,
Die einst in Glück und Leid mit mir gewacht.
Die Sonne sinkt ... ein Alter harrt der Nacht ...
An Heimatbergen hängt der letzte Schein.



Pazifismus und Gemeinheit

Von Erich Schlaikjer

Wir bitten den Leser höflichst, vor der Überschrift nicht erschrecken zu wollen. Die Pazifisten sollen in den folgenden Linien durchaus nicht in ihren menschlichen Beweggründen angegriffen werden. Ganz im Gegenteil wollen wir ihnen in diesem Punkt alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, auf die sie nur irgendwie Anspruch haben. Eine persönlich zugespitzte Polemik, die in menschlichen Bosheiten ihren Inhalt sucht, liegt unserer Feder überhaupt nicht. Man kann zwar nicht immer darum herum, eine Katz' eine Katz' zu nennen, aber auch dann geschieht es von unserer Seite immer im Dienst einer Sache und aus sachlichen Gründen. Wenn es sich aber (und das ist heute der Fall) um den philosophischen Wert bestimmter Gedanken handelt, scheiden die menschlichen Vertreter dieser Gedanken selbstverständlich völlig aus.

Ebensowenig haben wir die Überschrift gewählt, um durch einen herausfordernden Satz die innere Anteilnahme des Lesers zu erzwingen. Unsere Überschrift deckt sich vielmehr völlig mit dem, was wir tatsächlich zu sagen haben. Wir möchten nachweisen, daß vom Pazifismus schwerwiegende logische Verbindungen zur historischen und menschlichen Gemeinheit hinüberführen; Verbindungen, die am allerwenigsten von den Pazifisten selber übersehen werden dürfen. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß der Pazifismus nach dem Krieg lauter als je seine Stimme erheben wird, um seine süßen Oberflächlichkeiten auf dem Markt der Öffentlichkeit anzupreisen. Ihm beizeiten eine sachlich begründete Kritik entgegenzustellen, ist um so mehr eine publizistische Pflicht, als seine Lehren in einschmeichelnder Form viel Verderbliches enthalten. Die ungeheuren Leiden des gegenwärtigen Krieges werden ihm eine Resonanz geben, die er früher nicht hatte, und da er überdies alle Erfolgsaussichten des philosophischen Geschwätzes auf seiner Seite hat, kann man seine Anschauungen nicht früh genug einer strengen Kritik unterwerfen.

Am häufigsten wird gegen den Pazifismus eingewandt, daß es *über* den Nationen keine irdische Instanz der Macht gebe und daß es darum auch kein internationales Gericht geben könne, das eine kriegerisch gesinnte Nation zum ewigen Frieden zu verurteilen vermöchte. *Natürlich besteht dieser Einwand zu Recht.* In den Schiedsgerichten, von denen die Pazifisten träumen, würden die Abgeordneten der verschiedenen Länder ja immer die Interessen *ihrer* Länder vertreten und vertreten *müssen*. Erschiene ein kriegerisch gestimmter Sünder vor ihren Schranken, würde es sich also lediglich darum handeln, ob er eine so starke Mächtegruppe gegen sich hätte, daß der Krieg für ihn aussichtslos würde. Dann stünde hinter dem Schiedsspruch eine wirkliche sachliche Macht, und dann müßte er sich fügen. Das müßte er heute auf *diplomatischem* Wege aber genau in der gleichen Weise, und somit kämen wir damit keinen Schritt weiter. Würde er aber in dem geträumten Schiedsgericht eine Konstellation von Mächten vorfinden, die seinen Krieg aussichtsvoll erscheinen ließe, — welche Macht der Erde könnte dann eine Nation an einem Krieg hindern, der für sie eine *Lebensfrage* wäre?

Wenn es ums Leben geht, läßt man sich von niemand anders, als von sich selber, beraten. „Kein Mensch ist einen Gedanken zu denken fähig, der ihn selber aufheben würde“, sagt Hebbel. Ob das so ohne weiteres richtig ist, braucht in diesem Zusammenhang nicht untersucht zu werden. Bestimmt aber läßt sich kein Volk, in dem noch die Kraft lebendig ist, durch irgendein Schiedsgericht haßerfüllter Nachbarn zum Strohtod der historischen Fäulnis verurteilen. Wir erleben alle den Zusammenschluß immer größerer Mächtegruppen, die den Krieg unter sich ausrotten wollen. Da auf diese Weise die Verantwortung des Krieges immer größer wird, ist ein Schritt zum Frieden getan. Nur müssen diese Mächtegruppen selbstverständlich immer ein bloßes Schwert neben sich liegen haben, um ihrem Friedenswillen Nachdruck zu verleihen. Das aber ist alles andere als pazifistisch gedacht. Die Pazifisten wollen den Frieden ohne das Schwert; den Urteilsspruch ohne vollstreckende Macht; eine platonische Zahlungsaufforderung ohne Gerichtsvollzieher; eine Ursache ohne Wirkung.

Wie gesagt: diese Gedanken werden mit vollem Recht gegen den Pazifismus geltend gemacht, aber sie fassen die Frage nicht in ihrer eigentlichen Tiefe. Man könnte ihnen entgegenhalten: „Nun ja, die Pazifisten träumen einen schönen Traum, der an den Tatsachen des Lebens leider Schiffbruch leidet, aber das ändert nichts an der Hochherzigkeit ihrer Ideen. Wenn wir uns nie über die gemeine Wirklichkeit zu einem Traume zu erheben vermöchten, würde es überhaupt keinen Fortschritt geben. Lassen wir also unsere Jugend nur ruhig pazifistisch träumen und fördern wir die Arbeit von Männern, die ihre Kraft an ein schönes Menschheitsziel wenden. Sie stehen im Dienst des Guten und Edlen, und in diesem Dienst müssen wir ausharren, bis die Stunde der Verwirklichung schlägt.“

Mit andern Worten: es bliebe immer noch die Annahme übrig, daß der Pazifismus zwar eine träumerische, aber doch eine sehr edle Bewegung sei, die auf unsere menschliche Teilnahme Anspruch hätte. Diese Annahme aber halten wir nicht nur für falsch, sondern gradezu für verderblich. Der Pazifismus ist ein historischer Irrtum, und historische Irrtümer sind in ihrer Wirkung immer Gift, mögen sie in ihrem subjektiven Ursprung noch so verzeihlich sein. Wir stellen ausdrücklich fest, daß die Wortführer und eigentlichen Anhänger des Pazifismus subjektiv aus schönen idealistischen Beweggründen handeln mögen. Wir scheiden aus unserer Betrachtung völlig den heuchlerischen englischen Pazifismus aus, der nur ein diplomatischer Trick ist, sei es, um bei Kriegsausbruch eine vorteilhaftere Figur zu machen oder um einen drohenden Krieg auf eine spätere und bessere Stunde zu verschieben. Wir halten uns durchaus an die redlich empfundene und redlich gewollte Idee. Wir kennen persönlich sehr hochherzige Pazifisten und bezweifeln nicht, daß die menschliche Hochherzigkeit eine schöne pazifistische Tugend ist. Mit aller Schärfe aber behaupten wir, daß die objektiven Wirkungen des Pazifismus grade in sittlicher Beziehung sehr verdächtig sind. Wir bestreiten den Pazifisten nicht, daß ihr Traum schön ist, wir behaupten aber, daß sie im Dienst einer sehr häßlichen Wirklichkeit stehen. Sie unterhalten nicht subjektiv, wohl aber objektiv logische Beziehungen zur historischen Fäulnis und zur menschlichen Gemeinheit, die in ihrer verderbenbringenden Art nicht scharf genug hervorgehoben werden können.

Die Annahme, daß der Pazifismus doch eine so schöne und edle Bewegung sei, die man darum aus angeborener Gutmütigkeit auch ruhig fördern könne, ist in der Tat ein gefährliches Lotterbett der Gedanken. Die moralischen Eigenschaften, die man den Vertretern der pazifistischen Ideen zubilligen will oder muß, gehen uns als Volk überhaupt nichts an. Als Volk haben wir es lediglich mit dem sachlichen Kern und den sachlichen Wirkungen der Bewegung zu tun. Die aber sind dem historischen Verfall viel näher verwandt, als dem historischen Fortschritt.

Die Pazifisten wollen den Krieg unmöglich machen, indem sie seine angebliche moralische Abscheulichkeit mit feurigen Worten malen. Ich denke, die Schwindsucht ist nicht weniger abscheulich und fordert im Laufe der Jahre wahrscheinlich mehr Opfer als der Krieg. Trotzdem ist noch kein Mediziner auf den subtilen Einfall geraten, sie ausrotten zu wollen, indem er ihre häßlichen Wirkungen in marktschreierischer Weise schildert. Alle Ärzte sind sich über den selbstverständlichen Satz klar, daß man die Schwindsucht nur ausrotten kann, indem man ihre Ursachen ausrottet. Das erfordert wissenschaftliche Arbeit, Hingebung, Opfermut, und grade diejenigen, die am gefühlvollsten über die Häßlichkeit der Schwindsucht greinen, werden dazu am wenigsten Zeit und Lust haben. In der gleichen Weise doktern die Pazifisten mit scheinbar moralischen Gründen an der historischen Erscheinung des Kriegs herum. Sie zetern über das historische Symptom, lassen aber alle historischen Ursachen bestehen, und hier fassen wir sie in ihrem eigentlichen Verbrechen. Hier kann ihr Kurpfuschertum durch keinerlei Edelmut entschuldigt werden; hier ist es ein Kurpfuschertum schlechthin, das im Interesse der menschlichen Rasse und des menschlichen Fortschritts mit den schärfsten logischen Mitteln ausgerottet werden muß.

Wenn die Luft mit Elektrizität geschwängert ist, entsteht ein Gewitter, und im Gewitter verzehrt sich die Schwüle, die uns vorher nicht atmen ließ. Es donnert und blitzt; es werden Häuser angesteckt und Menschen totgeschlagen, aber ein unerträglicher Zustand des Luftmeers ist beseitigt. Jede Wirkung hebt ihre Ursache auf. Wir reden ja überhaupt nur von einer Wirkung, wenn die Ursache sozusagen explodiert und in der bisherigen Form aufgehoben wird. Die Explosion eines Pulverlagers richtet vielleicht eine ganze Straße zugrunde, aber die Explosionsgefahren sind zunächst verpufft und aufgehoben. Genau das gleiche gilt vom Krieg. Der Krieg ist ein historisches Gewitter von furchtbarer Gewalt, aber die Kriegsursachen werden zunächst aufgehoben, und es entsteht eine reinere Luft. Nun überlege man aber einen Augenblick die Ursachen, die zum Krieg führen, als da sind: Korruption der herrschenden Klassen; Korruption der Regierung; barbarische Unwissenheit des Volkes; Rückständigkeit der wirtschaftlichen Entwicklung; gewissenlose Raubgier eines unfähigen Kapitals; faules Schmarotzertum, das den Diebstahl liebt und die Arbeit scheut. Sobald diese Dinge einen Krieg hervorrufen, wird ein Stück von ihnen eben durch den Krieg verzehrt, und die Luft wird um einige Prozent reiner. Was soll man nun von denen sagen, die das reinigende Gewitter, nämlich den Krieg, mit den schlimmsten Namen belegen, die schändlichen Kriegsursachen aber bestehen lassen? Wären die Pazifisten Leute, die dem Krieg ans Leben wollten,

indem sie die Kriegsursachen beseitigen, indem sie also einer bestimmten Lebens- und Wirtschaftsreform das Wort redeten — man könnte mit ihnen auskommen. Den Krieg aber moralisch schmähen und dabei die Kriegsursachen in ihrer ganzen Häßlichkeit bestehen lassen, — das heißt nicht anders, als der historischen Gemeinheit zum ewigen Leben zu verhelfen. Die Leute, die derartige Dinge unternehmen, mögen subjektiv ehrenwerte Leute sein. Objektiv arbeiten sie den niedrigen Naturen in die Hände, die sich in der Gemeinheit wohl fühlen.

Wir wiesen oben im Vorbeigehen die Pazifizisten auf die häßlichen Erscheinungen der Schwindsucht hin. Die Schwindsucht wurzelt in einem ganzen Komplex physiologischer und sozialer Ursachen, die wiederum untereinander zusammenhängen und sich gegenseitig bedingen. Wer möchte leugnen, daß das langsame Sterben an der Schwindsucht eine unendlich traurige Erscheinung ist? Was aber soll man von denen sagen, die zwar gefühlvoll über die Schwindsucht flennen, aber die Ursachen der Krankheit, als da sind Alkoholismus, Unterernährung, schlechte Wohnungen, verdorbene Luft, mangelhafte Reinlichkeit, Verfall der Muskulatur und so weiter, unangetastet bestehen lassen? Wäre nicht jeder ehrliche Arzt versucht, ihnen handgreiflich klarzumachen, was ihr schöner Gefühlsüberschwang im Grunde wert ist? Und ist es so ganz gewiß, daß die Schwindsucht ein Übel ist? Die Ursachen der Schwindsucht sind ein schlimmes Übel, das ist unbestritten wahr. Grade an diese Ursachen aber wenden sich die Pazifisten nicht. Solange diese Ursachen bestehen, ist die Schwindsucht selber kein Übel, sondern eine notwendige Rache der Natur und ein notwendiger Hebel des Fortschritts. Die Natur spricht ungefähr so: „Ihr bietet mir Daseinsbedingungen, die ich nun einmal nicht annehmen kann. Ihr mißhandelt mich durch verderbliche Arbeit, verderbliche Wohnungen und verderbliche Genüsse. Ihr tut das immer wieder und immer wieder. Auf die Warnungen eurer Gelehrten hört ihr nicht. Wohlan, so erkläre ich euch den Krieg. Ich schlage euer Geschlecht mit Tuberkelbazillen tot und werde damit fortfahren, bis ihr die Daseinsbedingungen aufhebt, die mir unerträglich sind." Wenn wir die Schwindsucht in diesem Sinn als eine furchtbare Weckerin des Gewissens auffassen, ist sie dann nicht vielleicht ein Segen und ein Geschenk des Himmels? Sie ist die Rache der mißhandelten Natur. Wo aber würde in Arbeit und Genuß die Mißhandlung der Natur ein Ende finden, wenn nicht schließlich die Rache der Natur zur Einkehr mahnte?

Übertragen wir das auf den Krieg. Jeder Krieg hebt zunächst seine eigenen Ursachen auf und schafft eine anormale historische Situation aus der Welt. Das ist aber noch lange nicht alles, was von ihm ausgeht. Wir leiden im Frieden — wie an der Schwindsucht — an einer ganzen Reihe von schweren sozialen Krankheiten, die aufzuheben alle ernsten Geister bemüht sind. Massenarmut, Entartung der Rasse, Naturentfremdung im steinernen Elend der Großstadt, verderbliche Lebensgewohnheiten, Prostitution, Verbrechen, — das ist so eine Auswahl der Dinge, die ein modernes Volk bedrohen und die ein modernes Volk in bestimmten Grenzen halten muß, wenn seine Kinder sich der Sonne freuen sollen. Nun ist aber der moderne Krieg ein Volkskrieg. Er kann überhaupt nur von einem gesunden Volk geführt und gewonnen werden. Wenn die Gesundheit eines Volks im Frieden

untergraben und vernichtet wurde, ist die Niederlage auf dem Schlachtfeld gewiß. Schärft dann aber der Krieg nicht das Verantwortungsgefühl der Menschen? Straft er sie nicht durch schwere Katastrophen, wenn die gewissenhafte Arbeit des Friedens versäumt wurde? Ist er nicht ein Stachel und Antrieb, all die Dinge aus der Welt zu schaffen, die ein Volk schwach und krank machen? Wenn er das aber ist — ist er dann nicht eine Triebkraft der Entwicklung von ungeheurer Wucht? Ruft er den Völkern nicht zu: „Besinnt euch auf euch selber! Bleibt gesund, oder es ist um euch geschehen!“ Spricht nicht durch den Krieg der Ernst der Geschichte zu uns? Und was könnte uns Schlimmeres begegnen, als daß man diesen großen, heiligen, furchtbaren Ernst mit moralischen Schmähworten herabsetzt, ohne auch nur eine der bestehenden Kriegsursachen aufzuheben? Wirkt es nicht, als wenn eine schwere Heimsuchung Gottes mit sentimentalem Gekeif empfangen würde, statt daß man sie wie ein Mann auf sich nehmen und seine Lehren aus ihr ziehen sollte? Unserer Jugend könnte gar nichts Schlimmeres geschehen, als daß sie den Pazifisten ihr Ohr liehe. Es wäre der sichere Weg zu Verantwortungslosigkeit, zu Schlaffheit und Verfall. Vielleicht auch zu schönen Redensarten. Nur daß wir in diesem Gewinn keinen ausreichenden Ersatz zu erblicken vermögen.

Noch einmal: wir bezweifeln nicht, daß zum mindesten die redlichen Pazifisten subjektiv von durchaus idealistischen Beweggründen geleitet werden. Sachlich aber berühren sie sich mit der feisten Gemeinheit, die das träge Wohlsein der Sinne über alles andere stellt. Es gibt für ein Volk in der Tat nur ein Mittel, den Krieg nach besten Kräften einzudämmen: selber gesund sein an Leib und Seele. Dann sind wir zwar noch lange nicht im pazifistischen Himmel, weil immer noch der Nachbar den Krieg wollen oder nötig machen kann. Das gesunde Volk selber aber wird zum Krieg so leicht keinen Anlaß geben und wird ihn vor allen Dingen bestehen können, wenn er trotzdem kommen sollte. Verbrennen wir den pazifistischen Plunder und arbeiten wir im großen Stil für die leibliche und seelische Gesundheit unseres Volkes. Dann rüsten wir sowohl den Frieden, wie den Krieg.



Nächtens an der Schelde · Von Richard O. Koppin

Himmel wirft Blinkfeuerschein —
Abend strich sein Segel ein —
Birgt des Tages schwere Fracht
In den weichen Schoß der Nacht —
Ruht nun still im Schattenhafen,
Wo an tausend Barken schlafen,
Wiegt mit stummem Mastenneigen
Träumend sich ins schwarze Schweigen.



Unverdrossen

Von J. Spier-Irving (München), z. Zt. im Felde

Am andren Tische sitzen einige Offiziere und spielen Karten. Eigentlich darf es ja im Speisewagen nicht sein. Jedoch es ist Krieg —. Der alte Ober denkt bei sich: „Ich will den Leutnants die Freude nicht stören.“ Dann geht er auf und ab.

Sein Auge ruht väterlich auf dem kleinen jungen Leutnant, der an der Ecke sitzt.

Der Zug eilt durch die belgische Landschaft. Die Sonne scheint warm und klar. Die Häuschen funkeln mit ihren roten Ziegeldächern im grünen Busch. Überall, soweit das Auge reicht, liegen Dörfer, Weiler, Fermen. Der belgische Boden ist fruchtbar und nährt viele Menschen. — Lange Pappeln spiegeln sich in fröhlichen, gewundnen Flußläufen. Kühe blicken satt der rasenden Eisenschlange nach. Junglämmer springen um ihre wolligen Mütter. Frauen winken, Kinder schreien. —

Mit den Kameraden spielt der kleine Leutnant irgendein Kartensystem.

Wenn er lacht, blinken seine Zähne, weiß, regelmäßig. Eine kindlichglatte Stirn leuchtet unter dem gescheitelten Haar.

Er lacht immerzu. Sein Gesicht ist frisch, und er spielt mit großem Eifer. Die Speisewagenbedienerin — Frauen sind jetzt da an Stelle der Männer — schaut auf ihn mit einer warmen Sympathie.

Der alte Ober macht sich immerzu etwas in der Nähe des Tisches zu schaffen.

Öfters fällt dem kleinen Leutnant eine Karte zu Boden. Flugs springt der alte Ober zu und hebt sie auf. Lachend wehrt der junge Offizier ab. Die linke Hand scheint eine Schwäche gegenüber der rechten aufzuweisen. — —

Jetzt sehe ich es. Der erbarmungslose Krieg hat den jungen Menschen gezeichnet.

An seiner linken Hand hat er nur noch den Daumen und einen Teil des kleinen Fingers. Alles andre hat ihm wohl eine Granate weggerissen. Narbig ist es verheilt. Die Beweglichkeit der linken Hand hat durch Anpassung und den eifrigen Willen sich wieder hergestellt.

Nur die glatten Karten rutschen manches Mal aus. Aber der junge Leutnant weiß scheinbar gar nichts mehr von dem Verlust. Er lacht und spielt, er ist so fröhlich, als wenn er alle seine Glieder noch hätte. Er denkt gar nicht daran — unverdrossen wie er ist — irgend etwas Wichtiges aus dieser Angelegenheit zu machen.

Er zieht keine Folgerungen daraus. Er bleibt an der Front. Was sind dreieinhalb Finger, die sich eine Granate geholt?

Der andre ganze Mensch ist ja noch vorhanden. Er lacht und ist froh. Er weiß wahrscheinlich nicht mal, daß er mit dieser Einbuße Anrecht auf Kriegsinvalidität, auf irgendeine Versorgung in der Heimat hätte. Er ist unverdrossen und harrt aus. Er tut seine Pflicht weiter hier. — Unverdrossen.

Der Speisewagen rast durch die belgischen Fluren. Unbekümmert spielt der kleine Leutnant da drüben immer weiter, wenn ihm auch hie und da wieder mal eine Karte zu Boden fällt.

Seit langem zum ersten Male wieder sitzt er in einem Speisewagen und reist aus der Front in eine Stadt. Er streckt sich behaglich in seinem Ledersitz und genießt die Wohligkeit der ungewohnten Ungebundenheit.

Weit drüben grüßt der Schattenriß der Weltstadt. Belfrieds, Kirchentürme, Kuppeln, Eisengerüste winken. Die Sonne scheint heiß. Der alte Ober betrachtet den jungen Leutnant. Und er denkt an seinen Buben, der nicht viel mehr an Jahren, bei Langemaarke geblieben ... Schrill tönt des Zuges Dampfpfeife.

Der Eisenkoloß hält ...



Heimkehr · Von Edwin Keppler

Einst lag mein Ziel in Nebelfernen,
Mir selbst nur schleierhaft bewußt;
Ich griff verlangend nach den Sternen,
Doch niemals in die eigne Brust.
Ich träumte nur von fremden Landen
Und von des Südens buntem Tand
Und riß an meinen Wurzelbanden
In meiner Sehnsucht wildem Brand.

Der Heimat tannendunkle Wälder,
Der Täler grünes Dämmerlicht,
Das satte Gold der Ährenfelder
Sah mein betörtes Auge nicht.
Es schlug auch mir der Geist der Tage
Mein reichstes Erbe aus der Hand,
Bis ich als blöde Ammensage
Das Wörtchen Vaterland empfand.

Da traf mit straffem Geißelhiebe
Der Krieg in meinen kühlen Stolz,
Und in mir schrien Scham und Liebe:
Du bist und bleibst aus deutschem Holz!
Und tief in meiner Brust erblühte
Des Heimgekehrten reines Glück ...
O Heimat, nimm in Muttergüte,
Nimm den verlornen Sohn zurück!



Die Alldeutschen sind schuld!
Von J. E. Frhrn. v. Grotthuß

So mußte es kommen. Zwar läßt sich Herr Dr. Paul Rohrbach in der Zeitschrift „Deutsche Politik“ immerhin noch zu dem Zugeständnis herbei, daß der Alldeutsche Verband „mit seiner unausgesetzten Befürwortung einer deutschen Machtpolitik“ schlechthin (!) sicher nicht den Krieg zustande gebracht habe und auch nicht die Einkreisung Deutschlands, aus der dieser Krieg hervorging. „Er hat aber“ — so meint Herr Rohrbach — „einen anderen Schaden zustande gebracht. Die feindlichen Staatsmänner und die regierenden Hetzcliquen in England, Frankreich usw. sind nur so lange imstande, ihre Völker zu den fortdauernden schweren Opfern des Krieges willig zu machen, wie sie ihnen Tag für Tag seine unverminderte Notwendigkeit beweisen können. Das geschieht bekanntlich, indem Deutschland als der Feind des Friedens, der Kultur, der Völkerfreiheit usw., als der recht- und gesetzlose Gewaltstaat hingestellt wird. Die Materialien hierfür aber holt sich die feindliche Propaganda in großer Fülle aus einer bestimmten politischen Literaturgattung, die vor dem Kriege in Deutschland vorhanden war und die es sich zur Aufgabe setzte, rücksichtslos das deutsche Machtideal zu verkünden und in Verbindung hiermit ebenso leidenschaftlich gegen die Schwäche der jeweiligen deutschen Politik zu Felde zu ziehen. Sieht man die feindliche Kriegsliteratur durch, so erkennt man mit Staunen, daß Millionen von Broschüren und Büchern gefüllt sind mit einseitig ausgewählten und zurechtgemachten, vielfach aber auch wörtlich übersetzten Zitaten aus deutschen Schriften alldeutscher Richtung. Ganz ohne Zweifel trägt die Möglichkeit, diesen Stoff in unendlicher Wiederholung und mit der beständigen, nur zu verfänglichen und bequemen Unterschiebung, es sei das der deutsche Standpunkt schlechthin, vor der eigenen öffentlichen Meinung auszubreiten, viel dazu bei, um den ermattenden Kriegswillen, namentlich im Westen, immer wieder erfolgreich aufzupeitschen.“

So kann ein gescheiter Kopf, wie Dr. Rohrbach einer ist, nur urteilen, wenn er von vorgefaßten Meinungen ausgeht oder sie vertreten zu müssen glaubt, also a priori urteilt. Als ob nicht unsere Feinde, auch wenn es Alldeutsche überhaupt nicht gäbe, Vorwände genug finden oder erfinden würden, den Kriegswillen ihrer Völker immer wieder „erfolgreich aufzupeitschen“. Schlagend wird das schon durch die Tatsache bewiesen, daß alle unsere noch so unwiderlegbaren „Berichtigungen“ und treugemeinten Versöhnlichkeiten den Feinden letzten Endes doch nur dazu dienen, Honig für ihren Kriegswillen zu saugen. Es gehört schon ein Glaube, der Berge versetzt, zu dem Glauben, daß Klagen über „Schwäche“ einer jeweiligen Politik Angst vor dem Machtwillen eben dieser Politik bis zum Weißbluten „aufpeitschen“ könnte.

Und die russischen und italienischen Analphabeten — werden die vielleicht auch durch Berufung auf alldeutsche Schriften „aufgepeitscht“? Die feindlichen Regierungen bedienen sich eines viel einfacheren Mittels, ihre Leute aufzupeitschen:

sie stellen ihnen Kriegsziele vor Augen. Wer eine Ahnung von Psychologie hat, weiß, daß er keine stärkere Macht in seinen Dienst stellen kann, als die Phantasie, die Einbildungskraft. Napoleon wäre kein Napoleon ohne diese Erkenntnis.

Sollten die Dinge nicht umgekehrt liegen? Im allgemeinen traut man sich doch eher an den Nachgiebigen heran. Oder möchte Herr Rohrbach behaupten, ein Übermaß von deutscher Machtpolitik habe diesen Krieg verschuldet?



Die schwarzen Fahnen · Von Robert Walter

Es geht ein Lied durch Polen,
Fliegt mit der Dörfer Brand,
Läuft auf des Windes Sohlen,
Durchbricht der Wälder Wand.

„Der Gräber Kreuze zittern.
Die Toten stehen auf.
Zu Schlachten und Gewittern
Drängen sie an zuhauf.

Sturmruf heult in die Lüfte,
Auffspringt der Hölle Schein.
Dunstatem offener Grüfte
Wolkt die Lebendigen ein.“

Es geht das Lied im Wandern
Mit schreckender Trommeln Schrei.
Drängt einer an den andern,
Und schließt sich Reih' an Reih'.

O Bruder mir zur Rechten
Mit aufgerissener Stirn,
Ich sah in Sterbensnächten
Dein Blut und rinnend Hirn.

Ach Bruder du zur Linken,
Wehr' dem Gespenstertrug!
Ich fühl' mich untersinken
Im grauen Schattenzug.

„Wir waren schon erschlagen,
Uns weckt die harte Not.
Wir müssen Feuer tragen
Und schleppen all den Tod.

Der Tod will breite Bahnen,
Bis er den Sieg uns wirbt.
Wir ziehn mit schwarzen Fahnen,
Daß Deutschland nicht verdirbt.“





Fürst Bülows „Deutsche Politik“

Der kluge Diplomat, der am längsten seit dem Jahre 1890 unsere auswärtige Politik sowohl als Staatssekretär, als auch als Reichskanzler geleitet hat, sieht sich nunmehr als sachkundiger Vaterlandsfreund veranlaßt, trotz Zensur seine warnende Stimme in meisterhafter und formvollendeter Art zu erheben. Ich habe den aktiven Staatsmann — Staatsmann ist Fürst Bülow stets gewesen — öfters in seiner auswärtigen Politik bekämpft, was der Fürst auch weiß, ohne mir deshalb in seiner weltmännischen und alles verstehenden Art zu zürnen. Daß aber Fürst Bülow die richtige Einsicht der Dinge hat, beweist mit schlagender Deutlichkeit sein Buch. Seine Politik war vielleicht diplomatisierender, als es notwendig gewesen wäre. Doch ist eine nachträgliche Kritik billig wie Brombeeren. Auch wissen wir alle aus den schwarzen Novembertagen, welche Rücksichten er zu nehmen hatte. Sein Buch ist nunmehr eine Tat. Neben der theoretischen „Politik“ Treitschkes steht seine „Deutsche Politik“ als der Niederschlag unserer nachbismarckischen Staatskunst. Sein Nachfolger wird hoffentlich aus der überlegenen Darstellung der Lebensbedingungen des deutschen Volkes endlich die erforderlichen Folgerungen ziehen. Den besorgten Vaterlandsfreund und nationalen Politiker mutet es seltsam an, daß ein Scheidemann als verflossener Reichstagsvizepräsident, der in Paris das folgenschwere Wort: „Nous ne tirerons pas“ vor Kriegsausbruch gesprochen hat, das fraglos die französische Rachelust steigerte, nunmehr der Verkünder einer angeblichen kanzlerischen Enthaltsamkeit ist, die geeignet wäre, das deutsche Volk für sein Blutopfer um den Siegespreis, wie 1815, zu bringen.

Selbstverständlich kann dies nicht die wahre Ansicht des verantwortlichen obersten Reichsbeamten sein. Aber das Regierungsblatt schüttelt den kleinen, gänzlich sachunkundigen sozialdemokratischen Politiker, der in seiner engen Parteiauffassung befangen ist, nicht ab, sondern schlägt unerhörterweise auf die Vertreter der sechs großen Wirtschaftsverbände los, die pflichtgemäß zur rechten Zeit ihre Kriegszielforderungen aufgestellt haben. Während der gegenwärtige Kanzler noch immer schweigt und dadurch noch immer, sicherlich wider Willen, den Eindruck einer gewissen Entschlußlosigkeit hervorruft, ergreift sein Vorgänger als geschulter Diplomat das Wort zur rechten Zeit und hoffentlich nicht in letzter Stunde. Mit Recht weist Fürst Bülow auf sein Leitwort im Reichstag wider Eugen Richter vom Dezember 1901 hin: „Die Basis einer gesunden und vernünftigen Weltpolitik ist eine kräftige nationale Heimatpolitik.“ Während der gegenwärtige Reichskanzler sich über eine Gebietserweiterung oder sonstige Ausdehnung unseres politischen Einflusses hinsichtlich Frankreichs leider gänzlich ausschweigt, schreibt Fürst Bülow offen, daß die Unversöhnlichkeit Frankreichs ein Faktor war, den jeder Tieferblickende seit 1871 in die politischen Berechnungen einstellen mußte.

Auch ich habe damals, wie Fürst Bülow jetzt, auf die Erinnerungen des Elsässers „Lalance", die erst 1914 erschienen sind, hingewiesen, wo der französische Geschichtsforscher „Lavisse" offen zugibt, daß die französische elsaß-lothringische Frage zu lösen eine Ehrenpflicht seines Volkes sei, wie auch der echt französische Geschichtschreiber „Welschinger" von dem Abgrund sprach, der Frankreich und Deutschland trennt. Bülow erklärt es daher für eine Schwächlichkeit, die Hoffnung zu nähren, Frankreich wirklich und aufrichtig versöhnen zu können, solange wir nicht die Absicht haben, Elsaß-Lothringen wieder herauszugeben. Bülow kennzeichnet Frankreich auch richtig dahin, daß es nach jeder Erstarkung seiner nationalen Macht angreiferisch nach außen aufgetreten ist und es immer wieder tun würde, wenn es sich Erfolg versprechen könnte. Er fährt fort: „Damit mußten wir rechnen und uns selbst als denjenigen Gegner ansehen, an den sich Frankreich immer wieder in erster Linie wenden würde, wenn es glaubte, einen Angriff auf Deutschland wirksam durchführen zu können." Der Abschluß unseres Marokkohandels im Jahre 1911 zur aussichtslosen Versöhnung Frankreichs durch unseren völligen Verzicht auf Marokko war jedenfalls ein schwerer diplomatischer Fehler, der die Angriffslust Frankreichs zur Siedehitze steigern mußte. Fürst Bülow rühmt sich daher mit Recht seines Sieges über Delcassé, dessen Rücktritt er durchgesetzt hat, während wir später seine Rückkehr zur Regierung duldeten und sogar als Zeichen einer Verständigung in einer unglaublichen Weise preisen ließen. Delcassé ist der Vater dieses Weltkrieges, was ich stets gepredigt habe, und ich freue mich, mich in Übereinstimmung mit dem Fürsten Bülow zu befinden, der als Diplomat und Staatsmann jedenfalls ein sachkundigeres und aktenmäßigeres Verständnis für den Grund dieses Weltbrandes besitzt.

Frankreich ist und bleibt der Erbfeind. Frankreich muß daher so niedergeschlagen werden, daß es künftig nicht mehr bündnisfähig ist. Bülow erkennt auch richtig, daß Frankreichs Kraft in Europa wurzelt, da ihm die Kolonisationsfähigkeit abgeht. Es war freilich ein verzeihlicher Fehler Bismarcks, Frankreich auf den Kolonialweg zu weisen, um es von dem Vogesenloch abzuziehen.

300000 farbige Franzosen haben uns im Laufe dieses furchtbaren Krieges gegenübergestanden. Der gegenwärtige stellvertretende Kriegsminister von Wandel hat damals im Reichstag bei Beratung der großen Wehrvorlage verächtlich von den 30000 Turkos gesprochen, die uns Frankreich entgegenwerfen könnte. Es hat sich also militärisch als der berufene Vertreter der Heeresverwaltung schwer geirrt. Durch die Überlassung Marokkos haben wir uns noch die Berber, das kriegerischste Volk der Erde, auf den Hals gehetzt, während wir harmlos den Erwerb Marokkos durch Frankreich für eine Schwächung des Mutterlandes ansahen. Auch hier hat Fürst Bülow das richtige Urteil, daß Frankreich, dessen Stärke in unserer Zerrissenheit und Ohnmacht liegt, durch eine Grenzsicherung zur Ohnmacht uns gegenüber gezwungen werden muß. Der Haß bleibt unauslöschlich und ist durch den für Frankreich nicht erfolgreichen Krieg nur verschärft worden. Wie diese Grenzsicherung zu erfolgen hat, ergibt die Geschichte unseres Volkes. Ranke schreibt an Thiers 1870, daß wir im damaligen Kriege Ludwig XIV. bekämpften. Dies heißt auf gut deutsch, daß wir den Raub der französischen Könige wieder zurückfordern müssen, um uns die alte Reichs- und Volksgrenze zu sichern. Eine nähere Ausführung gestattet das Kriegszielverbot nicht. Jeder Schuljunge weiß, was dies zu bedeuten hat, aber leider hat der Kanzler über Frankreich kein Wort fallen lassen, obwohl wir doch nicht zur Befreiung der Polen, Litauer und Juden ins Feld gerückt sind, deren Entrussung er feierlichst im Reichstag zugesagt hat. Fürst Bülow predigt das Wort: „Wer ernsthaft Politik treiben will, darf sich nicht vorübergehenden Eindrücken hingeben, sondern muß der Vergangenheit eingedenk bleiben und in die Zukunft schauen. Wir haben bewiesen, daß wir militärisch und wirtschaftlich als Volkskraft wie als Organisation Frankreich überlegen sind. Wir dürfen uns aber nicht verhehlen, daß die französische Gegnerschaft durch den Krieg noch erheblich verschärft werden wird."

Durch nachsichtige Milde gewinnen wir Frankreich nie mehr, sondern reizen es unmittelbar zu erneutem Ruf nach dem linken Rheinufer an. Hat man denn an der leitenden Stelle vergessen, daß Frankreich uns in diesem Kriege zerstückeln und Deutschland womöglich auf ein Königreich Thüringen beschränken wollte? Das linke Rheinufer von Basel bis Rotterdam sollte französisch werden. Die Rücksicht auf das verbündete Belgien und das neutrale Holland spielt in diesem Kriege doch wirklich keine Rolle. Der Vierverband vergewaltigt Freund und Neutrale, wenn es ihm paßt. Fürst Bülow verrät daher das wahre Verständnis unserer Lage in Europa, die seit dem Dreißigjährigen Kriege vernichtet und noch jetzt gefährdet ist. Wir müssen Hammer bleiben, in den wieder zu gewinnenden alten Reichs- und Volksgrenzen, was auch für den Osten gilt, oder wir werden bei einem neuen Pariser Frieden Amboß aller unserer Gegner wie 1815 bleiben.

Fürst Bülow wird in dieser Darstellung zum Eckart unseres Volkes wie einst sein großer Vorgänger, dessen Politik wir in diesem Kriege fortsetzen müssen. Fehlt uns ein Bismarck, so muß das Volk in Gemeinschaft mit der pflichtbewußten Regierung ihn ersetzen. Hat das Volk in Waffen dank kluger Führung schon gesiegt, so wird uns auch der diplomatische Erfolg beim Friedensschluß nicht fehlen.

Nur in zwei nationalen Richtungen habe ich meinen alten Widerspruch gegen den früheren Reichskanzler wieder zu erheben. Es ist nicht richtig, wenn er von fast einer Million Italiener in Südösterreich spricht. Diese sogenannten Italiener sind verwelschte Schwaben und Bayern. Wirkliche Italiener sitzen nur in geringer Zahl in Trient und Triest und haben wohl zum größten Teil das Land verlassen. Der Fürst weiß, daß ich das damalige Angebot an Italien, das Österreich und Deutschland unter dem Zwang der Verhältnisse stellten, national nicht gebilligt habe. Der Himmel hat uns vor der Verwirklichung bewahrt. Ebenso unrichtig ist es, daß in Nordamerika nur über 10 Millionen Deutsche leben sollen. Nach genauer, wissenschaftlicher deutschamerikanischer Schätzung gibt es 30 Millionen deutschen Geblüts in den Vereinigten Staaten. Selbst die gefärbte amtliche Statistik gibt 25 Millionen Deutschbürtige zu. Freilich ist es richtig, daß wir höchstens ein Drittel als einigermaßen deutschbewußt ansehen können, und zwar auch erst unter der Einwirkung dieses Krieges, wo die 20 Millionen Yankees durch ihren Einfluß auf die Regierung zu tatsächlichen Bundesgenossen ihrer angelsächsischen Brüder unter frechem Bruch der Neutralität geworden sind.

Fürst Bülow führt mit Recht die Meldung eines Neuyorker Berichterstatters vom Juni 1915 an, daß zwischen Deutschland und Amerika eine Entfremdung eingetreten sei, die sich in vielen Jahren nicht überbrücken lassen wird. Fürst Bülow fährt mit Recht fort: „Deutschland hat die parteiische und unfreundliche Orientierung des offiziellen und öffentlichen Amerikas während des Krieges weiter und zu seinem Nachteil empfunden." Er lehnt daher übertriebene Freundschaftsbeteuerungen und ergebnislose Nachgiebigkeit ab, was hoffentlich an maßgebender Stelle beherzigt wird. Schließlich kann Fürst Bülow sich mit Stolz rühmen, daß er durch seine maßvolle Flottenpolitik und Unterstützung des Schöpfers der deutschen Flotte, des Großadmirals Tirpitz, den Grund gelegt hat, um auch England zur See zu bekämpfen.

Kurd von Strantz



Rumänien bei Ausbruch des Krieges

Ein Menschenalter lang hatte sich Rumänien an jene beiden Mächte angelehnt, die heute im schwersten Kampfe gegen Rußland und dessen Verbündete stehen. In der Stunde, da diese Politik zu ihrer kraftvollsten Anwendung kommen mußte, wenn die letzten zweiunddreißig Jahre überhaupt Sinn, eine zielsichere, aus Erkenntnis der eigenen Interessen gewählte Richtung haben sollten, da — hebt Dr. Leo Lederer in einem Briefe aus Bukarest an die „Berliner Volkszeitung“ hervor — hat Rumänien sein Schicksal von dem der Zentralmächte getrennt. Auf sonderbaren Wegen ist Rumäniens Politik seither gewandelt. Und da die Schatten dieser Zeit auch das Bild jenes berühmten Kronrats zu verdunkeln drohen, in dem die Lenker Rumäniens am 3. August 1914 die Richtlinie für die Haltung Rumäniens wählten, so gibt Dr. Lederer die folgende, ersichtlich authentische Darstellung der noch kaum bekannten Vorgänge in diesem Kronrat:

Die Note Österreich-Ungarns an Serbien wurde am Abend des 23. Juli 1914 in Bukarest bekannt. Sie rief große Aufregung hervor, weil man das Schlimmste ahnte, und weil Rumänien sowohl zu Österreich-Ungarn wie zu Serbien in besonderen Beziehungen stand. Serbien war der Verbündete Rumäniens im Jahre 1913 gewesen, und das sowie der Umstand, daß die kurz vorher zwischen den Ungarn und Rumänen Siebenbürgens eingeleiteten Verhandlungen gescheitert waren, rief, als der Konflikt zwischen Österreich-Ungarn und Serbien bekannt wurde, in der öffentlichen Meinung des Landes eine ungünstige Stimmung gegen Österreich-Ungarn hervor. Sie erfüllte den König Karol mit um so größerer Beunruhigung, als sie sich auch der Armee zu bemächtigen begann. Der König sprach sich über seine Besorgnisse in diesen Tagen verschiedenen Politikern gegenüber aus. Inzwischen war es zum Bruch zwischen Österreich-Ungarn und Serbien gekommen. Es folgten die Kriegserklärungen zwischen den Mittelmächten und Rußland. Die Regierungen Deutschlands und Österreich-Ungarns hatten Rumänien unter Hinweis auf die engen Beziehungen, die das Land mit den beiden Großmächten verbanden, den Stand der Dinge bekanntgegeben. Rumänien mußte zu einer Entschließung schreiten. Am Montag, den 3. August, rief der König die leitenden Männer des Landes zu sich, um mit ihnen über die Lage zu beraten.

Der Kronrat fand zu Sinaia im Schlosse Pelesch, im Musiksaal der Königin Elisabeth statt. Außer dem König und dem Thronfolger Prinz Ferdinand nahmen am Kronrat teil: der Ministerpräsident Jonel Bratianu mit den Ministern Porumbaru, Costinescu, Mortzun, Constantinescu, Radovici, Anghelescu, Antonescu und Duca; Theodor Rosetti und Peter Carp als ehemalige Ministerpräsidenten (der dritte noch lebende ehemalige Ministerpräsident Titu Majorescu weilte damals in Nauheim); Kammerpräsident Pherekyde, Alexander Marghiloman als Chef der Konservativen und Take Jonescu, der Führer der konservativen Demokraten. Marghiloman und Take Jonescu hatten sich überdies, einer Aufforderung des Königs folgend, von je zwei Mitgliedern ihrer Partei begleiten lassen, Marghiloman von Johann Lahovary und Johann Gradisteanu, Take Jonescu von Dissecu und Michel Cantacuzene. Arion und Nico Philipescu, denen sonst die Aufgabe zugefallen wäre, dem Kronrat als Vertrauensmänner der Konservativen beizuwohnen, weilten damals in Bielitz beziehungsweise in Weißkirchen. Insgesamt waren es zwanzig Personen, die sich in dem hohen, lichten Musiksaal der Königin, mit dem weiten Blick auf die grünen Gärten und blauen Berge von Sinaia, versammelten. Um 5 Uhr wurde der Kronrat vom König Karol eröffnet. Vor dem König lag eine Reihe von Dokumenten auf dem Beratungstisch. Zur Rechten des Königs saß Theodor Rosetti, zu seiner Linken Peter Carp. Dem König gegenüber hatte der Thronfolger Prinz Ferdinand Platz genommen, mit dem Ministerpräsidenten Bratianu zu seiner Rechten und

Alexander Marghiloman zu seiner Linken. Mit ernstem Gesicht verlas der König ein langes Memorandum. Er gab einen Überblick über die Lage. Er schilderte die bisherige Politik des Landes und gab seiner Meinung Ausdruck, daß es „Rumänien zur Ehre und zum Vorteil gereichen würde, wenn es sich Deutschland und Österreich-Ungarn anschließen würde".

In diesem Augenblick wurde Herrn Bratianu ein Telegramm überreicht: es war die Mitteilung des rumänischen Gesandten in Rom, daß Italien beschlossen habe, neutral zu bleiben. Die ganze Versammlung horchte auf. Wie ein Magnet gab dieses Telegramm den bis dahin noch ungeordneten Gedanken eine Richtung.

Ungeachtet der Entschließung Italiens stellte sich zunächst Peter Carp mit aller Entschiedenheit auf die Seite des Königs. Er wies auf die jahrzehntelange Politik Rumäniens hin; er betonte den tiefen inneren Gegensatz zu Rußland und trat für den sofortigen Anschluß Rumäniens an die Mittelmächte ein. Nach ihm sprach Theodor Rosetti. Er war der Ansicht, daß Rumänien einen Krieg von solcher Größe, wie er sich jetzt zu entwickeln beginne, nicht aushalten könnte. Alexander Marghiloman erklärte, Rumänien sei vor der Überreichung der österreichisch-ungarischen Note in Belgrad auch nicht befragt worden. Wenn Rumänien sich jetzt auf die Seite Deutschlands und Österreich-Ungarns stellen würde, so würde ein solcher Krieg vom Volk als ein Krieg der Dynastie angesehen werden. Der Anschluß Rumäniens müßte später aus Entschließungen der verantwortlichen Staatsmänner selbst hervorgehen. Take Jonescu stellte sich auf den gleichen Standpunkt. Johann Lahovary erörterte die Lage vom Standpunkt des Bukarester Vertrages. Auch schon damals sah man voraus, daß der Bukarester Vertrag in die Brüche gehen und Bulgarien sich den Mittelmächten anschließen würde. Nach Lahovary sprachen Johann Gradisteanu und Michael Pherekyde, worauf der Finanzminister Costinescu das Wort ergriff. Er erklärte, es sei eine moralische Unmöglichkeit, mit Rußland zu gehen; ebensowenig aber könne Rumänien heute an die Seite Deutschlands und Österreich-Ungarns treten.

Die bedeutsamsten Erklärungen waren natürlich die des Ministerpräsidenten Bratianu. Auch er stellte sich auf den Standpunkt, es sei eine moralische Unmöglichkeit, mit Rußland zu gehen. Es bleibe somit Rumänien vorläufig nur übrig, neutral zu bleiben. Dagegen nehme er den Standpunkt der Krone an, daß eine formelle Neutralitätserklärung, die Rumänien den Feinden Deutschlands und Österreich-Ungarns gegenüber ausdrücklich zur Neutralität verpflichte, aus moralischen Gründen nicht abgegeben werden solle. Es solle vielmehr die öffentliche Meinung des Landes auf ein Zusammengehen mit Deutschland und Österreich-Ungarn vorbereitet werden. Während dieser Zeit werde die Regierung an allen Grenzen Rumäniens die notwendigen Maßregeln treffen, um das Land vor jedem Druck von außen her zu bewahren.

Die Vorschläge Bratianus riefen die lebhaftesten Widersprüche Carps hervor. „Ihr zwingt den König, sein Wort zu brechen!" rief der alte Staatsmann den Versammelten zu.

„Ich glaube, das Wort des Königs kommt nicht in Frage", erwiderte ihm Marghiloman; „im Gegenteil; so wie wir handeln, decken wir den König. Heute würde das Volk sagen: ‚Das ist der Krieg des Königs.' Treten wir später in Aktion, so ruht die Verantwortung auf unseren Schultern."

Diese Auffassung fand allgemeine Zustimmung. Man einigte sich auf die Politik, die Bratianu vorgeschlagen hatte. König Karol stand allein, an seiner Seite Peter Carp, mit dem ihn nicht immer die besten Beziehungen verbunden hatten. Etwas nach 7 Uhr abends war der Kronrat beendet.

Eine Stunde später empfing der König Karol den Ministerpräsidenten und Chef der liberalen Partei, Bratianu, den Kammerpräsidenten Michel Pherekyde, sowie die Führer

der Konservativen und der konservativen Demokraten, Marghiloman und Take Jonescu, in seinem Arbeitskabinett. Sie kamen, um mit dem König über die offizielle Erklärung an die Presse und über die Antworten zu beraten, die an Deutschland und Österreich-Ungarn auf ihre Mitteilungen gegeben werden mußten. Auch dieser Besprechung wohnte der Thronfolger Prinz Ferdinand bei. Bratianu hatte die Entwürfe zweier Akten mitgebracht, eine an Deutschland, eine an Österreich-Ungarn. Es ist interessant, daß diese beiden ersten Entwürfe bestimmte Verpflichtungen für Rumänien enthielten, sich später an die Seite seiner Verbündeten zu stellen. Man machte Bratianu auf diesen Umstand aufmerksam, worauf die beiden Noten entsprechend den weniger weitgehenden Beschlüssen des Kronrates abgeändert wurden. Nochmals wurde beschlossen, die öffentliche Meinung auf das Zusammengehen mit den Mittelmächten vorzubereiten. Alle Anwesenden sagten Herrn Bratianu ihre Mitwirkung zu. Die Minister und anderen Politiker nahmen ihre Papiere und gingen. Die Noten mit der Antwort Rumäniens auf die Mitteilungen der deutschen und der österreichisch-ungarischen Regierung wurden am folgenden Tage, dem 4. August, übergeben. Das ist die diplomatische Grundlage, auf der die Beziehungen Rumäniens zu den Mittelmächten heute noch stehen. —

So weit der Gewährsmann der „Berliner Volkszeitung". An der „diplomatischen Grundlage" unserer Beziehungen zu Rumänien braucht nicht gezweifelt zu werden. Aber ob sie uns — und Rumänien! — was nützen wird?



Deutsche und englische Zeitungspolitik

Vor dem Kriege, wird der „Kreuzzeitung" geschrieben, gab es einige verbreitete Berliner Zeitungen, die sich darin gefielen, aus der ganzen internationalen Presse die Artikel zusammenzusuchen, in denen das Lob Berlins gesungen wurde. Brachte ein japanisches, chilenisches, kanadisches oder südafrikanisches Blatt den Bericht eines Reisenden oder Korrespondenten, in dem das Berliner Leben in glänzenden Farben geschildert und der Tüchtigkeit und Strebsamkeit der am Strande der Spree lebenden Bevölkerung lebhafte Anerkennung gezollt wurde, so entrann es nicht dem Abdruck seiner Darlegungen, welche die Berliner befriedigt zur Kenntnis nahmen. Sie kamen zu der Überzeugung, daß sie in der ganzen Welt unsäglich beliebt und geachtet seien; im Privatleben stieß man überall auf entrüsteten Widerspruch, wenn man dies zu bezweifeln wagte. Auch in der Operette kam diese Anschauung zum Ausdruck, was man an zahlreichen Kostproben beweisen könnte. Man wurde stolz auf die durch den Zustrom der Fremden hervorgerufene Internationalität Berlins. Bei einem Spaziergange Unter den Linden beachtete man hauptsächlich die Ausländer, „wie aus allen Ländern — sie vorüberschlendern — aus Paris, aus Rom und Wien — manchmal einer aus Berlin".

Unter diesen Umständen war es kein Wunder, daß die meisten Berliner, besonders jene, denen weiterer politischer Überblick fehlte, geradezu verblüfft waren, als sich bei Beginn des Weltkrieges ein Feind nach dem andern gegen das Deutsche Reich erhob. Wie? Die ganze Welt war bis dahin geradezu verliebt in Berlin gewesen, und nun hatte sich diese Schwärmerei nicht auf das Deutsche Reich übertragen, sondern statt dessen blitzte uns finsterer Haß entgegen? In jedem Gespräch konnte man den Ausdruck des Staunens über die „von niemandem erwartete" Erscheinung hören. Solange eine Nation noch nicht in den Krieg eingetreten war, wurde sie eo ipso als deutschfreundlich gefeiert. Wir denken dabei besonders an die großartigen

Ovationen, die Unter den Linden den japanischen Studenten dargebracht wurden, weil man ohne weiteres voraussetzte, die Japaner würden an unserer Seite in den Krieg gegen Rußland eintreten. Ein Blatt berichtete auch schon, daß dies geschehen sei. Als nachher Japan uns den Krieg erklärte, war man starr vor Staunen.

Dieser Art Journalistik liegt die Anschauung zugrunde, daß man nur etwas berichten darf, was die Leser angenehm berührt. Und diese Methode scheint sich wirklich bezahlt zu machen, denn die erwähnten Blätter haben den größten Leserkreis.

Die englische Art ist eine andere, was daher kommen dürfte, daß die Briten uns an Trotz und Hochmut bedeutend überlegen sind. Wir entsinnen uns, lange vor dem Kriege in einer großen konservativen Londoner Zeitung in bezug auf eine deutsche Lobeshymne über die Engländer die unverschämte Bemerkung gelesen zu haben, den Briten liege an der Meinung der „Teutonen“ nichts, besonders solche „würdelosen Schmeicheleien“ hätten bei ihnen eine ganz andere Wirkung, als deutscher Knechtssinn erwarte. Aber auch ihren eigenen Lesern gegenüber nimmt die britische Presse eine andere Stellung ein. Von dem Sozialisten Blatchford, der trotz seiner Parteizugehörigkeit in den letzten Jahren sich als ein wütender Jingo und Deutschenfresser erwies, erzählt G. K. Chesterton, daß es ihm einmal einfiel, einen Feldzug gegen das Christentum zu eröffnen. Obwohl von allen Seiten gewarnt, daß er damit sein Blatt ruinieren werde, setzte er ihn trotzig fort und bemerkte dann, daß, während er zweifelsohne seinen Lesern Ärgernis gab, er zur selben Zeit sein Blatt rasch in die Höhe gebracht hatte. Zuerst kauften es alle, die mit ihm übereinstimmten und seine Artikel lesen wollten, darauf jene, die entgegengesetzter Meinung waren und ihn widerlegen wollten. Er erhielt wahre Stöße von Briefen, und fast alle wurden von der ersten bis zur letzten Zeile zum Abdruck gebracht. So wurde — meint Chesterton dazu — durch Zufall gleichwie die Dampfmaschine der große journalistische Grundsatz entdeckt, daß, wenn ein Verleger es nur zuwege bringe, sein Publikum recht zu ärgern, dieses die Hälfte seiner Zeitung, und zwar gratis, liefere.

Andere Länder, andere Sitten. In Deutschland möchten wir keiner Zeitung raten, das System Blatchford nachzumachen und ihr Publikum grundsätzlich zu ärgern; sie würde sonst unfehlbar zugrunde gehen. Wahr ist aber, daß der englische Leser viel besser als der deutsche erträgt, etwas zu lesen, was ihm unangenehm ist. Wir wollen dies hier nur in bezug auf die internationale Politik beleuchten. Erinnern wir uns, wie große Mühe die meisten deutschen Zeitungen sich vor dem Kriege gegeben haben, alle möglichen ausländischen Staatsmänner als Freunde Deutschlands hinzustellen. Wenn jemand nicht geradewegs ein ausgesprochener Deutschenfresser war, so blieb er von dem Beiwort deutschfreundlich sicher nicht verschont. Das gilt von den meisten Diplomaten der Länder, die jetzt mit uns im Kriege stehen, von Sonnino, Ssasonow und vielen andern. Bei Ssasonows Ernennung wurde z. B. gejubelt, daß dieser deutschfreundliche Mann Minister geworden sei und nicht der deutschfeindliche panslawistische Tschonykow oder ein anderer. Der rühmlichst bekannte Teddy wurde, wenn sein Name genannt wurde, nie anders bezeichnet, als der „deutschfreundliche Roosevelt“.

Privatem Vernehmen nach gab es einige Zeitungen, welche in dieser Praxis einen äußerst klugen taktischen Zug sehen. Sie glaubten nämlich, wenn man diese Herren als deutschfreundlich schildere, fühlten sie sich angenehm gestreichelt und würden dadurch bestrebt, jetzt wirklich Deutschenfreunde zu werden oder ihre Deutschfreundlichkeit noch zu verdoppeln. Vielleicht ist das gerade Gegenteil richtig. Denn wenn es einem Staatsmann nicht vorteilhaft erschien, in seinem Vaterlande als deutschfreundlich zu gelten, mußte er bestrebt sein, durch seine Politik den Verdacht der Deutschfreundlichkeit zu zerstören.

Von diesem Standpunkt gingen die Engländer aus. Nur ganz wenigen deutschen Staatsmännern wurde in der britischen Presse Englandfreundlichkeit nachgerühmt; die meisten wurden bitteren Hasses gegen England bezichtigt, auch wenn es gar nicht wahr war. Wurde dies

in der deutschen Presse gerügt, so erfolgte von der anderen Seite des Kanals die Antwort: dann solle der betreffende Politiker durch Handlungen und Tatsachen seine Britenfreundlichkeit beweisen. Daraus erkannte man den Zweck dieser Taktik, aber auch, daß die Briten die besseren Psychologen sind.



Die Sinai-Wüste im Weltverkehr

Seit zwei Jahren, erfährt man aus der türkischen Zeitung „Tanin", wird in Syrien ein unermüdlicher friedlicher Krieg mit Schaufel und Spaten geführt. Menschenarme rangen mit der Erde und dem Sande der Wüste. Sie schafften im Schweiße ihres Angesichts für die Bedürfnisse Syriens und Palästinas. Gebiete, die vom Strom des Verkehrs noch nie durchzogen worden waren, bedeckten sich plötzlich mit einem Netze von Wegen. Die Schienenstränge dehnten sich in weite Fernen aus. In den verschiedenen Städten des Landes begannen die Schornsteine der neugegründeten Fabriken zu rauchen, die für die materiellen Bedürfnisse des Gebietes arbeiten, und die moralischen Bemühungen krönten die materiellen. So kam es, daß Syrien aus den beiden Kriegsjahren mehr Nutzen zog, als aus einer fünfzigjährigen Friedenszeit.

Am deutlichsten aber zeigt sich diese Friedensarbeit in der Sinai-Wüste. Mit Rücksicht auf das militärische Interesse lassen sich allerdings Namen und Zahlen nicht angeben. Aber was getan worden ist, läßt sich wohl feststellen. Die Sinai-Wüste ist zwar noch heute eine Wüste, wie sie immer gewesen ist. Aber sie hat die tödlichen Schrecken der Öde verloren. Bis vor kurzer Zeit durchzog man die Wüste in der selben beschwerlichen Weise, wie sie einst Moses und Sultan Selim durchzogen hatten. Wasser war nur sehr selten und von bitterem Geschmack. Es gab vom Suezkanal bis Berseba weder Schatten noch irgend etwas, was die Reisenden gegen die Leiden der Wüstenreise hätte schützen können. Heute ist die Sonne noch ebenso heiß wie früher; noch immer gibt es keine Siedlungen in der Wüste. Aber man findet jetzt alles, was man für die Wüstenwanderung braucht und früher entbehren mußte. Es gibt Wasser und sogar Eisfabriken, um es zu kühlen. Es gibt Wege und Eisenbahnen. Es gibt menschliche Wohnungen und Anpflanzungen. Die Häuser sind nicht etwa aus Erde und Lehm, sondern aus festem Stein. Das Wasser wurde in Röhren, die unter dem Sande liegen, auf weite Entfernungen herbeigeholt. Ein Teil der Gewässer wird für die Bewässerung der Anpflanzungen verwendet. Für die Reise wurde früher nur das Kamel benutzt. Jetzt fährt das Automobil durch die Wüste, leicht und ungehindert, wie durch die Straßen einer großen Stadt. Plötzlich ertönt durch die unendlichen Räume ein Pfiff ...

Ein Eisenbahnzug naht auf den in der Sonne glänzenden Schienen, und neben der Bahnstrecke läuft der Telegraph, der die Wüste mit der großen Welt verbindet und uns das Gefühl gibt, daß wir auch in der Wüste mitten in der großen menschlichen Familie leben. Auch Krankenhäuser und Doktoren gibt es. Die weißen Punkte in der Ferne sind Zelte für die Pfleger, die den Menschen in den Tagen der Krankheit trösten. Und wenn die Nacht kommt, blitzen hier und da Lichter auf, die verraten, daß auch dort Menschen in der Einöde leben. Diese Gebäude, deren Baumaterial von weither geholt ist, diese Wasserleitung, die das belebende Naß auf Kilometer weit heranführt, sind die Erzeugnisse des durch die Wissenschaft erleuchteten menschlichen Willens. Der auf diese Kulturarbeit verwendete Eifer gewinnt aber namentlich von zwei Gesichtspunkten aus eine hervorragende Bedeutung. Einmal in militärischer Hinsicht, denn bisher waren die Kriege in der Wüste ungemein schwierig. Alle diese Schwierigkeiten wurden nun für die moderne Kriegführung gut zu zwei Dritteln be-

seitigt. Ferner aber gewinnt die Wüste in wirtschaftlicher Hinsicht an Wichtigkeit. Die Gesittung wird durch die Bahnlinien in die Wüste getragen. Überall längs der Bahnstrecke steigt jetzt der Wert des Bodens. Auf der ganzen Strecke von Jerusalem bis Berseba haben sich Käufer gefunden für die in der Nähe der Stationen liegenden unbewohnten Ländereien. In Berseba ist der Wert von Gebäuden um das Zehn- und Zwanzigfache gestiegen. Hinter Berseba ist ein großer Teil des jetzigen Wüstenbodens noch dazu anbaufähig. So geht also dieser bisher vergessene Erdenwinkel besseren Tagen entgegen.



Der Tunnel unter dem Englischen Kanal

In jüngster Zeit wurde gemeldet, daß das englische Unterhaus sich demnächst wieder einmal mit dem Bau des vielumstrittenen „Kanaltunnels" beschäftigen und diesmal aller Voraussicht nach das Projekt, im Gegensatz zu seiner bisherigen Haltung, gutheißen werde. Ja es hieß sogar in durchaus glaubhafter Weise, daß die englische Regierung den Tunnelbau befürworten werde, und es wurden schon halbamtliche Äußerungen englischer Minister gemeldet, welche diese Nachricht verläßlich erscheinen lassen. Somit wird allem Anschein nach die lange Geschichte des Kanaltunnel-Projektes demnächst in ein neues und vermutlich in das entscheidende Stadium treten.

Sollte es wirklich dazu kommen, so würde unter den vielen Treppenwitzen, die die Weltgeschichte im Lauf des Krieges gemacht hat, hier einer der boshaftesten und gleichzeitig der geistreichsten vorliegen. Den ganzen grotesken Humor der so harmlos klingenden Nachricht ermißt nur der, der einigermaßen mit der bisherigen Geschichte des Kanaltunnels vertraut ist. Man wird den Spaß vielleicht recht würdigen können, wenn man hört, daß der schicksalsreiche Tunnel unter dem Ärmelkanal zwischen Calais und Dover, dessen Bau von beiden Enden aus bereits in den siebziger Jahren in Angriff genommen und mehrere Jahre fortgeführt worden war, schon seit rund dreißig Jahren vorhanden sein könnte, wenn nicht eben die englische Regierung, die ihn jetzt befürworten will, sich mit Händen und Füßen gegen den Bau gesträubt hätte. An sich würde ja eine Meinungsänderung am Regierungstisch noch nicht etwas so Absonderliches und Bemerkenswertes sein, aber es ergeben sich höchst pikante Rückschlüsse, wenn man beachtet, daß der einzige Grund, der die englische Regierung über dreißig Jahre lang auf ihrer schroff ablehnenden Haltung bestehen ließ, die militärische Besorgnis war, daß der Kanaltunnel im Kriegsfall einem feindlichen Heer den Einfall in England erleichtern könne. Noch im August 1913, als der Kanaltunnel zum letzten Male (wie vordem stets in mehrjährigen Zwischenräumen) die öffentliche Aufmerksamkeit in England beschäftigte, ließ das militärische Bedenken die Diskussion bereits in den ersten Anfängen verstummen. Woher nun die Gesinnungsänderung?

Um sie voll zu verstehen, muß man sich erinnern, daß in der Zeit, da die englische Regierung vom Kanaltunnel nichts wissen wollte, d. h. etwa von 1880 bis 1913, der östliche Endpunkt des geplanten Tunnels, Calais, nicht in englischen Händen war, während heute — — — Nun, sagen wir: heut' ist die englische Regierung anscheinend der Ansicht, daß in Zukunft beide Tunnelenden durch englische Festungen hinreichend zuverlässig geschützt sind, daß ein Mißbrauch der Anlage durch einen gegen England gerichteten feindlichen Handstreich keinesfalls mehr befürchtet zu werden braucht.

Sicherlich kommt aber noch ein weiterer Umstand hinzu, der den Gesinnungswechsel erklärlich macht. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß man in verschiedenen Phasen des

Krieges das Nichtvorhandensein des Kanaltunnels in England lebhaft bedauert hat. In den Zeiten, da der deutsche Unterseebootkrieg mit voller Energie geführt werden konnte und die Seefrachten und Lebensmittelpreise in Großbritannien unheimlich schnell in die Höhe schnellen ließ, hätte man in London wohl etwas darum gegeben, wenn man eine vor jeder Belästigung durch die Unterseebootpest und durch Minen gesicherte Verbindung mit dem Festland in Gestalt einer durch den Kanaltunnel führenden, festen Eisenbahnverbindung besessen hätte! Dann hätte man alle Truppentransporte und Munitionssendungen in einer gegen die Gefahren der See geschützten Weise nach Frankreich befördern und die der Schiffahrt drohenden Schrekken des „Kriegsgebietes um England" auch für einen großen Teil der wichtigsten und dringlichsten Einfuhrartikel vermeiden können, die man dann in Bordeaux oder Marseille oder einem andren fernen Hafen hätte ausschiffen lassen und von dort auf sicherem Landweg hätte beziehen können! Beschließen die Engländer jetzt in der Tat, den Kanaltunnel zu bauen, so mag man darin nicht nur ein Symptom erblicken, daß die Franzosen ihre letzten bescheidenen Hoffnungen, Calais jemals zurückzuerhalten, endgültig begraben müssen, sondern auch den Wunsch, das Gespenst der Unterseebootblockade zu bannen, das für diesmal noch durch den „neutralen" Teufelsbanner jenseits des großen Teiches beschworen worden ist, das aber im Wiederholungsfall, wie einsichtige Engländer rundweg zugegeben haben, zu einer Katastrophe für das Inselreich zu führen vermag, wenn man nicht an die Stelle der durchlöcherten Alleinherrschaft zur See eine andere vollwertige Sicherung der Zufuhren zu setzen vermag.

Nach diesen Ausführungen wird man es verstehen, mit welchem Recht oben gesagt werden konnte, daß das Wiederauftauchen des Kanaltunnel-Projekts diesmal, im Gegensatz zu einem Dutzend früherer Fälle, recht gute Aussichten auf endliche Verwirklichung des Baus eröffnet. — Da somit allem Anschein nach in naher Zukunft die lange Vorgeschichte des künftigen Kanaltunnels ihren Abschluß finden wird, dürfte es von Interesse sein, die bisherige Entwickelung des großartigen Gedankens sich in Kürze zu vergegenwärtigen.

Der erste Plan zum Bau des Kanaltunnels geht schon bis aufs Jahr 1802 zurück. Damals schlug der Ingenieur Mathieu-Favier dem Konsul Bonaparte und dem englischen Staatsmann Fox vor, zum Zweck einer besser gesicherten, gegen Stürme geschützten Postverbindung zwischen Frankreich und England einen Tunnel unter dem Kanal zwischen Dover und Calais zu erbauen. Obwohl der Vorschlag eingehende technische Einzelheiten enthielt, war er doch im wesentlichen stark phantastisch, ebenso wie verschiedene ähnliche Projekte in den nächsten Jahrzehnten. Der erste ernsthafte, von genauen Kostenanschlägen begleitete Plan wurde 1856 von dem Franzosen Thomé de Gamond entworfen, der die Verbesserung der Verkehrsverhältnisse zwischen Frankreich und England zu seiner Lebensaufgabe machte und ihrer Durchführung — vergebens — sein ganzes Vermögen opferte. Seine Hoffnungen fanden in Frankreich, bei Kaiser Napoleon III., lebhafte Förderung, stießen jedoch in England auf unüberwindliche Hindernisse, denn der damalige britische Premierminister Lord Palmerston, einer der typischsten Vertreter anmaßender Beschränktheit, die das Inselreich je hervorgebracht hat, erwiderte Gamond auf die Darlegung seiner Idee: „Wie können Sie von uns verlangen, daß wir eine Entfernung verkürzen sollen, die uns jetzt schon zu klein erscheint?" Zum erstenmal klang hier die Tonart an, die in den letzten vierthalb Jahrzehnten in Gestalt militärischer Halluzinationen ausschließlich geltend wurde.

Als aber Gamonds Pläne auf der Pariser Weltausstellung von 1867 öffentlich zugänglich gemacht wurden, erlangte die Idee des Kanaltunnels, getragen von dem Interesse des Publikums, plötzlich ungleich größere Lebenswahrscheinlichkeit. Der Stein kam nun um so rascher ins Rollen, als zur selben Zeit bereits drei Engländer die Bodenverhältnisse im Kanal studierten, um die Möglichkeit einer Tunnelherstellung zu prüfen. Gegner hatte damals das Tunnelprojekt kaum. Selbst das britische Oberhaus, später der wütendste und zäheste Gegner des Tunnels, sprach sich am 10. Juli 1872 für den Bau des Tunnels aus. Im selben Jahr

wurde in England die „Channel Tunnel Company“ begründet, die 1875 durch eine Parlamentsakte zum Erwerb des für den Tunnelbau nötigen Grund und Bodens ermächtigt wurde. Auch in Frankreich gab es eine Tunnelgesellschaft, mit der die französische Regierung am 16. Januar 1875 einen Vertrag über den Tunnelbau unterzeichnete. Am 2. August stimmte das Parlament dem Plan zu und erklärte den Tunnel für ein gemeinnütziges Unternehmen.

Somit schien alles im besten Gange und der Tunnelbau ziemlich gesichert zu sein. Die beiden beteiligten Regierungen nahmen Fühlung miteinander, und am 24. Dezember 1874 ließ die englische Regierung der französischen durch den Minister des Äußern Earl of Derby ausdrücklich erklären, sie erkenne die Nützlichkeit des Projektes an und werde der Ausführung keinerlei Schwierigkeiten in den Weg legen (would therefore offer no opposition to it).

1876 begannen in der Tat die Bauarbeiten und wurden mehrere Jahre lang rüstig und mit bestem Erfolge gefördert. Kaum aber waren die ersten Versuchsstollen begonnen, da schlug die Stimmung des Oberhauses ganz unerwartet um: eine Regierungsvorlage, die um die Genehmigung der Tunnelkonzession nachsuchte, wurde abgelehnt! Irgendwie war plötzlich die (bei nüchterner Betrachtung gradezu kindliche) Befürchtung aufgetaucht, Englands Unangreifbarkeit im Kriege könne durch den Kanaltunnel gefährdet werden, und diese Besorgnis, so unsinnig sie war, griff mit der Gewalt einer Epidemie um sich. Publikum und Presse ließen sich anstecken, und selbst die anfangs immune Regierung Gladstones, die 1879 nochmals eine befürwortende Vorlage vergeblich ans Parlament brachte, wurde schließlich infiziert: Gladstone selbst, obwohl noch immer ein Anhänger des Tunnelplans, mußte auf Verlangen der militärischen Kreise, zumal Sir Arthur Wolseleys, 1882 die Einstellung der Bauarbeiten anordnen, nachdem am englischen Ufer schon ein Tunnelstück von 1800 m Länge, das im Shakespeare-Kliff bei Dover begann, fertiggestellt worden war. In Frankreich arbeitete man noch einige Zeit weiter, in der Hoffnung, daß die Engländer doch noch auf die Stimme der Vernunft hören würden, die in ihren eignen Reihen scharf genug die „periodical fits of panic“ verspottete. Als man aber sah, daß die Haltung der Engländer immer ablehnender wurde, sahen sich auch die Franzosen, nach Fertigstellung eines Tunnelendes von 1840 m, am 13. März 1883 zur Einstellung der Arbeiten gezwungen.

In der Folgezeit blieb der Kanaltunnel für die maßgebenden Kreise Englands ein Rührmichnichtan. Zahlreiche, in Zwischenräumen von wenigen Jahren stets wiederholte Vorstöße der Kanalfreunde wurden regelmäßig schon im ersten Keim erstickt, und Lesseps' prophetisches Wort: „Der Tunnel wird gebaut werden, und die Engländer werden daraus, ebenso wie aus dem Suezkanal, den größten Nutzen ziehen“, hat sich bis in die jüngste Vergangenheit hinein nicht bewahrheiten wollen.

Jetzt nun endlich scheint ein abermaliger Meinungsumschwung sich vorzubereiten. Die militärische Unangreifbarkeit Englands, die bisher das A und O der englischen Kanaltunnelpolitik war, kann heut' nicht mehr so hoch geschätzt werden, wie vor wenigen Jahren, da sie, der Erwartung zuwider, auch vom Meere her und aus der Luft bedroht werden kann. Die militärischen Bedenken aber schwinden völlig mit der bereits vollzogenen, wenn auch nicht ganz freiwilligen Abtretung Calais' von Frankreich an England. Nun kann der friedliche Wert des Tunnels, der zweifellos sehr groß ist, allein den Ausschlag geben, ob der Bau aufs neue in Angriff genommen werden soll, und so mag in der Tat die Zeit nicht mehr fern sein, da man mit der Bahn hinüberfahren kann vom englischen Dover zum — — englischen Calais!

Dr. phil. Richard Hening

Englisch-Calais

Ueber die gegenwärtigen Zustände in Calais erzählte ein Kaufmann, der bis vor kurzem dort geweilt hat, einem Mitarbeiter der „Münchener Neuesten Nachrichten": Calais, in früheren Zeiten eine ruhige Provinzstadt mit einer allerdings bedeutenden Spitzenindustrie, trage seit dem Kriege das Aussehen eines großen englischen Verkehrszentrums. Zwar wachen die französischen Behörden immer noch eifersüchtig darüber, daß den Engländern keine Rechte in den öffentlichen Einrichtungen eingeräumt würden. So sei das Postwesen eine Zeitlang in englischen Händen gewesen; doch habe man dies auf die Dauer nicht geduldet. Wirtschaftlich aber hätten die Engländer es verstanden, sich überall einzunisten. So hätten sie z. B. zu jedem erdenklichen Preis große Grundstücke im Südosten der Stadt von Coulogne bis Pont d'Ardres am Kanal entlang angekauft, dort Fabriken errichtet und auf diese Weise es verstanden, die dortigen französischen Interessen, die sich hauptsächlich auf die in Calais blühende Spitzenindustrie erstreckten, an sich zu reißen. Desgleichen kauften sie Gelände in der Umgebung von Audruiq an, um dort Fabriken zu errichten. Auch an der Portland-Zement-Industrie zwischen Wissant und Sangatte seien sie mit Kapital stärker beteiligt denn je. Im Kleinhandel mache sich ihr Einfluß immer mehr geltend, da sie in allen Städten und Dörfern des besetzten Gebietes jetzt englische Waren verlangen und die Kleinhändler infolgedessen nur noch in England einkauften. Etwa dadurch entstehende Mehrkosten brauchten sie nicht zu fürchten, da die Engländer stets bereit wären, hohe Preise zu zahlen. Infolgedessen sei der französische Handel ganz ausgeschaltet. Englische Dampfer führen in großer Zahl den St.-Omer-Kanal weit hinauf. Zwischen Les Fontinettes und Coulogne sei ein ausgedehnter englischer Rangier- und Güterbahnhof entstanden. Auch sei kaum mehr daran zu zweifeln, daß das Projekt der Untertunnelung des Ärmelkanals seiner Verwirklichung entgegengehe. Wirtschaftlich sei somit die Eroberung des Pas de Calais durch England schon verwirklicht. Hand in Hand damit ginge, daß, wenn auch die Engländer dort recht unbeliebt seien, die meisten Menschen sich doch aus Geschäftsrücksichten mit ihnen vertrügen.



Die polnische Frage

Im letzten Türmerheft (S. 719) wurden die Leitsätze mitgeteilt, die der frühere Kaiserliche Botschafter Graf Monts im „Berliner Tageblatt" für die Lösung der polnischen Frage aufgestellt hat. Jetzt liegen folgende Äußerungen der „Frankfurter Zeitung" vor, der man auch Beziehungen zur Reichsregierung nachsagt:

„Es scheint allmählich eine Lösung der polnischen Frage immer festere Umrisse anzunehmen, die auf der Gründung eines polnischen Staatswesens im engen Anschluß an Deutschland beruhen dürfte. In einem Berliner Blatte hat ein deutscher Diplomat dies mit eingehender Begründung befürwortet. Die Einzelheiten dieses Planes, wenn ein solcher besteht, sind uns natürlich unbekannt. Das gewichtigste Bedenken, das gegen diese Lösung eingewendet werden kann, liegt auf der Hand: der polnische Staat könnte ein Element der Unruhe werden, könnte auf die Nachbarländer Preußen und Österreich, in denen einige Millionen Polen wohnen, zersetzend wirken. Die polnische Frage liegt aber so, daß eine ideale Lösung, die allen durchaus berechtigten Wünschen gleichmäßig gerecht würde, überhaupt nicht zu finden ist. Jede Lösung wird solche für die Zukunft gefährliche Möglichkeiten enthalten. Selbstverständlich muß ihnen zum voraus mit allem Nachdruck begegnet werden, was die

Aufgabe vorsorgender Staatskunst ist. Man darf wohl annehmen, daß die Einsicht der Polen, die nach den Schrecken dieses Krieges das lebhafteste Interesse an der Sicherung äußerer und innerer Ruhe für ihr Land haben, diese Aufgabe nicht unnötig erschweren wird. Denn die politischen und militärischen Erfordernisse Deutschlands müssen bei der von ihm zu bewirkenden Lösung der Polenfrage unbedingt in ausreichender Weise berücksichtigt werden.

Zu den politischen Notwendigkeiten gehört aber sicherlich auch die, daß die Lösung die Gewähr der Dauer verspricht. Das kann sie natürlich nur, wenn das neuzugründende Staatswesen von vornherein so aufgebaut wird, daß es die berechtigten und wesentlichen Ansprüche seiner Bürger befriedigt. Die Polen müssen Freude an ihrem Staate haben können. Dazu gehört, was gewissen laut und eifrig vertretenen Ansprüchen gegenüber eindringlich betont werden muß, die weitestgehende Rücksicht auf die demokratische Gliederung der polnischen Gesellschaft, damit der künftige Staat das Werkzeug lebendiger Kräfte werden kann und nicht als ein Schutzwall halbtoter Privilegien erscheint. Eine wesentliche Forderung der Demokratie ist dabei auch der sichere Schutz religiöser und nationaler Minderheiten, der allein ein polnisches Staatswesen vor schweren Erschütterungen bewahren kann. Wenn man die wirklich fortschrittlichen Elemente der Polen zur Mitarbeit beruft, so wird sich auch diese Forderung, die unbedingt gesichert werden muß, verwirklichen lassen. In allen kulturellen Fragen muß das polnische Volk, das eine ruhmreiche künstlerische und literarische Vergangenheit hat, selbstverständlich die bedingungslose Freiheit der Selbstbestimmung erhalten, auch wenn uns ihre Äußerungen zuerst vielleicht unbequem erscheinen sollten. Zum rechten Gebrauch der Freiheit werden Menschen erst durch die Freiheit selber erzogen.

Als der Krieg ausbrach, mochten die Wirtschaftsbedingungen Russisch-Polens, das infolge der hohen russischen Zollmauer und einer künstlichen Tarifpolitik mit den russischen Produktions- und Absatzgebieten eng verknüpft war, als schwer überwindbares Hindernis jeder Loslösung vom russischen Reiche erscheinen. Die lange Dauer des Krieges und die russischen Maßnahmen zur ‚Räumung' Polens, die auf eine Zerstörung des größten Teils der polnischen Industrie hinausliefen, haben diese künstlichen Bande zerrissen. Das Wirtschaftsleben Polens muß ganz neu geschaffen werden. Es ist eine schwere Aufgabe für das hartgeprüfte Volk, aber wir zweifeln nicht daran, daß die bürgerliche Freiheit seine Kräfte neu erwecken und zu reicher Entfaltung bringen wird. Die natürlichen Bedingungen, die vor allem in der geographischen Lage zu suchen sind, verweisen Polen an den Anschluß an Mitteleuropa. Auf deutschem Boden münden die großen polnischen Ströme. Das Land selber unterscheidet sich geographisch scharf vom osteuropäischen Tiefland, in dem das Reich der Russen seine eigentliche Ausbreitung gefunden hat. Wenn diese natürlichen Bedingungen wieder zur Geltung kommen können, wird sich Polen ohne Zweifel bald eine Entschädigung für das schaffen, was es etwa durch den Ausschluß aus dem russischen Zollgebiete verliert. Freilich wird die Sicherung eines ausreichenden Spielraumes nach Osten hin nötig sein, damit die polnische Bauernbevölkerung genügend Land zur Ansiedelung findet, damit sie den von Rußland schmachvoll verwüsteten Boden wieder unter den Pflug nehmen kann. Damit wird auch Deutschland von dem Drucke, den etwa die bedürfnislosen Scharen polnischer Arbeiter auf dem heimischen Arbeitsmarkt ausüben könnten, entlastet werden.

Es liegt nicht im deutschen Wesen, sich für Utopien und Schlagwörter zu begeistern. Mit Recht ist daher auch das Evangelium von der ‚Freiheit der Nationalitäten' bei uns recht skeptisch aufgenommen worden. Einer tatsächlichen Aufgabe aber, die durch die Ereignisse des Krieges gestellt wird, dürfen und wollen wir uns nicht entziehen ..."



Max Jungnickel

Den Türmerlesern ist er längst kein Unbekannter, dieses „Kind als Soldat", als welches ihn Herbert Eulenberg in der „Vossischen Zeitung" würdigt. Er hat ihn im Osten kennen gelernt, und wir lassen ihn nun in seiner frischen, warmherzigen Art plaudern:

Es ist eine reizende Menschengattung, die der Krieg da entwickelt hat. Wie eine allzu heiße Sonne die frühen Falter aus dem Puppenstand erweckt, sind diese Knaben als Männer in die tobende Feldschlacht hinausgezogen. „Wer will unter die Soldaten, der muß haben ein Gewehr!" steht in Notenschrift vor einem der drei Bücher Max Jungnickels. Als Präludio. Im Kopf noch ihre Kinderspielsachen, von denen sie sich nur schwer getrennt haben, sind sie in die Kaserne gerückt und von ihr in den Krieg. Mit Lachen und unter Gesang: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall" oder „Deutschland, Deutschland über alles". Wie droben in Flandern die Tausende. Wer hat nicht einen solchen Jungen gekannt, der in den Kampf hinausgestürmt ist wie zu den Spielen auf dem Schulhof in der großen Pause? Wem werden nicht die Augen feucht, wenn er sich eines erinnert, der nicht wiedergekehrt ist aus dem ernsten Ringen, in das er halb ahnungslos, halb todeswütig hineingemischt wurde. Als „Frühlingssoldat", wie ein Buch von Jungnickel lautet.

Wenn man erst ins Zitieren bei ihm gelangt, möchte man alle seine Bücher zur Hälfte ausschreiben. So lieb und frisch kommt einem alles vor. Es geht einem bei ihnen wie bei den Liedern seines angebeteten Franz Schubert, des, der auch immer die Miete schuldig geblieben ist, und der droben im Himmel als rundbäckiger Musikmeister mit zerrissenem Frack dem Herrgott seinen 25. Psalm vorspielt: wenn man ein Lied angestimmt hat, singt man auch ein zweites und drittes herunter. Und so weiter, bis das Buch aus ist. Überallhin begleitet man so auch den kleinen Rekruten gern, den jungen Soldaten mit der Denkerstirne, wie er sich selbst mit hochgezogenen Brauen wichtigtuend nennt. Er dünkt sich wer weiß wie gescheit, wo er unter lauter Männern herumwandelt und als ein Glied im Ganzen schon für voll genommen wird. Wir exerzieren mit ihm, der sein Gewehr keuchend im Arme schleppt, dies gefährliche, manchmal gar geladene Ungetüm, das ihm trotzdem noch so harmlos über die dünne Schulter guckt, daß sich zuweilen noch ein Sperling darauf setzt. Aber er ist bei alledem froh, daß er damit hantieren darf, statt Grammatik büffeln zu müssen. „Du brauchst vor einem Schullehrerbart keine Angst mehr zu haben. Unser Unteroffizier kann ja auch nicht richtig schreiben. Schreibe, schreibe, wie du willst!" jauchzt er einem jungen Kameraden zu. Fröhlich übersteht er die Ausbildungszeit. Wirft sich mit den anderen in den Dreck, wenn irgendein Unteroffizier aus seinem braunen Schnauzbart „Stellung!" brüllt. Streicht alle zehn Tage seine drei Mark dreißig ein und muckt auch nicht, wenn er eine halbe Stunde nachexerzieren muß, weil er ein Wiegenlied auf die letzte Seite seines Soldbuches geschrieben hatte. Was macht's! Gleichgestimmte knospende Seelen, vom ewig fließenden Brünnlein deutscher Dichtkunst genetzt, trösten ihn über sein kleines Ungemach. „An Kleists Geburtstag sollst du dich besaufen, lieber Kamerad!" Das wird als der neueste Kriegsartikel unter ihnen verkündet; wiewohl sie wissen, daß der Kriegsminister, wenn er einst diesen Kriegsartikel erläßt, bestimmt „betrinken" schreiben wird — und er wird ihn ihrer Meinung nach mit Sicherheit erlassen. —

Aber dann wird es ernster. Der Tag des Ausrückens kommt näher und näher. In den Spaß der Rekrutenzeit mischt sich stärker und stärker ein männlicher Ton. „Und sterbe ich noch heute, so bin ich morgen tot. Dann graben mich die Leute ums Morgenrot", mit dem Soldatenlied schließt sein erstes Buch. Und dann geht es hinaus in die männer- und knabenmordenden Schlachten. Fröhlich noch immer „trotz Tod und Tränen". So heißt sein zweites Buch, dem er diese Widmung mitgibt: „Für mein gutes Tintenfaß, meinen braven Federhalter und für meine liebe, liebe Stahlfeder." Reizende kleine Sachen stehen darin. Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit des Dichterleins. In der märchenwehen Art des Johann

Christian Andersen etwa, der für ihn, der Gott mit „Du lieber, guter Herrgott, du!" anredet, auch schon lange im Himmel ist. Nur ein Lichtchen will ich haschen aus dem Kranz der Strahlen, den er zusammengebunden hat. Ein paar Verse, die er einmal zwischen Weinsberg und Heilbronn gedichtet hat. „Nächtlich" schreibt er darüber, und es ist, als habe ihm Jean Paul in seinem süßesten Dusel die Hand dabei geführt:

Blau springen auf die Fliederherzen,
Süß brennen die Kastanienkerzen,
Und eine alte Linde schneit.
Ein greiser Turm summt seinen späten Psalter;
Und wie ein Himmelsfähnchen fegt ein Falter
Durch eingeschlafne Sommerherrlichkeit.

Doch heutzutage bleibt keine Zeit frei zum Träumen. Das „Schwärmen" des einstigen romantischen Deutschland hat einen ganz anderen, härteren Sinn bekommen. „Drrrrumm drr dumm!" knurrt der Teufel und der Tod in der Trommel. In diesen Tagen, die vom Schwert und von der Brotkarte regiert werden, gilt kein Margaretenblümchenzupfen. Der Dichterknabe, der „ausgebildet" worden ist in des Wortes rein militärischer Bedeutung, zieht mit den andern in die Schützengräben. Eine bloße Nummer unter den Millionen. „Den Helm ins Genick getrieben, im Munde einen riesigen Kanten Kommißbrot", so geht's los. Man erlebt dort „allerhand", wie das Soldatenmodewort lautet, nach dem der Poet und Musketier sein jüngstes Buch „Vom Frühling und Allerhand" betitelt hat. Sei es, daß man im Unterstand hockt, hinter den Drahtverhauen oder in einer zerschossenen Dorfkirche schläft. Oder daß man Patrouille geht und die Flinte ins brennende Abendrot mit sich schleppt. Immer mit Kameraden, mit Kameraden, das ist die einzige unbezahlbare Seligkeit. Wie ein Märchengruß klingt jedes Wort aus der Heimat in die blutige Einöde des Krieges hinüber. Selbst eine so nichtige, dumme Postkarte wie diese: „Du Lieber! Gestern habe ich schon ein Kinderbett gekauft. Bei Seiferts war Auktion. Ach, wenn du doch nach Hause kommen könntest! Nur einen Augenblick. Deine Else. Viele Grüße und Küsse." Selbst eine so nichtige, liebe Postkarte wie diese — ihr mögt es glauben oder nicht, ihr im Glück und in Ruhe Daheimgebliebenen! — kann einen draußen zum Flennen bringen, wenn man sie lange ansieht, bis man sie schließlich, weil man sie, um sich nicht lächerlich zu machen, den andern nicht laut vorlesen mag, dem braunen Kompagniehund in die erstaunten Ohren spricht.

„Einst zog ich mit Nachtigallenschlag.
Nun ziehen die Raben mit mir durch den Tag.
Mein Rock ist grau und blutbespritzt.
Der Tod in meiner Flinte sitzt.
Den Löffel im weiten Stiefelschaft.
Aus dem Knopfloch eine Blume gafft.

Für mich wird nie ein Bett gemacht,
Ich schlaf' auf dem Feld, in den Armen der Nacht.
In meiner Tasche, neben Zwirn und Patronen,
Da tät' mein kleines Bibelbuch wohnen.
Und durch mein Herze weint's manchmal so fein:
Ach, komme doch heim. — —"

Glückauf, du kämpfendes und singendes Dichterkind, und bleib uns am Leben! Ein guter Geist hat dir wie einem echten Sonntagskind, das ein jeder lieben muß, zwei Gaben schon gespendet: ein blondes Mädchen mit weihnachtsgroßen blauen Schulmädchenaugen, als dein zartes, fröhliches Eheweib, und einen tüchtigen Verleger, der an dich glaubt, dazu. Er wohnt in München und heißt Hermann A. Wiechmann. Und sei hier erwähnt um folgender treuherziger Worte willen, die er als Waschzettel — wie doppelt roh klingt hier das häßliche Wort! — einem Buch von dir mit auf den Weg gegeben hat: „Geht's schnell, es soll mich freuen, geht's langsam, ich halt's aus! — Aber treu bleibe ich dem Buche auch dann, wenn ich mein Geld dabei verloren habe." Möchte dein Schutzgeist dir zu diesen beiden Gütern noch ein drittes schenken, wozu du dir mit deinen drei Büchern ein heiliges Anrecht erworben hast: eine früchtebeladene, reife Zukunft!

Das Lied der Deutschen

Am 26. August ist es 75 Jahre her, seit das Lied der Deutschen auf Helgoland geboren wurde. Bei solcher Betonung ist selbst beim ungeheuren Besitzstande des Volkes der Lieder ein Zweifel nicht möglich, welches Musenkind gemeint ist, — wenigstens jetzt nicht möglich, seitdem vor zwei Jahren dieses Lied als Liebesbekenntnis für Leben und Sterben des deutschen Volkes die Welt durchhallte, seitdem es deutschen Jünglingen den Todesgang geheiligt hat: „Deutschland, Deutschland über alles".

An der Geburtstagsfeier eines so wohlgeratenen Kindes ist es erste Pflicht, seines Vaters zu gedenken. Um so mehr, wenn an ihm manches Unrecht gutzumachen ist. Zwar die Ausgleicherin Zeit hat ihr Werk bereits getan. In Hoffmanns „Tagebuch" steht die Stelle: „Daß meine Gedichte nicht gehen, ist ein eigen Geschick. Und doch bin ich mit der Verbreitung meiner Lieder zufriedener, als irgendein toter oder lebender Dichter (den auflagenreichsten nicht ausgenommen) sein konnte oder kann. Es wird bald die Zeit da sein, und es gibt kein Dorf in Deutschland, wo nicht meine Lieder gesungen werden, und die Worte des Psalmisten werden dann wahr an mir: Aus dem Munde der Unmündigen sollst du dein Lob hören."

Das mochte, als es geschrieben wurde, im Jahre 1856, wie Anmaßung wirken; heute ist es in einer Weise Tatsache geworden, die der Dichter nicht zu träumen wagte. Und nicht nur im Munde der unmündigen Kinder leben Hoffmanns Lieder; auch das große Kind, das Volk, das zwar unmündig ist im Wissen, aber für das Dauerleben von Kunstwerken die entscheidende Stimme hat vermöge seiner eingeborenen Weisheit, betätigt des Dichters Lob, indem es sein Lied zum Weihegesang erkoren hat. Freilich auch darin ist das Volk dem Kinde gleich: es kennt und liebt das Lied, aber nicht den Sänger. Die höchste Liebe, die es diesem zu bewähren weiß, ist, daß es ihn als Individualität vergißt, ihn als Teil seiner selbst, sein Sprachrohr ansieht: das Lied wird zum Volkslied, das Volk fühlt sich selbst als Dichter.

Hoffmanns Leben, Schaffen und Dichten war dazu angetan, ihn zum Volksdichter zu machen. Über sein Dichten bestätigen Zeugen, daß er seinem bereits 1829 niedergeschriebenen „Aphorismus" gemäß zu Werke ging: „Das wahre lyrische Dichten erscheint mir wie ein musikalisches Komponieren mit Worten, wir schreiben statt der Töne Worte auf; ich habe mich so daran gewöhnt, daß ich beinahe nie dichte, ohne zugleich zu singen." Also ein Dichten aus einer Melodie heraus. Man erinnere sich, über wie vielen alten „echten" Volksliedern steht: „Nach der Weise des ... zu singen", und nehme hinzu, wie viele Volksmelodien als Abwandlungen anderer erscheinen oder durch Zusammensetzung verschiedener Melodieteile, durch Einschiebungen und Verkürzungen entstanden sind. Da war die Melodie immer vor dem Gedicht da, oder der Anfang stellte sich zu vertrauter Weise ein und der Rest wurde dann singend gefunden. Das ist es, was Hoffmann meinte, wenn er seine Poesie als reine Lyrik bezeichnet, „unzertrennlich vom Gesang, ohne rhetorischen Prunk und sententiösen Wortschwall". So weit, aber auch nur soweit das zutrifft, ist Hoffmanns Lyrik lebendig geblieben. Alles andere hat niemals richtig gelebt.

Auch die „Unpolitischen Lieder" (1840 und 1841) nicht, durch die Hoffmann dem deutschen Volke bekannt und lieb wurde, mit denen er laute Erfolge im Buch und als Festsänger gewann, die ihm den Haß und die Verfolgung seitens der Regierenden, damit die Entsetzung vom Amte und ein fast zwanzigjähriges unruhevolles Wanderdasein (1841—1860) eintrugen und endlich auch eine literaturgeschichtliche Beurteilung verschuldeten, unter deren Einseitigkeit er heute noch leidet. Nicht als ob er nicht ehrlich bei der Sache gewesen, als ob er sich in seinen politischen Gedichten nicht ganz eingesetzt hätte. Aber er war eben kein großer Politiker, haftete hier am Kleinen und kam über den Alltag nicht hinaus. So entstand lyrische Kannegießerei. Was aus diesen Sammlungen lebendig geblieben, ist nicht politisch, sondern national. Zum ersteren hätte das gehört, was nach eigenem Geständnis seiner Dichtung

Gent 6. Sept. 39.

U.L. 1,159. / Heimkehr aus Frankreich.

Deutsche Worte hör' ich wieder —
Sei gegrüßt mit Herz und Hand!
Land der Freude, Land der Lieder;
Schönes heitres Vaterland!
Fröhlich kehr' ich nun zurück,
Deutschland du mein Trost, mein Glück!

O wie sehnt' ich mich so lange
Doch nach dir, du meine Braut,
Und wie ward mir freudebange,
Als ich wieder dich erschaut!
Weg mit welschem Lug und Tand —
Deutschland ist mein Vaterland!

Alles Guten, alles Schönen
Reiche sel'ge Heimath du!
Fluch den Fremden die dich höhnen,
Fluch den Feinden deiner Ruh!
Sei gegrüßt mit Herz und Hand
Deutschland, du mein Vaterland!

—

fehlt: scharfer Verstand, leidenschaftliches Pathos, rhetorische Wucht. Er aber war stark im Gefühl. Dieses baut auf, sucht und findet und liebt die Werte; zum Kämpfen oder gar Bekämpfen taugt es nicht. So stehen zwischen den längst vergessenen politischen Gedichten die besten Vaterlandslieder, die so lange leben werden, als es ein deutsches Nationalgefühl gibt. Sie sind heute „aktueller", als zur Zeit ihrer Entstehung, weil unser Nationalgefühl heute im inneren Deutschbewußtsein seine Nährkraft und für die kühnste Politik die Rechtfertigung hat.

Hoffmann ist seit Walter von der Vogelweide der erste deutsche Dichter dieses bewußten Deutschgefühls, das bei ihm nicht im heimatlichen Stammesempfinden wurzelt, sondern vom deutschen Vaterlandsgedanken lebt. Schon dieser Gedanke war eine schöpferische Tat. Sie war der Siegespreis für Hoffmanns Lebenskampf.

In den Freiheitskriegen mitzukämpfen, war der am 2. April 1798 Geborene noch zu jung; aber er hat mitgedichtet. Daß er seine jugendlichen Gedichte als „Deutsche Lieder" überschrieb, könnte man als Zufall ansehen, träte nicht gleichzeitig das Gefühl der Beengung durch das Kleinstaatliche und der Zorn über die „politische Rückwühlerei" — so verdeutschte Hoffmann später „Reaktion" — hervor. Im Hannoverschen, wo Hoffmanns Heimatstädtchen Fallersleben belegen war, ging es besonders gründlich rückwärts; die offensichtliche Bevorzugung des Adels trübte sogar das studentische Leben in Göttingen, so daß Hoffmann, der 1816 hier seine akademischen Studien aufgenommen hatte, sich nicht lange wohl fühlte und in seiner schon vorher betonten Abneigung gegen die Kleinstaaterei noch bestärkt wurde. So zog er schon im Frühling 1819 nach Bonn, wo mit dem alten Arndt der Geist der Freiheitskriege lebte und ein über alle trennenden Schranken reichendes Deutschland die Sehnsucht aller war. Freilich, die Wirklichkeit war denkbar weit von diesem Traumbild entfernt. Schon wurden die Burschenschaften verfolgt, und, wie in Berlin Jahn, wurde in Bonn Arndt wegen politischer Wühlerei in polizeiliche Untersuchungen gezogen, die übrigens auch dem jungen Hoffmann, der ein nationales Kommersbuch „Bonner Burschenlieder" herausgegeben hatte, nicht erspart blieben.

Inzwischen hatte sich Hoffmanns geistiger Lebensplan klar herausgebildet. Vom Studium der Theologie hatte er sich bald abgekehrt, aber auch der Betrieb der klassischen Philologie hatte ihm nicht zugesagt. Die Kunstgeschichte winkt als Erlösung. Er will zu den Quellen, nach dem klassischen Süden. Aber 1818 war er bei Jakob Grimm in Kassel eingekehrt. „Liegt Ihnen Ihr Vaterland nicht näher?" fragte der den von der Griechenreise Schwärmenden. „Noch auf der Reise entschied ich mich für die vaterländischen Studien: deutsche Sprache, Literatur- und Kulturgeschichte." In Bonn bildet sich dann die für Hoffmann charakteristische Richtung heraus: er studiert alle deutschen Mundarten, sucht sich die Herrschaft über alle germanischen Sprachen zu verschaffen, zeichnet Volkslieder und Volksbräuche auf und durchforscht alte Büchereien, insbesondere ihre Handschriftenbestände, nach deutschem Kulturgut. Weite Wanderungen sorgten dafür, daß das kein totes Buchwissen blieb, daß überall die lebendige Anschauung gewonnen war. So fielen für Hoffmann rasch alle politischen Schlagbäume zwischen den einzelnen deutschen Staaten; ihm lebte Deutschland. Freilich daß Hoffmann sich diesem Begriff für Geist und Gemüt so ganz verschrieb, daß er in keiner politischen Wirklichkeit fußte (wie z. B. Jahn in seinem Preußentum), hat ihn für eine eigentlich politische Wirksamkeit unfruchtbar gemacht.

Dagegen ließ sich Hoffmanns Gelehrtenlaufbahn erfolgreich an. Fünfundzwanzigjährig wurde er Bibliothekar in Breslau, sieben Jahre später erhielt er eine Professur für deutsche Sprache und Literatur. Aus dem ersteren Amte schied er 1838 wegen allerlei Streitigkeiten, den Lehrstuhl verlor er 1841 wegen seiner „Unpolitischen Gedichte". Damit begann sein durch Armut erschwertes Wanderleben, das erst 1860 in der alten Benediktinerabtei Corvey an der Weser zur Ruhe kam, wo er bis an sein Lebensende (1874) als Bibliothekar wirkte. — Die Zahl der wissenschaftlichen Arbeiten geht in die Hunderte. Für Hoffmann charakteristisch auch innerhalb der jungen germanistischen Wissenschaft ist das Herauswachsen des Gesamtdeutschen.

Breslau:
21. Oktober 1829.

Ud. 1, 165. / Mein Vaterland.

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör' ich dir mit Herz und Hand:
Was ich bin und was ich habe,
Dank' ich dir, mein Vaterland.

Nicht in Worten nur und Liedern
Ist mein Herz zum Dank bereit;
Mit der That will ich's erwidern
Dir in Noth, in Kampf und Streit.

In der Freude wie im Leide
Ruf' ich's Freund' und Feinden zu:
Ewig sind vereint wir beide,
Und mein Trost, mein Glück bist du.

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör' ich dir mit Herz und Hand:
Was ich bin und was ich habe.
Dank' ich dir, mein Vaterland.

Helgoland 26. Aug. 41.

Das Lied der Deutschen.

Deutschland, Deutschland über Alles,
Über Alles in der Welt,
Wenn es stets zu Schutz und Trutze
Brüderlich zusammenhält,
Von der Maas bis an die Memel,
Von der Etsch bis an den Belt —
Deutschland, Deutschland über Alles,
Über Alles in der Welt!

Deutsche Frauen, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang
Sollen in der Welt behalten
Ihren alten schönen Klang,
Uns zu edler That begeistern
Unser ganzes Leben lang —
Deutsche Frauen, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang!

Einigkeit und Recht und Freiheit
Für das deutsche Vaterland!
Danach laßt uns alle streben
Brüderlich mit Herz und Hand!
Einigkeit und Recht und Freiheit
Sind des Glückes Unterpfand —
Blüh' im Glanze dieses Glückes,
Blühe deutsches Vaterland!

Er war ein eifriger und vom Glück begünstigter Sammler altdeutschen Literaturgutes, ein gründlicher Erforscher des volkstümlichen Liedes vom eigentlichen Volkslied über das Gesellschaftslied zum Kirchenliede. Er erkannte die Bedeutung des von Grimm vernachlässigten Niederdeutschen und pflegte als zugehörig das Niederländische, so daß er mit den zwölf Bänden seiner Horae belgicae zu den bedeutendsten Forschern dieses Gebietes gehört. Da bei ihm alles ins bewußt Nationale wuchs, nahm er an der vlämischen Bewegung lebhaften Anteil. In der gleichen Richtung liegen Hoffmanns Bestrebungen für die Verdeutschung der höheren Schule, die durchaus der völkischen Erziehung dienen sollte, und sein Kampf gegen die Fremdwörter.

Wie man sieht, ist Hoffmanns eigenes Dichten nur ein natürliches Glied in der Kette seiner ganzen Lebensarbeit und dieser so eng verwachsen, daß z. B. die von ihm gedichteten niederländischen Volkslieder vielfach als „echte" angesehen wurden. Über seine „Landsknechtslieder", die man jetzt im Kriege wieder hätte hervorsuchen sollen, urteilt Vilmar, gewiß ein guter Kenner der Volksdichtung, daß „der volle, reine und kräftige Duft der alten Poesie ganz in sie übergeströmt" sei. Wer aber möchte Kinderlieder wie „Alle Vögel sind schon da" oder „Ein Männlein steht im Walde" nicht für ursprüngliche Volksdichtung halten? Hoffmann verstand es ausgezeichnet, die von P. A. Schulz für den Komponisten volkstümlicher Lieder gegebene Regel zu erfüllen und so viel der Formelemente des echten Volksliedes zu übernehmen, daß seine Gedichte einen gleich beim ersten Hören „bekannt" anmuten.

Wie wenig das der inneren Ursprünglichkeit Abbruch tut, zeigen Hoffmanns Vaterlandslieder, deren bedeutendste in die Jahre 1839—1841 fallen und die Steigerung vom persönlichen Erlebnis zum Typischen zeigen. Unsere Handschrift-Nachbildungen zeigen als Beispiele die „Heimkehr aus Frankreich" — ganz aus dem Geschehen erwachsen —, „Mein Vaterland" — noch ganz persönliches Ichbekenntnis — und dann „Das Lied der Deutschen", so losgelöst von seinem Schöpfer und der „Gelegenheit", daß es 75 Jahre später zu dem Liede aller Deutschen werden konnte. —

Es gibt nicht nur eine Ironie, sondern auch eine Lyrik, man möchte fast sagen eine Sentimentalität der Weltgeschichte. Dazu gehört, daß dieses Lied auf Helgoland gedichtet wurde, auf dem damals die englische Flagge wehte, demselben Helgoland, das jetzt der Verwirklichung des „Britannia rule the waves" als unüberwindliches Bollwerk entgegensteht.

Am 26. August 1841 war das Gedicht entstanden, am 4. September brachte der Hamburger Verleger Campe bereits den ersten Druck mit der Haydnschen Melodie, am 5. Oktober wurde es bei einem Fackelzug, den die Hamburger Turnerschaft dem Professor Karl Theodor Welcker brachte, zum ersten Male gesungen. Seither ist es immer mehr zum Nationallied geworden, und als im Juni 1890 die deutsche Flagge auf Helgoland aufstieg, wurde sie mit seinen Klängen begrüßt.

Wir wollen uns nicht dagegen wehren, wenn Franzosen und Engländer die Bedeutung des „Deutschland über alles in der Welt" mißverstehen. Die falsche Deutung kennzeichnet den Mißversteher, sie bekundet aber auch die Furcht vor einem Schicksal. Wir Deutsche freilich wissen, daß der innerlichere Sinn, den der Dichter im Auge hatte, immer für uns auch der richtigere und wichtigere sein wird, so wie ihn Hoffmann zehn Jahre später noch einmal ausgesprochen hat:

Deutschland! Deutschland!
Du Seele der Welt, du Europas Herz,
Streb' immerfort höher, streb' himmelwärts,
Daß jedes Gemüt
Erbebt und erglüht,
Deutschland, Deutschland,
Bei deinem Namen.

Karl Storck



Die Geburt unserer Musik

Es bleibt die merkwürdigste Erscheinung der ganzen Kunstgeschichte, wie spät die Musik zu der Kunst wird, die wir als Musik empfinden. Noch enger ist der Kreis der Musik, die wir zu genießen vermögen. Er umschließt knapp das Schaffen der letzten vier Jahrhunderte; und auch da bedarf es schon vieler Hilfsbrücken, um den Weg über viele Klüfte einer uns fremdartig, verschnörkelt oder gezwungen anmutenden Ausdrucksweise zu finden, die uns um so mehr stört, als wir nach unverfälschtem Gefühlsausdruck verlangen und darum durch alles peinlich berührt werden, was uns als leere Form und darum als bloße Formel erscheint. Sehen wir genauer zu, was uns von der jenseits J. S. Bach und Händel liegenden Musik noch lebendig berührt, so ist's der evangelische Kirchenchoral, die reine Gotik der katholischen Kirchenmusik, wie sie durch die Namen Palestrina und Orlandus Lassus charakterisiert wird und — von dem einen und andern ungewohnten, übrigens leicht unserm Gehör anzupassenden Tonschritt abgesehen — die Welt des Volksliedes, die von 1450 bis 1600 so reich erblühte. Und eines kommt dann noch hinzu, zu dem wir von dieser Grenze durch einen fast ein Jahrtausend fassenden Schritt gelangen: der römische Choralgesang, der uns in dem ihm gehörigen Rahmen des katholischen Gottesdienstes sowohl in seiner kunstvollen Ausbildung als sogenannter gregorianischer Choral, wie in den ureinfachen Gebilden des Hymnen- und Psalmengesanges mit elementarer Gewalt zu packen vermag.

Wir finden demnach als lebendige alte Musik den stärksten Ausdruck der christlichen Religion in der katholischen und deutsch-evangelischen Kirche und die Aussprache des Volkstums in den unter germanischem Einfluß stehenden Gebieten (das deutsche Sprachgebiet, die Niederlande, Nordostfrankreich).

Was sonst in diesen Ländern an Musik geschaffen wurde, ist für uns veraltet. Das ist seltsam, wenn wir bedenken, wie leicht die Schöpfungen der andern Künste — Dichtung, Malerei, Plastik und Architektur — für uns lebendig werden, wohl gar in ihrem Alter einen besondern Stimmungswert gewinnen. Aber noch viel merkwürdiger ist, daß alle außerhalb der gekennzeichneten Gebiete geschaffene Musik für uns in sich tot ist.

Alles was die Phonogrammarchive an Musik der Naturvölker aufstapeln, erschließt sich günstigstenfalls unserm wissenschaftlichen Verständnis, dringt aber nirgends in unsere Seele. Dieses Nacheinander geplärrter Töne, die für uns beziehungslos einander folgen, stammt aus einer der unsrigen fremden Welt, zu der wir kein Bindeglied finden. Auch unsere einfachsten Tongebilde erwachsen einer ganz andern Art. Man mag bei den gleitenden und schleichenden Melodien der Naturvölker an Reptilien denken, während unsere einfachsten Melodien etwas aufrecht Schreitendes, aufwärts Strebendes haben. Nach v. Hornbostels Vorgang unterscheidet man darum horizontale und vertikale Musik. „In einem einzigen unserer Akkorde baut es sich auf wie ein Gebirgsprofil, wenn wir an die Einstimmigkeit der Naturvölker denken. Vergleichen wir etwa die uralte Panflöte und ihre wenigen und kümmerlichen Töne mit der ganzen Fülle und plastischen Kraft unserer Orgel, dann haben wir ein klassisches Beispiel für den Unterschied der horizontalen und der vertikalen, oder, wie man es auch auseinanderhalten kann, zwischen der zwei- und der dreidimensionalen Musik" (W. Pastor).

Das liegt nicht nur an der geringen Entwicklung der Naturvölker, denn unser Verhältnis ist dasselbe gegenüber der Musik der asiatischen Kulturvölker, die doch vielfach auf eine der unsrigen zeitlich überlegene Kulturentwicklung zurückblicken. Freilich wenn wir von der verstandesmäßig errechneten oder mystisch-symbolischen Theorie absehen, ist der Abstand zwischen den musikalischen Leistungen der höchstentwickelten asiatischen Kulturen und der Naturvölker nur klein, was um so schwerer ins Gewicht fällt, wenn wir die großartigen Leistungen dieser Asiaten in den andern Künsten bedenken. Demnach muß der Grund für die Nichtentwicklung

ihrer Musik im Wesen derselben oder in einem Mangel der Anlage dieser Völker liegen, wenn nicht, was am wahrscheinlichsten ist, beide Tatsachen wechselseitig bedingt sind.

In dieser Auffassung bestärken uns die alten Griechen. Denn „nehmen wir die griechischen Melodien nackt für sich, so bleiben sie unserm Tonempfinden — ich spreche nicht von dem mannigfachen theoretischen Interesse, das sich an sie knüpft — so fremd wie chinesische". E. Graf, dessen vorzüglicher Studie „Der Kampf um die antike Musik" wir diesen Satz entnehmen, fügt hinzu: „obwohl sie an dem Wege liegen, der zu unsern himmlischen Symphonien führt". Liegen sie wirklich an diesem Wege? Hat sich der sonst so scharfsichtige Beurteiler hier nicht durch unser ganzes Gemütsverhältnis zur griechischen Kultur beirren lassen? Gewiß ist nicht nur die griechische Musiktheorie ein tief durchdachtes, wohlgegliedertes Gebäude, zeugt nicht nur ihre musikalische Ethoslehre von einer erhabenen Auffassung der Musik, wie sie den asiatischen Kulturvölkern fremd geblieben ist. Wir wissen überdies, daß in der besten Zeit des Hellenentums die Musik mit seinem erhabensten Kunstwerk so innig verwachsen war, daß über zwei Jahrtausende später Richard Wagner darin sein Leitbild erblicken konnte. Aber war das wirklich eine Musik, die „an dem Wege liegt, der zu unsern himmlischen Symphonien führt"? War sie nicht trotz aller schönen Worte nur die Dienerin, wenn nicht letzterdings nur ein technisches Ausdrucksmittel der andern ihr verbundenen Künste, wobei dann die wahre Kraft in diesen lag? Denn die griechische Dichtung vertrug die Trennung von der Musik für die Griechen, wie die Entwicklung der Komödie beweist, und erst recht für uns, die wir ihre Tragödien auch ohne Musik als gewaltige Kunstwerke empfinden. Die Musik aber verfiel, als sie nach Selbständigkeit strebte, weil sie an die Stelle der weggelassenen Dichtung nichts zu setzen hatte, weil ihr mit andern Worten ein eigentlicher musikalischer Gehalt fehlte. Dieser Fall konnte nur eintreten, wenn dem Griechenvolke diese Anlage ebenso fehlte, wie den Naturvölkern und den Asiaten. Einige scheinbar widersprechende Punkte wird man auf anderem Wege erklären müssen, so daß vielleicht der Mythos, der Orpheus aus Thrazien einwandern läßt, nicht auf asiatische, sondern auf nordische Einflüsse deutet. Vielleicht muß man die Nichtentwicklung der Harmonie bei den Griechen als eine ähnliche Verkümmerung unverstandener fremder Anregungen ansehn, wie wir ihr bei den Naturvölkern begegnet sind.

Für uns ist es um so unbegreiflicher, daß die Musik so spät erst zu einer echten Kunst geworden ist, als sich nirgendwo das persönliche Fühlen so rein und voll ausdrücken läßt, wie in ihr. Aber gerade hier liegt auch die Erklärung für die Erscheinung. Das Gefühlsleben, das Innenleben war im Altertum überhaupt wenig ausgebildet. Wir brauchen nur an die Stellung der Frau und die Sklaverei zu denken, um das zu begreifen. Das Altertum hatte überdies, und damit hängt die geringe Entwicklung der Gemütswelt aufs engste zusammen, sein ganzes Augenmerk auf die Außenwelt gerichtet und vernachlässigte darüber die Innenwelt, das Seelenleben. Die Bedeutung, die die Mysterien gewannen, ist das beste Zeugnis dafür, daß der Antike in ihrer Blütezeit dieser Mangel wohl bewußt war. Zu seiner Überwindung ist sie nicht gekommen; denn eine gelegentliche, heimliche (Mysterien) Beschäftigung mit diesen Fragen konnte gegenüber der glänzenden, öffentlichen Pflege der entgegengesetzten Weltanschauung nicht aufkommen.

Hier brachte erst das Christentum die Wandlung. Denn es lenkte den Blick durchaus von der Außenwelt ab und dem Seelenleben zu. Je mehr aber dieses Innenleben an Geltung gewann, um so schärfer mußte der Gegensatz zur antiken Kunst werden, die, wie das antike Leben, nicht das Individuelle, sondern das Generelle, nicht den Charakter, sondern den Typus gesucht hatte. Das gilt nicht nur für die bildende Kunst, wo es auffällig ist, sondern auch für die Dichtung. Je mehr wir die Charaktere der alten Dichtung prüfen, um so mehr erkennen wir, daß sie Typen sind und nicht Einzelcharaktere und Individualitäten, wie sie etwa Shakespeare bietet.

Der Musik aber fehlt der Ausdruck des Typischen. Sie hat zwar dafür auch ihr Ausdrucksmittel im Rhythmus. Er gibt z. B. den Tänzen und Märschen typische Gestaltung. Aber der Rhythmus ist schon deshalb nicht das eigentlich Musikalische, weil er nichts ausschließlich Musikalisches ist. Die Poesie, die Mimik im Tanze besitzen ihn in gleichem Maße. Es ist sehr bezeichnend, daß die Musik erst dann zu einer höheren, selbständigen Entwicklung gelangte, als man den Rhythmus völlig überwunden hatte und die Empfindung fessellos in Tönen ausströmen ließ. Denn so erklärt schon der heilige Augustinus den iubilus, eine der eigentümlichsten Erscheinungen des frühchristlichen Gesanges: „Die Sänger," so lautet des Kirchenvaters Erklärung, „vom Texte der Lieder allmählich zu heiligster Freude begeistert, werden bald von heiligen Gefühlen so überfüllt, daß sie durch Worte gar nicht auszudrücken vermögen, was in ihrem Innern vorgeht; sie lassen deshalb das Wort beiseite und strömen ihre Gefühle in eine Jubilation aus. Die Jubilation ist nämlich ein Gesang, der den Aufschwung desjenigen Herzens offenbart, welches durch Worte seinen Gefühlen keinen Ausdruck zu geben vermag."

Damit war die christliche Musik zur Auslösung einer Überfülle innern Gefühls geworden, das zum stimmlichen Ausdruck in schmerzvollem Aufschrei, lustigem Jauchzen oder seligem Jubilieren zwingt — für unser Fühlen der Ursprung der Musik überhaupt.

Danach erscheint die junge christliche Kirche als die Geburtsstätte unserer Musik, und die Musikgeschichte war um so eher bereit, sie als solche anzuerkennen, als die ganze sichtbare Entwicklung dieser Kunst übers erste Jahrtausend unserer Zeitrechnung heraus sich innerhalb der Kirchenmauern vollzieht. Hier sah man nicht nur den einstimmigen Gesang die vollkommene Schönheit des gregorianischen Chorals ausbilden, auch die Mehrstimmigkeit erklomm hier von rohen Anfängen an den Gipfel der abgeklärten, in ihrer Art unübertrefflichen Kunst Palestrinas. Diese Meinung behauptete sich um so eher, als die Forschung sich vielfach nicht auf Tondenkmäler stützen konnte, die für manche Abschnitte dieser Zeit ganz fehlen, sondern ganz auf Berichte angewiesen war, die durchweg von Männern der Kirche stammten.

Aber gerade die genaue Erforschung dieser mittelalterlichen theoretischen Literatur, wie sie seit einem knappen Vierteljahrhundert betrieben wird, hat in diese lange geltende Anschauung Breschen geschlagen. Vielfach ist es noch so, daß wir uns dadurch vor neue Fragen gestellt sehen, die der endgültigen Beantwortung noch harren. Aber im großen scheint mir der Gang der Entwicklung jetzt doch erkennbar zu sein.

Danach erscheint die christliche Kirche weniger als Schöpferin einer ursprünglichen neuen Musik, wie als Umbildnerin der ihr zuströmenden musikalischen Elemente zu einer dem jeweiligen Wesen der Kirche entsprechenden Kunst. Die beiden hochragenden Gipfel der mittelalterlichen Kirchenmusik sind nicht nur in zwei weit auseinanderliegenden Zeiten erstiegen worden; sie liegen auch in zwei verschiedenen Welten, steigen aus ganz verschiedenem Boden empor. Was die beiden Kunstentwicklungen vielfach wirklich verbindet und scheinbar als Einheit erscheinen läßt, ist das Geistig-Seelische, daß beide im Dienste derselben Kirche stehen, daß beide demselben Zwecke dienen, wohlverstanden *dienen*. Im gleichen Augenblick, in dem dieser Dienst wegfiel, mußte sich ihre Grundverschiedenheit offenbaren. Für die ältere Kunst, den gregorianischen Choral, bot sich danach keine Entwicklungsmöglichkeit mehr. Diese Form des einstimmigen Gesanges behauptete sich als ehrwürdiger Besitz in der Kirche, in der er herangewachsen war. Für das einstimmige Singen der Neuzeit wurden, so andere Wege die theoretischen Begründungen aufweisen mögen, nun die Kräfte des älteren weltlichen Volksgesangs wirksam, die bislang von der „offiziellen" Kunstentwicklung verächtlich beiseite gelassen worden waren. Die mehrstimmige Gesangskunst aber wurde vom neuen Geiste ergriffen und in andere Bahnen gelenkt. Die katholische Kirche selbst hat seit der Kunst Palestrinas eine neugeistige, ihr wahrhaft entsprechende Musik nicht hervorgebracht.

Wo aber liegen die Quellengebiete, aus denen der Kirche die musikalischen Elemente für diese beiden verschiedenen Entwicklungen zuströmten? Für die ältere, die zum gregoriani-

schen Choral führte, beantwortet sich die Frage leicht. Wir wissen heute, daß der altchristliche Gesang in musikalischer Hinsicht kein Eigengewächs ist. Die junge Kirche nahm aus der vorhandenen Musik der alten Welt, in der sie aufwuchs, der Juden und andern Völker, bei denen sie sich Anhänger gewann, auf, was sie für ihre scharf betonten Zwecke zu klar umschriebenem Dienste gebrauchen konnte. Es war zuerst sehr wenig und wurde nur langsam mehr in gleichem Maße, wie die Kirche sich freier und allmählich beherrschender fühlte. Durch Hermann Aberts reichhaltiges Buch „Die Musikanschauung des Mittelalters“ (Halle 1905) können wir verfolgen, wie die musikalische Sehnsucht und inneres Widerstreben gegen die der Kirche unlauter erscheinende Herkunft der sich ihr aufdrängenden Musikelemente miteinander im Kampfe lagen, bis endlich die Kirche sich ihrer Herrschaft über die Gemüter so sicher war, daß sie dem Gefühl das freie Ausströmen in Musik gestatten konnte. So erwuchs der Choral, der später gregorianisch genannt wurde. Der Schauplatz dieser Entwicklung ist die alte Kulturwelt Byzanz und in steigendem Maße der Sitz der neuen Kirche, Rom.

Die andere Entwicklung zur Mehrstimmigkeit setzt ein, nachdem durch die gewaltige Persönlichkeit Karls des Großen das Schwergewicht der Entwicklung nordwärts verschoben war, und sie erfährt auch alle entscheidenden Fortschritte in den Ländern nördlich der Alpen. Die danach natürliche Vermutung, daß die Elemente dieser Mehrstimmigkeit der Kirche aus dieser nordisch-germanischen Welt zuströmten, wird durch die in den letzten Jahrzehnten ungemein bereicherte Kenntnis von der germanischen Vorzeit bestätigt. Daß die Kirche da, und zwar aus dem gleichen Widerstreben gegen die ihr wesensfremde Quelle, nur ebenso zögernd aufnahm, wie zuvor im klassischen Lande, ergibt sich aus manchen theoretischen Merkwürdigkeiten, wie sie Hugo Riemann in seiner „Geschichte der Musiktheorie“ (Leipzig) darlegt.

So ist also aus dem Zusammenwirken des germanischen und des christlichen Geistes unsere Musik geboren worden. Die Entwicklung aber vollzog sich aus dem Geiste der Kirche, den sie widerspiegelt.

Wenn die junge Kirche aus denselben musikalischen Elementen, die in der antiken Welt versagt hatten, die ausdrucksvolle Musik des gregorianischen Chorals zu schaffen vermochte, so war das der Befreiung und Ausbildung des seelischen Lebens zu danken. Sie aber erreichte das Christentum zunächst auch nur durch Einseitigkeit. Diese lag in der Verachtung der körperlichen Welt, in der völligen Abkehr von der Außenwelt. Gegenüber der Einseitigkeit der Antike, die nur die Schönheit der körperlichen Welt gepflegt hatte, entwickelte das Mittelalter die Einseitigkeit einer ausschließlichen Kultur der Seele und ihrer Beziehungen zu einem höheren Jenseits. Es ist klar, daß die Aufgabe des Menschen, da er aus Körper und Seele besteht, in der Verbindung, in der höheren Einheit dieser beiden Weltanschauungen liegt. Die Renaissance hat später das Problem dieser Verbindung für jeden einzelnen aufgestellt und damit erst Rechte und Pflichten der Persönlichkeit voll erkannt.

Aber die Befreiung des Seelenlebens, die das Christentum brachte, war oder blieb nicht lange Subjektivismus seelischen Fühlens. Mit der kirchlichen Ausgestaltung der neuen Lehre erhält das Seelenleben bald wieder einen allgemeinen, die Individualität einschränkenden Charakter. Der Mystizismus versuchte allerdings auch im Mittelalter immer wieder ein solch rein persönliches Einzelverhältnis zu Gott zu schaffen; er ist aber niemals zu einer herrschenden Stellung innerhalb der Kirche gekommen. Vielmehr nannte sich diese mit besonderer Betonung der Umfassung der Gesamtheit katholisch, d. i. allgemein, und in ihr erreichte die typische und generelle Gestaltung des Seelenlebens den Höhepunkt. War man im Altertum erst Staatsbürger und dann Mensch gewesen, so jetzt erst Mitglied der Kirche und dann Mensch. Der Unterdrückung der Individualität in der Kirche entsprach auch die im staatlichen Leben. Man kam allerdings kaum bis zum Begriff des Staates, sondern begnügte sich mit den kleineren Gemeinschaften des Standes (Rittertum), der Gemeinde und der Gilde. Der einzelne ist auch im Mittelalter nichts, sondern er erlangt seine Geltung nur als Mitglied einer Gemeinschaft.

In der Musik findet diese steigende Entwicklung einen vorzüglichen Ausdruck. Zu Anfang bilden im Gesang der Gemeinde die Gefühlsergüsse einzelner eine eigenartige, für den Fortschritt bedeutsame Kundgebung. Nachher wird ein offizieller Choral festgelegt, von dem nicht abgewichen werden soll. Aber am deutlichsten offenbart sich diese seelische Einstellung in der Art, wie die kontrapunktische Polyphonie (Vielstimmigkeit) entwickelt wird. Eine Einzelstimme vermag auch innerhalb der vorgeschriebenen Notenfolge der persönlichen Empfindung durch die Art des rhythmischen und dynamischen Vortrags Ausdruck zu leihen. Das Wesen der kontrapunktischen Vielstimmigkeit aber beruht darin, daß keine Stimme vorherrscht, daß aber auch keine der Einzelstimmen an sich bereits ein künstlerisches Gebilde ist, sondern daß dieses erst durch das Zusammengehen der Stimmen entsteht. Also anders, als unsere volkstümliche Vierstimmigkeit, wo die Oberstimme die Melodie singt, die andern drei diese begleiten. Im kontrapunktischen Chor hat die Melodie keine selbständige Bedeutung, sondern ist nur eine Linie, um die die andern Stimmen ihr Arabeskenwerk schlingen. In diesem beruht die Kunst, nicht in jener. So ist die kontrapunktische Polyphonie nach Form und Inhalt durchaus katholische Kirchenmusik. Ihr fehlt die körperliche Sinnlichkeit, sie ist eine durchaus geistige und seelische Kunst; aber nicht Geist und Seele eines einzelnen, sondern der Gesamtheit.

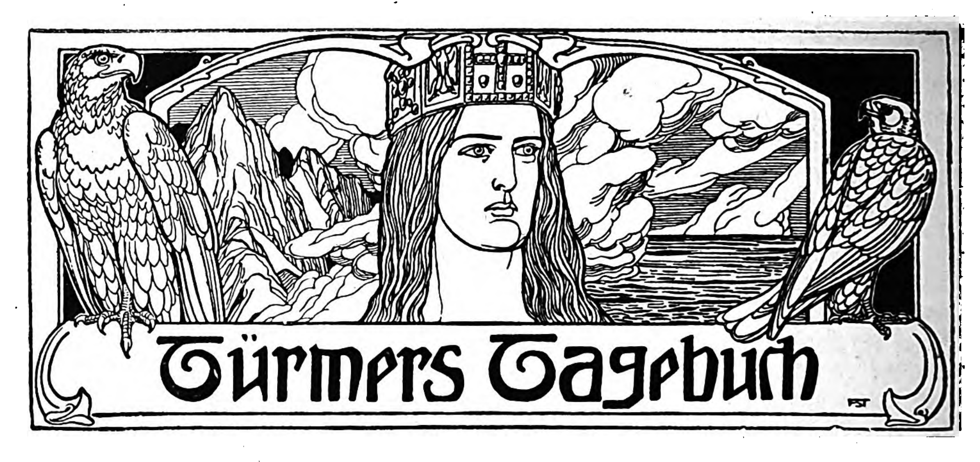
Hier brachte die Renaissance die Wandlung. Also die Wiedergeburt der Antike?! Konnte also die Antike für die Musik doch noch fruchtbar werden?

Nein, sie konnte es nicht, und darauf beruht die Sonderstellung der Musik in der Renaissancekunst. Jenes dramma per musica, das sich in Florenz Ende des 16. Jahrhunderts entwickelte, also zu einer Zeit, als für die übrigen Künste die Hochrenaissance abgeschlossen war, erscheint zwar in der Theorie als eine Neubelebung eines antiken Kunstideals. In der Wirklichkeit entwickelt es sich schnell in der italienischen Oper zu einem Werkzeug der ungehemmtesten Gesangswillkür. Sieht man von der Verschiedenheit des Drumherums und dem in diesem Falle ja wenig wertvollen musikalischen Unterbau ab, so zeigt die italienische Opernarie das äußerste Gegenteil von einstimmigem Gesang zum gregorianischen Choral: die rein sinnliche Ausnutzung der Gesangslinie gegenüber der seelischen. Gerade im wortlosen Teil zeigt sich das am schroffsten: im Choral der iubilus aus der Überfülle seelischen Empfindens, in der Koloraturarie die nur sinnliche Stimmparade.

Aber ist es nun nicht sehr bezeichnend, daß gerade mit und seit der Renaissance alle entscheidende Musikentwicklung in den nordisch-germanischen Ländern vor sich geht, wo die Renaissance nicht „echt“ als Wiedergeburt der Antike wirkte, sondern als Auseinandersetzung des einzelnen Menschengeistes mit der Welt. In der Welt des deutschen Humanismus wurzelt die Faustsage. Und das Faustische liegt in der deutschen Musik als charakteristischer Zug, bis es durch Beethoven seine höchste künstlerische Lösung fand. Zuvor hatte J. S. Bach die ganze kontrapunktische Kunst zum Ausdrucksmittel der verschiedenen Kräfte in der einen Menschenseele gemacht, durch Gluck war die Oper zum Seelendrama, durch Mozart die musikalische Sinnlichkeit seelisch vertieft worden, und das deutsche Lied und die deutsche Klaviermusik hatte die ganze Tonwelt in den Machtbereich des Einzelmenschen gerückt, so daß nun wahrhaftig jenes von der griechischen Musikphilosophie theoretisch erkannte Ideal verwirklicht war, das im Mikrokosmos des Einzelmenschen ein Abbild des Makrokosmos der ganzen Welt gesehen hatte. Damit erst ist die Musik zu der Kunst geworden, wie wir sie verstehen, zu unserer Musik. Sie konnte es nur in dem Lande werden, in dem die Urquellen der ihr eigentümlichsten Kraft, der Harmonie, aufgestiegen waren.

Karl Storck





Der Krieg

Deutsche politische Instinktlosigkeit und Verschrobenheit haben in den letzten Wochen wieder Orgien gefeiert. Was ist da von den Friedens- und Verständigungsweisen nicht alles zusammengefaselt worden! Geht's denn wirklich über das Begriffsvermögen dieser guten Menschen, aber herzlich schlechten Musikanten, daß, wo es keine Wahl gibt, auch die weisesten Reden leeres Geschwätz werden müssen, daß dann nur eines noch bleibt: das Handeln. Wir aber haben keine Wahl.

Herr Grey hatte bei der letzten Unterredung, die er vor dem Kriege mit dem deutschen Botschafter in London pflog, diesem die beruhigende Versicherung gegeben, England gedenke mit Deutschland nicht allzu schlimm zu verfahren, was so viel heißen sollte: Wenn Deutschland erst einmal gedemütigt ist, kann es ja England noch ganz gute Dienste leisten. Aber diese Stimmung, wenn sie einmal bestanden hat, betont der Gesandte z. D. L. Raschdan im „Tag", ist doch heute vollständig geschwunden. „Wenn man die Trümmer überschaut, die schon heute den Boden des englischen Weltreichs bedecken, an die Zerstörung der englischen Vormachtstellung in Ostasien denkt, an die in ihren Folgen noch nicht übersehbare Erhebung Irlands, an die schwere Schädigung seiner Kriegs- und Handelsflotte und damit seines Weltrufes — alles Vorgänge, die man in England natürlich auf unsere Rechnung schreibt —, so dürfen wir keinen Augenblick darüber im unklaren sein, daß wir von dieser Seite, falls der Erfolg sie begünstigt, auf keine Gnade zu hoffen haben — im Gegenteil, wir müssen erwarten, daß dann der Haß erbarmungslos seine Kreise zieht.

Wir können es aus der Redeweise der Asquith, der Lloyd George und Churchill erkennen, wie sehr dieser Haß die Denkungsart englischer Politiker beeinflußt und die Maßlosigkeit an die Stelle kalter Überlegung getreten ist. Man scheint kaum mehr die Tragweite politischer Maßnahmen beurteilen zu können. Um Deutschland zu treffen, werden die kleinen Staaten, deren Schutz man heuchlerisch auf die Fahne schreibt, samt und sonders in ihrer Bewegungsfreiheit fast erwürgt, ja selbst das große Amerika, das doch in seinem Verhalten der englischen

Willkür gegenüber, aus Grundsatz oder vielleicht vermöge geheimer Abmachungen, gehemmt ist, wird durch die Beschwerden seiner geschädigten Bürger gezwungen, gegen die grenzenlose Mißachtung aller völkerrechtlichen Normen Einspruch zu erheben. Wenn jetzt Asquith mit einem Gesetze droht, das Deutschland gewissermaßen aus der Gemeinschaft der europäischen Kulturvölker streicht, so beweist er damit nur, daß ihm alle staatsmännische Besonnenheit verloren gegangen ist.

Die ohnmächtige Wut darüber, daß durch den deutschen Richterspruch die britischen Schiffsführer denn doch bewogen werden könnten, sich den Fall zweimal zu überlegen, bevor sie ein Unterseeboot in den Grund bohren und damit einer amtlichen Weisung folgen, läßt ihn vergessen, daß er mit seiner neuen Maßnahme die letzten Schranken niederreißen würde, die zwischen zivilisierten Völkern bestehen. Seien wir uns klar, was dieser Mann in seinem aufgeregten Sinne plant, wenn er beständig von der Vernichtung des deutschen Militarismus und jetzt wieder von der Bestrafung der deutschen Schuldigen, ‚so hoch sie auch stehen mögen', spricht. Eine solche Möglichkeit setzt nichts mehr und nichts weniger als die völlige Zertrümmerung Deutschlands voraus. Nur dann würden wir uns Bedingungen unterwerfen, die über die Verfassung und die Zusammensetzung unseres Vaterlandes das Gesetz der Fremden entscheiden lassen. Der britische Ministerpräsident appelliert an die Furcht deutscher Offiziere und Beamten, die in diesem entscheidenden Kampfe ihre Pflicht tun. Welch kleiner Geist zeigt sich doch in diesem Verhalten und welche Verkennung der Entschlossenheit, die einen jeden von uns beseelt, dem schnöden Raubzug auf unsere heiligsten Güter standzuhalten! Und doch, wir können Asquith Dank wissen, daß er uns die letzten Ziele der Verschwörung, mit der er unser Land bedroht, ahnen läßt und damit aus allen Zweifeln reißt. Weil wir wissen, daß wir auf kein Mitleid von dieser Seite zu rechnen haben, hat unser Volk sich jenen Geist angeeignet, der uns ermöglicht, einer Welt Widerstand zu leisten. Wir sind in einer Beziehung schlimmer daran als unsere Feinde: keiner unserer großen Gegner ist in seiner Existenz bedroht, auch wenn er den Krieg verliert. Deutschland dagegen ist es, und auch seine Verbündeten wären es im Fall der Niederlage ... Wir haben keine Wahl, wenn man nicht etwa die Aussicht, ein Helotenvolk zu werden, in die Alternative stellen will."

Gegenwärtig ist nun aber, wie der Wirkliche Geheime Legationsrat Dr. von Buchka — außerordentlich beachtenswert — darlegt, die allgemeine Kriegslage trotz unserer glänzenden Waffentaten noch keineswegs so gestaltet, daß wir schon jetzt einen Frieden erzwingen könnten, wie wir ihn im Hinblick auf unsere Zukunft erreichen müssen. „Zwar ist auch die letzte, mit großer Übermacht unternommene Offensive der vereinigten englisch-französischen Streitkräfte wieder an dem ehernen Wall unserer unvergleichlichen deutschen Heere gescheitert, und die Folgewirkungen dieses mit enormen Verlusten für die Ententeheere verbundenen Fehlschlags, neben dem die deutsche Kampfestätigkeit vor Verdun planmäßig und sicher ihren Gang weiterging, sind zurzeit noch nicht übersehbar. Daß aber die in diesem neuesten gigantischen Ringen mit blutigen Köpfen heimgeschickten englisch-

französischen Heeresmassen das letzte große militärische Aufgebot der beiden Westmächte gebildet haben, nach dessen Zertrümmerung ihnen nichts weiter übrigbliebe, als sich unseren Friedensbedingungen zu fügen, muß einigermaßen bezweifelt werden ...

Sowohl Engländer wie Franzosen haben in der Organisation und Heranführung immer neuer Heere bis jetzt Großes geleistet, und auch die Art der Ausführung ihres letzten großen Vorstoßes läßt nicht erkennen, daß sie nunmehr an dem Ende ihrer Kräfte angelangt sind. Daneben wird in der gesamten feindlichen Presse das alte bekannte Spiel, durch das die eigenen Volksmassen systematisch in völliger Unkenntnis über die wahre Lage der Dinge gehalten werden und die Neutralen auf die gegnerische Seite herübergezogen werden sollen, in unveränderter Weise fortgesetzt. Unsere militärischen Erfolge werden geleugnet oder so viel wie möglich verkleinert, die Bedeutung unserer organisatorischen Maßnahmen zur Sicherstellung unserer wirtschaftlichen Bedürfnisse wird ins Ungeheuerliche entstellt, um daraus die weitestgehenden Erfolge des gegen uns geführten Aushungerungskrieges zu konstruieren, und auch in der Proklamierung des jetzt in kürzester Zeit bevorstehenden endgültigen Sieges der Ententemächte und in der Formulierung von Friedensbedingungen für das binnen kurzem zu Boden geworfene Deutsche Reich ist man nicht bescheidener geworden, sondern *läßt nach wie vor einer zügellosen Phantasie den freiesten Lauf.* Wie aber unsere Feinde jeden von ihnen errungenen Teilerfolg sofort diplomatisch auszunutzen verstehen, zeigt das stärkere Hervortreten der ententefreundlichen Strömung in Rumänien, das sofort nach dem Vordringen der Russen in der Bukowina einsetzte, wie denn überhaupt die jeweilige politische Lage in Rumänien einen interessanten Gradmesser für die Beurteilung der Kriegsverhältnisse im Osten bildet. Die leitenden Staatsmänner in Frankreich, England und Rußland, die vor dem Richterstuhl der Geschichte die fluchbeladene Verantwortung für die Entfesselung des Weltkrieges zu tragen haben, sind jetzt einer nach dem anderen von der politischen Bühne zurückgetreten. *Ein Systemwechsel ist hiermit aber nirgends verbunden gewesen,* die hiermit zusammenhängenden Krisen haben auf die Fortführung des Krieges keinen Einfluß ausgeübt, und überall schallt uns aus dem Ententelager der Ruf entgegen, daß *der Krieg bis aufs äußerste fortgesetzt werden müsse.* Solange sich hierin aber keine Änderung zeigt, ist auch nicht abzusehen, wie vereinzelt lautgewordene Friedenswünsche sich drüben durchzusetzen vermöchten, mögen auch die verderblichen Folgen dieses völkerverheerendsten aller Kriege, die das Menschengeschlecht je heimgesucht haben, sich dort noch so drückend geltend machen.

Die Nutzanwendung aus dieser Lage der Dinge ergibt sich für uns von selbst. Wir müssen auch in bezug auf die Friedensfrage *hart gegen hart* setzen, zumal wir die Erfahrung gemacht haben, daß *alle bis jetzt an die Öffentlichkeit getretenen Wünsche,* auf Grund unserer bisherigen Waffenerfolge einen ehrenvollen Frieden zu erlangen, von unseren Feinden *nur als Zeichen von Schwäche* ausgelegt sind und dadurch *den entgegengesetzten Erfolg* erzielt haben. Es muß auch einigermaßen bezweifelt werden, ob der neuerdings unter dem Vorsitz

des Fürsten Wedel gebildete Deutsche Nationalausschuß zur Vorbereitung eines ehrenvollen Friedens sich auf dem richtigen Wege befindet, der seine Aufgabe auf einer gewissen mittleren Linie erfüllen will, die sich gleich entschieden entfernt halten soll von der Kampflosigkeit der Friedensmacher um jeden Preis wie von der Unersättlichkeit, die in den Kundgebungen des Alldeutschen Verbandes zutage getreten sei. Der Alldeutsche Verband hat sich zweifellos früher den verantwortlichen Leitern der deutschen Reichspolitik oft unbequem gemacht durch die Verfolgung von Zielen, die nicht in den Rahmen dieser Politik hineinpaßten. Die Entwicklung der Dinge bis zum Ausbruch des Weltkrieges und während des Krieges hat ihm aber doch in manchen Beziehungen recht gegeben, und jedenfalls wird man anerkennen müssen, daß der von dem reinsten deutschen Patriotismus getragene Verband in der entschiedenen und unbeirrten Verfolgung nationaler Ziele eine führende Stellung einnimmt. Eine solche Vereinigung sollte man aber nicht durch Bekämpfung lahmzulegen suchen, sondern man sollte sich seine Hilfe gefallen lassen, auch wenn die offizielle Politik sich nicht mit allen seinen Bestrebungen identifizieren kann. Die Kriegslage ist auch jetzt noch eine tiefernste, und die Art und Weise der Kriegführung unserer Feinde läßt erkennen, daß sie kein noch so verwerfliches Mittel unbenutzt lassen, das ihnen dienlich erscheint, um uns zu vernichten. Bei dieser Sachlage gilt es, alle verfügbaren Kräfte zusammenzufassen, um den endlichen Sieg auch auf diplomatischem Gebiet an unsere Fahnen zu fesseln, ein Abbremsen kann in dem gegenwärtigen Zeitpunkte keine günstigen Wirkungen ausüben, und das fortdauernde Friedensgerede sollte in deutschen Zeitungen vorerst einmal aufhören."

Kein noch so häufiges Wiederholen der Begründung: Mäßigung sei Stärke, nicht Schwäche — belehrt die anscheinend Unbelehrbaren Professor Kurt Breysig in der „Tägl. Rundschau" —, wird im Kriege vom Gegner geglaubt. „Der Krieg und seine Seelenkunde ist, begreife man dies doch endlich, bis zur Einfalt elementar, bis zur Brutalität eindeutig. Es kommt zwischen zwei Kämpfern, und seien es Staaten oder Staatengruppen, allein auf jenes tastend-spürende Gesamtgefühl an, daß zwei Kämpfende oder auch zwei Tiere, die ineinander verbissen sind, jede, auch die kleinste Entspannung einer Muskel, jedes, auch das leiseste Nachlassen des Kämpfers, und dies heißt des Siegeswillens bei dem anderen empfinden und sofort als ein Schwächerwerden seiner Kraft vermerken läßt.

So war denn seit langem das tiefste Erstaunen für den ruhigen Beobachter aller dieser Wirbel und Strudel unserer öffentlichen Meinung, daß große Strömungen der Linken, insbesondere die des gemäßigten Sozialismus und des radikalen Liberalismus, fort und fort darauf hinarbeiten, die Regierung des Reichs in dem Sinne möglichst geringer Friedensforderungen zu beeinflussen. Gerade sie, die den Frieden so ehrlich wünschen, so heftig ersehnen, haben dadurch unzweifelhaft am meisten dazu beigetragen, den Krieg zu verlängern. Jede staatsmännische Handlung, jede öffentliche Bezeigung dieser Gesinnung ist von unseren Gegnern, des können ihre Urheber sicher sein,

auf die Debetseite unserer Kräfteberechnung im Hauptbuch unserer Feinde eingetragen. Jede Abstinenz gegen den Staatshaushalt, jeder augenfällige Zeitungsartikel, die dieser Anschauung Ausdruck geben, gelten dort als ein Minus unserer Staatskraft, weil sie ein Minus unseres Siegerwillens sind. Und sicherlich ist die Wirkung aller dieser Kundgebungen um so verhängnisvoller, je gemäßigter ihre Träger sind. Was der radikale Sozialismus in diesem Betracht tut, fällt mit viel leichteren Gewichten in die Wagschale: er hält auf den Frieden nicht allzuviel.

Und so vollzieht sich hier das wunderliche Quiproquo, daß die entschiedensten Befürworter der schroffsten Kriegführung, die man so oft als Liebhaber des Kriegs um seiner selbst willen hinstellt, am meisten für, die Friedensfreunde am verhängnisvollsten gegen die Beschleunigung des Friedensschlusses arbeiten. So untrennbar ist die Einheit des Verhaltens eines Volkes im Krieg an und hinter der Front, daß unsere Friedensfreunde jetzt etwa ebenso klug handeln, als wenn sie unserem Generalstab vorschlagen würden, er solle, um einmal endgültig den Franzosen unsere im tiefsten friedfertige Gesinnung darzutun, ihnen als Pfand solchen Edelmutes Lille ausliefern. Das Gleichnis erscheint plump und ist es in Wahrheit nicht. Vertauscht man es mit dem anderen eines Ratschlages an den Admiralstab, nunmehr, nachdem leider dem englischen Selbstbewußtsein die harte Wunde vom Skagerrak geschlagen sei, anderthalb Jahre zu warten, bis man wieder die englische Flotte angreift, so mag es bekehrenden Gesinnungsmöglichkeiten noch näher kommen.

Oder wer für ein staatsmännisches Tun auch einen staatsmännischen Vergleich wünscht: diese Friedensfreunde zur Unzeit handeln ebenso wohlmeinend und ebenso irrig, wie jene Weisen, die heute erklären, auch der Krieg habe sie nicht von der Falschheit des Gedankens eines deutsch-englischen Einverständnisses überzeugt. Auch deren Ansicht nämlich kann man im Ziel durchaus billigen — nichts käme uns besser auf Erden zu statten, als ein ehrliches und ebenbürtiges Bündnis mit dem nächst dem deutschen stärksten Germanenstaat. Nur waren auch sie im Irrtum über den besten und nächsten Weg, der zu diesem Ziel führt. Er ist heute, wie ehemals, wie in Zukunft der Rat, der jedem dienlich sein mag, der mit Angelsachsen zu schaffen hat: sie werden deine Hand am ehesten in Freundschaft schütteln, je öfter sie sie, zur Faust geballt, vor, und wann es not tut, in ihrem Antlitz spüren. Herr Wilson, ein so feiner Kenner der angelsächsischen Seele, hat diese Lehre unserem Volk in einer Unterrichtsstunde, die ihm teuer genug zu stehen kam, unvergeßbar eingeprägt."

Die zweite Wiederkehr des Kriegsjahrestages brachte uns das mit so viel Geräusch angekündigte erste große Auftreten des sogenannten Deutschen Nationalausschusses (der Name wird immer schöner! D. T.). Es sollte sozusagen die Entschleierung des großen Mysteriums werden. „Jetzt, wo die Sache hinter uns liegt," so wird a. a. O. ausgeführt, „versucht man vergeblich, von ihrem Verlauf, ihrem Inhalt und ihrem Gewicht sich einen anderen Eindruck zu verschaffen, als den der höchsten Verblüffung über so viel Lärm um so wenig Wolle. Soweit wir die deutsche Presse verfolgt haben, hat selbst nicht ein einziges der Blätter, bei denen man die stärksten Neigungen für den Nationalausschuß voraus-

setzen darf, es versucht, sich vorzutäuschen, daß dieser seine drei Dutzend Redner etwa mit Glück und Erfolg auf die Nation losgelassen hätte. Im einzelnen wurde aus verschiedenen Städten berichtet, daß das Auftreten der Nationalausschuß-redner einen offenbaren Mißerfolg bedeutet habe. Im ganzen ging der ‚große Tag' ungeheuer eindruckslos vorüber. Am bemerkenswertesten war wohl noch die Berliner Versammlung mit Exzellenz Harnack als Redner, und auch sie war im wesentlichen eine akademische Eindruckslosigkeit trotz der Ereiferung Herrn v. Harnacks gegen den Gedanken einer Festsetzung deutscher Macht an der flandrischen Küste, der einzigen Stelle, von der aus nach der Meinung aller Sachverständigen, die bisher zu der Sache gesprochen haben, Deutschland imstande wäre, der englischen Übermacht und Willkür zur See die Stange zu halten.

Eindruck, wirklichen Eindruck hat der große Tag des Nationalausschusses nur in dem uns feindlichen Auslande gemacht. Die englische und französische Presse legt in der Selbsteinschätzungsformel des Nationalausschusses als eines Ausschusses zur Vorbereitung eines ehrenvollen Friedens den Ton nicht auf das ‚ehrenvoll', sondern durchaus auf das ‚Frieden'. Man betrachtet die Tätigkeit des Ausschusses nur als ein Eingeständnis deutschen Friedensbedürfnisses und nimmt sie — das ist das Schlimmste an der Sache — nur für eine bestellte Schrittmacherei für eine entsprechende Politik unseres verantwortlichen Staatsmannes, als die Tätigkeit einer ‚offiziösen Friedensgesellschaft', wie der Londoner ‚Daily Chronicle' es ausdrückt. Der ‚Daily Express' aber gibt seinen und seiner Engländer Gedanken bei der Sache Ausdruck mit der Deutung: ‚Deutschlands Antwort auf die russischen Siege und den englisch-französischen Vorstoß im Westen ist die schleunige Gründung eines Nationalausschusses gewesen, dessen Aufgabe es ist, den Weg zu bereiten für einen ehrenvollen, Deutschlands Zukunft sichernden Frieden.' Die französische und welschschweizerische, auch die italienische Presse lassen sich die vom Nationalausschuß geschaffene Gelegenheit auch nicht entgehen. Auf allen Seiten wird die Wut und der Mut unserer Feinde geschürt mit dem Hinweis auf das deutsche Friedensbedürfnis, und dieses Bedürfnis wird bewiesen mit dem Hinweis auf die Bestrebungen des Nationalausschusses. Einen ‚deutschen Seufzer' nennt die famose ‚Gazette de Lausanne' die Gründung dieses Ausschusses, und ein italienisches Blatt stellt schadenfreudevoll fest, ‚daß zum ersten Male offiziell öffentlich in Deutschland und nur in Deutschland vom Frieden gesprochen wird'. Das Blatt vertraut, daß diese Feststellung allein genügen werde, um die Geister im Lager des Vierverbandes so zu stimmen, wie der Verband sie braucht. Wir glauben, daß dies genügt, um zu zeigen, wie gründlich der Nationalausschuß auf seinem Wege und mit seinen Mitteln das Gegenteil von dem erreicht, was er gern möchte. Wer Menschen und Geister in ihrer Art ein wenig beobachtet hat, konnte ja auch wirklich keine andere Wirkung erwarten als diese, die einen klassischen Ausdruck in der Pariser ‚Bataille' findet, die in einem Artikel sagt:

‚Woher kommt es, daß sich jetzt in Deutschland Ausschüsse und Vereinigungen bilden, die sich zur Aufgabe stellen, die Bedingungen eines ehrenvollen Friedens festzulegen? Diese Ausschüsse und Vereinigungen erklären zwar, daß

Deutschland siegreich sei, nichtsdestoweniger setzen sie ihre Ansprüche herab und sprechen von Konzessionen, die sie in bezug auf die besetzten Gebiete machen wollen. Die Gründe für diese Nachgiebigkeit sind nicht schwer zu erraten, wenn man bedenkt, daß die Kräfte der Alliierten jetzt beginnen, einen kräftigen Ruck vorwärts zu machen, daß der Diktator des Reichsnährамtes seine Reisen vervielfachen und dem Volke Geduld predigen muß, und schließlich, daß der ‚ehrenvolle Friede‘ trotz aller Rabatte noch immer die Oberherrschaft Deutschlands über Österreich-Ungarn, Bulgarien und die Türkei bedeutet.‘ Die ‚Bataille‘ meint aber, die Ententemächte würden sich durch diese Komödie nicht fangen lassen. Jedes weitere Wort der Kritik wird da überflüssig.“ ...

Viel zu selten zieht man die Folgerung, daß ein Kriegsausgang, der Deutschland keinen wirklichen Sieg über England bringt, auch für alle Fragen auf dem Balkan und im nahen Orient eine in unserem Interesse restlose und grundsätzliche Lösung ausschließt. Für Arabien und Mesopotamien liegt das auf der Hand, aber man möge sich, rät Otto Hoetzsch in der „Kreuzzeitung“, auch einmal eine kleine Frage, etwa die Valonas, unter diesem Gesichtspunkte durchdenken. „Das sehen die weitblickenden Staatsmänner der Türkei, das sehen auch die weitblickenden Staatsmänner der Balkanstaaten, auf der unseren wie auf der gegnerischen Seite, das sieht man noch viel zu wenig in den politischen Kreisen Österreichs und Ungarns und überhaupt nicht in den Zirkeln Deutschlands, die den deutsch-englischen Gegensatz immer noch als vorübergehend und kaufmännisch-geschäftlich lösbar betrachten. Aber gerade die Richtung, die die Interessen der Türkei, unsere Interessen an ihr und das deutsche Interesse am östlichen Afrika mit dem größten Nachdruck betont, diese müßte in vorderster Front derer stehen, die den entschlossenen Kampf gegen England mit allen Mitteln fordern. Denn wenn eine Entscheidung sehr wohl am Suezkanal und am Ausgange der Bagdadbahn herbeigeführt werden kann, so bleibt sie unvollständig, wenn nicht die Entscheidung zugleich zu Land und zu Wasser im Westen Europas fällt. Darum sagt man in England (J. W. Headlam, ‚Nineteenth Century‘, Juliheft): ‚Der Kanzler weiß, daß keine Möglichkeit irgendeiner Diskussion besteht, außer auf der Grundlage, daß die volle Wiederherstellung Belgiens der erste Punkt ist.‘ Darum schrieb Fürst Otto zu Salm-Horstmar (‚Tag‘, 29. Juli): ‚Wir werden den Krieg verloren haben, wenn wir nicht als Siegespreis auch die Herrschaft über die flandrische Küste heimbringen.‘ Darum verlangt Admiral v. Tirpitz ‚eine Stellung gegenüber dem Anglo-Amerikanertum, die wir erlangen, wenn nicht England, sondern wir die Vormacht in Flandern werden‘. Darum betonen wir die Notwendigkeit dieser Küste von dem Glacisstandpunkte aus, der für Bismarck bei der Gewinnung Elsaß-Lothringens ausschlaggebend war. Darum sehen wir darin allein die realen Garantien und nicht in ‚psychologischen‘ Garantien oder in technischen Voraussagen. In solchem Zusammenhange müssen wir die ganze heutige Lage ansehen, über die darum die Entscheidung nicht im Osten fallen kann, sondern allein im Westen.“

Professor Krückmann aber behauptet mit voller Entschiedenheit, daß es nach der Erschießung des Kapitäns Fryatt ein „Zurück“ überhaupt

nicht mehr gebe. Darum sei diese Nachricht so wichtig, nicht für das Gefühl befriedigten Rachebedürfnisses, sondern aus der Erwägung, daß wir nun, wir mögen wollen oder nicht, durch den Sumpf hindurch müßten. England ließe uns seit der Erschießung Fryatts einfach keine Wahl. Wäre bis dahin eine Möglichkeit gewesen, irgendwie uns mit England einzurichten, ohne es völlig niederzuwerfen, jetzt sei dies endgültig vorbei, für immer. „Die Engländer verzeihen uns Fryatt nie. Sie könnten darüber hinwegkommen, wenn er sich nicht auf einen ausdrücklichen Befehl der Regierung hätte berufen können, so aber wurde durch die deutschen Kugeln auch das Papier zerfetzt, das den Befehl der königlich großbritannischen Regierung enthielt, die Kugeln fegten durch die englische Staatsherrlichkeit durch. Noch nirgendwo und noch niemals ist Englands Hochmut, Englands Herrschsucht, aber auch sein Nationalstolz empfindlicher getroffen worden, als mit der Hinrichtung Fryatts. Konnten die Engländer bisher sich und aller Welt noch immer vorlügen: Res mundi agitur, und wir sind die Vorsehung der Welt, haben daher das Urteil an Deutschland zu vollstrecken, hier müssen sie bekennen und geben es täglich durch ihre Wutausbrüche zu, daß es sich für sie um peinlichste res nostra anglica handelt, und nichts wird bekanntlich schwerer verziehen, als eine tödliche Demütigung der Eigenliebe. In diesem Kriege wenigstens und für diesen Krieg und für den darauf folgenden Frieden ist es mit jeder vernünftigen Auseinandersetzung mit England endgültig vorbei.

Es wäre ein psychologischer Trugschluß ersten Ranges, anzunehmen, England würde durch die Erschießung etwa ‚belehrt‘ oder gar bekehrt werden. Davon könnte nur dann, aber auch nur ganz vielleicht gesprochen werden, wenn wir in der Lage wären, noch wenigstens ein Dutzend Fryatts standrechtlich erschießen zu können. Was in der Einzahl empört, kann im Dutzend erziehlich wirken, wenigstens ist dies nicht ganz unmöglich. Erst durch die unnachsichtliche Gewöhnung an derartige Urteile könnte man die Engländer durch Nachdenken dahin bringen, wohin wir sie haben müssen. Der Einzelfall wirkt wie ein Peitschenhieb, aber nicht wie eine den Gezüchtigten moralisch völlig zerbrechende, bis aufs Blut gehende Züchtigung. Die Engländer haben gute Nerven, und jede psychologische Einwirkung ist eine Einwirkung auf die Nerven, dazu gehört aber mehr als ein bloßer Jagdhieb, und die Erschießung Fryatts ist für ein so trotziges Volk nicht mehr als ein Jagdhieb. Es muß noch viel härter kommen, und kommt es nicht viel härter, so reizt die Erschießung Fryatts, ohne zur Friedenswilligkeit zu erziehen; im Gegenteil, sie hat den Kriegs- und Kämpferwillen der Engländer nur gestärkt. Das will Doppeltes sagen, wo soeben England die schwere Enttäuschung mit seinem flandrischen Angriff erfahren hat. Trotz der unendlichen Transporte von Verwundeten, trotz der immer länger werdenden Verlustlisten donnert in England die Entrüstung über den Tod Fryatts zum Himmel. Das ganze Volk schreit Rache, und die Regierung scheint dies, wie natürlich, noch zu fördern und zu begünstigen. Die eine Folge wird die Erschießung Fryatts wohl haben, daß unsere U-Boote sicherer fahren werden, aber der Kriegs- und Kämpferzorn ist größer als je. Mit Fryatts Erschießung ist der nationale Zorn erst auf die volle Höhe gebracht worden.

Mit den wenigen Zeppelinangriffen scheinen wir die Bewohner der östlichen Grafschaften schon mürbe gemacht zu haben, aber von diesen abgesehen sammelt sich jetzt das ganze englische Volk wieder unter dem einen Banner und dem einen Schlachtruf: Fryatt!

Für den, der England kannte, konnte nie ein Zweifel sein, daß die Erschießung des englischen Kapitäns eine endgültige Wendung zum erbarmungslosen Durchfechten bis zum blutigsten Ende herbeiführen würde, und alle Nachrichten bestätigen, eine nach der anderen, daß dem so ist. Pünktlich und genau ist eingetroffen, was jeder, der sich einigermaßen mit der englischen Psyche vertraut gemacht hat, voraussehen konnte und nur der nicht vorausgesehen hat, der noch heute nicht weiß, wie man Engländer zu behandeln hat.

Dazu kommt noch ein zweites. Bisher hatten die Engländer immer allgemeine Ziele aufgestellt, natürlich in ihrem englischen Cant; selbstverständlich waren sie nicht ganz verschwommen, sondern hatten wenigstens allgemeine Bestimmbarkeit, jetzt aber hat die ‚Pall Mall Gazette' eine so konkrete Forderung erhoben, wie sie während des ganzen Krieges noch nicht aufgetaucht ist. Diese ist in einer für die Engländer glücklichen und darum äußerst wirkungsvollen Formulierung in der Rechnung: zwei deutsche Tonnen für eine versenkte englische, wie ein Lauffeuer durch England gegangen. Fryatt war noch nicht erschossen, als schon das einstimmige Echo des ganzen englischen Volkes bewies, daß die ‚Pall Mall' mit ihrer Forderung das, was im Sinne der Engländer lag und liegt, konkret und mit größter Werbekraft ausgesprochen hat. Wir werden die Folgen schon spüren, und wer bis heute noch nicht weiß, wessen die Engländer fähig sind, wer bis heute noch glaubt, daß wir mit England zu irgendeinem für uns erträglichen Ende kommen können, wird zu seinen vielen englischen Enttäuschungen noch eine neue legen.

Die Lehre für uns ist: Wir haben A gesagt und müssen nun B sagen, wir müssen durch mit allen Mitteln, die uns unsere Kriegskunst für diesen Krieg noch an die Hand gibt, die wir aber in einem späteren Kriege nicht mehr monopolisieren. England zwingt uns durch seine Wut und seine Zähigkeit noch zu unserem Glück, wenn wir alle uns zu Gebote stehenden Kriegsmittel rücksichtslos anwenden.

Allerdings mit der köstlichen, mir gegenüber von einem gesinnungstüchtigen Fortschrittler vorgetragenen Psychologie ist es nicht getan: ‚Wir fahren nur ab und zu mit den Zeppelinen nach England, um den Engländern zu zeigen, was wir können. Aber wir werden sie nicht durch rücksichtsloses Einsetzen der Luftschiffe ‚reizen'! Man traut ja seinen Ohren nicht, wenn man derartige Kindlichkeiten hört. Also militärisch-pädagogische Behandlung mit Nadelstichen. Daß durch solche Inkonsequenzen die englische Wut nur noch gesteigert, aber keinerlei Einsicht erzeugt wird, die der Anfang alles vernünftigen Verhandelns sein muß, sah der brave Fortschrittsmann nicht ein. Schon die bloße Tatsache, daß wir die Zeppelinangriffe überhaupt angefangen haben, nötigt zur folgerichtigen ununterbrochenen Fortsetzung, bis sich ein psychologischer Erfolg zeigte, aber nur hier und da einmal eine Besuchskarte abgeben, erbittert, weil es bloß belästigt, bricht aber nicht den Widerstand. England ist nur zu über-

zeugen durch einen vollständigen militärischen Niederbruch, jeder Tag, jedes Wort, jede Tat der Engländer in diesem und in früheren Kriegen lehrt das, aber mein Fortschrittsmann wußte es besser. Ihm war auch noch gar kein Verständnis für die grundlegende kriegswendende Bedeutung der Erschießung Fryatts aufgegangen, und alles, was ihm darüber gesagt wurde, war ihm eine ganz neue Welt.

Es ist immer wieder dasselbe: so viele Leute glauben mit halben Maßregeln auskommen zu können, weil sie den Engländer nach sich selbst beurteilen und sich gar nicht in seine Psychologie hineinfinden können. Otto Ammon, der leider schon Verstorbene, sagte: Der Engländer ist infolge von Rassemischung eine Flasche Rheinwein mit einem Zuschuß von Schnaps, der Deutsche aus derselben Ursache eine Flasche Rheinwein mit einem Zuschuß von Limonade. Diese Limonade setzt nun jeder auf ‚Verständigung' ausgehende politische Limonadenjüngling auch bei den Engländern voraus. Natürlich, wem die Wirkungen von Rasse und Rassemischung nicht bekannt sind, der wird glauben, er könne den Engländern gegenüber mit Mitteln auskommen, die dem viel friedlicheren Deutschen gegenüber voraussichtlich leider Erfolg haben würden. Davon kann nun nie und nimmer die Rede sein. Wir haben durch unsere Luftschiffangriffe erreicht, daß in einigen östlichen Grafschaften die Bewohner anfangen, Zeichen des Mürbewerdens zu zeigen, das weist uns die weitere Bahn und legt uns bindend auf die anzuwendenden Mittel, ihr Mindestmaß und die Form ihrer Anwendung fest.

Der Skagerraksieg wäre uns vielleicht noch verziehen, die Engländer scheinen ihn in der Tat als ein zu tragendes Geschick hinzunehmen, von der Erschießung Fryatts kann dies aber niemand behaupten. Nur wer beide Augen gegen die offenkundigsten Tatsachen verschließt, kann daran vorüber, daß England in Siedehitze ist, gesteigert durch das aufreizende Schlag- und Schlachtwort der ‚Pall Mall'. Auch der Blindeste muß erkennen, daß es nur noch ein rücksichtsloses Vorwärts gibt, das rücksichtsloseste Vorwärts, das die Weltgeschichte kennt. Dieses Daseinsgebot enthält aber auch unser sicherstes Siegesmittel."

Um nun noch ein ganz unverdächtiges Urteil über die Verständigungsmöglichkeiten beizubringen, sei hier das Zeugnis der „Frankfurter Zeitung" angeschlossen. Das Blatt, an dessen Eifer für eine deutsch-englische Verständigung zu zweifeln sträflich wäre, sieht sich nun doch — auf Grund der wahnwitzigen, aber durchaus ernsthaft gemeinten „Friedensbedingungen" erster englischer Blätter — unter dem 12. August zu der Feststellung genötigt:

„Uns in Deutschland, die wir vielleicht meinen, wir leben in einem Narrenhaus, wenn wir in ernsten englischen Blättern solche ernstgemeinten Vorschläge lesen, zeigen solche Offenbarungen britischer Überhebung leider, daß wir noch sehr weit von dem Zeitpunkt entfernt sind, in dem die englische Stimmung für eine Erörterung vernünftiger Friedensbedingungen vorbereitet ist."

Wäre diese Erkenntnis dem Frankfurter Blatte — und manchen anderen! — doch nur früher aufgegangen —: wir wären heute dem Frieden näher!



Über alles!

Ja, das ist die schlichte, doch nie auszuschöpfende Wahrheit, was die „Tägl. Rundschau" über unsere Schuld an die Treuen sagt, denen allein wir's verdanken, daß wir noch ein freies Volk auf freiem Grunde sind: „Über alles hebt sich das heiße Dankesgefühl für das, was an den beiden Riesenfronten in Frankreich und Rußland die lebenden Wälle unserer Männer für uns tun und leiden. Über alles — und doch armselig ist dieser Dank, wenn man ihn an dem mißt, was dort geleistet wird!

Klein und kleinlich mutet uns auf diesem gewaltigen Hintergrunde der Ferne so vieles an, was in unserer Nähe sein Wesen treibt ... Was soll man dazu sagen, wenn Männer von Ruf und Verdienst sich mit dem Nachweis abmühen, daß Friedrich der Große, den man den Eroberer nennen könnte, ein Gegner von Eroberungen gewesen sei, und daß Bismarck Elsaß-Lothringen nicht habe wiedernehmen wollen ...

Es ist ein billiges Schema, nach dem die in der Glut des Augusts 1914 vor Weisheit ‚fröstelnden' und im August 1916 vor einem deutlichen Wort ‚vom Stuhl fallenden' Staatsweisen uns immer wieder ermahnen, doch das Fell des Bären nicht zu teilen, bevor er erlegt sei. Wer wollte das tun? Aber das dunkle Gefühl der Nation über die Notwendigkeit, solche Opfer um eines sicheren Zieles willen gebracht zu haben und zu bringen, — dieses dunkle Gefühl zu einem klaren Bewußtsein über das Notwendige, Mögliche, Wünschenswerte und Unmögliche zu erheben, das ist denn doch etwas anderes. Etwas, das von jener matten, fröstelnden Wahrheit überhaupt nicht berührt wird.

Nicht, weil wir nicht mit schwerem, heißem Herzen in Tagen und Nächten die gebrannte Not mitfühlten, die da draußen für uns gelitten wird; nein, weil wir all das Grauen und Leiden, Not und Tod so vieler, vieler in unseren Seelen und Gewissen schmerzen fühlen; darum suchen wir nach einem Ziel, das diesen Weg durch Not und Tod einst vor dem Gericht der Geschichte rechtfertigen wird. Nicht, weil wir den Krieg preisen, sondern weil wir den Frieden, den möglichst sicheren, möglichst raschen Frieden wollen, brennt uns in Hirnen und Herzen jenes ‚Mit allen Mitteln!', das einst unser Admiralstab der Nation als Losung gab. Um der Ehrfurcht willen, die wir unseren Toten schulden, um der Dankbarkeit willen, die wir unseren Kämpfern allen zollen, um ihrer Mühen und Opfer willen blicken wir aus nach einem Kriegsziel, nach einem Preis, würdig so heiliger, unermeßlicher Opfer. Nicht aus leichtem Herzen, sondern aus schwerer Not des Gewissens. ‚Fassen wir ihn,' so schrieb Treitschke, als er vor 46 Jahren den Siegespreis forderte, ‚fassen wir ihn mit tapferen Händen, auf daß das Blut der teuren Erschlagenen nicht wider unsere Zagheit schreie.'"

*

Eines Siegfrieds Tod

Casement!

So habt ihr ihn auch ohne euren Spießgesellen Findlay gemeuchelt, ihn, den Iren, der germanischer war, als euer ehe-

mals germanisches Volk, das durch solche Tat sich selbst geschändet hat in alle Zukunft. Nicht einmal ein Hagen war's, dem Treue bei tiefer Arglist eignete. Gemeine Krämer mordeten, weil sie bangten, hängten, weil sie haßten. Und vielleicht, — um noch mehr zu morden.

In seiner menschlichen Güte und Größe schon war dieser Ritter eine ewige Anklage, ein unerträglicher Zeuge eurer heuchlerischen Ruchlosigkeit. Solange er lebte, lastete dieser Reine wie ein Alp auf euch Unreinen, euch Baralong-Mördern, King-Stephen-Hehlern.

Ihr wolltet ihn töten und habt ihm zum ewigen Leben die Pforten aufgestoßen. Nun sitzt er zu Füßen des Herren, der richten wird die Lebendigen und die Toten.

Und kommen wird vielleicht der Tag, da wir die „Hunnen" sein werden, die dieses Siegfrieds Tod vergelten. Obwohl er nur ein armer, rechtloser Ire war, uns zwar höher achtete als euch, doch nie um unsere Gunst gebuhlt hat.

Niemand wußte und weiß das besser als ihr, die ihn gemordet habt, weil ihr wußtet, daß er ein Freier und Reiner war. Gr.

*

Die Vergeltung

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" verbreitet die Mitteilung, daß dem deutschen Reichstage ein „Weißbuch" über den Baralong-Fall zugegangen sei. Das „Weißbuch" enthalte eine Denkschrift vom 28. November 1915 und andere sauber numerierte Akten „mit Anlagen 1 bis 5" usw. Die deutsche Regierung erklärt, daß die deutschen Luftschiffangriffe „die Ahndung des ungesühnten Verbrechens" darstellten. England gegenüber werde seitdem die Waffe des Luftschiffs innerhalb der Grenzen des Völkerrechts rücksichtslos ausgenutzt. Bei jedem Luftschiff, das auf London oder auf andere verteidigte oder Anlagen militärischen Charakters enthaltende englische Städte seine zerstöreuden Bomben abwirft, soll England sich des „Baralong"-Falles erinnern.

Diese amtliche Mitteilung bestätigt, daß die deutschen Luftschiffangriffe gegen England nicht selbständige Kriegshandlungen bezwecken, sondern Vergeltung des Baralong-Falles. Gr.

*

Weshalb?

Man ist — so liest man in der „Voss. Ztg." — aller Wahrscheinlichkeit nach im Auslande über die bei uns herrschenden Stimmungen, Strömungen und Gegenströmungen hinsichtlich der Kriegsziele so gut unterrichtet, daß man bei Freigabe der Erörterung nicht das mindeste mehr erfahren könnte, als man heute weiß. Wenn aber dort jedem nach Herzenslust Kriegsziele aufzustellen freisteht, die einen die Rheingrenze mitsamt den Brückenköpfen für Frankreich, die andern Hamburg und Bremen für England, die dritten Königsberg, Danzig, Stettin für Rußland verlangen dürfen, wenn gefordert wird, daß Deutschland in Zukunft keine Kriegsflotte halten, keine Unterseeboote, keine Luftschiffe bauen dürfe — weshalb soll jetzt in Deutschland von einer öffentlichen Aussprache unabsehbarer Schaden zu befürchten sein? Im Gegenteil, der Zwang zum Schweigen schafft nur dumpfe Unzufriedenheit ... Es ist an der Zeit, das Ventil zu öffnen, damit die Spannung nachläßt. Die Freiheit gleicht dem Speer des Achill: sie kann Wunden schlagen, aber auch Wunden heilen.

*

Verehren, aber von Bord bringen!

Herr Professor Foerster, schreiben die „Süddeutschen Monatshefte", scheint gar nicht zu bemerken, in welche Gesellschaft von amoralischen Intellektuellen er geraten ist, die ihm, dem Friedensfreund aus Christlichkeit, zujubeln, weil ihnen der Krieg zu viel Ansprüche an Kraft und Entsagung stellt. Wir befinden uns in der Lage, mit den religiösen Überzeugungen Professor Foersters übereinzustimmen, sind uns aber klar dar-

über, daß man mit diesen Überzeugungen in ein Kloster gehen müßte, während Professor Foerster meint, daß man mit ihnen an einer deutschen Universität Pädagogik lehren kann. Er sieht nicht, daß Machtpolitik ein echt deutscher Unbegriff ist, da es sich in Politik überhaupt und überall um Macht handelt; daß ohne Bismarck das deutsche Volk in Sklaverei geblieben wäre; daß alles das, was man Machtpolitik nennt, nichts anderes erstrebt als das, was wir brauchen, um schnaufen zu können. Er erinnert sich nicht, daß die Franzosen, als sie Elsaß und Lothringen hatten, das ganze linksrheinische Deutschland haben wollten; daß vor einem Jahr die Italiener, als ihnen ihre unerlösten Brüder angeboten wurden, die Brennergrenze haben wollten; daß wir jetzt von der ganzen übrigen Welt abgeschnitten sind, weil wir nicht genug Schiffe und Stützpunkte haben — kurz, daß das, was er den „heidnischen Geist" des Deutschen Reiches nennt, nichts ist als der simpelste Selbsterhaltungstrieb, in jedem andern Land außer Deutschland so selbstverständlich, daß man gar nicht davon spricht. Und er sieht nicht, daß in diesem Augenblick die Hand sich zuschnüren will, die an unsrer Kehle liegt, und daß alles, was nicht dazu dient, diese Hand abzuwehren, dazu dient, ihr zu helfen. Daß wir um unsere Existenz kämpfen, scheint er für eine heidnische Redensart zu halten, da er sich sonst jetzt seinen Kopf nicht darüber zerbrechen würde, wie diese eventuelle Existenz gestaltet werden soll. Wenn es Herrn Professor Foerster gelingt, der Jugend seine kulturpolitischen Grundsätze beizubringen, so hätten die Franzosen mit ihrem Angriff besser das Heranwachsen dieser Generation abgewartet; sie hätten dann, auch ohne Napoleon, in München einziehen und Herrn Professor Foerster das Kreuz der Ehrenlegion überbringen können. Wir wissen, daß er weder das eine noch das andre anstrebt. Er sieht es nur nicht, daß Reden und Aufsätze wie die seinigen das Ausland stärken, das Inland schwächen. Wir befinden uns in einem Orkan auf dem Meer, von Minen und Torpedos umgeben, und da fängt auf einmal einer an, über den heidnischen Geist der Besatzung zu predigen, „der unaufhaltsam zur Katastrophe führen mußte" — man kann den Mann verehren, aber man muß ihn von Bord bringen ...

*

„Belgien"

In Brüssel ist vor einigen Monaten eine Flugschrift „La politique aléatoire" erschienen. Der unparteiische Verfasser gibt dort, wie folgt, der geschichtlichen Wahrheit die Ehre:

„Belgien hat eine unglückliche geographische Lage, nach drei Seiten offen und ohne richtige politische und militärische Grenzen. Dadurch war es stets ein Glacis, auf dem sich die Schlachten der Nachbarländer ausfochten. Für Deutschland war es der kürzeste Weg nach Paris, für Frankreich nach dem Rhein.

1815 wurde es zusammengekleistert und mit einer papiernen Neutralität versehen, die eigentlich gegen die französische Eroberungssucht gerichtet war. Hinter dieser Kulisse wähnten wir uns in Sicherheit, obwohl von den besten Köpfen gewarnt, uns darauf zu verlassen. Von Frankreich wurde unsere Annexion 1840, 1848, 1855, 1866 (laut aufgefundenen Instruktionen Napoleons III.), 1868 und 1870 (laut in den Tuilerien gefundenen Dokumenten) versucht. Emile Ollivier erklärte 1870, niemand hätte opponiert, wenn das siegreiche Frankreich Belgien annektiert hätte.

Englands Interesse zielt ausschließlich auf das 67 Kilometer lange Litoral Belgiens zwischen Zeebrügge und Nieuport, um dessen Besitz sich der ganze Krieg dreht; es wird bis zum letzten — Belgier kämpfen, um die flandrische Küste und Antwerpen Deutschland zu entreißen, das sich dort festgesetzt hat."

Aus diesen Äußerungen ergibt sich — so wird der „Deutschen Tageszeitung" geschrieben — ganz von selbst das belgische Problem und seine Lösung für deutsche Interessen. Wir stehen zwei Einbrechern in unsere Eingangstore gegenüber, denen der Hehler, Belgien, sein Land als Durchgang

zur Verfügung stellte. Das eine Einfallstor für Frankreich ist Givet, Maubeuge, die Maaslinie, das für England ist die Küste zwischen Dünkirchen und Zeebrügge plus Antwerpen. Wollen wir eine Sicherheitskette, so muß sie längs dieser Linien und Stützpunkte gezogen und in unserem Besitz sein, damit bei künftigen Einbruchsversuchen unsere Lage in der Weise verbessert ist, wie durch Metz und Straßburg nach 1871. Man braucht also gar nicht von Kriegszielen zu sprechen; indem man die Kriegsursachen bezeichnet, ergeben sich erstere ganz von selbst. Vor und nach allem kann die geographische Lage Belgiens nicht korrigiert werden.

Wie sich leitende Franzosen bei dem als unvermeidlich gehaltenen Duell zwischen ihnen und uns den Verlauf der Ereignisse gedacht haben, ergibt sich u. a. aus Zitaten, die in einem 1912 von dem belgischen Kapitän René Bremer vom 9. Linienregiment publizierten Buche stehen. Danach hat zunächst Napoleon III. erklärt: ‚Belgien, dieser gegen Frankreichs Größe gerichtete Staat, hat kein Anrecht auf Unverletzbarkeit, abgesehen davon, daß eine belgische Nationalität nicht existiert.‘ Sodann schrieb der französische General Biottot: ‚Der nächste Krieg wird die europäische Frage der deutschen oder französischen Hegemonie endgültig entscheiden, denn der Besitz des Schlachtfeldes, welches Belgien ist, und die Erhaltung oder das Aufhören (la suppression) der belgischen Unabhängigkeit enthält die Lösung dieser Frage.‘

Hieran kann man noch eine Erklärung des französischen Deputierten Jules Roche schließen, die kürzlich gefallen ist. Er sagte: ‚Das künftige Belgien wird nicht mehr neutral sein; es muß eine Million Soldaten stellen, die dem französischen Oberkommando unterstehen werden. Sollte das belgische Parlament sich weigern, so werden Frankreich und England die Kosten auf sich nehmen.‘“

Jetzt, schließt die Zuschrift an die „D. Tagesztg.“, weiß der deutsche Michel, was die Glocke geschlagen hat. — Der deutsche Michel sollte es wohl wissen, — wenn er sich aber die Zipfelmütze über beide Langohren zieht?

*

Eine zeitgemäße Erinnerung

„Entschieden zurückgewiesen werden muß die oft ausgesprochene Behauptung, daß die Haltung des deutschen Volkes während des Burenkrieges die Schuld an der Gestaltung unserer Beziehungen zu England trage. Der Unwille über Englands damaliges Vorgehen hat sich bei allen Nationen, jedenfalls bei allen größeren, in ähnlicher, zum Teil noch lebhafterer Weise geäußert. In Frankreich sind in der Faschodazeit und später unverantwortliche Kundgebungen, die England als den zu bekämpfenden Feind hinstellten, häufiger und heftiger laut geworden als je in Deutschland. Die Leitung des Deutschen Reichs hat sich zudem mehr auf die Seite Englands als auf die der Buren gestellt. Wiederholt hat die britische Politik versucht, Deutschland gegen Rußland zu gebrauchen, das ja durch zwei Menschenalter als der gefährlichste Feind britischer Weltstellung galt. Solange Bismarck das Reich lenkte, konnten solche Bemühungen keinen Erfolg haben, aber später, in der ersten Hälfte der neunziger Jahre und während des Boxeraufstandes, hat es doch Zeiten gegeben, in denen sie der englischen Staatsleitung nicht ganz aussichtslos erschienen. Erst als der in diesem Sinne geschlossene deutsch-englische Mandschurei-Vertrag von 1900 versagte, setzte Eduard VII. Japan an die Stelle Deutschlands. Er ist es dann auch gewesen, der der englischen Politik eine entschlossen antideutsche Richtung gegeben hat. Daran kann heute nicht mehr gezweifelt werden. Er hat diese Richtung auch so festgelegt, daß sie nicht leicht geändert werden kann. Die Diplomatie mag Grund haben, das in Abrede zu stellen; die Tatsache besteht gleichwohl. Auch können private Friedens- und Vertrauenskundgebungen, mögen sie noch so ehrlich gemeint sein, die Lage nicht umgestalten.“

So zu lesen in Dietrich Schaefers „Weltgeschichte der Neuzeit“ (6. Aufl., Band 2, S. 388), geschrieben im Jahre 1911.

*

Klare Sicht und frische Brise

fordert Georg Bernhard. „Unklarheit und Verschwommenheit ist das Gefährlichste, was es in der Politik überhaupt geben kann. Die schummerige Dämmerung mag für das glückliche Dahinträumen verliebter Leute just die rechte Stimmung abgeben. Für Taten ist klare Sicht und frische Brise notwendig. Die Kundgebungen, die der Kaiser zum 1. August an das Heer und das Volk und an die Heimarbeiter erlassen hat, stammten aus reiner und klarer Luft. Sie werden in ihrer zweifelsfreien und sieghaften Zuversicht die rechte Wirkung auch auf unsere Feinde ausgeübt haben. Aber wünschenswert wäre es, daß in diesem Ton auch dann gesprochen wird, wenn es sich um Dinge handelt, die zwischen uns selbst innerhalb der Grenzpfähle des Reiches erörtert werden. Doch da trägt man sich sofort anders. Da sucht man zu überbrücken. Nicht, indem man erklärt und sich nach reinigendem Wortstreit burgfriedlich die Hand reicht, sondern indem man verwischt und, wo immer auch sich Meinungen regen, mit der bezeichnenden Geste des Schweigens die Hand an den Mund legt. So wirbt man nicht Einigkeit. Das tut man nur mit tapferem Einsetzen der eigenen Persönlichkeit. Wir wünschten, unsere leitenden Personen träten offener selbst auf den Plan. Sie schleuderten ihre Ideen ins Volk, stellten sie zur Debatte und griffen selbst in diese ein. Wir wissen, daß der Krieg, namentlich dieser Krieg, der den Existenzkampf für unser Volk bedeutet, Vorsicht und Behutsamkeit fordert. Die notwendigen Grenzen der Aussprache müssen daher gewahrt bleiben. Aber es fragt sich doch, ob wir diese Grenzen nicht viel zu eng ziehen. Ängstlich lauschen wir hinaus in die feindlichen Lande und fangen besorgt — allzu besorgt — jedes Echo ab, das bei den Feinden unser Streit daheim erweckt. Es ist zweifellos, daß manches, was in den letzten Monaten bei uns vorgegangen ist, in den Herzen unserer Feinde Freude und Hoffnung erweckt hat. Sollen wir das unter allen Umständen hindern? Im Gegenteil, wir können unter Umständen davon Nutzen ziehen. In kurzer Zeit schon werden unsere Gegner merken, daß ihre Hoffnungen eitel waren, daß sie sich wesentlich auf unzulängliche Kenntnisse der deutschen Verhältnisse stützten. Um so tiefer wird dann ihre Entmutigung werden.“

*

Gegen die Abbläser!

Die Regierung, schreibt die „Rheinisch-Westfälische Zeitung“, wird bei allen Verhandlungen mit auswärtigen Mächten einen Trumpf in der Hand haben, wenn sie auf einen starken Volkswillen daheim hinweisen kann, den Krieg fortzusetzen. Die Kriegsbegeisterung ist beim Friedenshandel ein preistreibendes Element. Deshalb hat der Kriegszielwahnsinn in Frankreich und England doch Methode. Man schreibt hohe Preise hinaus, wie ein Viehverkäufer; man will Elsaß-Lothringen wieder haben; die Belgier sollen entschädigt werden und einen Teil von Rheinland bekommen. England will nach wie vor den preußischen Militarismus, worunter die deutsche Macht und Ehre zu verstehen ist, vernichten. Regierungen und Journalisten wissen klar, daß sie dieses Kriegsziel nicht erreichen. Aber wenn man beim Handel etwas vorschlägt, so bekommt man immer etwas. Sollten wir wirklich so töricht sein und von oben her dem Volke einimpfen, daß wir weniger verlangen sollen? Flaumachen bedeutet: aufreizen zu Klagen; aber gerade Klagen können wir nicht gebrauchen. Was immer die Regierung tut: sie muß und wird das reine Gewissen haben, daß sie ihre Kriegsziele und ihre Friedensbedingungen im letzten Augenblick in Übereinklang bringt mit ihrer Macht. Und hat sie dies reine Gewissen tatsächlich, dann wird sie auch in der Lage sein, es späterhin dem Volke klarzumachen. Aber es wäre ja beispiellos ungeschickt, von der Hei-

mat her vorher einen künstlichen Druck auf ihre Friedensunterhändler auszuüben zu lassen. Diese Überlegung wird sich verstärken, wenn man bedenkt, welche Wirkung ein Flaumachen gerade in den nationalsten Kreisen ausbreiten muß. Wenn Kriegsziele aufgestellt werden, welche die nationalen Kreise enttäuschen, so wird es gerade in diesen Trägern des Krieges und des Staates eine dumpfe Stimmung erzeugen, eine Abneigung gegen den Krieg, einen Unwillen, ihn fortzusetzen, der zu einer Katastrophe führen kann. Brechen die Träger, bricht der Bau. Wenn z. B. nach englischen Blättern man als Hauptkriegsziel die Befreiung der Polen und den Abschluß eines günstigen Handelsvertrages mit einem neuen Königreich Polen einstellen würde (!), so würde wohl niemand mehr sein, der diesen Krieg nicht verwünschte. Aus diesem Grunde muß sich das deutsche Volk entschieden gegen jedes Abblasen der Begeisterung und der Opferfreudigkeit wenden.

*

Die Schlinge

Heinrich Friedjung, der bekannte österreichische Historiker und Politiker, leuchtet in der „Voss. Ztg." in die Dunkelkammer der Vorgeschichte des Krieges hinein:

„Daß man in Berlin vom Kriegsausbruche überrascht wurde, geht aus der Tatsache hervor, daß die in fremden Häfen befindlichen Handelsschiffe nicht mehr zurückberufen werden konnten; sogar die Kriegsschiffe ‚Göben' und ‚Breslau' konnten sich nur mit Mühe in den Bosporus retten. Wäre alles zum Zuschlagen bereit gewesen, so hätte man doch eine Warnung ergehen lassen. Der Verfasser dieses Aufsatzes ist nach seiner ganzen Denkrichtung nicht geneigt, dies der deutschen Diplomatie zum Lobe zuzurechnen: eine etwas größere Neigung zur Eröffnung der Feindseligkeiten war zu verzeihen, wenn dabei zwei Millionen Tonnen Schiffsinhalt zu retten gewesen wären. Hier ist auch der Grund zu suchen, weshalb England eine ganze Woche bis zum 4. August es im dunkeln ließ, ob es sich Deutschland mit den Waffen entgegenwerfen werde. Ein längeres Drohen würde die deutschen Handelsschiffe gewarnt haben. Indem die britische Regierung sich den Anschein gab, sie hoffe noch vermitteln zu können, wiegte sie die deutsche Schiffahrt in eine gewisse Sicherheit. Im geeigneten Augenblick wurde die Schlinge zugezogen."

*

Die Kriegsziele auf dem Dreifuß

Unsere neutrale Staatskunst hat nicht ohne Geschick im kleinen für ihre Befrager die Sprache der pythischen alten Orakelsprüche erneuert, die so eingerichtet waren, daß man sie hinterher, je nachdem es so oder so ausging, voreilig nach seinen Wünschen verstanden haben konnte. Hat das eine Weile bei den auswärtigen Neutralen auch deren Hoffnungen begünstigt, so geht es allmählich doch auch mit ihrem Beifall zu Ende. So hebt die „Züricher Post" vom 14. Juli hervor, daß damit dem baldigen Frieden keineswegs gedient werde, den die bedrängten Schweizer mehr und mehr um jeden Preis, gleichviel wie er ausfallen möge, ersehnen müssen, ähnlich wie übrigens Belgier und andere auch. Ich füge als nebensächlicher hinzu, daß in deutschen Angelegenheiten und Zuständen das genannte Züricher Blatt im allgemeinen durch die vom „Berliner Tageblatt" gefärbten Gläser sieht, das ja auch vor — und gerade vor — dem Kriege so vorzugsweise die ausländischen und feindlichen Meinungsbildungen, die uns jetzt nicht verwundern dürfen, beeinflußt hat. Die „Züricher Post" schreibt:

„Zu wenig scheint bei diesen Erörterungen in Deutschland die Wirkung der Unklarheit, die über die Ziele der deutschen Regierung und namentlich über ihr Verhältnis zu den einzelnen Forderungen der nationalistischen Interessenten unleugbar doch besteht, auf die öffentliche Meinung der Ententestaaten beachtet zu werden. Nur der Mangel an eindeutigen Erklärungen der deutschen Reichsregierung ermöglichte es beispielsweise, daß die jüngste

Veröffentlichung des Fürsten Bülow über die deutsche Politik und sein Ausblick auf die Zukunft von der französischen Presse als offene Zustimmung zu den Kriegsziel-forderungen der Alldeutschen angesprochen wird, daß der ‚Temps' schreiben konnte: ‚Annexionen, wieder Annexionen, immer Annexionen — das ist also die These Herrn von Bülows, die gleiche, immer die gleiche wie die der Bethmann, Burian, Tisza'; daß der ‚Matin' behauptete, Bülow sei mit seinem neuesten Buch auf die Seite der Annexionisten getreten, deren Anschauungen die der großen Mehrheit des deutschen Volkes seien, während die Darlegungen Bethmann Hollwegs nur heuchlerische Manöver seien, um das Ausland irrezuführen und zu spalten." (Eine überaus vielsagende, lehrreiche Bemühung des feindlichen „Matin", sich unseren leitenden Staatsmann zu erklären. H.) „So leitet jede irgendwie bemerkenswerte Äußerung, die als Bekenntnis zum nationalistischen Programm ausgelegt werden kann, und die nicht durch Gegenäußerungen der Regierung entkräftet wird, immer neues Wasser auf die Mühle der Jusqu'auboutisten, die ihre zum Teil geradezu phantastischen Kriegsziele nur dann einigermaßen zu erreichen hoffen dürfen, wenn sie imstande sind, den Bevölkerungen durch den täglichen Hinweis auf die schreckliche deutsche Gefahr die Fortsetzung des Krieges als unbedingte Pflicht der Verteidigung von Vaterland, Freiheit und Recht hinzustellen. Auch die Regierungen der Vierverbandsstaaten können durch den Mangel an solchen eindeutigen Erklärungen der deutschen Regierung nicht eben in ihrer Neigung bestärkt werden, nun selbst der Erörterung der Friedensbedingungen näherzutreten." H.

*

Auch ein Dokument

Unter der Überschrift: „Angriffe auf den deutschen Kanzler. Der Name wurde auf die schwarze Liste eingetragen" läßt sich die „Times" von ihrem Mitarbeiter aus Amsterdam wörtlich folgendes melden:

„Die Angriffe auf Herrn von Bethmann Hollweg halten trotz hysterischer Ermahnungen zur Einigkeit, die in ausgedehntem Maße durch die Presse verbreitet werden, an. Obgleich der Streit um Kriegsfragen sich scheinbar dreht, weiß jeder einzelne, daß des Kanzlers Persönlichkeit den wahren Mittelpunkt des Sturmes bildet.

Die Konservativen bemühen sich, seine Stellung unmöglich zu machen. Sein Name ist, wie Herr Emil Zimmermann feststellt, ‚durch die Schwarze Hand auf die schwarze Liste gesetzt worden'. Die Konservativen geben vor, daß er ihres Erachtens in bezug auf Kriegsfragen zu schwankend sei. Sie rügen, daß es unerläßlich sei, die Ziele, für die Deutschland kämpfe, klar festzulegen, damit unter dem Volke das Vertrauen auf den Sieg, das Durchhalten, der Mut und der Wille zu kämpfen erhalten bleibe. Die Folgerung hieraus ist die, daß Herr von Bethmann Hollweg die ‚Moral' der Nation untergrabe, durch seine Weigerung, diese unerläßlichen Definitionen zu unterstützen."

Das ist alles, was die „Times" Nr. 41229 auf Seite 5 vom 26. Juli 1916 ihren Lesern über diese Angelegenheit berichtet.

Was sie verschweigt, wissen wir — — — aber die Schriftleitung des anerkannt raffiniert geleiteten britischen Blattes hält es für angebracht, den Engländern sonst nichts — — — zu sagen — — —!

F. v. K.

*

Berliner Untergrundbahn-Stimmung

Nicht aus der „holden" Friedenszeit, — aus dem Beginn unseres dritten Kriegsjahres stammt die folgende Schilderung der liberalen „Berliner Volkszeitung", der man „Sittlichkeitsfexerei" nicht wird nachsagen können:

„Wer mit einem der letzten Züge von Friedrichsstraße und dem Leipziger Platz nach dem Westen fährt, hat oft Gelegenheit, dort ein Bild sich entwickeln zu sehen, auf das die Bezeichnung paßt, die der Polizeipräsident von Charlottenburg dem Treiben in gewissen

Kaffeehäusern gegeben hat. Auch in der Untergrundbahn und deren Bahnhöfen herrscht oft ein schamloses Treiben. Es entwickeln sich dort Szenen, die es jedem zur Unmöglichkeit machen, mit seiner Frau, Mutter, Schwester oder Tochter die Untergrundbahn zu benutzen. Dämchen von der Sorte, die nicht säen und nicht ernten, aber doch ernährt werden, allerdings nicht vom himmlischen Vater, geben sich und ihren übermodernen Putz zum besten und spielen nicht nur ohne Gage mit, sondern sie geben eine Fortsetzung dessen, was sie bis 1 Uhr in den Nachtlokalen und Luxusrestaurants, Bars und dergleichen getrieben haben. Die Intensität des Alkoholgenusses erzeugt die Stimmungen, die schon keine Stimmungen mehr sind. Es wird gejohlt und geschrien, gesungen und randaliert, und es fehlt nicht viel, so führen die Betreffenden auf dem Bahnhof ein Schiebetänzchen auf. Wir wollen ganz schweigen von den Verhandlungen merkantiler Natur, die dort angeknüpft und geführt werden ...

*

Kriegsziele eines Arbeiterabgeordneten

Nach der „Essener Volkszeitung" hat der bekannte Arbeiterabgeordnete Giesberts, Mitglied der Zentrumspartei, in einer am 29. Juli in Essen gehaltenen Rede gesagt:

„Wir werden uns auf keinen Fall mit dem begnügen, was wir vor dem Kriege besaßen. Wir müssen uns diejenigen Stützpunkte sichern, die uns für alle Zeiten vor einem Überfall wie dem diesmaligen schützen. Wir werden Belgien nicht wieder zum Vorort Englands werden lassen."

*

Wandlungen der preußischen Polen

Die „Ostmark" wendet sich gegen die Meinung, als sei bei den preußischen Polen eine deutschfreundliche Strömung im Wachsen. „Solange der Staat im Kriege siegreich ist, der Feind nicht im Lande steht, ist die Loyalität einer sonst in Opposition zum Staate stehenden fremdnationalen Bevölkerung selbstverständlich; es sei denn, daß sie sich durch eine unerträgliche Bedrückung und Ausbeutung, wie sie den Iren durch die Engländer seit vielen Jahrhunderten widerfahren ist, zum Widerstande hinreißen lasse. Da die Lage der Polen im Deutschen Reiche so ganz anders ist, da sie vom preußischen Staate mit wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Wohltaten überhäuft worden sind und sich einer angesichts der deutschnationalen Grundlage des Staates verhältnismäßig weitgehenden nationalen Bewegungsfreiheit erfreuen, so ist es wirklich nicht als ein besonderes Verdienst zu betrachten, daß sie sich vor selbstmörderischen Streichen gehütet haben. Dagegen ist das Verhalten der polnischen Presse, auf das wir bereits mehrfach hingewiesen haben, und namentlich auch der offiziellen polnischen Fraktionen um so bemerkenswerter. Es sei nur an die Ablehnung der Mittel für das Posener Hindenburg-Museum durch die Fraktion der polnischen Stadtverordneten erinnert, eine Herausforderung des deutschen Nationalgefühls, die um so auffälliger wirkt, als der große Feldherr, dem die Polen die wohlverdiente Ehrung verweigerten, doch auch ihre Fluren vor russischer Verwüstung bewahrt hat. Oder haben die Herren einen russischen Einfall vielleicht gar nicht so sehr gefürchtet, haben sie erwartet, daß die Truppen des Zaren als Freunde und slawische Brüder zu ihnen gekommen wären? Sehr bezeichnend war es auch, daß die Polen im Reichstage, als einzige Partei außer der Sozialdemokratie, für die Haftentlassung des wegen Hochverrats festgenommenen Abgeordneten Liebknecht stimmten. Natürlich allein aus Besorgnis um die Freiheit der Abgeordneten; merkwürdig bleibt nur, daß die anderen Parteien, auch die liberalen und demokratischen, in dieser Verhaftung keinerlei Gefährdung der Freiheit der Abgeordneten erblicken konnten. Berechtigtes Aufsehen erregte schließlich das kühle Schweigen der Polen gegenüber der Rede des Reichskanzlers vom 5. April, die ihnen doch wahrlich weit entgegenkam. Die Polen

schlugen in die dargebotene Hand nicht ein, zum Zeichen, daß sie nicht daran denken, sich realpolitisch nach der deutschen Seite hin zu orientieren. Sonst hätten sie doch die Erklärungen des Reichskanzlers mit heller Freude begrüßen müssen. Dieses Verhalten ist natürlich in einer Zeit hochgespannten deutschen Nationalgefühls viel zu befremdlich für das deutsche Volk und darum bedenklich für die Polen, um nicht den Widerspruch einzelner klügerer polnischer Politiker zu finden. So ist es denn kein Wunder, wenn in der polnischen Presse seit vielen Monaten die alten, aus Friedenszeiten her bekannten Gegensätze von neuem aufgebrochen sind und heftig erörtert werden. Darum aber von Wachsen deutschfreundlicher Strömungen unter den preußischen Polen zu reden, ist nicht angängig."

*

Deutschtum für unsere (!) Zeit

Die Halbmonatsschrift „Der Vortrupp" bringt einen Aufsatz „Lehrgänge für Kriegsgefangene" mit Vorschlägen über die Art, wie wir die Anwesenheit zahlreicher feindlicher Gefangener in unserem Vaterlande „ausnutzen" sollen.

„Wir haben weit über eine Million feindlicher Gefangener. Die lernen zwar auch schon heute in den Gefangenenlagern manches Gute vom deutschen Wesen kennen, was sie so kaum geahnt haben werden: die deutsche Ordnung, die ihnen gute Nahrung und ausreichende Bequemlichkeit sichert, die deutsche Güte, die ihnen manche kleine Freude und manchen kleinen Schmuck des Lebens schenkt. Aber damit ist nicht die einzige, nie wiederkehrende Gelegenheit ausgenutzt, die wir jetzt in Händen haben. Unter unseren Gefangenen aus allen Ländern des Vierverbandes sind Zehntausende der Besten, der Hochgebildeten jener Länder. Denen wollen wir jetzt zeigen, was Deutschland (und Österreich-Ungarn) als Kulturländer wirklich sind.

Man schaffe Lehrgänge für Kriegsgefangene. Man suche unter ihnen die heraus, die die Träger der besten Bildung sind: Lehrer, Künstler, große Landwirte und Fabrikanten, Kaufleute, gute Arbeiter und andere mehr. Die vereinige man, vielleicht in Gruppen bis zu 50, unter Führung deutscher Offiziere und Unteroffiziere, — möglichst solcher, die im Zivilberuf Fachgenossen der Gefangenen sind; natürlich müssen sie deren Sprache sprechen. Und dann zeige man ihnen unser Land und unser Volk. Man lasse den Engländer die gründliche Gewissenhaftigkeit unserer Gerichte sehen, auch des Reichsgerichtes, und die Redefreiheit unserer Parlamente. Man zeige dem Franzosen, was deutsches Theater sein kann, und dem Russen, was deutsche Musik. Dem gefangenen Katholiken weise man ein Hochamt im Kölner Dom, dem Protestanten den gedankentiefen Ernst eines norddeutschen Pfarrers. Man lasse die Gefangenen zuhören bei den Unterrichtsstunden in unseren Schulen und bei Vorträgen in unseren Hochschulen. Man zeige ihnen allen Münchens ‚Englischen Garten' und Dresdens Elbterrasse und Hamburgs Alster. Und es wäre wahrlich kein Grund zu sehen, warum man sie nicht einmal oder des öfteren die Gastlichkeit einer deutschen Familie sollte genießen lassen, einer Familie, die weit genug sieht, um zu erkennen, daß der Eindruck eines solchen Sonntags oder Abends, der unvergeßlichen Oase in der Öde der Gefangenschaft, aus den feindlichen Gästen für ihr ganzes Leben Künder deutschen Wesens und deutscher Herzlichkeit machen kann. Wären dann aber die Teilnehmer an einem solchen Lehrgange zurückgekehrt in das Gefangenen-Lager — nach drei Wochen vielleicht oder nach einem Monat — und hätten sie, mit den Sinnen, die geschärft waren durch lange Einförmigkeit, in sich aufgenommen, was deutsches Wesen in der Wirklichkeit der Dinge ist — dann sollten noch theoretische Belehrungen folgen: über deutsche Verfassung etwa, damit der Aberglaube ausgerottet werde, den z. B. viele gebildete Engländer tatsächlich haben, unser Vaterland sei ein absolutistisch regiertes Land."

Nun warte ich nur darauf, wie Engländer und Franzosen diesen Erguß als Ausfluß — gemeinster deutscher Heuchelei hinstellen wer-

den. Uns aber kann es nach allem kaum noch wundern, wenn eine Zeitschrift, die ausdrücklich „für das Deutschtum unserer Zeit" zu wirken behauptet, als unsere wichtigste Aufgabe erkennt, die „nie wiederkehrende Gelegenheit" auszunutzen, unsere Feinde möglichst stark gegen uns zu machen. Vergessen ist nur, daß für die Herren gefangenen Offiziere besondere Lehrkurse im Generalstab und an der Kriegsakademie eingerichtet werden. Die Gelegenheit dazu kehrt niemals so günstig wieder. St.

*

Eine Reutermeldung

Das Reuterbureau verbreitet aus London die vielsagende Mitteilung, daß die Kriegsversicherungsprämien für Frachtdampfer auf fast allen Routen von 3 auf 1 % herabgesetzt worden sind.

Wer hätte bei der zuversichtlichen Erklärung der deutschen Regierung vom 4. Februar 1915, welche wie noch selten eine Kundgebung im deutschen Volke freudigen Widerhall fand, gedacht, daß 16 Monate später die Folgen des U-Bootkrieges so erfreulich für — England wären? Dr. F. E. S.

*

Die realen Garantien

Es zerbrechen sich so viele Leute ihren Kopf über die „realen Garantien", die der Herr Reichskanzler von unsern Gegnern, insbesondere von England, fordern wird. Sollten diese Garantien nicht in den Plänen des Herrn Reichskanzlers verankert sein? Nach all dem Rätselraten und den verschiedensten Deutungen wäre es vielleicht ein weniger vergebliches Bemühen, die „realen Garantien" als durch den Wunsch des leitenden Staatsmannes gegebene vorauszusetzen.

*

Tschechische Offiziere als Kriegsgefangene in Rußland

Erst nach dem Kriege wird die unwürdige Behandlung, die sich deutsche, österreichische und ungarische Offiziere und Mannschaften als Gefangene in Rußland gefallen lassen mußten, des näheren festgestellt werden. Was gelegentlich darüber bekannt wird, übertrifft die schlimmsten Befürchtungen und steht in schroffem Widerspruch zu dem angenehmen Leben, das die russischen Offiziere als Gefangene in Deutschland und Österreich-Ungarn führen. Die kriegsgefangenen Offiziere deutschen Stammes haben in Rußland noch mit verräterischen Kameraden zu rechnen. Ein Bericht kriegsgefangener österreichischer Offiziere aus Rußland an einen Zweigverein vom Roten Kreuz in T. (Österreich) erhebt darüber folgende Klage: „Mit sehr vielen unserer slawischen Offiziere haben wir sehr traurige Erfahrungen gemacht. In Petersburg erscheint eine tschechische Zeitung, in der sehr viele tschechische Offiziere einander suchen. In ihr erschien auch ein Artikel eines slawischen Offiziers, der darin sein Bedauern ausdrückt, daß die Tschechen wegen uns deutschen Spitzeln ihre Liebe zu Rußland nicht öffentlich zeigen können. In Barnaul war ein tschechischer Offizier, der seine Freude über den Fall von Przemysl ganz öffentlich kundgab. Die Namen dieser Ehrenmänner wurden von uns möglichst festgehalten."

Diese tschechischen Offiziere verdienen das Schicksal des österreichischen Reichstagsabgeordneten Dr. Battisti, der bei Kriegsbeginn nach Italien flüchtete, in das italienische Heer eintrat, gegen Österreich kämpfte, gefangengenommen und als Hochverräter hingerichtet wurde. Tschechische Offiziere, die sich nicht scheuen, als Gefangene in Rußland die Einnahme von Przemysl als einen Sieg zu feiern, werden ohne Zweifel auch bereit gewesen sein, soweit sie es vermochten, der russischen Heeresleitung Spionendienste zu leisten. P. D.

*

Die überneutrale Zeitung

In der „Neuen Zürcher Zeitung" kann jeder, der etwas gegen Deutschland auf dem Herzen hat, zu Worte kommen. Von dieser, aus offenbar tief empfundener Neutralität geübten Gastfreiheit macht denn

auch eine Reihe englischer und italienischer Journalisten seit Jahr und Tag fleißig Gebrauch. Die französischen haben diesen Ausflug auf deutschsprachlichen Boden nicht nötig, da die Westschweizer Blätter für alles Erforderliche sorgen und Wert darauf legen, in der Art, wie sie die Neutralität üben, ohne Konkurrenz zu sein, auch von keinem streng französischen Journalisten übertroffen zu werden. Wir Deutschen haben ja im Verlaufe dieses Krieges in unseren Vorstellungen von dem, was die Welt unter Neutralität versteht, reichlich umgelernt, und wir nehmen es auch schon als unabänderliche Tatsache hin, daß die „Neue Zürcher Zeitung“ das Gefäß ist, in dem unter neutralem Schilde der feindliche Journalismus seine Angriffe gegen unser Vaterland sammelt, um bei der Verbreitung des Blattes in Deutschland auf diese Weise im Lande des Feindes selbst ausgiebig zu Worte zu kommen. Nun, wir ertragen auch diese Neutralität in dem Bewußtsein, daß der Kampf schließlich nicht durch Worte, auch nicht durch die „Neue Zürcher Zeitung“ entschieden wird, sondern durch die Taten an der Front.

Jetzt aber hat die „Neue Zürcher Zeitung“ ihre Art Neutralität doch noch um einen bemerkenswerten Schritt weiterentwickelt. In ihrer Ausgabe vom 6. Juli, 1. Mittagsblatt, veröffentlicht sie auf der ersten Seite eine Zuschrift des britischen Generalkonsulats Zürich über — „Deutschen Fleischmangel und die neuesten Fleischkarten und -marken in Deutschland“. Das ist immerhin ein Novum. Der britische Generalkonsul in Zürich, der Beamte der britischen Regierung, kommt in der „Neuen Zürcher Zeitung“ auf der ersten Seite zu Wort, nicht etwa um seine Regierung oder sein Land gegen irgendwelche Angriffe oder unrichtige Meldungen in Schutz zu nehmen, wogegen gewiß nichts einzuwenden wäre, auch nicht um die Leser des Blattes über Zustände im britischen Reiche aufzuklären, sondern um die deutschen amtlichen Fleischkarten und Fleischmarken nach ihrem Aussehen, Aufdruck, ihrer Gültigkeit und Verwendung vorzuführen. Man erstaunt einigermaßen. Hat die „Neue Zürcher Zeitung“ es versäumt, ihre Leser über diesen innerdeutschen Vorgang zu unterrichten, so war der gegebene Weg, daß sie entweder aus ihrer Redaktion heraus das Versäumte nachholte, oder ihren Berliner Korrespondenten darüber schreiben ließ, oder sich um Auskunft an das deutsche Konsulat wandte, oder schließlich einen schreibkundigen Deutschen darüber zu Worte kommen ließ. Seit wann ist aber der britische Generalkonsul zuständig, um die Leser der „Neuen Zürcher Zeitung“ über die deutsche Fleischkarte aufzuklären? Was würde das Blatt dazu sagen, wenn das deutsche Generalkonsulat an ihm mitzuarbeiten wünschte mit einer Darstellung etwa der irischen Revolte oder der Zustände in Indien? Und das sind doch immerhin Dinge, die der Aufhellung viel mehr bedürfen, als die vor aller Welt offen daliegende und niemals verheimlichte deutsche Fleischkarte nebst dazugehöriger Fleischknappheit. Wenn man aber nicht glauben will, daß die „Neue Zürcher Zeitung“ mit dem Artikel des britischen Generalkonsulats eine eigene Unterlassung ausgleichen wollte, so muß die Frage sich aufdrängen: Was oder welche Beziehungen zwingen etwa das Blatt zur Annahme dieser auffallenden Mitarbeit? Waltet hier auch noch reine, unbeirrte — nur uns Deutschen unverständlich bleibende — „Neutralität“, oder ist diese über das Normale hinausgehende Überneutralität eine Erscheinung, die schon aus anderen auf das Blatt einwirkenden Einflüssen erklärt werden muß? M. Sch.

*

Liebedienerei noch im Weltkriege

Die „Süddeutschen Monatshefte“ nageln fest:

„In den ‚Münchener Neuesten Nachrichten‘ war am 6. Mai zu lesen unter ‚Lokales‘:

‚Die Fürstin von Pleß traf als Schwester mit einem Lazarettzug, in dem sie seit acht Monaten tätig ist, hier ein und reiste zur Erholung nach Garmisch.‘

Das klingt harmlos und selbstverständlich. Ist es aber durchaus nicht. Erstens ist es für die Öffentlichkeit ganz gleichgültig, ob eine Fürstin Pleß in einem Lazarettzug pflegt — man braucht das nicht in Hof- und Personalnachrichten zu bringen —, die Fürstin Pleß ist in diesem Falle, selbst wenn sie ‚Schwester Daisy' heißt, nichts anderes und nicht mehr, als Schwester Anna oder Schwester Elisabeth. Von denen steht keine Notiz in Hof- und Personalnachrichten. Zweitens entspricht die Notiz nicht den Tatsachen. Fürstin Pleß war nicht seit acht Monaten in dem erwähnten Lazarettzug als Schwester tätig. Sie war seit Weihnachten in Partenkirchen in der Pension Gibson und lebte dort durchaus nicht das arbeits- und entsagungsreiche Leben einer Schwester, sondern als Fürstin Pleß. Sie hat jetzt eine einzige Fahrt als Schwester Daisy in dem besprochenen Lazarettzug D III des Geheimrates v. Friedländer-Fuld mitgemacht, allerdings — und dadurch unterscheidet sie sich von Schwester Anna und Schwester Elisabeth — in einem eigenen, ihr zu persönlichem Gebrauch zur Verfügung stehenden Wagen 9, der dadurch den Verwundeten entzogen wird, und in Begleitung ihrer Kammerjungfer."

*

Moderne Schildbürger

Was würde man in Deutschland dazu sagen, wenn der Verband deutscher Eisfabriken erklären ließe, die natürliche Eisgewinnung in den Flüssen und Seen während des Winters schädige alle in der Eisindustrie tätigen Kreise, Arbeitgeber wie Arbeiter, und müsse daher im Interesse der nationalen Arbeit eingestellt werden? Jedermann würde lachen. Eine geistesähnliche Erklärung erließ unlängst der Verband deutscher Beleuchtungsgroßhändler gegen die dauernde Einführung der Sommerzeit auch nach dem Kriege mit der Versicherung: „Die künstliche Streckung des Tageslichtes muß allen in der Lichtindustrie tätigen Kreisen — dem Handel, Handwerk und der Industrie — großen Schaden zufügen."

Unmutig über die „künstliche Streckung des Tageslichtes" verlangt der Verband deutscher Beleuchtungsgroßhändler die Wiederbeseitigung der Sommerzeit nach dem Kriege. Es fehlten nur noch die Hinweise darauf, daß die Sonne keine Steuern zahlt, billiger arbeitet und unlauteren Wettbewerb treibt. Die modernen wirtschaftlichen Verbände mit ihren eifrigen Vertretern schießen nicht selten weit über die Wahrnehmung berechtigter Interessen hinaus. P. D.

*

„Siegesfeiern"

In der Zuschrift eines Kriegsfreiwilligen aus dem Felde (an den „Reichsboten") heißt es:

Drei Freunde drückten einander freudig die Hand: „Douaumont gefallen!" — „Kinder, das muß gefeiert werden! Geben wir dem Sieg die gebührende Weihe! Ein Hurra unseren tapferen Feldgrauen!" — Die drei verschwanden in der Tür eines Restaurants, aus dem die patriotischen Weisen einer Künstlerkapelle ertönten. Hoch fluteten die patriotischen Wogen. Kaum fand unser Kleeblatt noch ein freies Eckchen. Überall freudig erregte Menschen, die den „Grund zum Trinken" nach Gebühr ausnützten. „Und sie tranken immer noch eins", unsere drei nämlich, bis spät am Abend jeder schwankenden Schrittes seiner heimatlichen Klause zustrebte. Patriotische Leute!

Wenige Wochen später lag ich selber im Trommelfeuer vor Verdun. Da tauchten die Erlebnisse wieder vor meinem geistigen Auge auf. Wie unwürdig war doch die Siegesfeier unserer „Patrioten"! Welch himmelschreiender Gegensatz! Hier Ströme von Blut, das Wimmern und Stöhnen der Verwundeten, unbeerdigte Leichen im Lehmschlamm, der Hölle Schrecken und dort ausgelassenster Bierpatriotismus, schwankende Gestalten. Ekel packte mich. Mehr Würde bei unseren Siegesfeiern! Das ist mein heißer Wunsch.

*

Unbegreifliches

An einem Gymnasium, das vielen für das vornehmste Berlins gilt, wurde, wie die Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins erzählt, ein Knabe geprüft. Der prüfende Lehrer rügte als „schwere Fehler", daß der Junge und statt plus, Rechnungsart statt System sagte, sich überhaupt deutscher Ausdrücke an Stelle lateinischer bediente, und tat dabei den unsterblichen Ausspruch: „Wir können uns ja gar nicht verstehen, wenn du immer deutsche Ausdrücke gebrauchst."

Sollte es im Mai 1916 nicht an der Zeit sein, Lehrern, die sich mit deutschen Ausdrücken nicht verständigen können, klarzumachen, daß sie an deutschen Schulen nichts zu suchen haben?

2. Der „Tägl. Rundschau" wird aus Bad Salzbrunn geschrieben, daß dort am 28. Juni große Empörung unter den Kurgästen herrschte, da aus Anlaß des Geburtstages der Fürstin Pleß, die gebürtige Engländerin ist, auf verschiedenen Gebäuden englische Fahnen wehten, sogar auf dem Kurhaus „Schlesischer Hof", früher „Grand Hotel", in dem deutsche Offiziere wohnen.

Aha! Zur Umtaufe des „Grand Hotel" in einen „Schlesischen Hof" hat die deutsche Flut vom August 1914 gereicht, aber das Lakaientum aus der Seele dieser „Geschäftstüchtigen" herauszuspülen, hat es nicht vermocht. Lakaiengeist war es sicher auch, der auf dem Kurhaus flaggte. Wir können uns jedenfalls nicht denken, daß der Fürst Pleß, dem das Kurhaus Salzbrunn gehört, angeordnet hat, daß zum Geburtstag seiner Gattin die englische Flagge gehißt werde, weil seine Gattin Engländerin war, bevor sie die Fürstin Pleß wurde. Wir können es uns nicht denken, einmal, weil die Fürstin Pleß jetzt deutsche Staatsbürgerin ist, dann auch, weil ihr Gatte ja am besten wissen muß, daß eine geborene Engländerin für eine solche nur mit nationaler Würdelosigkeit vereinbarliche Liebedienerei höchste Verachtung hegen würde.

3. Im Jahresbericht über ihre verdienstvolle Tätigkeit berichtet die in Tientsin eingerichtete „Hilfsaktion für deutsche und österreichisch-ungarische Gefangene in Sibirien" über die unwürdigen Schwierigkeiten, die diesem Liebeswerke von den russischen Behörden gemacht wurden. Erst die Vermittlung des amerikanischen Gesandten in Petrograd — — wie, lese ich richtig? — ja, Seite 2, Zeile 11 dieses deutschen Berichtes über deutsche Kriegsarbeit steht Petrograd.

Väterchen wird sich freuen! Ja, die Balten haben Geschlechter hindurch ihre deutschen Ortsnamen durchgehalten. Die Deutschen in diesem Kriege? Väterchen verordnet: Petersburg heißt Petrograd — und die Deutschen beeilen sich, ihm ihre Ergebenheit zu beweisen. Wollen wir nicht schleunigst auch Mailand und Florenz beseitigen? Die Namen Milano und Firenze sind wenigstens alt! O, die Entente mag ruhig sein, mit solcher Knechtseligkeit errichtet man keine Weltherrschaft. K. St.

*

Die alte deutsche Narretei

Mehr als eine Erscheinung unseres öffentlichen Lebens läßt uns daran zweifeln, daß der Krieg bisher schon erzieherisch auf die Deutschen gewirkt habe. So halten es die Esperantisten für angebracht, ja für notwendig, eben jetzt für ihre „Weltsprache" die Werbetrommel zu rühren; sie verbreiten Aufrufe, in denen es heißt, daß „man" nun auch bei uns immer mehr die Notwendigkeit einer Weltsprache einsehe. Das kann natürlich nur Esperanto sein; denn England, Frankreich und Rußland haben den Gebrauch und Unterricht der deutschen Sprache verboten. Abgesehen von Rußland, wo besondere Verhältnisse vorliegen, ist der deutsche Sprachunterricht sowohl in Frankreich wie in England auf sehr kleine Kreise beschränkt gewesen, während bei uns stellenweise schon die Volksschüler wenigstens mit einer der beiden Sprachen im Unterricht beglückt — es heißt wohl richtiger: gequält wurden.

Das Bedürfnis nach einer Weltsprache wird sich nach dem Kriege ja wohl einstellen. Die französische Sprache, so dürfen wir

hoffen, muß ihren Anspruch darauf lassen, weil er nicht mehr begründet ist: weder durch die politische Machtstellung des Landes, noch durch seine kulturelle oder wirtschaftliche Bedeutung. Die Stelle des Französischen kann und wird das Deutsche einnehmen — wenn wir es nachdrücklich genug fordern. Kopfzahl und Leistungen der Deutschen lassen den Anspruch durchaus als berechtigt erscheinen. Wir wollen unsere Sprache gleichberechtigt sehen mit der englischen. (Über die Gestaltung des fremdsprachlichen Unterrichts an unseren höheren Schulen wird noch ein kräftiges Wort zu sagen sein.) Unsere Kaufleute und Techniker aber werden auch in Zukunft es für notwendig halten, die Sprache desjenigen Landes zu erlernen, in dem sie Geschäfte machen wollen. Das ist eine Frage der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit. Sobald jedoch Erörterungen angestellt werden, welche „Weltsprache“ jetzt notwendig sei, haben wir Deutschen ohne Ausnahme die Pflicht, für unsere Weltsprache einzutreten. Es ist eine Narretei, dem Esperanto auch nur eine Stunde zu widmen. Freilich, wenn wir ein „Weltvolk“ zu sein uns bemühen wollen, das nur, wie in der Vergangenheit, das eine Bestreben kennt, nicht anzustoßen, dann können wir trotz der militärischen Erfolge und heldenhaften Großtaten der Feldgrauen uns, wie der Berliner sagen würde, begraben lassen.

K. S.

*

Reinhardt macht alles

„Bühne und Welt“:

„Der Phrygier-König Midas erhielt von Dionysos die Gabe, alles, was er berührte, in Gold zu verwandeln. Eine ähnliche Gabe erhielt der Bühnen-König Reinhardt, der sinnigerweise eigentlich Goldmann heißt: alles, was er berührt, verwandelt sich in — Sensation. Das ist sein Segen, das ist sein Fluch. Reinhardt macht alles. Er reist in Schweden und wird mit seiner Truppe als Ereignis empfunden; er reist in Holland, und selbst der deutschfeindliche „Telegraaf“ lobt ihn. Er macht das nationale Festspiel in Breslau; er mietet den Zirkus und macht das katholische „Mirakel“. Er spielt mit raffinierten Bühnenkünsten Shakespeare; und als einmal das Gold knapp war, spielte er vor einfachsten Kulissen — — und es ward wieder eine Sensation.

Erkläre mir das Geheimnis dieser Aufmachung, Örindur! Weshalb ist jede Neuheit von Richard Strauß, sei es auch ein Pariser Ballett, und weshalb ist jede, selbst bestgemeinte Arbeit des rührigen Reinhardt sofort eine Sensation? Warum und woher weht um diese Männer — zu denen sich noch Hofmannsthals Mitarbeiterschaft gesellt — Sensationsduft?

Reinhardt macht alles. Er macht gegenwärtig Strindberg Es ist möglich, daß er sogar einmal einen deutschen Dichter entdecken und „machen“ wird, einen richtigen deutschen und deutschgesinnten Dichter ...

*

Geschäftswohltätigkeit

Geschäft und Wohltätigkeit nebeneinander im Gespann: kein unbekanntes Bild seit Beginn des Krieges; mehr oder weniger verkleidet und mehr oder weniger berechtigt. Schärferer Blick täte hierin aber not.

In einzelnen Provinzen und Ländern des Reiches sind „Kriegspatenschaften“ für Kinder geplant, die ihren Vater im Kriege verloren haben. Die Veranstalter sind — Banken, und zwar vor allem Versicherungsbanken. Den Anfang hat die vor kurzem gegründete Versicherungsbank der ostpreußischen Landschaft gemacht, also ein Institut mit gewissem amtlichen Charakter. Unter dem Aufruf stehen die Namen des Oberpräsidenten, der kommandierenden Generäle, des Landeshauptmanns, des Generallandschaftsdirektors u. a., und einflußreiche Kreise der Provinz setzen sich dafür ein.

Diese Patenschaft besteht darin, daß die „Paten“ für das Kind eine Versicherung abschließen in der Art der Aussteuer- oder Militärversicherung. Nach einem bestimmten Zeitraum, frühestens nach 15 Jahren seit Beginn der Prämienzahlung, wird dem „Patenkind“ die Versicherungssumme ausgehändigt werden. Der Gedanke einer Hilfe für diese

Kinder ist an sich gewiß hochlobenswert, wenn man auch bedauert, daß die so herzlich-warm klingende „Patenschaft“ nur in einer kalten Prämienzahlung ohne jedes persönliche Verhältnis besteht. Immerhin, alles ist recht und schön, was diese armen Kinder vor einem Leben in Not und Freudlosigkeit bewahren kann. Aber — was mag den Gedanken an diese Wohltätigkeit wohl eingegeben haben? Die Art der Veranstaltung gibt darüber Aufschluß. Ist darin der Gedanke der Hilfe grundlegend oder der Gedanke der Versicherung? Wäre es der Hilfsgedanke — hätte man dann nicht die Hilfe schon früher, jetzt gleich, einsetzen lassen? Denn jetzt ist sie am allernötigsten, jetzt oder mindestens in den Jahren, in denen die Waisen zu einem Beruf geführt werden sollen. Auf den Gedanken hätte man, wenn man von der Hilfe ausgegangen wäre, unfehlbar kommen müssen. Statt dessen läßt man die Kinder mindestens 15 Jahre ohne jede Hilfe und wirft ihnen dann 1000 ℳ in den Schoß, wenn es für die meisten zu spät sein wird, um sie zur Erreichung eines Berufs nutzbar zu machen. Und wer bürgt denn für die Entwickelung der Kinder? Soll ein nichtsnutziger Bube, eine verkommene Dirne die Spende der Wohltätigkeit erhalten, um sie womöglich in zwei bis drei Nächten durchzubringen? Ist nicht in jedem Falle, selbst bei gut entwickelten jungen Leuten, eine Gefahr darin, ihnen in dem unreifen Alter um 20 herum eine solche Summe so unverdient geradezu in den Schoß zu werfen? Sollte man sich, wenn man von der Hilfe ausging, das nicht überlegt haben? Es scheint aber, als ob der Gedanke der Versicherung grundlegend gewesen ist. Geschäftswohltätigkeit. Dr. E. K.

*

Feindliche Zeitungen in Deutschland

Seit Kriegsbeginn ist in England und Frankreich die Einfuhr deutscher Zeitungen verboten. In den Londoner Klubs wurden sogar die Münchener „Fliegenden Blätter“ als staatsgefährlich mit Beschlag belegt. Dagegen können englische und französische Zeitungen in Deutschland ungehindert verkauft werden, obwohl Zahlungen an Feindesland nicht gestattet sind. Immerhin mag man fortfahren, den Verkauf einzelner feindlicher Zeitungsnummern in Deutschland stillschweigend zu dulden. Unzulässig ist es aber, wenn dafür Reklame gemacht werden darf. So hat ein deutscher Buchhändler (nach dem „Dresdener Anzeiger“) Rundschreiben versendet, worin es heißt: „Ein guter Deutscher kann keinen Franzmann leiden, doch — er liest gern“ (!), und sich darin erboten, den Pariser „Matin“ für 35 ₰, den „Figaro“ für 55 ₰, den Londoner „Punch“ zu 1,30 ℳ zu liefern. Auch verheißt er besondere Vorteile bei Bestellung von 30 oder 60 Nummern. Ein derartiger Massenvertrieb mindestens ist mit dem deutschen Zahlungsverbot an Feindesland unvereinbar.

*

Gedenke, daß du ein Deutscher bist!

Gedenke der „Baralong“-Mörder!

Gedenke der „King Stephen“-Schurken!

Gedenke des Meuchelmords an unserem Weddigen!

Gedenke der öffentlichen Auspeitschung deutscher — kaiserlicher — Beamter in der Südsee!

Gedenke, daß deinem Kaiser von englischen Ministern englisches „Strafgericht“ angedroht ist!

Gedenke — Casements!

Gedenke, daß du von englischen Ministern zum Auswurf der Menschheit verurteilt bist!

Gedenke, daß kein Opfer zu groß sein kann für deine Freiheit, Würde, Wehrkraft!

Gedenke, daß du ein Deutscher bist!

Gr.

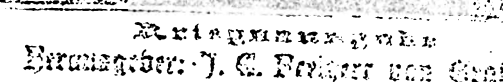
Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart



Kanal in Brabant

C. Jacquet

Beilage zum Türmer



XVIII. Jahrg. · Zweites Septemberheft 1916 · Heft 24

Der Geist von Skagerrak

Von Otto Haendler

[illegible] die deutsche Flagge auf jedem Haus,
[illegible] Deutsche wohnen, höher schlägt heut' das Herz
Des deutschen Volks: hat doch enthront den
Schänder des Meeres die deutsche Flotte!

Wem gilt der Dank? Dir, rächender Gott, der nicht
Geduldet hat, daß wüstes Piratentum
Ein friedlichfrommes Volk, dem heilig
Deine Gebote noch sind, vernichte.

Und euch, ihr Brüder, Sieger der Seeschlacht, euch!
Die Deutschlands Stolz und ewiger Ruhm ihr seid,
Euch Führern und getreuen Folgern — —
Helden, wie edlere nie die Welt sah ...

Und — Einen noch sucht schüchtern mein armes Lied,
Der nicht euch führen durfte — — und doch geführt,
Unsichtbar wie die sel'gen Geister ...
Sagt mir, wenn ihr es wißt: wo weilt er?



Kanal in Brabant — C. Jacquet



XVIII. Jahrg. Zweites Septemberheft 1916 Heft 24

Der Geist von Skagerrak

Von Otto Haendler

Hoch weht die deutsche Flagge auf jedem Haus,
Wo Deutsche wohnen, höher schlägt heut' das Herz
Des deutschen Volks: hat doch entthront den
Schänder des Meeres die deutsche Flotte!

Wem gilt der Dank? Dir, rächender Gott, der nicht
Geduldet hat, daß wüstes Piratentum
Ein friedlichfrommes Volk, dem heilig
Deine Gebote noch sind, vernichte.

Und euch, ihr Brüder, Sieger der Seeschlacht, euch!
Die Deutschlands Stolz und ewiger Ruhm ihr seid,
Euch Führern und getreuen Folgern — —
Helden, wie edlere nie die Welt sah ...

Und — Einen noch sucht schüchtern mein armes Lied,
Der nicht euch führen durfte — — und doch geführt,
Unsichtbar wie die sel'gen Geister ...
Sagt mir, wenn ihr es wißt: wo weilt er?

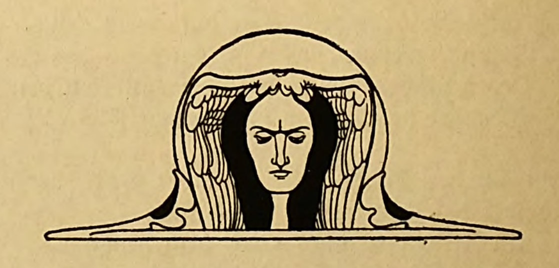
Im Schwarzwaldtal? Wo, fern von dem Lärm und Staub
Der Hauptstadt, früh er Frische dem siechen Leib
Erwandert, und ihm still gereift der
Kaisergedanke der deutschen Seemacht?

Nie kirrte ihn ein englisches Gleisnerwort,
Das Freundschaft allzu gläubigen „Vettern“ log,
Ihn schreckte auch kein freches Drohen,
Als sich entlarvt die Betrüger fanden.

In Hermanns Geiste rüstetest, unbeirrt,
Du fort, gewinnend Fürsten und Volk dem Werk;
Einhauchend deine starke Seele,
Tatmann, auch dem geringsten Manne — —

Wie Bismarck einst! — — Sie sagen ja, der sei tot.
Nein: wessen Werk noch, Erz überdauernd, steht,
Bei Gott! er starb nicht ganz! Du aber
Lebst — und sollst noch lange uns leben!

O kehr' uns wieder, deiner bedürfen wir
Auch heut', da wilde Wogen der Sturm noch wälzt:
Auf ragender Kommandobrücke
Hoffen die Besten dich bald zu sehen!



Unwägbarkeiten

Von Hans von Kahlenberg

Dies begegnet mir: Eine unsrer Freundinnen, eine Offizierswitwe, ist, nachdem ihr Mann bei St. Quentin gefallen war, genötigt gewesen, in Berlin ein Pensionat zu eröffnen. Sie hat alle Bekannten gebeten, ihr Gäste zuzusenden und ihr, im übrigen vortrefflich und vornehm geführtes Heim in ihren Kreisen zu empfehlen. Eine meiner Verwandten, auch Offiziersgattin, deren Mann im Felde ist, wünscht in Berlin einige Monate zuzubringen. Ich schlage ihr vor: „Gehe doch zu Frau v. S.!" — „Ach nein!" ist die spontane Antwort. „Siehst du, ich habe sie früher als Dame gekannt, sie verkehrten in unserem Hause. Nun soll ich an sie Geld zahlen; man könnte Ausstellungen machen wollen, Verstimmungen erleben. Das ist so unangenehm. Gegen eine Dame! Früher war sie doch eben nur Dame!"

Ganz recht. Und womöglich findet diese zweite Dame, meine Verwandte, sich noch höchst feinfühlig? Wer aber soll der Witwe, der Pensionsinhaberin, helfen, wenn nicht gerade ihre früheren Freunde und Bekannten? Ist nicht unser sogenanntes Taktgefühl manchmal und sehr häufig Trägheit, der Wunsch, etwaigen Unbequemlichkeiten aus dem Weg zu gehen? Zum Beispiel: ich kann keinen Schmerz sehen, und so viele Menschen haben Scheu vor der Berührung ihres Wehs, — deshalb lassen wir die Einsamen allein, wir lassen die Trauernden trauern. Ihre schwarzen Kleider könnten abstechen gegen unsre hellen, und vielleicht drücken sie Sorgen? Es ist so peinlich, von Geldknappheit etwa und ähnlichen peinlichen Dingen zu sprechen! Da sprechen wir lieber von Allgemeinheiten, vom Wetter oder vom Theater. Nicht einmal vom Krieg möchten wir den durch den Krieg Beraubten und Geschlagnen sprechen! Wir könnten an ungeheilte Wunden rühren! — — Wir sind empfindlich, wir wollen nicht nachdenken, Weg und Weise der Annäherung, der Linderung suchen. Man fürchtet, indiskret zu wirken. Deshalb ist man diskret, kaltherzig, lauwarm. Diskretion ist, wie Falstaffs Vorsicht, die Mutter der Tapferkeit, — oder ihres Gegenteils. Wir sind Gesellschaftsmenschen, sind Leute von Welt. Warmherzigkeit berührt proletarisch, sie ist eine Zierde zum Beispiel unserer Waschfrau oder der Köchin. Da unten, in niederen Regionen, weint man laut und schließt einander in die Arme, hilft auch handfest und sofort, hilft sich bei Kindern, mit Essen und Aufwaschen aus. — — Eigentlich ist es in ganz feinen Kreisen fast eine Schmach, vom Unglück betroffen zu sein. Man verschwindet damit, mit solchem Makel, wenn man guten Geschmack besitzt, aus den hellen, freundlichen und blumengeschmückten Räumen, — nun, wie man etwa im zerrißnen, wegbestaubten Kleid keinen Salon betritt! Sehr oft besitzen sie, diese gezeichneten und gefallenen Menschen, die früher zu uns gehörten, gar nicht mehr die Mittel, sich uns ebenbürtig zu kleiden, mit der nötigen Leichtherzigkeit und Freigebigkeit aufzutreten. Armen bietet man ein Almosen oder man steuert reichlich irgendeinem wohltätigen Zweck zu. Aber Hilfe inner-

halb der „Gesellschaft", des reservierten Bezirks, an unseresgleichen Unterstützung, Beistand — —?

Es gibt nämlich auch vornehme, wahrhaft taktvolle und gütige Hilfeleistung. Die müßte, wenn sie ganz gütig und ganz aristokratisch wäre, vielleicht sogar gänzlich unmerklich bleiben. Ein feines, schönes Gemeinsamkeitsgefühl schließt bei den besten Menschen die anderen, gerade die Entfernteren, Verlaufenen mit ein, — ein wenig vom Königssinn des guten Hirten! Und es müßte das höchste Glück für sie sein, die so glücklich sind, es ausdrücken zu dürfen, durch die Tat und im Wort. Denn trotz der unendlich vielen, vielzuvielen Worte, die gesprochen werden, gibt es doch noch Worte, die unausgesprochen bleiben. Ungesprochne Worte, die Kaltherzigkeit, die Hochmut oder ganz einfache Lässigkeit ersticken! Wer sich gewöhnt hat, seine eignen unnötigen, oberflächlichen oder gar verderblichen Reden abzuwägen, möge auch diese von ihm jeden Tag nicht gesprochnen, die unterlassenen, fortan mitzählen!

Man hat mich nach einem Aufsatz über die Kriegerwitwe (Türmer, Heft 9) verschiedentlich befragt, warum ein Vorurteil gegen die erwerbende Frau besteht. Sie ist „no lady", sagen die Engländer. Wenn ich dagegen einwandte, daß die Cousine oder die Schwester etwa von Lord P. mit 150 Pfund Sterling im Jahr eine unnütze und unwürdige Drohnenexistenz in unsauberen Fremdenpensionen der billigen südlichen Länder führt, wurde unweigerlich geantwortet: Ja, sie ist unangenehm, überflüssig, schlecht gekleidet und häßlich, Lord P. würde sich daheim ihrer genieren und ihr lieber gelegentlich hundert Pfund zahlen, damit sie im Ausland bleibt, — — aber sie ist doch eine Lady! Erzieherinnen, deutsche, hochgebildete, adelige Damen speisen in England niemals mit der Familie, sie essen allein oder mit den Kindern. Wer mein Geld nimmt, kann nicht mein Freund sein! sagt der Engländer und schließt damit ganze Gruppen gebildeter und guterzogener Leute, Ärzte, Advokaten, Lehrer, von der allerdings recht zweifelhaften Ehre oder Beglückung seiner Freundschaft aus. Er kann sich eben nicht vorstellen, daß einer für Entgelt mehr leistet als den absoluten, nackten, ausbedungenen Gegenwert. Wir in Deutschland wissen recht gut, daß schon das bescheidenste Mädchen für alles, daß unsere Aufwartefrau, eine Kinderfrau unsrer Kleinen uns unendlich viel mehr tun und helfen kann — in zahllosen Fällen geholfen und getan hat! — als wir ihr in Geld abzahlen können. Es ist ordinär, nicht dankbar sein zu wollen oder sein zu können. Brutal und stumpfsinnig ist's! Die Arbeit, jede ehrliche und treue Arbeit, körperliche oder geistige, ist eine so unendlich hohe und heilige Sache — die heiligste Angelegenheit wohl des Menschenlebens — daß sie mit Geld schlechterdings nie ausgewogen oder entlohnt werden kann! Es heißt sie entadeln, sie lediglich in Mark und Pfennig ausdrücken zu wollen. Ehrfurcht vor der Arbeit selbst, Freude in der Arbeit, die ihren Lohn in sich trägt, kennzeichnet die deutsche Art. Deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun, — in dem Wagnerwort liegt der Adelsbrief unserer Nation. Andere Völker, besonders die Engländer, können diese adelige Art so recht nicht begreifen, — sie sehen ihre Wirkung jetzt, die sicher kein Ergebnis des Drills ist. Sie suchen die Ursache im Drill, vielleicht werden sie uns den Drill sogar nachzuahmen versuchen, —

sie suchen auf falscher Fährte! Deutsch sein heißt ein Arbeiter sein — auch unentgeltlich, unter keinerlei Zwang würde der edle Deutsche, würde der König, der Dichter, der Edelmann und der Bauer, würde der Knecht, arbeiten. In diesem Sinn arbeitet die deutsche Frau, gehört sie der Arbeitsgemeinschaft mit an.

Wir wünschten indes durchaus nicht, daß die Volksgemeinschaft, daß der Mann sich etwa gewöhnte, in ihr nur die Arbeiterin zu sehen. „Diese ist doch ein nettes, liebes Mädchen", sage ich zu einem Freund, von dem ich weiß, daß er sich eine Existenz begründet hat und daß es ihn, um die dreißig, wie der alte Fontane sagt, nun „freiert". „Ja, aber sie ist Lehrerin! Eine Lehrerin heiratet man doch nicht! Sie hat ihren Beruf." — Hat sie ihn wirklich? Ich glaube es nicht ganz, und es wäre wünschenswert, daß die vielen — auch heiratsfähige junge Männer! —, die liebe, hübsche Mädchen verdienen, essen und vielleicht noch eine Mutter und Schwester mit ernähren sehen, — auch doch zuweilen über eine etwaige Unausgefülltheit der netten kleinen Maschinenschreiberin, der Kassenbeamtin, der Telephonistin oder der Sekretärin nachdächten. Das müßige Putzlieschen daheim, das die Blumen begießt und den Freier erwartet, dürfte ihnen kostspieliger zu stehen kommen als die tapfere junge Arbeiterin, die früh Pflichterfüllung und den Ernst des Lebens begreifen lernte.

Hieran anschließend, weil es auch in das Gebiet der diskreten und besonders dankenswerten Hilfeleistung fällt, — nicht gerade der landesüblichen durch Graupensuppe und Wollsocken! — möchte ich an verständige und wohlwollende Frauen die Mittel und Räume haben, um einen sogenannten „Salon" zu schaffen, dessen strahlender Mittelpunkt ja gewöhnlich die elegante, die geistreiche oder die kokette Gastgeberin ist, die Bitte richten, doch weitherziger und in ein wenig selbstloserer Weise als bisher diese Gärten und Festsäle der Jugend beiderlei Geschlechts zur Verfügung zu stellen. Auch wenn etwa die junge Dame nur Studentin, Musiklehrerin oder gar Angestellte sein sollte und der Herr nicht malt, nicht Tasten klopft oder keine Husarenuniform trägt! Es fehlt besonders der arbeitenden Jugend beiderlei Geschlechts in den gebildeten Ständen tatsächlich an Gelegenheit, einander auf anständige, harmlose und freundliche Weise kennen zu lernen. Ich könnte über dieses Kapitel von Männlein und Weiblein so viele Dokumente beibringen, daß sie allein einen Band füllen würden. Wir verlangen ja nun nicht gerade, daß unsere Aspasien und Egerien von dereinst jetzt mit einemmal Heiratsbureaus eröffnen, aber ein wenig dürfte der Gedanke an die gesunde Jugend und an ihre gesunden Bedürfnisse, die zugleich auch sehr dringende, vielleicht die dringendste Angelegenheit des Vaterlandes ist, die so erfinderischen und so exklusiven Hirne und — darf ich wagen zu sagen: die Herzen? — unserer Tonangebenden und Parkettgewaltigen beschäftigen.



Unsere Freunde — die Feinde

Von Erich Schlaikjer

Wenn der Streit um die Kriegsziele nur ein Kampf um Einzelheiten wäre, könnte man ihm mit ruhiger Gelassenheit gegenüberstehen. Die Gehirne unseres Volks waren in ihrer ungeheuren Mehrheit bis zum Ausbruch des Krieges mit innerpolitischen Fragen beschäftigt. Wir waren so wenig auf den Erwerb neuer Gebiete versessen, daß man mit keiner Großmacht so leicht in Frieden hätte leben können, wie mit uns. Wenn nun plötzlich die Frage der Gebietserweiterung auftaucht, ist es eine durchaus verständliche Sache, daß Meinungsverschiedenheiten entstehen. Nicht ein Wort brauchte man an diese Tatsache zu verschwenden, wenn nicht leider zugleich durch die ganze Erörterung etwas anderes so unendlich traurig hindurchschimmerte.

Über Einzelheiten kann man streiten, aber der Wille, die Zukunft unseres Volkes den Feinden gegenüber auf harte, festgehämmerte Tatsachen zu gründen, sollte allen gemeinsam sein. Wer jetzt noch an ein Auskommen mit England glaubt, ohne daß wir durch die veränderten Machtverhältnisse einen Druck und einen Zwang auf das Inselreich ausüben können — dem ist schlechterdings nicht zu helfen. Bei dem hapert es nicht mit dieser oder jener Einzelheit, sondern mit der Grundlage des Denkens, mit dem gesunden Willen zur nationalen Macht. Die ohnmächtige Bescheidenheit, die in dem Streit zutage getreten ist, macht ihn verhängnisvoll.

Worauf beruht diese Bescheidenheit? Wenn sie genauer untersucht wird, sieht man leicht, daß sie ein Gewebe darstellt, zu dem mancherlei Fäden verwendet worden sind. Die alte deutsche Hundedemut ist vielleicht der Grundstoff der Mischung, es kommt aber noch manches andere hinzu. Bei dem einen ist es das elende pazifistische Geschwätz von der Sicherung des kommenden Friedens durch möglichste „Schonung". Die angenehme Weisheit läuft schließlich darauf hinaus, daß der Frieden am allerbesten gewahrt werden würde, wenn man den Statusquo, wenn man also den objektiven Zustand wieder herstellte, der bereits einmal einen Weltkrieg hervorgerufen hat.

Ein anderer wieder träumt von einem zukünftigen Bündnis mit Frankreich, ohne zu überlegen, daß die schwindelköpfigen Franzosen am ehesten zur Ruhe kommen werden, wenn ihre Kriegspläne der realen Machtverteilung gegenüber aussichtslos geworden sind. Ein Dritter wieder sorgt sich, ob unsere politische Kunst auch reif sein werde, ein Land wie etwa Belgien zu verwalten. Zugegeben, daß diese Sorgen berechtigt sein können, sind es doch unter keinen Umständen Sorgen des Kriegsziels, sondern Sorgen des kommenden Friedens. Wir können uns in einer großen historischen Stunde über nationale Notwendigkeiten nicht hinwegsetzen, weil wir dieses oder jenes an unserer Bureaukratie anders zu haben wünschten. Erst sorgt, daß wir an Land bekommen, was unter nationalen Gesichtspunkten nötig ist, und dann strengt im Frieden Kopf und Herz an,

damit wir die rechte Verwaltung finden. Über Gebietserwerb kann nur jetzt und nur mit dem Schwert entschieden werden. Hier gilt die ganze Tragik des Wortes: Was du von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück. Lassen wir irgendein notwendiges Stück Land fahren, weil sich in der Zukunft vielleicht Verwaltungsschwierigkeiten ergeben könnten, gleichen wir Hans dem Träumer, der in eine fremde Zukunft hineinschaut und darüber in der Gegenwart stolpert. An und für sich ist der deutsche Traum ein großes Stück der deutschen Kultur und der deutschen Macht. In der äußeren Politik aber muß der wache Verstand aus der gegenwärtigen Lage heraus entscheiden und die Verwaltungsaufgaben mit rüstigem Vertrauen der Zukunft überlassen.

Auch antideutsche Erwägungen, bewußter oder triebhafter Natur, stecken in der verdammten Bescheidenheit, die uns augenblicklich lähmt. Gewisse abgebrühte Finanzcliquen fürchten die Erweiterung der deutschen Macht, weil sie den deutschen Idealismus fürchten. Es ist ihnen klar, daß die Verderbnis des roten Goldes am weitesten in Frankreich und England vorgeschritten war, und darum sollen diese lieben mammonistischen Staaten nach Kräften geschont werden. Diese kleinen, aber mächtigen Finanzcliquen wünschen zu erhalten, was sich dem Geist der Finanz am stärksten unterworfen hat. Im deutschen Schädel stecken allerhand Kulturbegriffe, die ihnen feindlich sind, und so sehen sie den deutschen Schädel am liebsten kräftig geduckt.

Wenn man überlegt, was alles in dieser peinlichen Zeitstimmung zusammentrifft, könnte man fast verzweifeln. So verschieden die Elemente sind, so verschieden müssen ja die Heilmittel sein, und wo in aller Welt sollten wir jetzt die Zeit hernehmen, diesen vielköpfigen Drachen totzuschlagen? Ich baue meine Zuversicht auf zwei Dinge: auf den gesunden Instinkt unseres Volkes, der zum Durchbruch kommen wird, wenn wir erst greifbare Einzelfragen mit konkreten Worten erörtern können, und auf den glücklicherweise dummen unbezähmbaren Haß der Feinde. Im besonderen der zuletzt genannte Faktor ist in ununterbrochener Tätigkeit und könnte weit zäher und ausdauernder von uns ausgenutzt werden. Unsere Schwachmatikusse mögen einen schwächlichen Frieden wollen; der Haß unserer Feinde wird das Spiel so lange fortsetzen, bis für uns als Sieger ein schwächlicher Friede der offenkundige Irrsinn wäre.

Im besonderen die englische Unverfrorenheit und ihre tief eingewurzelte Zähigkeit ist in diesem Zusammenhang von Wert. Kaum flammt im Westen die Offensive mit einigen unwesentlichen Teilerfolgen auf, geht auch schon das Vernichtungsgeschrei durch die englische Presse. Erschießen wir einen Franktireur, verlangen sie auch im kommenden Frieden unseren ewigen Ausschluß aus der Gemeinschaft der zivilisierten Völker — weniger kann es nicht tun. Außerdem sollen die Hohenzollern verjagt und der Kaiser als Verbrecher vor ein Gericht gestellt werden. Die Erschießung eines Franktireurs genügt, um mit Hamlet zu reden, daß sie die Bühne der Welt „in Tränen ertränken und das allgemeine Ohr mit grauser Rede erschüttern“. Was würden sie erst tun, wenn sie „das Stichwort und den Ruf zur Leidenschaft“ hätten, der unser Teil geworden ist? Sie werden so lange den Vernichtungsfrieden predigen, bis auch der blödeste Deutsche

von ihnen etwas anderes als die Vernichtung nicht erwarten kann. Auch wenn sie Friedensmöglichkeiten durchblicken lassen, werden diese Möglichkeiten so schamlos sein, daß unsere Kraft sich ganz von selber spannt. Sie werden fortfahren, in ihren Phantasien mit unserem Gebiet und unserem Volk so roh umzuspringen, daß auch der Schwachmut bei uns ihre wahre Natur erkennen muß. Ihr Haß wird so eisenhart sein, daß er auch uns hart machen wird, und damit verwandeln sie sich zum erstenmal aus Feinden in historische höchst notwendige Lehrer und Freunde. Ohne daß wir ihnen für ihr Privatissimum in Staatskunst auch nur einen Dank als Honorar schuldig wären.



Bismarcklied · Von Lic. Dr. Karl Graebert

(Singweise: Joachim Hans von Zieten . . .)

Vom Schicksal auserkoren,
Wardst du aus Reckenmark,
Fürst Bismarck, uns geboren,
An Kräften riesenstark.
Du konntest Deutschland lenken
Im Sturmgebraus der Welt,
Im Handeln und im Denken
Ein jeder Zoll ein Held.

Die Augen schossen Blitze,
Wenn du von Zorn entbrannt;
Du bist in Kampfeshitze
Als „Eiserner" bekannt.
Stampft'st du nur mit dem Fuße,
Dann zitterte die Welt,
Daß es gleich Donnergruße
In Feindesohren gellt'.

Du machtest nicht viel Worte
Und pflogst nicht lange Rat
Zu Deutschlands Schutz und Horte,
Du warst der Mann der Tat.
Den Feinden auf den Rücken
Ist deine Eisenfaust
Zum Schaden ihrer Tücken
Mit Wucht herabgesaust.

Das Reich hast du gegründet
Mit Eisen und mit Blut,
Der Eintracht Flamm' entzündet,
Zum Trutz der Feindesbrut.
Den Zwist hast du bezwungen
Mit weiser, starker Hand
Und Deutschland fest umschlungen
Mit ew'gem Einheitsband.

Du mußtest rastlos schaffen
Als Mann der strengen Pflicht
Zum Heil des Volks in Waffen, —
Ein Ruhen gab es nicht.
Doch innig konnt'st du lieben, —
Ein Ritter deutscher Art, —
Du hast es selbst geschrieben
Mit Worten tief und zart.

Du bist der Deutschen Führer,
Ihr Stolz und ihre Zier,
Des Kaisertumes Kürer,
Ein Schild uns und Panier.
Und fällt die Welt in Trümmer,
Daß alles flammt und bebt,
Dein Geist stirbt in uns nimmer,
Solang' ein Deutscher lebt.



Wirkungen

Von J. Spier (München), z. Zt. im Felde

Das Fleckerl

Am andern Tisch sitzt ein sehr eleganter Herr. Das linke Bein hat er über das Knie des rechten geschlagen. Man kann sehen, daß er auf der Sohle ein Fleckerl trägt. Ein aufgesetztes rundes Stückchen Leder ...

Auffällig macht es sich da breit ... Rund und erhaben. Mit feinen Stiftchen, die harmonisch nebeneinander eingeschlagen sind, prangt es auf der Sohle. Das Fleckerl ...

Der Herr ist wirklich gut angezogen. Sein Anzug ist tadellos nach neuester Mode. Er sitzt und liest und weist ostentativ den andren sein Fleckerl auf der Sohle.

Er fährt hoch. Grad ist ein Bekannter zu ihm getreten und hat ihn auf die Schulter getippt.

„Grüß Gott. Nehmen Sie's nicht übel, wenn ich Sie auf etwas aufmerksam mache ..."

„Was ist denn los? Was gibt's denn Wichtiges? Bitte, nehmen Sie doch Platz!"

Der Ankömmling setzt sich und sucht nach dem richtigen Wort ...

„Na, entschuldigen S', aber es ist mir eigentlich peinlich ...!"

„Ja, was ist denn? Reden S' doch ruhig, wenn Sie was auf dem Herzen haben!"

„Na also gut ... Also, na ... was ich sagen wollte ... Jawohl, also, vielleicht wissen Sie's gar nicht: auf Ihrer linken Sohle haben Sie ein Fleckerl ... Und Sie sitzen grad so, daß es jeder sehn kann. Ich denk' mir, Sie wissen's gar nicht. Ihre Schafferin hat's wahrscheinlich reparieren lassen, ohne daß Sie's gemerkt haben. Und es wird Ihnen doch recht sein, wenn man Sie darauf aufmerksam macht ... So was ist doch peinlich ..."

„Ich dank' Ihnen für die Aufmerksamkeit ... Aber Sie irren sich. Peinlich wär' mir so was vor dem Krieg gewesen. Da hätte ich keinen gesohlten Schuh getragen, und wenn Sie mir ein Goldstück für gegeben hätten ... Aber jetzt? Nein ... Da hab' ich Wichtigeres zu denken und zu tun ... Jetzt mach' ich mir eine Ehre draus, das Fleckerl drauf zu haben. Grad merken sollen die Leut', daß ich mir aus solchen Äußerlichkeiten nichts mehr mach', und daß es mir den Humor nicht mehr stört; nicht im geringsten ..."

„Na, erlauben Sie mal! Das find' ich aber komisch. So was, wie ein Fleckerl, paßt doch nicht in eine harmonische Auffassung von Lebenskultur, wie Sie die früher immer propagierten ... Grad deshalb hab' ich Sie ja aufmerksam gemacht, weil ich wußte, es kollidiert mit Ihren früheren Ansichten ...!"

„Ansichten haben sich im Krieg viele geändert ... Ich will Ihnen sogar noch etwas andres verraten ... Da schauen S' her ..."

Er hob den rechten Fuß etwas. Der andre prallte beinahe zurück ...

Auf der rechten Sohle starrte ein richtiges Loch im Leder ihm entgegen ...

„Sehen Sie, das ist noch schlimmer. Und trotzdem ... Ich lasse mir die Laune nicht verderben. Da kommt heut' noch ein größres Fleckerl drauf. Trotz England und Entente ...“

Der andre erhob sich ... Fast kühl ... „Entschuldigen S'. Aber da fällt mir ein, ich hab' ja eine Verabredung im Café Fürstenhof ... Empfehle mich ...“

„Adieu ... nein, nein ... ‚auf Wiedersehen!‘ wollte ich sagen ...“

Der andre ging. — „Ein komischer Kauz!“ sagte er zu sich ...

„Der ist fad geworden ...“, murmelte der Zurückgebliebene ... Und schlug das Bein, dessen Sohle ein Loch hatte, über das Knie des Beines, dessen Sohle ein Fleckerl trug ... Ein Fleckerl, ein Kriegsfleckerl ...

Die Gentin am See

Der See lag blank und ruhig wie ein Silberspiegel ...

Die Berge umfriedeten ihn mächtig und breit ... Der Himmel war wolkenlos und blau. Von ferne tönten Kirchenglocken und verhallten in den hohen Wänden, leise verklingend.

Die Amseln kämpften mit den Finken um die Vorherrschaft in einem schallenden Zwiegesang.

Die Menschen lauschten ergriffen von der Terrasse des Seehotels. Die frische Unberührtheit der Natur war noch nicht von dem Stadtpublikum, das bald aus den Eilzügen quellen würde, zerstört ...

Am offnen Fenster der Terrasse saßen einige Damen.

Kühl strich der zarte Seewind herüber und dämpfte die bald lästig steigende Hitze des Tages.

Süß und mild dufteten die Linden dazwischen und sandten die Wogen ihres Aromas über die Weite

. . . . . .

Eine führte das Wort am Tische.

Sie beherrschte die Unterhaltung, und ihre Stimme durchdrang die Ruhe des Morgens .

„... Nein, gewiß ... Velourhüte ... die große Mode ... ungeheuer originell ... Ich habe da einen gesehen ... Entzückend ... Ganz hellgrau ... Er wird einfach todschick zu meinem Taftkleid, dem braunen, sich machen ... Ja, wie es meinem Gemahl geht ...?? Oh ... der ist seit fünf Monaten wieder im Felde ... Ja, man kann doch nicht immer in dem Gedenken des Mannes sich alle Freuden versagen ... Soll ich mich denn einsperren...? Dies würde er selbst wohl nicht mögen ... Ich habe ihm geschrieben ... Ich würde an den See in die Sommerfrische gehen. Er wird doch zufrieden sein ... Ja, ja ... Der Krieg dauert auch lange ... Sehr lange ... Man muß doch etwas Anregung haben ... Gewiß. Man lernt hier entzückende Menschen kennen. Einige Seeoffiziere, wundervolle Männer, sind meine neueste Akquisition ...“

„... Würden Sie sich nicht mal wieder nach Ihrem Manne sehnen?"

Eine der Damen frug es.

„... Sehnen? Sehnen? Ja, gewiß. Warum nicht?? — Aber welchen Zweck hat das? ... Deshalb kommt er doch nicht früher ...!" Sie reckt sich. Ihr Haar war kunstvoll frisiert, als wenn sie zu einer Abendunterhaltung gehen wollte. Ihr Gesicht war mit einem braunen Anstrich versehen. Ihre Lippen waren rot gefärbt. Ein seidenes Jäckchen umspannte straff den Oberkörper und verriet so viel, wie die Besitzerin zu enthüllen beliebte.

„... Und wo steht Ihr Herr Gemahl?"

„Wo er steht? Vor Verdun natürlich ... Aber da fällt mir ein, ich habe ja noch einige Briefe von ihm zu beantworten ... Ja. Man ist so vergeßlich; man ist auch zu sehr beschäftigt ...!"

Die andren Damen schwiegen.

„Für heute mittag habe ich eine kleine Segelpartie mit den Herren verabredet. Dann wollen wir ins Café am Strande zum Konzert gehen ... Dann werden wir wohl noch eine kleine Bowle trinken. Beim Mondenschein. Man muß sich wirklich die Stunden vertreiben, damit man keine Langeweile empfindet. Die Herren sind hier aber auch zu nett. Die geben sich alle erdenkliche Mühe ..."

... Die Amseln schlugen noch immer hell und laut in die reiche Pracht des Sommervormittags ... Die Finken verstummten ... Allmählich füllten sich die sandigen Straßen draußen mit den Gästen des Sonntags, die See und Berge zu ihrem Ziele wählten.

Die Gentin lehnte sich zurück und überblickte zufrieden das Reich ihrer ersprießlichen Tätigkeit.

Dann erhob sie sich und wandte sich elegant und elastisch dem Hause zu ...

Jetzt laaft er!!

Da saßen ein paar Schulmädels in der Straßenbahn. Offenbar aus der Volksschule. Einfach, aber sauber und fidel. Sie hatten Rucksäcke und Taschen bei sich. Gefüllt mit allerlei guten Sachen. Denn sie wollten zum Klassenausflug.

Lustig schwatzten sie.

Die Mitfahrer freuten sich über die frischen Dinger. —

„Jetzt laaft er!!" schrie auf einmal die kleinste auf.

„Er" war der Milchkaffee, den sie sich, in eine Flasche verkorkt, im Rucksack verstaut hatte.

Richtig ... Der Milchkaffee lief aus. Der Stopfen hatte sich gelockert. Und die hellbraune Flüssigkeit rann dem Mädel den Rücken hinab, lief auf den Sitz, benäßte seine Kleider und durchtränkte den Rucksack samt Inhalt ...

Alle lachten. Das war ein feiner Spaß.

Ruhig, als wenn es zu Hause wäre, packte das Mädel den Rucksack aus, breitete seinen Reichtum vor allen Passagieren aus. Die blickten höchst interessiert dem zu.

Das Wurstbrot und die Käseschnitten wurden ganz harmlos den Nasen und Augen enthüllt und getrocknet.

Der Käse duftete gerade nicht nach Orchideenillusion.

In andren Zeiten hätte sich ein Widerspruch gegen die Verhäuslichung der öffentlichen Beförderungsinstitution erhoben.

So aber nahm alles Anteil an dem Wirken des Mädchens. Der Straßenbahnschaffner half mit verpacken und trocknen. Eine feine Dame sorgte höchst eigenhändig für die Verstauung der duftenden Käsestückchen.

Die Kleine plauderte inzwischen wie ein Fink.

„Ja, ja, der Vater, der ist im Krieg. Und die Frau Mutter, die Frau Mutter, die ist auf Tagelohn. Und da hab' ich mir alles selbst gerichtet. Und da ist es halt a bisserl schnell gangen. Aber des macht ja nix. Sö san ja so viel gut, liebe Frau ... So, so, jetzt hamer's glei ... So, jetzt is es schon wieder gericht ...! I dank' Ihne schön, und vergelt's Gott ..."

Sie packte den Rucksack wieder auf den Buckel, und dann stiegen sie aus.

Die feine Dame drückte dem kleinen, lieben Kerlchen noch etwas in die Hand. Man konnte nicht sehen, was es war. Aber die Kleine wurde rot vor Freude und sagte ganz eifrig: „Da wird sich aber die Frau Mutter freun!"

Dann mit einem Hupfer waren sie draußen, an der Haltestelle ...

Die Fahrgäste sprachen noch eine ganze Weile über die Mädchen. Es war, als wenn ein Zug gemeinsamer Liebe alle für eine kurze Weile eine ...

Ganz hinten in der Ecke saß einer. Der rümpfte die Nase. Zog einen Schmalzler ein. „Hier duft's aber zünfti", meinte er. Er öffnete die Tür und stellte sich auf die Plattform.

„Vor die Bamsen hast aber auch nirgends a Ruh ..."

Und dann steckte er sich nach hingebenden Vorbereitungen eine lange Virginia an ...



Unsere Tage · Von Christa Riesel-Lessenthin

Stolz gehn wir den mühsel'gen Weg der Pflicht,
Wie ihn die Not der Zeit uns wies, uns Frauen.
Ein Rasten gönnt uns unser Tagwerk nicht,
Kein sehnsuchtsvolles Vor- und Rückwärtsschauen.

Auch über meinem Tag, so lichtbeschienen
Er sonst mir lachte, wehn die Winde scharf.
Doch liebe ich ihn, der mit harten Mienen
In meinen Weg mir Mühn um Mühen warf. —
Mit wahrer Inbrunst ringe ich mit ihnen,
Um mir das Glück der Stunde zu verdienen,
In der ich stille von dir träumen darf.



Deutsche Scholle für unsere Tapferen!
Von Frank vom Rhein

Es liegt ein eigener Reiz auf einem Stückchen Erde, einem Heim, das man sein eigen nennen darf für Lebenszeit. Da wächst jeder Halm sich hinein in unser Herz, jeder Baum, jede Blume wurzelt nicht in ihrem Boden allein, sie alle senken ihre feinen Fasern tief hinein in Gemüt und Sinn ihres Herrn mit jedem neuen Zweige und jedem Blatt.

Ob Winterschnee die Erde deckt, ob der Sommer mit seiner Farbenpracht alle Schönheit der Natur vor uns hinzaubert, wir sind eins mit der Scholle, die uns zu eigen. Das Auge gleitet halb schützend, halb hoffend über die weiße Decke, die mit ihrer hehren Ruhe unsere Saat beschirmt, und das Herz schlägt hoch auf zur Zeit des Gedeihens, wenn wir blühen und reifen sehen, was wir dem Boden anvertraut, unserem Boden. „O Herr, wie sind deine Werke so groß und viel — und die Erde ist voll deiner Güte!“ —

Nie wird diese Empfindung so stark an das Menschenherz herantreten als auf eigenem Boden; sei es der Fleiß für die Nutzbarkeit, die ihn bepflanzt, sei es die Freude am ästhetischen Genießen von Blumenpracht und Schönheit, es bleibt immer das Gleiche — doppelter Genuß, wenn man sozusagen nur aus der Tür treten darf, um sich dessen bewußt zu werden.

Deutscher Boden, eigene Scholle, wie bist du berufen, ein Heimatgefühl zu geben so traut und fest, das kein Schicksal, keine Lebenswende dir je zu entreißen vermag! Und welch unerschütterliche Liebe zur Heimat prägt solch ein Stückchen eigene Welt hinein in junge Kinderherzen für Zeit und Leben . . . sie werden daran gebunden mit jeder Regung ihrer kleinen Seelen, unvergeßlich, bis ins Alter!

Woher anders mag es wohl kommen, daß nichts in den späteren Jahren uns so schön dünkt als das Heim der Eltern, wenn es ein bleibendes gewesen ist? Und daß der Eindruck aus dem Heim der Kinderjahre sich so unauslöschlich im Kindergemüt festsetzt? Da steht der Garten der Eltern im Gedächtnis eingegraben mit einer Schärfe durch Jahrzehnte hindurch bis ins Greisenalter. Man glaubt, noch jedes Beet einteilen, jede Pflanze wieder an den richtigen Platz hinsetzen zu können, wie es damals war — das aber gibt dann auch das Heimatbewußtsein, wie wir Deutsche es brauchen.

Keine Mietwohnung, und sei sie noch so schön und freundlich, vermag jemals das zu ersetzen, was die eigene Scholle gibt; kann je das beglückende Gefühl erregen, das ein Blick gewährt über das Stückchen eigenen Boden, und sei es auch noch so klein.

Darum ein Wort der Mahnung an jeden Deutschen in der Sache, die schon wiederholt angeregt worden ist, die aber allem Anschein nach noch nicht genügend den Weg in die Weite gefunden hat, um alle Herzen zu öffnen für den Gedanken —

unseren heimkehrenden Kriegern ein Heim zu erringen auf eigener Scholle als bleibenden Dank des Vaterlandes.

Wenn das geschieht, soweit die Möglichkeit und unsere Kräfte reichen, so wäre damit ein Kulturwerk geleistet, wie kein anderes Volk es dem deutschen nachtun könnte. Wir haben ja so vieles geleistet, womit wir unerreichbar von den anderen voranstehen, so laßt uns auch in dieser edelsten Kriegshilfe nicht versagen!

Wohl sind uns Grenzen gezogen zu diesem Vorhaben, aber was dazu getan werden kann, das sollte geschehen, und wir sollten mit voller Energie darangehen, diesen wunderschönen Gedanken zu verwirklichen. So manche Ecke liegt ungenützt, so mancher Acker würde nicht den Untergang seines Besitzers bedeuten, wenn er zu dieser Liebestat gestiftet würde, damit er einer Familie zum Heim werde, zum eigenen Heim auf deutschem Boden.

Wir, die wir jetzt leben, wir wissen, was sie für uns geleistet, und wir werden das Andenken daran auch hochhalten bei unseren Kindern und Enkeln. Aber wir sollen und müssen auch Sorge tragen, daß ihre Kinder und Enkel nicht mit Kummer und Sorge dermaleinst der Kriegesnot gedenken müssen, sondern mit derselben Liebe und vielleicht noch heißerer Verehrung am Vaterland, an deutscher Erde hängen, als ihre Väter es auf den Schlachtfeldern besiegelt haben — und dazu muß die Heimat helfen, indem sie, soweit sie es nur vermag, deutsche Kinderherzen verwachsen läßt mit der deutschen, eigenen Scholle! Noch so eng und noch so klein, wird sie ein anderes Zugehören zur Heimat erwecken, als ein Winkel in Mietskasernen, oft Kellerexistenz, wechselnd alle paar Monate, im besten Fall Jahre. Die in tausend Fällen kein anderes Bestreben in der Jugend heranzieht, als das Sehnen: hinaus, hinaus in Licht und Weite.

Sie haben im Felde draußen nun ein Jahr und darüber gelebt, wenn man so sagen darf, am Herzen der Natur, wie in grauer Vorzeit . . . in Luft und Wetter, in Sonne und in Gefahren ohne Zahl. Sie haben gelernt, mit ihrer Hände Werk sich ihr engbegrenztes Leben zu erleichtern und wohl auch zu verschönern nach Kräften und Möglichkeit, wie es dem deutschen Gemüt so nahe liegt — wie viele Tausende würden verkümmern, müßten sie bei ihrer Rückkehr in die engen, lichtlosen Verhältnisse beschränktesten Eingepferchtseins zurück! Tausende haben sich gewöhnt, an ihren kleinen Anpflanzungen Freude und bescheidenes Genügen zu finden und Interesse zu gewinnen an allem Feinen, Kleinen, das die Natur ihnen gezeigt. Immer wieder hört man sie klagen und trauern, wenn die feindlichen Angriffe ihnen ihre rührenden Freuden zerstören — ist es da nun nicht Pflicht der Heimat, ihnen ein Plätzchen in Licht und Sonne zu sichern, wo sie ihre Kinder erziehen können im engen Zusammengehören mit deutscher Erde?

Dazu spricht noch die Tatsache, daß unser Heer in seinem Vorwärtsstürmen den Feind überwältigt hat an allen Grenzen und riesige Strecken hin weit über dieselben hinausgedrungen ist. Damit hat es der deutschen Heimat große Gebiete errungen — mit seinem Blute errungen —, die edelster deutscher Tatkraft geweiht werden sollen!

Hier kann deutscher Arbeit ein Ziel eröffnet werden, das der Landflucht

ein kräftiges Halt gebietet und, zu deutschem Boden in deutscher Hand geworden, Tausenden ein warmes, trostvolles Ausruhen gewährt in treuem Schaffen nach der furchtbaren Zeit des schrecklichsten Krieges, den die Geschichte gesehen! Der sie fern gehalten von Eltern, Weib und Kind, von Haus und Heim ... jeder ein Held in schweigendem Sichfügen und Entbehren.

Salz und Brot auf eigenem Boden — was birgt das Leben Köstlicheres? Und das sollen sie finden auf den Feldern des eroberten Gebietes sowohl, von welchen nicht wenige die Kornkammer ihres bisherigen Landes genannt wurden, wie überall da, wo ein Fleckchen Eigentum ihrer Friedensarbeit Raum gibt, Wurzeln zu senken deutscher Heimatliebe, in treuem Festhalten — unlöslich und Segen verheißend.

Es sollte dieser Gedanke ein heißer Wunsch werden in jedem deutschen Herzen, so daß jeder einzelne, der in irgendwelcher Beziehung steht zu denjenigen, die deutschen Boden ihr eigen nennen, mit warmem Werben einen Bittgang antritt und mahnt — gebt, gebt! Tut das Eure dazu, daß nicht allein den Invaliden, sondern auch den Gesunden, soweit Beruf und Stand es zuläßt, nach der Rückkehr ein Heim gesichert wird, als sein Eigen. Um sich auf eigener Scholle zufrieden und heimisch zu fühlen, dazu sind nicht Rittergüter und Großanwesen erforderlich, ein kleines Häuschen, ein Stückchen Land genügen vollauf, zu verwachsen mit deutscher Erde, deren unverletzten Frieden jeder einzelne unserer herrlichen Truppen geschützt und behütet hat vor Zerstörung durch den Feind, vor Mord und Brand! Wahrlich, sie haben es verdient!

Es steht nicht in der Macht des Verfassers, so, wie er möchte, ein Zusammenwirken durch unser ganzes Deutschland ins Leben rufen zu können zu diesem Zwecke. Aber möchten doch Herren an berufener Stelle, denen es gegeben ist, Einfluß in weitestem Kreise zu üben, wie Bürgermeister, Geistliche, Landräte sich der Sache annehmen und die Anregung geben zu einer Sammlung, so riesenhaft, wie auch diese große Zeit sie noch nicht gesehen, so reich sie sich auch an Opferfreudigkeit gezeigt! Zu einer Sammlung, nicht an Geld, sondern an deutscher Erde! An Feld und Wiese, an Acker und Garten, um den Heimkehrenden darauf eine Stätte trauter, eigener Heimat zu gründen.

Hier laßt sie bauen, wie es ihnen ums Herz ist, sie haben ja praktisch gelernt, in schweren Zeiten, wie man mit wenig Mitteln und Material Wohnungen baut, die in vielen Fällen sogar über das bescheidenste Maß der Ansprüche hinausgehen. Die Freude am Schaffen für sich und die Ihren wird sie lehren, in diesen kleinen Wohnstätten für ihr ferneres Leben bleibende Denkmäler zu schaffen für das, was der Krieg sie gelehrt. Da mag sich dann ja jede „Eigenart“ entwickeln, die vielbesungene ... in schönerer, praktischerer und wertvollerer Art als manches zum Teil sinnlose Bauwerk, das Modegelüste des letzten Jahrzehntes verbrochen haben.

Die finanzielle Regelung ließe sich gewiß selbst da, wo man von einem Geschenk aus irgendeinem Grunde absehen muß — vielleicht, um das erhebende Gefühl des Errungenhabens zu fördern — mit leichter Mühe regeln durch minimale Abzahlungen, die keine Lasten auferlegen.

Möchten diese Worte doch Früchte tragen, möchten sie die Herzen aller derer gewinnen, die sich auf eigner Scholle wohl fühlen dürfen trotz aller Kriegesschrecken, damit Stein auf Stein zusammengetragen wird zu dem großen Werk für deutsche Heimstätten unserer Feldgrauen auf eigener deutscher Scholle!



Dorfabend

Von Börries, Freiherrn v. Münchhausen

Der alte Nebel umhing das alte Dorf,
Und tropfte von seiner Schindeln grünem Schorf.

Das Abendläuten schepperte fast wie Spott,
Doch auch im Klang der kleinen Glocke ist Gott.

Nun schwieg das Glöckchen, ein spitzer Regen fiel ein, —
Das alte Dorf war im alten Nebel allein. —

Im Bauernstalle schwankte stummen Geläuts
Der Tranlaterne riesiges Schattenkreuz.

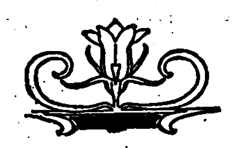
Die Kühe malmten, schaumig ins Melkfaß scholl
Der Strahl vom Euter, das über den Händen quoll.

Nun stellte die Magd den niedren Schemel zur Wand,
Im Heu der Raufe fegte sie Arm und Hand.

Und als der Knecht ihr griff um das Miederbund,
Gab sie ihm ruhevoll zum Kuß den Mund. —

Die Kühe malmten, unbeweglich stand
Der Stallaterne Schattenkreuz an der Wand,

Und droben rieselten über das Schindeldach
Rieselnde Tropfen rieselnden Tropfen nach ...





Gottes Walten in der Geschichte

Gibt sich durch die Zeiten und Räume des vielbewegten Erdenlebens ein zweckmäßig geleiteter Zusammenhang kund, der nicht auf bloßem Zufall, sondern auf einer Notwendigkeit ruht? Waltet im Plan, in den Taten menschlicher Freiheit eine höhere Macht, die mit Voraussicht die Bewegungen und Tatsachen leitet?

Diesen Ewigkeitsfragen geht im „Tag“ an der Hand der Geschichte und Philosophie Pfarrer P. Feja nach:

Wer die Geschichtsbücher des Livius gelesen hat, wird sich erinnern, wie oft er auf den ursächlichen Zusammenhang hinweist, in welchem die wahre Macht und Größe der römischen Republik zur allwaltenden Ehrfurcht gegen das Göttliche und zu dem alle Klassen und Verhältnisse durchdringenden sittlichen Ernst gestanden hätten, und wie zu dem allem seine Zeit, in der sich der eigentliche Verfall doch erst vorbereitete, in immer bedenklicher werdenden Gegensatz trete. Und schon lange vor dem Römer setzte der Vater der Geschichte, der fromme Herodot, eine allwaltende höhere Macht voraus, welche die ewigen Naturgesetze handhabe, die Grenzen hüte, die Menschliches und Göttliches trennen, das Maß der lohnenden und strafenden Gerechtigkeit verwalte. Aber diese Macht waltet hoch über den Häuptern der mit himmlischen Ämtern betrauten neidischen Götter, sie war vater- und mutterlos, ohne andere Kinder als ihre sichtbaren Wirkungen, unwiderstehlich gegenüber Schuldigen und Schuldlosen, und wo Schuld und Sühne nicht in Verbindung gebracht werden konnten, stand die antike Welt vor dieser Macht wie vor einem Rätsel.

Die Lösung des Rätsels brachte das Christentum, das von sich aus geltend machte, daß es bereits in den Anfängen der Menschheit angelegt worden sei, mithin selbst geschichtlichen Inhalt habe. In der Tat: wie das Evangelium die Vollendung der antiken Ahnungen und Prophezeiungen war, so erfüllte die christliche Weisheit die Gedankenbildung der erleuchteten Geister des Altertums, sie beantwortete die Fragen, die jene vergeblich versuchten, es erklärte das Wesen der Lebenshemmungen, die Ursache des Weltleides, löste das Rätsel des ungewöhnlichen Schicksals dahin, daß außer und über dem natürlichen Gange der Dinge eine höhere, nicht durch menschliche Klugheit und Vorsicht ersonnene Macht walte, die nicht nur leitet und schützt, sondern auch alles, was sich bewegt und wirkt, durch eine innere, einverleibte Kraft so zur Bewegung und Tätigkeit treibt, daß, obwohl sie die Wirksamkeit der Mittelursachen nicht hindert, ihnen doch zuvorkommt, da ihre geheimnisvolle Kraft jede Kreatur besonders berühre. „Er ist nicht fern von einem jeden aus uns, denn in ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir“, spricht der Apostel Paulus (Apostelgesch. 17, 27. 28), da er den Athenern den Gott verkündete, den sie, ohne ihn zu erkennen, verehrten. Im vorhergehenden Vers 26 hatte

er erstmalig das Wort ausgesprochen, das bis dahin noch nie über die Lippen eines Denkers gekommen war, das Wort „Menschheit". Diese beiden Aussprüche nebeneinandergestellt, ergeben den Text der christlichen Geschichtsphilosophie, deren Grundlinien Augustinus später in seinem oft mißverstandenen Gottesstaat so sicher gezeichnet hat, daß im 17. Jahrhundert Bossuet und im 19. Jahrhundert Fr. Schlegel an sie anknüpfen konnten.

Für die Frömmigkeit des Mittelalters war das Christentum selbstverständlich das Herz der unter dem Walten der Vorsehung stehenden Geschichte. Wenn diese selbst in der Zeit der Scholastiker nicht zur wissenschaftlichen Behandlung kam, so geschah das nicht deshalb, weil die scholastischen Prinzipien davon abgeraten hätten — ihr Realismus weist im Gegenteil auf die historische Betrachtung hin —, sondern aus Mangel an geschichtlicher Bildung. Erst die von idealen Prinzipien geleitete Gedankenbildung der wahren oder christlichen Renaissance verfolgte pietätvoll die Menschheitsgüter in die Generationen hinab und erweiterte durch Eröffnung immer neuer, besonders nationaler Perspektiven den Gesichtskreis. Als Hauptvertreter der philosophischen Geschichtsforschung jener Zeit muß der vom Papst Paul III. zum Kustos der vatikanischen Bibliothek bestellte Augustiner Steuchus Eugubinus († 1550) genannt werden, dessen ideengeschichtliche Arbeiten später Bossuet und Giambattista Vico fortführten. Bossuet († 1704) bezeichnet Ziel und Zweck der Ereignisse, beweist, wie alles von der Vorsehung nach ihren ewigen Absichten geleitet wird. Vico († 1743) untersuchte, ob nicht ein beständiges, notwendiges, mathematisches Gesetz den Gang der Dinge regele, und ob die Wiederkehr gewisser Wendepunkte zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern nicht notwendig und ebenso zu berechnen seien, wie die Veränderung der Sternenwelt. Er zeigte, wie die Geschichte das Werk der Vorsehung sei, ausgeführt durch die menschliche Freiheit. Gott ist ihr Baumeister, die Völker seine Werkführer; Gott bezeichnet die Richtung, läßt aber die Menschen schaffen, auch deren Egoismus und Leidenschaften müssen die Gesetze durchführen helfen. — Das Gegenstück zu dieser vom Geiste des Christentums durchwehten Geschichtsansicht ist der auf dem Boden der falschen oder heidnischen Renaissance gewachsene englische Deismus. Er erkennt das Dasein eines Weltschöpfers zwar an, leugnet aber dessen fortgesetzte Einwirkung auf die erschaffene Welt durch die göttlichen Mittel der Erhaltung, Mitwirkung und Vorsehung, verschrumpft also die Religion zum Vernunftglauben eines hinter Naturgesetzen versteckten Gottes und geht damit hinter das antike Heidentum zurück, das den Glauben an eine Vorsehung als Bruchstück alten Erbgutes besaß, und, weil es die Lücken und Widersprüche fühlte, mit denen dieser Besitz behaftet war, für deren Lösung vorbereitet wurde, welche die Wahrheit des Christentums brachte. — Überboten wurde der Deismus durch das allen historischen Interesses bare Wahngebilde der Aufklärung, dessen Erbschaft wiederum der Pantheismus antrat, dem die monistische Spekulation Spaliere baute, um daran ihre geschichtsphilosophischen Konstruktionen und intellektuellen Kultursysteme zu demonstrieren, deren Wirkungen heute noch nicht überwunden sind. Nach der gemeinsamen Lehre der pantheistischen Kulturphilosophen ist der Fortschritt das Gesetz und zugleich der Zweck der Geschichte, Fortschritt aber soll der unendliche, immer aufsteigende Weg zur Kultur sein. — Es würde zu weit führen, den ganzen dialektischen Entwicklungsprozeß dieser Anschauung darzulegen und deren Unhaltbarkeit an der Hand der empirischen Geschichte kritisch zu verfolgen, einige Fragen werden zu diesem Zweck genügen.

Was ist Kultur? Die Definition ist bei den Progressisten verschieden, darin aber gehen sie einig, daß Kultur die fortgesetzte Entwicklung durch unverdrossene Entbindung der Kräfte zum Zwecke unbegrenzter Verbesserung ist. Der Wertmesser für dieses Wachstum ist in der Energie, Intensität und Fülle zu suchen, nicht in der Richtung und Hinordnung. Also Leistung für den Prozeß, ohne sittlichen Endzweck.

Der tiefgrabende Rudolf Eucken läßt demgegenüber die Fragen unabweisbar erscheinen, wem schließlich die unsagbare Mühe und Arbeit zugute kommen und weshalb der Mensch

sich einer solchen Kultur willig unterordnen, ja ihr freudig Opfer bringen solle, die gar nicht mehr zu ihm zurückkehre, an seinem persönlichen Wohl und Wehe nicht den geringsten Anteil nehme. Zudem, so meint er, beweise ja auch die Erfahrung und Geschichte, daß keine Kultur auf sich selbst stehe, sondern vom Menschen abhänge. „Demnach bedeutet weder die Kultur ein bloßes Mittel für das menschliche Wohl, noch der Mensch ein bloßes Werkzeug eines freischwebenden Kulturprozesses. Vielmehr ist das Verhältnis so zu verstehen, daß in der Ausbildung der Kultur der Mensch nicht einem vorhandenen Stande nur dieses oder jenes hinzufügt, sondern daß er damit erst zu seinem echten Wesen gelangt, damit erst ein wahrhaftiges Wesen erreicht.“ („Geistige Strömungen der Gegenwart.“ 1916. S. 232 f.) — Ich füge hinzu: Aufgabe der Kultur ist es, den Menschen als sittliches Wesen zu fördern. Ein „echtes Wesen“ kann der Mensch nur durch Ausbildung seiner Kräfte und Anlagen werden. Diese Ausbildung ist aber nicht möglich ohne Unterordnung der subjektiven Freiheit unter eine objektive Gesetzmäßigkeit (das natürliche Sittengesetz). Es ist die Kultur also wesentlich nicht bloß an des Menschen Tun und Handeln, sondern auch an die Selbstbeherrschung, ja vorzugsweise an diese, geknüpft. Da nun aber die Ausbildung des Menschen wesentlich in die Aufgaben der Geschichte fällt — er wird ja gemeiniglich als „Kulturträger“ bezeichnet —, so ist diese nach der Kulturseite hin nicht bloß Werden und Entwickeln, sondern, was die Progressisten nicht anerkennen wollen, sittliches Handeln und Wirken, durch das erst das Werden bedingt wird.

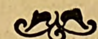
Ein System, das die Menschheit selbstwirkend emporklettern läßt, gibt nur die Tatsache seiner Existenz, nicht aber die Ursache der Bewegung an. Wer gab den Antrieb, wer erhält ihm die Kraft? „Potenz“ nennen die Progressisten das Prinzip der Entwicklung. Der Begriff bezeichnet ein Angelegtsein des Geschehens, eine reale Möglichkeit mit idealer Präexistenz. Hier müßte abermals erklärt werden, wer die Potenz gesetzt, ihr den ersten Bewegungsstoß gegeben hat. Dann ist der Schluß aber auch nicht abzuweisen, daß die Wirksamkeit der Potenz in der Unkultur und Barbarei begonnen habe und die Menschheit folgerichtig allmählich in einen Zustand der Zufriedenheit, der Freiheit von physischen und seelischen Leiden, des höchsten Glückes geführt werden müsse. Jeder Fortschritt fordert doch, wie das Denken, einen Abschluß, ein Ruheziel, und wenn der Fortschritt unabweislich ist, so muß der endliche Ausgang ihm günstig sein, dann aber sind alle von Vorwürfen und Ansprüchen frei, die durch Verbrechen oder Leiden instinktmäßig am Glück der Zukunft gearbeitet haben, dann wird Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, Tugend und Laster, Schwäche und Genie vom unbeugsamen Schicksal verschlungen. — Und nun noch eine Frage. Was unterliegt dem Fortschritt? Auch das Unabänderliche, das Absolute? Auch der Glaube, die Philosophie samt dem Progressismus? Auch die moralische Welt des Willens, die geheimnisvollen Weltgesetze, alle Wahrheit? Dies die hauptsächlichsten Konsequenzen der Auslieferung der Geschichte an die rein dynamische Kulturbewegung.

Hegel, der den Gedanken des intellektuellen Kultursystems auf die Spitze geführt hat, nennt die Weltgeschichte das Werden des vernünftigen Staates. Der Staat ist ihm das sittliche Universum, göttlicher Wille, der Gang Gottes durch die Welt, er ist sich Selbstzweck, Endzweck. Das Verhältnis der Individuen zum Staat ist somit das der absoluten Rechtlosigkeit, sie sind Akzidentien und Momente des objektiven Geistes. Infolge dieser Anschauung kam Hegel zu der Behauptung: „Das Wirkliche ist vernünftig und das Vernünftige ist wirklich.“ Also Legitimation zu jeder Tat, es kommt nur darauf an, welcher dialektische Moment als „vernünftig“ hingestellt wird. — Es fehlt nicht viel, und man könnte hier mit einem pessimistischen Anfluge sagen: Der Staat samt seiner Dienerin, der Geschichte, ist ein Ärgernis. Hegel hat sich wohl dagegen verwahrt, auch das zufällig Verkehrte und Schlechte als vernünftig ausgeben zu wollen, „aber“, so bemerkt H. Ahrens, „es ist dies eine Verwahrung, die ihm nur durch sein sittliches Gefühl aufgedrungen ist, da nach Hegels Prinzip eine Grenzlinie zwischen dem wahrhaft Wirklichen und dem sogenannten Zufällig- oder Scheinwirklichen gar nicht gefunden

werden kann“ („Rechtsphilosophie“, S. 114). Danach erübrigt es sich, die Schlußfolgerung mit Bezug auf die aktuellste Gegenwart zu ziehen. Es gibt überhaupt keinen Staat auf der Welt, der das Programm des dynamischen Progressismus durchgeführt hätte, denn wenn auch Frankreich und teilweise auch Rußland damit schwache Anfänge gemacht haben, so bleibt das Ende noch abzuwarten. Die Weltgeschichte läßt sich eben nicht in die scholastischen Formeln der Alleinstheorien einfangen. Das deutsche Volk jedenfalls hat die ehedem auch dem Gründer des Christentums nahegetretene Versuchung, aus Steinen Brot zu machen und dadurch seine Macht und Herrlichkeit zu bewähren, allenthalben durch den Hinweis darauf abgewiesen, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt, sondern vom Worte Gottes.

Hundert Jahre etwa sind es her, da Hegel seine abenteuerlichen dialektischen Fahrten machte. Mit welchem Erfolge für die schwärzeste Zeit des deutschen Volkes? „Die Philosophie Hegels“, sagt Stahl, „stand während der großen Katastrophe des Weltgeistes stumm und müßig; sie hatte kein Wort, zu belehren und zu ergreifen; kein Fähnlein zog und focht unter ihrer Devise, während der alte positive Glaube und die alte Treue gegen die positive geschichtliche Ordnung ihre Massen ins Feld schickte und den Kampf für die geistigen Güter, auch für Wissenschaft und Philosophie, von der sie so gering geschäßt worden, gegen die hereinbrechende Barbarei führte“ („Philosophie des Rechts“ II³, 1, S. XI). Und während Hegel stumm und müßig dastand, suchten die Vertreter der positiven Weltordnung — allen voran Joseph Görres — die Fülle der Zeit durch den Abstieg in die Tiefen der deutschen Geschichte, durch Ergründung der deutschen Volksseele, der Anima naturaliter christiana, zu erfassen und dadurch den von der wahren Renaissance gesponnenen, von der Aufklärung aber abgerissenen Faden weiterzuführen. Das deutsche Volk aber hat die Mühen bedankt, wenn sie ihm in der Folgezeit auch nicht immer sinnfällig waren. Nicht in Rechnung gestellte, aber in Wahrheit vorhandene Werte verlieren durch ihre Außerachtlassung nicht die Bedeutung.

Und heute? Statt Geschichtsmache ein treues Bekenntnis zur Tatsache, daß alle politischen Bewegungen vergangener Jahrzehnte die göttliche Gerechtigkeit nicht außer Wirksamkeit gesetzt haben, daß über den Erscheinungen unseres Daseins in seinen Divergenzen ein Plan waltet, daß Gott als absolut freie, über allen Gegensätzen stehende Persönlichkeit persönlich in die Geschichte des deutschen Volkes eingegangen ist, ihm die Bestimmung erhalten wird, die er ihm einst auf den Trümmern des morschen Römerreiches vor den westeuropäischen Romanen zugeteilt hat. „Helm ab zum Gebet!“ Dieser Befehl ist der angemessenste Ausdruck des rechten Verständnisses für die göttliche Providenz in der Geschichte.



Michel der Narr

Im Jahre 1843, also vor 73 Jahren, erschien im Verlag des „Literarischen Comptoirs“ in Zürich und Winterthur eine satirische Schrift mit Bildern unter dem Titel „Die wahrhaftige Geschichte vom deutschen Michel“. Das Büchlein ist längst in Vergessenheit geraten und auch wohl nur in wenigen großen Büchereien noch zu finden. Es schildert scherzhaft, aber oft tief ergreifend die Hilflosigkeit des deutschen Volkes, das stark genug war, um 1813 den verfahrenen europäischen Karren aus dem Dreck zu ziehen, aber zugleich so ungewandt und schüchtern, daß es sich nachher von seinen Vormündern — und die ganze Welt glaubt ja bis auf den heutigen Tag den Michel bevormunden zu müssen — ein halbes Jahrhundert hindurch alles gefallen ließ. In diesem Buche finden sich auf Seite 19 und 20 folgende Säße, die derjenige, der sich in unseren Tagen etwa über Michels Schüchternheit gegenüber seinen Vormündern ärgern sollte, recht langsam und womöglich laut lesen möge. Es wird ihm wohltun.

„Michel lebte nun geraume Zeit stille vor sich hin und gab sich aufrichtige Mühe, mager zu werden und sich in seinen Rock nach und nach einzuhungern; als er einstens zur frühen Morgenstunde, da er noch im tiefsten Schlafe lag, durch ein lautes Gezänke geweckt wurde. Er rieb sich die Augen, ging ans Fenster und sah, wie sein Nachbar, der Franzose, in großem Eifer einen Mann zur Türe hinauswarf. Diese Begebenheit machte einen ganz besonderen Eindruck auf Michel. Es zuckte ihm in den Fingern, und er nahm sich vor, gleichfalls die Geduld zu verlieren. Wenn er also allein im Zimmer war, so probierte er sich, zornig zu werden, schlug mit der geballten Faust auf den Tisch und trat vor den Spiegel und runzelte die Stirn.

Doch sehr bald vergingen ihm die schlechten Absichten, und er gedachte, es auf andere Weise anzufangen. Er warf sich also wieder, im vollen Eifer politischer Unschuld, auf die bekannte singende, schlingende, trinkende und in silbernen Bechern blinkende deutsche Vaterlandsliebe. Endlich trank er sich Courage in etlichen Kannen Münchner Bockbier, um mit Bescheidenheit vor seine Vormünder zu treten und sie zu bitten, daß er künftig über seine Angelegenheiten frei mit ihnen sprechen dürfe. Allein da trat sogleich ein sehr bedenklicher Umstand ein. Seit sich Michel zum ersten Male gegen sie vergangen, hatte er gar kein echt historisches und urkundlich verbrieftes Recht mehr, frei von der Leber weg zu reden. Gewissenhaft, wie er ist, dachte er also gründlich darüber nach, ob er seine Vormünder, ohne zu reden, anreden könne. Und erst, als ihm dies nach langer Überlegung kaum tunlich schien, redete er wirklich.

Die Vormünder hörten ihm anfangs mit Erstaunen zu und verwiesen ihm ernstlich seine Frechheit. Da ihn aber doch einer derselben bürgerfreundlich anlächelte, so hielt er dies für eine Aufmunterung; und weil nun Michel doch einmal seinen Bock im Kopfe hatte und davon profitieren wollte, so wurde er immer hitziger. Ein Wort gab das andere, und endlich vergaß er sich so weit, daß er ausrief: ‚Gebt ihr mir nicht, ihr Vormäuler, was mir gebührt, so — —‘. Bei diesem halb ausgesprochenen Satze, der ihm im höchsten Zorne entfuhr, hob er die Hände in die Höhe und hätte beinahe geschlagen. Aber schlug nicht, sondern er überlegte, was es für Folgen haben könne, wenn er schlüge, und was es für Folgen haben könne, wenn er nicht schlüge.“

Manches, bemerkt die „Ostdeutsche Rundschau“, in der sich diese Auffrischung findet, paßt auf unsere Zeit, und manches paßt auch nicht. In einem Punkte aber ist Michel noch immer der selbe geblieben. Er meint immer noch, er müsse, bevor er handelt, die Einwilligung seiner Vormünder einholen. Früher waren diese Vormünder nur in Europa; heute sucht er sie auch jenseits der Ozeane, und wenn er die Einwilligung aller Vormünder auf unserem Planeten schließlich eingeholt hat, dann wird er vermutlich versuchen, mit dem Mond Verbindung herzustellen, um sich die Genehmigung des Mondpräsidenten zu holen ...



Ein Sehender

Wieder ist es wie vor hundert Jahren, wo die Regierenden sich in der Lage vermeinten, dem „Volke“ Rechte bewilligen zu müssen, von denen sie wohl einsahen, daß sie die wirkliche, beglückende, fördernde Freiheit am wenigsten enthielten. Damals fehlte es ihnen an genügend eindringender Bildung, um zu erkennen, daß eine gesunde und wirkliche Freiheit sowohl in der Wiederanknüpfung an die geschichtlichen germanischen Überlieferungen gegeben sein würde, wie in dem Denken der Männer wie Stein und Kant, dessen Freiheitsbegründung durch den kategorischen Imperativ unbewußt nichts anderes war, als eine ideologische Umschreibung der alten Gemeinpflicht, Selbstregierung und freiheitlich hingebungsvollen Treue der Germanen. Es war zu umständlich, sich über der-

artige Erkenntnisse Vorträge halten zu lassen; die öffentliche Forderung war ja da, die nach französischen Konstitutionen zu rufen schien — schien, gemäß den Zeitungen und klubbistischen Agitationen, denn tatsächlich war dem Volk hieran sehr wenig gelegen, wie dann klar und einsichtig der Kampf der Schwaben für das gewachsene „alte Recht" gegen die Freiheitsbeglückung von oben mit schlechten Surrogaten erwies.

In unseren Tagen ist es überaus treffend, was als Rektor der Berliner Universität in einer Rede U. v. Wilamowitz-Möllendorff, der feinsinnige Kenner der griechischen Demokratien und Demagogien, in einem Blick auf die neuere und neueste Geschichte gesprochen hat, ausgehend von der Rhetorik im Allgemeinen und Politischen.

„Wo immer es auf Wahrheit und Sittlichkeit ankommt, wird die Rhetorik zur Sophistik und wirkt schlechthin verderblich. So vor allem in der Politik. Gerade da hat sich das Gift der trügerischen Phrase nur zu tief eingefressen. Wird nicht die blendende Unwahrheit von der französischen oder westmächtlichen Freiheit im Gegensatze zu unseren Zuständen überall nachgeschwatzt, nicht nur im Auslande? ... Die Schlagworte der großen Revolution haben gewiß einen Klang, an dem sich jedes unverdorbene Gemüt zunächst begeistern muß, aber die französische Geschichte zeigt, daß mit den Worten der Inhalt nicht gegeben wird. Als ob es Freiheit wäre, ungestraft dem Eigenwillen und Eigennutz auf Kosten anderer nachgehen zu dürfen, wo denn die Herrschaft bei denen steht, die es am besten verstehen. Auf Freiheit hat nur Anspruch, wer freiwillig das Rechte tut und sich selber in den Dienst des allgemeinen Besten stellt. Der deutsche Soldat leistet das Unerhörte, weil er ein freier Mann ist. Erzogen durch den Gehorsam, aber getragen von dem Gefühle der Kameradschaft, ist er sich bewußt, daß Macht und Ehre seines Landes und Volkes auch ihm gehört, wenn er selbst dafür schafft. Dies stolze Gefühl soll er auch im Frieden behalten und demgemäß auch Raum haben, sich zu betätigen. Die fremde Phrase soll ihm die Freude an dem Vaterlande nicht vergällen, aber die Furcht vor der Macht dieser Phrase auch nicht sein Wirken einschränken. Wir dürfen nicht vergessen, daß die schönen Worte, die vom Westen herübertönten, doch darum nach den Freiheitskriegen bei vielen guten Deutschen Glauben fanden, weil dem Volke Einheit und Macht des nationalen Staates versagt blieb, und weil die edlen Pläne der wahren Staatsmänner verworfen wurden, die sogleich auf dem gewachsenen Boden unserer Staatsgemeinschaft eine preußische Verfassung errichten wollten. Das hat zur Folge gehabt, daß später nur zu viel auf dem Papier konstruiertes Fremdes übernommen werden mußte, das immer noch unsere Aufgabe bleibt, mit deutschem Geiste zu beleben, auf daß sich unser ganzes Volk seiner Freiheit und Einheit in Eintracht erfreuen könne." H.



Bismarck für freies Wort

Fürst Bülow sagt in seiner während des Krieges veröffentlichten „Deutschen Politik": „Ängstliche Scheu vor der Kritik und längeres Ausschalten der Kritik haben noch immer und überall Schaden angerichtet."

Der vierte Kanzler, führt Max Lohan in der „Täglichen Rundschau" ergänzend aus, hätte sich herbei auf seinen großen Vorgänger berufen können. Seine Worte sind ganz aus Bismarcks Geiste gesprochen. Wir können heute für das wachsende Verlangen nach Wiederherstellung des Rechts auf freie Meinungsäußerung und Kritik keinen Besseren beanspruchen als Bismarck. Er hat die Notwendigkeit freier Kritik im Gegenwartsstaate stets anerkannt und selber Kritik mit vorbildlicher, rückhaltloser Entschiedenheit geübt. Sein abschließendes Bekenntnis hierüber hat er im Vermächtnis der „Gedanken und Erinnerungen" also ausgesprochen:

„Der Absolutismus wäre die ideale Verfassung für europäische Staatsgebilde, wenn der König und seine Beamten nicht Menschen blieben wie jeder andere, denen es nicht gegeben ist, mit übermenschlicher Sachkunde, Einsicht und Gerechtigkeit zu regieren. Die Monarchie und der idealste Monarch, wenn er nicht in seinem Idealismus gemeinschädlich werden soll, bedarf der Kritik, an deren Stacheln er sich zurechtfindet, wenn er den Weg zu verlieren Gefahr läuft."

Nach seiner Kanzlerschaft hat Bismarck von der verfassungsmäßig gewährleisteten Freiheit, seine Meinung zu sagen, einen so machtvoll gerechten Gebrauch gemacht, daß die damaligen regierenden Herren und ihre Handlanger in der Presse sich nicht anders als durch die Forderung zu wehren wußten, Bismarck solle still und stumm im Sachsenwalde ihre Sünden ertragen, obwohl diese die Kritik des Großmeisters deutscher Politik nur allzusehr herausforderten.

In einer Friedrichsruher Ansprache, am 23. Juni 1890, begründete Bismarck sein Recht der Kritik in folgender Weise:

„Für einen Mann, wie ich bin, ist es eine Pflicht, selbst an höchster Stelle seine Meinung frei heraus zu sagen. Und an dieser Stelle tritt eine solche Pflicht erst recht ein. Ein guter Minister soll nicht auf das Stirnrunzeln des Monarchen schauen, dem er dient, sondern er soll ihm frei seine Meinung sagen. Er hat ja dann bei gegenteiliger Entscheidung das Recht der Wahl, ob er sich fügen oder gehen will. Und wenn ich auch nicht mehr im Amte bin, so habe ich doch das Recht eines jeden Staatsbürgers behalten, frei seine Meinung herauszusagen. Ich kann mich nicht wie ein stummer Hund verhalten!"

Aber auch während seiner Kanzlerschaft hat Bismarck die Notwendigkeit der öffentlichen Kritik und der Preßfreiheit nachdrücklich betont. In dem im vorigen Bismarckjahre von Marck u. a. herausgegebenen „Erinnerungen an Bismarck" finden sich hierüber mehrere Äußerungen; so in den Aufzeichnungen des Friedrichsruher Hausarztes die folgenden Bemerkungen Bismarcks: „Er sei kein Absolutist. Jeder, der einige Jahre Minister gewesen, könne dem Absolutismus nicht das Wort reden. Er sei für unbeschränkte Öffentlichkeit, die ihm noch mehr wert sei als der Parlamentarismus." Und die andere: „Öffentlichkeit und Preßfreiheit halte er für das Wichtigste, namentlich erstere sei ihm noch lange nicht genug in Wirksamkeit." Ähnlich hat sich einige Jahre zuvor, am 30. November 1874, Bismarck im Reichstage geäußert: „Ich schätze an dem ganzen Regime der neueren Zeit nichts so sehr als die absoluteste Öffentlichkeit: es soll kein Winkel des öffentlichen Lebens dunkel bleiben."

Niemand hat den unersetzlichen Wert der freien Presse für die Offenbarung, Gestaltung und Kräftigung nationaler Stimmungen und Strömungen höher eingeschätzt, als Bismarck. So bemerkte er einmal anfangs der neunziger Jahre: „Es gibt Augenblicke, wo es aus den Spalten der Zeitungen ‚wie Schwertgeklirr und Wogenprall' herausklingen muß, um den Furor teutonicus zu erwecken, ohne den wir unsere künftigen Schlachten nicht gewinnen können."

In großen nationalen Lebensfragen, wie es vornehmlich der Krieg und das ihm folgende Friedenswerk sind, hielt es Bismarck für selbstverständlich, daß seine politische Führerschaft während und am Ende des Krieges sich mit dem frei ausgesprochenen und so stark wie möglich bekundeten Volkswillen decke, von der Überzeugung und Entschlossenheit der Nation getragen werde.

Ein politisches Genie kann das ihm eigne Große ohnegleichen nur leisten, wenn es in seiner persönlichen Verkörperung des nationalen Willens die Volkskraft zur Tat gestaltet.

Eine Politik, mehr noch im Kriege als in Friedenszeit, kann nichts taugen, die grundsätzlich und dauernd das Licht der freien nationalen Kritik zu scheuen hat. Treitschke sagt: „Eine Regierung, die ein gutes Gewissen hat, wird die öffentliche Kritik geradezu verlangen müssen."

Der Krieg von 1870 war ein Volkskrieg, ganz wie ihn Bismarck wollte (vgl. die große Reichstagsrede von 8. Februar 1888), und er schloß mit einem echten Volksfrieden, woran der nationale Wille vollsten Anteil hatte.

Bismarck hat sich während des Kriegsjahres 1870 bemüht, die deutsche Presse in den Dienst seiner nationalen Aufgaben beim Friedensschluß zu stellen und zur Mitwirkung heranzuziehen. Er war der Erste, der das Kriegsziel der Erwerbung von Elsaß-Lothringen steckte, im Bewußtsein des Einvernehmens mit dem nationalen Verlangen, das er eifrigst förderte, um es zur vollsten Stärke zu entwickeln und sich auf es um so sicherer stützen zu können. Und so kam es, daß Treitschke bereits Ende Oktober 1870 in den Preußischen Jahrbüchern mit Genugtuung feststellen konnte: „Schneller, als je zuvor über eine verwickelte Frage, hat die öffentliche Meinung sich geeinigt über den Siegespreis."

Als im Kriege 1870 der Demokrat Jacoby eingesperrt wurde, weil er sich gegen die Gebietsforderung von Elsaß-Lothringen ausgesprochen hatte, hielt Bismarck dies Verfahren zwar für keine Rechtsverletzung, weil im Kriegszustande das bürgerliche Recht vor der militärischen Notwendigkeit zurückzutreten habe, aber über die Unklugheit der Maßnahme, die er durch die Freilassung Jacobys rückgängig machen ließ, war er höchst ungehalten. Er nannte die Einsperrung eine „Mißhandlung eines politischen Gegners" und bemerkte u. a.: „Wenn ich mich vor dem Reichstage darüber aussprechen müßte, würde ich meine Hände in Unschuld waschen. Man hätte mir nichts Unbequemeres einbrocken können."

Das Recht der kriegführenden Militärgewalt zur Verhaftung Jacobys hatte Bismarck mit dem Hinweis zugegeben, daß „Kundgebungen, welche Frankreich in seinem Widerstande gegen die von Deutschland gestellten Friedensbedingungen ermutigen, wesentliche Dienste sind, welche der feindlichen Kriegführung zum Nachteile der vaterländischen erwiesen werden". Wem es nicht mißfällt, kann hieraus schließen, wie Bismarck eine politische Kriegszensur ganz und gar abgelehnt hätte, die die maßregeln wollte, welche durch Vertretung machtvoller Friedensbedingungen dem Feinde ihre Siegesgewißheit bekundeten.

Über die politische Zensur dachte Bismarck wie Treitschke, der am 1. April 1871 im Reichstage sagte: „Nur einen einzigen positiven Satz haben diese Herren hinzugefügt, und diese große, tiefsinnige Wahrheit, die man im Jahre des Heils 1871 uns als etwas Neues zu bieten wagt, sie lautet, daß die Zensur im Deutschen Reiche niemals wieder eingeführt werden solle. Nun, mit demselben Rechte und demselben Aufwand von Tiefsinn könnten Sie den Satz aufstellen, daß die Folter im Deutschen Reiche niemals wieder eingeführt werden dürfe. Ich glaube, es lohnt der Mühe nicht, daß man über solche Trivialitäten noch Worte verliert. Ich will das für den Politiker bekanntlich nicht zulässige Wort ‚unmöglich' hier gebrauchen und sage: eine Wiedereinführung der Zensur im Deutschen Reiche ist unmöglich!"

Ein andermal hat Treitschke über die Zensur gesagt: „Sie ist tyrannisch durch und durch, und die Wirkung ist eine für den Staat selber hochgefährliche. Eine lange Erfahrung hat gezeigt, daß die Zensur furchtbar erbitternd wirkt. Unter der Herrschaft der Zensur lernt man auch sehr bald einen gewissen verhüllten Stil schreiben, der durch Winken und Andeuten vergiftend wirkt, weit mehr als eine freie, offene Sprache. Die Zensur ist heute dermaßen gerichtet, daß an ihre Wiederkunft sich nicht mehr denken läßt."

Und bei dieser Gelegenheit fällt einem noch folgende Stelle aus einer Reichstagsrede Treitschkes ein: „Wir aber sollen auch denken an die kleinen Menschen, die nach Fürst Bismarck dereinst kommen werden. Ich kann es nicht über mein Gewissen bringen als Volksvertreter, gleichsam mit verbundenen Augen auf dem Schiffe zu stehen und in ein klippenreiches Meer hinauszusegeln lediglich in dem Vertrauen, daß ein wetterfester Steuermann am Ruder steht."



Johannes Scherr über Frankreich und England

In seiner „Geschichte eines Deutschen unserer Zeit“ schrieb Johannes Scherr im Jahre 1857, also nahezu vor 60 Jahren, in seinem „knorrigen Demokratenstil“ über die Franzosen: „Eitelkeit, komödiantische Eitelkeit ist das Grundmotiv der französischen Geschichte. Aus Eitelkeit ermorden die Franzosen ihre Könige, aus Eitelkeit machen sie ihre revolutionären Purzelbäume, und wenn diese mißlingen, so bleiben die Gaukler im Kote liegen und beten den ersten besten Götzen an, der geschwind bei der Hand ist, ihnen den Fuß auf den Nacken zu setzen. Es hat in Frankreich nie eine Partei gegeben, weder Legitimisten noch Konstitutionelle noch Republikaner, die gewußt hätte, was Gerechtigkeit und Humanität ist.“

Die Erfahrungen des großen Krieges haben dieses Urteil nur zu sehr bestätigt, nicht minder aber auch folgende Zeilen, die Scherr zur selben Zeit den Engländern widmete: „Die Engländer sind das niederträchtigste Heuchlerpack, das die Erde trägt — herzenshart, hochmütig, borniert, innerlichst kalt für alles, was über Maschinen, Baumwollballen, Steinkohlen und Pfundnoten hinausgeht. Ich habe gesehen, wie sie in Ost- und Westindien wirtschaften, diese Praktiker, welche die Woche über die ganze Menschheit betrügen und Sonntags dem Herrgott was vorlügen.

Wie bei den Franzosen die Eitelkeit, so entspringt bei den Engländern der Hochmut aus ihrer Ignoranz. Wie nach dem Glauben der Hindus ihre heilige Stadt Benares, so liegt nach dem Glauben John Bulls sein Land um 80000 oder gar um 300000 Stufen dem Himmel näher als die übrigen Teile der Erde. Man würde aber irren, wollte man annehmen, solcher Glaube sei eben weiter nichts als die fixe Idee einer insularen Bevölkerung.

Es ist in diesem Wahnsinn Methode, kaufmännischer Kalkül: da die Engländer die ganze Erde beschwindeln und ausbeuten, zugleich aber auch eine sehr fromme Nation sein wollen, so sind sie auf das sinnreiche Auskunftsmittel verfallen, alle übrigen Völker als untergeordnete Rassen anzusehen, die von Geburts und Rechts wegen der Beschwindelung und Ausbeutung durch das auserwählte Volk Englands preisgegeben seien. Ein grüngelber Faden von Heuchelei geht durch das ganze englische Wesen; von der kolossalen Heuchelei der englischen Verfassung an, unter deren Schutz etliche 20 Millionen Menschen daheim und etliche hundert Millionen in den Kolonien von etlichen tausend Familien ausgebeutet werden, bis herab zu der jämmerlichen Heuchelei, die vorgibt, die beiden größten Dichter Englands, Shakespeare und Byron, seien mit der versauerten Prüderie einer einfältigen Pensionsvorsteherin anzusehen.

Wahrlich, wir Deutsche haben unsere großen Geister auch nicht auf Rosen gebettet, aber doch wäre bei uns im neunzehnten Jahrhundert nicht mehr möglich gewesen, was in England in dieser Richtung geschah.

Nie hat das stolze Albion einen freieren Geist, ein edleres Gemüt, ein liebevolleres Herz besessen, als der arme Shelley war. Und diesen Mann hat die grausame Gleisnerei seiner Landsleute auf das brutalste angefeindet, im wörtlichen Sinne mit Faustschlägen mißhandelt, verdammt, gerichtet und in den Tod gehetzt ... Ich bin überzeugt, das unerbittliche Mißtrauen gegen die vor keiner Tücke zurückschreckende englische Selbstsucht wird mehr und mehr zum Katechismus eines Deutschen gehören müssen, der sein Vaterland liebt ...“



Zum Gedächtnis dreier niederdeutscher Dichter

Ich erhoffe von dem langen und innigen Verwachsen der deutschen Volksstämme bei der gleichen, den ganzen Menschen heischenden Tätigkeit, wie es dieser Krieg gebracht, eine sehr segensreiche Wirkung für das Verhältnis der verschiedenen deutschen Stämme untereinander. Und zwar hoffe ich, daß dieses wechselseitige Sichkennen- und -verstehenlernen der Nieder- und Oberdeutschen nicht zu einer charakterlosen Verschmelzung führen wird, sondern zu einer hohen Schätzung der Eigenart bei sich und anderen. Einem jeden, der noch Sinn für ursprüngliche Art, für die Natur im Menschen hat, muß klar sein, daß wir eine unerschöpfliche Quelle der Bereicherung unseres ganzen deutschen Lebens noch gar nicht ausgenutzt haben, ja daß wir vielfach daran arbeiteten, sie zu verschütten. Wie hat man, als die Bewegung der „Heimatkunst" einsetzte, sie dahin verketzert, daß sie zur Enge führe. Seltsamerweise wurde der Großstadtliteratur, die doch viel enger ist, schon weil sie von der im kleinsten Ausschnitt unendlichen Natur entfernt ist, dieser Vorwurf nicht gemacht. Jetzt wird dieses enge Beieinander der verschiedenstammlichen deutschen Volksgenossen ihnen geoffenbart haben, daß gerade die Sonderart bereichert, weil ja doch genug des gemeinsamen deutschen Untergrundes vorhanden ist, um sie alle zusammenzuhalten und einem jeden die Möglichkeit zu geben, den anderen noch in seinem Eigensten zu verstehen.

Für unsere Literatur muß dadurch vor allem die Stellung des Niederdeutschen beeinflußt werden. Die oberdeutsche Art hat sich ja leichter in die Schriftsprache hineinretten können. Die niederdeutsche ist schon dadurch seit Jahrhunderten zu kurz gekommen, daß der niederdeutsche Schriftsteller die hochdeutsche Sprache fast als Fremdsprache erlernen mußte und seine Schriftsprache immer als erworbenes, ihm nicht von Natur zugewachsenes Kunsterzeugnis fühlte. Darum fiel es den niederdeutschen Dichtern auch viel schwerer, sprachliche Elemente ihrer Mundart der Schriftsprache zuzuführen, als den oberdeutschen. Ein Vergleich zwischen Storm und Keller ist da sehr lehrreich.

Gerade von diesem Gesichtspunkte aus empfindet man den Tod des erst sechsunddreißigjährigen Gorch Fock als besonders tragisch. Denn wie dieser Finkenwärder Fischerssohn sich die Seemannsseele im Hamburger Kaufmannskontor seeklar gewahrt hatte, so verstand er es auch, die ihm eingeborene niederdeutsche Sprache nicht nur in plattdeutschen Wendungen, sondern in außerordentlich geschickter Anpassung des Wortschatzes und des ganzen sprachlichen Aufbaues in die Schriftsprache seiner Bücher hinüberzuretten. So liegt denn auch sein Bestes nicht in den plattdeutschen Erzählungen, so wenig man diese humorgetränkten Stücke in seinem Werke missen möchte, sondern in den hochdeutschen Erzählungen, vor allem seinem Roman „Seefahrt ist not!" (1913). Dieses Buch hat seinesgleichen nicht in der kraftvollen und farbigen Schilderung des Meeres und des Lebens der ihm Verschriebenen. Was der Titel andeutet, packt auch den Binnenländer als überwältigende Erkenntnis, daß für diese Menschen der Wasserkante die Seefahrt Lebensnotwendigkeit ist. Ein Gesamtbild des Lebens der Fischer, das sich ja auf Finkenwärder, solange die Hochseefischerei noch mit Segelschiffen betrieben wurde, so kraftvoll abspielte, wie sonst nirgendwo, wird uns hier mit großzügiger Kühnheit und liebevollem Eindringen ins einzelne dargestellt, wie in keinem anderen Werke unserer Literatur. Und doch steht in ihm die Schilderung des Lebens des Meeres noch höher. Der urgewaltige Sturm, in dem der Vertreter des älteren Geschlechts den Tod findet, braust durch die dünnen Papierseiten mit einer sprachlichen Gewalt, die an das Tonmeer der Bachschen Orgelkunst gemahnt. Neben diesem Hauptwerke bestehen in vollen Ehren Gorch Focks andere Sammlungen meist kürzerer Geschichten von der ersten „Schullengrieper und Tungenknieper" an über das köstliche Seemannslatein des „Hein Godenwind, de Admirol von Moskitonien" bis zu den erst während des Krieges erschienenen „Fahrensleuten".

Hans Kinau, wie er mit seinem bürgerlichen Namen hieß, ist als Soldat erst auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen gewesen, bevor sich ihm sein Herzenswunsch erfüllte und er zur Marine berufen wurde. Auf der „Wiesbaden" hat er den Angriff auf Yarmouth miterlebt und hat mit dem Schiff am Skagerrak das ruhmvolle Seegrab gefunden. Ich meine, ich sehe ihn selbst vor seinem Ende, wenn ich an die Schilderung denke des Klaus Mewes Untergang in „Seefahrt ist not!": „Groß und königlich, wie er gelebt hatte, starb er, als ein tapferer Held, der weiß, daß er zu seines Gottes Freude gelebt hat und daß er zu den Helden kommen wird. Mit einem Lachen auf den Lippen versank er, denn er sah einen glänzenden neuen Kutter mit leuchtenden weißen Segeln . . . Und am Ruder stand ein lachender Junggast — sein Junge." Einen Kutter mag ihm das letzte Gesicht nicht gezeigt haben, aber neue stolze Schiffe der deutschen Flotte und auf ihnen deutsche Jungen, die für Freiheit zu kämpfen, zu sterben und zu siegen wissen . . .

Fünf Wochen später, am 2. Juli, fiel auf dem westlichen Kriegsschauplatz August Seemann, der in Roge i. Meckl. 1872 geboren war und in Berlin als Gemeindeschullehrer wirkte. Seemann hat sieben plattdeutsche Bücher veröffentlicht, fast alles Lyrik. Durch dieses Zuviel machte er es einem schwer, das wirklich Gute herauszufinden, und der Plattdeutsche Verband täte an seinem ehemaligen Obmann ein gutes Werk, wenn er das Beste der Seemannschen Lyrik in einem schmalen Bande vereinigte. Er würde eine eigenartige Stellung in der plattdeutschen Literatur einnehmen, denn Seemann war ein philosophisch veranlagter Kopf, der sich grübelnd zwischen den vielen Widersprüchen des Lebens seinen Weg zu Gott und zum Frieden in ihm suchte. Er hat damit für die plattdeutsche Dichtung vielfach Neuland betreten und in seinen besten Leistungen auch erobert.

Einen friedlichen Greisentod fand Johann Hinrich Fehrs, der ehemalige Hirtenjunge aus Mühlenbarbeck und spätere Lehrer in Itzehoe. Seitdem vor drei Jahren zu seinem 75. Geburtstage die vierbändige Ausgabe seiner Werke herausgebracht wurde, ist Fehrs weiteren Kreisen bekannt geworden. Gerade bei ihm kann man beobachten, wie leicht die innerste Eigenart beim Niederdeutschen durch den Gebrauch der Schriftsprache hintangehalten wird. Seine hochdeutschen Dichtungen kommen bei aller Gewandtheit des Ausdrucks nicht über das Epigonentum hinaus. In seiner niederdeutschen Lyrik dagegen steht manches Stück, das ihn ebenbürtig neben Klaus Groth stellt. Das eine Gedichtchen „Verlaten" mag es bezeugen:

„Marieken, wat wullt du
Dar buten in'n Gaarn?
All de lütten Maiblom
Sünd krank un verfrarn.

Marieken, wat horkst du
In de wilde Feern?
Achtert Holt blast de Trumpett:
Adüs min lütt Deern!

Marieken, wat schuulst du
Lank de stille Strat?
Soldaten sind Vagels,
Se kamt un se gat.

Marieken, wat weenst du
In Schört un in Dok?
Soldaten moet wannern,
Un er Hart wannert ok.

Marieken, wat söchst du
Noch buten in Gaarn?
All de lütten Maiblom
Sünd krank un verfrarn."

Sein Wertvolstes aber gibt er uns als Erzähler. Sein Roman „Maren" ist der beste Dorfroman der deutschen Literatur. Im wahren Sinne des Wortes der Roman eines Dorfes, so groß und stark einzelne Gestalten herausgearbeitet sind. Darüber hinaus ist er ein Denk-

mal deutscher Kultur und des Heldenkampfes eines deutschen Stammes um sein Deutschtum. Denn ohne daß uns die Kriegsereignisse der Erhebungszeit Schleswig-Holsteins selber vorgeführt wurden, gibt dieser „Dörproman ut de Tit von 1814—1851“ die Stimmung jener Zeit mit solcher Kraft und Eindringlichkeit, daß wir sie noch heute nachzuerleben vermögen. Oder vielleicht heute erst recht. Wir haben uns nie viel um den Besitz des geistigen Schaffens der Fremden gemüht; bringen wir nun etwas guten Willen auf, das kleine Hindernis zu überwinden, das die niederdeutsche Sprache uns Andersstämmigen bietet. Der Lohn ist reich, und niemals wird uns hier die Reue drohen, daß wir uns um Fremde bemüht, die nichts von uns wissen und uns nicht verstehen wollen. **Karl Storck**



Eine Ehrenschuld des deutschen Volkes

Deutschland wußte bisher nicht, wo es seine eigensten Kräfte, seine edelsten und feinsten Geister hatte. Das Kunstleben war durch französische Einflüsse verkitscht.

Wohl schämen sich viele Leute aus Bildungsgründen, sich gepreßte Pappsachen und ähnlichen Kram in den Zimmern aufzuhängen, aber sie haben keine blasse Ahnung davon, daß „imitiert Leder“ nicht schlimmer ist als „imitiert französisch“. Nur mit echtem Material arbeitet die strenge Göttin Kunst.

Deutsche Kunst ist nicht französische, und französische Kunst kann nie deutsche werden. Gott sei Dank, daß das so ist! Wie unsicher und unecht solche Übertragung wirkt, ist an den Werken unsrer Ästheten in Überfülle nachweisbar. Man hat Mitleid, mit einem Körnlein Verachtung für die, denen der sichere Taktsinn für diese Unterscheidung abgeht.

Ein altes Lied, eine alte Schmach. Aber es steht zu hoffen, daß Deutschlands innere Kraft wächst, wenn auch die Fremdlinge unter uns es wohl noch kaum wittern. Mit welchem Klang wird ein kommendes, stärkeres Geschlecht die Namen derer nennen, die, selber zu hohl und zu klein, um deutsche Art zu fassen, um die französische Scheinkultur, die leere Formspielerei herum dienerten und in ein selbsterniedrigendes Entzücken gerieten!

Wir aber, die wir stolzer sind als jene, die wir das Rauschen unsrer eignen Wälder hören und kraftgesättigt an unsern eignen Quellen ruhn, wir wollen heute bei einer von denen einkehren, die bis in die fernsten Zeiten hinaus Deutschlands Stolz in seinem Schrifttum bleiben können.

Bernhardine Schulze-Smidt mußte siebzig Jahre werden, ehe ihr eignes Volk, von dilettantischen Schreiern mißleitet, ihr gerecht wurde. Ihre Bücher, die von heiligem Patriotismus flammen, umspielen unsers Volkes schwerste Zeit und große Erhebung aus den Jahren 1812 und 13. „In Moor und Marsch“ und „Eiserne Zeit“ (beide Verlag Velhagen & Klasing). Ihnen schließt sich an das prächtige Familienbuch „Bürgermeister Johann Smidt. Das Lebensbild eines Hanseaten“ (Verlag Leuwer, Bremen).

Wir haben kein Übermaß an vaterländischen Dichtungen. Es hat sich zwar oft, von Gedenktagen angeregt, guter Wille mit schwachem Können gepaart, um Festspiele u. a. hervorzubringen. Das ist nur zu bedauern. Der vaterländische Gedanke soll uns nicht anspruchslos machen in künstlerischer Beziehung. Für ihn ist das Beste gerade gut genug! Und wenn die echte, stolze Kunst sich frei und ungezwungen um das Vaterlandsgefühl rankt, so muß dieses echt sein, so zu dem Wesen des Dichters gehörig, wie die Wurzel zum Stamm.

Bei dieser Dichterin finden wir es. Tiefe und Gewalt, eine unerbittliche Härte der Zeichnung und süße Schwermut schaffen diese Bilder, die wie durch ein Wunder unvermittelt und groß dastanden in einer künstlerisch schwachen Zeit. Echte Dokumente aus vergangenen

Tagen, echt sogar im wörtlichen Sinne. Denn neben der Kunst steht die Wirklichkeit. Briefe, Schriftstücke, die hier niedergelegt wurden, sind wirklich vorhanden.

Seltsam spricht hier in das heutige mächtige Geschehen hinein eine Zeit, die ihr gleich war. Wir lesen im zweiten der genannten Bücher das erschütternde Abendmahlskapitel, jene Stunde in der Dorfkirche vor dem Auszug der Freiwilligen in eisiger Morgenfrühe, wir lesen mit Ergriffenheit und Jauchzen, Lachen und Weinen in eins gemischt das Kapitel vom Landsturm, und wir fühlen, daß der Geist, der dieses schuf, abgelöst vom „Aktuellen", nicht auf die Uhr schielend, die grade auf Jahrhundertwende stand, sondern dem inneren Gebot gehorchend, das stark ist wie das Leben — daß dieser Geist Deutschlands Geist ist, der seine Waffen und seine ausziehenden Söhne segnet, und daß wir alle helfen müssen, daß dieser Geist sich über unser Volk senke, wenn wieder Friede ist — daß auch den Schwachen die Augen aufgehen über diese kraftatmende, große Kunst und über ihren Aftergeist, die tänzelnden, frisierten, verkitschten Künstlein.

Das deutsche Volk hat eine ungeheure Ehrenschuld auflaufen lassen. Und jedes deutsche Haus, das sich und seinen Kindern die edlen Werke unsers Schrifttums vorenthält, häuft sie höher — —

Marie Diers



Besuch eines Balten bei Goethe

Zu Schillers Freunden in der Jenenser Zeit gehört auch ein Balte, Karl Gotthard Graß, der in vielen Schillerbiographien genannt wird. Geboren ist er in Livland als Sohn eines Pastors 1767, er studierte in Jena 1786—91 Theologie, wandte sich aber nachher der Poesie und Malerei zu und ist in Rom 1814 gestorben. In seiner Studentenzeit machte er 1791 auch einen Besuch bei Goethe. Er selbst schreibt darüber in seinem Tagebuch:

Sonnabend den 5. Februar 1791.

Nachmittag mit Bilterling, Schnabilin, Dietrich und Böhm (Eisenacher) nach Weimar gefahren. Es wurde „Der Herbstabend" nach einem Manuskript von Iffland gegeben, und die Freude war allgemein. Beck spielte ausnehmend schön die Rolle des Peters. Das Stück voll Charakter und Sentimentalität und schönen Situationen gewann für uns Studierende doppeltes Interesse, weil zwei akademische Freunde nach 29 Jahren zusammenkamen und der alten Zeit gedachten. Besonders die Zusammenkunft mit Gaudeamus und die Stammbuchszene. Malkolmi spielte den Lizentiaten Wanneck vortrefflich. Die Akklamation machte Marie sehr schön. Mademoiselle Neumann entzückte durch ihre Unschuld und Natürlichkeit als Ernestine. Abends nach der Komödie war ich bei Müller und schlief daselbst. Lips [Johann Heinrich L., 1758—1817, Maler und Kupferstecher, Professor an der Zeichenakademie in Weimar] hatte mich sehr freundschaftlich aufgenommen und mir versprochen, mich zu Goethe zu führen.

Sonntag den 6. Februar 1791.

Um 11 ging ich mit Lips zu Goethe, der mich vorläufig bei ihm empfohlen hatte. Er war sehr heiter und sagte, da ich hereintrat: „Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen." Ich sagte ihm, wie ich schon lange den Wunsch auf dem Herzen gehabt. Wir sprachen von der zum Reisen notwendigen Gesundheit. Er sprach mit vieler Ungezwungenheit und verlangte nicht, meine Zeichnungen zu sehen, als bis ich sie selbst hervorholte. Er sah sie aufmerksam durch und war bei manchen, besonders den italienischen, sehr zufrieden und bat, daß ich sie ihm dalassen möchte, um Sr. Durchlaucht, mit dem er von mir gesprochen, sie zu weisen. Dies machte ihm vielen Spaß, wie Lips sagte, sie nun herumzuweisen, und er sieht jedes noch so

geringe Blatt mit Aufmerksamkeit durch und studiert es durch. Durch diese Methode lernt er selbst bei Kleinigkeiten, und er drückte sich bei einem Bilde von Meyer in Stäfa am Züricher See aus: „Mit so einem Menschen rückt man doch selbst weiter“ [Joh. Heinrich M., Maler, 1759—1832, † in Weimar]. Er will jetzt eine kleine Landschaft radieren, und es soll unglaublich sein, was er für Sachen durchstudiert hat, bis er über die Manier einig geworden ist. Bei den unbedeutendsten Sachen, sagt Lips, macht er Bemerkungen, die voll Geist sind, und wobei es dem, der die Sache vorher ansah, ärgert, daß ihm auch nicht so etwas beifiel. — Das Gesicht Goethes ist voll Feuer und doch Weichheit, nicht wie bei Herder — Marmor. Sein Auge ist rund und frei, braun, ein dunkler Spiegel, der desto reiner und heller auffaßt. Sein Blick ist oft unmerklich auf Sachen gewandt, die er gar nicht zu bemerken scheint. Er ist noch voll Manneskraft, schnell in seinem Wort und Tun, überlegend, prüfend im Urteil, und wenn es nur eine Zeichnung eines Künstlers beträfe, der aber selbst denkt. Lips hat ihn, wie noch niemand vor ihm, gezeichnet und sticht jetzt sein Bild. Goethe wies uns ein großes Portefeuille mit schönen Sachen, besonders von Kniep, teils in Sepia, teils in einer sehr lebhaften Manier, die aber nicht leicht nachzuahmen ist. Der Künstler legt gleich alles mit Farben an, zeichnet aber vorher die Umrisse mit der Feder. Ohne weitere Anfrage oder Bitte sagte er: „Sie bleiben doch heute hier und möchten vielleicht die Sachen der Herzogin Amalie sehen“ — und schrieb sogleich ein Billett, und es wurde erlaubt, wie auch Goethe mir erlaubte, wiederzukommen, weil er mir noch manches weisen könnte. Dieser Mann ist in Weimar wie ein Gott, aber es ist auch wie ein Gott nur ein Goethe. Nachmittags um 3 Uhr ging ich mit Müller, Facius [1764—1843, Stein- und Stempelschneider], Westermayr [1765—1844, Historienmaler] zur Herzogin Amalie.

Sie war bei Hofe und wir in ihrem Zimmer allein, wo schon die großen Portefeuilles auf der Erde bereit lagen. Das Zimmer war grün, Kniepsche große Landschaften, zwei prächtige Wasserfälle, Ösersche Landschaften, mir mehr, als alle Hackerte und Biermann und selbst Kniepe, hingen an der Wand.

Die Portefeuilles enthielten Kupferstiche von Volpato, viele Landschaften von Kniep, Schütz, römische Antiken oder Ruinen, sizilianische und neapolitanische Gegenden, Kompositionen, Fragmente nach Raffael, besonders von Piri, die aber hart waren. Am meisten entzückte mich ein Mondschein von Sido in Neapel, eine Ansicht auf den Vesuv am Meer, unbeschreiblich klar, ohne große Massen, mit Tusche gezwungen, sanft, wie hingeblasen. Goethe selbst sagte, es wäre ihm unerklärlich, wie das gemacht sei, die Fertigkeit der Behandlung muß alles machen. Der Schaum, dies Durchschimmernde der Wasserstrahlen hinter den Nebeln in den Kniepischen Landschaften, besonders Wasserfällen, ist über alle Vorstellung schön; wie es scheint, mit ungemischtem Bleiweiß gezwungen, doch sieht man seine Konturen. Ein Bild nach der Herzogin von Angelika Kaufmann über allen Ausdruck warm und schön. — Zwei Stunden lang hielten wir uns auf, der Sachen waren nur zu viel und die Zeit zu kurz. — Abends war ich bei Lips, der sehr freundschaftlich war und einiges von seinen trefflichen Arbeiten wies. Er sprach verschiedenes über die gedankenlose Beurteilung von Kunstwerken, von der Freiheit des Künstlers, von den Griechen und ihren Idealen und ihrer Behandlung historischer Stoffe, vom Mangel deutscher gründlicher Kunstwerke — sehr gründlich und scharfsinnig. — — Er hat einen vortrefflichen Charakter und ist sehr von andern Künstlern verehrt. —

Auf seiner Heimreise nach Riga, Frühling 1791, macht Graß einen Abstecher in den Harz. Im Tagebuch heißt es: „Braunlage. Aussicht auf einen Teil des Brockens. Nachfrage nach dem Weg, der über ein paar einzelne geringe Wirtshäuser auf den Brockenkrug führt. Das ist die Gegend des ehemaligen gemeinen Harzes, und man sieht sehr genau die Form des Brockens und hat zu ihm hin 2½ Stunden. Der Förster Dege, ein guter, treuherziger Alter, setzte sich zu uns aufs warme Stübchen und erzählte, wie er erst im Januar, in der größten Kälte, jemand hinaufbegleiten mußte, und das war Goethe. Mehreremal hat er, vorzüglich

in mineralogischer Absicht, den Harz bereist und daher Meißel und Hammer immer bei sich geführt. Damals war er allein mit einem Bedienten zu Fuß gekommen und war glücklich über den hohen Schnee in der grimmigsten Kälte hinaufgekommen und hatte eine besondere Freude über die im Winter noch vorzüglichere Weite der Aussicht gehabt. Mir fiel sein schönes Lied auf den Harz ein."

Wilhelm Graß (Libau)

Ein sibyllinisches Buch

Ich ging durch die Altstadt und trat, ohne eigentlich etwas Bestimmtes zu suchen, in den Laden eines Trödlers. In einer Ecke lag ein Buch: „Giuseppe Mazzini, Politische Schriften". Es war der Band I der Ausgewählten Werke des Italieners, der die politischen Aufsätze bis zum Jahre 1832 umfaßt (Scritti editi ed inediti di Giuseppe Mazzini, Daelli-Milano 1861—1891, 18 Bde. Deutsche Ausgabe von Siegfried Flesch, Reichenbachsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig 1911).

Ich erstand das Buch, und dann saß ich daheim und blätterte darin, blätterte und staunte — staunte immer von neuem über die ewige, unabwendbare Wiederkehr der Dinge im Wandel der Zeiten: es war, als sei dies alte, alte Buch nicht vor nahezu einem Jahrhundert, sondern erst heute geschrieben. Aus seinen Blättern sprach der ganze Stillstand Italiens, wehte der Modergeruch einer niedergehenden Rasse. Und es lag etwas Unheimliches darin, inmitten der tiefen Stille der Zimmer diesem Buch mit seiner furchtbaren Sprache gegenüberzusitzen, das Unheimliche: — das Unausbleibliche, das Unabwendbare, das Schicksal, das sich mit starrer eiserner Notwendigkeit nach ehernen Gesetzen vollzieht, weil es sich vollziehen muß.

Ich gebe eine kleine Auslese:

Heute ist die Presse der Richter der Nation. Die Nationen dürsten nach Wahrheit. Italien hat keine Stimme, die sich erhöbe, um die Wahrheit zu offenbaren; und wer kann schreiben oder sich beklagen in einem Lande, wo die literarische Unabhängigkeit der Regierung verhaßt, der Seufzer ein Verbrechen ist, und die tiefe Falte der Gedanken auf der Stirne des jungen Mannes der politischen Inquisition gefährliche Tendenzen verrät? In Italien ist keine Stimme, die sich erheben würde, um die Wunden bloßzulegen, um den Schlaf zu unterbrechen oder Abhilfe zu predigen. (S. 177.)

*

Wenn das Elend Europas ein Ende haben soll, muß man den Russen in sein Eis zurückjagen; und zwischen ihm, Österreich und Preußen stehe ein demokratisches Polen. Deutschland allein kann es wieder aufrichten und muß es tun ... (S. 281).

*

Männer Deutschlands, ihr habt eine schöne Sendung der Menschheit gegenüber. Ihr habt eine ganze Rasse zu befreien. Euch erwartet das Zepter der Zivilisation im Norden. Ihr habt im Norden das Prinzip der bürgerlichen und politischen Freiheit aufzustellen, wie ihr drei Jahrhunderte zuvor das Prinzip der geistigen und religiösen Freiheit gegründet habt. (S. 300.)

*

Frankreich! Ja! Es ist nicht mehr jenes Frankreich, das sich mit allen Freiheitsbestrebungen Europas einig erklärt hatte ... Es ist stumm, dieses schöne und ruhmvolle Frankreich! Einige Männer haben das Werk des Juli für ihren Vorteil ausgebeutet. Sie haben in der heldenhaften Erhebung eines ganzen Volkes nur einen günstigen Umstand zur Herrschaft erblickt. Zehntausend Opfer waren gerade das, was sie brauchten, um darauf eine Ministerbank zu er-

richten. Sie besitzen das Geheimnis, drei Millionen Menschen mit einer Phrase zu verkaufen und die Wage der Völker mit einem Sophismus zu stürzen. Sie bestimmen den Ton eines ganzen Volkes mit einem Federstrich. Sie spielen der Diplomatie die Ehre ihres Landes und das Blut der Nationen in die Hände. Die Hilfe von Frankreich! Arme Enttäuschte! Der Abgrund, den sie unter euren Schritten gegraben, wird sich nur mit euren Leichen füllen. (S. 46.)

*

Nein, die Dichtung ist nicht gestorben, die Dichtung ist unsterblich wie die Liebe, wie die Freiheit, wie die ewigen Quellen, an denen sie sich begeistert; die Dichtung ist das Kleinod der Schöpfung, und die Schöpfung ruht nicht auf einem Throne oder auf einem Klosteraltar...

Die Dichtung der neueren Zeit hat sich über ganz Deutschland ausgebreitet, hat Ausdruck und religiöse Weihe in jenen Scharen der jungen Studenten gefunden, die das Vaterhaus oder die Universität für das Feld ließen ... Und ihr glaubt, daß eine Dichtung, die mit solchen Taten bei ihrem Entstehen eingeweiht wurde, erlösche, bevor sie gelebt hat? Möchtet ihr die kleinliche, beengte, bleiche Dichtung der Individuen, die Dichtung der Form, die Dichtung, die lebt und stirbt im engen Kreise einer Burg, einer Kapelle, eines alten Schlosses, der großen sozialen Dichtung entgegenstellen, der herrlichen, ruhigen, vertrauenden, die nichts erkennt als Gott im Himmel und das Volk auf Erden? (S. 266/67.)

*

Und dennoch sehen wir in der Einheit, die sich offen unter allen Teilen des deutschen Volkes zeigt, nicht nur ein Zeugnis der Weisheit und eines verbreiteten Patriotismus, ein Unterpfand des Gelingens, sondern wir erblicken die Voraussage jenes großen europäischen Bundes, der alle politischen Familien der Alten Welt in eine Vereinigung einschließen und die Teilungen der Staaten, die durch die Feindschaft der Herrscher hervorgerufen sind und von den Despoten gedeutet werden, vernichten muß und die Nationalitäten, wie sie das Recht der Unabhängigkeit weiht, der soziale Geist definiert, achten und befestigen wird.

Männer Deutschlands, festigt wahr und ehrenvoll eure Nationalität, und niemand wird sich erheben, sie zu bedrohen. Denn nur dann werdet ihr das Recht haben, nicht unter die Hindernisse ein Volk zu zählen, das mit so viel Kraft für ganz Europa gearbeitet hat. Dieses Volk, von einem Despoten getrieben, hat euch überfallen, — aber dennoch hat euch auch damals Frankreich viele große Verbesserungen gebracht und zurückgelassen ... Männer Deutschlands, wir werden noch einen Krieg haben, einen langen vielleicht, der aber uns allen zugute kommen und als letztes Ergebnis den Frieden unter den Völkern haben wird. (S. 285.)

*

Vielleicht haben die Italiener diese letzte Lehre gebraucht, um sich zu überzeugen, daß Gott und das Glück auf der Seite der Starken steht, und daß der Sieg sich an ihre Schwerter heftet, nicht aber abhängig ist von spitzfindigen Verhandlungen ... Jetzt weiß Italien, daß die Einheit des Unternehmens eine Vorbedingung ist, ohne die man nicht zum Heile gelangen kann; daß eine Revolution eine Kriegserklärung auf Leben und Tod zwischen zwei Prinzipien ist; daß das Schicksal sich in der lombardischen Ebene entscheiden wird und der Friede jenseits der Alpen abgeschlossen werden muß; daß man nicht kämpft und siegt ohne die Massen, und daß das Geheimnis, sie zu erregen, in den Händen jener Männer liegt, die an ihrer Spitze zu kämpfen und zu siegen verstehen; daß für eine neue Zeit neue Männer notwendig sind, die von alten Gewohnheiten und veralteten Einrichtungen nicht abhängen, mit jungfräulichen Seelen und ohne Eigennutz, gewaltig im Zorn und in der Liebe und nur einem Gedanken lebend: daß das Geheimnis der Macht im Glauben liegt, die wahre Tugend im Opfer, die Politik in der Kraft und ihrer Offenbarung. (S. 129.)

*

Die Feigen und Untätigen sollen mit dem Fluche ihrer Feigheit verschwinden, sollen sich nicht Gefahren aussetzen, die sie nicht ertragen können: sie leben von Angst und in Angst. Wir sind nicht grausam, aber müssen wir beständig fürchten, im Rücken verwundet zu werden? Werden wir immer aus Mangel an Tatkraft und Umsicht der Welt das Schauspiel unseres Sturzes geben? Ah! Eine Last von Verbrechen und Gemeinheit ruht auf italienischer Erde ... (S. 238.)

*

O Italiener! — Was habt ihr für unser Vaterland getan? Ich weiß, daß die Gewaltherrschaft euch eifrig bewacht und mit ihren Schrecken umgibt. Aber wenn euch die Tyrannei das freie und offene Wort rauben kann, laßt euch von ihr wenigstens die Seele nicht verstören. Ich beklage mich nicht über euer Schweigen; aber ich schaue in euch und beklage euere kindlichen Nichtigkeiten, die für Italien verderblich sind, und trauere bei eurem Streit um Namen, der noch nicht erloschen ist, der sich in euren Zeilen verrät, trauere über die Leichtfertigkeit eurer Schriften, über die Kleinlichkeiten, bei denen ihr euch aufhaltet, über den Geist der Untätigkeit, den ihr in euch nährt, und knirsche über die Schmeicheleien, die ihr euch oft zuschulden kommen lasset, über die Schmeicheleien gegenüber den Mächtigen, gegenüber den Unterdrückern unseres Landes. Oh, wenn es euch verboten ist, ihre Häupter dem Fluche der Gemeinheit zu weihen, warum schweigt ihr nicht wenigstens? ... Am Tage, an dem die römischen Senatoren den Muttermörder Nero weihen wollten, schwieg Trasea Paetus; er hüllte sich in die Toga und verließ schweigend den Senat. Schweiget wie Trasea, aber soweit ihr könnt und wie ihr könnt, weiset auf das Vaterland hin, erinnert flüsternd eure jungen Mitbrüder an ihre Pflichten, erziehet sie zur Unabhängigkeit, zu freiem Urteil in allen Dingen, zum Mißtrauen gegen die Obrigkeit, zur Tiefe des Gedankens. (S. 272.)

*

Wir ehren das alte Deutschland, das im Zentrum des Kontinents ein Schlachtfeld für den sozialen Gedanken geschaffen hat! Deutschland, das in seiner Brust eine Fackel entzündet, deren Licht auf die noch ungebildeten Völker sich verbreiten kann, die es umgeben, und die es, gemäß seiner Sendung, erleuchten und befreien muß. (S. 290.)

*

In den politischen Dingen besteht die Kraft in der Konzentrierung gleichartiger Elemente und von Kräften derselben Art zu einem Zweck, nicht in der augenblicklichen Eintracht vieler widersprechender und verschiedenartiger Kräfte: man muß nach dem Grad der Zusammengehörigkeit rechnen, nicht nach der Zahl. (S. 314.)

*

Ist es nicht seltsam, wenn man sich ausmalt, daß dieses Buch, das noch heute in so vielem auf die augenblicklichen Verhältnisse paßt und in so vielem geradezu einen Seherblick verrät, das Licht der Welt bereits vor dem Jahre 1832 erblickt hat —?

Werner Peter Larsen





Siedelung

Das serbische Erlebnis

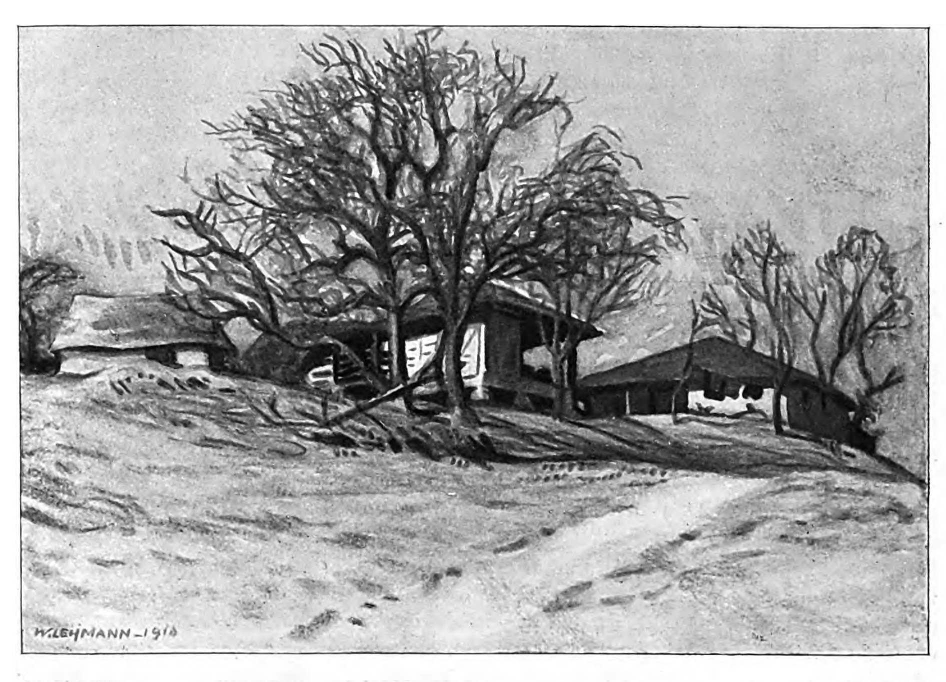
Mit 8 Zeichnungen von Walter Lehmann

Seit der Niederwerfung Serbiens durch die deutschen und bulgarischen Streitkräfte hat der englische Ministerpräsident in kaum einer seiner Parlamentsreden verfehlt, die Wiederherstellung des serbischen Staates als eine Ehrenpflicht Englands zu bezeichnen, und auch Sir Edward Grey hat in seiner bekannten Unterredung mit einem amerikanischen Journalisten diese Bedingung in den Vordergrund gestellt. Es geschah das sicherlich weniger in der Überzeugung, daß die inzwischen erfolgte Abgrenzung der österreichischen und bulgarischen Interessensphäre durch den Friedensschluß rückgängig gemacht werden könnte, als vielmehr in dem Bestreben, England auch da noch als den „Beschützer der kleinen Staaten" erscheinen zu lassen, wo es seinen Schützling kaltblütig dem Untergang geweiht hatte. Denn als im September vorigen Jahres die deutschen und bulgarischen Heere sich wie eine Zange um das serbische Land legten, rührte sich keine rettende Hand, um diesem kleinen Staat beizuspringen, der im blinden Vertrauen auf die Macht seiner Auftraggeber dreist die Fackel zum Weltbrande vorgetragen hat.

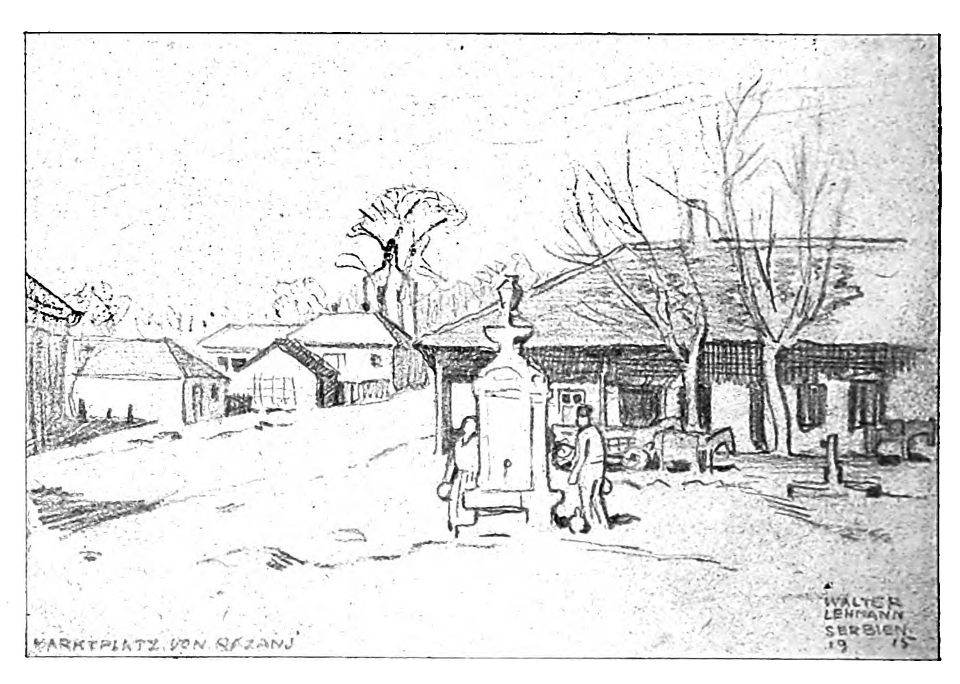
Man ist bei uns vielfach geneigt, die üblen und abstoßenden Züge, die uns die gestürzte Regierungskaste seit all den Jahren der geheimen Komplotte, Wühlereien und Herausforderungen offenbart hat, ohne weiteres auf das gesamte Serbenvolk zu übertragen, es nach den Handlungen der herrschenden Parteien zu beurteilen und zu verdammen. Viel war es ja überhaupt nicht, was wir vor dem Kriege von Serbien und den Serben wußten, wie sich denn auch der Balkan und sein Völkergemisch erst jetzt allmählich unserm Verständnis zu erschließen beginnt. Das Attentat von Sarajevo rief in uns lediglich die Erinnerung an die Sensationen des Belgrader Konaks wach, an die dynastischen Streitigkeiten der Obrenowitsch und Karageorgewitsch, an König Milans wirres Lebensschicksal und Alexanders und Dragas blutige

Tragödie. Über die serbischen Zustände sind in all den Jahren wirklich gründliche Aufklärungen nicht in die Öffentlichkeit gelangt, dagegen fanden die mit ironischen Lichtern und allerhand Pikanterien aufgeputzten Broschüren des österreichischen Schriftstellers Bresnitz von Scydazoff, der als Offizier längere Zeit dem Belgrader Hof zugeteilt war, weiteste Verbreitung. Es bildete sich so beim großen Publikum die Vorstellung eines Operettenstaates heraus — daß aber diese für das europäische Urteil maßgebend gewordene, durch und durch verfaulte Oberschicht doch nur einen kleinen Bruchteil der überwiegend bäuerischen Bevölkerung ausmachte, wurde dabei übersehen. Vielleicht veranlaßt das erhöhte Interesse, das Serbien durch seine Rolle im Weltkrieg gewonnen hat, auch den nicht gerade berufsmäßigen Politiker, sich einmal ein Buch vorzunehmen wie das vor kurzem im Verlage von Hugo Schmidt in München erschienene Werk des ehemaligen Staatsmannes und Militärkritikers Grafen Gopčević „Rußland und Serbien". Man wird in der darin enthaltenen Darstellung der geheimen Beziehungen Serbiens zu Rußland seit den Jahren 1804 bis 1915 die nicht jedermann bekannte Tatsache finden, daß das serbische Volk nicht weniger als achtmal von selbst seine Verschmelzung mit der Donaumonarchie gefordert hat, ein Beweis dafür, daß auch bei serbischen Staatsmännern oft genug die Befürchtung rege war, daß eine russenfreundliche Politik für Serbien verhängnisvoll werden müsse.

Wen das Kriegsgeschick nach Serbien verschlug, wem es beschieden war, dieses Land, freilich unter schweren Strapazen und Entbehrungen, zu durchwandern, Natur und Leute kennenzulernen, dem ist dieser Zug zu einem starken Erlebnis geworden, das an die Stelle der einstigen verschwommenen und tendenziös entstellten Vorstellungen klarere und fester umrissene Bilder gesetzt hat. Es ist niemals, wie die Ententepresse die Neutralen glauben machen möchte, die Absicht Deutschlands gewesen, das serbische Volk als solches zu vernichten,



Bauerngehöft

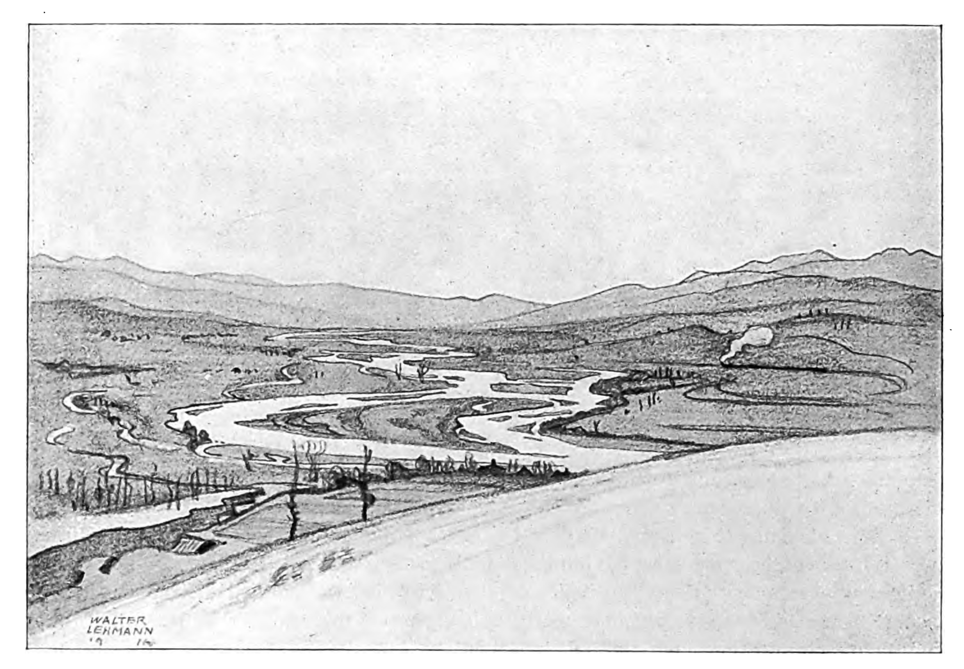


Marktplatz von Razanj

und wenn die Schäden, die das an sich schon schwach bevölkerte Land zu tragen hat, größeren Umfang angenommen haben, als durch unsere militärische Aktion bedingt war, so ist das lediglich der bedenkenlosen, dem Drucke der Entente ausgelieferten gewesenen Regierung Exkönig Peters zuzuschreiben, die das völlig in die Irre geleitete Volk auch noch verführte, zu Tausenden auszuwandern und im Elend zu verkommen. An einem Niedergang des Serbentums kann den Zentralmächten gar nichts gelegen sein, wir haben vielmehr ein lebhaftes Interesse daran, die keineswegs zu unterschätzenden Fähigkeiten des Serben im Ackerbau, Viehzucht und Weinkultur unter besseren staatlichen und verwaltungstechnischen Bedingungen zu heben und zu fördern. Es darf nicht vergessen werden, daß vor Ausbruch des Krieges Österreich-Ungarn erster, das Deutsche Reich, trotz der Ungunst der Zugänge, zweiter Verkehrsstaat für Serbien war. Die Statistik lehrt, daß Deutschland 1912 immerhin für 19,7 Millionen Mark Waren von Serbien empfing, für 18,5 Millionen Mark dorthin ausführte. Daß mit dem fortschreitenden Ausbau der Balkanbahn und der kulturellen Hebung des serbischen Volkes dieses Zahlenverhältnis eine erhebliche Steigerung erfahren könnte, ist außer Zweifel, wozu dann noch die erhöhte Ausbeutung der Kupfer- und Minenbergwerke treten müßte.

Es ist deshalb gut, wenn die hier und da noch auftauchende Ansicht, daß die serbische Bevölkerung aus verlaustem Banditenpack, aus Hammeldieben und dergleichen bestehe, restlos verschwindet. Gerade unsere Soldaten, die den Zug nach Serbien mitgemacht haben, werden hoffentlich nicht verfehlen, diesen rückständigen Anschauungen ihre Erfahrungen und Eindrücke berichtigend entgegenzuhalten. Gewiß: auf den, der unmittelbar nach dem ungestümen Durchbruch der Mackensen-Armee den Spuren der Sturmtruppen folgend durch Serbien kam, machte das Land den Eindruck der völligen Niedergebrochenheit. Der in den Etappen zurückgebliebenen Einwohner hatte sich angesichts des nationalen Unglücks, das sozusagen über Nacht herein-

gebrochen war, eine Apathie bemächtigt, die sich erst langsam löste. Nur der nach Erledigung der militärischen Operationen unverzüglich von deutscher Seite in Angriff genommenen Wiederherstellung des Landes ist es zu verdanken, daß ein großer Teil der Bevölkerung, die in die Berge geflüchtet war, in die Dörfer zurückkehrte. Es war wirklich erstaunlich zu beobachten, wie schnell sich das Land erholte. Als wir nach einem Aufenthalt von fünf Monaten im April dieses Jahres das uns durch seine romantische Natur lieb gewordene Bergland verließen, hatten sich bereits wieder ausgeprägt friedliche Zustände entwickelt. Überall war der mehr auf der Straße als in den Häusern sich vollziehende Feilschhandel im vollen Gange, auf den Ab-



Morawatal

hängen der Berge zog der alte Bauer seine mit Ochsen bespannte ganz primitive Pflugschar, mit kräftiger Unterstützung der stämmigen Weiber und sehnigen Knaben. Von einer Hungersnot der Bevölkerung war nichts zu spüren. Neben unsern Kochgeschirren mit Kaffee, über deren gewaltigen Inhalt der an kleine Mokkaschlückchen gewöhnte Serbe sich nicht genug verwundern konnte, brodelte der irdene Topf mit zwar sehr scharf, aber schmackhaft zubereiteten Bohnen am offenen, nie ganz erlöschenden Herdfeuer, um das sich die Familie arbeitend oder ausruhend zu kauern pflegt.

Der Eindruck, den die mit so fürchterlicher Stoßkraft durchgeführte Niederstreckung Serbiens nicht nur dort selbst, sondern überhaupt bei den Balkanvölkern gemacht hat, kann gar nicht hoch genug veranschlagt werden. Von dem „Germanski" spricht der Serbe heute mit einer Art heiligen Scheu. Die Psychologie der Balkanbewohner ist eben ein ganz besonderes Kapitel; von den Ereignissen im Osten hatten unsere Serben, soweit sie der rein bäuerlichen Bevölkerung angehörten, nur eine höchst oberflächliche, von denen im Westen fast gar keine Kenntnis. Durch den größten Sieg über Engländer, Franzosen und Russen zusammen-



Über den Tälern

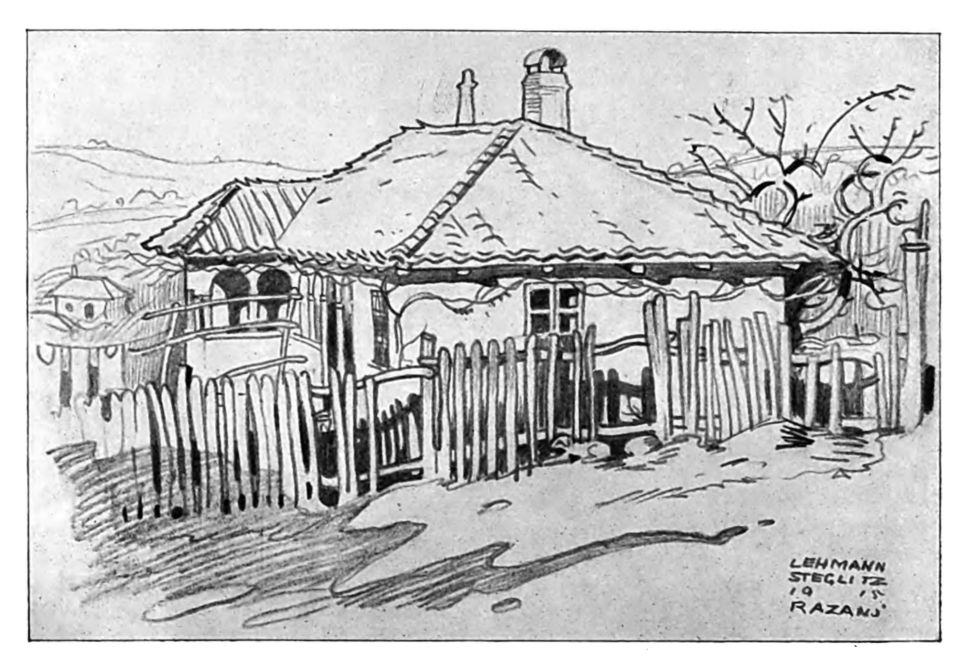
genommen hätte Deutschland sein Prestige auf dem Balkan niemals so sehr erhöhen können, wie durch seine märchenhaft rasche Bezwingung des serbischeu Widerstandes.

Wie die durch den letzten Balkankrieg unter serbische Oberhoheit gelangten Türken ihre Eigenart voll bewahrt haben, so sollten auch die Serben nach der staatlichen Neugestaltung, die ihr Land durch den Frieden zweifellos erhalten wird, in ihrer volklichen Eigenart nicht beschränkt werden. Die Zentralmächte werden klug genug sein, den Serben gegenüber nicht eine Politik einzuschlagen, wie sie Rußland etwa gegenüber den Finnen und Ukrainern verfolgt hat. Gewiß hat der serbische Volkscharakter auch in diesem Kriege Flecken offenbart, die zu vergessen den Siegern nicht eben leicht fallen wird. Namentlich über die jammervollen Zustände in den serbischen Gefangenenlagern haben uns österreichische Kameraden, denen es nach einjähriger Gefangenschaft zu entkommen gelungen war, traurige Dinge berichtet. Man sah es diesen durch Mißhandlungen und Hunger elend heruntergekommenen Gestalten an, daß ihre Schilderungen kaum übertrieben sein konnten.

Darin nähert sich die Serbin unbedingt dem Slawentyp des Russen, daß sie in Gestalt und Gebaren etwas ausgeprägt Männliches zeigt. Dagegen fehlt dem Serben gänzlich jener feminine Zug, der an dem Russen so unangenehm berührt. Sowohl unter den Gefangenen wie unter den Daheimgebliebenen haben wir oft Männertypen gefunden, die sich in die mißliche Rolle der Besiegten mit einem Takt und einer Würde hineinfanden, wie sie nur durch alte Traditionen anerzogen sein können. Das enge Zusammenleben des Serben mit der Natur hat seinem Charakter etwas von deren wilder Ursprünglichkeit beigegeben. Schon vom jenseitigen Donauufer aus lockte es, das Geheimnis hinter den Bergen drüben zu ergründen. Und in der Tat offenbarte das Landschaftliche neue und eigenartige Reize, die um so tieferen Eindruck machten, je weiter man von der sich zwischen den Bergen hindurchschlängelnden Verkehrsstraße seitwärts in das vom Krieg unberührt

gebliebene Innere dringen konnte. Rudolf Hans Bartsch hat in einem bei Ullstein erschienenen Roman „Der Flieger“ eine Reihe wohlgelungener Schilderungen serbischen Lebens gegeben. Es ist ja natürlich viel reizvoller, die wechselreiche Romantik dieses seltsamen Landes unmittelbar auf sich einwirken zu lassen, es drängt sich aber doch als eine Frage der Zukunft auf, ob sich Serbien nicht zugleich mit der später doch sicher erfolgenden industriellen Erschließung für einen Reiseverkehr größeren Umfanges zugänglich machen lassen wird. Das Klima dürfte ungefähr den Normen des Südens, etwa Italiens, entsprechen, so daß der eigentliche Sommer kaum in Betracht käme. Wer aber zum erstenmal die Schwefelbäder bei Vranje erschaute, dem drängte sich unwillkürlich der Gedanke auf: was ließe sich, bei aller Wahrung der Naturschönheiten, aus diesem von König Peter besonders bevorzugten Kurorte machen! Außer der Wirkung der Bäder könnte hier der Besucher sich nicht nur mit der serbischen Eigenart vertraut machen, sondern auch schon jenen an die Märchenwelt von Tausendundeine Nacht gemahnenden Zauber genießen, die der in dieser Zone schon stark hervortretende orientalische Einschlag herleiht. Wenn das in einer kühnen Vereinigung von Grellgelb und Ziegelrot gehaltene Badehaus einer modernen, die Quellen richtig ausnutzenden Anlage weichen, wenn die wenigen recht schlichten Hotels an den Abhängen der Schlucht, durch die sich das Schwefelflüßchen vielarmig hindurchschlängelt, Bauten von gutem Geschmack und mit den nötigen Bequemlichkeiten Platz machen würde — was für eine andere Bedeutung könnte das Vranskje Banja gewinnen, als es jetzt hat!

Durch die Besetzung Serbiens ist es möglich geworden, dem mitteleuropäischen Wirtschaftsgebiet einen Ausweg nach dem Orient zu eröffnen. Auf die Wichtigkeit Serbiens als einer solchen Durchgangspforte haben Dr. Bruno Heinemann und Dr. J. Neumann im letzten Abschnitt ihrer Broschüre „Die feindlichen Grenzgebiete in ihrer Bedeutung für das deutsche Wirtschaftsleben“ (Reichsverlag, Berlin) hingewiesen. Ehe eine wirkliche wechselseitige Aus-




Landhaus

Friedhof

nützung der Handelsbeziehungen zwischen dem Balkan und den Zentralmächten geschehen kann, müssen natürlich erst die erforderlichen Verkehrswege geschaffen werden. Dazu sind vor allem Kanalverbindungen von der Donau zu den deutschen Strömen und die Verbesserung der Donaustraße selbst erforderlich.

Konstantin Schmelzer



Serbischer Grabstein

Theaterjammer

Es ist immer der eine Tropfen, der den vollen Krug zum Überlaufen bringt. Ist es dann eine stinkige Flüssigkeit, so entlädt sich der volle Ärger gegen den einen Tropfen. Als ob nicht der ganze Inhalt gleich übel wäre, und man nicht schon lange zuvor den ganzen Krug hätte in Stücke schlagen sollen.

Am 19. August eröffnete das Berliner Königliche Schauspielhaus nach den Sommerferien seine Pforten mit einer Neuaufführung: „Die Blumen der Maintenon", ein Spiel mit Musik in drei Akten (frei nach „Die Fräulein von St. Cyr) von Richard Bruck. Die Berliner Presse findet auf der ganzen Linie nur Worte schärfster Mißbilligung für dieses Unterfangen, die dritte Theaterspielzeit in diesem furchtbaren Kriege mit einer noch obendrein verwässerten und ins Operettenhafte erniedrigten Bearbeitung des schon im Urbild reichlich kitschigen französischen Rokokobildes des Alexander Dumas einzuleiten. Auch der Leitung des Königlichen Schauspielhauses scheint es im letzten Augenblick etwas bänglich geworden zu sein, denn sie verbreitete noch in den letzten Tagen die seltsame Notiz: „Die Hauptspielzeit des Königlichen Schauspielhauses wird Anfang September im Zeichen Goethes und Beethovens mit einer Neueinstudierung des ‚Egmont' eingeleitet. Als Auftakt geht diesem klassischen Teil des Spielplanes der frühen Jahreszeit entsprechend eine Novität heiteren Charakters, das Singspiel ‚Die Blumen der Maintenon' voran."

Das heißt man „Sand in die Augen streuen". Aber jedenfalls veröffentlichte die ganze Presse dienstbeflissen diese Notiz, wie sie zuvor ein halbes Jahr lang alle Hinweise auf diese Großtat gebracht hatte, die uns schon für die letzte Spielzeit zugedacht war, als nicht einmal im Kalender von Sommer die Rede war. Darum wirkt auch jetzt die nationale und künstlerische Entrüstung der Presse als übles Satirspiel. Wußte man nicht schon vor einem halben Jahre, daß hier Dumas mit seiner abgeschmackten Verherrlichung der französischen Hofmätressenwelt im Anrücken war? Warum schlug man nicht damals zu, wo es vermutlich noch möglich gewesen wäre, uns wenigstens diese beschämende Charakterlosigkeit zu ersparen?

Und wie zaghaft ist man auch jetzt! Ist unser aus nationalen Mitteln erhaltenes Königliches Schauspielhaus dazu da, um einem tantiemesüchtigen Regisseur eine solche Gelegenheit zum Mißbrauch seiner Stellung zu geben? Kann ein Mann, der in gleichem Maße seine nationale Charakterlosigkeit, wie seine künstlerische Unfähigkeit offenbart, auf einem so wichtigen Posten verbleiben? Und wäre es nicht endlich an der Zeit, dem gleich einem Olympier hinter Wolken thronenden Direktor dieses Schauspielhauses, Herrn Paul Lindau, dessen ganzes Leben und Schaffen ein Beweis für Undeutschheit ist, zu bedeuten, daß sein Verbleiben an dieser Stelle ein Hohn ist auf die elementarsten Begriffe nationaler Kunstpflege?

Freilich, jene Presse, die erst „umlernen" mußte, um in ihren Spalten die Worte „national" und „Volkstum" anders als in verhöhnendem und verächtlich machendem Zusammenhang zu nennen, hat sich ja grundsätzlich geweigert, das Umlernen auf den Teil unter dem Strich auszudehnen. Und wenn im vorliegenden Falle jetzt auch in dieser Presse da und dort zu lesen ist, daß wohl vor Molière und Shakespeare alle nationale Abgrenzung zu schwinden habe, nicht aber vor Dumas, so wirkt das als Heuchelei angesichts dessen, was sie seit zwei Jahren widerspruchslos auf dem Theater geduldet hat. Herr Dr. Reinhard Bruck hat die Sache bloß nicht geschickt genug angefangen. Wenn Herr Max Goldmann — Verzeihung! Herr Professor Max Reinhardt die Sache gemacht hätte, so wäre daraus eine „literarische Tat" geworden, ein „Erlebnis". Veredelung der Operette, Durchgeistigung des Singspiels wäre dann als Losung austrompetet und die Inszenierung wäre zu einer Sensation geworden. Da es Reinhardt gelingt, für einen Teil der Presse Leute wie Shakespeare, Molière, Goethe hinter dem Regisseur verschwinden zu lassen, wäre das wohl auch noch bei Alexander Dumas zu erreichen gewesen.

So dürfen wir also diese einhellige Beurteilung des üblen Mißgriffes des Königlichen Schauspielhauses leider nicht als Zeichen der Besinnung und grundsätzlichen Umkehr ansehen. Wir müssen uns klar sein, daß von seiten der sogenannten „maßgebenden“ Presse und der Theaterdirektoren eine Besserung nicht zu erwarten ist. Georg Hartmann, Direktor des Deutschen Opernhauses, dem man noch guten Willen zuerkennen muß, schiebt (B. Z. am Mittag, 14. Aug. 16) bei Erörterung einiger deutschnationaler Theaterprogrammschriften alle Schuld aufs Publikum: „Keine Zunft, keine Zeitungsmacht würde Theaterstücke wirklich ‚durchsetzen‘ können, wenn das Publikum sie nicht mit Beifall und zahlreichem Theaterbesuch unterstützte. Gibt es aber eine solche Zunft, hat ein solcher Ring den Erfolg für sich, so beweist solcher Erfolg, daß man dem Publikum eben die Stücke bietet, die es nun einmal zu sehen wünscht . . . Das große Theaterpublikum findet nun einmal sein Ergötzen an diesen Erzeugnissen. Die Aufführungsziffern reden doch eine gar zu deutliche Sprache! Ehebruchsproblemen, Wedekindstoffen und vielen anderen neuzeitlichen Bühnenwerken würde kein Erfolg blühen, wenn sie nicht mit Notwendigkeit im Entwicklungsgange unserer modernen Bühnen vorgesehen wären. Sie spiegeln eben das Leben so vieler Zeitgenossen wider.“

Hier wird einfach verkannt: 1. daß das Publikum durch die in Frage kommende Presse und den mit ihr verknüpften Klüngel einfach hypnotisiert wird, 2. daß es der Beruf der Theaterleiter und der für das Theater wirkenden Kräfte, z. B. der Kritik, wäre, die vorhandene unersättliche Schaugier des Publikums in nationalem Sinne auszunutzen, indem nur derartige Werke angeboten würden. Herrn Direktor Hartmann, der sich auch bei dieser Gelegenheit immer wieder auf Richard Wagner beruft, seien zwei Aussprüche dieses in der Tat genialsten Beurteilers von Theater und Theaterpublikum zum Nachdenken unterbreitet: 1. „Das Publikum ist willig, auf alles einzugehen, was seinem natürlichen Grundbedürfnisse Befriedigung gewährt; vortreffliche Vorstellungen vortrefflicher Werke werden von ihm stets mit erhöhter Stimmung und lohnender Anerkennung aufgenommen.“ 2. Die dämonische Macht des Theaters wird immer „je nach dem Interesse der Zeittendenz zu jedem verderblichen Zwecke in das Spiel gesetzt werden können — und dieses Ungeheuer, dieses Pandämonium, dieses furchtbare Theater überlaßt ihr gedankenlos dem Betriebe durch eine handwerksmäßige Routine der Verurteilung durch verdorbene Studenten, dem Belieben vergnügungssüchtiger Schranzen“.

Wie oberflächlich sich die in Frage kommende Presse mit den aus tiefster nationaler Not geborenen Besserungsbestrebungen abfindet, zeigt Fritz Engel im „Berliner Tageblatt“ (Nr. 375): „Es ist sehr töricht, zu sagen, das ganze Berliner Theaterleben werde von einer kleinen Gruppe in Monopol und Geschmackstyrannei gehalten. Fünf Beispiele werden angeführt, gegen die sich fünfhundert aufstellen ließen, aus denen erhellt, daß bis zum Ausbruch des Krieges, der den Bühnen und ihrer Beurteilung veränderte Grundlagen brachte, ein Durch- und Nebeneinander der Meinungen von großer Gegensätzlichkeit herrschte. Wie waren und sind nicht allein in bezug auf Reinhardt und Wedekind die Ansichten geteilt. Von einem ‚Berliner Geist‘ als einem einheitlichen und wohl gar vorbedachten Faktor der Einflußnahme kann nicht gesprochen werden, gewiß bei weitem nicht in dem Maße, wie es jene unzufriedenen Autoren darstellen, die nicht die Dürftigkeit ihres Talents, sondern den geheimnisvollen Geist anklagen, der vor dem Paradies des Erfolges die Wache halten soll. Nicht minder rasch sind sie dann mit dem Vorwurf des ‚Undeutschen‘ bei der Hand. Hier ist Grund zu einigen Beschwerden, ohne Zweifel. Aber mit dem gewaltsamen Klang ihrer Posaunenstöße übertönen die Herren nicht, daß sie pro domo blasen. Wir werden nach dem Kriege allen Kunstschmuggel aus dem Auslande mit besonderer Vorsicht betrachten; wir werden die Boulevardposse, falls sie sich wieder einschleicht, ebenso entartet finden, wie schon seit Jahren vor dem Kriege; wir werden aber die künstlerischen Bestrebungen der Welt mit Aufmerksamkeit begleiten und hinter Shakespeare und Molière keinen Strich machen, als ob nach ihnen nie mehr etwas

Gutes von anderswo kommen könnte. Unsere größten deutschen Dichter waren es — die größten, nicht die schwatzhaft kleinsten, die uns dieses weltbürgerliche Ideal vorgezeichnet haben."

Man beachte hier vor allem die gemeine Art, dem Verlangen nach einem Wandel der Verhältnisse ins Nationale immer selbstsüchtige Absichten unterzuschieben, wo es doch viel näherliegt, daß die Verteidiger der doch anerkannt niederträchtig schlechten Zustände solche unsauberen Gründe haben. Und es ist eitel Spiegelfechterei, immer auf die fremden „Größen" hinzuweisen. Darum handelt es sich gar nicht. Zu Recht hält C. Th. Kaempf (Post 378) dem Kritiker des Berliner Tageblattes entgegen: „Könnte wirklich nicht für einen Henry Becque, Shaw, Nathanson, Maeterlinck ein mindestens gleichwertiger deutscher Dichter gefunden werden, der, weil er aus unserem Geist und Wesen schafft, uns wertbedeutender sein muß? Schon um diesem üblichen Brauch der Fremdtümelei allein ein Ende zu bereiten, müßte eine Kulturbewegung einsetzen, die uns mehr nationales Selbstbewußtsein, mehr Nationalstolz in diesen Dingen predigte. Es mag sein, daß das ‚Berliner Tageblatt' dafür nicht genügend Empfinden hat, um die drängende Not in diesem Punkt ganz zu erkennen. Kein Wunder also auch, daß dem Herrn Theaterkritiker dieses Blattes weiterhin vollkommen entgangen ist, wie aller Übelstand in unserem Theaterwesen nicht nur in der Wahl der Stücke, sondern auch in ihrer szenischen Bearbeitung mit begründet liegt. Die Unkultur der oftmals dem deutschen Geist und Empfinden geradezu Hohn sprechenden Inszenierung hat Herr Engel offenbar niemals wahrgenommen. Wenigstens erinnert er sich in seiner Bewertung der herrschenden Theaterkultur dieser Seite der Angelegenheit überhaupt nicht. Und das, da alle Welt unter der auf den krassen Sinnesreiz eingestellten, rein äußerlichen Aufmachung, die auf einen schreienden Effekt hinauszielt, leidet!"

Es ist höchste Zeit, daß die Deutschgesinnten zur Selbsthilfe greifen. In der letzten Zeit mehren sich die Anzeichen dafür, daß es geschehen wird. Die Schriften und Aufsätze häufen sich. Die Fichte-Gesellschaft von 1914 hat in ihrem nur allzu reichen Arbeitsplan das Theater vorgesehen. In Baden-Baden ist ein „Reichsverein zur Gründung eines deutschen Fest- und Volksspielhauses" gebildet, und in Hildesheim wird noch im August die Gründungstagung des „Verbandes zur Förderung deutscher Theaterkultur" stattfinden. Hoffentlich gelingt es hier, die Kräfte zu sammeln, die sich zu zersplittern drohen. Wir warten die Ergebnisse der Tagung ab, bevor wir uns eindringlicher mit all diesen Plänen beschäftigen.

Vor allem aber tut eins not: die Aufklärung über die Unerträglichkeit des gegenwärtigen Zustandes. Sie muß mit allen Mitteln ins Volk getragen werden. Je mehr wir mit Richard Wagner davon überzeugt sind, daß eine wahrhafte Erneuerung des Theaters in national sittlichem Geiste nur als Folgeerscheinung der Erneuerung, oder genauer, Belebung dieses Geistes eintreten kann, um so deutlicher müssen wir erkennen, daß jetzt die Zeit zum Handeln gekommen ist. Denn so vielfach auch die trübseligen Begleiterscheinungen unserer Zeit sein mögen, Tatsache bleibt es doch, daß unser Volk von einer mächtigen geistigen und sittlichen Bewegung ergriffen ist.

So spitzt sich die Frage dahin zu: Gibt es Kräfte, die erfolgreich verhindern, daß diese geistige und sittliche Erhebung unseres Volkes auf die Schaubühnen übergreift? Und wo sind sie? Wir antworten mit Arthur Dinter in seiner trefflichen kleinen Schrift „Weltkrieg und Schaubühne" (München, J. F. Lehmann. 1 M): „Allen mit dem Wesen des heutigen Theaterbetriebs Vertrauten ist nun bekannt, daß in der Tat solche Kräfte nicht nur bestehen, sondern sogar das gesamte Theaterleben Deutschlands beherrschen. Verkörpert sind sie in den Berliner Privattheatern aller Gattungen und Rangstufen, in gewissen ihnen eng verbündeten, zum Teil mit eigenem Kapital an den Theatern beteiligten Bühnenverlegern und einer allmächtigen Presse ganz bestimmter Geistesrichtung. Von dem Bestehen dieses verwickelten Gesamtbetriebes und seiner Wirkungsweise hat weder das breite Publikum noch der gebildete Theaterbesucher eine Ahnung — — —"

Aus der reichen Erfahrung, die Dinter als Regisseur verschiedener Theater und als jahrelanger Schriftführer des Verbandes deutscher Bühnenschriftsteller gesammelt hat, erleuchtet er diesen für die weitere Öffentlichkeit dunkeln Betrieb hinter den Kulissen. „Geschäft ist dieser unheilvollen Sorte von Menschen die Schaubühne, Geschäft, nichts als Geschäft ... Zum Spekulationsobjekt ist die Schaubühne herabgesunken. Die Stücke gelten als Ware und werden auch von den Fabrikanten und Zwischenhändlern als Ware bezeichnet. ‚Ich fahre wieder nach Paris, neue Ware einzukaufen!' ist die bekannte Redensart eines bekannten Berliner Theaterverlegers, der, als in den neunziger Jahren das ‚Theater als Geschäft' ganz neue Möglichkeiten für fixe Zwischenhändler bot, flugs das zweifellos sehr ehrsame Gewerbe eines Händlers mit Konfektionsartikeln aufgab und Händler mit Theaterstücken wurde. In Berlin besitzt er heute ein eigenes Theater, in dem er seine Pariser Ware direkt ans Publikum bringt, ist Mitbesitzer noch anderer Berliner Theater und sogar eines Theaters in Paris. Er ‚macht' jetzt in ‚Theaterartikeln', so wie er früher in Konfektionsartikeln ‚machte'. Dieser bekannte Berliner Bühnenverleger hat unter anderem auch die ganz famose Methode eingeführt, erfolgverheißende Stücke aufzukaufen und sie unaufgeführt liegen zu lassen, nur um der ‚Konkurrenz' das ‚Geschäft' zu verderben! Durch das von ihm besonders gezüchtete Vorschußwesen hat er ein ganzes Heer zappelnder Schriftsteller in Abhängigkeit von sich gebracht, die entweder glänzende Geschäfte machen oder verhungern, wie es dem Gewaltigen gerade paßt.

Die Theaterdirektoren fürchten und hassen ihn wie den leibhaftigen Gottseibeiuns. Bei ihren Besuchen läßt er sie stundenlang antichambrieren, denn der Verlagsherrscher hält Hof wie ein Fürst! Aber sie kommen ohne ihn nicht aus, denn er allein ist es, der die Zugstücke zu vergeben hat. Er führt jede Gattung von Theaterware. Seine Spezialität aber ist die moderne Operette, dieses Zwitterding aus Banalität und Irrsinn. Er ist es auch, der die sogenannten Kuppelverträge eingeführt hat. Wenn er nämlich ein neues Zugstück zu vergeben hat, das der Provinztheaterdirektor unter allen Umständen haben muß, da es in Berlin bereits die dreihundertste Aufführung hatte, so überläßt er das Aufführungsrecht dem armen Theaterdirektor nur, wenn dieser gleichzeitig noch einige völlige wertlose Ladenhüter ihm abkauft. Der zugkräftige Schund wird also nur abgegeben, wenn der noch größere Schund dazugekauft wird! Und da wundert man sich über den Tiefstand der deutschen Schaubühne!

Die von diesem Theaterverleger eingeführten Methoden haben ein literarisches Schieber- und Hochstaplertum großgezogen, von dem die Öffentlichkeit keine Ahnung hat! Als Organisator und Direktor des Theaterverlages des Verbandes deutscher Bühnenschriftsteller, der „Vertriebsstelle", hatte ich Dutzende von Prozessen dagegen zu führen. Um das Übel an der Wurzel zu treffen, versuchte ich, die unheilvolle Allmacht jenes Verlagsherrschers organisatorisch niederzuringen. Da fielen mir aber meine „maßgebenden" Kollegen vom Vorstand und Aufsichtsrat des Verbandes deutscher Bühnenschriftsteller in die Parade mit der Begründung, daß sie persönlich über diesen Mann nicht zu klagen hätten und mit seiner Geschäftsführung, soweit sie i h r e Werke anging, durchaus zufrieden wären. Er rechne pünktlich ab und zahle pünktlich, mehr könne man von ihm nicht verlangen. ‚Deutsche' Dichter!

In der Schwank-, Possen- und Operettenzunft mag's so zugehen, wird der Leser einwenden. Solche Zustände herrschen aber doch nicht in der höheren Literatur! Darauf ist zu antworten: Der oben geschilderte Schwank-, Possen- und Operettenverleger ist gleichzeitig auch Verleger der ‚höheren' Literatur! Mitglieder des Vorstandes und Aufsichtsrats des Verbandes deutscher Bühnenschriftsteller, die Anspruch auf literarische Wertung erheben, sind seine ‚Klienten'. Auf dem Gebiete der ‚höheren' Literatur ist nur das Programm ein anderes, die Gesichter und Methoden aber sind dieselben.

Das aus Theatern, Schriftstellern, Verlegern und ‚maßgebender' Presse gebildete Klüngel- und Cliquenwesen hat hier eine Ausbildung und Allmacht erreicht, daß selbst der

Bühnenverein und die Königlichen Hoftheater ihm gegenüber machtlos sind . . . Die ‚maßgebende' Presse aber, die diesem Klüngel eng verbündet ist, umfaßt heute nicht weniger als zweiundneunzig Prozent aller deutschen Tageszeitungen! So ungeheuer groß ist ihre Macht, da ihre Verleger dank ihrer eigentümlichen Methoden, Kniffe und Pfiffe es verstanden haben, fast die ganze deutsche Tagespresse aufzukaufen oder in direkte oder indirekte pekuniäre Abhängigkeit von sich zu bringen . . . Diese allmächtige Presse, an ihrer Spitze das ‚Berliner Tageblatt', hat durch eine ungeheure Reklame nicht nur jenen Theatern, die dem gleichen Geiste, wie sie selber, dienen, die Führung im deutschen Theaterleben verschafft, sondern sie fälscht auch seit drei Jahrzehnten die gesamte deutsche Literatur, indem sie nur die Dichter auf den Schild erhebt, die ihrer eigenen Weltanschauung dienen, und die totschweigt, die anderem Blute und Geiste entstammen. Für ‚ihre Leute' aber werden Artikel und Artikelchen geschrieben über dem Strich und unter dem Strich. Da werden Vorträge, Vorlesungen und Matineen gehalten vor geladenem und nicht geladenem Publikum. Da wird eine Betriebsamkeit entfaltet! Trommeln und Pauken werden gerührt, Trompeten und Posaunen geblasen, alle Register werden gezogen, und das blödgemachte Publikum kommt aus der atemlosen Spannung gar nicht mehr heraus! Einen neuen Mann ‚machen' ist der bekannte terminus technicus.

Wagt aber einmal ein Hoftheater eine Dichtung aufzuführen, die aus unverfälschtem deutschen Geiste geboren ist, so fällt diese Presse sofort über Dichtung, Dichter und Theater her, beeinflußt die ahnungslose Öffentlichkeit mit den bekannten Schlagworten, wie ‚rückständig', ‚überlebt', ‚unmodern', ‚epigonenhaft' usw., und dem kühnen Theater bleibt nichts anderes übrig, als das Stück abzusetzen . . . Als seinerzeit unter Max Grube das Königliche Schauspielhaus in Berlin Friedrich Lienhards ‚Till Eulenspiegel' angenommen hatte, wurde dem Dichter eines Tages bedeutet, man müsse von der Aufführung absehen, da Lienhard bei der ‚maßgebenden' Presse nicht gut angeschrieben sei, das Königliche Schauspielhaus auf diese Presse aber Rücksicht nehmen müsse! Und als Ernst von Wildenbruch, begeistert von Lienhards ‚Heinrich von Ofterdingen' sich für die Aufführung dieses Werkes ebenfalls beim Königlichen Schauspielhaus in Berlin eingesetzt hatte, da wurde es mit der gleichen Begründung abgelehnt.

Ernst von Wildenbruch, mit dem ich als Regisseur der Berliner Schillertheater anläßlich der Inszenierung eines seiner Stücke öfters Gelegenheit hatte, diese trostlosen Zustände zu besprechen, meinte, ein Krieg werde erst kommen müssen, ehe das anders wird. Heute ist der Krieg da. Und welche Dichter werden heute gespielt? Die Schnitzler, Sternheim, Wedekind, Blumenthal, Kadelburg, Fulda, Rappaport, von dem ein Seitenzweig unter dem fulminanten Namen Gabriele d'Annunzio herrlich in Italien blüht, und wie diese Chaosdichter, die keinen Tropfen deutschen Blutes in ihren Adern haben, alle heißen, sie und unsere, ihrer Sippe und ihrem Geiste verfallenen Blutsgenossen, sie sind es, die im heutigen Weltkriege, den wir um Sein oder Nichtsein deutscher Eigenart führen, unsere Theater beherrschen! Bezeichnend ist es, daß jene führenden Theater von Dichtern arischen Ursprungs gerade Strindberg heute auf den Schild erheben. Diesem unglücklichen Dichter, der ehrlich mit sich und der Welt gerungen hat, blieb es versagt, sich zur Klarheit und Bejahung durchzuringen. Pathalogisch ist er durch und durch. Das ist natürlich just der Mann, den jene aller seelischen Bestimmtheit und zielbewußten Klarheit abholden Mächte gebrauchen können."

Gewiß ist vom rein literarischen Standpunkte aus nichts gegen diese Aufführungen Strindbergs auf unserer deutschen Bühne einzuwenden, solange sie sich in den Grenzen halten, die der wirklichen Bedeutung des Mannes entsprechen; dann wollen wir auch vom nationalen Standpunkte aus diese Pflege einer so schwer problematischen Kunst nicht anklagen. Die Art aber, wie diese Strindbergmode plötzlich auftauchte und diese zerrissene Kunst gerade jetzt im Kriege, wo unser Fühlen der höchsten Geschlossenheit bedarf, fast alle ernste Neu-

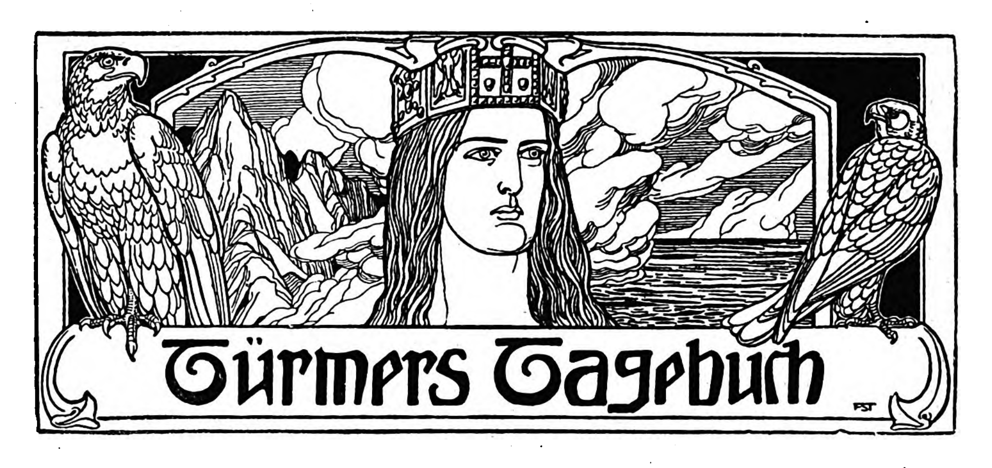
arbeit der Bühnen in Anspruch nahm, kennzeichnet auch die künstlerisch strebsamen Teile in der unser Theater beherrschenden Gesellschaft als uns Deutschen wesensfremd.

Diesem deutschen Wesen entgegengesetzt ist auch die ganze Art der vielgepriesenen modernen Regiekunst, die nicht mehr ein der Sache des Künstlers Dienen, sondern ein Unterjochen des Kunstwerkes unter die Selbstsucht des sich vordrängenden Regisseurs darstellt. Das ist der gleiche Geist, wie er im Feuilletonismus herrschte, den uns die gleiche Gesellschaft nach 70 gebracht hat. Nicht anders ist es mit der Schauspielkunst. „O, diese Schauspieler!“ ruft Dinter. „Diese Hamlet, Romeo, Heinrich, Mortimer! Diese verblüffende Echtheit in Haltung, Bewegung und Sprache! Dieses Reden mit den Händen, dieses nervös sinnliche Abtasten von Schultern und Armen der Gegenspieler! Diese halbsingende, monotone, bald sich hastig überstürzende, bald teigartig sich hindehnende Sprechweise! Dies eigenartige Schmalzen, Zittern und Vibrieren der Stimme, die das Entzücken der weiblichen Kurfürstendammjugend bildet! Und diese erstaunliche Natürlichkeit des Gehabens und Gebarens! Mit Vorliebe wirft man sich auf Möbeln herum, setzt sich auf Tischkanten, dreht dem Zuschauer den Rücken zu und vergräbt die Hände in den Hosentaschen. Auf diese Weise werden unsere deutschen Klassiker dem ‚modernen‘ Empfinden angepaßt.“

Aber wehe jenen deutschempfindenden Kritikern, die es gewagt hätten, diese Schauspielerei als jüdisch und dem deutschen Wesen widersprechend hinzustellen! Siegfried Jacobsohn, ein in der Hinsicht sicher unverdächtiger Zeuge, hat sich in seiner „Schaubühne“ (1916 Nr. 21) zu dem Stoßseufzer genötigt gesehen: „Tatsächlich gibt es keine unduldsamere Menschengattung, als eine bestimmte Schicht geistig hochstehender Juden. Sie sind kritisch, ja überkritisch; aber sie geraten außer sich, wenn an Juden Kritik geübt wird, und gar von Juden. [Zu den letzten Worten mache ich ein Fragezeichen. Den kritisierenden Nichtjuden geht es noch schlechter.] Sie zeigen Männerstolz vor Königsthronen; aber sie verlangen, daß Juden vor ihren Glaubensgenossen unter allen Umständen liebedienern.“ Dagegen findet dieser Kreis nichts dabei, wenn Stephan Großmann innerhalb einer sehr freundlichen Besprechung von Harlans „Nürnbergisch Ei“ einem Hauptdarsteller „nachrühmt“, er gehöre zu den wenigen Schauspielern, „die ihr Deutschtum mit Anmut zu tragen wissen“. Also einem deutschen Schauspieler in dem sich ausgerechnet als deutsch bezeichnenden Theater der deutschen Reichshauptstadt wird als Vorzug beglaubigt, daß er das Deutschtum mit Anmut zu tragen wisse. An dieser Stelle versteht sich also doch offenbar in Deutschland das Deutsche nicht von selbst, wie es sonst so gern uns Mahnern entgegengehalten wird.

Wahrlich, Dinter hat recht: „Die tiefe und letzte Ursache aber für alle diese die Merkmale des Verfalls an sich tragenden Erscheinungen des deutschen Theaterlebens und für die Tatsache, daß auch der Krieg nicht imstande war, reinigend und gesundend auf unser Theater zu wirken, ist folgende: Jenen undeutschen Elementen, die sich die Führung im deutschen Kunst- und Geistesleben dank ihrer uns nicht liegenden Methoden angemaßt haben, fehlt aus naturnotwendigen Gründen, die heute nicht näher dargelegt werden dürfen, jedes Organ für die Werte, die jedem echten Deutschen die Grundlage des Fühlens und Denkens, des gesamten Lebens und Erlebens sind.“ Man wird unsern Gegnern diesen Mangel nicht zum Vorwurf machen, weil sie nichts dafür können. Aber wir müssen uns darüber klar sein, daß, wenn „es nach dem Kriege dem deutschen Volke nicht gelingt, diese Elemente wieder in die ihrer Minderheit gebührenden Schranken zurückzuweisen, dann werden ihm seine herrlichsten Siege nichts nützen, dann wird es in absehbarer Zeit mit Sicherheit zugrunde gehn wie das mächtige Römerreich, das denselben chaotischen Kräften erlag“. R. St.





Der Krieg

Nach dem sogenannten „Deutschen Nationalausschuß für einen ehrenvollen Frieden“ ist jetzt auch der „Unabhängige Ausschuß für einen deutschen Frieden“, als dessen Begründer Professor Dietrich Schaefer angesehen werden darf, vor die Öffentlichkeit getreten. Nun könnte man ja fragen, ob der Zeitpunkt für die Herausgabe des Aufrufes richtig gewesen sei. Es ist, wie der „Deutsche Kurier“ vorausschickt, leicht zu kritisieren, wenn man darauf hinweist, daß man in einem Augenblick, in dem im Osten und Westen mit letzter Nervenanspannung gekämpft wird und wo große politische Geschehnisse am Horizont sich abheben, besser täte, zu Hause den Erfolg des Kampfes abzuwarten, ehe man über Kriegsziele und Neugestaltung der Dinge spreche. Diese Fragen sind aber von führenden Persönlichkeiten des Unabhängigen Ausschusses auch ernsthaft beraten worden. Ihnen gegenüber mußte sich jedoch die Erwägung geltend machen, daß es schließlich nicht mehr verstanden werden würde, wenn in Deutschland lediglich eine Richtung die öffentliche Meinung beherrsche. die eine ganz falsche Auffassung über die Gedanken und Empfindungen des deutschen Volkes allein zum Ausdruck bringen würde. „Am 1. August d. J. hat der ‚Nationalausschuß‘ in einer großen Reihe von Versammlungen seine Gedanken ins Volk zu tragen versucht. In einer großen Zirkusversammlung in Dresden hat der Führer der sozialdemokratischen Partei, Herr Scheidemann, den Satz aussprechen dürfen, daß wir mit Kußhand unsere Faustpfänder zurückgeben würden, wenn uns gestattet würde, unsere Waren wieder auszuführen. Vergeblich haben wir erwartet, daß die ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung‘, die so springlebendig ist, sobald Herr Prof. Brandenburg oder andre Vertreter eines starken Friedens das Wort ergreifen, auch nur mit einem Wort die Scheidemannsche Auffassung zurückweisen würde. Man müßte draußen, wo man in seinen Kriegszielen die Hohenzollern absetzt, Deutschland politisch zu zerstückeln und wirtschaftlich zu erledigen versucht, wahrlich glauben, daß in Deutschland das feste Zutrauen auf den Sieg und eine auf eigener Kraft beruhende Sicherung der Zukunft abhanden gekommen wäre, wenn nur Stimmen nach außen gelangten, die entweder die Scheidemannsche Auffassung vertreten oder die, was

vielen politisch bedenklich erscheint, das Schwergewicht ihrer Kriegsziele lediglich nach dem Osten verlegen wollen.

Man mag zu diesem oder jenem Satze des Aufrufes des Unabhängigen Ausschusses sich verschieden stellen, das wird auch bei den Unterzeichnern der Fall sein, deren jeder einzelne vielleicht den Aufruf anders gestaltet haben würde, wenn er ihn selbst zu entwerfen gehabt hätte. Aber lebendig springt aus dem Aufruf doch hervor der Grundgedanke der wirklich realen Garantien gegen Westen, der Wunsch nach Befestigung der flandrischen Küste als künftige Sicherung gegen englische Herrschaftsgelüste. Wie sehr dieser Gedanke in Deutschland lebendig ist, zeigen die Persönlichkeiten, die sich zu ihm bekennen. Hervorragende Namen aus der Wissenschaft, die in ganz Europa bekannt sind, Maler, Schriftsteller und Gelehrte treten neben die Politiker und neben die Männer des Wirtschaftslebens. Alle Gegensätze sind hier weggewischt, Ausfuhrindustrie und Schwerindustrie, Landwirtschaft und Mittelstand treten nebeneinander auf. Daß der Ring geschlossen ist, beweist die Mitteilung, daß inzwischen auch die Reichstagsabgeordneten Dr. Böhme und Löscher, führende Persönlichkeiten im Deutschen Bauernbund, dem Unabhängigen Ausschuß für einen Deutschen Frieden beigetreten sind. Es wird wirklich schwer sein, auch diese Vereinigung von Männern wieder mit dem Schlagwort von den alldeutschen Utopisten abzutun ..."

Die entscheidenden Sätze des Aufrufs sind diese:

„Wir wissen, daß Rußlands gewaltig wachsende Volkszahl uns künftig zu erdrücken droht. Mit dem Reichskanzler wollen wir daher die Länder zwischen der Baltischen See und den Wolhynischen Sümpfen seiner Herrschaft entziehen. Eingeordnet in den deutschen Machtbereich, werden sie unserer Ostgrenze die unentbehrliche militärische Sicherung geben.

Mit Frankreichs Rachegedanken müssen wir fortgesetzt rechnen, mit der Gefahr, daß es sich immer wieder jedem Gegner Deutschlands zugesellen wird. Darum brauchen wir auch im Westen gegen Frankreich eine Mehrung unserer Macht. Sie allein gibt uns gleichzeitig Gewähr, daß unseres Hauptfeindes England neidvolle Eifersucht nicht wieder unsere friedliche Entwicklung bedroht und stört. Belgien kann nur deutsches oder englisches Bollwerk sein. Daher fordern wir auch hier mit dem Reichskanzler ‚reale Garantien' für die deutsche Zukunft. Als Wortführer der großen Mehrheit des Reichstages hat der Abgeordnete Spahn diese dahin umrissen, daß Belgien ‚militärisch, wirtschaftlich und politisch in deutsche Hand zu liegen kommen' müsse. Nur so erringen wir uns Gleichberechtigung in der Welt. Nur so gewinnen wir die Freiheit der Meere. Nur so sichern wir unsere koloniale Macht.

Mit politischem und wirtschaftlichem Helotentum bedrohen uns die offenen Pläne Englands. Es geht um unser Leben als Volk und Staat, um unsere Kultur und Wirtschaft. Darum gilt es, alle Macht- und Kampfmittel rücksichtslos einzusetzen, um den Feind zum Frieden zu zwingen. Um die gesicherte Arbeit des Landmannes, um die freie Betätigung des Handels, um die Weiterentwicklung der Industrie, und nicht zuletzt um die Erhaltung und Besserung der Lebensbedingungen des deutschen Arbeiters geht unser Kampf. Nicht wahr soll es werden, was der Brite sagt, daß wir alle Schlachten gewinnen, England aber den Krieg."

Es wird sicher nicht an Leuten fehlen, die die hier aufgestellten Kriegsziele als zu weit gehende Annexionspläne bezeichnen. Dem hält die „Voss. Ztg." entgegen, daß diese Erklärung, genau so wie andere, ähnliche Kundgebungen, doch eins zur selbstverständlichen Voraussetzung habe: daß die Erreichung der sämtlichen aufgesteckten Ziele beim Kriegsschluß in Anbetracht der dann vorhandenen militärischen und politischen Lage möglich ist. „Nur unter dieser Voraussetzung stellen vernünftige Leute Ziele auf. Und man hat kein Recht, diese Vernunft einem Kreise von Menschen abzusprechen, dem bedeutende Gelehrte, namhafte Politiker und verdiente Beamte angehören, auch wenn man allgemein oder im Einzelfalle anderer Ansicht ist.

Betrachtet man unter diesem Gesichtswinkel die Schäferschen Ziele, so gewinnen sie nach einer bestimmten Richtung hin eine allgemeine Bedeutung. Der sogenannte ‚Unabhängige Ausschuß' ist in den bisherigen Diskussionen über die Kriegsziele, die ja gewissermaßen nur mit halber Stimme geführt werden konnten, als die ‚Vertretung der schärfsten Richtung der Alldeutschen' bezeichnet worden. Man hat davon erzählt, daß diese Leute die halbe Welt verschlucken wollen, und daß ihre unheimlichen Ziele dazu beitragen, den Krieg zu verlängern und die Wut unserer Gegner anzustacheln. Wenn man sich nun das ansieht, was gegenüber solchen Auffassungen der Schäfersche Verband an wirklichen Zielen aufstellt, so ist doch der Unterschied recht erheblich. Besonders da man sich vor Augen halten muß, daß es sich ja um Maximalziele handelt. Inwieweit sie heute bereits durchzusetzen wären, darüber kann man sehr verschiedener Ansicht sein. Aber für die Beurteilung erscheint es uns doch sehr wichtig, daß vollkommen von der Forderung einer Kriegsentschädigung abgesehen ist. Daraus ergibt sich bereits, daß die Frage, was an Land behalten werden soll, wohl auch nach den Schäferschen Forderungen nicht unwesentlich davon abhängt, was wir an Geld bekommen können. Wir haben uns hier von jeher auf den Standpunkt gestellt, daß Deutschlands wirtschaftliche Zukunft nur gesichert werden kann, wenn wir die großen Lasten, die dieser Krieg uns aufbürdet, nicht in vollem Umfange selbst bezahlen müssen. Entweder müssen wir Geld von unseren Gegnern bekommen, um einen Teil unserer Schulden abzubürden, oder wir müssen die Pfänder an okkupiertem Land behalten, um aus deren Erträgnissen einen Teil der Zinslasten decken zu können. In der Begründung der eventuell notwendig werdenden Annexionen weichen wir also von der Schäferschen Auffassung ab. Aber ob man sich nun auf unseren Standpunkt stellt, oder ob man politische Sicherungen im Schäferschen Sinne anstrebt, so wird man zugeben müssen, daß sich über das Programm des Unabhängigen Ausschusses durchaus reden läßt. Das wird nur der ablehnen, der unter allen Umständen, wie auch immer der Krieg ausgeht, von Annexionen oder auch nur losen Verknüpfungen Deutschlands mit den anderen Gebieten nichts wissen will. Mit den Anhängern dieser Art von politischer Bescheidenheit wird man sich aber erst unterhalten können, nachdem sie klar auseinandergesetzt haben, wie sie es sich denn vorstellen, nach ihrer Fasson Deutschland hinterher wirtschaftlich und finanziell selig werden zu lassen.

Die Erklärung des Schäferschen Ausschusses zeigt also, daß zwischen den Kriegsziel-Auffassungen weiter Kreise, die von den Alldeutschen bis nahe

zur Sozialdemokratie, vielleicht sogar bis in deren Reihen hineinreichen, eigentlich nur ein Unterschied rein quantitativer Natur besteht. Und auch dieser Unterschied ist vielleicht nur in der Einbildung vorhanden. Denn es kommt eben letzten Endes darauf an, wie wir in dem Augenblick stehen, da über Kriegsziele mit unseren Feinden wirklich ernst verhandelt werden kann. Vermutlich wird dann eine Einigung über das Mögliche recht schnell erzielt werden können. Angesichts dieser Tatsache fragt man sich doch, warum es eigentlich nötig war, so lange die Debatte über Kriegsziele zu verhindern, und warum es noch heute nötig ist, diese Debatte durch Zensurmaßnahmen zu erschweren. Man hat immer getan, als ob die Folge der Freigabe der Kriegsziel-Erörterung eine — Gott sei Dank nur geistige — Selbstzerfleischung des deutschen Volkes sein würde. Nun haben die alldeutschen Kreise um Dietrich Schäfer ihr großes Geheimnis verraten. Ihr Aufruf wird Gegner und Freunde, er wird warmherzige Befürworter und kaltblütige Kritiker finden. Aber niemand wird sich bekreuzigen, niemand in Wut geraten, und die innere Einigkeit wird keinen Schaden nehmen. Wir hoffen, daß dieses drastische Beispiel nun endlich unsere leitenden Staatsmänner von der Unschädlichkeit der Kriegszieldebatten überzeugen wird. Man lasse nun ruhig auch die andere Seite reden. Denn Überraschungen können uns da nicht mehr bevorstehen: weniger als nichts wird keiner fordern."

Die Meinung der „Voss. Ztg.", es beständen zwischen den Kriegszielauffassungen des Unabhängigen Ausschusses und denen anderer Kreise bis in die Sozialdemokratie hinein nur Unterschiede rein quantitativer Natur, hält die „Deutsche Tageszeitung" für doch wohl zu optimistisch: „Wir halten für möglich, daß man in einigen Kreisen der politisch linken Seite mit der Zeit die fertigen Zukunftsfragen so weit durchdenken werde, daß vielleicht nur noch quantitative Unterschiede übrigbleiben. Vorderhand liegt aber die Sache noch so, daß dort grundsätzliche Einwände erhoben werden gegen Anwendung derjenigen Mittel, welche allein eine Sicherung der deutschen Zukunft tatsächlich ermöglichen können. Wir erinnern als Stichprobe nur an das Wort des Geheimrats v. Harnack, man dürfte in Belgien kein ‚neues Irland' schaffen; eines der unglücklichsten Worte, die während des Krieges gesprochen worden sind, ganz abgesehen davon, daß es zeigt, welche dicken Doktrinen und Mängel realpolitischer Denkmöglichkeit gerade in gewissen Kreisen führender Gelehrter herrschen und ohne Zweifel, weil sie direkt aus der Wurzel kommen, nicht zu beseitigen sind. Das gleiche gilt von allen, die der unausrottbare Drang zum Westen beseelt. Sonst aber wird es gewiß manche Deutsche geben, welche durch den Schäferschen Aufruf zu sachlich vergleichender Kritik gebracht werden.

Wenn nun die ‚Voss. Ztg.' meint, es käme eben letzten Endes darauf an, ‚wie wir in dem Augenblicke stehen, da über Kriegsziele mit unseren Feinden wirklich ernst verhandelt werden kann', so ist das an und für sich nicht unrichtig, aber nur eine Teilwahrheit. — In der militärischen und sonstigen Turnerei ist es eine alte Erfahrung, daß jeder, auch der gute Springer, nur gerade so hoch springt, um über die Sprungleine glatt hinwegzukommen. Wird sie dann höher gelegt, so springt er ebenso über sie hinweg und so fort, bis die Grenze eintritt. Daß es eine

solche gibt, liegt auf der Hand, aber ebenso klar ist, daß, um auf die Kriegsziele zurückzukommen, die Leistung des ganzen Volkes an den Fronten und im Innern, kurz, in jedem Sinne begriffen, um so höher sein und führen werde, je mehr das Kriegsziel, welches sich jeder vorsetzt, dem Gesamtziele entspricht, welches das deutsche Volk und Reich braucht, um seine Zukunft stark und gedeihlich zu gestalten, wie es nicht Eroberung und Großmannssucht, sondern Lebensnotwendigkeiten erfordern, und klarer die praktischen Voraussetzungen und Mittel durchdacht werden. Mit anderen Worten: es kann, unter dem Gesichtspunkte des Ganzen gesehen, nicht ohne Schaden und deshalb nicht gleichgültig sein, wenn Teile der deutschen Bevölkerung und ihre Führer sich das Kriegsziel niedriger setzen, als es für die spätere deutsche Lebensnotwendigkeit erforderlich ist. Dabei geht Kraft verloren, unter Umständen sehr viel. Da wir aber alle gesammelte Kraft nötig haben und die Reichsregierung kein näher bezeichnetes Ziel setzen zu sollen glaubt, so erscheint uns die ruhige sachliche Aussprache zwischen den verschiedenen Richtungen auch nach der so umrissenen Seite hin überaus notwendig. Nur so kann die Herrschaft von Doktrinen und Begriffsfetischen wie ‚Annexionismus', ‚Imperialismus', ‚Zerstörung unseres Nationalstaates' vielleicht mit einiger Wirksamkeit bekämpft werden. Auch wo wirklich fundamentale Unterschiede bestehen, wie z. B. zwischen der Richtung, welche nach beiden Seiten hin genügende Sicherheit wünscht, und der anderen, welche sich nach Westen hin mit realen Garantien durch Illusionen begnügen will, kann öffentliche Erörterung nur nützlich sein. Sie wird auch hier klären und manchen durch den Meinungsstreit zeigen, welche Argumente sachlich und welche unsachlich sind.

Um einen vielleicht grundsätzlichen Differenzpunkt zwischen der ‚Voss. Ztg.' und uns nicht unerwähnt zu lassen: Das Blatt erörtert die Frage: Geld oder Land? und deutet da insofern den Grundsatz einer ‚Faustpfandpolitik' an. Wir möchten heute allgemein nur sagen, daß, wenn es sich um die Frage Geld oder Land handelt, wir das Verhältnis so sehen, wie das zwischen dem Ei und der Henne. Wir ziehen die Henne vor, auch wenn es sich um das klügste Ei handeln sollte."

Viele glauben nun aber, daß wir uns dem Frieden um so mehr nähern würden, je größere Selbstbeschränkung wir in unseren Kriegszielen übten, je weiter wir den Gegnern in den Friedensbedingungen entgegenkämen. Dies, meint Oberverwaltungsgerichtsrat a. D. Dr. von Horn im „Tag", wäre wohl auch der Fall, wenn unsere Gegner sich von nüchternen, vernünftigen Erwägungen leiten ließen, wenn sie vor allem unsere militärische Überlegenheit und die Unmöglichkeit, uns auszuhungern, anerkennten. „Dem ist aber nicht so. Die Machthaber in den feindlichen Staaten scheuen sich nicht, wie verzweifelte Glücksspieler auch das Letzte zu wagen und die Völker, deren Wohl ihnen anvertraut ist, weißbluten zu lassen, nur um ihr persönliches Ansehen und ihre Stellung zu retten. Selbst bei größtem Entgegenkommen unsererseits würden sie die Hand zum Friedensschluß nicht bieten, solange sie den Kampf noch irgendwie fortsetzen könnten. Die große Masse der Bevölkerung in den feindlichen Ländern aber befindet sich, durch Regierung und Presse seit langem planmäßig irregeführt und täglich von neuem zu wildem Hasse gegen uns aufgestachelt, in so krankhafter Geistes-

verfassung, in so wahnwitziger Verblendung, daß sie noch immer ihr Kriegsziel, die Vernichtung Deutschlands, zu erreichen hofft. In jeder Äußerung maßvoller Friedenswünsche unsererseits sieht sie nur ein Zeichen von Schwäche und eine Ermunterung zu weiterem Durchhalten bis zu dem nach ihrer Ansicht unausbleiblichen Siege. ... Vom größeren oder geringeren Maße unserer Forderungen hängt also die Dauer des Krieges nicht ab."

Sie hängt überhaupt nicht von uns allein ab, von uns erst in sehr weitem Felde und jetzt schon gar nicht. Es wird seltsamerweise immer wieder vergessen — und das wirkt auf die Dauer schon fast tragikomisch —, daß zum Frieden nun einmal — zwei gehören. „Wenn man", so sagte der Abgeordnete von Heydebrand, der Führer der Konserativen, in seiner großen Frankfurter Rede, „in der Zeitung die Stimmen liest, die von dem Frieden aus Frankreich und besonders aus England und selbst aus Rußland zu uns herüberklingen, die geben uns doch einen recht eigentümlichen Vorgeschmack von dem Frieden, der uns beschert werden soll. Da muß ich doch sagen, in einer Zeit wie der jetzigen, in der wir von allen Seiten berannt werden, in der unsere Gegner darauf lauern, uns schwach zu sehen, in dem Augenblick ist allgemeines Friedensgerede wahrlich nicht am Platze. Wenn aber die Sache so dargestellt wird, als ob auf der einen Seite die Freunde des Friedens ständen, selbstverständlich eines starken, guten, ehrenvollen Friedens, und auf der anderen Seite wird die ganze große übrige Menge so hingestellt, als wollte sie diesen ehrenvollen Frieden bloß dadurch verderben, daß sie ganz weite, unrealisierbare Pläne zum Schaden des Vaterlandes in einer geradezu fanatischen Weise verfolge, dann wird der wahre Sinn der Tatsachen und der Friede der Bevölkerung beeinträchtigt und getrübt, und das sollte man doch in dieser Zeit unter allen Umständen vermeiden. Es geht nicht an, daß man auf der einen Seite mit rundem Mund Einigkeit predigt, auf der anderen Seite Formen gutheißt, die eben diese Einigkeit nicht fördern. Überhaupt, meine verehrten Anwesenden, wenn man den Fragen des Friedens und der Kriegsziele ernstlich ins Gesicht sieht, dann wird man finden, daß der Gegensatz oder die Gegensätze, die man da künstlich herausarbeitet, wahrscheinlich lange nicht so groß sind, als man sie sich vorstellt. Was will man denn? Einen Frieden wollen ja alle, auch diejenigen, die weitgehende Forderungen stellen, das versteht sich von selbst. Und wenn sie diese oder jene Forderung stellen, die die anderen nicht billigen, ja, ich habe immer geglaubt, das erhöhe den Schwung und die Kraft des Volkes. Wenn große Ziele aufgestellt werden, dann muß man streben und kämpfen, und wenn ich solch Streben in meinem Volke sehe, daß man viel will und mit allgemeinem Nachdruck, dann muß ich mich freuen, kampfesfreudige, mutige Männer hinter mir zu sehen. Da werde ich die Stimmung benützen, und wenn der Gegner zu mir käme und wollte einen schlechten Frieden machen, dann würde ich auf diese Volksstimmung verweisen. So muß man diese Sachen behandeln. Was soll uns denn das Ende dieses Krieges, was muß es uns bringen? Nichts anderes, als einen solchen Frieden, der nicht wieder in zwei oder drei Jahren zu einem neuen Kriege führt. Das ist selbstverständlich, ich glaube, das wird mir jeder Sozialdemokrat zugeben, — auch er kann ja gar nicht anders denken. Ein Volk kann sich doch ein solches Morden, ein solches Ausbluten, wie

es uns dieser Krieg gebracht hat, nicht alle drei bis fünf Jahre leisten. Das ist ausgeschlossen. Der Friede, der kommt, muß uns nach menschlichem Ermessen die Sicherheit bieten, daß wir für absehbare Zeit mit größerer Ruhe und Sicherheit als bisher der Zukunft entgegensehen können. Man kann sich doch nicht mit dem Glauben zufrieden geben, daß man vielleicht später unter günstigeren Bedingungen die Sache würde durchkämpfen können. Das ist ganz ungewiß, und niemand kann das verantworten. ...

Wenn wir mit Frankreich Frieden schließen wollen, fragen Sie einmal in Baden an, ob es denen gefallen würde, wenn die Grenze nach jeder Richtung die alte bliebe, wenn nichts geschähe gegen alle die Bedrohungen von Frankreich her, die dort so berechtigte Besorgnisse erregt haben. Hier wird eine bessere Sicherheit gegeben werden müssen. Und wenn Sie weiter sehen, nach Belgien zu: Wenn dieses Land in seiner alten Verfassung gelassen würde, was würde dann werden? Es wäre nichts anderes als ein Herd neuer Kämpfe, und dann ist in absehbarer Zeit wieder ein Ausbruch des Krieges zu gewärtigen. Glauben Sie denn, daß England einen Frieden, der ihm die Seeherrschaft zum großen Teil nimmt, machen wird, um ihn dauernd zu halten, wenn es nicht dazu gezwungen ist? Dann kennen Sie die Engländer schlecht. Ich kann nur versichern, die sehen die Sache ganz anders an. Und der Gedanke, daß man den Engländern vielleicht in ihren Interessen sehr gerecht werden müßte, ist sehr schön vom allgemein menschlichen Standpunkte aus. Aber ich muß ehrlich sagen: Wenn es sich um mein Volk handelt, ist mir die Objektivität durchaus keine sympathische Erscheinung. Es handelt sich einfach darum: was muß unser Volk haben, und das muß ihm gewährt werden! Glauben Sie, daß nach dem Kriege die Belgier oder Franzosen oder gar Engländer etwa unsere Freunde wären, daß mit dem Tage, wo der Friede geschlossen wird, wir uns in den Armen liegen und weinen vor Schmerzen und Freude? Nein, nein, meine verehrten Anwesenden. Das ist es ja: alle diese Dinge beweisen, wir stehen einer Menge von Todfeinden gegenüber, die nichts anderes wissen, als unsere Niederringung, wenn nicht heute, so morgen, und mit allen Mitteln, die ihnen zu Gebote stehen. Und da sollten wir unsererseits objektiv genug sein, nicht alles zu nehmen — ich will gar nicht sagen zu annektieren, davon spreche ich nicht —, aber militärisch, wirtschaftlich, politisch in unsere Hand zu bringen, was wir haben müssen, um dem Engländer die Pistole, die er uns bisher auf die Brust gesetzt hat, unsererseits auf die Brust zu setzen? Glauben Sie denn, daß unser Zugang zur See, der nicht mit wirklichen, realen Mitteln von uns durchgesetzt werden kann, für England etwas anderes ist, als eine ganz leere Phrase? Das ist — ich möchte beinahe sagen — jedem Kinde klar. Das sind Naturforderungen. Wenn wir unsere Rechte nicht wahren, dann ist die Zukunft unserer Kinder und Kindeskinder in Gefahr, dann ist sie preisgegeben. Das würden sie uns niemals verzeihen, und niemals würden das diejenigen vergessen, die auf den Gefilden Frankreichs und Belgiens ihr Blut gelassen haben. Sie haben sich die Zukunft Deutschlands anders gedacht, als wie bloß ein ‚remis'.

Rußland — ja, das ist eine sehr, sehr schwere Frage. Es würde unmöglich sein nach meiner Auffassung, dort die Grenze so zu lassen, wie sie war. Das können

Sie den Landesteilen, die so viel gelitten, nicht zumuten. Die Sicherung, die Deutschland an dieser Grenze braucht, die natürlich die Militärs allein zu bestimmen haben, ist eine absolute staatliche Notwendigkeit. Ich kann mir nicht denken, wie sonst eine Auseinandersetzung mit Rußland so oder so zustande kommen könnte. Ehe diese erste Forderung nicht erfüllt ist, ist unser Leben, unser Dasein unbedingt bedroht. Das müssen und können wir verhüten. Wir haben das Glück gehabt, einen Hindenburg zu finden. Den findet man nicht alle Tage. Darüber hinaus muß ich sagen, unsere baltischen Stammesgenossen zu verlassen, würde mir sehr, sehr schwer werden. Es ist das eine deutsche Forderung. Sie berührt uns näher als die Zukunft Polens ..."

Derweilen tobt in Ost und West und Süd der Völkerkrieg in unerhörter Wut, mit einer Wucht der kriegerischen Mittel, wie sie die Welt noch nie gesehen. „Was bis dahin", schreibt der Geheime Oberstudienrat Professor Hornemann im „Hannoverschen Kurier", „nie gelungen war, — am Anfang des dritten Kriegsjahres ist es unter dem starken Druck Englands erreicht: unsere Gegner kämpfen alle gleichzeitig mit Einsetzung größerer Massen als je gegen uns. Wir hoffen mit gutem Grunde, daß die eiserne Mauer unserer Fronten auch diesem Ansturm standhalten wird, ja daß neue Siege unserer Truppen weitere Erfolge zu den gewonnenen hinzufügen werden. Viele sehen in diesen Kämpfen die Höhe und die Entscheidung des weltgeschichtlichen Ringens — ich glaube, das ist eine schwere Täuschung, die uns verhängnisvoll werden könnte. Wenn wir in ihr befangen sind, können wir eine Zeitlang über den Ernst der Lage hinwegträumen, aber um so schreckhafter würde das Erwachen sein ...

Immer deutlicher hat sich im Laufe des Krieges offenbart, daß der Hort und die Stütze, der Kern und die treibende Kraft des Vierverbandes England ist. Auf Englands Reichtum und Weltmacht gründen seine Bundesgenossen ihre Siegeshoffnung; solange diese Säule steht, kommt der Vierverbandsturm nicht ins Wanken. Darum ist der entscheidende Kampf der gegen England, und er muß geführt werden mit allen verfügbaren Kriegsmitteln des Heeres und der Flotte, hart und rücksichtslos, unbeugsam und unerbittlich, bis der Gegner am Boden liegt.

Aber — so höre ich einzelne unter uns einwenden — genügt es nicht, England unsere Unbesiegbarkeit zu beweisen? Wird es nicht, wenn es sieht, daß das ‚business as usual' auf diesen Krieg nicht anzuwenden ist, nach Art des kühl rechnenden Kaufmanns einen auch uns genügenden Ausgleich suchen oder doch annehmen? Ich glaube, solche Hoffnungen sind ganz vergeblich. Seit Jahrhunderten hat England all seine Wettbewerber vernichtet oder unterworfen. Zuerst zerstörte es die spanisch-habsburgische Seemacht durch wirksame Unterstützung des niederländischen Aufstandes; darauf die See- und Handelsmacht der Niederlande, teilweise im Bunde mit Frankreich. Dann führte es den langen, wiederholt ansetzenden Kampf mit Frankreich, mehrfach mit deutscher Hilfe: jetzt sind wir die gefährlichen Wettbewerber geworden, jetzt ist England unser Todfeind. Mit dem Tode bedroht es unseren Großhandel und unsere Industrie; den entsetzlichsten Tod, den Hungertod, droht es unseren Vätern und Müttern, unseren Weibern und Kindern; Tod hat es geschworen unserm wundervollen Volksheer und unserm

Deutschen Reiche; nur als willige Arbeiter für englische und andere fremde Zwecke, gesammelt in machtlosen Kleinstaaten, als ein Völkerdünger für die übrige Welt möchte es unser Volk bestehen lassen. Zerschmetterung Deutschlands ist seine Losung; darum führte es die Einkreisungspolitik durch, trat in unsern Krieg mit Rußland und Frankreich ein und erweiterte ihn zum Weltkriege. Und was die Waffen nicht vermochten, sollte der Hunger leisten. Immer fester, immer enger zog es um uns einen ehernen Ring, der uns von der Außenwelt ganz abschneiden sollte. Eben jetzt schmiedet es die letzten entscheidenden Glieder desselben. Während Rußland mit Güte und Gewalt Rumänien zum Anschluß an den Vierverband drängt, knebelt es das wehrlose Griechenland, damit unser Verbindungsweg durch die Balkanhalbinsel von Nord und Süd zugleich bedroht werden kann. Gleichzeitig unterbindet es mit ruchloser Gewalt den Handel der nordischen Staaten und Hollands, um alle Zufuhr von dort nach Deutschland zu verhindern. Und müssen wir nicht erwarten, daß seine Hochseeflotte, sobald sie sich von ihrer Niederlage am Skagerrak erholt hat, versuchen wird, die Durchfahrt durch die dänischen Meerengen zu erzwingen, um dann weiter die Ostsee und die nordischen Staaten unter englisch-russische Gewalt zu bringen? Eine wirksame Blockade unserer Ostseeküste und die Herstellung einer Verbindung Rußlands mit dem Ozean über Skandinavien wäre die Folge ..."

Und durch all diese meerumspannenden Polypenarme schlüpft schlank und behende ein friedliches deutsches Handelsboot! Trotz verbündeter „Blockade", trotz Aufgebots von einigen dreißig Kriegsschiffen bringt es unser Unterseehandelsboot „Deutschland" mit ihrem prächtigen „Kaptein" König und seinen wackeren Leuten fertig, unversehrt das Weltmeer von Bremen bis Baltimore und zurück zu durchqueren. Das ist wahrlich eine Leistung, die den jubelnden Dank der Heimat, die staunende Bewunderung einer Welt verdient hat, und freudig stimmen wir in den Ruf unseres Kaisers ein: „Vivant sequentes!"

Aber es ist, wie die „Deutsche Tageszeitung" hervorhebt, — um die Bedeutung des Handels-U-Boots-Verkehrs richtig zu werten — doch nötig, sich auch über die Grenzen dieses Verkehrs klar zu sein. „Nach den Berichten aus Bremen und nach der Wertung in einem großen Teil der deutschen Presse scheint man auf dem besten Wege zu sein, jene Grenzen der Bedeutung durch Übertreibungen zu verwischen. Wir vermögen nicht zu folgen, wenn der Berichterstatter eines Blattes die Ankunft der ‚Deutschland' in Bremen mit der Schlacht von Tannenberg und mit der Unterzeichnung des bulgarisch-türkischen Bündnisses vergleicht, und ebensowenig, wenn andere eine außerordentliche politische Bedeutung der ‚Deutschland'-Fahrt behaupten, oder noch andere mehr oder weniger deutlich durchblicken lassen, daß der begonnene deutsch-amerikanische Unterseehandelsverkehr eine neue Ära in den politischen deutsch-amerikanischen Beziehungen darstellen werde oder gar deren Grundlage und Angelpunkt, welchem alles andere unterzuordnen sei. Für unsere Beziehungen zu den Vereinigten Staaten, politisch betrachtet, vermögen wir der Fahrt der ‚Deutschland' keine Wirklichkeitsbedeutung zuzumessen. Der amerikanische Botschafter, Mr. Gerard, sagt in seiner Glückwunschdepesche an die Deutsche Ozean-Reederei, sie habe durch die ‚Deutschland'-Fahrt sehr viel zur Förderung der freundschaftlichen Gefühle zwischen Deutschland

und Amerika getan, außerdem die tüchtigen Eigenschaften der deutschen Kaufleute und Seeleute gezeigt. Man soll bei Glückwunschdepeschen und ähnlichem nicht jedes Wort auf die Wagschale legen, aber wir müssen in diesem Falle doch die Auffassung betonen, daß an dem relativen und absoluten Werte der mehr oder minder freundschaftlichen Gefühle zwischen Deutschland und Amerika — von rein persönlichen Beziehungen abgesehen — nichts geändert worden ist und nichts geändert werden wird. Wenn Mr. Gerard in seiner Unterredung mit einem Münchener Berichterstatter sagt: ‚die Reise sei sicherlich seit langer Zeit das wichtigste Ereignis in den Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland gewesen', so muß das mit der selben Entschiedenheit in Abrede gestellt werden wie die weitere Bemerkung des Botschafters: ‚Ich kann sagen, daß der Kapitän und die Erbauer dieses Schiffes dem deutschen Volke in Amerika einen großen politischen Erfolg geschaffen haben.' Unter einem politischen Erfolge wäre ein Erfolg zu verstehen, der sich auf politischem Gebiete zugunsten der deutschen Sache einstellte. Wir unsererseits sind nicht nur davon überzeugt, sondern halten es für selbstverständlich unter amerikanischem Gesichtspunkte, daß die Politik der Vereinigten Staaten dem Deutschen Reiche bzw. Großbritannien gegenüber sich auch nicht um einen Zentimeter von derjenigen Linie entfernen wird, auf der sie sich bewegt haben würde, wenn die ‚Deutschland' ihre Fahrt nicht gemacht hätte.

Wir möchten vor der alten, so oft bewährten deutschen Schwäche und der Empfänglichkeit für den angenehmen Gedanken warnen, daß das deutsche Volk und Reich durch technische, seemännische und andere Leistungen ‚moralische Eroberungen' in anderen Ländern machen werde, welche diese dann zur sogenannten Deutschfreundlichkeit und einer dieser entsprechenden Politik bekehrten. Der Präsident, Herr Lohmann, hat in seiner Rede mit besonderer Freude festgestellt, daß alle wahrhaften Amerikaner mit warmer Genugtuung die Ankunft der ‚Deutschland' begrüßt hätten. Wir kennen aber die Amerikaner gut genug, um zu wissen, daß sie jedes außerordentliche Ereignis in ihrer Freizeit mit Freude begrüßen, mit Anerkennung nicht kargen, sich aber niemals eine Sekunde durch solche Dinge in ihrem politischen oder sonstigen Geschäft beeinflussen lassen.

Also, wie der griechische Weise sagt: medén agán (nichts im Übermaß). Und vor allem Erstickung in der Geburt allen Gedanken an ‚moralische Eroberungen', so lieb solche Gedanken uns Deutschen auch zu sein pflegen."

Wenn es auf unsere „moralischen Eroberungen" angekommen wäre, dann müßten wir durch unsere Leistungen auf allen Gebieten der Wissenschaft, Kunst, Industrie, des Handels, Verkehrs usw. schon die ganze Welt „erobert" haben. In Wirklichkeit sehen wir uns aber einer Welt von Feinden gegenüber und wir müssen alle nur denkbaren Mühen und Opfer aufbringen, um uns nur unserer Haut zu wehren. — „Leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen." Wir haben uns immer zuviel um die „Gedanken" gekümmert und zu wenig um die „Sachen". Ein gesunder Ausgleich wäre auch — ein Kriegsziel.





Unsere größte Gefahr

Die erhabenste Wahrheit des ungeheuerlichen Ringens hat Fürst Bülow in seiner „Deutschen Politik“ geprägt:

„Aber das Größte dieser Zeit ist doch und bleibt das Heldentum des einfachen deutschen Kriegers ...“

Nicht genug können wir hinter der Front uns von dieser erdrückenden Wahrheit ergreifen und durchdringen lassen. Wie klein in ihrem eisig klaren Lichte müssen wir uns erscheinen, welche Zentnerlasten von Verantwortungen bürdet sie uns auf, wenn wir in Worten über die Möglichkeiten des Kriegs uns ergehen, mit Worten Kriegsziele stecken, die nicht wir erreichen können, die von denen da draußen mit ihrem Blut und ihrem Leben erkämpft werden sollen. Ist es nicht nach den übermenschlichen Opfern, die sie für unsere Freiheit und Sicherheit bereits gebracht haben, als sähen wir ihre klagenden Augen auf uns gerichtet —: „Macht ein Ende, ein Ende!“

Wer aber, der nicht etwa zu einer gewissen Sorte ewig vergnügter „Unabkömmlicher“ gehört oder in den Schlamm schändlichen Kriegswuchers sich wohlig eingewühlt hat, welcher Deutsche, der des Namens noch wert ist, fühlte nicht auch diese klagenden Blicke auf sich brennen, wem gingen sie nicht wie ein Schwert durch das Herz? Und wer, dem Berufs- und Gewissenspflicht das Wort in den Mund, die Feder in die Hand legen, zu seinem bescheidenen Teile an des Vaterlandes gegenwärtigem und künftigem Wohle mitzuwirken, würde nicht lieber die Sprache verlieren, seine Feder zerbrechen, ehe er das grausige Schlachten, die unausdenkbaren Opfer seiner kämpfenden und blutenden Brüder auch nur um eine Minute länger hinausziehen wollte, als es in den — nicht von uns Deutschen gesetzten Grenzen möglich ist?

Denn das ist die Tatsache, über die wir nicht hinauskönnen, und die dennoch immer wieder auf den Kopf gestellt wird: die Grenzen der Friedensmöglichkeiten sind weder von uns gesteckt, noch liegt es heute in unserer Macht, sie zu stecken; es sei denn, daß wir unsere Feinde um Frieden bitten, das heißt: uns für besiegt erklären, auf Gnade und Ungnade uns ihnen ergeben. Denn darauf läuft's hinaus, das ist die nackte, dürre Wirklichkeit. Wer sie nicht sehen will, redet um die Sache herum, treibt ein Spiel mit Worten, wo es um nicht weniger als um alles geht, täuscht sich und täuscht andere.

Es ist freilich dankbarer, findet freundlicheres Gehör, das Wort „Frieden" wie eine Schallplatte auf der Walze zu führen, als sich mit den harten Tatsachen, den gegebenen Möglichkeiten auseinanderzusetzen. Es ist vor allem viel wohlfeiler, denn man braucht sich ja nicht erst mit der lästigen Frage zu bemühen, auf welchem Wege, mit welchen Mitteln dieser „Friede" herbeigeführt werden und wie er denn eigentlich aussehen soll. — Aber nicht einmal die „internationalen" Sozialdemokraten der feindlichen Länder, diese trefflichen Verbrüderungskünstler — vor dem Kriege und Verwandlungskünstler im Kriege, haben für die friedensfreundlichen Anbiederungsversuche ihrer deutschen Genossen etwas anderes übriggehabt, als gellendes Hohngelächter und beißenden Spott. Was sie nicht abhalten wird, — nach dem Kriege wieder als erfolgreiche Verbrüderungskünstler aufzutreten.

Der deutsche Reichskanzler — und dies ist die wichtigste, die entscheidende Tatsache — hat sich bereit erklärt, jederzeit in ernsthafte Friedensverhandlungen einzutreten. Damit hat er den Gegnern die Hand entgegengestreckt, hat er — deutlich genug — den Anfang gemacht. Die Tatsache ist noch lange nicht scharf genug ins Licht gerückt worden. Mehr als seine Bereitwilligkeit zu Friedensverhandlungen erklären konnte der leitende Staatsmann einer kriegführenden Großmacht nicht. Was, stellt man sich denn vor, könnte er in einer politischen Wetterlage, wo dem Friedensgedanken ringsherum Eisblöcke entgegenstarren, sonst noch tun, — nachdem sein gar nicht mißzuverstehendes Entgegenkommen mit pöbelhaften Schimpfereien gelohnt wurde, den Feinden nur den Kamm hat höher schwellen lassen? Solange sie durch jede Kundgebung deutscher Friedfertigkeit und Versöhnlichkeit in ihrem Glauben an den bevorstehenden „Zusammenbruch" Deutschlands und damit in ihrem Kriegs- und Vernichtungswillen nur bestärkt werden, muß man schon aus einer anderen Welt oder abgerundeter Narr sein, um von derartigen Anwandlungen noch etwas anderes zu erwarten, als einen weiteren kräftigen Ansporn, den Krieg nun erst recht und bis zum Weißbluten fortzusetzen. Blindheit allein kann heute noch an der regelmäßig sich wiederholenden Erfahrung vorbeisehen, daß die „Kriegsziele" der Feinde sich um so schamloser auswachsen, je bescheidenere aus unserer Mitte ihnen bekannt werden. „Frieden, Frieden!" wird bei uns mehr brünstig als bedacht in den Wald gerufen, — aus dem englischen Walde aber schallt es uns zurück:

„1917 oder 1918 können wir (mit den Bundesgenossen und Kolonien) Armeen ausgerüstet haben, die auch die verzweifeltsten Anstrengungen der Feinde zuschanden machen. Hinzu kommt noch unsere Seeherrschaft, die einen demoralisierenden Einfluß ausübt. Deshalb ist es unbedingt erforderlich, daß wir uns nur dann zufrieden geben, wenn alle unsere Forderungen bewilligt sind. Die öffentliche Meinung in England steht hinter diesem Kriege. Wir haben so große Opfer gebracht und wir sind so erbittert über die Treulosigkeit und über die Greueltaten der Deutschen, daß das englische Volk nicht davor zurückbeben würde, das Ministerium in einer Reihe zu hängen, wenn es sich geneigt zeigen sollte, uns beim Friedensschluß um die Früchte unserer ungeheuren Mühen zu bringen."

So dankt und dient die „Times" in einem Leitaufsatze ihres militärischen Mitarbeiters den deutschen Friedensglöcknern. Man kann zuweilen auch zu früh aufstehen, und es schallt nicht immer so aus dem Walde zurück, wie man hineinruft. Wer noch fähig ist, die Dinge zu sehen, wie sie sind, nicht wie er sie haben möchte, sollte sich doch allen Ernstes und kühlen Kopfes die Frage vorlegen, ob er denn durch das fortgesetzte Hinausschreien seiner Wünsche auch zu ihrer Verwirklichung hilft und nicht eher zum Gegenteil.

Ich fürchte, man gibt sich bei uns über den Kriegs- und Siegeswillen unserer Feinde Täuschungen hin, die uns noch zum Verhängnis werden können, und für die dann das Heldentum des einfachen deutschen Kriegers noch mit weiteren furchtbaren Blutopfern wird aufkommen müssen. Unsere Feinde stellen sich als Feinde nun einmal anders zu uns als wir zu ihnen, sie sehen die Dinge und Möglichkeiten mit ihren Augen, nicht mit den unseren. Täuschen wir uns darüber, so laufen wir die größte Gefahr dieses Krieges, sind wir selbst, nicht England, unser schlimmster Feind!

Was ist denn Englands heißester Wunsch und Wille? Doch kein anderer, als das unzerbrechliche Heldentum des deutschen Kriegers dadurch zu brechen, daß es unsere moralische Kraft zermürbt! Und wir sollten England diesen Gefallen tun? — Dann müßten wir uns schon mit dem Gedanken einer englischen Oberherrschaft befreunden. Die Buren haben sich nach ihrer Unterwerfung ja sehr schnell mit diesem Gedanken ausgesöhnt. Wenn England nur könnte, — glaubt irgendwer, daß es nicht gegen uns die selben bewährten Mittel zur Unterwerfung anwenden würde? Hat es nicht schon den ehrlichsten Willen, auch unsere Frauen und Kinder verhungern und verkommen zu lassen?

Manche Deutsche würden sich dann vielleicht immer noch trösten: „Wir Wilden sind doch bessere Leute." Aber täuschen dürfen wir uns nicht, daß dies dann auch der einzige Trost wäre ... J. E. Frhr. v. Grotthuß

*

Noch sind diese Betrachtungen nicht in den Händen des Setzers, da erfahren sie eine neue Bestätigung:

„Rumänien erklärt Österreich-Ungarn den Krieg."

Österreich-Ungarn oder wir — das ist eines.

Eine Fügung will's, daß zu gleicher Zeit die Kriegserklärung Italiens an Deutschland gemeldet wird. Eine überflüssige, aber — notwendige Erinnerung ...

Ich hätte wohl noch einiges zu sagen, aber ich möchte nicht zu deutlich werden. Und gerade darum könnte es mißverstanden werden. Auch Treitschke (siehe S. 824) könnte heute mißverstanden werden ...

Mit Gott und Hindenburg! Gr.

* * *

Baralong-Vergeltung

„Über ein halbes Jahr", schreiben die „Leipziger Neuesten Nachrichten", „ist seit der Besprechung des Baralong-Falles im Reichstage verflossen. Nunmehr teilt die Reichsregierung in einem Weißbuche, das den Tatbestand enthält, dem Reichstage mit, welche Vergeltungsmaßregeln sie inzwischen getroffen hat. Als solche haben wir die letzten Zeppelinangriffe auf England zu betrachten. Die Zerstörung militärischer Anlagen und Hilfsmittel durch unsere Luftkreuzer ist ein Teil unserer Kriegführung. Sie ist unabhängig vom ‚Baralong'-Fall stets in Übung gewesen und konnte, an und für sich, als der Herausforderung entsprechende Vergeltung nicht wohl in Betracht kommen. Sie konnte zur Vergeltung nur herangezogen werden, weil — wie man jetzt erfährt — die früheren Luftangriffe auf England nicht mit der vollen Rücksichtslosigkeit geführt worden sind, die das Völkerrecht gestattet hätte. Die Reichsregierung erklärt, im Schlußworte des Weißbuches, daß erst ‚seitdem' — seit England es abgelehnt hat, die Mörder vom ‚Baralong' zu bestrafen — die Waffe des Luftschiffes ‚rücksichtslos' ausgenutzt werde. Nicht etwa rücksichtslos im unbedingten Sinne des Wortes, sondern immer noch ‚innerhalb der Grenzen des Völkerrechts', das von ehrlosen Gesellen nach Art des Kapitäns Mc Bride mit Wissen und Willen der englischen Regierung schnöde gebrochen wird. Mancher wird, aus einem amtlichen Schriftstücke der deutschen Regierung, mit Staunen so die Bestätigung dafür entnehmen, daß der Luftkrieg gegen England vordem in der Tat schonender geführt worden ist, als es innerhalb der Grenzen des Völkerrechts nötig gewesen wäre! Ob die wortkarge Art, wie das Weißbuch diese befremdliche Tatsache schwarz auf weiß darstellt, zweckmäßig ist, wird abzuwarten sein. Im Reichstage wird doch vermutlich sehr entschieden nach den Gründen gefragt werden, die für diese Vorzugsbehandlung unseres Hauptfeindes maßgebend waren. ... Was hat denn eigentlich die englische Bevölkerung vor der französischen oder russischen, was hat sie vor der neutralen griechischen, was endlich hat sie vor der der deutschen Grenzgebiete voraus, daß die einzige Waffe, die den Urheber und Schürer des Krieges auf seiner Insel anpacken kann, gegen sie zeitweise nicht mit der ganzen Wucht angewandt wurde, die völkerrechtlich erlaubt gewesen wäre? Die Hinterbliebenen der Opfer des ‚Baralong'-Mörders werden dieser Frage wohl vergeblich nachsinnen, und nicht wenig gute Deutsche mit ihnen."

*

Feurige Kohlen

Die Stockholmer „Nya Daglight Allehanda" schreiben (unter dem 5. Aug.):

„Es ist von zuverlässiger Seite angegeben worden, daß die deutsche Regierung genaue Berichte über die Verwüstungen der Russen in Ostpreußen gesammelt hat, aber daß sie ihre Veröffentlichung nicht zuläßt, um die Volksstimmung nicht aufzuhetzen. Die Absicht ist, die Russen nach dem Schluß des Krieges für ihre Untaten zu beschämen. Und ihre kulturellen Bundesgenossen mit ihnen ..."

*

Die Kraft des Landes

Ein gutes Wort aus der Frankfurter Rede des Abgeordneten von Heydebrand sei an dieser Stelle noch aufgehoben:

„So gut wie in einer großen Partei eine mildere Richtung unter Umständen ihre Notwendigkeit hat, um zu zügeln und zu mäßigen, was zu gewissen Stunden am Platze ist, so wesentlich ist es, daß Parteien Männer unter sich haben, die von Begeisterung und Leidenschaft getragen sind, in gewaltigen Momenten ihre Stimme zu erheben wissen und nicht jedes Wort so auf die Goldwage legen, wie es vielleicht Redner tun würden, die sich für einen philosophischen Vortrag vorbereiten. Solche Leute sind die Kraft unseres Landes, und eine Partei und das Land muß sie ertragen können. Solche kraftvollen Naturen leisten vielleicht an anderer

Stelle und zu anderer Zeit, was ein anderer nicht leisten kann. ‚Wär' ich besonnen, wär' ich nicht der Tell', das wollen wir uns gesagt sein lassen. Solche Leute sind auch manchmal die, die da hintreten und Dinge leisten, die ein anderer nicht kann und nicht will."

*

Eine Frage

Nach halbamtlichen Andeutungen wurde zwischen Deutschland und der Türkei annähernd nach dem Muster des alten Dreibundes ein Bündnisvertrag abgeschlossen, der auch nach Beendigung des Krieges in Kraft bleiben soll.

Auch die englische Regierung schließt ohne Zuziehung des Parlaments internationale Verträge ab, hält sich aber für verpflichtet, falls sie nicht aus besonderen Gründen gänzliche Geheimhaltung bewahrt, also keinerlei Mitteilungen darüber veröffentlichen läßt, diese Verträge bei erster Gelegenheit der Volksvertretung vorzulegen.

Sollte sich nicht dasselbe Verfahren der Reichsregierung empfehlen? Nachdem die Tatsache eines deutsch-türkischen Bündnisvertrages bekanntgegeben worden ist, haben Volk und Volksvertretung ein gutes Anrecht, auch nach den beiderseitigen Abmachungen und Zugeständnissen zu fragen.

*

Nationale Selbstkasteiung

Ein italienisches Oberkommando hat sich für seine verlogenen Anschuldigungen des Ausdrucks „Vandalismus" bedient. Das k. u. k. Kriegspressequartier in Wien übernimmt in seiner Erwiderung diese Verleumdung der germanischen Vandalen — ohne natürlich sich etwas Böses dabei zu denken. Um so notwendiger ist es, immer von neuem darauf hinzuweisen, daß der gegen die Vandalen seit Jahrhunderten erhobene Vorwurf falsch ist, und daß die sprichwörtliche Bezeichnung Vandalismus für Handlungen sinnloser, kulturwidriger Zerstörungswut eine bittere geschichtliche Ungerechtigkeit gegen die germanischen Eroberer Roms bedeutet. Die Vandalen standen den damals längst entarteten Römern nur an äußerer „Zivilisation" nach, an wahrer Kultur und innerer Sittlichkeit waren sie ihnen weit überlegen. Die Zerstörung der Kunstdenkmäler Roms war, wie die neuere geschichtliche Forschung einwandfrei festgestellt hat, das Werk des eigenen römischen Pöbels.

Deutsche Selbstachtung gebietet es, die mit dem Namen der germanischen Vandalen bisher schier unausrottbar verbundene falsche Vorstellung mit allen Wurzeln auszubrennen. Aber wie oft schon ist diese Forderung auch im Türmer erhoben und begründet worden! Wie lange wollen wir uns — nicht nur von anderen verunehren lassen, sondern auch noch selbst beschimpfen? Ist dieses Gelüst, sich ohne Grund nach mittelalterlich-mönchischer Weise zu kasteien, nicht schon mehr ein perverses?

Wir brauchen nicht erst ins Mittelalter zu tauchen, um diesen Trieb, uns bei sonnenklarem Rechte freiwillig schnöden Unrechts zu bezichtigen, in selbstzufriedener Auswirkung zu finden. Ja, in der Tat: in einer Auswirkung, die sich darauf noch etwas zugute tut, — nicht ohne gewisse „großzügige", erdünkelt „vornehme" Geste.

„Vandalen" in dem sprichwörtlichen Sinne sind wir immer nur — gegen uns selbst gewesen.

*

Hardens Jakobsleiter

Die Sache ist ja eigentlich zu dumm! Aber auch der Stumpfsinn kann eine Höhe erklettern, die den „Wanderer still zu stehen" und zu neidloser Bewunderung zwingt. — Es ist die „Frankfurter Zeitung", die schreibt:

„Wenn ein deutscher Schriftsteller sich über Deutschlands Aussichten mit der düsteren Miene einer Kassandra äußert, so hat er gegenwärtig alle Aussicht, bei dem urteilslosen Teil der Ententepresse als ein Mann von tiefem Verstande, einer seltenen Prophetengabe und als der bedeutendste Publizist Deutschlands gerühmt zu werden. Diese Stellung nimmt gegenwärtig Herr

Harden in französischen und englischen Blättern ein. (Haben ihn denn die treulosen Italiener, die sein Bildnis neben dem ihres Rè d'Annunzio brachten, schon vergessen und verraten? — Und das ihn feiernde dankbare Amerika unseres väterlichen Freundes Wilson —? D. T.] Ein Artikel, den eine der letzten Nummern der ‚Zukunft' enthalten hat, und in dem der Verfasser ausgesprochen zu haben scheint — wir haben den Artikel nicht gelesen —, daß Deutschland der Verelendung entgegengehe, ist in der englischen Presse viel wiedergegeben worden, als ein Beweis, daß es mit Deutschlands Widerstand zu Ende sei. Auch die liberale ‚Daily News' hat diesen Artikel wiedergegeben und ihm sogar einen Leitartikel gewidmet. Darin zerbricht sich die Redaktion den Kopf darüber, weshalb Herr Harden so schreibe, und sie bemerkt dazu, es sei ja wohl denkbar, daß er der Regierung, die ihn gezwungen habe, seine Zeitschrift in der Schweiz herauszugeben, Unbequemlichkeiten bereiten wolle, aber es sei nicht anzunehmen, daß er seine Rache so weit treiben werde, um nicht dennoch den Erfolg Deutschlands zu wünschen.

Darüber machte sich nun die ‚Times', in deren Redaktion offenbar jemand sitzt, der von Harden und seiner ‚Zukunft' etwas mehr weiß, lustig. Sie macht darauf aufmerksam, daß Herr Harden Sensationen nicht abgeneigt sei, und sicherlich werde es ihm besonderes Behagen bereiten, wenn er die Bemerkungen seiner englischen Kommentatoren lese. Er liebe es, sich selbst zu zitieren, um darzutun, wie weise er lange vor seinen Zeitgenossen gewesen sei, und so habe er jetzt einen Artikel wieder abgedruckt, den er nicht jetzt, sondern vor zwei Jahren, im September 1914, in der sechsten Kriegswoche, veröffentlicht habe. Daraus habe dann die englische Presse einen Überblick über die gegenwärtige Lage gemacht. Was Harden sage, möge den deutschen Behörden nicht angenehm sein, aber offenbar hätten sie ihn ruhig schreiben lassen, wahrscheinlich, um in England eine neue Friedensbewegung zu erzeugen [Schon möglich! D. T.]; denn die ‚Zukunft' erscheine, abgesehen von einer einzigen Nummer, die ganze Zeit über ohne Belästigung in Berlin, nicht in der Schweiz."

Diese Darstellung ist aber der ‚Daily News' viel zu einfach und nüchtern. Sie nimmt also wieder das Wort, um sich — in Fortsetzungen — weiter ihren „Holzpapier"-kopf über das „Hardenproblem" und das „Geheimnis der ‚Zukunft'" zu zerrütten. So kommt Harden auf seine Rechnung, und unsere Schätzung des internationalen Pressrummels und ihres deutschen „Champions" geht auch nicht ganz leer aus.

Nur — der Laubfrosch darf sich beklagen. Über unlauteren Wettbewerb. Der Laubfrosch verfügt in seiner Gefangenschaft nur über wenige Leitersprossen, und doch benützt er sie einsichtsvoll und nach Kräften zu verläßlicher Wetterverkündigung. Die Stufenleiter des deutschen „Champions" der feindlichen Presse ist schon eine wahre Jakobsleiter, und doch dient sie seinem Wahne politischen Prophetentums nur zu eitel glänzender Selbstbesonnung in den Sphären — bleiben wir in den Bildern des Meisters —: babylonischer Sprachverwirrung. Gr.

*

Ein neuer Unterrichtsgegenstand für die englischen Schulen

Schon im Laufe des Krieges wurden die englischen Schulen von übereifrigen Lehrern zur Entflammung des Deutschenhasses in den kindlichen Gemütern mißbraucht. Ein Erlaß der englischen Regierung vom August ordnet an, daß die Kinder über die deutschen Greuel und Barbarentaten unterrichtet werden müssen. Saftigen Stoff dazu haben die englische Sensationspresse und Kolportageliteratur in überreicher Fülle geliefert. (Näheres darüber bei Dehn, England und die Presse, S. 155 u. ff.) Eine Sammlung englischer Verleumdungen übelster Art enthielt der sog. Brycebericht vom Mai 1915 über die angeblichen deutschen Untaten in Belgien nach Aussagen von ungenannten Zeugen mit Beschreibungen abgehackter

Frauenbrüste, verstümmelter Säuglinge, gekreuzigter Kinder usw. Vorbedacht und planmäßig läßt die englische Regierung die Volksstimmung aufreizen, um die Kriegsbegeisterung lebendig zu erhalten. Selbst das heranwachsende Geschlecht soll von dem angeblichen Hort des Weltfriedens durch bösartige Verleumdungen mit Völkerhaß vergiftet werden!

P. D.

*

„Die Früchte unseres Sieges"

Aus der Zeitungsunterredung eines Oberbefehlshabers: „Ich kann nur sagen: Wehe dem, der es wagt, unser Land zu betreten! Sie haben tapfer gegen Serben, Engländer und Franzosen für die Befreiung Mazedoniens gekämpft, sie werden aber mit Erbitterung und Wut kämpfen, sollte jemand versuchen, uns die Früchte unseres Sieges zu rauben, die wir so sorgsam hüten, weil sie Teile unseres Körpers und unseres Blutes sind."

Es ist General Schekow, der so von seinen Bulgaren, Soldaten, Offizieren, von dem Glauben an die Größe des Vaterlandes, der zutiefst in allen wurzele, spricht. „Wie ich, so erkennt jeder bulgarische Soldat die Bedeutung des historischen Augenblicks. Er ist sich der Verantwortung vor der gegenwärtigen und den zukünftigen Generationen bewußt, weil alle wissen, daß Bulgarien nur heute oder niemals triumphieren kann."

Blüh' im Glanze dieses Glückes, tapferes Bulgarenland! Ed. H.

*

Man muß nur Weil heißen

In Genf lebt ein Fahrradhändler, Franzose, der einen sich dort aufhaltenden elsässischen Viehhändler namens Weil, der sich bei Kriegsausbruch der deutschen Wehrpflicht entzogen hat, für einen deutschen Spion glaubte halten zu können. Er lud ihn daher zu einer Autofahrt ein und spielte ihn an der Grenze der benachrichtigten französischen Gendarmerie in die Hände.

Solche Vorfälle sind in diesem zurzeit halbverrückten Milieu nicht so außerordentlich, und wenn der fahnenflüchtige Deutsche ein einfacher Boche wäre und Müller hieße, so deckte sich allem Vermuten nach der behutsame Mantel der Neutralität, Zensur usw. darüber, wobei in dem Fahrradhändler noch immer ein welschschweizerischer Nationalheld entstanden bliebe. Nun muß man nur die Wichtigkeit des Vorfalls mit erleben, da es sich um einen Sproß des Deutschen Reiches handelt, der nicht Müller heißt. Die französische Kolonie in Genf ist mobil gemacht worden, um die einmütige Mißbilligung ihres allzu patriotischen Landsmannes auszusprechen, der nicht ganz humorlos Allaigre heißt. Die Genfer Polizei hat sich das Ungeheuerliche geleistet, den Fahrradmann, obwohl Franzose, zu verhaften und wird ihm wegen Verletzung der bundesrätlichen Neutralitätsverordnung den Prozeß machen lassen. Ein Genfer Advokat ist schon nach Paris abgesaust, um der Befreiung des in seinen heiligsten Empfindungen verkannten Weil die nötige internationale Bedeutung beizulegen, und erst die Zeitungen kennt man gar nicht wieder, die doch sonst schon beinahe in jedem ehrsamen Deutschschweizer, der noch seinen Verstand beisammen hat, einen der Spione Wilhelms II. sehen. F.

*

Die deutsche Frau als Siegespreis

Aus dem farbigen Gewimmel, das die gelichteten Reihen unserer Feinde auffüllen muß, hebt der Kriegsberichterstatter W. Scheuermann die Senegalneger besonders hervor. Die aus der Sommeschlacht gefangen bei uns eingebrachten haben sich unseren Dolmetschern gegenüber mit der unübertünchten Offenheit echter Wilder über ihre Teilnahme am Kriege geäußert. „Man hatte ihnen, und zwar haben das Offiziere des zivilisierten Volkes der Franzosen getan, als Siegespreis eine weiße Frau versprochen. In Deutschland gebe es sehr schöne weiße Frauen, besonders viele blonde. Deutschland liege gleich hinter den Schützen-

gräben der Deutschen; anderen hat man gesagt, Deutschland liege ganz nahe, es fange gleich hinter dem breiten Flusse (der Somme) an. Die weiße Frau könnten sie sich selbst aussuchen. Das haben die schwarzen ‚Kulturkämpfer‘ übereinstimmend bekundet, so daß kein Zweifel darüber besteht, daß ihnen ‚die weiße Frau‘ in bindender Form von ihren militärischen Vorgesetzten versprochen worden ist.“

*

Wie Graf Zeppelin denkt

Nach Mitteilungen eines Gewährsmannes, der Gelegenheit hatte, die persönlichen Ansichten des Grafen Zeppelin über unsere Kriegsmittel und Kriegsziele kennen zu lernen, berichten die „Berliner Neuesten Nachrichten“:

„Mit den alten nationalen Parteien und der gesamten Marine (bei vielleicht noch nicht einmal fünf oder sechs Ausnahmen) vertritt Graf Zeppelin die Auffassung, daß ohne die Erringung freien Zutritts zum Ozean und der Freiheit der Meere aus eigener Kraft dieser Krieg umsonst gewesen, ja daß er in Wirklichkeit verloren sein würde. Anscheinend geht der alte Graf bei Abschätzung der Notwendigkeiten und der Mindestforderungen zu dem erwähnten höchsten politischen Zweck noch weiter, als die politischen und nationalen Kreise gehen, die sich über ihre Auffassungen ja sachlich nicht sehr weit und tief aussprechen können. Auch Graf Zeppelin glaubt ferner, daß wir über die Mittel verfügen, die unseren Hauptfeind in dieser Beziehung (unseren Hauptfeind vielleicht überhaupt, jedenfalls aber das Zentrum des uns feindlichen Willens in allen fünf Erdteilen) niederzwingen können zur Anerkennung des Erwerbs derjenigen ‚realen Garantien‘, die allein uns Zukunft, Friede, Freiheit und Entwicklung ‚garantieren‘. Das vorzeitige Gerede von neuem Kolonialerwerb als ablenkendes Kriegsziel für die Phantasie des mit Bequemlichkeitspolitik vielleicht unschwer irrezuführenden deutschen Volkes betrachtet auch der Erbauer der Werften von Friedrichshafen als eine unzeitige Geburt, als gefahrdrohende Ablenkung von dem Ernst des alleinigen, wahren und siebzehnfach notwendigen Kriegsziels. Und Graf Zeppelin ist der Überzeugung, daß nie wieder eine so glückliche Überlegenheit der deutschen Wehrmacht in einigen wichtigsten technischen Beziehungen uns die Möglichkeit des notwendigen Erfolges und die Übermacht verleihen kann, über die wir jetzt durch die Gunst der Vorsehung, durch die eigene Tüchtigkeit, durch das Genie unserer Erfinder verfügen.

Graf Zeppelin glaubt, daß unsere Überlegenheit an schweren Geschützen, unser Besitz an den vortrefflichsten und gebrauchsfähigsten Unterseebooten und endlich unser Vorsprung in Gestalt der Zeppeline, denen die Feinde nichts Gleichwertiges zur Seite und entgegenstellen können, uns einen Sieg gegen die halbe Welt ermöglicht, dessen Wahrscheinlichkeit nur höchst leichtsinnige Menschen als vielleicht einmal wiederkehrend bezeichnen können. Wenn wir diese Überlegenheit jetzt nicht nützen — bis aufs äußerste nützen —, sieht der alte Graf schweres Unheil heraufziehen.

Auch in bezug auf Nordamerika denkt Graf Zeppelin, wie jeder politisch Unbefangene und Unterrichtete, wie jeder, der von ernsthaftem nationalpolitischem Wollen erfüllt ist und dabei Hauptsache und Nebensache, Kern und Schale zu unterscheiden weiß. Eine schwere Trübung unserer Beziehungen zu Nordamerika nimmt der Graf nicht leicht; aber ihm geht die Durchsetzung des Sieges vor.“

*

„Es ist auffallend“ — —

Der „Nieuwe Haarlemsche Courant“ urteilt in einem Leitaufsatz „Zweierlei Unrecht“:

„Es ist auffallend, wie ein großer Teil der holländischen Presse bei dem Unrecht, das uns in der letzten Zeit geschehen ist, sich so scharf ausgelassen hat nach der einen und so kraftlos im Ton nach der anderen Seite. In den Zeitungen ist augenblicklich ein Bestreben kenntlich, heftig zu protestieren,

weil ein verirrtes Luftschiff über unser Land gefahren ist, während andererseits kein Wort mehr verloren wird über das allergrößte Unrecht, das England uns Tag für Tag antut.

Beide Vorfälle sind völkerrechtlich ‚Unrecht', aber sie sind, was Bedeutung und Folgen anbelangt, fast nicht zu vergleichen. Es ist natürlich töricht, zu glauben, daß ein solches Luftschiff über unserem Lande spionieren will; weder materiellen noch moralischen Schaden hat ein verirrter Zeppelin bei uns angerichtet.

Demgegenüber steht der Anschlag der Engländer auf unsere Fischerei; England wird widerrechtlich den Fang unmöglich machen, indem die Schiffe erst losgelassen werden, wenn kein Hering mehr zu fangen ist.

Es ist unbegreiflich, daß die öffentliche Meinung sich nicht stärker und einträchtiger ausspricht gegen diesen Überfall auf unser gutes Recht.

Das Ärgste ist, daß ein großer Teil unserer Presse der falschen Richtung der öffentlichen Meinung folgt, anstatt sie auf den richtigen Weg zu führen.

Es ist deutlich erkennbar, daß unser Volk durch Gefühlsüberhebungen langsam in eine falsche Richtung getrieben, zweierlei Maßstab anlegt."

Nach den letzten Meldungen haben sich die holländischen Reeder den englischen Befehlen auch in der entscheidenden Fischereifrage gehorsam unterworfen. „Gefühlsüberhebungen" spielen dabei wohl weniger eine Rolle, als die nüchterne Abwägung, von welcher der kriegführenden Parteien die größere Entschlossenheit und die unangenehmeren Folgen zu gewärtigen sind. Bedarf das noch einer näheren Erläuterung oder Begründung?

*

Belgien und — Irland

In der Berliner Versammlung des sogenannten Deutschen National-Ausschusses (Fürstlich Wedelschen) hat sich Geheimrat von Harnack der Wendung bedient: man dürfe sich mit Belgien nicht ein neues Irland schaffen.

„Man muß sehr bedauern," schreibt dazu Graf Reventlow in der „Deutschen Tageszeitung", „daß ein solches Schlagwort gefallen ist. Es ist unverständlich, wie Herr Geheimrat von Harnack auf einen solchen Vergleich kommen konnte. Irland haben die Engländer aus Habsucht mit allen Mitteln der Gewalt und List, der Niedertracht und Grausamkeit erobert und dauernd ausgesogen. Das irische Volk war eine unabhängige, einheitlich in sich geschlossene Nation, welche nur für sich ihren Kulturzielen lebte und leben wollte. Belgien war nie eine Nation und ein Volk, sondern ist ein künstliches Gebilde, durch Zwang der Großmächte entstanden. Eine belgische Nation gibt es nicht und hat es nie gegeben, sondern der belgische Staat ist zusammengepackt worden aus den Vlamen und den Wallonen, die einander fremd sind und einander hassen. Der belgische Staat hat durch seine Regierung und seinen König nachgewiesenermaßen trotz der ihm vertraglich obliegenden Neutralität Militärkonventionen mit Großbritannien und Frankreich geschlossen, die auf dem Gedanken eines Angriffskrieges zur Vernichtung des Deutschen Reiches und zur Vergrößerung Belgiens auf Deutschlands Kosten gegründet waren. Dadurch ist Belgien in den großen Krieg hineingezogen worden. Die Entwicklung bis zur Gegenwart, die Vorgeschichte und alle sonstigen Voraussetzungen weisen auch nicht einen Schatten Ähnlichkeit mit der irisch-englischen Geschichte auf. England führte in Irland Eroberungs- und Raubkriege wie immer, Deutschland einen Verteidigungskrieg, in welchem es sich entweder freien Durchzuges durch Belgien oder Belgiens selbst versichern mußte.

Für die Zukunft muß das Deutsche Reich, wie auch der Reichskanzler gesagt hat, Belgiens weiter versichert bleiben, und zwar in einer Weise und in einem Umfange, welcher realere Grundlagen haben muß, als wie sie in der subjektiven Weisheit des Descartes: ‚Cogito ergo sum' (ich denke, also bin ich) ausgedrückt ist. In der Welt der Erscheinungen,

so traurig es ist, können eben Pelze nicht gewaschen werden, ohne daß man sie naß macht. Wir fragen aber auch in dieser Hinsicht: Wo könnte Ähnlichkeit mit Irland sein, wenn Deutschland die Vlamen befreite von dem wallonischen Joche und von der Gefahr, als germanischer Stamm und aus sich selbst sich zeugende Kultur unterzugehen? Eine solche Befreiung wäre natürlich nur möglich durch einen Schutz, den eben nur das Deutsche Reich bieten könnte und auch in der Tat bieten kann, denn es hat Belgien, insbesondere die flandrische Küste, fest in seiner Hand. Der Schutz, welchen das flandrische Volk an der Küste wie nach seiner Landseite braucht, kann nur von Deutschland kommen. Gleichzeitig aber besteht die erfreuliche Tatsache, daß Umfang und Art dieses Schutzes bis zu einem hohen Grade mit dem Selbstschutze zusammenfällt, welchen das Deutsche Reich sich selber nach Westen schuldet. Schon vor einer Reihe von Monaten hat sich die berühmte belgische Rechtsautorität Professor E. Nys, welchem man Deutschlandfreundlichkeit nicht nachsagen kann, das Wort entschlüpfen lassen: ‚Und sie (die Deutschen) würden Kretins sein, wenn sie die flandrische Küste aus der Hand gäben.‘

Die Vlamen wissen ebenso übrigens wie die Wallonen, daß eine belgische Unabhängigkeit nach dem Kriege noch mehr eine Phrase sein wird als vorher, und die Vlamen wissen insbesondere, daß ihr politischer und kultureller Untergang in dem Augenblicke Tatsache geworden ist, wo das Deutsche Reich darauf verzichtet, ihren und damit seinen eigenen Schutz in einer wirkungsvollen und dauernden, also der Machtfrage in jedem Sinne gewachsenen Weise zu übernehmen. Wir spähen vergebens nach dem ‚neuen Irland‘, welches die Perspektive des Herrn Prof. Harnack seinen deutschen Zuhörern zeigen wollte. Es würde sich hier nicht um Akte der Unterdrückung, der Grausamkeit und wirtschaftlichen Aussaugung handeln, sondern um Schutz nach außen mit den geeigneten Mitteln und auf unerschütterlicher Grundlage, ferner um Schutz nach innen und im Inneren, mit anderen Worten: um einen Akt der Befreiung und der Ordnung. Wie könnten aber Freiheit und Ordnung anders gedeihen, ja überhaupt möglich sein, als hinter dem wirksamen Schutze der Großmacht Deutschland? Über Einzelheiten uns auszulassen, verbietet sich bekanntlich, aber wir weisen den Vergleich ‚ein neues Irland‘ des Herrn Professors Harnack zurück.

Ebensowenig zutreffend ist sein Einwand: ‚wir müßten uns unseren Nationalstaat‘ erhalten. Wie könnte unser Nationalstaat leiden, wenn Deutschland das germanische Vlamenvolk befreit und wirksam nach allen Seiten schützt und die beiden Nationalitäten, welche auf dem jetzt belgischen Boden wohnen, in so geregelte Verhältnisse bringt, daß sie nicht wieder in die Gefahr kommen wie 1914 und auch keine derartige Gefahr mehr für das Deutsche Reich und den Frieden Europas bilden können? Wenn man aber über Einzelheiten und Einzelmöglichkeiten nicht sprechen kann, so finden wir doppelt bedenklich, daß Herr Geheimrat von Harnack ein so böses und schädliches Schlagwort, wie das vom ‚neuen Irland‘, in die Öffentlichkeit geworfen hat. In der Einleitung seiner Rede, übrigens ja auch im Programme des sogenannten National-Ausschusses, wird als Ziel Stärkung des Vertrauens zur deutschen Regierung bezeichnet. Glaubt Herr Geheimrat von Harnack, daß er der deutschen Regierung gerade unter dem Gesichtspunkt des Vertrauens einen Dienst leistet, wenn er den Eindruck erweckt, sie würde nicht umhin können, bei dauernder Mühewaltung für die Angelegenheiten des jetzigen Belgiens aus diesem ein neues Irland zu machen? — Wir denken in dieser Beziehung viel günstiger von der deutschen Reichsregierung. Auf alle Fälle hat sie aber ein öffentliches Mißtrauensvotum dieser Art, wie aus dem Munde des Herrn Geheimrats von Harnack, sicher nicht verdient.“

*

London in Berlin

Bald ein Jahrhundert, 91 Jahre lang, ist Berlin von einer englischen Gesellschaft, der Imperial Continental Gas Association in London, mit Gas versorgt worden. Unter dem 23. August ist nun endlich die Liquidation des in Deutschland befindlichen Vermögens dieser Gesellschaft verfügt worden.

Die Nachricht, bemerkt die „Voss. Ztg.", erweckt die Hoffnung (!), daß ein längst gehegter Wunsch sich bald erfüllt. Es wurde seit Jahren als ein unleidlicher Zustand empfunden, daß in die Gasversorgung Berlins sich ein städtisches und ein fremdländisches privates Unternehmen teilen. Ganz abgesehen davon, daß jährlich Millionen Berliner Geldes nach London flossen, wurde manche Besserung auf dem Gebiete des Beleuchtungswesens gehemmt, da die Imperial Continental Gas Association, die auf ihre Privilegien pochte, nur das eine Ziel hatte, eine möglichst hohe Dividende für ihre meist in England wohnenden Aktionäre herauszuwirtschaften. Wie wir erfahren, schwebten schon seit längerer Zeit zwischen der Stadt Berlin und der Englischen Gasgesellschaft Verhandlungen wegen Ankaufs; sie konnten jetzt selbstverständlich ohne Dazutun des Staates nicht zu Ende geführt werden. Nunmehr scheint (!) die über dieses britische Unternehmen verhängte Liquidation die Stadt Berlin um ein beträchtliches Stück näher ihrem Ziele gebracht zu haben, dessen baldige Erfüllung im Interesse des Gemeindewohls zu wünschen ist.

Am 21. April 1915 waren es 90 Jahre, daß der preußische Minister des Innern und der Polizei mit der Imperial Continental Gas Association, die sich seit einiger Zeit ‚Englische Gasgesellschaft' nennt, den Vertrag wegen Einführung der Gasbeleuchtung in den Straßen von Berlin abgeschlossen hat. Dreimal dreißig Jahre, dreimal die regelmäßige Verjährungsfrist ist darüber hingegangen, Millionen und Millionen deutschen Geldes — man spricht von mehr als einer Viertelmilliarde Mark — sind in die Taschen der englischen Aktionäre geflossen.

*

Die Vorgeschickten und die Ungeschickten

Selbst die friedensehnsüchtigsten und im übrigen auf eine starke Linksschwenkung in Deutschland rechnenden neutralen Blätter sagen, die Tätigkeit des Wedelschen Nationalausschusses begann „nicht eben geschickt" (vgl. z. B. „Züricher Post" vom 14. August).

Und doch schmachten wir danach, daß sich in den Maßnahmen der den Leitenden Näherstehenden vorhandene Geschicklichkeit erkennen lasse, Beurteilung von Wirkungen, Wahl von geeigneten Personen, politische allgemeine Psychologie! Wir sind, wie keines mehr, das Volk des Vertrauens; freudig gerne würden wir der Probe, daß man in Deutschland das Gewollte: vaterländische Einigkeit, Burgfrieden, Austreibung des Wuchers, der Happigkeit, Fernhaltung des Verstimmenden, auch zu erreichen verstand, das Vertrauen auf diplomatische auswärtige Zielsicherheit entnehmen.

Die „Züricher Post" hebt auch hervor, daß dank der angedeuteten Ungeschicklichkeiten „dem Ausland das innere Parteileben Deutschlands weit gespannter scheint, als es tatsächlich ist". Was mittelbar natürlich auch beiträgt, den Krieg zu verlängern. Ed. H.

*

Englisches Geständnis

In der „Pall Mall Gazette" betont der englische Nationalökonom J. Foxon Mills die ungeheure Bedeutung ungehinderter Schiffahrt, freier Seewege für die Ernährung Englands und kommt dabei zu folgendem — an Beweiskraft nicht zu überbietendem — Geständnis:

„Wir sind nicht durch Hunger zur Unterwerfung gebracht worden und haben keine wirklichen Panikpreise gehabt. Aber wir hatten und haben hohe Preise und leiden verhältnismäßigen Mangel, und wir sind, wie nie zuvor, unserer Unfähigkeit, uns selbst durch

heimische Erzeugnisse zu ernähren, bewußt geworden. Trotzdem jedes feindliche Schiff vom Meere vertrieben ist, sind die Seestraßen zu unseren Häfen hin nicht völlig offen und sicher. Des Feindes U-Boote haben schweren Zoll erhoben von unseren Handelsschiffen und denen der Neutralen, die trotz verborgener Gefahr uns bei der Versorgung unserer Insel geholfen haben. Wir können uns wohl vorstellen, was das Ergebnis gewesen wäre, wenn die U-Boot-Angriffe ein wenig wirksamer gewesen wären, oder wenn wir auch nur auf kurze Zeit die Aufsicht zur See verloren hätten. Wir sind uns vollkommen bewußt, daß selbst eine Unterbrechung der Seeverbindungen auf ein paar Monate uns die Aushungerung und Aussicht auf demütigende Kapitulation nahegebracht hätte. Dank der Vorsehung (!) und der Flotte werden wir all diesen Stürmen begegnen; aber die Nation wäre mehr als dumm, wenn sie wieder in einen Krieg geht, ohne sich vorher hinsichtlich ihrer Nahrungsmittel von den Übersee-Erzeugern soweit als möglich unabhängig gemacht zu haben."

Nur die feste Überzeugung, daß die Gefahr nun glücklich und endgültig abgewendet worden sei, kann den Engländern den Mut zu nachträglichen (durchaus nicht vereinzelten!) Geständnissen solcher Art geben!

*

Den Engländeraffen

Den deutschen Engländeraffen kann es nur wohltun, in den Spiegel zu schauen, der ihrem „Schwarm" in einem älteren Heft des „Brenner" (15. Dezember 1913) von L. E. Tesar entgegengehalten wird:

„Dem Sportklubfreundlichen gilt der englische Gentleman als unerreichtes Vorbild stärkster Männlichkeit. Die mit der englischen Krankheit Behafteten übersehen, daß dieser Gentleman das Muster eines konservativen Unselbständigen ist, der sich immer wieder nach dem anderen besinnt. Er ist nach dem Rezepte gebildet und lebt nach diesem. Sein Ideal ist die Eleganz, die aus der Gruppe nicht herausfällt. Er wünscht, leiblich und geistig nur ein Teil einer glatten Fläche zu sein. Er kleidet sich nach acht Uhr mit dem Frack nicht darum, gegen zudringliche Blicke ein Präservativ zu haben, um auch in der Gesellschaft ungestört seine innere Einheit zu formen, sondern um seine Gleichheit mit dem Nachbarn auch im Kostüm zu betonen. Die englische Gesellschaft hat die Männer, die sie gebraucht, stets aus Irland und Schottland bezogen. Und hat sie diese genutzt, bespie sie ihr Andenken."

So hat sie es auch mit dem Iren Casement gehalten: gehängt und dann sein Andenken bespien.

*

Harnacks „Helotenländer"

Geheimrat von Harnack hat bekanntlich in einem Briefe an General Freiherrn von Gebsattel den Alldeutschen Verband der „Unersättlichkeit" beschuldigt, weil nach den Kundgebungen dieses Verbandes Deutschland Belgien und Nordfrankreich behalten und als Helotenländer, als ein deutsches Irland, regieren solle.

Gegen diese höchst bedauerliche Verirrung eines hochgestellten und angesehenen Mannes nimmt nun auch der frühere Staatssekretär Dr. Freiherr von Maltzahn-Gültz im „Tag" mit erfreulicher Entschiedenheit Stellung:

„Welche Wünsche der Alldeutsche Verband in bezug auf Landerwerb im Falle eines endgültigen Sieges der Mittelmächte hegt oder ausgesprochen hat, weiß ich nicht, denn die Kundgebungen dieses Verbandes sind mir nicht bekannt. Wenn aber von so hoch geachteter Stelle aus der Zustand solcher Landstriche, in denen Deutschland zum Schutz seiner heiligsten Güter suchen könnte, die Gewalt in der Hand zu behalten, von vornherein als Helotentum gebrandmarkt wird, so halte ich es für meine Pflicht, dem entschieden zu widersprechen.

Es ist wahrlich im Laufe dieses Krieges mit höhnenden Ausdrücken gegen unser Reich

und Volk von unsern Feinden überreichlich gekämpft worden, man hat uns als Hunnen, Barbaren und Auswurf der Menschheit geschildert. Wenn aber jetzt aus unsrer Mitte die Unterwerfung unter deutsche Macht kurzweg als Helotentum bezeichnet und damit dem Sprachschatz unserer Gegner ein neues, willkommenes Scheltwort geliefert wird, so ist das tief bedauerlich.

Das Wort Heloten ist für jeden gebildeten Deutschen ohne weiteres verständlich und weckt die Erinnerung an Zustände des Altertums, die uns verabscheuungswürdig und verwerflich erscheinen. Auf die Art, wie Deutschland und früher Preußen bisher ihre Macht ausgeübt haben, paßt es aber in keiner Weise. ... Wo seiner Meinung nach wirklich Helotentum zu finden ist, hat der geehrte Herr, der dies Wort geprägt hat, schon selbst ausgesprochen, wenn er zur näheren Erläuterung dieses Ausdrucks auf Irland verweist ...

Der glühende Wunsch, daß Deutschland aus diesem Kriege um sein Leben nicht nur nach Osten, sondern vor allem nach Westen stärker als bisher geschützt hervorgehen möge, die Überzeugung, daß solcher Schutz nicht in papiernen Verträgen, sondern in wirklicher Machterweiterung gesucht werden muß, beschränkt sich nicht auf die Kreise der sogenannten Alldeutschen. Dieser Wunsch und diese Überzeugung geht durch unser ganzes Volk.

Der Nationalausschuß, dem Herr D. v. Harnack angehört, erklärt, einen ‚ehrenvollen' Frieden zu erstreben. Daß unsre Ehre gewahrt bleibt, dafür sorgen, gottlob, unser Kaiser, unsre Fürsten und unsre unvergleichliche Wehrmacht zu Lande, zu Wasser und in der Luft. Was wir brauchen, ist ein Friede, der uns sichert. Die Sicherung aber können wir nur gewinnen, wenn da, wo wir diesmal dem schwersten Angriff zuvorgekommen sind, und von wo wir in der Zukunft den gefährlichsten Angriff gewärtigen müssen, deutscher Wille und deutsche Kraft die Geltung behält."

*

Das liebe alte Krähwinkel!

Die „Münchener Post" verbreitet folgenden Notschrei aus den Kreisen der Bahnpostbeamten:

„Den bayerischen Bahnpostbeamten, die dienstlich nach Saalfeld (Thür.) fahren müssen, wird dort die Abgabe von Brot und Fleischspeisen gegen die entsprechenden bayerischen Marken verweigert.

Nach einem Schreiben des herzoglichen Landrates in Saalfeld (Thür.) vom 10. Juli auf eine diesbezügliche Beschwerde der Bahnpostbeamten können diese in Saalfeld Brot ohne Brotkarte erhalten, wenn sie ihre Kost im Gasthause einnehmen. Gasthäusern sind für den Fremdenverkehr Brotkarten besonders zugeteilt. Fleischspeisen können Fremde jedoch vorerst nur erhalten, wenn sie im Gasthaus auch übernachten.

Die bayerischen Bahnpostbeamten können demnach in Saalfeld in den Gasthäusern weder Brot noch Fleischspeisen erhalten, da ihnen von der Postverwaltung eine Privatwohnung zur Verfügung gestellt wird. Ebensowenig bekommen sie gegen ihre bayerischen Brot- und Fleischmarken in den betreffenden Geschäften Brot oder Wurstwaren. Das Fahrpersonal ist also gezwungen, auf warmes Essen zu verzichten und sich Brot und kalte Speisen schon von München für die ganze Fahrt mitzunehmen. In welchem Zustande sich die in München gekauften, sehr häufig nicht ganz einwandfreien Wurstwaren nach der langen Fahrt im heißen Bahnpostwagen befinden, braucht wohl nicht weiter ausgeführt zu werden.

Die Kgl. Bayerische Oberpostdirektion München hat sich bisher vergeblich bemüht, eine Änderung zu erreichen."

*

Der Kaufpreis

Sie haben ja ihres blutrünstigen Sehnens Ziel erreicht, unsere Feinde. Freilich nur insoweit, als sie die Welt in Brand stecken, uns zwingen konnten, auf Tod und Leben uns mit den Mordbrennern herumzuschlagen — nicht auf unserem Boden. Welchen Kaufpreis haben sie — dafür! —

zahlen müssen! Von allem anderen zu schweigen: man denke nur an Frankreichs Volkstod durch sein Amoklaufen gegen uns, an das, was alles das knallprotzige England von den lieben Japanern herunterschlucken muß. Und die Russen von den nämlichen Japanern, ihren engsten Freunden und Verbündeten! Durch den Verkauf des wichtigen Bahnstückes Tschangtschun—Charbin an Japan ist Rußland für die Verbindung mit Wladiwostok abhängig von der Gnade Japans geworden. Japan, sagt die „Köln. Ztg.“, kann die „Herrscherin des Ostens“ jederzeit absperren. Es hegt diesen Wunsch seit langem. Es ließ sich 1915 von Rußland die Nordhälfte Sachalins, deren Südhälfte ihm schon 1905 zufiel, bewilligen, jetzt das Kernstück der Mandschurei und den Osten der Mongolei. Den Rest des ostasiatischen Besitzes hat Rußland nur noch von Japans Gnade, denn wenn dessen Garnison in Charbin noch so klein gehalten wird, die wichtigen, unersetzlichen Eisenbahnbrücken über den Sungari kann sie jedenfalls im Zurückgehen zerstören, die russischen Verbindungen abschneiden und die eigenen schützen. So mußte Rußland einen schweren, schimpflichen Kaufpreis für die japanischen Geschütze bewilligen, wie ihn sonst nur ein völlig Geschlagener beim Zusammenbruch zahlt. Um neue Ausgänge zum Meer zu erobern, zog Rußland in den Kampf. Jetzt sperren ihm Deutschland und die Türkei Europas Tore. Japan überwacht und beherrscht den letzten brauchbaren Kriegs- und Handelshafen, der Rußland bisher in Ostasien verblieben ist. Gr.

*

Englands Krämergeist

Der kaufmännische Grundzug der englischen Kriegführung ist bekannt. Er bildet eine Hauptursache des ganzen Krieges und erstreckt sich in den mannigfachsten Verästelungen bis zum Postraub, den schwarzen Listen und der beabsichtigten wirtschaftlichen Ausschließung auch nach dem Friedensschlusse. Nicht minder zeigt er sich in der Art der Zerstörung. Wie die Engländer bisweilen geradezu in Wutausbrüche verfielen über Vernichtung britischen Eigentums durch den Feind, so schonen sie es selber bis in die vorderste Front. Das klassische Beispiel hierfür bietet die flandrische Küste. Dort beschossen die englischen Kriegsschiffe keines der Bäder, in denen englisches Kapital angelegt ist und Prachtpaläste entstehen ließ, wie in Ostende und Blankenberghe. Dagegen zerstörten sie Westende und Middelkerke, weil darin nicht englisches, sondern deutsches Geld steckt. Die kleinen Häuser von Zeebrügge-Ort östlich des Kanals wurden vernichtet, wogegen das Bad und die Hotels westlich unangetastet blieben. Letzteres mag zugleich als Beweis gelten, wie gleichgültig diesen modernen Beschützern der kleinen Staaten das Eigentum der Bürger solcher kleinen Staaten ist. J. v. Pfl.-H.

*

Wollen wir immer nur warten und drohen?

Politische Initiative fordert ein Aufsatz der „Mecklenburger Warte“:

„Während England, Frankreich und Rußland lange Jahre vor dem Weltkriege die Welt mit einem deutschfeindlichen Lügennetz umspannen, das uns als kriegswütige moderne Teutonen, als länderschluckende Berserker und unsere Staatsmänner als gewalttätige Imperialisten darstellte, ließen wir mit geistesabwesendem Lächeln alle die an sich albernen, im ganzen aber doch ungeheuer gefährlichen Lügen über uns ergehen, glaubten, daß Lügen wirklich kurze Beine hätten, und entschlossen uns höchstens zu einem backfischartig jüngferlichen ‚Aber nein, so ist es ja doch gar nicht‘, was uns die fremden Völker natürlich durchaus glaubten. Anstatt in allen einigermaßen bedeutsamen Städten und Ländern uns eine gefügige Presse zu kaufen, sandten wir — Austauschprofessoren, Pastoren und Ferienkinder in die Welt und waren entsetzt, als im August 1914 die Hölle ihre Teufel millionenfach gegen Deutschland ausspie. Wie ein tüchtiger Geschäftsmann der

Konkurrenz die Reklame ablauscht und dieselbe zu übertreffen sucht, so ist es auch im Leben der Völker. Es ist Unsinn, von Pressebestechung zu reden. Geschäftsunkosten sind's, nichts weiter. Geschäftsunkosten jedoch, die sich tausendfach bezahlt machen. Freilich muß derartiges durch Jahrzehnte vorbereitet werden; von heute auf morgen geht das nicht. Es verlangt auch niemand von uns, daß wir die Zeitungen, die unseren Propagandamitteln zugänglich sind, für tugendhaft halten oder sie gar mit dem Schwarzen Adlerorden bedenken. Das will diese Art von Gentlemen gar nicht, und das erhält ihre Konkurrenz von England oder Frankreich auch nicht. Geld ist alles, was diese Herrschaften verlangen, und wenn sie uns dafür die Sympathien ihrer ehrenwerten Nationen auf den Hals schreiben, so sind wir zufrieden. England macht es auch nicht anders und hat doch stets Erfolge mit seinen großzügigen Mitteln gehabt. Wir dürfen nicht deutsche Ehrbegriffe aufs Ausland übertragen. Die Leute lachen uns ja aus, und zuletzt sind wir die Dummen. Gerade der Weltkrieg zeigt so recht die Urteilsfähigkeit der Menschen in den neutralen Staaten. Auf der einen Seite kämpft die Entente, vor allem England, mit den gemeinsten Bedrückungen und rohesten Übergriffen und nach dem Rezept: Je schwächer der Neutrale, um so brutaler wird er behandelt. Auf der anderen Seite versendet das vor seinen Feinden so unvergleichlich heldenmütige Deutschland Entschuldigungsnoten über Entschuldigungsnoten. John Bull tritt die Neutralen auf die Hühneraugen, der deutsche Michel läßt sich treten. Das ist der ganze Unterschied. Und der Erfolg? In ganz Amerika, in Holland, Dänemark, Norwegen, der Westschweiz usw. stehen 75 v. H. der öffentlichen Meinung auf seiten unserer Feinde und schmähen Deutschland trotz seines blanken Schildes und seiner ehrlich anständigen Kampfesweise. Nun sind wir durchaus nicht der Ansicht, daß wir uns alle Mittel unserer Feinde zu eigen machen dürfen. Unsere Staatsleitung sollte aber kein Mittel für zu schlecht halten, das deutschen Brüdern das Leben erhält, das von deutschen Schwellen Not und bitteres Leid fernhält und das zu Englands und unserer anderen Feinde Niederringung beiträgt. Gewiß, es gibt Kampfmittel, die auch Unschuldige oder besser gesagt Unvorsichtige verderben können. Hütet sich England vor solchen Mitteln? Torpedieren z. B. nicht Engländer, Russen und Franzosen ohne Warnung jedes deutsche Schiff, das sie erreichen können? Warum wollen wir ‚menschlich' sein, wo unsere Feinde unmenschlich wütend ein ganzes Volk vernichten wollen! Ist es menschlich, in unbefestigten deutschen Städten Frauen und Kinder in Massen zu ermorden?! Wollen wir immer nur warten und drohen? Soll der Name Baralong, Karlsruhe, King Steffen immer nur in unsern Schriften der Fluch der Feinde sein? Bismarckische Initiative in Kriegs- und Weltpolitik ist das Gebot der Stunde! Rücksichtsloses deutsches Sich-Durchsetzen nicht nur auf den Schlachtfeldern, sondern überall kann weitere Massenopfer von uns abwenden. Wir sollten uns den endgültigen Sieg nicht unnötig schwer machen."

*

Wie der Reichssäckel geschädigt wird

Nach dem Gesetz vom 28. Februar 1888 bzw. 4. August 1914 steht den Familien der zum Heeresdienste einberufenen Mannschaften im Falle der Bedürftigkeit Unterstützung aus Reichsmitteln zu. Wie dieses Gesetz nun ausgelegt wird, will ich an folgendem Beispiel erörtern:

In einem kleinen Städtchen, welches seit Beginn des Krieges fast ununterbrochen und ziemlich stark mit Militär belegt ist, sind ein Bäckermeister, ein Gastwirt und ein Kaufmann zum Heeresdienste eingezogen worden, deren Verhältnisse sich aber durch die Einberufung nicht im geringsten verschlechtert, sondern durch die Einquartierung sogar in erheblichem Maße verbessert haben. (Der Bäckermeister mußte z. B. eine große Kaffeestube einrichten.) Trotzdem hatten die Ehe-

frauen der Einberufenen nichts Eiligeres zu tun, als die Gewährung von Familienunterstützung zu beantragen. Die Ortsbehörde besaß den Mut, diese Anträge zu befürworten, und so beziehen diese drei Frauen zusammen jährlich 1620 M Familienunterstützung. Ist es schon eine beispiellose Unverfrorenheit der drei Frauen, die ein völlig sorgenfreies Leben führen können — im Gegensatz zu anderen Handwerkerfrauen, welche den gesamten Gewerbebetrieb ihrer Männer an den Nagel hängen mußten und nur auf die geringe Familienunterstützung angewiesen sind, oder zu armen Arbeiterfrauen, die jetzt noch mehr als früher mit ihrer Hände Arbeit sauer den Lebensunterhalt für sich und ihre Kinder verdienen müssen —, wenn sie auf Unterstützung Anspruch erheben, so muß andererseits aber auch das Verhalten der Ortsbehörde als gewissenlos bezeichnet werden, denn in der Annahme, daß diese drei Fälle leider nicht vereinzelt dastehen, kann man den Schaden, den das Reich dadurch erleidet, auf Millionen schätzen. O. Z.

*

Englische Erdkunde für die Kleinsten

Alle Türmerleser kennen wohl die hübsche Geschichte von dem englischen Globus für chinesische Schulen? Europa: fast nur England, mit siebenhundert dick gemalten Städten — Deutschland: kleiner Farbfleck mit der einzigen Stadt — Heidelberg.

Na, also, wir sind im Bilde. —

Unsere Schulbücherei besitzt seit einigen Jahren ein recht nettes Buch, das wir unseren Kindern gerne zeigen, und wir haben alle, auch in der Kriegszeit, viel Genuß daran gehabt, obwohl es ein englisches Kinderbuch ist. Nicht nur sind die Bilder darin farbenfröhlich und flott gezeichnet, die Sprüche leicht verständlich und von deutschen Untertertianern zu ihrem großen Vergnügen ohne besondere sprachliche Schwierigkeiten zu genießen, es läßt sich auch, meiner Meinung nach, mit keinem andern Lehrmittel ein so unmittelbarer, so tiefer Blick tun in die Seele eines Stockengländers, daß ich das Büchlein eigentlich allen Amtsgenossen dringend zur Anschaffung empfehlen müßte, wenn es — na ja, das hat so seine Schwierigkeiten. Also lassen wir das.

Das lustige Buch heißt „My very first little book about other countries (Mein allererstes Büchlein über andere Länder) (London, Henry Frowde and Hodder & Stoughton). Auf der Rückseite des Titelblattes steht ein Eskimo, die Harpune in der Hand, darunter der Spruch:

He lives far North, in a hut of snow,
The queer little, fat little Eskimo,
(Er lebt fern im Norden, in einer Hütte von Schnee,
Der schnurrige kleine, fette kleine Eskimo),

dann werden auf den nächsten Blättern die übrigen Völker ziemlich ausführlich behandelt; jedes bekommt ein Bild mit Verschen drunter und gegenüber eine ganzseitige, in leichtbehältlichen Versen gehaltene Beschreibung seiner Haupteigentümlichkeiten.

Die kleinen Geister werden gewissermaßen zum erstenmal mit auf Reisen genommen und sollen auf lustige Weise die wichtigsten Länder kennen lernen.

Es geht weit in der Welt herum.

Merkwürdig! Wo bleibt denn Deutschland?

Wir blättern nochmal von Anfang zu Ende. Ist da etwas herausgerissen? Keine Spur -- das Exemplar ist tadellos. Da ist also Grönland, Frankreich, Holland, die Schweiz, Italien, Norwegen, Rußland, Spanien, Nordamerika, Kanada, Mexiko, Japan, China, Indien, die Südseeinseln, Ägypten, die Türkei.

Aber Deutschland???

Ja sehen Sie, das ist eben das Geheimnis dieses Buches. Und das ist das, was dieses zur allerersten Einführung englischer Kinder in das Weltbild bestimmte Bilderbuch so außerordentlich geeignet macht zu einer ersten Einführung der deutschen Jugend in die — englische Weltanschauung. Und das ist doch ein wichtiger Teil der Aufgabe unseres Sprachunterrichts. Stnn.

*

St. Thomas

Genötigt, bedroht oder vergewaltigt, muß Dänemark seine Antillen an die Freunde Englands geben. Die Regierung bedauert es, erklärt aber, die Lage sei ernst, und sie müsse sich beugen.

Der Deutsche, der meist auch im Gedächtnis so „weise Mäßigung" liebt, soll sich aber hieran erinnern, wenn uns bestimmte Leute im abgepaßten Augenblick wieder mit der Herstellung des Statusquo oder noch wohllautenderen Redensarten zu kommen die — Unbedenklichkeit besitzen. Ed. H.

*

Vom Höchstpreis für neues Brotgetreide

An sich ist er derselbe geblieben wie 1915. Jedoch enthält die betreffende Verordnung (Reichs-Gesetzblatt Nr. 167) gegenüber dem Vorjahr den Zusatz, daß die Reichs-Getreidestelle für Roggen und Weizen aus der Ernte 1916, der bis einschließlich 15. Dezember 1916 ausgedroschen geliefert wird, Druschprämien bis zum Höchstbetrag von 20 ℳ für die Tonne bezahlen kann, die beim Weiterverkauf angerechnet werden dürfen. Macht die RG. von dieser Ermächtigung Gebrauch, so können auch die selbstwirtschaftenden Kommunalverbände Druschprämien in gleicher Höhe bezahlen (§ 5).

Das bedeutet aber gegen 1915 eine Verteuerung des Brotgetreides um etwa 8—9 vom Hundert, die mit großer Wahrscheinlichkeit auch in einem erhöhten Brotpreis zum Ausdruck kommen wird. Bei dem guten Ertrag der diesjährigen Ernte, die uns durch das wirtschaftlich gewiß nicht leichte dritte Kriegsjahr bringen soll, erscheint dieser Zuschlag reichlich hoch, zumal wenn man sich erinnert, daß bei der vorjährigen Haferknappheit eine Druschprämie von nur 5 ℳ bis zum 1. Oktober 1915 zur rascheren Heranziehung der Vorräte mit Erfolg gezahlt wurde. Gewiß, die RG. muß nicht, sondern kann die Prämie bis zu 20 ℳ zahlen. Indessen hat die Erfahrung des letzten Jahres die Tatsache gezeitigt, daß derartige Zuschläge in der Regel nicht engherzig gewährt werden. Ist es aber billig, daß zum Gesetz erhobene Weitherzigkeit auf Kosten des einzelnen die großen Besitzer — bei den Kleinbauern fällt diese Preiserhöhung nicht so schwer ins Gewicht — übermäßig bereichert, wo jene gegen die Friedensjahre bereits einen Mehrerlös bis zu 40 vom Hundert und darüber allein für Brotgetreide erzielen? Überflüssige Bereicherung zu unterbinden, nicht aber sie zu fördern, sollte Zweck und Absicht bei allen Preisfestsetzungen durch die verantwortlichen Stellen sein, bei Preisfestsetzungen, die, wohl erwogen und richtig angewandt, die Verbraucher vor übermäßigem Gewinn und Wucher schützen sollen.

Dr. F. E. S.

*

Etwas faul im Staate Engelland?

Eine ganz kleine Beobachtung. Jeder Kriminalist und Psychologe weiß aber, daß man aus der Beobachtung kleiner und kleinster Spuren oder Züge wichtige Schlüsse ziehen kann. Noch nie hat England über „Verrat" geschrien, das hat es erst von seinen französischen Bundesbrüdern (oder — von unseren Siegen?) gelernt. Englische Blätter ergehen sich in Bezichtigungen englischer — Schwatzhaftigkeit: die Deutschen hätten längst und ganz genau gewußt, an welcher Stelle die englische Offensive einsetzen werde, diese kaltschnäuzigen Hunnen seien deshalb auch nicht im geringsten überrascht worden. Kein Wunder! Sei doch in ganz London darüber geschwätzt worden von Persönlichkeiten, — oh, die Namen wolle man nicht nennen — aber! Und erst in den Londoner Gasthäusern und Klubräumen! klagt die „Daily Mail", und jetzt sind schon die Kellner die Verräter, die, wie das Blatt zu seinem tiefsten Bedauern entdecken muß, „Ohren haben". Aber die Wirtshaus- und Klubgäste schienen der Ansicht zu sein, daß außer ihren befreundeten Tischgenossen sämtlichen übrigen anwesenden Personen der Gehörsinn fehle. Dabei handele es sich erstaunlicherweise durchaus nicht um Kleinbürger, sondern um Personen

mit — oh, mit bekannten Namen in hohen und allerhöchsten amtlichen Würden, — aber — nein, genannt sollen sie nicht werden. Wenn dieser Unfug noch zunehmen sollte, werde es kaum ein militärisches Ereignis geben, das nicht vor der Zeit den Hunnen bekannt würde. Darum soll die neueste und wichtigste patriotische Ermahnung von nun ab lauten: „Die Kellner haben Ohren!“

Da die deutschen, österreichischen, ungarischen Kellner längst interniert oder (wenn sie Glück hatten) abgekommen sind, bleiben nur die Entente-Kellner als Verräter übrig. Na, wenn schon! Aber daß man in England überhaupt anfängt, von „Verrat“ zu sprechen, das läßt immerhin „tief blicken“. Gr.

*

Die Schlösser seiner Ahnen

Holland, so liest man in der „Wahrheit“, hinreichend gesegnet schon durch Ehren-Schröder vom „Telegraaf“, hat einen neuen Presseskandal. „La Gazette de Hollande“ und „La Revue de Hollande“, die sonst mit gleicher Tapferkeit für die Sache der Entente fechten, haben plötzlich eine Wut aufeinander bekommen und pamphleten sich plötzlich gegenseitig an. Der Hauptschriftleiter der Revue, der sich stolz de Solpray nennt, stammt aus Ungarn und heißt eigentlich — Nathan Sonnenfeld. Sol heißt Sonne und Pray heißt Feld. Eine ganz einfache Geschichte also. Auch sein Bruder Ruben verwandelte sich über Nacht in einen Comte de Solpray-Sonnenfeld. Der halbgeadelte Marquis de Solpray hatte nun in einem Blatte behauptet, die altersgrauen Schlösser seiner Ahnen in Frankreich seien von den Barbaren, soll heißen den Deutschen vernichtet worden. Daraufhin hat der Herausgeber der Gazette die Unverschämtheit besessen, an den französischen Gesandten einen Brief des Inhaltes zu richten:

„Wenn Ew. Exzellenz auf dem Titelblatt der französisch-holländischen Zeitschrift ‚La Revue de Hollande‘ die stolze Aufschrift ‚Herausgeber und Hauptschriftleiter de Solpray‘ finden, so haben Sie es in Wirklichkeit mit Nathan Sonnenfeld aus Ofenpest zu tun. Wenn dieser Herr von den Einkünften aus seinen Ahnenschlössern leben sollte, sähe es traurig aus, denn diese Schlösser liegen im ... Mond. Da nun dieser ziemlich weit entfernt liegt, können dort befindliche Ahnensitze wohl kaum von den Deutschen verwüstet worden sein. Ich habe übrigens die Erfahrung gemacht, daß alle Ausländer, die plötzlich ententefreundlich geworden sind, von den Deutschen verwüstete Schlösser ihr Eigen nennen.“

Es ist begreiflich, daß ganz Holland vor Vergnügen über diese „Enthüllungen“ quiekt. Hinzugefügt darf werden, daß der Herausgeber der „Gazette“ sich zu seiner Indiskretion nicht etwa aus vorübergehender Sympathie für Deutschland hat hinreißen lassen, sondern daß es ihm nur darum zu tun war, den unbequemen Konkurrenten als feindlichen Ungarn zu verdächtigen. Wie die Ungarn selbst über Nathan Sonnenfeld aus Ofenpest denken, kann man — sich denken.

*

In Erwartung der großen Tat

Professor Krückmann erklärt es in der „Kreuzzeitung“ für ganz ausgeschlossen, daß jemals das deutsche Volk innerpolitisch „einig“ sei: „Das ist bei einem Volke, das leider durch die eigene Regierung bisher immer wieder zu einer ungesunden Überschätzung der innerpolitischen Fragen künstlich erzogen worden ist, ganz unmöglich, und die Geschichte der inneren Politik der letzten 30 Jahre hätte zeigen können und müssen, daß dem so ist. Folglich blieb der andere und viel bessere Ausweg, das Volk durch bezwingende, mitreißende, anfeuernde Gedanken der äußeren Politik zu einigen. Dies war psychologisch auch das allein Mögliche. Es geht gegen alle Menschenbeobachtung und Menschenkenntnis, ein Volk in Fragen der äußeren Politik, im Dienste und für die Zwecke dieser äußeren Politik anders zu einigen, als durch die Werbekraft äußerpolitischer Gedanken. Es ist eine erste psychologische und politische Grundregel, die durch die Geschichte aller Zeiten bestätigt

wird, daß **äußerpolitische Einigkeit auch nur in äußerpolitischen Gedanken und Forderungen, und nur durch sie erzielt werden kann.** ...

Möge vor allem die Regierung die große Lehre der Geschichte beherzigen, die Giesebrecht zu dem Kanossagänger Heinrich IV. schlagend formuliert hat, daß nämlich in bewegten Epochen die Geister nur **der** beherrsche, der sie in neue Bahnen fortreiße. Heinrich IV. hat sein Unvermögen, dies zu tun, mit seinem Kanossagang bezahlen müssen. **Einigkeit wird durch Zensur und Mundverbinden, Verfolgung Andersdenkender nicht geschaffen**, sondern durch einigende **Gedanken**. Nur die Gedanken einigen, die fortreißenden, anfeuernden Gedanken der großen Ziele und Aufgaben. Wer nicht die Fahne in den Feind wirft, mag über Einigkeit **reden**, soviel er kann, mag zur Einigkeit **mahnen**, soviel er will, er wird sie nicht erzielen. Wer aber mutig die Fahne hineinwirft, persönlich vorangeht, **wer die kühne, große Tat zum kühnen großen Ziel wagt, der wird sofort mit Zaubergewalt in einem Ziel, in einem Willen, in einem Feldgeschrei das ganze Volk hinter sich haben.**

Die Regierung gebe dem deutschen Volke **in der äußeren Politik den einigenden großen Gedanken**, sie zeige das Beispiel der kühnen politischen Tat, und sie wird auch jetzt noch Wunder schauen. Wer hier das Wort und die Tat findet, der wird der große Zauberer sein, auf den das deutsche Volk so sehnsüchtig wartet, ihm werden Wunder gelingen, er wird Berge versetzen und Inseln ins Meer stürzen.

Wir warten auf den zur Tat gewordenen Gedanken."

*

Nur nicht deutsch!

Bei Besprechung einer neu erschienenen deutschen Liedersammlung schreibt das „Berliner Tageblatt" mit Genugtuung wörtlich: „Es ist gegenüber völkischem Gerede anzumerken, daß das Wort deutsch in ihren hundert Liedern kaum vorkommt." Auf Blättern vom Schlage des „Berliner Tageblattes" macht das Wort deutsch einen ähnlichen peinlichen Eindruck wie des Pentagramma auf Mephisto. Was es nach wie vor als höchstes Ziel aufstellt, ist echtes Weltbürgertum, nahrhafter Kosmopolitismus u. dgl. Vorläufig mag es genügen, solches Selbstbekenntnis niedriger zu hängen. P. D.

*

Rad und Herrschaftswagen

Das Radfahrverbot und die Beschlagnahme der Gummibereifungen der Fahrräder war eine in die Bedürfnisse und Lebensgewohnheiten vieler Menschen tief eingreifende Maßregel. Doch wenn das Vaterland es fordert, ist kein Opfer zu groß, darum werden die vielen Betroffenen auch dieses Opfer gern bringen. „Um so erstaunter aber war ich," wird der „T. R." geschrieben, „als ich während einer Reise, die mich in mehrere Großstädte führte, **zahllose Herrschaftswagen auf Gummirädern** fahren sah. Ist es da nicht natürlich, daß man sich fragt: Warum dürfen denn die vornehmen Herrschaften auf vier dickbelegten Gummirädern durch Parks und Straßen fahren, während man selber seine zwei Gummireifen nicht benutzen darf, sondern abliefern muß? Wieviel Fahrradbereifungen müssen schon beschlagnahmt werden, wieviel Menschen ihre bescheidene Freude opfern, um so viel Gummi von den dünnen Belägen der Reifen zusammenzubringen, wie ein **einziger Herrschaftswagen**, der einem einzelnen zum Vergnügen dient, bringen würde! Zudem würde ein solcher Wagen sicherlich mit einem Metallreifen versehen und weiterhin gebraucht werden können, so daß für die Betroffenen keine Einbuße, sondern nur eine, sagen wir, Qualitätsminderung des Vergnügens eintreten würde, während das seiner Gummireifen beraubte Fahrrad völlig unbrauchbar ist. Die Gerechtigkeit und das Interesse der Allgemeinheit fordern daher, daß auch **die Gummibereifungen der Wagen**, die doch viel ausschließlicher dem Vergnügen des Besitzers dienen als die Fahrräder, **beschlagnahmt** und Heereszwecken dienstbar gemacht werden."

Gelehrtenzopf

Weltfremd klingt die Mitteilung, wonach kürzlich die Kgl. Preußische Akademie der Wissenschaften in Berlin einem jungen Gelehrten zur Drucklegung eines Werkes über „Siamesische Tempelanlagen“ 5000 ℳ bewilligte. Die zuständigen Stellen scheinen zu träumen oder bureaukratisch verdorrt zu sein, da sie für einen so fernliegenden und gleichgültigen Zweck Gelder übrig haben. Auch die Kgl. Preußische Akademie der Wissenschaften wird umlernen und ihre Satzungen ändern müssen, will sie sich nicht dem Gespött aussetzen. So wäre u. a. die Pflege der germanischen Vorgeschichte wichtiger als alle siamesischen Tempelanlagen, wird aber vernachlässigt. Es ist eine Aufgabe des Abgeordnetenhauses, alte Zöpfe abzuschneiden und eine vernünftige Verwendung verfügbarer Gelder in die Wege zu leiten. P. D.

*

Die Grimasse

Es ist hier kürzlich ein Aas-Gedicht zur Schau gestellt worden („Jesus behängt sich mit Aas“!), das im „Literarischen Echo“ als Offenbarung höchster Kunst gepriesen wurde. Jetzt wird in dem selben „Lit. Echo“ ein ähnliches Fratzengebilde gelobt. „... die gewaltige (!) Vision des Christus, der sich zwischen den beiden Heeren verzweifelt erhängt (!!) und die Fronten in einem Versöhnungsrausch (!) zueinander reißt“! „Ist das nicht scheußlich?“ fragt „Bühne und Welt“. „So wird der edelste und erhabenste Ruhm in eine Kasperle-Grimasse verwandelt! Es ist diesmal Herr Julius Bab, der eine solche Grimasse lobt; neulich war es Herr Lissauer ...

In dem selben ‚Lit. Echo‘, das solche Fratzenkunst lobt und abdruckt (das Aas-Gedicht war unverkürzt mitgeteilt), finden wir eine Anrempelung der ‚Heimatkunstleute‘. Natürlich! ‚Wer länger als ein Jahrzehnt im literarischen Leben steht‘ — hier könnte man schon unterbrechen: die Heimatkunst setzte vor 16 Jahren ein, als dieser Artikelschreiber noch auf der Schulbank saß —, ‚wird sich erinnern, wie, unter besonderer Betonung ihres Deutschtums (oha!), einige junge Dramatiker, namentlich von seiten der Heimatkunstleute, immer wieder als die kommenden Männer bezeichnet und mit auftrumpfender Geste in Gegensatz zu fragwürdigen, angeblich nur von einer gewissen Literaturclique emporgelobten Tagestalenten wie Hauptmann e tutti quanti gebracht wurden‘ ... In der Tat: wir erinnern uns dessen. Es sind Leute, die durch vielversprechende Werke ein Recht hatten — gehört zu werden! Verstehen Sie wohl, Herr Frank? Gehört zu werden! Weiter nichts. Dieses Recht hat ihnen die gesamte führende Theaterwelt verweigert. Wenn Sie also fortfahren: ‚Es ist recht still geworden von den Eberhard König, Kurt Geucken, Arnim Gimmerthal (?) und den übrigen Neushakespearianern; mit Ausnahme Friedrich Lienhards, an dessen Dramatikertum freilich nur einige kleinzirkelige Kreise noch glauben, schweigen die einstmals zu dramatischen Erlösern ausposaunten ganz‘ usw. — so erwidern wir: Als ‚Erlöser‘ hat man keinen von ihnen ausposaunt; aber als Dramatiker schweigen sie nicht, sondern werden geschwiegen — totgeschwiegen! Die dramatische Entwicklungsmöglichkeit ward ihnen unterbunden durch eine Sorte von Bühnenleitern, die jetzt in Deutschland den Ton angibt — denen jede Grimasse von Schanz bis Strindberg wichtiger ist als unverbogene deutsche Dichtung. So steht die Sache!

Es ist ein furchtbares Kapitel. Wenn man zusehen muß, was jetzt von Schnitzlers Ehebruch-Komödien bis hinauf zum Possen- und Operettenschlamm an Sexualismus und Verzerrung auf unseren Bühnen geleistet wird — Donnerwetter, da ist es zum Ohrfeigen, wenn sich Literatenjünger über nichtaufgeführte ernste Dramatiker auch lustig machen!“

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Der Türmer

Kriegsausgabe

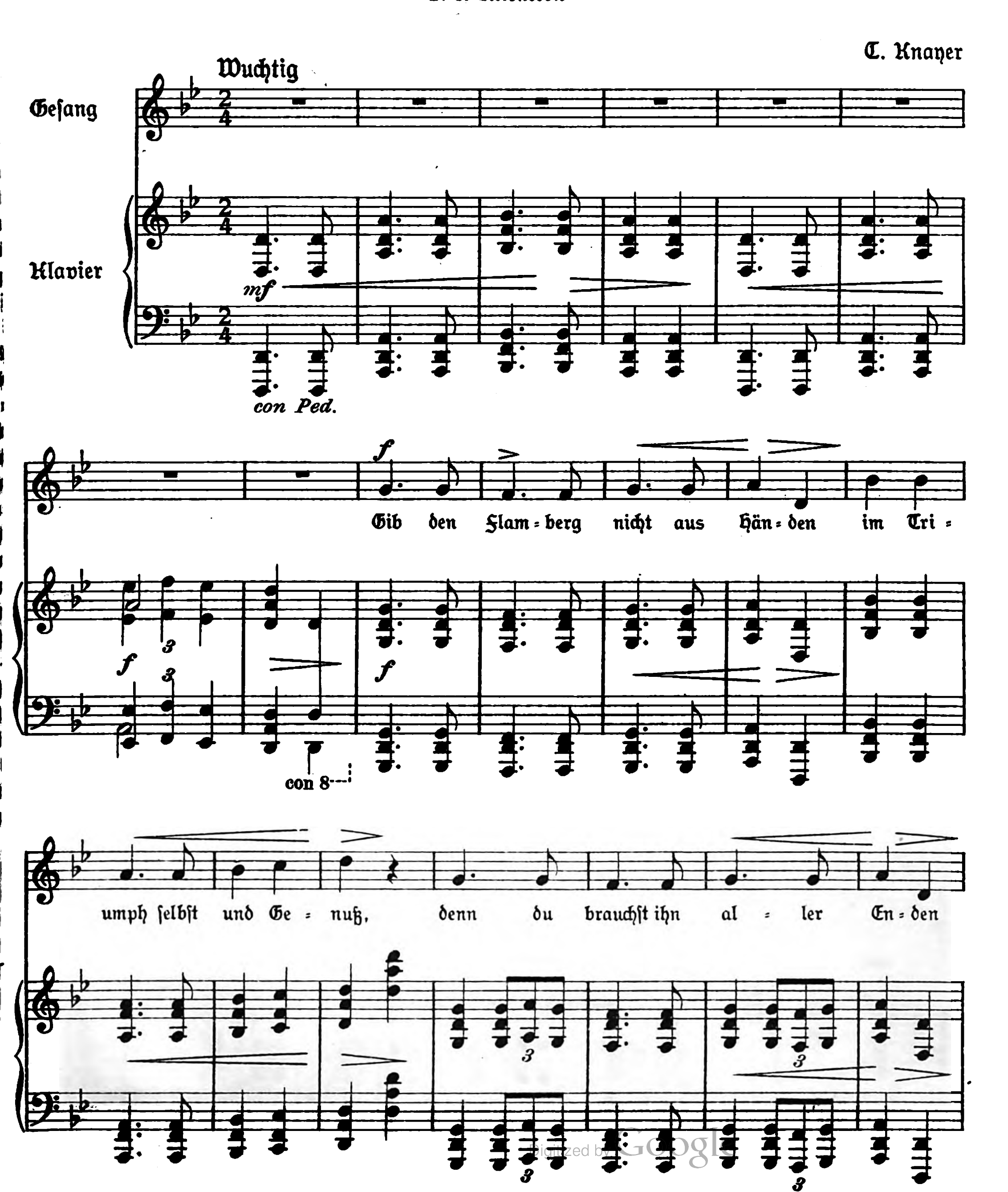
Notenbeilage zu Heft 12 — 2. Märzheft 1916
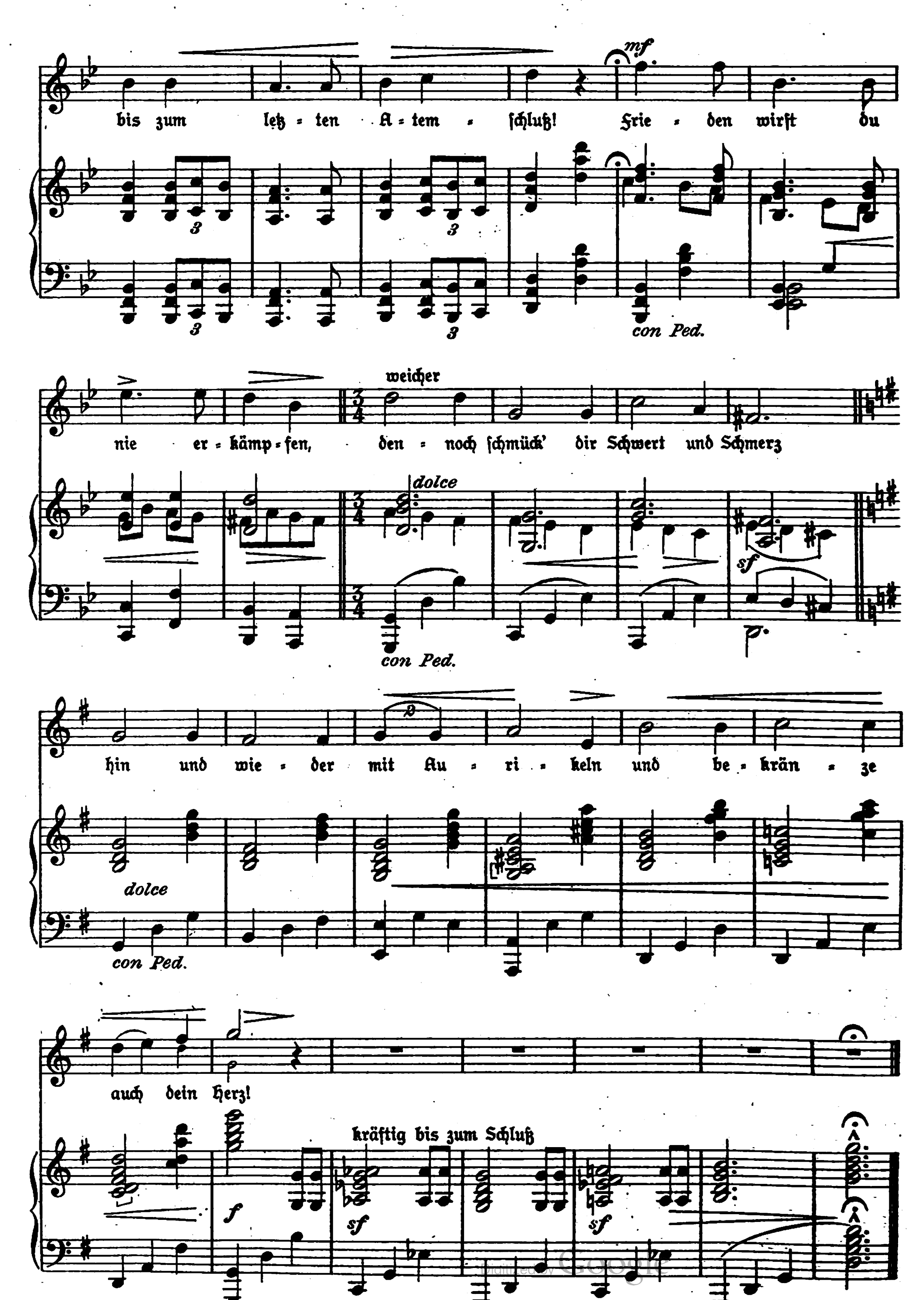
Herrn Schulrat Dr. Mosapp, Stuttgart, verehrungsvoll gewidmet

Spruch

D. v. Liliencron

C. Knayer
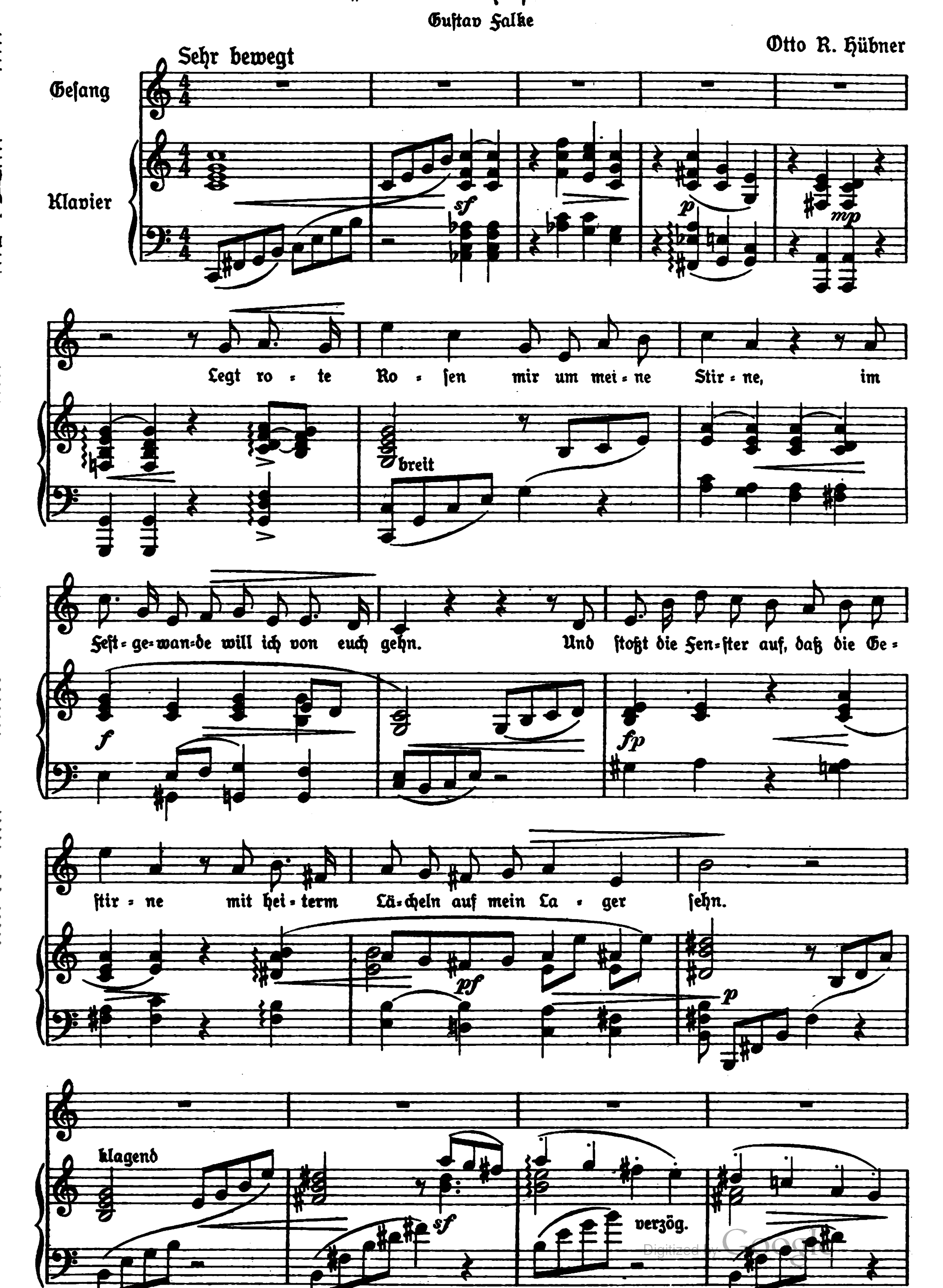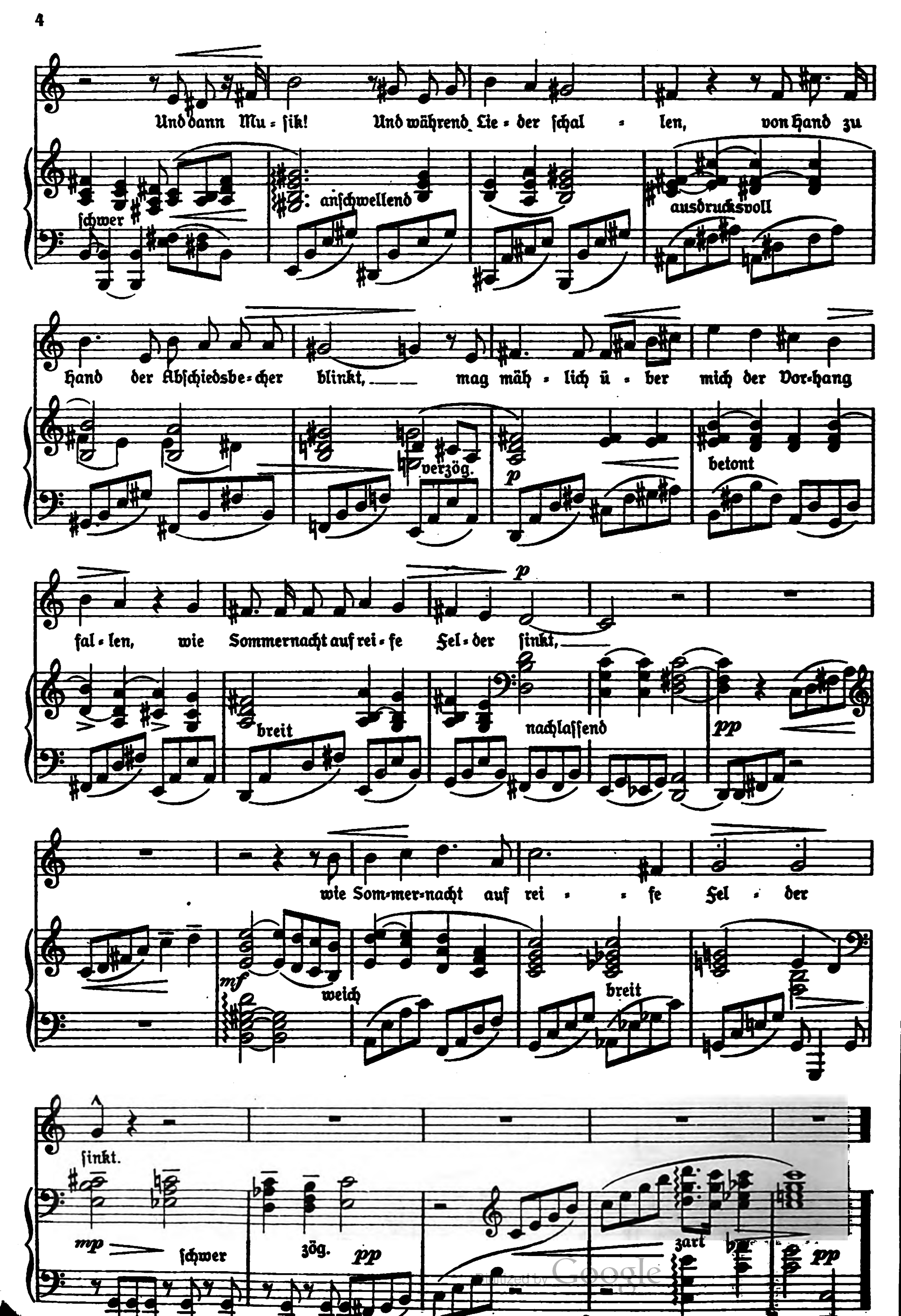



mf
bis zum letz - ten A - tem - schluß! Frie - den wirst du
con Ped.
nie er - kämp - fen, den - noch schmück' dir Schwert und Schmerz
weicher
dolce
sf
con Ped.
hin und wie - der mit Au - ri - keln und be - krän - ze
dolce
con Ped.
auch dein Herz!
kräftig bis zum Schluß
f
sf
sf

„Wenn ich sterbe“

Gustav Falke

Otto R. Hübner




Und dann Mu-sik! Und während Lie-der schal-len, von Hand zu
schwer
anschwellend
ausdrucksvoll
Hand der Abschiedsbe-cher blinkt, mag mäh-lich ü-ber mich der Vor-hang
verzög.
p
betont
fal-len, wie Sommernacht auf rei-fe Fel-der sinkt,
p
breit
nachlassend
pp
wie Som-mer-nacht auf rei-fe Fel-der
mf
weich
breit
sinkt.
mp
schwer
zög.
pp
zart
pp

Der Türmer

Kriegsausgabe
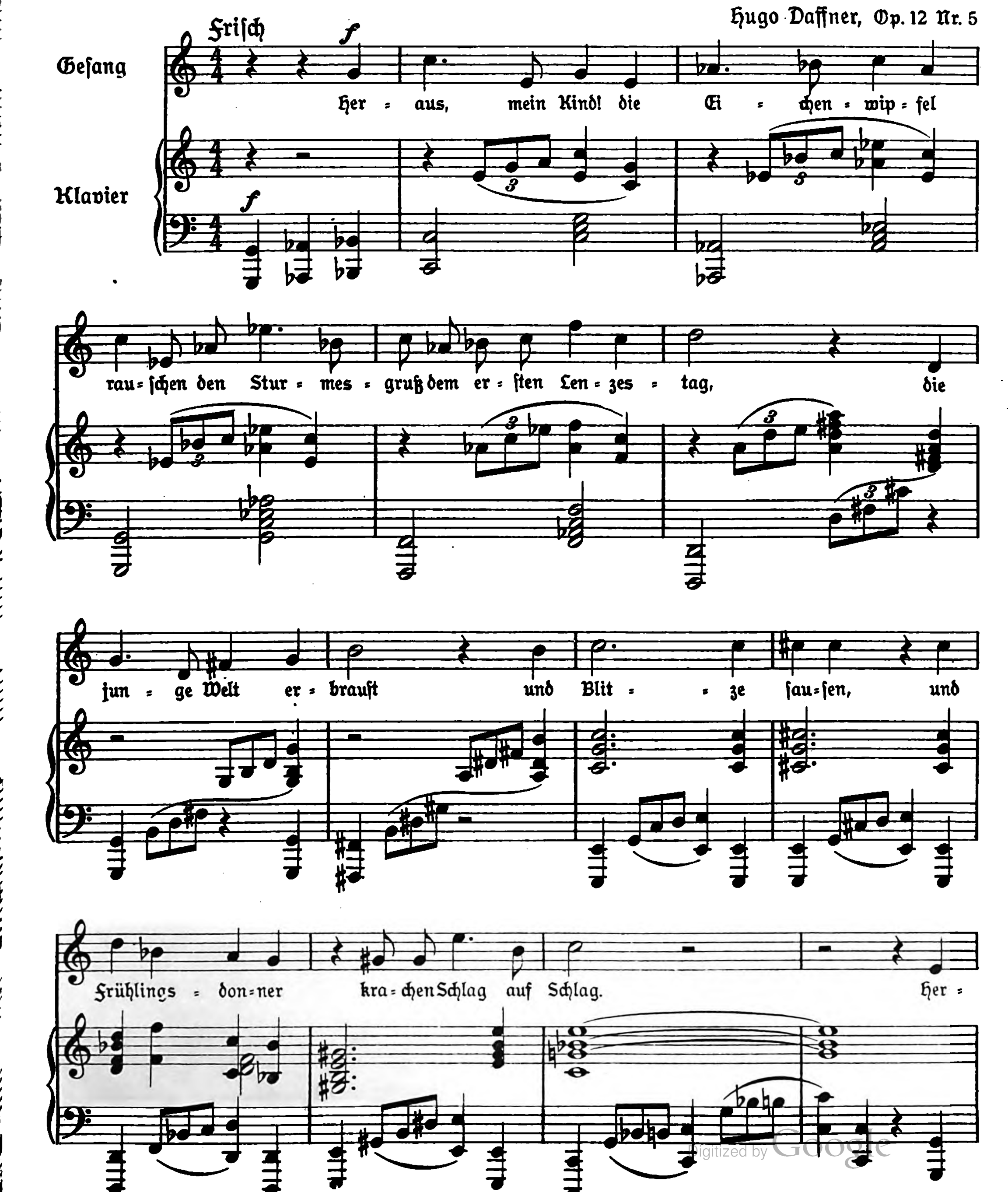
Notenbeilage zu Heft 14 — 2. Aprilheft 1916
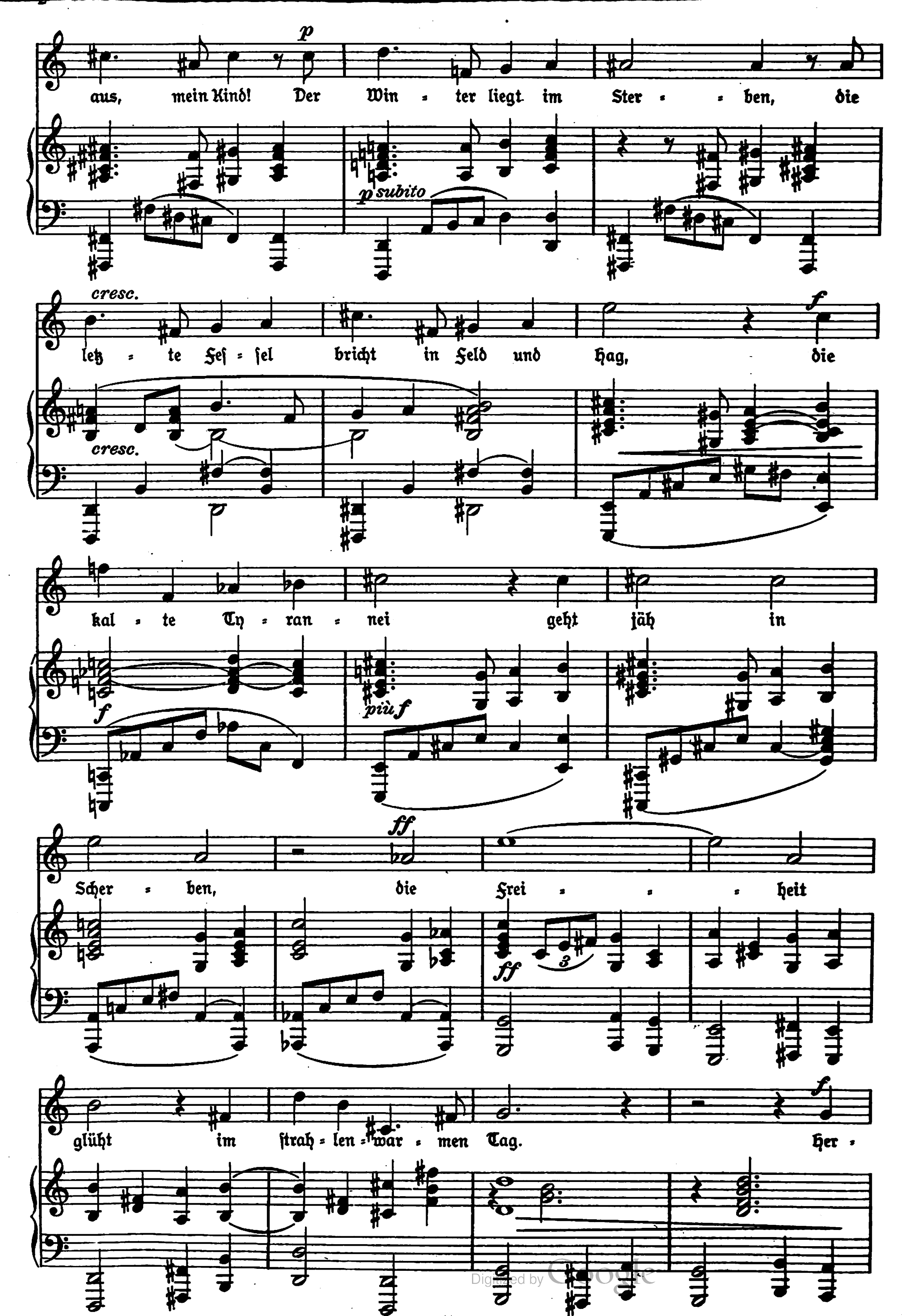
Dem Dichter zum 70. Geburtstag
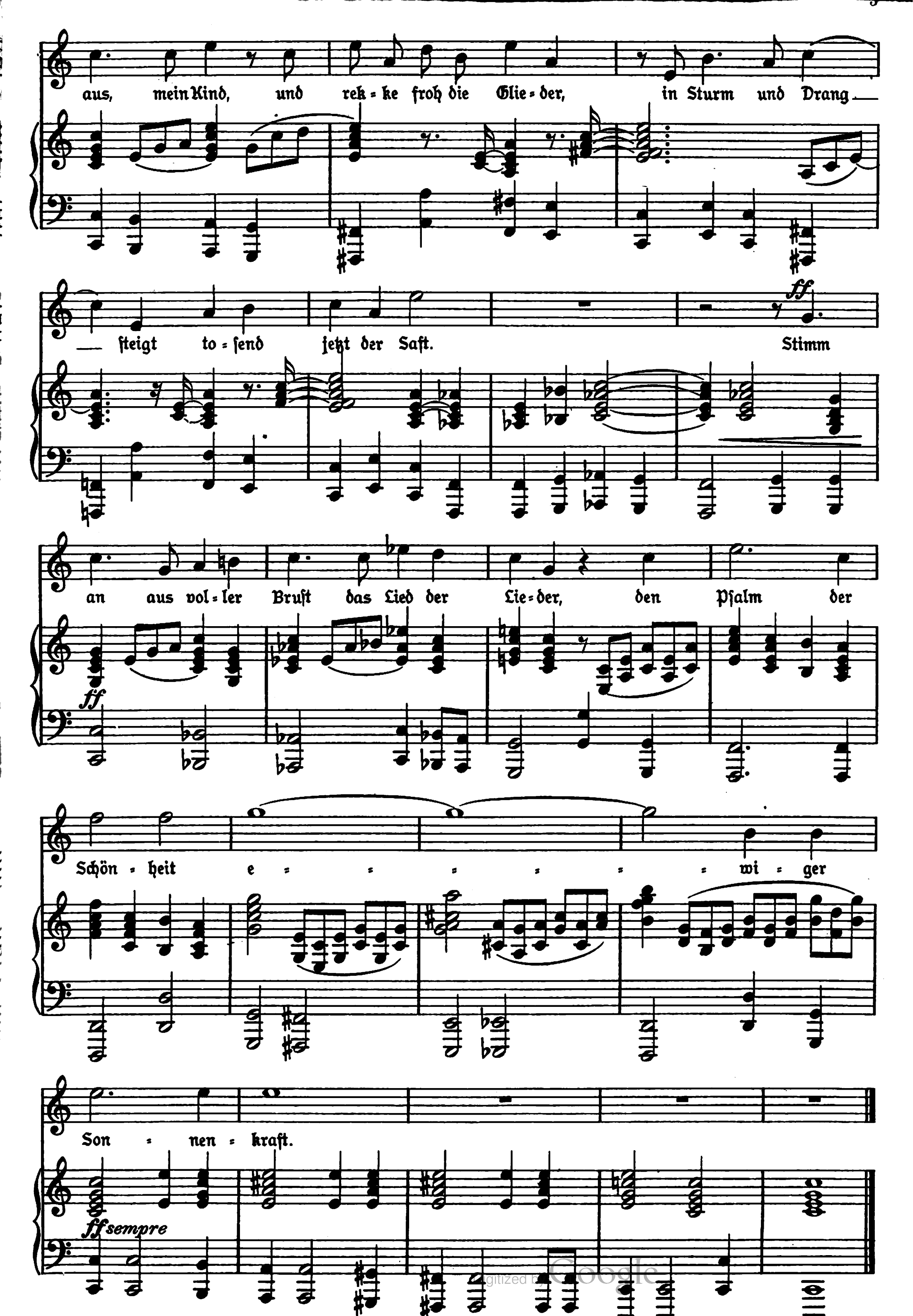
Morgengruß

Michael Georg Conrad

Hugo Daffner, Op. 12 Nr. 5

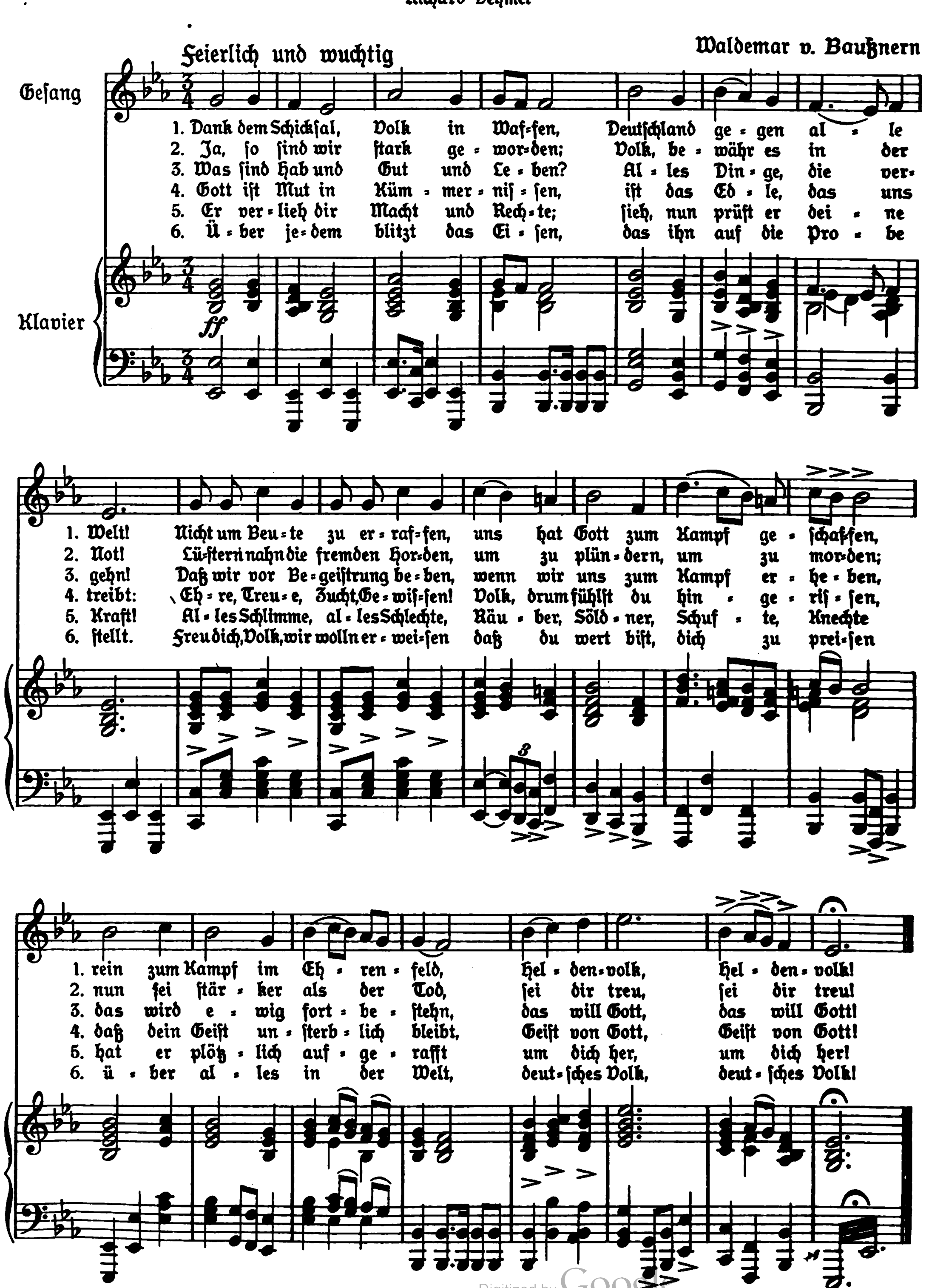



p
aus, mein Kind! Der Win - ter liegt im Ster - - ben, die
p subito
cresc.
letz - te Fes - sel bricht in Feld und Hag, die
f
kal - te Ty - ran - nei geht jäh in
più f
Scher - ben, die Frei - - - heit
ff
glüht im strah - len - war - men Tag. Her -


aus, mein Kind, und rek = ke froh die Glie = der, in Sturm und Drang
steigt to = send jetzt der Saft. Stimm
an aus vol = ler Brust das Lied der Lie = der, den Psalm der
Schön = heit e = = = = = = wi = ger
Son = nen = kraft.
ff
ff
ff
ff sempre

Gebet ans Volk

Richard Dehmel



Mit freundlicher Genehmigung entnommen dem Liederhefte „Empor mein Volk!" Deutsche Vaterlandslieder 1914 im Verlag Ernst Eulenburg in Leipzig.
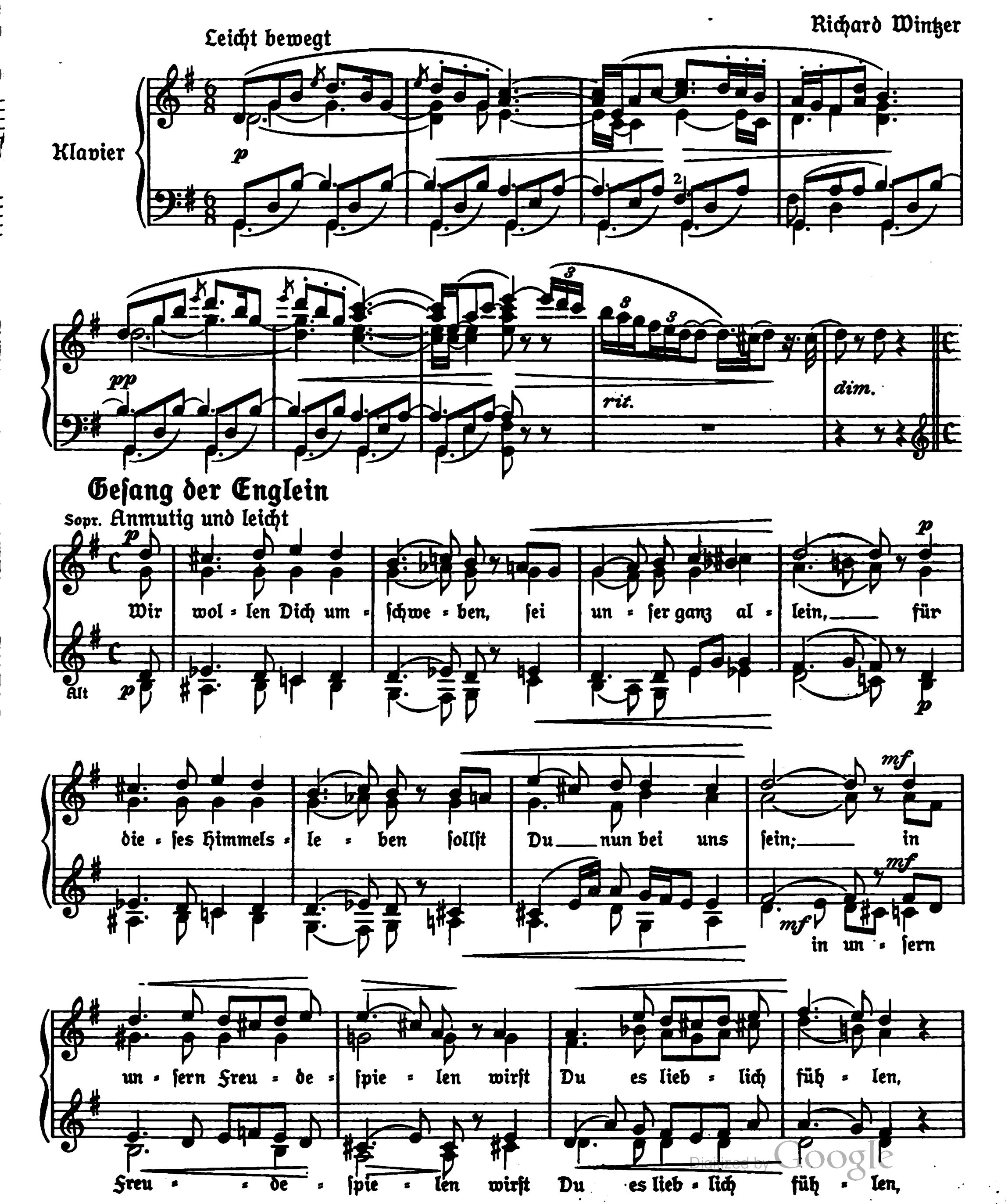
Der Türmer
Kriegsausgabe
Notenbeilage zu Heft 15 1. Maiheft 1916
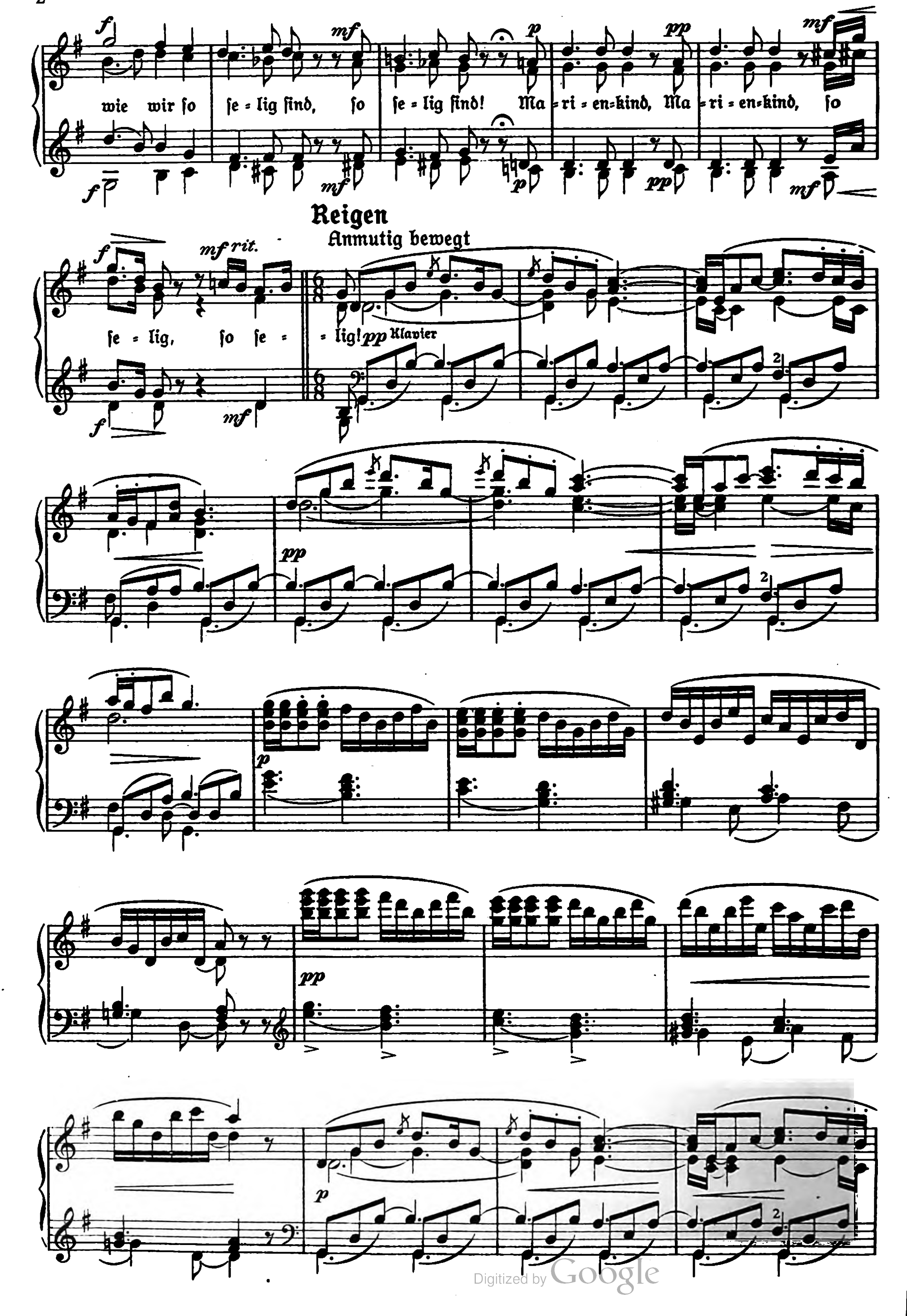
Engelreigen
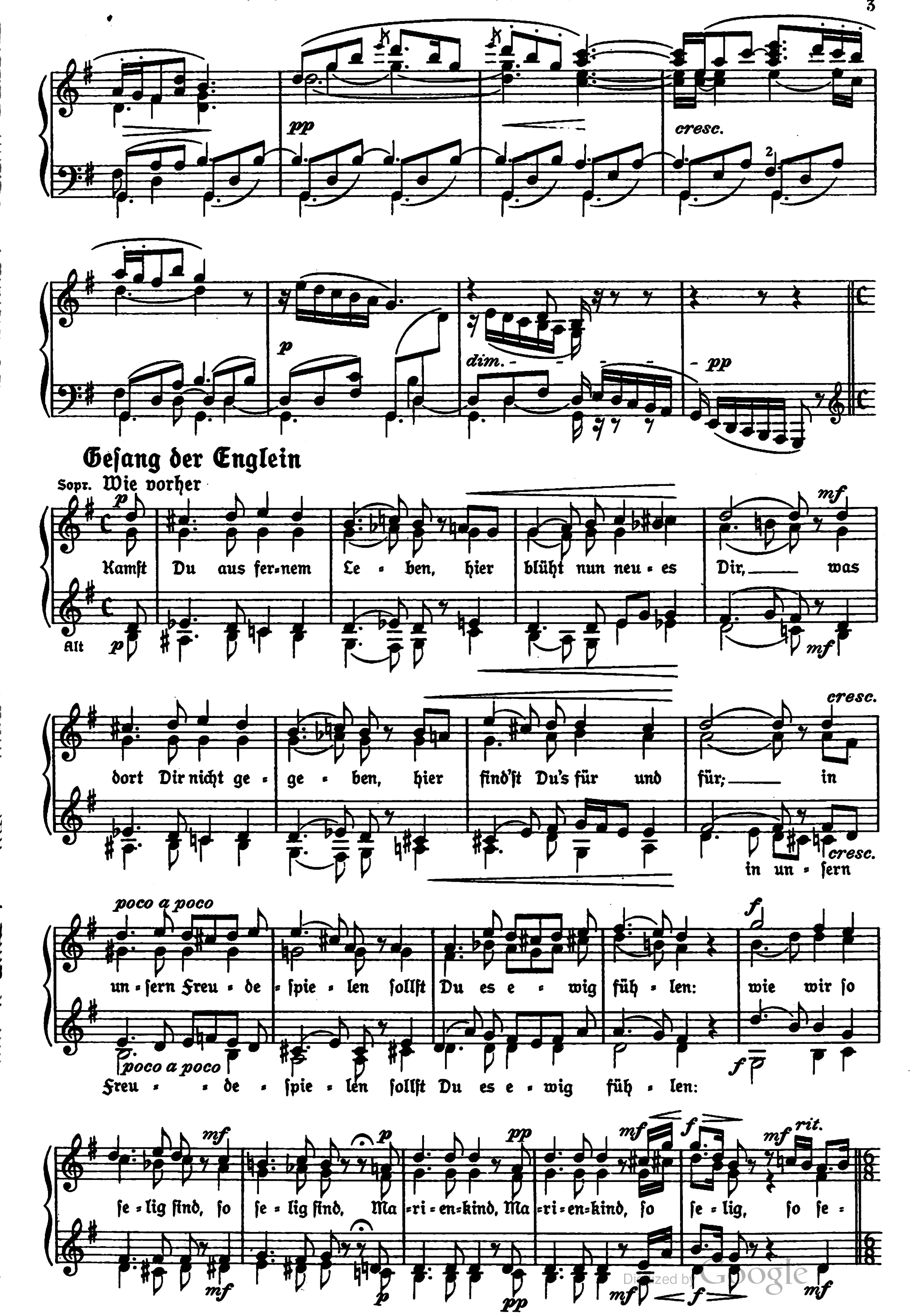
aus der Oper
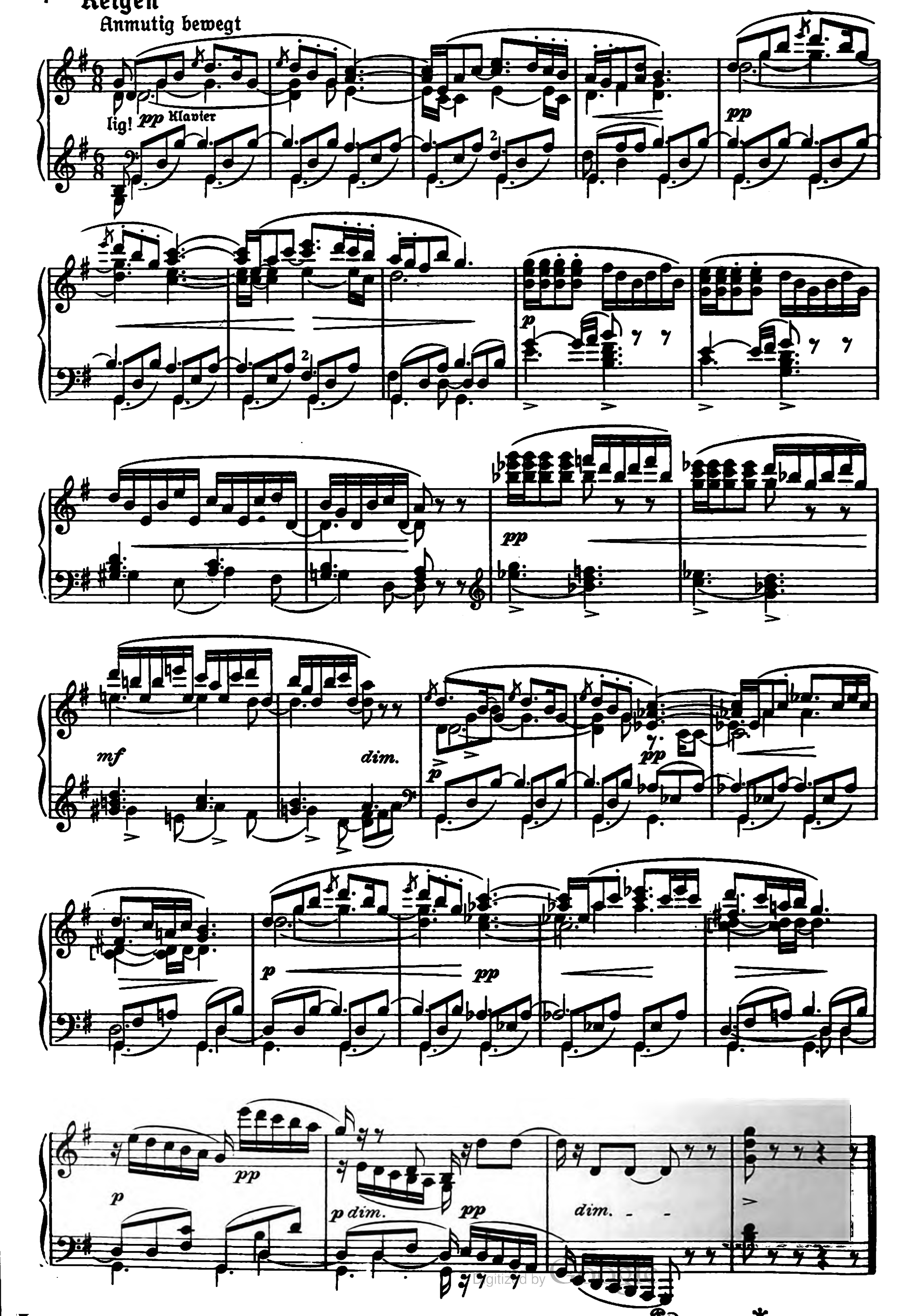
Marienkind

Richard Wintzer




wie wir so se = lig sind, so se = lig sind! Ma = ri = en=kind, Ma = ri = en=kind, so
se = lig, so se = = lig!
Klavier
Reigen
Anmutig bewegt


pp
cresc.
p
dim.
pp
Gesang der Englein
Sopr. Wie vorher
Kamst Du aus fer-nem Le - ben, hier blüht nun neu - es Dir, was
Alt
dort Dir nicht ge - ge - ben, hier find'st Du's für und für; in
in un - sern
cresc.
poco a poco
un - sern Freu - de - spie - len sollst Du es e - wig füh - len: wie wir so
Freu - de - spie - len sollst Du es e - wig füh - len:
se - lig sind, so se - lig sind, Ma - ri - en - kind, Ma - ri - en - kind, so se - lig, so se -
mf
f
rit.


Reigen
Anmutig bewegt
lig!
pp Klavier
pp
p
pp
mf
dim.
p
pp
p
pp
p
pp
p dim.
pp
dim.
Digitized by Google

Der Türmer

Kriegsausgabe

Notenbeilage zu Heft 17 — 1. Juniheft 1916

Pfingstgebet

Stephan Milow

Felix Gotthelf

Andante con moto
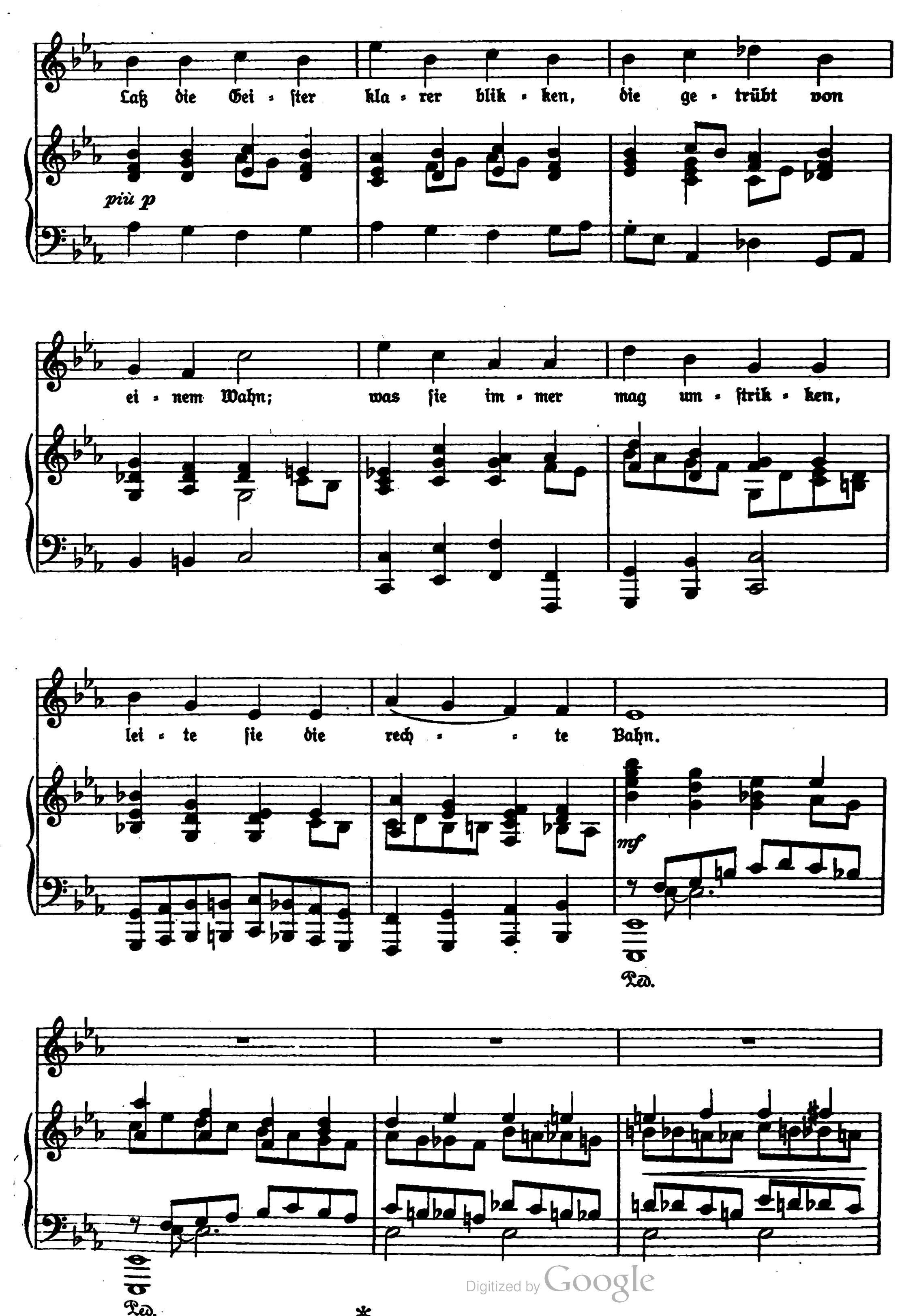
Gesang

Klavier
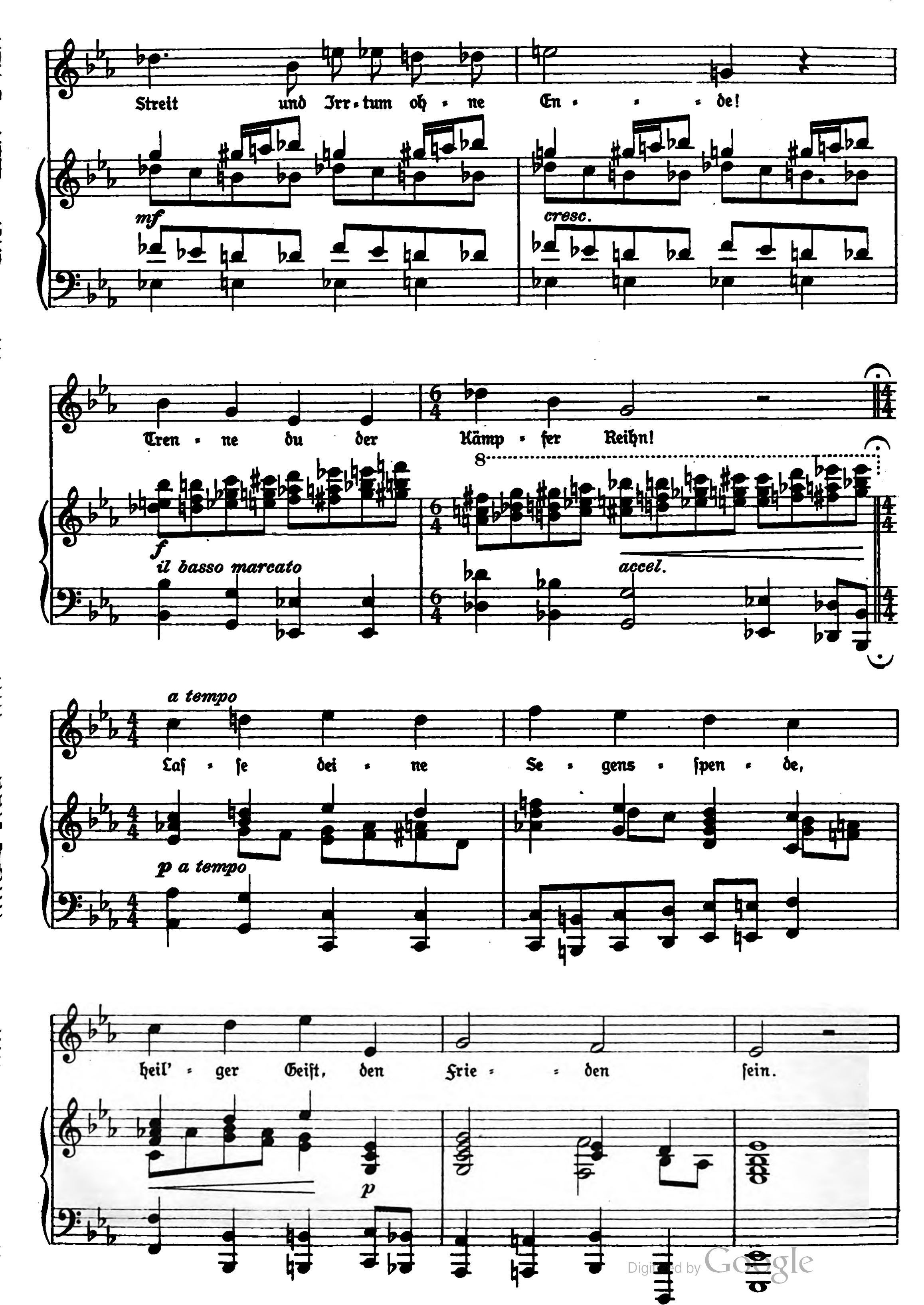
mf sempre legato

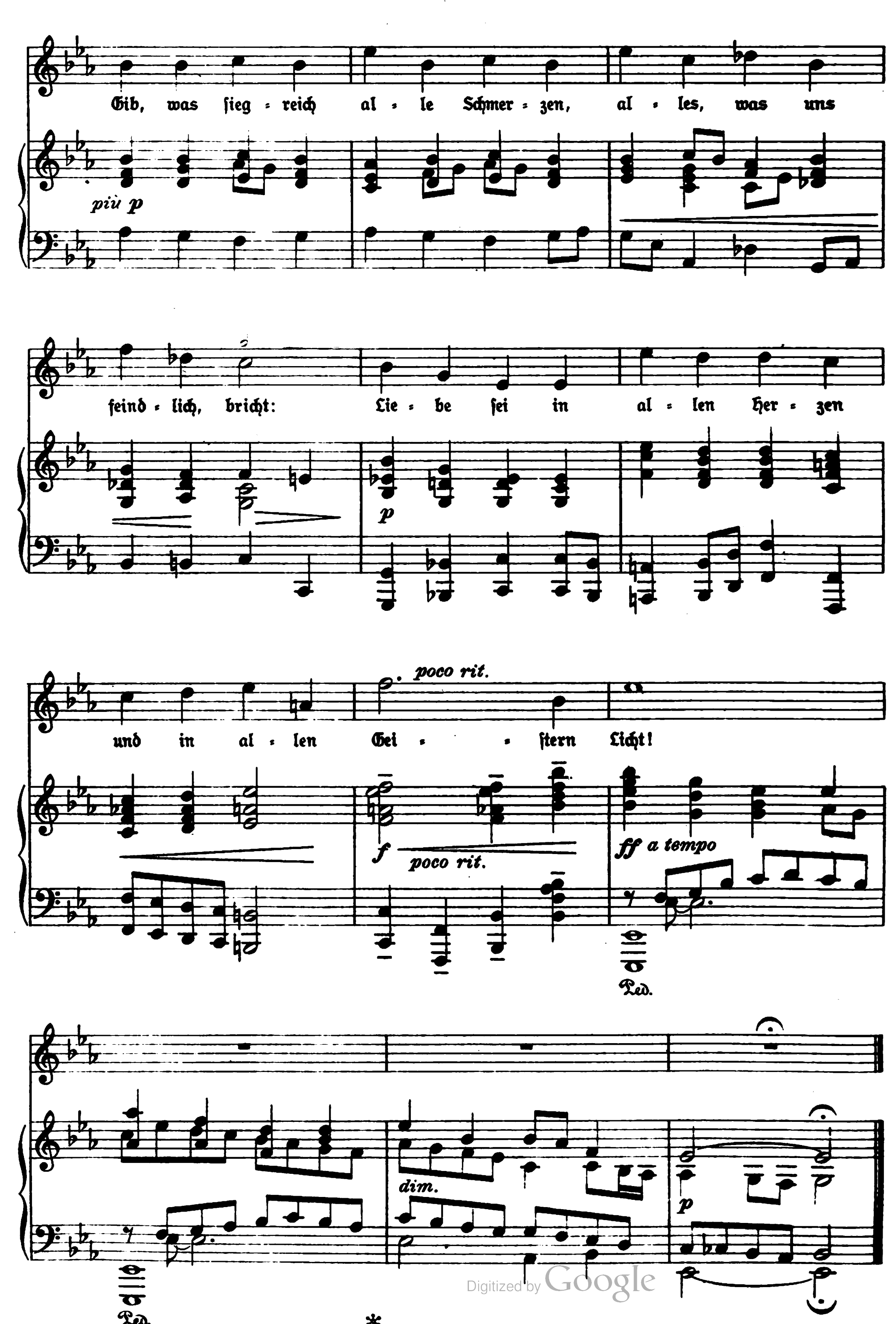
p

Heil'-ger Geist, in die-sen Ta-gen aus-ge-gos-sen in die Welt, laß die Her-zen frei-er schla-gen, die ein Weh im Ban-ne hält.



Laß die Gei - ster kla - rer blik - ken, die ge - trübt von
più p
ei - nem Wahn; was sie im - mer mag um - strik - ken,
lei - te sie die rech - - te Bahn.
mf
Ped.
Ped.
*


Streit und Irr - tum oh - ne En - - - de!
mf
cresc.
Tren - ne du der Kämp - fer Reihn!
8
f
il basso marcato
accel.
a tempo
Laſ - ſe dei - ne Se - gens - ſpen - de,
p a tempo
heil' - ger Geiſt, den Frie - - den ſein.
p
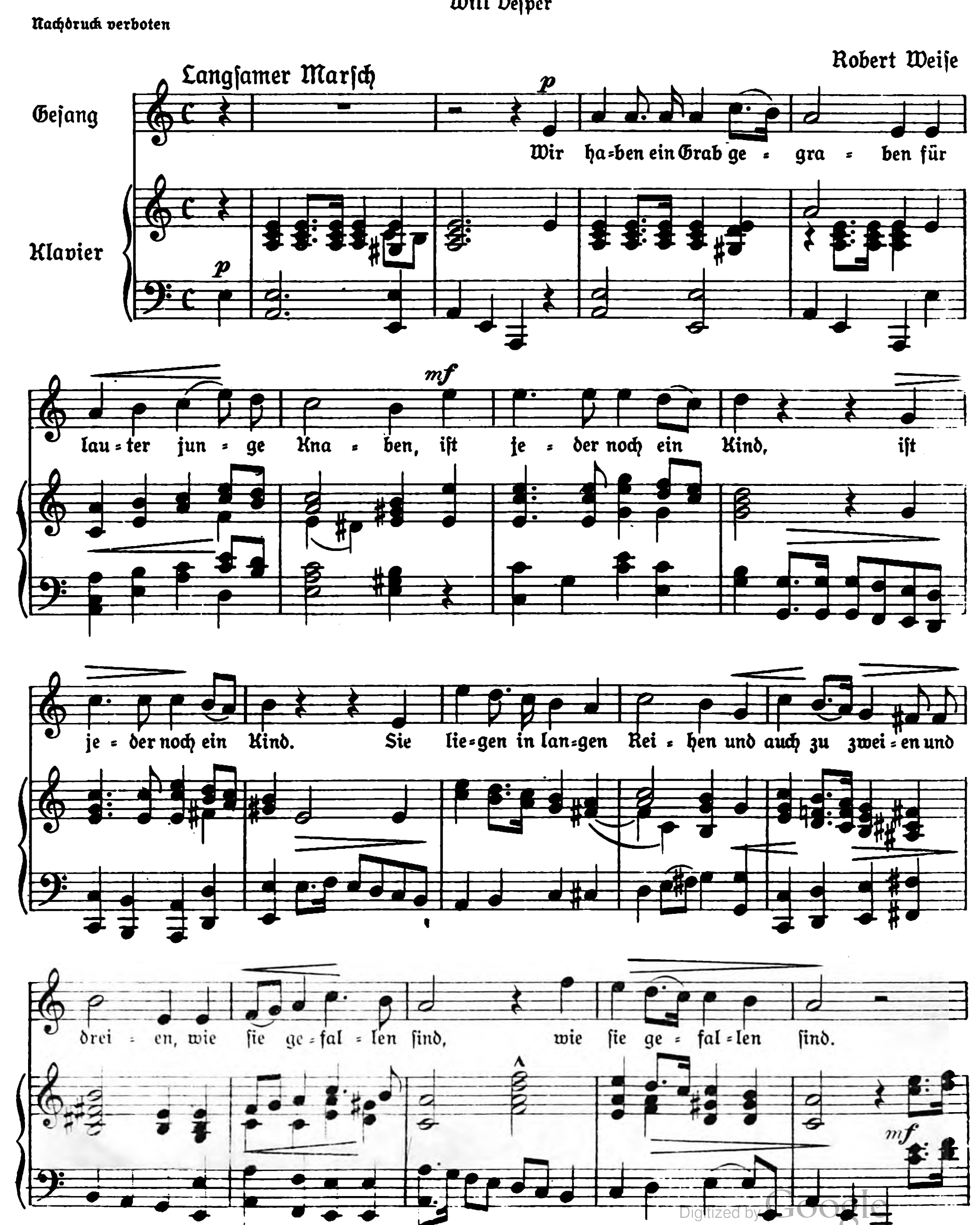

Gib, was sieg - reich al - le Schmer - zen, al - les, was uns
più p
feind - lich, bricht: Lie - be sei in al - len Her - zen
p
poco rit.
und in al - len Gei - - stern Licht!
f
poco rit.
ff a tempo
Ped.
dim.
p
Ped.
*

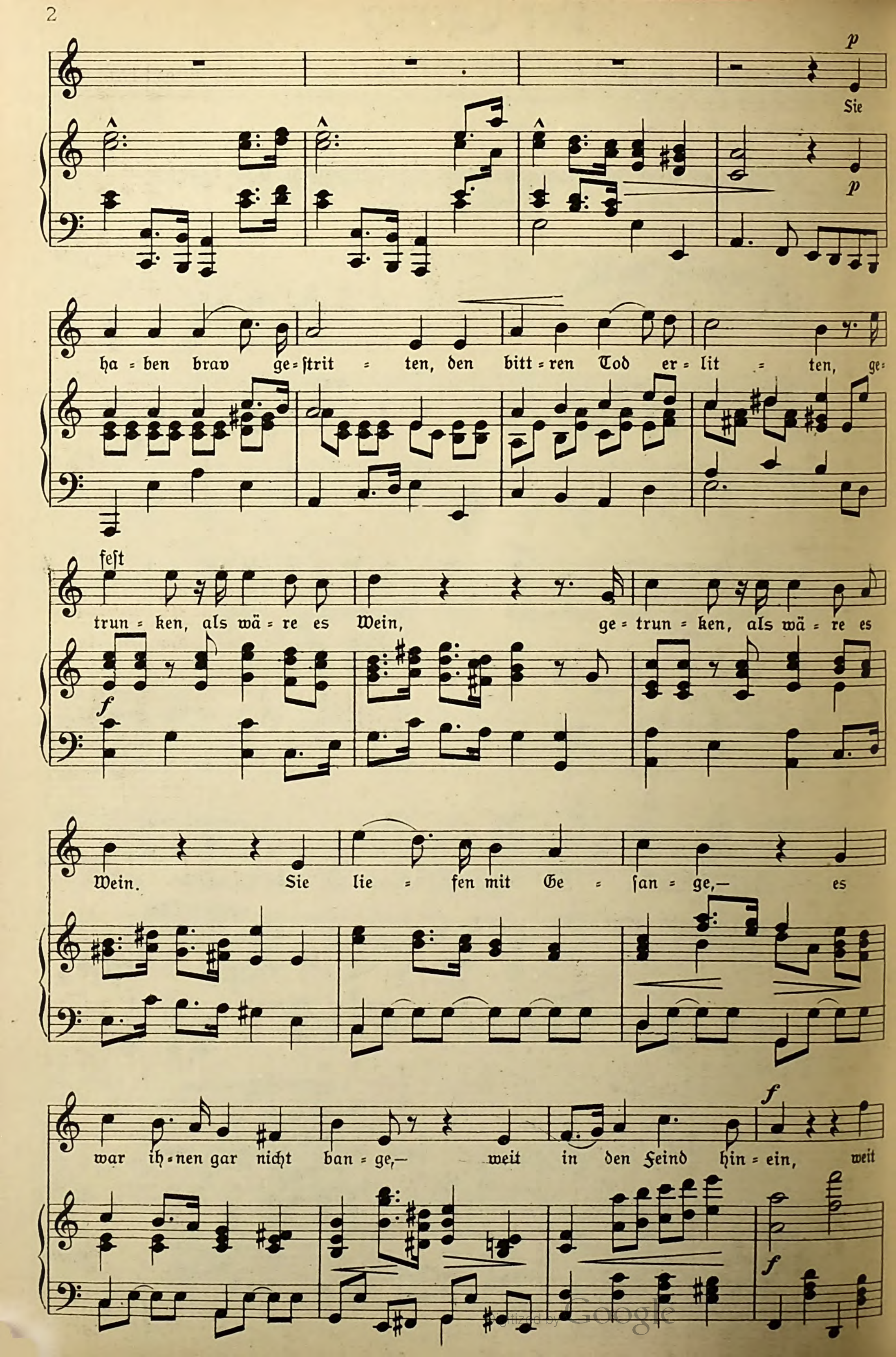
Der Türmer
Kriegsausgabe
Notenbeilage zu Heft 19 1. Juliheft 1916
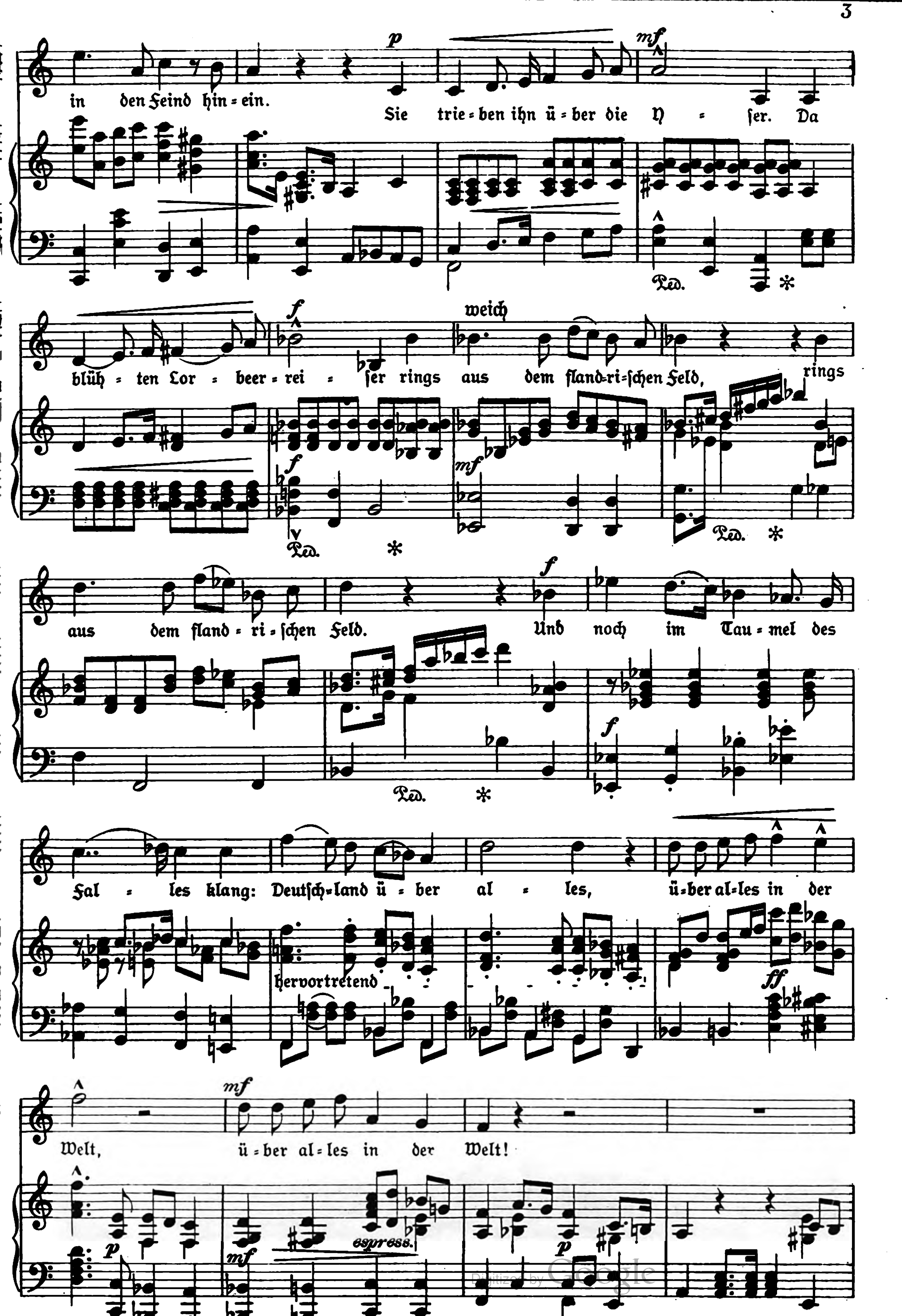
Lied vom Tod der jungen Kriegsfreiwilligen vor Ypern

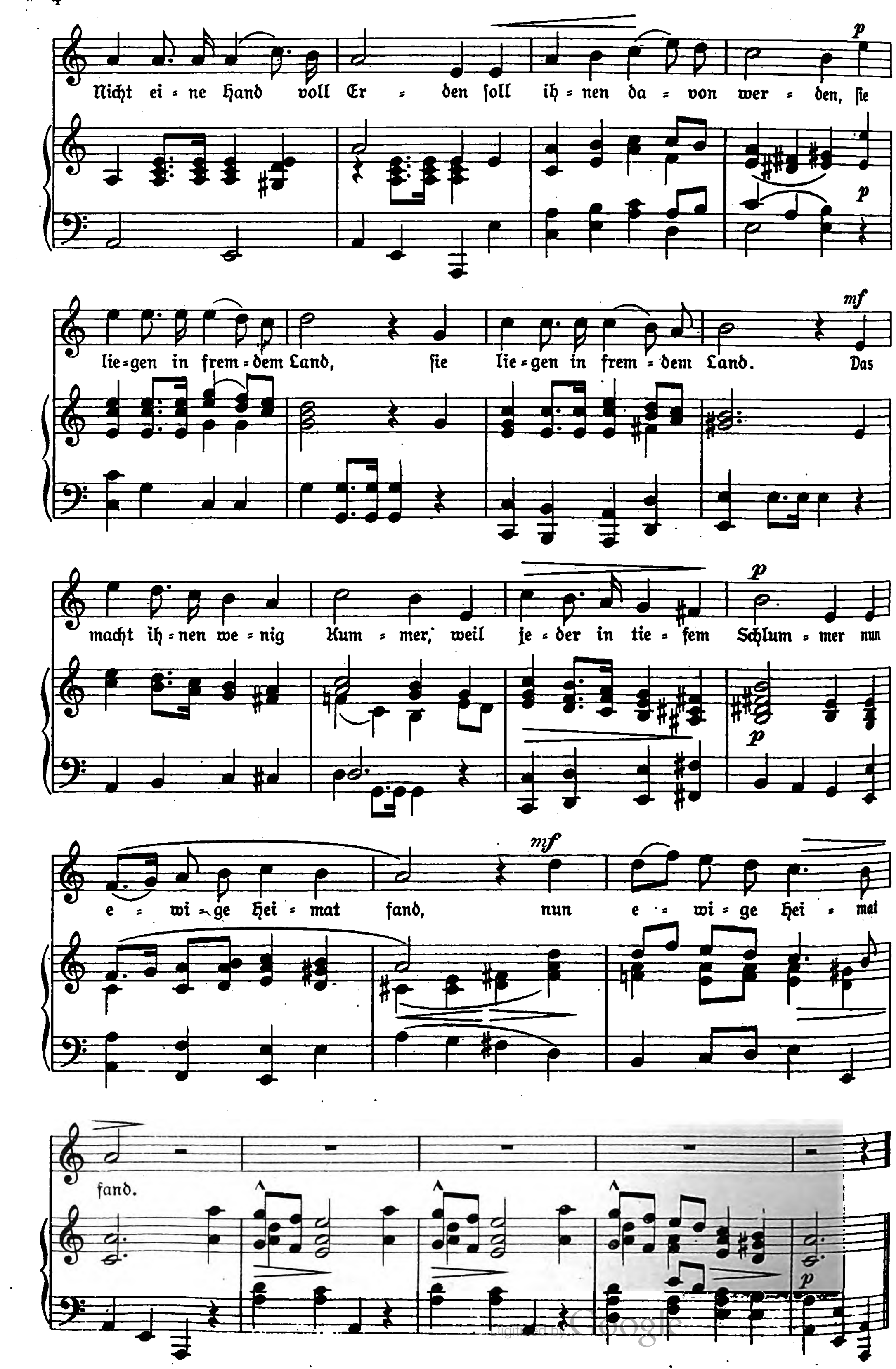
Will Vesper

Robert Weise
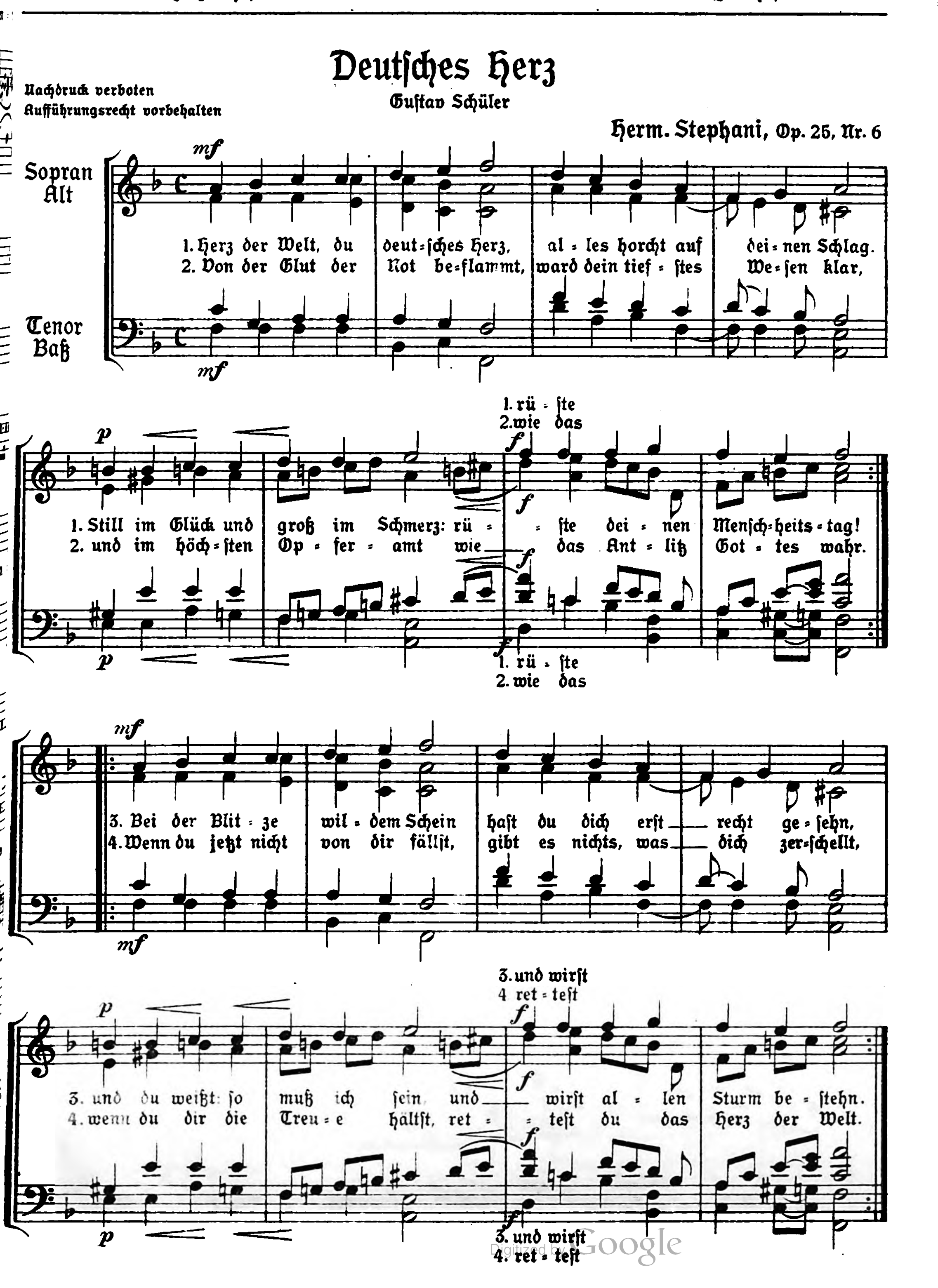



Sie
ha = ben brav ge = ſtrit = ten, den bitt = ren Tod er = lit = ten, ge=
feſt
trun = ken, als wä = re es Wein, ge = trun = ken, als wä = re es
Wein. Sie lie = fen mit Ge = ſan = ge,— es
war ih = nen gar nicht ban = ge,— weit in den Feind hin = ein, weit


in den Feind hin-ein. Sie trie-ben ihn ü-ber die Y-ser. Da
blüh-ten Lor-beer-rei-ser rings aus dem fland-ri-schen Feld, rings
aus dem fland-ri-schen Feld. Und noch im Tau-mel des
Fal-les klang: Deutsch-land ü-ber al-les, ü-ber al-les in der
Welt, ü-ber al-les in der Welt!
weich
hervortretend
espress.



Nicht ei = ne Hand voll Er = den soll ih = nen da = von wer = den, sie
lie = gen in frem = dem Land, sie lie = gen in frem = dem Land. Das
macht ih = nen we = nig Kum = mer, weil je = der in tie = fem Schlum = mer nun
e = wi = ge Hei = mat fand, nun e = wi = ge Hei = mat
fand.



Deutsches Herz
Gustav Schüler
Nachdruck verboten
Aufführungsrecht vorbehalten
Herm. Stephani, Op. 25, Nr. 6
Sopran
Alt
Tenor
Baß
mf
1. Herz der Welt, du deut-sches Herz, al-les horcht auf dei-nen Schlag.
2. Von der Glut der Not be-flammt, ward dein tief-stes We-sen klar,
p
1. Still im Glück und groß im Schmerz: rü-ste dei-nen Mensch-heits-tag!
2. und im höch-sten Op-fer-amt wie das Ant-litz Got-tes wahr.
f
1. rü-ste
2. wie das
3. Bei der Blit-ze wil-dem Schein hast du dich erst recht ge-sehn,
4. Wenn du jetzt nicht von dir fällst, gibt es nichts, was dich zer-schellt,
3. und du weißt: so muß ich sein, und wirst al-len Sturm be-stehn.
4. wenn du dir die Treu-e hältst, ret-test du das Herz der Welt.
3. und wirst
4. ret-test

Sommerwind

Marg. Bauer

Kurt Gorn

Lebhaft, aber nicht zu schnell

Gesang

Klavier

p
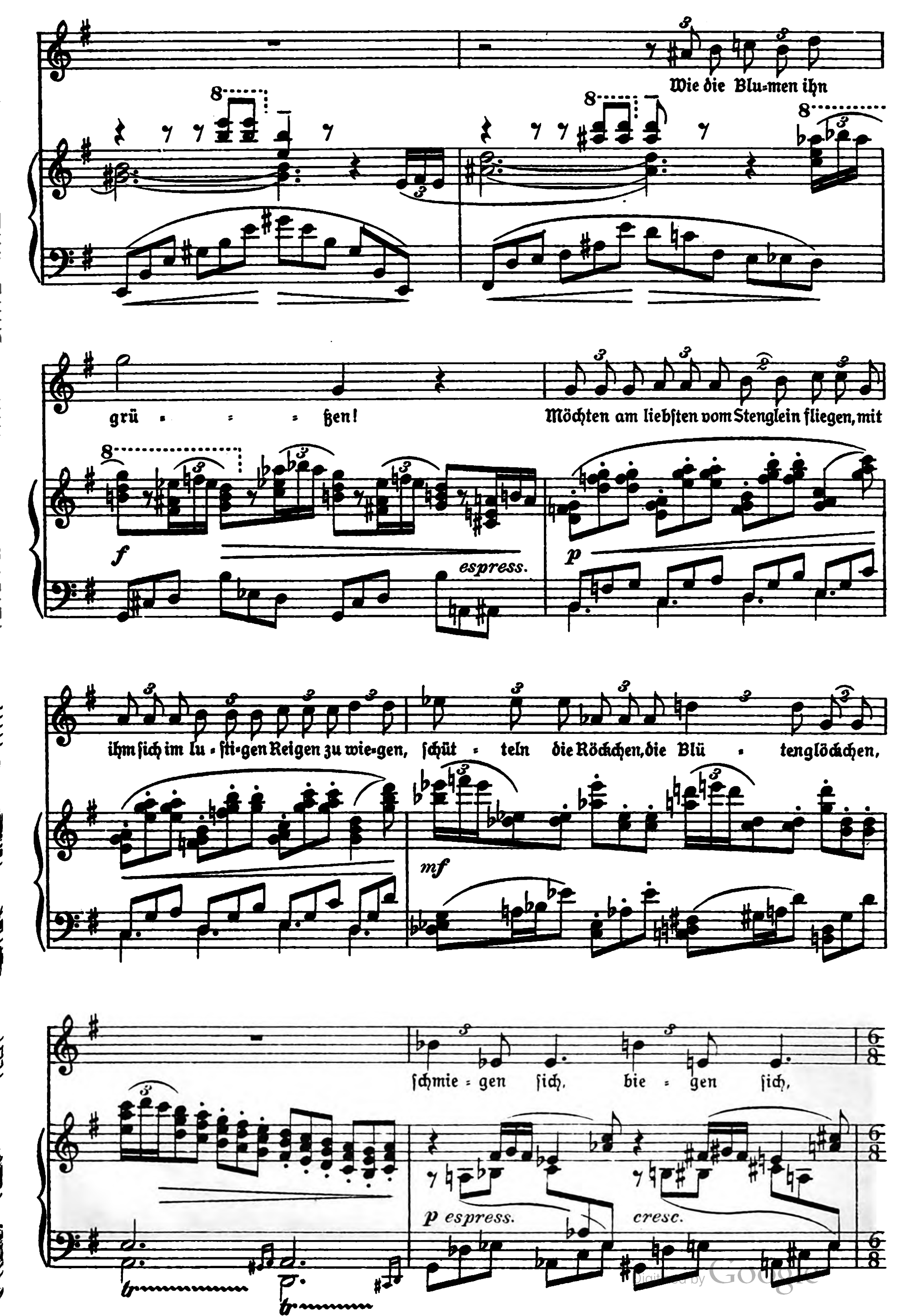
Siehst du ihn lau-fen, den Som-mer-wind?
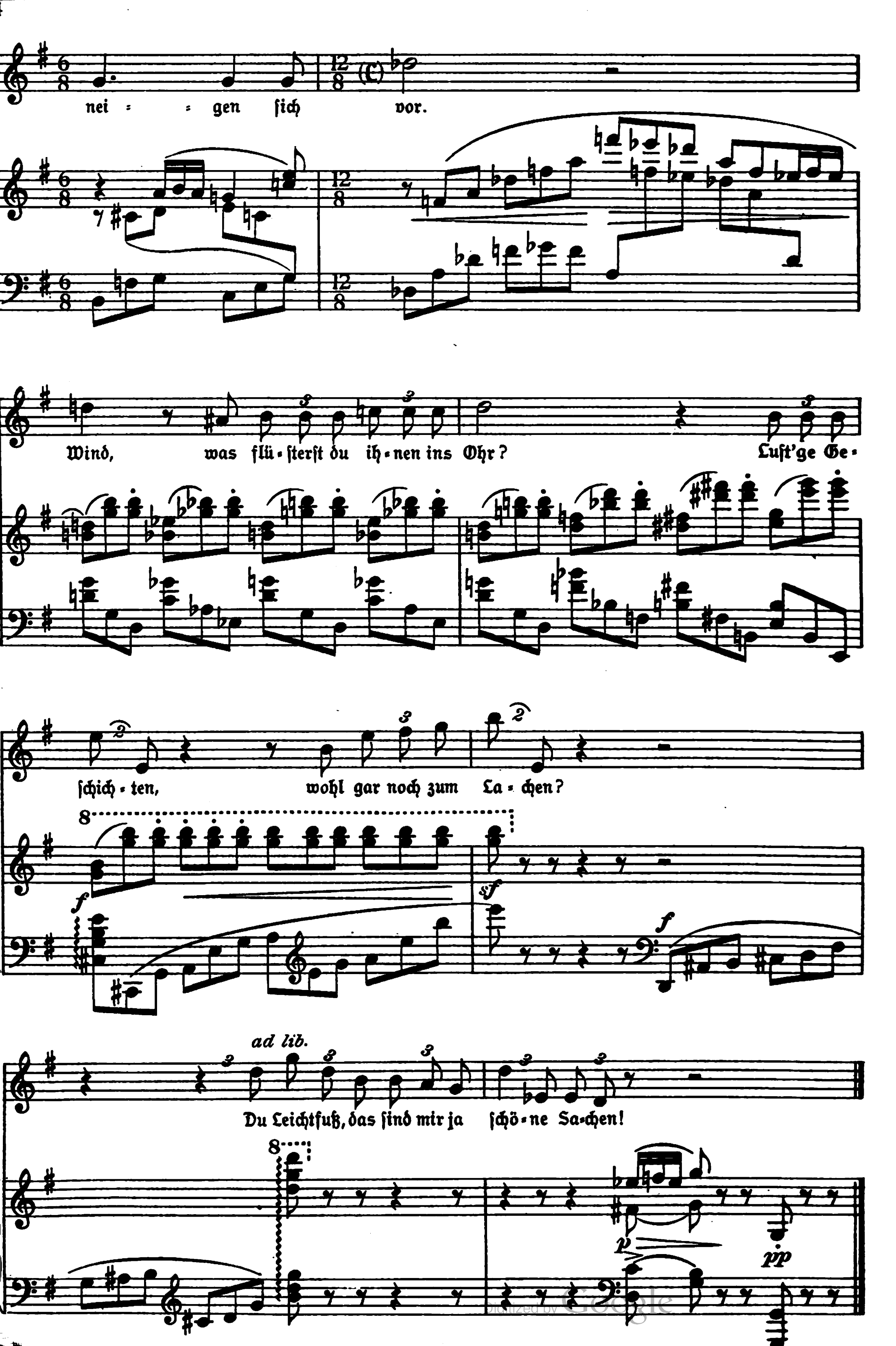
Siehst du ihn lau-fen, den Som-mer-wind?

Ei-lig, mit blo-ßen Fü-ßen rennt er ü-ber die Wie-sen geschwind.

mf *cresc.* *f* *legato*

Mit gütiger Erlaubnis des Verlags Julius Bauer in Braunschweig entnommen aus: „Sechs Lieder für eine Singstimme


Wie die Blu-men ihn
grü - - - ßen!
Möchten am liebsten vom Stenglein fliegen, mit
f
espress.
p
ihm sich im lu-sti-gen Reigen zu wie-gen,
schüt - teln die Röckchen, die Blü - tenglöckchen,
mf
schmie-gen sich, bie-gen sich,
p espress.
cresc.
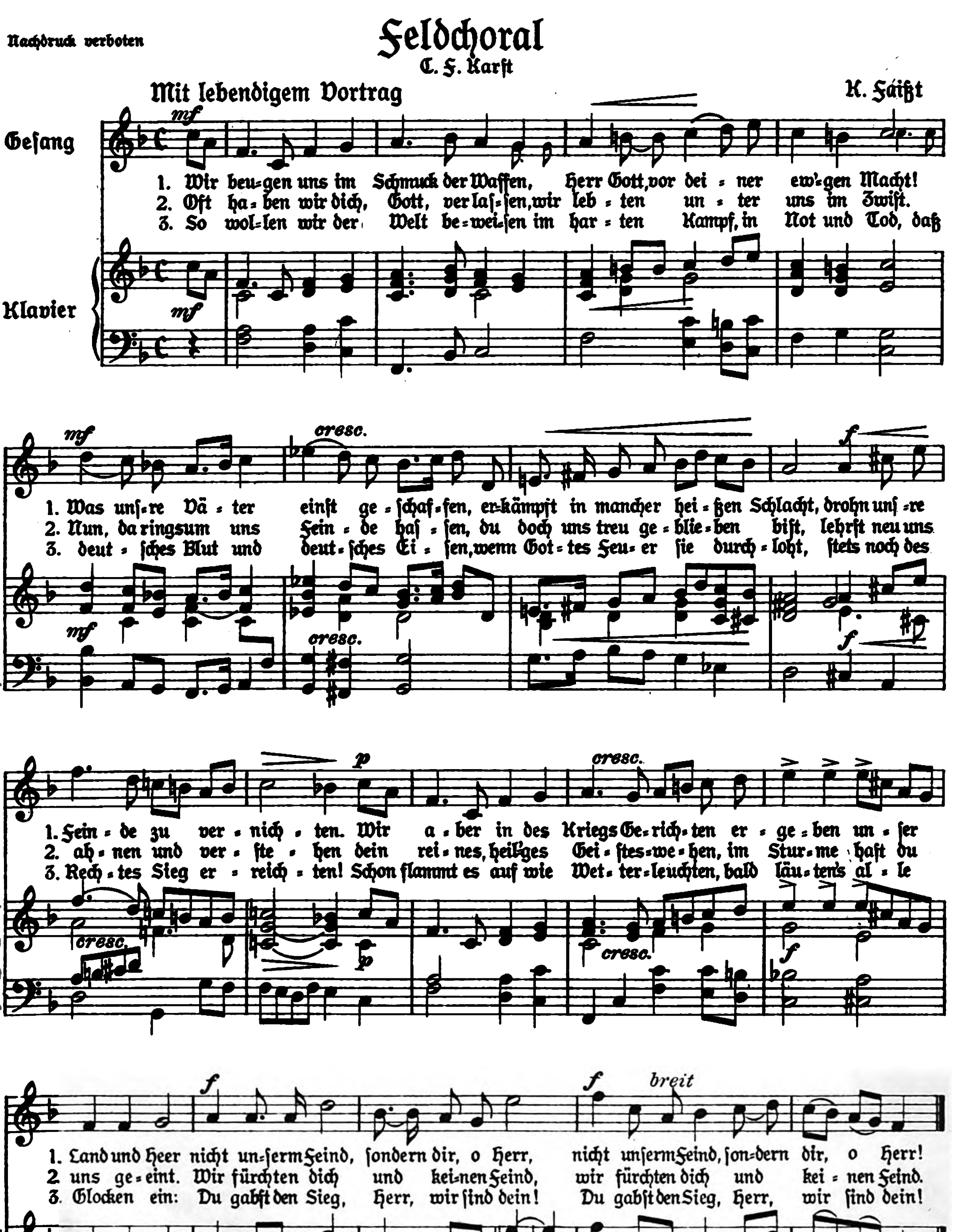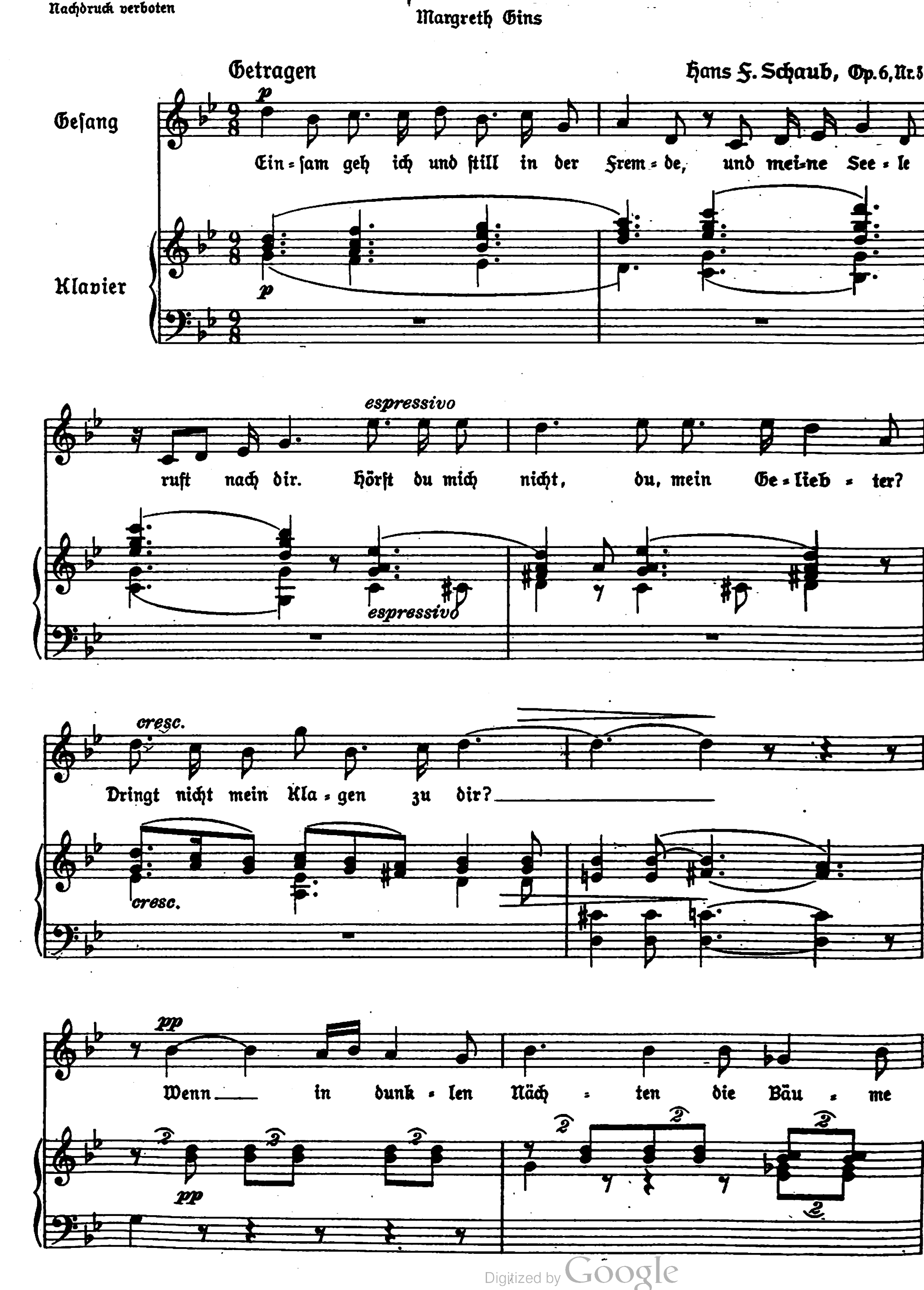


nei - gen sich vor.
Wind, was flü - sterst du ih - nen ins Ohr? Lust'ge Ge -
schich - ten, wohl gar noch zum La - chen?
ad lib.
Du Leichtfuß, das sind mir ja schö - ne Sa - chen!
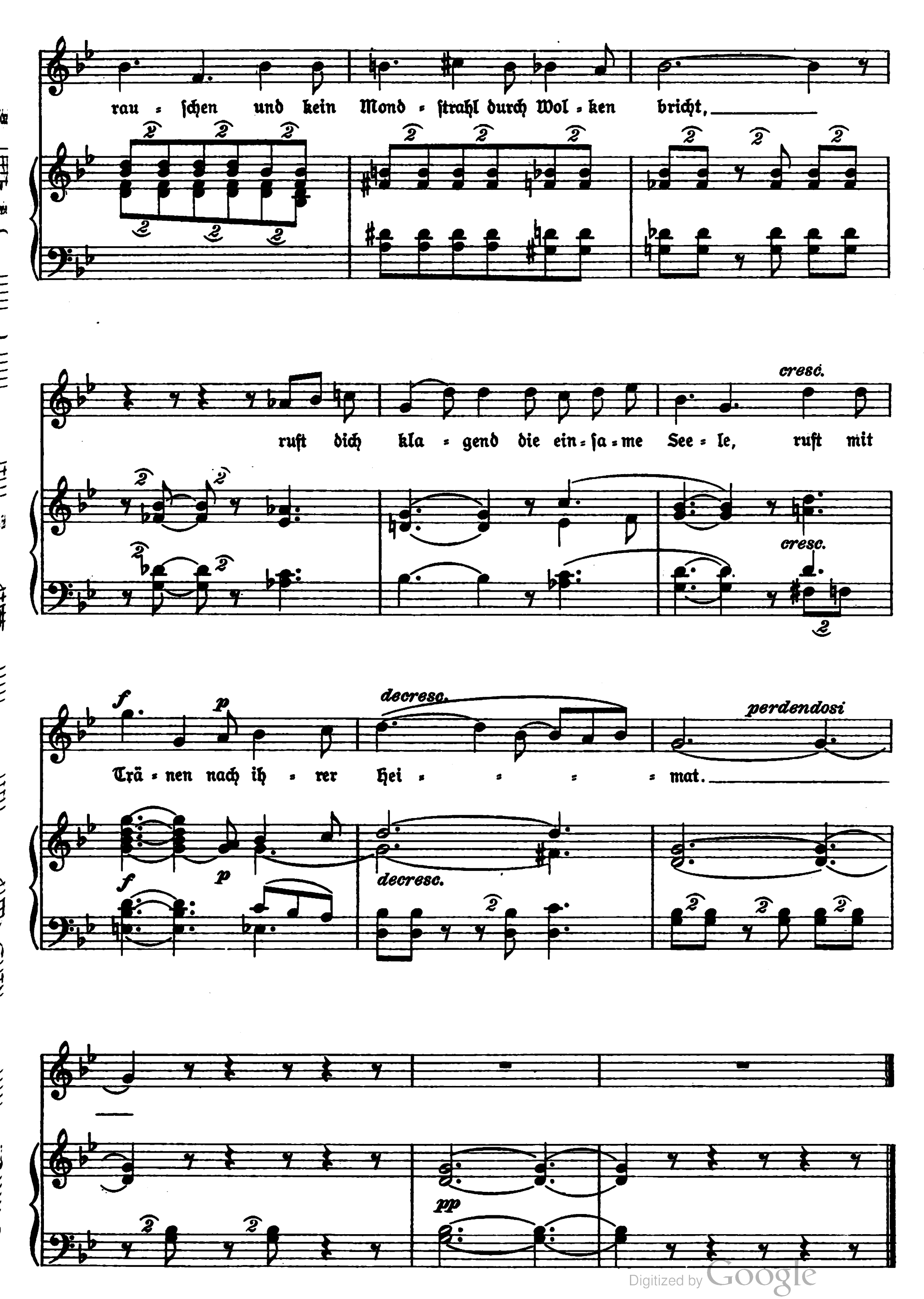
Der Türmer

Kriegsausgabe

Notenbeilage zu Heft 21 — 1. Augustheft 1916




2.
Dem fernen Geliebten
Nachdruck verboten
Margreth Gins
Getragen
Hans F. Schaub, Op. 6, Nr. 3
Gesang
Klavier
p
Ein-sam geh ich und still in der Frem-de, und mei-ne See-le ruft nach dir.
espressivo
Hörst du mich nicht, du, mein Ge-lieb-ter?
cresc.
Dringt nicht mein Kla-gen zu dir?
pp
Wenn in dunk-len Näch-ten die Bäu-me


rau - schen und kein Mond - strahl durch Wol - ken bricht,
ruft dich kla - gend die ein - sa - me See - le, ruft mit
cresc.
Trä - nen nach ih - rer Hei - - - - mat.
f
p
decresc.
perdendosi
pp

Der Lautenspieler

Thomas Westerich (im Felde)

Mäßig

Karl Wahlstedt

Gesang

Klavier

1. In Frank = reich saß vor sei = ner Tür ___ ein mun = trer Ka = me =
2. Zur Lin = ken hing sein treu = es Schwert, ___ die lie = be Lau = te
3. Er sang das Lied vom Hei = mat = land, ___ das schlug so mäch = tig
4. In Frank = reich steht ein Kreuz von Holz, ___ drum schwebt ein schön bunt

1. rad von mir, der hatt' das Herz voll Lie = der. Er hielt die Lau = te in der Hand, dran
2. war ihm wert, er hatt' das Herz voll Lie = der. Und mußt' er Schütz im Gru = ben sein, so
3. sei = ne Hand, da schlu=gen al = le Her = zen. Doch sang er von der fer = nen Braut, da
4. Band so stolz, dort saß ich oft, zu lau = schen. Da hör = te ich bei Son = nen=schein süß

1. hing ein schön bunt Flat = ter = band.
2. war's, als käm' der Son = nen=schein.
3. klang die Lau = te wun = der=traut.
4. Lau = ten = klang so fern und fein.

mf (Str. 3 *pp*) *f* *p*

Spie = le du, o spie = le und sin = ge da = zu, spie = le du, o spie = le und sin = ge da = zu.

Der Türmer
Kriegsausgabe

Notenbeilage zu Heft 22 — 2. Augustheft 1916

Fünf Kinderlieder

von

Felix Striegler

1
Sonntag

Hoffmann v. Fallersleben

Einfach (♩. = 56)

Gesang

mf

1. Der Sonn-tag ist ge-kom-men, ein Sträußchen auf dem Hut, sein
2. Er stei-get auf die Ber-ge, er wan-delt durch das Tal, er
3. Und wie in schö-nen Klei-dern nun pran-get jung und alt, hat
4. Und wie er al-len Freu-de und Frie-den bringt und Ruh', so

Klavier
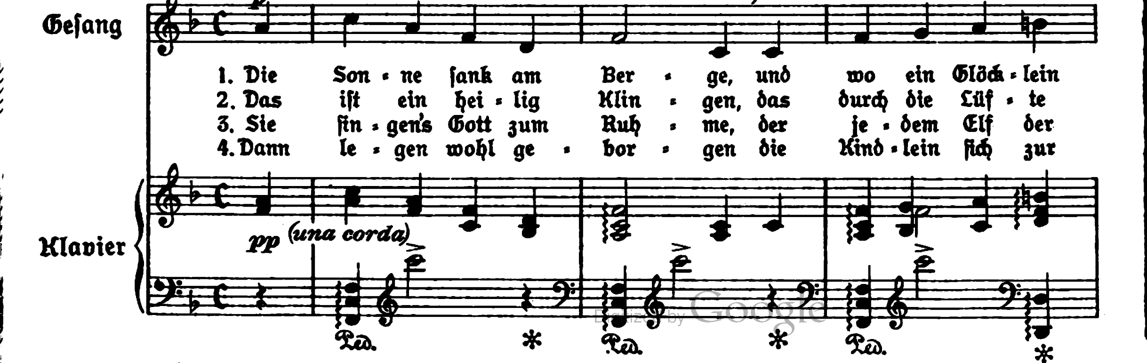
mf

1. Aug' ist mild und hei-ter, er meint's mit al-len gut.
2. la-det zum Ge-be-te die Men-schen all-zu-mal.
3. er für sie ge-schmük-ket die Flur und auch den Wald.
4. ruf' auch du nun je-dem: „Gott grüß dich!" freund-lich zu.

2
Abends im Walde

Julius Sturm

Andächtig (𝅗𝅥 = 66)



1. steht, da läuten kleine Zwerge die Elfen zum Gebet.
2. zieht, -- viel süße Stimmchen singen ein frommes Abendlied.
3. Au' -- zum Hüttlein gab die Blume und ihn getränkt mit Tau.
4. Ruh', -- und Gott schließt bis zum Morgen die Blumenhäuslein zu.

Ped. * Ped. * Ped. * Ped. * Ped. Ped.
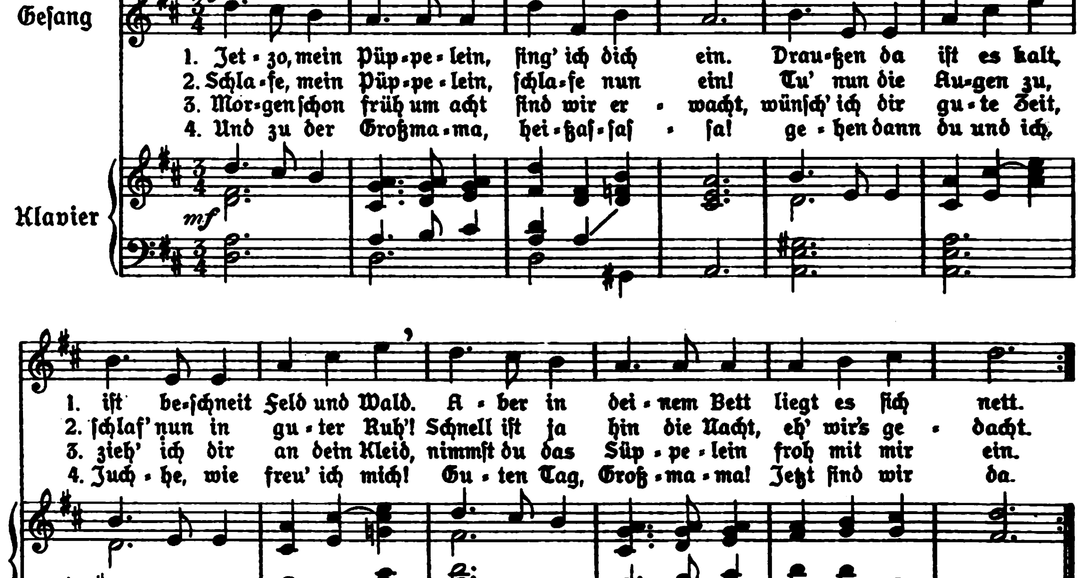
3

Nachdruck verboten

Schlafe, mein Püppelein

Hoffmann v. Fallersleben

Nicht zu langsam (♩=144)
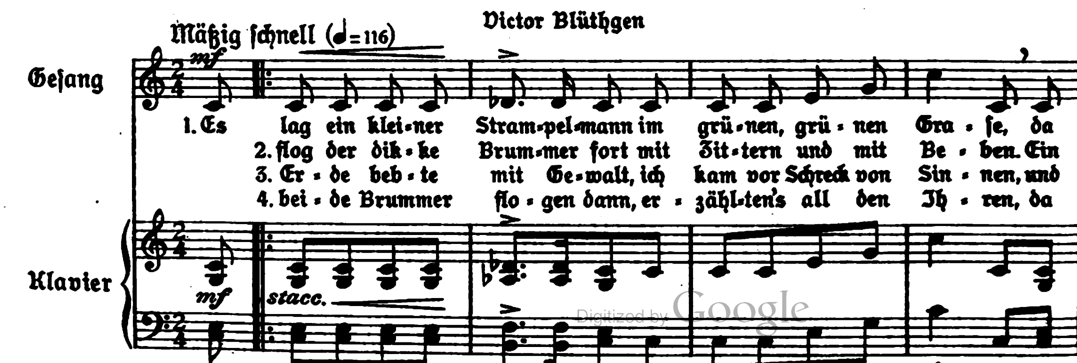


4

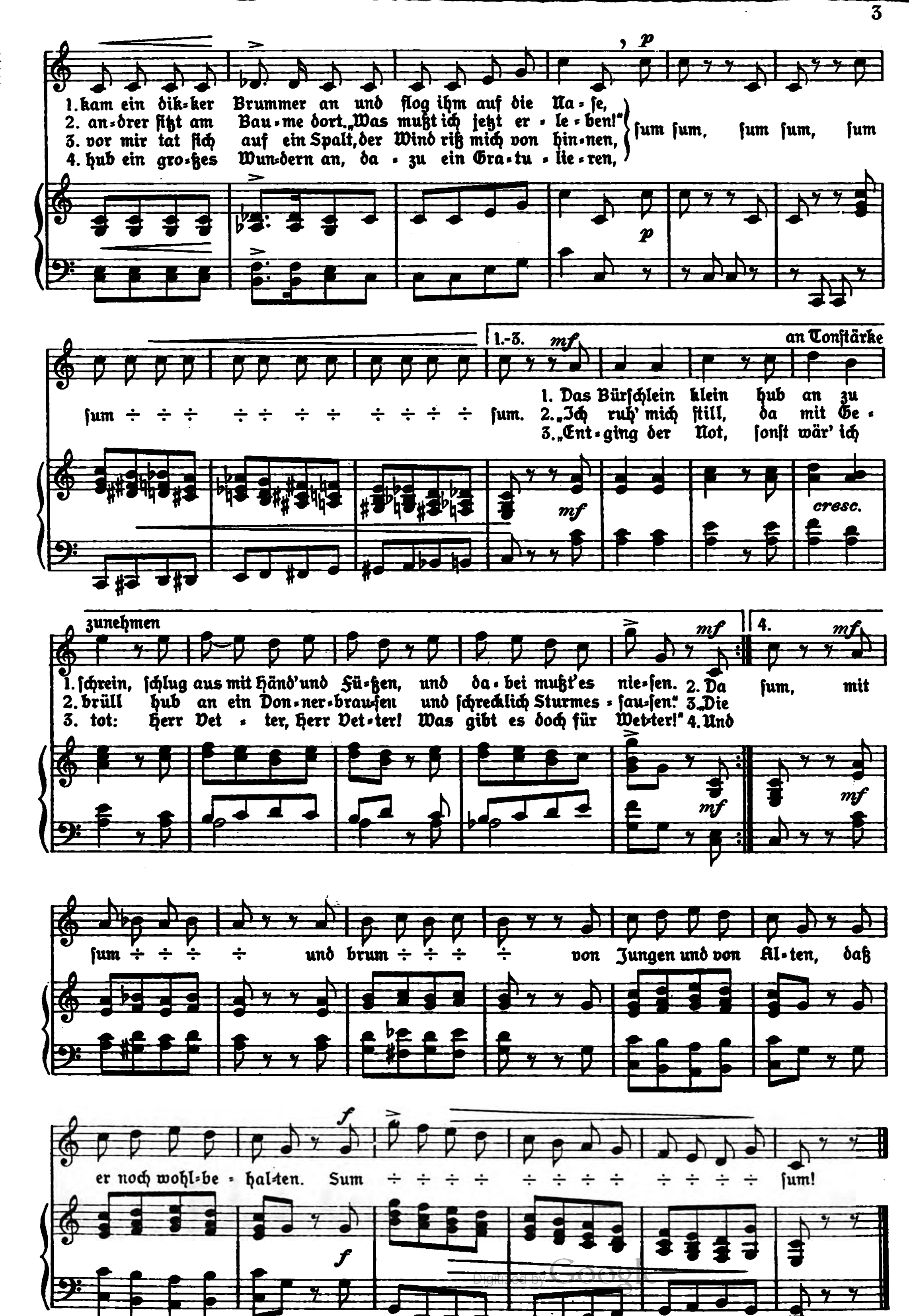
Nachdruck verboten

Brummers Abenteuer

Victor Blüthgen
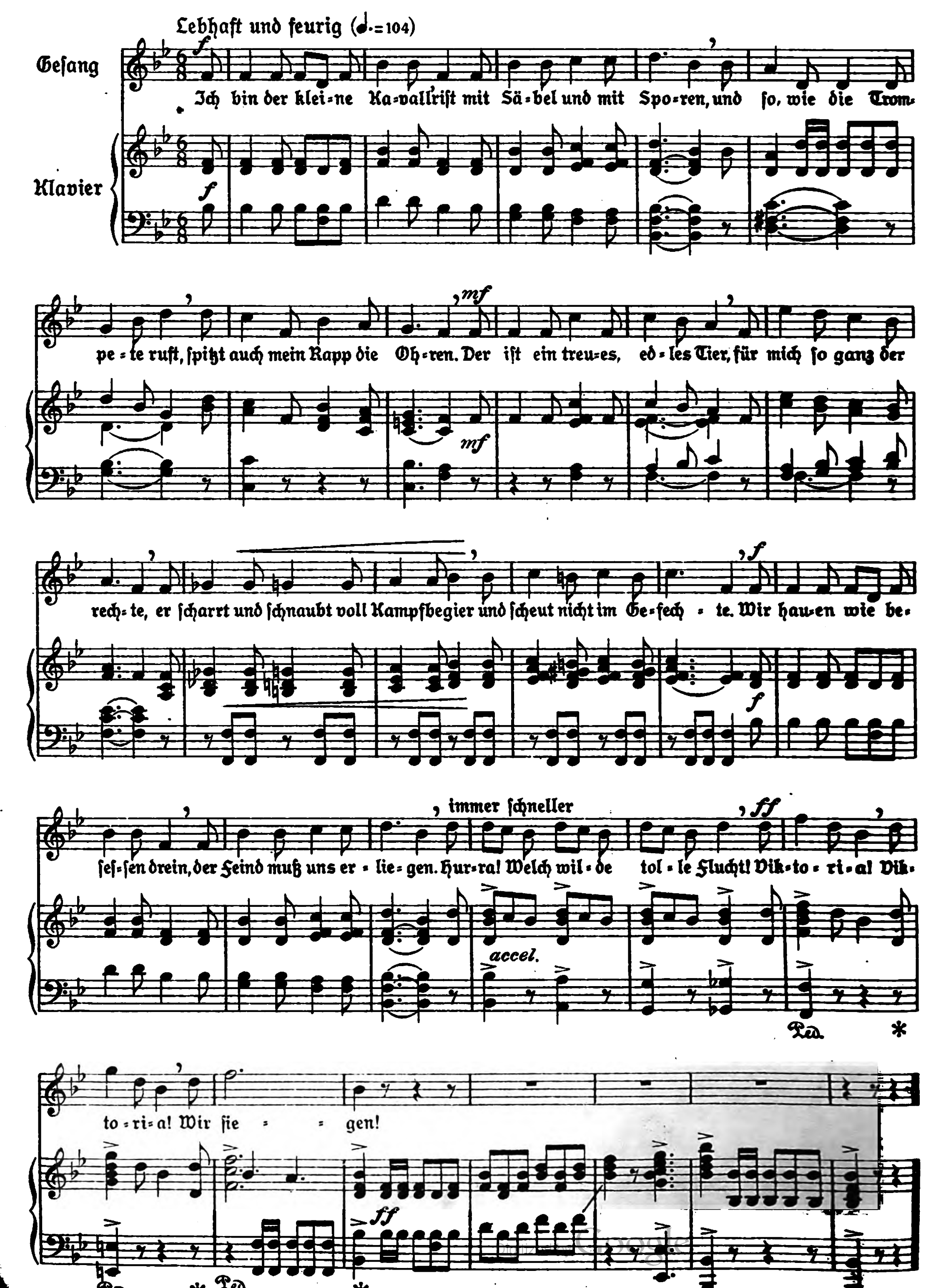
Mäßig schnell (♩=116)
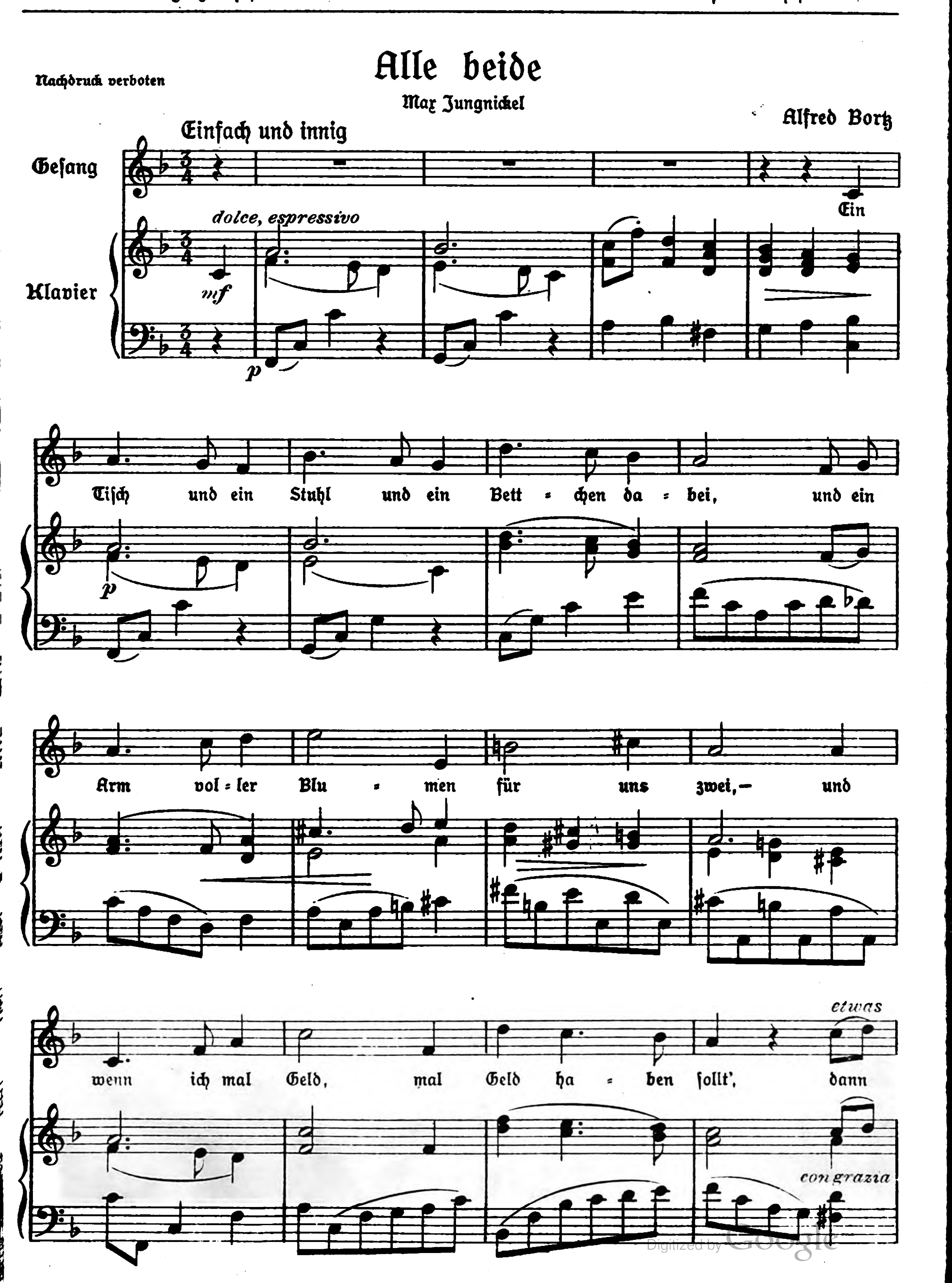



p
1. kam ein dik-ker Brummer an und flog ihm auf die Na - se,
2. an-drer sitzt am Bau-me dort. „Was mußt ich jetzt er - le - ben!"
3. vor mir tat sich auf ein Spalt, der Wind riß mich von hin-nen,
4. hub ein gro-ßes Wun-dern an, da - zu ein Gra-tu - lie-ren,
sum sum, sum sum, sum
p
sum ÷ ÷ ÷ ÷ ÷ ÷ ÷ ÷ ÷ ÷ ÷ sum.
1.-3.
mf
an Tonstärke
1. Das Bürschlein klein hub an zu
2. „Ich ruh' mich still, da mit Ge -
3. „Ent - ging der Not, sonst wär' ich
mf
cresc.
zunehmen
1. schrein, schlug aus mit Händ' und Fü-ßen, und da-bei mußt' es nie-sen.
2. brüll hub an ein Don-ner-brau-sen und schrecklich Sturmes - sau-sen."
3. tot: Herr Vet - ter, Herr Vet-ter! Was gibt es doch für Wet-ter!"
2. Da
3. „Die
4. Und
mf
4.
mf
sum, mit
mf
sum ÷ ÷ ÷ ÷ und brum ÷ ÷ ÷ ÷ von Jungen und von Al-ten, daß
er noch wohl-be - hal-ten. Sum ÷ ÷ ÷ ÷ ÷ ÷ ÷ ÷ ÷ ÷ ÷ ÷ sum!
f
f
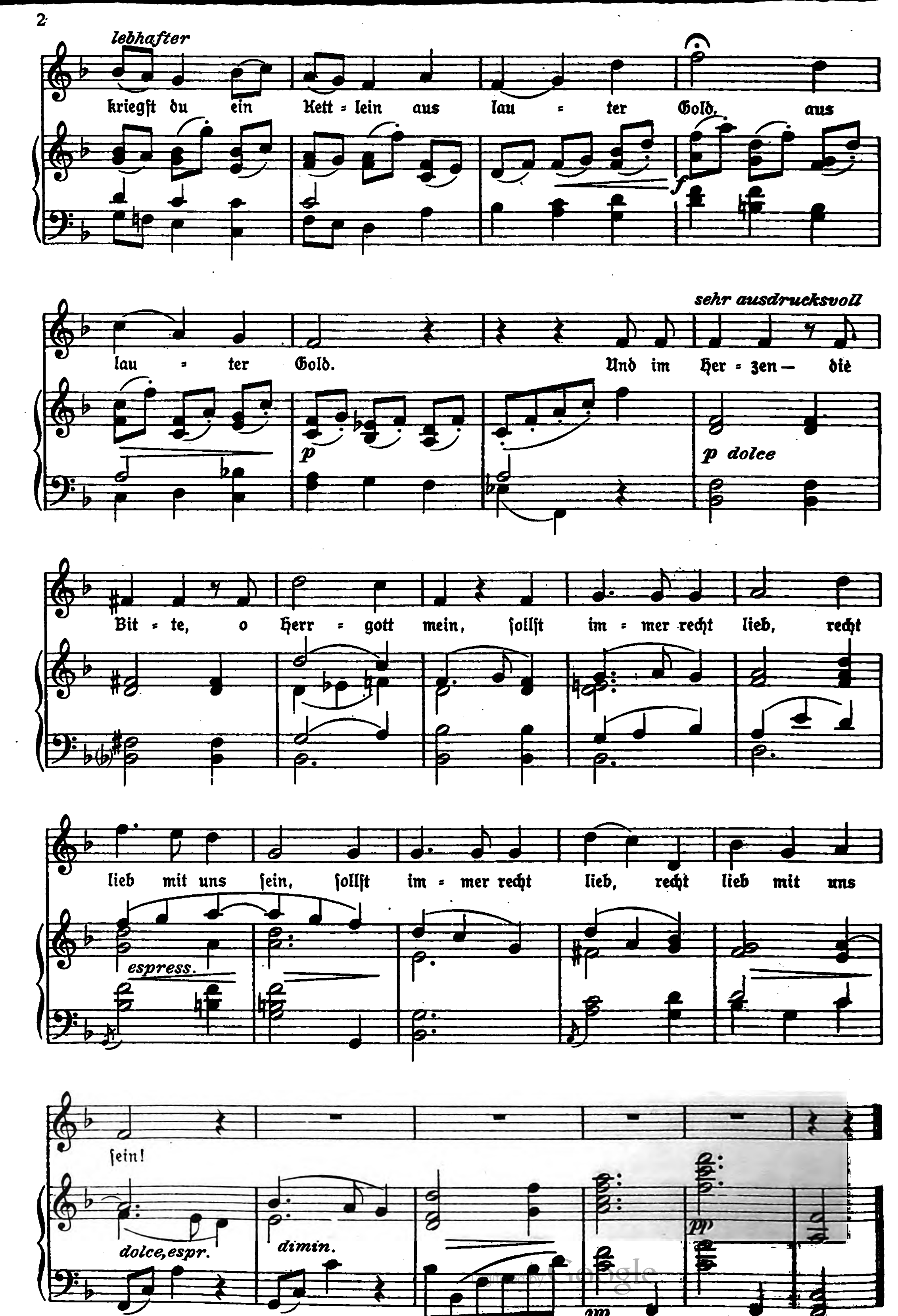
5
Der kleine Kavallerist

Julius Sturm



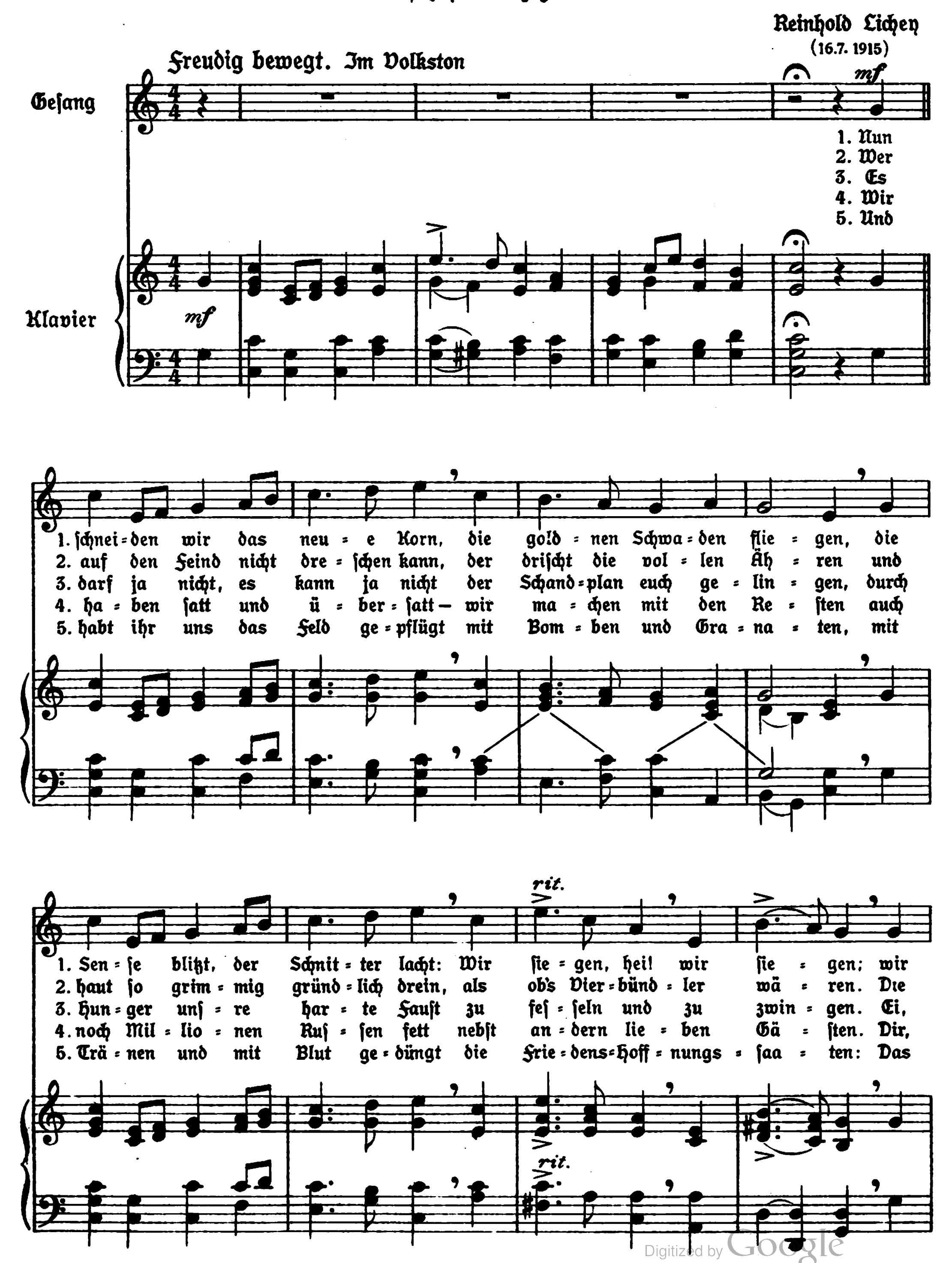
Der Türmer
Kriegsausgabe
Notenbeilage zu Heft 23
1. Septemberheft 1916
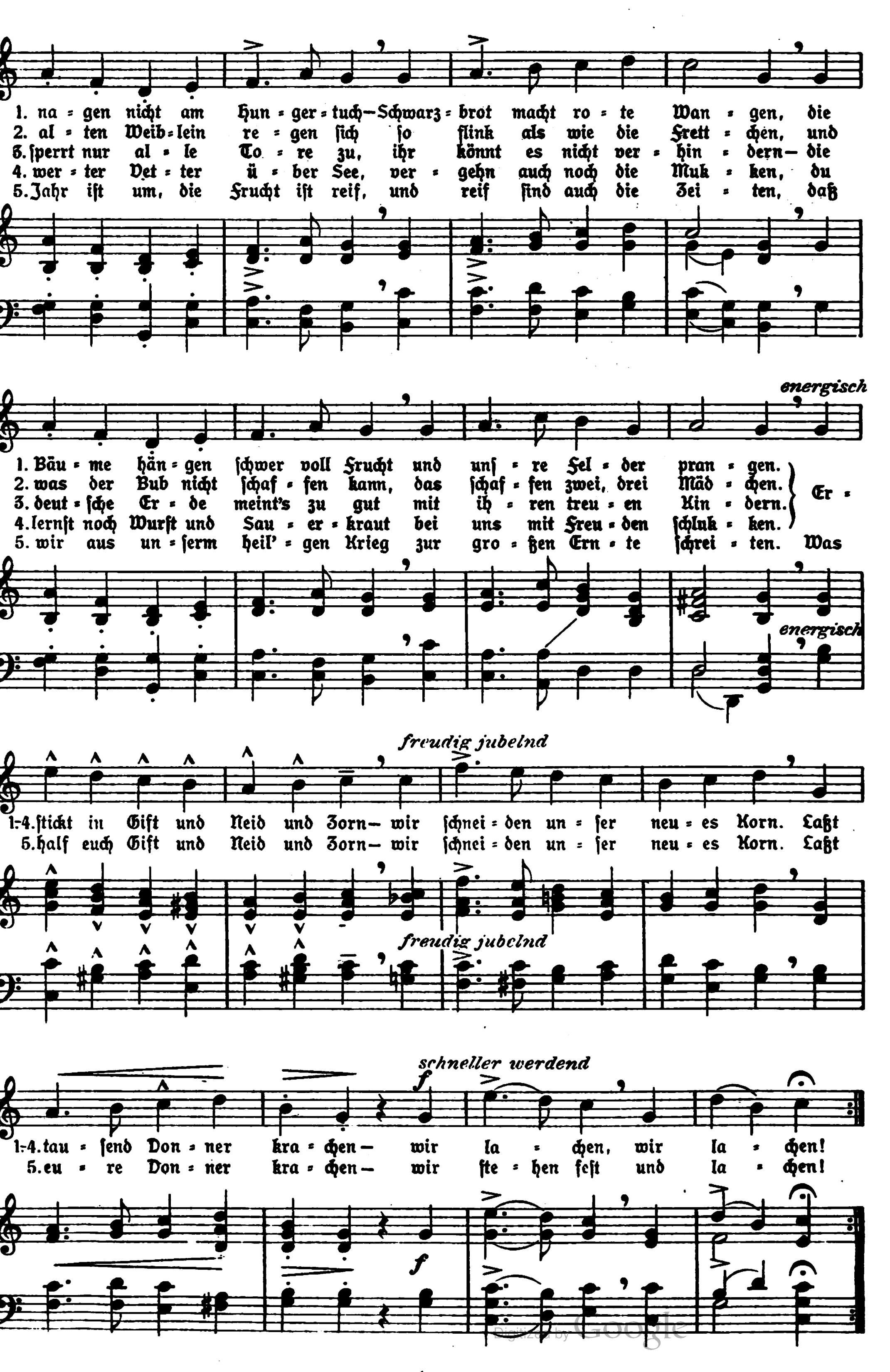



lebhafter
kriegſt du ein Kett = lein aus lau = ter Gold, aus
f
lau = ter Gold.
sehr ausdrucksvoll
Und im Her = zen — die
p
p dolce
Bit = te, o Herr = gott mein, ſollſt im = mer recht lieb, recht
lieb mit uns ſein, ſollſt im = mer recht lieb, recht lieb mit uns
espress.
ſein!
dolce, espr.
dimin.
pp

Der Hungerkrieg

Ernst Frhr. v. Wolzogen





1. na = gen nicht am Hun = ger = tuch—Schwarz = brot macht ro = te Wan = gen, die
2. al = ten Weib = lein re = gen sich so flink als wie die Frett = chen, und
3. sperrt nur al = le To = re zu, ihr könnt es nicht ver = hin = dern— die
4. wer = ter Vet = ter ü = ber See, ver = gehn auch noch die Muk = ken, du
5. Jahr ist um, die Frucht ist reif, und reif sind auch die Zei = ten, daß
energisch
1. Bäu = me hän = gen schwer voll Frucht und uns = re Fel = der pran = gen.
2. was der Bub nicht schaf = fen kann, das schaf = fen zwei, drei Mäd = chen.
3. deut = sche Er = de meint's zu gut mit ih = ren treu = en Kin = dern.
4. lernst noch Wurst und Sau = er = kraut bei uns mit Freu = den schluk = ken.
Er =
5. wir aus un = serm heil' = gen Krieg zur gro = ßen Ern = te schrei = ten. Was
energisch
freudig jubelnd
1-4. stickt in Gift und Neid und Zorn— wir schnei = den un = ser neu = es Korn. Laßt
5. half euch Gift und Neid und Zorn— wir schnei = den un = ser neu = es Korn. Laßt
freudig jubelnd
schneller werdend
f
1-4. tau = send Don = ner kra = chen— wir la = chen, wir la = chen!
5. eu = re Don = ner kra = chen— wir ste = hen fest und la = chen!
f

Der Türmer
Kriegsausgabe
Notenbeilage zu Heft 24 — 2. Septemberheft 1916

Vier Lieder
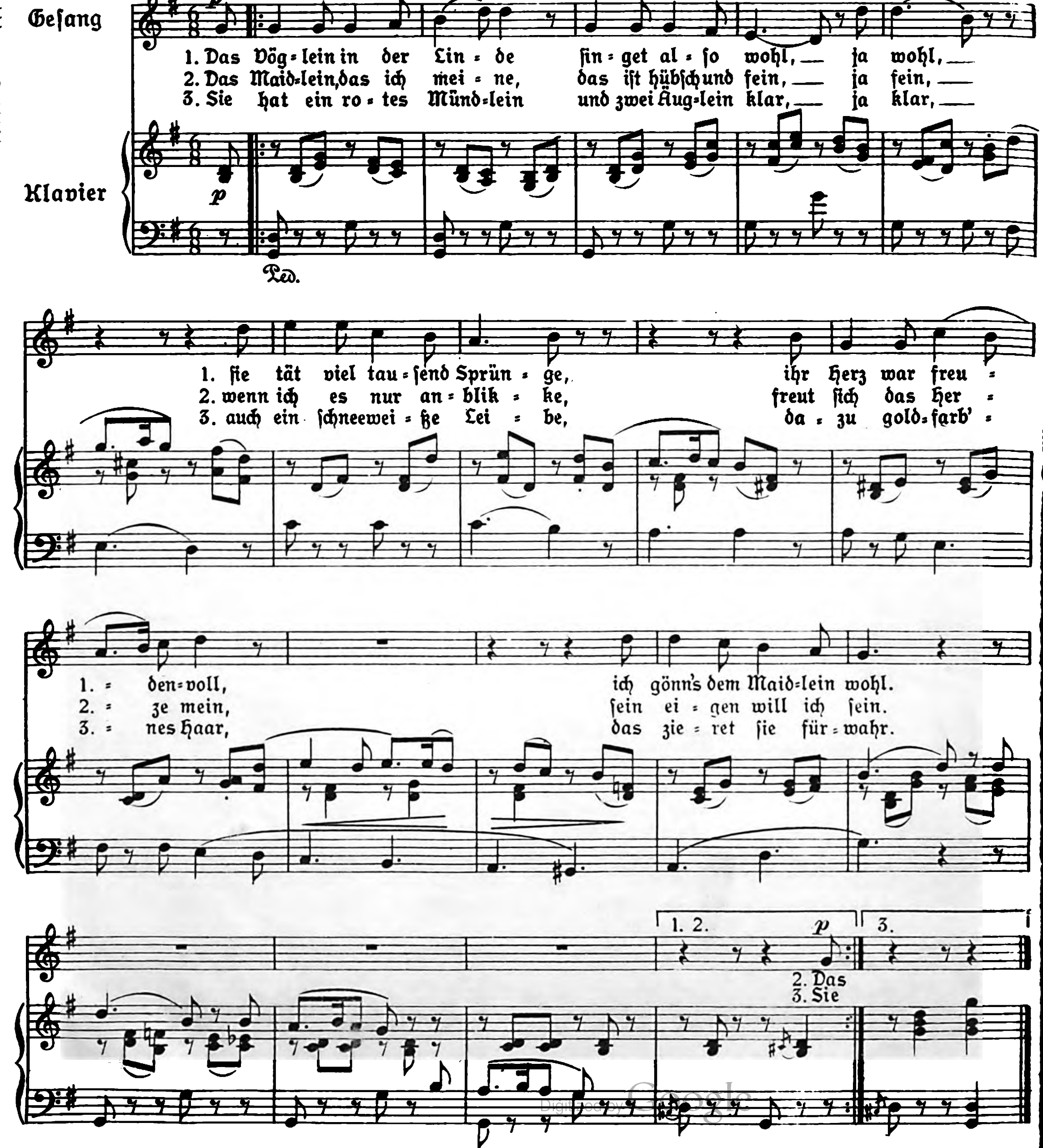
nach Volksweisen des 16. Jahrhunderts von

Hermann Wetzel
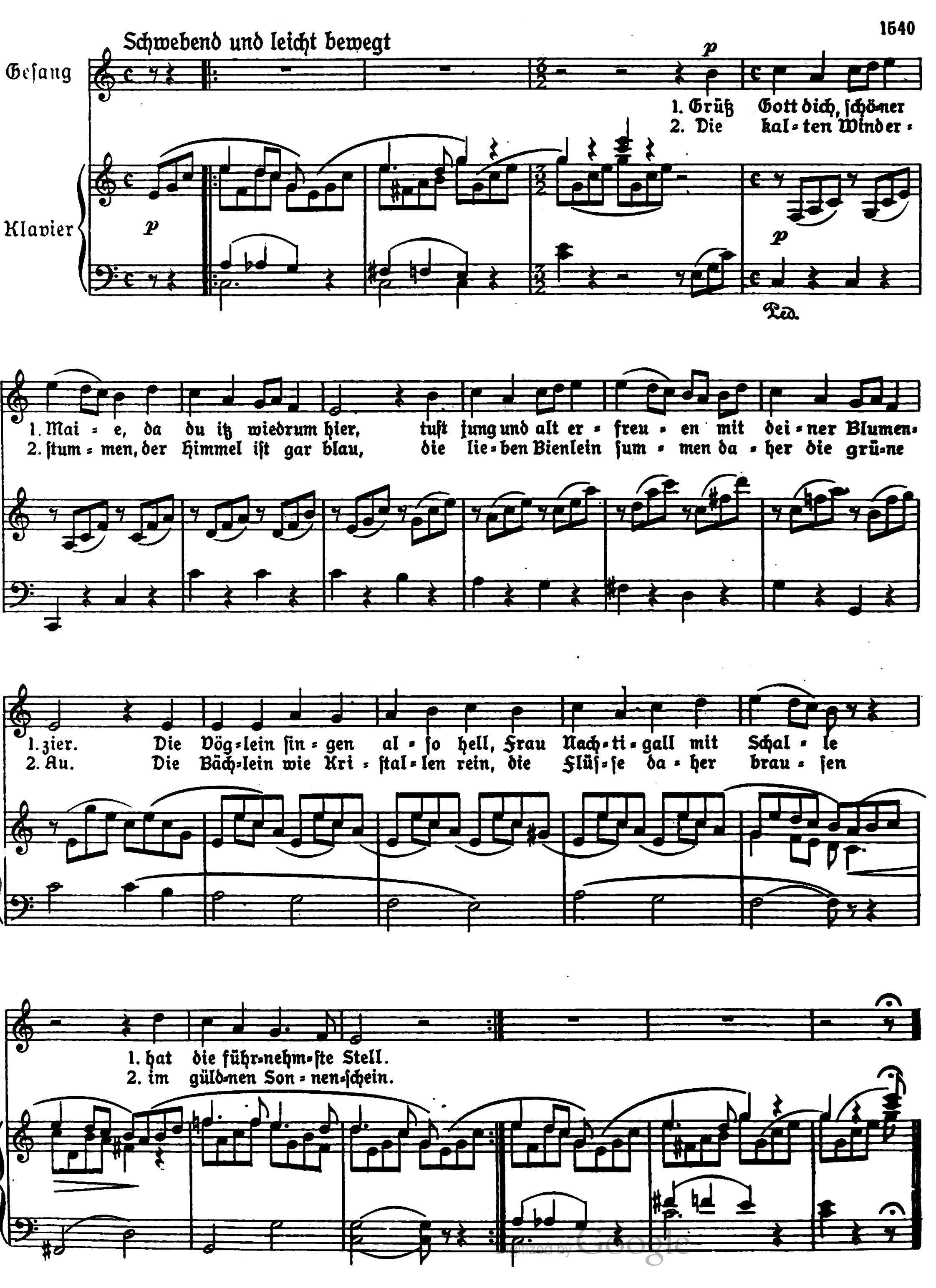
1

Das Maidlein

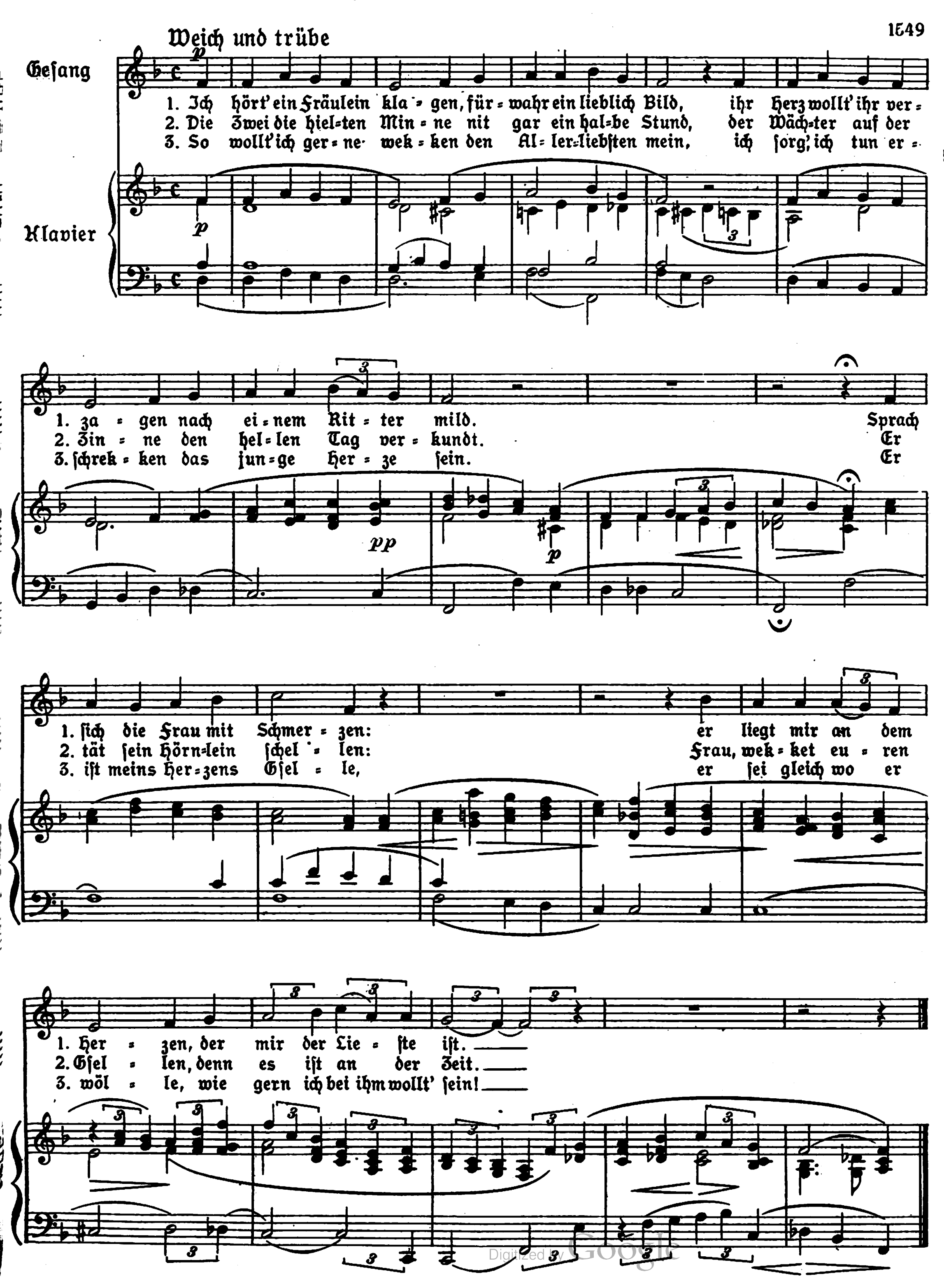
1540



Grüß Gott dich, schöner Maie
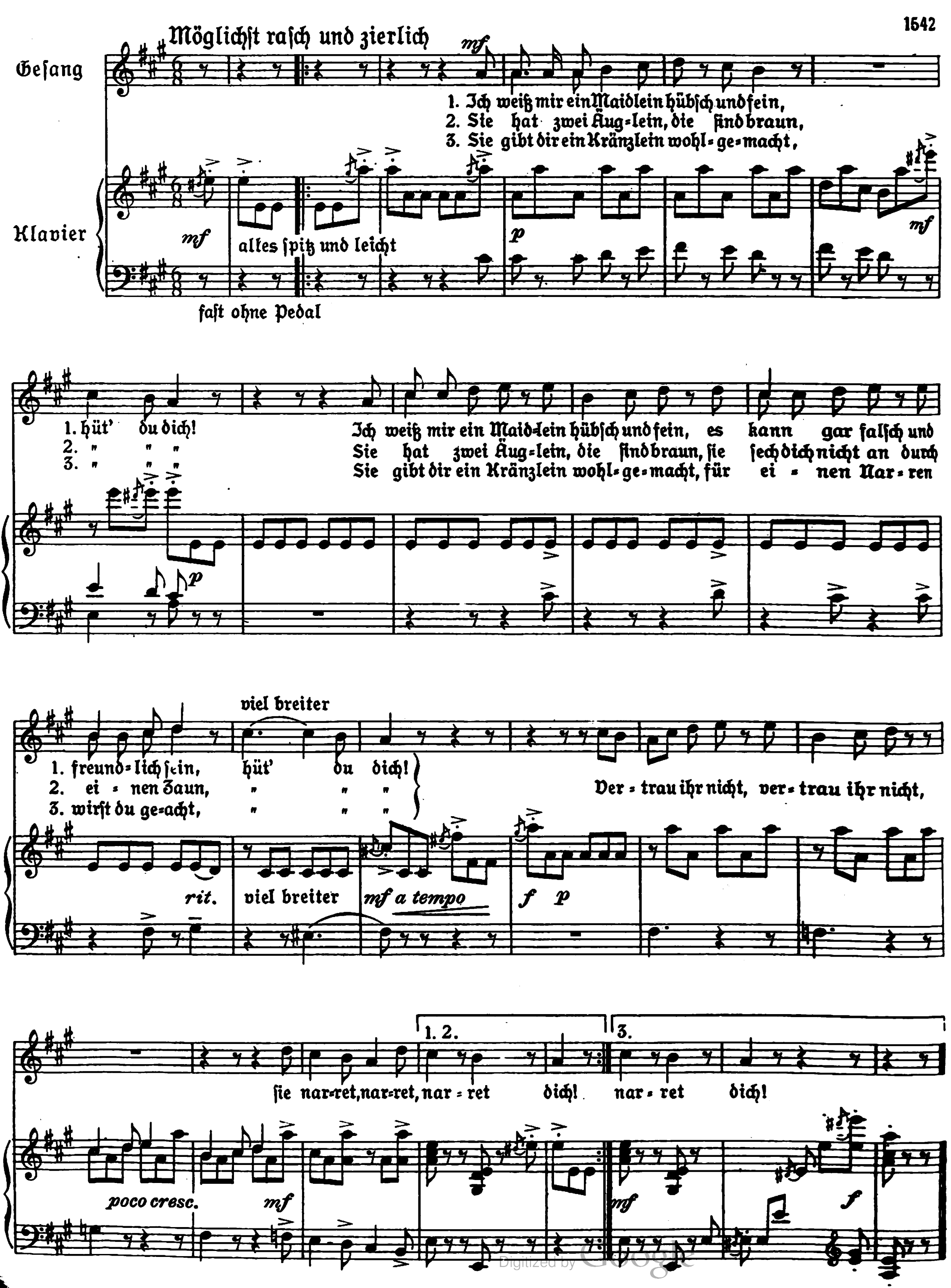


3
Ich hört' ein Fräulein klagen



4

Hüt' du dich


1542
Möglichst rasch und zierlich
Gesang
Klavier
mf
1. Ich weiß mir ein Maidlein hübsch und fein,
2. Sie hat zwei Äug-lein, die sind braun,
3. Sie gibt dir ein Kränzlein wohl-ge-macht,
alles spitz und leicht
p
fast ohne Pedal
1. hüt' du dich!
2. " " "
3. " " "
Ich weiß mir ein Maid-lein hübsch und fein, es kann gar falsch und
Sie hat zwei Äug-lein, die sind braun, sie seh'n dich nicht an durch
Sie gibt dir ein Kränzlein wohl-ge-macht, für ei-nen Nar-ren
1. freund-lich sein, hüt' du dich!
2. ei-nen Zaun, " " "
3. wirst du ge-acht, " " "
viel breiter
Ver-trau ihr nicht, ver-trau ihr nicht,
rit.
mf a tempo
f p
1. 2.
3.
sie nar-ret, nar-ret, nar-ret dich! nar-ret dich!
poco cresc.
Digitized by Google

